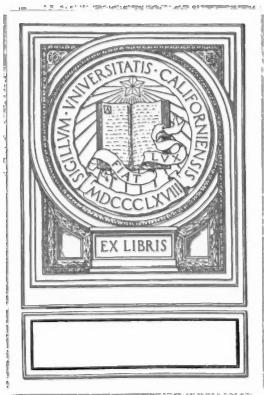

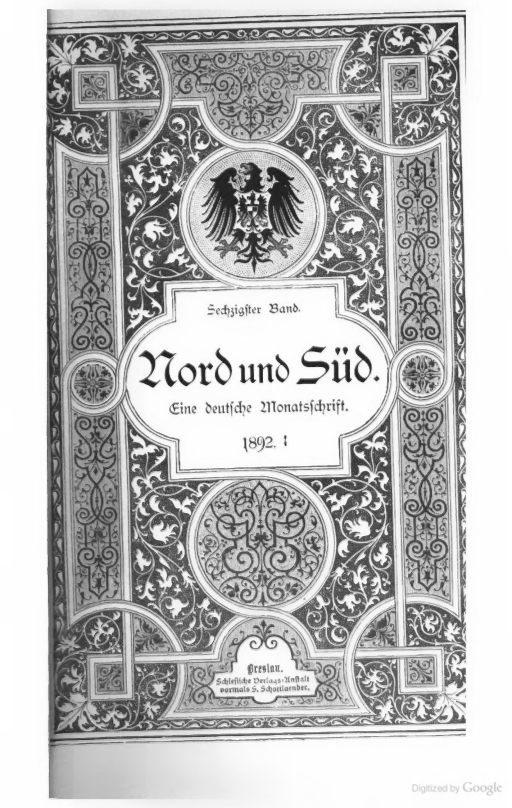




# *Nord un Süd*







Sechzigster Band.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1892. 1

Greslau.

Schlesische Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottländer.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

Verlag von  
C. Schottlaender.

Sechzigster Band.

Mit den Portraits von:

Heinrich von Sybel, Pietro Mascagni, Julius Duboc.



Breglau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottlaender.

## Inhalt des 60. Bandes.

Januar. — Februar. — März.  
1892.

	Seite
J. Caro in Breslau.	
Heinrich von Sybel.....	32
Anton Chroust in Graz.	
Aus dem mittelalterlichen Studentenleben an deutschen Universitäten.	363
Felix Dahn in Breslau.	
Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. (Schluß.).....	92
Julius Duboc in Plauen bei Dresden.	
Aus E. Feuerbachs Nachlaß. ....	307
Karl Theodor Gaederz in Berlin.	
Aus Emanuel Geibels Studienzeit.....	186
Julius R. Haarhaus in Leipzig.	
Die Venus der Villa Valdarniana. Novellette.....	113
Ola Hansson in Berlin.	
Im Huldrebann. Novelle.....	281
Robert Hassencamp in Ostrowo.	
Die neu aufgefundenen Fragmente der euripideischen Antiope und ihr Werth für die Deutung des „Toro farnese“.....	211
Auguste Hauschner in Berlin.	
Nach dem Code. Skizze.....	395
Joseph Jaffé in Berlin.	
Französische Gedichte in deutschen Nachdichtungen.....	64
Karl Joël in Dresden.	
Julius Duboc.....	318



Januar 1892.

**Inhalt.**

	Seite
<b>L. v. Sacher-Masoch in Lindheim.</b>	
Terfa. Novelle.....	1
<b>J. Caro in Breslau.</b>	
Heinrich von Sybel .....	32
<b>Bernhard Stern in Wien.</b>	
Kütai's, die alte Königsstadt von Imeretien. Ein Reiseumoment aus dem Kaukasus .....	56
<b>Joseph Jaffé in Berlin.</b>	
französische Gedichte in deutschen Nachdichtungen .....	64
<b>Georg Winter in Marburg.</b>	
Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen, insbesondere sein Verhältniß zur deutschen Nationalliteratur .....	71
<b>Felix Dahn in Breslau.</b>	
Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. (Schluß.).....	92
<b>Julius R. Haarhaus in Leipzig.</b>	
Die Venus der Villa Valdarniana. Novellette .....	113
<b>G. Weisbrodt in Wien.</b>	
Norwegen .....	126
<b>Bibliographie.</b> .....	130
<i>Unter Menschenfressern. (Mit Illustrationen.)</i>	
<b>Bibliographische Notizen</b> .....	135

Hierzu ein Portrait von Heinrich von Sybel.  
Radirung von Luise Stolz in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.  
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.  
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ be-  
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu  
richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.  
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

VON

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.  
(Nordau, Gefühls-Komödie).



1000



Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header.

Second line of handwritten text.

Third line of handwritten text.

Fourth line of handwritten text.

Fifth line of handwritten text.

Sixth line of handwritten text.



# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

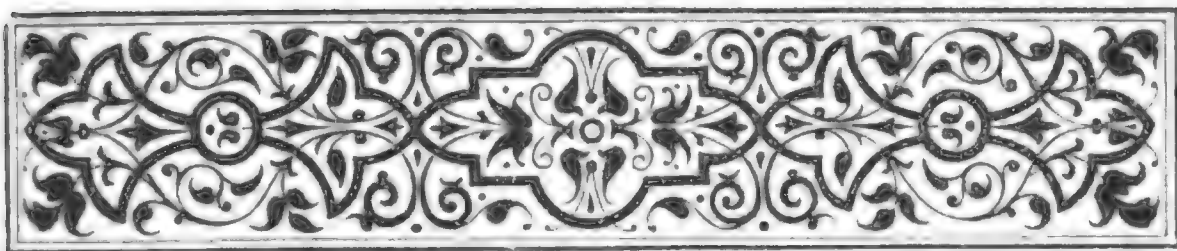
LX. Band. — Januar 1892. — Heft 178.

(Mit einem Portrait in Radirung: Heinrich von Sybel.)



Breglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottlaender.



## Terka.

Novelle.

Von

K. v. Sacher-Masoch.

— Lindheim. —

**A**n einem heißen, schönen Sommertage hielt in einem Dorfe bei Prag vor dem Hause des Lehrers ein Wagen, dem eine junge, hübsche Dame in einem leichten hellen Sommerkleide entstieg. Im nächsten Augenblick eilte ihr ein junges Mädchen mit dem Ausrufe „Ottilie!“ entgegen, das sie lebhaft begrüßte und küßte. Dann gingen beide hinein in das kleine Haus, und nachdem der Besuch Hut und Sonnenschirm abgelegt hatte, hinaus in den kleinen Garten und saßen jetzt in der dichtbewachsenen Laube, welche keinen Sonnenstrahl einließ, so daß der Aufenthalt im Sommer hier ein besonders angenehmer und freundlicher war.

Ottilie Seeberg stammte aus einem Orte in der Nähe und war jetzt Schauspielerin an dem Prager Theater. Sie war mittelgroß, mit vollen, fast üppigen Formen, einem hübschen Nococogesichtchen mit kleiner Nase, kleinem Munde und freundlichen, braunen Augen, von reichem, blondem Haar umrahmt. Terka, die Tochter des Lehrers, war ihre Freundin schon von der Schule her, und sie bildete in jeder Beziehung einen auffallenden Contrast zu Ottilie. Sie war nur einige Jahre jünger und fast in derselben Größe, aber es war schwer zu entscheiden, ob sie eigentlich hübsch oder häßlich war. Ihr rundes Gesicht mit dem Rabennäschen, den tiefgeschnittenen dunklen Augen, der leichtgebräunten Haut, dem reichen schwarzen Haar, hatte entschieden mehr einen mongolischen als europäischen Typus. Wenn man sie jedoch für häßlich hielt, entdeckte man im nächsten Augenblick irgend einen frappanten Reiz an ihr, und fand man sie schön, erstaunte man ebenso rasch wieder über einen harten,

1\*

den Kaffee, füllte die Tassen, setzte einen schönen Kuchen auf, den sie selbst für Ottilie gebacken hatte, und die beiden Mädchen nahmen nun zusammen den Kaffee.

Mit lautem Geschrei kamen jetzt Terkas jüngere Geschwister, ihr Bruder Wenzel, ein großer, starker, blonder Knabe von zwölf Jahren, und die um ein paar Jahre jüngere Johanna, schwarzäugig wie Terka, herbei und verlangten stürmisch ihren Antheil an dem Kuchen.

„Wißt Ihr nicht, daß Ihr vor Allem Fräulein Ottilie zu begrüßen habt?“ rief Terka mit einem Ausdruck von Strenge, der ihre Freundin überraschte. Sofort wurden die Kinder still und standen jetzt mit gesenktem Kopfe da.

„Guten Tag, Fräulein Ottilie,“ begann die kleine Johanna, und Wenzel fügte hinzu: „Gott zum Gruß!“ Dann baten sie nochmals um ein Stück Kuchen, das sie jetzt erhielten.

„Nun macht aber, daß Ihr fortkommt,“ rief Terka, „Ihr stört uns.“

Die Kinder liefen davon, aber statt ihrer erschien jetzt ein junger Mann, klein und schlank, mit blondem Haar, wasserblauen Augen und einem kleinen Schnurrbart, welcher sich etwas verlegen den beiden Damen näherte und Ottilie von Terka als Konrad Geier, Student an der Prager Universität, vorgestellt wurde.

„Sehr angenehm,“ begann Konrad, nachdem er sich den Mädchen gegenüber niedergelassen hatte, während er mit seinem seidenen Taschentuch sich die Stirn wischte.

„Ich habe schon wiederholt das Vergnügen gehabt, Sie auf der Bühne zu bewundern, Fräulein Seeberg.“

„Sind Sie nicht der Sohn des Wirthes Geier hier am Orte?“ fragte Ottilie.

„Ja, so ist es, mein Fräulein,“ antwortete der Student.

„Und womit beschäftigen Sie sich?“

„Ich bin Historiker, und bin jetzt für einige Tage bei meinem Vater zu Besuch.“

„Seine Hauptaufgabe,“ rief Terka, „ist, mir den Hof zu machen. Dieser eine Zug genügt Dir wohl, Ottilie, um den ganzen Menschen zu charakterisiren. Ein Mensch von schlechtem Geschmack, nicht wahr?“

Während Terka laut lachte, rückte Geier verlegen auf dem Stuhl hin und her, fand aber nicht das richtige Wort und zog es schließlich vor zu schweigen.

„Haben Sie auch schon Gelegenheit gehabt, das Ungeheuer kennen zu lernen, das die ganze Gegend hier unsicher macht?“ fragte Ottilie. „Diesen Herrn von Meinhof, oder wie er heißt.“

„Gesehen habe ich ihn allerdings schon,“ erwiderte Konrad, „es ist ein großer, stattlicher Mann, mit blondem Bart, er sieht fast wie ein Löwe aus, mit seiner röthlichen Mähne.“

„Wissen Sie Näheres über ihn, über seine Vergangenheit?“ fragte Ottilie.

„Ich habe soeben gehört, daß Herr von Meinhof einige Jahre im Orient zugebracht hat und vor kurzer Zeit von dort zurückgekehrt ist. Er soll früher Offizier gewesen sein und vor Jahren in Prag von sich reden gemacht haben. Man spricht von einer Dame, die er in jener Zeit angebetet hat. Es war eine russische Fürstin nach dem Einen, eine Kunstreiterin nach dem Andern. Meinhof soll sie in einem Anfall von Wuth, aus Eifersucht, getödtet haben.“

„Also doch,“ sagte Terka. „Ich habe Dir bereits gesagt, daß ein dunkles Geheimniß um ihn und seine Vergangenheit schwebt. So ganz ohne Grund zieht man sich nicht vor der Welt zurück.“

„Aber Alles, was ich höre,“ sagte Ottilie, „macht mir den Mann nur um so interessanter, und wenn es Dir recht ist, so wollen wir uns auf den Weg machen und ein wenig um sein Schloß herum spioniren. Vielleicht ist uns der Zufall günstig, und wir begegnen dem Löwen selbst.“

Terka war sofort einverstanden mitzugehen. Die Damen setzten ihre Strohhüte auf, nahmen ihre Schirme und gingen, von Konrad begleitet, durch das Dorf und dann durch die Felder auf den kleinen Park zu, welcher das Schloß kostig umgab. Als sie sich dem hohen lebenden Zaun näherten, erblickten sie drüben im Park ein halb Duzend Mädchen aus dem Orte, welche scherzend und fichernd damit beschäftigt waren, Ephen und Immergrün abzuschneiden und ihre Körbe damit zu füllen.

„Was thut Ihr hier?“ fragte Terka, indem sie stehen blieb und über den Zaun hinwegblickte.

„Wir suchen allerhand Grünes für die Kirche zum Johannistag,“ erwiderte eines der Mädchen.

Ottilie und Terka setzten hierauf ihren Weg fort. Sie waren jedoch kaum dreißig Schritte gegangen, als sich Hundegebell vernehmen ließ, und jetzt sahen sie einen großen, athletisch gebauten Mann mit einem von röthlich blondem Haar und Bart umwogten Barbarossaheute rasch herankommen, eine Peitsche in der Hand, während drei große Hunde vor ihm einher sprangen.

„Was thut Ihr hier?“ rief der Fremde, offenbar der Besitzer des Schlosses. „Wer hat Euch erlaubt, hier den Garten zu verwüsten?“

„Der Herr Pfarrer — es ist uns immer erlaubt gewesen —“ antwortete eines der Mädchen am ganzen Leibe zitternd. „Nämlich für das Fest — um den Altar zu schmücken.“

„Was kümmert mich Euer Fest,“ rief der Schloßherr, „fort mit Euch!“ Und als die Mädchen sich nicht von der Stelle rührten, fuhr er fort: „Soll ich die Hunde auf Euch heßen?“

Die schönen prächtigen Thiere schienen die Worte ihres Herrn verstanden zu haben, denn sie warfen sich mit lautem Gebell auf die armen Mädchen, und diese flohen so rasch sie nur konnten, theils über den Zaun hinüber, theils durch den Garten dem Gitterthor des Parkes zu, während der Schloßherr mit einem lauten häßlichen Lachen der Scene zusah.



„Das ist ja abscheulich,“ rief Terka, „die armen Mädchen mit Hunden zu hegen! Du siehst, daß ich Dir nicht zu viel erzählt habe, das ist kein Sonderling mehr, das ist ein wildes Thier. Ach, wenn ich ein Mann wäre, ich würde ihm jetzt eine Lektion ertheilen, die er nicht so bald vergessen würde.“

Conrad suchte Terka zu besänftigen. Ottilie wieder fand den Schloßherrn interessant und schön.

„Ja,“ sagte Terka, „ich gebe zu, daß er ein schöner Mann ist, und es ist keine Frage, daß sein wildes gebieterisches Wesen die Phantasie eines jungen Mädchens erregen kann und einen gewissen Zauber üben muß. Aber ich kann nicht für ihn schwärmen, im Gegentheil, ich fühle jetzt etwas wie Haß gegen ihn, und ich werde nicht ruhig sein, ehe ich ihm irgend Etwas angethan habe.“

Die Mädchen gingen nun um das Schloß herum und an dem großen Gitterthor vorbei, das die Einfahrt und zu gleicher Zeit den Eingang in den Park bildete. Das Schloß lag seitwärts mit der Hauptfront gegen den Garten. Unwillkürlich blickten sie hinein, als sie vorüber schritten, und sahen den Schloßherrn, wie er jetzt in einer Art weißem Beduinenburnus, einen rothen Fez auf dem Kopf, auf der Terrasse saß, deren Stufen zu dem Garten herabführten, und einen langen, türkischen Tschibuk rauchte, während die Hunde zu seinen Füßen lagen. Er beachtete die Vorübergehenden mit keinem Blick, keine Miene seines strengen, edelgebildeten Gesichts verrieth, daß er sie nur bemerkt habe.

Die beiden Mädchen unterhielten sich auf dem Nachhausewege und auch dann, als sie wieder in dem Garten des Lehrers saßen, nur von ihm.

Als Ottilie nach Sonnenuntergang aufbrach, um nach Prag zurückzufahren, begleitete sie Terka im Wagen ein Stück Weges, dann nahmen die Mädchen mit zwei herzlichen Küßen Abschied, Terka stieg aus und ging zu Fuß zurück.

Der letzte Sonnenpurpur vergoldete an dem jenseitigen Ufer der Moldau das uralte Schloß Wischehrad und den Libussathurm auf dem überhängenden Felsen. Unten floß majestätisch das gelbliche Wasser der einst Gold führenden Moldau dahin. Rechts zeichneten sich die Trümmer des Divin auf dem leuchtenden Himmel ab. Terka stieg die Anhöhe empor und setzte sich hier in das Gras, ihre Blicke schweiften über den Fluß hinüber zu den Bergen und den Trümmern und Resten altböhmischer Herrlichkeit, mit denen dieselben gekrönt waren.

Die Sage erzählt von dem Thurm drüben, daß dort die Fürstin Libussa gleich einer Semiramis gehaust und ihre Günstlinge, wenn sie ihrer müde war, Nachts in den Fluß hinabgestürzt habe. Auf dem Divin wohnte Wlasta mit ihren Amazonen, als sie nach dem Tode Libussas dem Fürsten Przemisl, ja dem ganzen Männergeschlechte den Krieg erklärt hatte. Hier hatte sie den Ritter Ztirad, den sie einst geliebt und dann verrathen hatte,

nachdem er durch List und Ueberfall in ihre Hände gefallen war, auf das Rad flechten lassen.

Diese Geschichte ging jetzt durch Terkas Sinn. Auch in ihr war Etwas von dem Blute der Wasta, und dieses Blut empörte sich gegen diesen Mann, der ihr Geschlecht verachtete, dessen brutaler Männerstolz so weit ging, auf junge thörichte Mädchen seine Hunde zu heben. Sie verstand selbst nicht, woher mit einem Male dieser Zorn kam, der ihr Herz erfüllte und ihre Pulse rascher gehen ließ. Angesichts der Trümmer der Mädchenburg schwur sie ihm Rache. Wie aber sollte sie ihn strafen? Die Zeit war vorüber, wo sie ihn in einem dunklen Waldesgrunde überfallen und dann streng und blutig richten konnte. Es gab aber noch andere Mittel, moderne, lustige und deshalb nicht minder grausame. Wie wäre es, wenn es ihr gelänge, den Weiberfeind durch ihre Reize zu besiegen? Der Gedanke gefiel ihr ausnehmend. Ja, rief sie endlich, indem sie ausbrach, zur Strafe für alle seine Missethaten soll er sich in eine Häßliche verlieben.

Während sie jetzt auf dem Fußpfad zwischen den wogenden Getreidefeldern einherging und hie und da eine blaue Kornblume pflückte oder einen rothen Mohn, mußte sie über ihren Vorsatz laut auflachen.

Zu Hause angekommen, ging sie in ihre Stube, die im ersten Stockwerk lag, sperrte die Thür und trat vor den Spiegel, um sich selbst mit einem strengen, unbefangenen Blick zu prüfen. Sie wußte, daß sie nicht schön war, ja daß sie als häßlich galt. Aber sie hatte mehr als einmal erfahren, daß ihre Häßlichkeit einen pikanten Reiz übte, sobald sie ihr durch einen bizarren Anzug oder irgend einen phantastischen Schmuck zu Hilfe kam. So that sie auch jetzt.

Sie ging hinab in das Erdgeschloß, holte sich in aller Stille, was sie nöthig hatte, und dann putzte sie sich heraus wie zu einem Ballet oder Maskenballe. Erst schlang sie ein feuerrothes Tuch um ihren Kopf, und dann band sie ein zweites um ihre Schultern. Sie bekam etwas Zigeunerhaftes, Wildes in diesem Aufzug, und sie mußte sich gestehen, daß es ihr ganz gut stand und sie interessant und fesselnd machte. Dann warf sie beide Tücher fort, bekränzte sich mit Weinlaub, schlang eine Guirlande von Nebenblättern von ihrer Schulter zu ihrer Taille herab und hing das Pantherfell, das sonst in der Sammlung ihres Vaters paradierte, um die Schultern. Ja, nun sah sie geradezu hübsch aus, sie hatte einen dämonischen Reiz, und sie fühlte, daß ihre dunklen Augen und ihr herrliches Haar zur Geltung kamen, wie noch nie. So wie sie jetzt war, konnte sie einem Manne gefallen, ja, mehr als das, ihm den Kopf verdrehen.

Während sie noch lächelnd vor dem Spiegel stand, murmelte sie vor sich hin: „Häßlich bin ich, ja, aber deshalb werde ich doch mit ihm fertig werden.“

\* \* \*

Eines Abends, als die Ernte bereits begonnen hatte, ging Meinhof durch die Felder, die Flinte im Arm, den Jagdhund an der Seite. Er hatte in

den Rübensfeldern einige Hühner und Wachteln geschossen und kam jetzt in die Nähe des Dorfes. Auf einem Felde, das dem Lehrer Benedikt gehörte, war Terka mit ein paar anderen Mädchen und zwei Tagelöhnern damit beschäftigt, das Korn zu schneiden, in Garben zu binden und in Schobern aufzurichten.

Als Meinhof herankam, stand sie als Bäuerin gekleidet, in einem gemusterten Percalrock und einem dunkelblauen Mieder, die Ärmel des weißen, bauchigen Hemdes aufgeschürzt, ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen, mit der Sichel in der Hand da, während Wenzel und Johanna aus Strohketten flochten, mit denen die Garben gebunden wurden. Unwillkürlich schweiften ihre dunklen Augen zu Meinhof herüber, und auch er wendete den Kopf und sah sie an.

In dem Augenblick, wo er vorüber wollte, hob Terka eine der Strohketten auf, lief ihm nach, und ehe er sich dessen verjah, hatte sie ihn nach alter slavischer Sitte mit der Strohkette gebunden.

Jetzt, da sie vor ihm stand, Auge in Auge, mußte sich Terka doch gestehen, daß Raimund von Meinhof in der That ein schöner Mann war. Seine hohe Gestalt entsprach vollständig dem edlen, schwermüthigen Gesicht, den blauen, gebietenden Augen und dem rothblonden, leicht gekräuselten Haar und Vollbart. Im ersten Augenblick hatte er die Brauen finster zusammengezogen und Miene gemacht, sich mit einer energischen Bewegung loszumachen, doch Terka hielt ihn fest mit ihren braunen Händen und ihren schwarzen müthigen Augen.

„Das ist unser Recht,“ sagte sie kurz und stolz. „Niemand darf sich dem alten Brauch entziehen. Sie müssen sich loskaufen, wie jeder Andere.“

Meinhof blickte sie an, zog dann die Börse hervor und wollte ihr Geld geben. Sie aber trat zurück und lachte hell auf.

„Nein,“ sprach sie, „an mir ist es, das Lösegeld zu bestimmen, und nicht an Ihnen.“

Indeß hatten die anderen Schnitterinnen das Feld verlassen und standen jetzt halb neugierig, halb drohend um Meinhof, wie es schien, bereit, ihre Sichel gegen ihn zu kehren, falls er es wagen würde, der alten Sitte Hohn zu sprechen.

„Nun, was soll's?“ fragte Meinhof halblaut.

„Sie müssen sich mit einem Ruffe loskaufen,“ erwiderte Terka, mit einem spöttischen Lächeln die Oberlippe emporziehend und ihre weißen, schönen Zähne zeigend.

Nach entschlossen nahm sie Meinhof um den schlanken Leib und küßte sie.

In dem Augenblick war es, als sei ein Zauberwort über ihn gesprochen worden. Er, der so lange keinem Weibe in die Augen geblickt hatte, war unter der Berührung zweier duftiger Mädchenlippen erbebt, und jetzt fühlte er einen leisen Schauer, der durch seine Glieder ging. Fast unwillkürlich

machte er sich los und ging rasch auf dem Pfade zwischen den Feldern seinem Landsitz zu.

Terka blickte ihm ruhig im Gefühl des Triumphes nach. Sie wußte, daß ihr der erste Schritt gelungen war, an diesem Mann, den sie haßte, Rache zu nehmen. Sie hatte mit dem feinen Instinkt des Weibes bemerkt, ja gefühlt, was in Meinhof vorgegangen war. Er hatte die Flucht vor ihr ergriffen, aber er nahm den Pfeil mit, den ihm die wilde Amazone zugesendet hatte, und dieser Pfeil hatte ihn vergiftet; er kehrte nicht als derselbe nach Kostitz zurück, als der er ausgegangen war.

Während die Mädchen fortfuhren, singend das Getreide zu schneiden, kam jetzt Konrad Geier herbei, um Terka bei der Arbeit zu überraschen. Ihm ging es nicht besser als Meinhof. Auf einen Wink Terkas liefen ihm zwei der Mädchen entgegen, banden ihn mit Strohfetten, und auch er mußte sich loskaufen. Wie gerne hätte er Terka einen Kuß als Lösegeld gegeben, aber von ihm verlangte sie ihn nicht. Es wurde ihm auferlegt, sofort ein Fäßchen Bier kommen zu lassen, und Konrad sträubte sich keinen Augenblick, sondern schrieb einen Zettel, mit dem der kleine Weitzel in das Dorf eilte, um bald darauf mit einem Wägelchen zurückzukehren, auf dem er das Fäßchen brachte. Es wurde sofort angestochen, und dann füllten Schnitter und Schnitterinnen ihre Krüge und tranken auf das Wohl Geiers, welcher aus Terkas Krug Bescheid that und auf eine glückliche Ernte trank. Dann setzte er sich auf die Garben hin, die über einander geschichtet waren, und sah, den Rücken gegen die scheidende Sonne gekehrt, Terka zu, welche in ihrer kräftigen, energischen Art die Ernte leitete und überall eingriff, wo es nöthig war, hier mit der Sichel arbeitete, dort das Getreide binden half, oder bei dem Aufschichten der Garben, die in Form von kleinen Hütten oder Zelten aneinander gestellt wurden, thätig war.

„Wissen Sie, Fräulein Terka,“ jagte Konrad nach einer Weile, „daß Ihnen diese Art Arbeit einen eigenthümlichen Reiz verleiht?“

„Wann hätten Sie mich noch nicht reizend gefunden, Konrad?“ erwiderte Terka lächelnd, während sie eine neue Garbe band.

„Nein, wirklich, Terka, es ist ein schönes, poetisches, ich möchte sagen, biblisches Bild, Sie so zu sehen in Ihrer ungezwungenen Tracht, ohne Rücksicht auf ihren Teint, der Sonne preisgegeben. Man denkt an die schöne Ruth, an Goethes Dorothea und manche andere Gestalten der Dichtung.“

„Warum denken Sie nicht an das Nächstliegende?“ rief Terka muthwillig, „an eine häßliche Zigeunerin oder an eine Negerin, welche in der Plantage arbeitet?“

„Sie wollen nur hören, Terka, daß Sie schön sind.“

„Ich schön?“ wiederholte Terka, „das glauben Sie selbst nicht, mein lieber Konrad.“ Sie begann laut zu lachen.

„Meinetwegen nicht schön,“ versetzte Konrad, „aber vielleicht mehr als das. Wie viele unserer Schönheiten haben eigentlich nur einen todten, hübsch-

gefärbten Puppenkopf auf den Schultern, bei Ihnen, Terka, sprüht aber Alles Kraft, Leben und Geist. Man darf Sie vielleicht nicht mit dem Maßstabe strenger griechischer Kunst prüfen, aber die Wirkung, welche Sie üben, ist eine fejjelnde, reizvolle, ja berausende.“

„Weil Sie berauscht sind, armer Freund,“ erwiderte Terka, „so meinen Sie, die ganze Welt müßte es sein, aber die andern Leute finden mich einfach garstig. Ich werde nie vergessen, wie einmal zwei Herren an mir vorübergingen in Prag auf dem Altstädterring, und der eine sprach: „Aber sie hat schöne Augen.“ Offenbar war das die Antwort auf die Frage des Ersten: „Hast Du je schon ein häßlicheres Frauenzimmer gesehen?“ Also geben Sie sich keine Mühe, mein lieber Herr Geier. Mein Spiegel ist aufrichtiger als Sie, und ich versichere Sie, daß er mir noch niemals eine Schmeichelei gesagt hat. Deshalb gehe ich auch nur dann hinein, wenn ich muß.“

„Sie sprechen nur so, Terka, Sie wissen sehr gut, daß Sie gefallen, ja, daß Sie schon mehr als einem gehörig den Kopf verdreht haben.“

„Ein Beweis, daß es auch Männer giebt, die einen schlechten Geschmack haben.“

„Ich zum Beispiel.“

„Ja, Sie zum Beispiel.“ — — —

Meinhof war still und verdrossen nach Hause zurückgekehrt. Er ging an diesem Abend in Haus und Garten umher, unruhig und unzufrieden, wie im Fieber. Als es Zeit war zum Nachtessen und die Glocke längst erklungen war, der Schloßherr sich aber noch immer nicht blicken ließ, ging sein Diener, der alte Kaver, hinaus in den Park, um ihn zu suchen. Er fand ihn auf einer Bank mitten im Dickicht sitzen, vor sich ein schönes, steinernes Weib, irgend eine mythologische Dame, welche der Nococogeschmack einst hier hingestellt hatte, und die im Laufe der Zeiten von Moos überzogen war, so daß sie jetzt einer skythischen Amazone mit dem Thierfell um Schultern und Lenden glich.

„Herr Baron,“ begann Kaver, ein kleiner, feister Mann mit grauem Haar und kleinen, hellen Augen, welche unablässig blinzelten, „das Essen steht auf dem Tisch.“

„Laß mich in Frieden,“ erwiderte Meinhof.

Kaver strich mit der Hand über sein glattrasirtes Gesicht, zuckte die Achseln und wollte eben sachte den Rückweg antreten, als Meinhof ihn zurückrief.

„Kenn' mir nur nicht gleich davon,“ sagte er. „Warst Du heut im Dorfe?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Wem gehört das Feld am Ende des Dorfes, ein Kornfeld, das unmittelbar an unserer Grenze liegt?“

„Das gehört dem Lehrer, soviel ich weiß.“

„Wer kann denn das Mädchen sein, die auf diesem Felde schneidet, groß, schlank, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen?“

„Mit einer kleinen Nase und rothen Lippen, wie Kirichen,“ ergänzte der alte Diener.

„Ja, ja.“

„Das ist Niemand anderes, als Terka, die Tochter des Lehrers.“

„Kennst Du sie? Hast Du schon mit ihr gesprochen?“

„Einmal, allerdings.“

„Ist es ein Mädchen, das einige Bildung hat?“

„O, Herr Baron, die ist ebenso gelehrt wie ihr Vater, und klug, sehr klug.“

„Womit beschäftigt sich denn der Lehrer?“

„Ich denke, gleich Ihnen, mit allerhand Gethier, das er an Nadeln steckt und in Kästen aufbewahrt, und ich glaube auch mit Pflanzen, die er preßt und zwischen Deckel bindet. Sie wissen ja am besten, wie man diese Art Gelehrsamkeit nennt.“

„Er ist also ein Naturforscher?“

„Mag sein.“

Einige Zeit schwieg der Schloßherr und zog mit seinem Stock Kreise in den Sand, während der alte Kaver, die Hände auf dem Rücken, dastand, und ihn von der Seite aufmerksam beobachtete.

„Erfundige Dich doch einmal nach dem Mädchen,“ sagte endlich Meinhof, „ich möchte mehr von ihr wissen, es scheint mir, daß sie verschieden ist von den Anderen, ein Wesen für sich, verstehst Du? Kurz, frage nach, und zwar bald.“

Meinhof erhob sich jetzt und ging langsam dem Hause zu, während Kaver ihm folgte in respectvoller Entfernung von einigen Schritten und doch insgeheim über ihn lächelnd.

\* \* \*

Terka war müde nach Hause zurückgekommen, hatte mit den Ihren zu Nacht gegessen und saß jetzt draussen in der Laube, um auszuruhen und sich an der kühlen Abendluft zu laben. Ueber ihr war der wolkenlose Sommerhimmel mit goldenen Sternen besät, vor ihr wogten im leichten Winde die Felder und in der Ferne rauschte mächtig die Moldau. Mit einem Male fiel ein Schatten vor ihre Füße hin, und dann erschien Kaver am Eingang der Laube, den Hut in der Hand, und verneigte sich tief vor ihr.

„Kann ich einige Worte mit dem Fräulein sprechen?“ begann er.

„Gewiß,“ sagte Terka, „nehmen Sie Platz. Kann ich Ihnen mit irgend Etwas aufwarten?“

„O, ich danke, mein Fräulein,“ erwiderte Kaver, „wir haben eben im Schlosse zu Nacht gegessen.“

„Sie sind der Diener des Herrn von Meinhof?“

„Ja, der bin ich, und eben deshalb — ich bin gekommen, liebes Fräulein — doch wozu diese Umschweife!“ Er richtete die kleinen, blinzelnden Augen auf Terka und lächelte. „Wissen Sie, daß Sie meinen Herrn beherzt haben?“

„Wirklich?“ erwiderte Terka, während sie die Arme auf den Tisch legte und Kaver fest ins Auge schaute. „Das würde mich freuen, denn ich habe geschworen, ihn zu strafen.“

„Wofür?“ fragte Kaver. „Hat mein Herr Sie irgendwie beleidigt?“

„Ja, indem er mein ganzes Geschlecht mit Verachtung behandelt.“

„Leider, leider,“ sprach Kaver seufzend, „hat mein Herr allerhand Grillen im Kopf. Aber er ist nicht so böse, wie Sie vielleicht meinen. Wenn Sie seine Geschichte kennen würden, würden Sie ihn nicht so hart beurtheilen.“

„Mag sein,“ sagte Terka.

„Sehen Sie, mein Fräulein,“ fuhr Kaver fort, „als er noch sehr jung war, etwa achtzehn Jahre, da war die erste Liebe meines Herrn seine Cousine. Nun, es war ja mehr eine kindische Schwärmerei, aber immerhin ging es ihm nahe. Das Mädchen, zwei Jahre älter als er und sehr verständig, sagte ihm eines Tages, daß es eine Thorheit sei, wenn sie sich liebten, denn von einer Verbindung könnte doch niemals die Rede sein, und lachend, mit einem Kuß, schickte sie ihn fort für immer. Sehen Sie, das war recht klug von seiner Cousine, aber ihm that diese Klugheit wehe, und er hat damals mehr gelitten, als die Sache werth war. Dann nach Jahren lernte er ein Mädchen kennen, welches ihm Trost und Ersatz versprach. Es war die Tochter eines höheren Beamten, gut erzogen, gebildet, schön und liebenswürdig. Mein Herr warb um sie und fand Gehör bei ihr und Ermunterung bei ihren Eltern. Eines Tages mußte er eine Reise unternehmen. Als er nach einigen Wochen zurückkam, dachte er die Geliebte, welche er bereits als seine Verlobte betrachtete, zu überraschen. Er freute sich auf den jubelnden Anruf, mit dem sie ihn empfangen werde, auf die Freude, die sich in ihrem Gesichte malen würde, wenn er ihr die reichen Geschenke, die er mitgebracht hatte, überreichen würde. Er klingelte. Das Dienstmädchen blickte durch die Glashür hinaus, öffnete jedoch nicht. Das erschien mindestens sonderbar, und ein gewisses Bangen kam über meinen Herrn. Er klingelte nochmals, da öffnete das Mädchen, und während sie ihm mit einiger Verlegenheit mittheilte, daß die Herrschaft nicht zu Hause sei, übergab sie ihm einen Brief. Mein Herr stieg die Treppe hinab, öffnete und las. Das Fräulein theilte ihm mit kurzen Worten mit, daß sie sich während seiner Abwesenheit verlobt habe, bat ihn um Verzeihung und ersuchte zugleich im Namen ihrer Eltern, er möchte seine Besuche einstellen. Als mein Herr aus dem Hause trat, sah er oben die Fenster erleuchtet, Schatten schwebten an dem Vorhang vorüber und als er einen Augenblick unten stehen blieb, hörte er oben die Verrätherin laut und fröhlich lachen. Seine Freunde sagten ihm in den nächsten Tagen, daß sich ein sehr reicher Bewerber um die Hand des

Fräuleins gefunden hätte, und sie war so klug gewesen, denjenigen vorzuziehen, der ihr nicht allein eine sorgenlosere Existenz, sondern überdies noch allen Luxus versprach.“

„Was ist das für eine Geschichte mit jener russischen Fürstin oder Kunstreiterin?“ fragte Terka, welche mit steigender Theilnahme zugehört hatte.

„Russische Fürstin? Kunstreiterin? Unglaublich!“ murmelte der alte Diener. „Was die Leute doch Alles zu erzählen wissen. Da meint man, nur die Kinder würden durch Märchen unterhalten, aber auch die Erwachsenen erzählen sich solche, nur leider oft auf Kosten der Ehre und der Reputation ihrer Mitmenschen. Allein ich weiß jetzt, um was es sich handelt. Die Dame, die Sie meinen, ist die Gräfin Libussa von Ostrowitz. Hier in der Nähe wohnt eine Tante von ihr. Sie war damals Wittve, als Herr von Meinhof sie kennen lernte. Es war in Prag. Die Gräfin war eine sehr schöne Frau, das muß man ihr lassen, voll Geist und voll Talent. Sie spielte sehr schön Piano, malte, trat bei Wohlthätigkeitsvorstellungen in kleinen Stücken auf und entzückte das Publikum durch ihre Munterkeit und ihr elegantes Französisch. Sie hatte meinem Herrn ihre Gunst geschenkt, das ist sicher, aber voll Capricen und unbeständig wollte sie sich nicht wieder binden und spielte mit ihm eine wahrhaft herzlose Komödie. Wenn er sie zu einer Entscheidung drängte, wich sie ihm aus, vertröstete ihn auf die Zukunft oder erklärte gar, sie wolle überhaupt nicht wieder heirathen. Suchte er die Bande zu lösen, die ihn mit ihr verknüpften, warf sie von Neuem die Neze nach ihm aus und verstand es, ihn wieder zu fesseln und an ihren Triumphwagen zu spannen. Und wie sie ihn quälte! Wahrhaftig, er that mir damals leid. Ich war mehr als einmal besorgt um ihn, denn er war nahe daran, sich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf zu schießen.“

„Und wie endete die Sache?“ fragte Terka. „Hat sich Herr von Meinhof schließlich doch aus ihrem Neze befreit?“

Der alte Kaver schüttelte den Kopf.

„Nicht so, mein Fräulein, anders. Es kam ein polnischer Graf, der mehr Glück hatte bei der Gräfin. Da sie meinen Herrn kannte und nicht nur für das Leben ihres neuen Anbeters, sondern auch für das ihre zittern mußte, so verbarg sie diese neue Phantasie mit raffinirter Geschicklichkeit vor Herrn von Meinhof. Während sie den Andern liebte und ihm bereits ihre Hand versprochen hatte, scherzte und lachte sie mit meinem Herrn, und dieser bildete sich noch immer ein, von ihr geliebt zu werden. Ganz plötzlich kam die Entdeckung; Herr von Meinhof forderte seinen Nebenbuhler zum Zweikampf, aber an dem Vorabend des Tages, an welchem das Duell stattfinden sollte, entfloh die Gräfin mit ihrem Verehrer, und seither haben wir nichts wieder von ihnen gehört.“

„Was Sie mir da erzählen,“ sagte Terka, „ist allerdings geeignet, eine ungünstige Meinung von dem Charakter der Frauen zu erwecken. Ich fange



an, Ihren Herrn besser zu verstehen und ihn zu entschuldigen. War es der letzte Roman, den er erlebte?"

„Ja, der letzte,“ gab Xaver zur Antwort. „Wir gingen dann in die Fremde, bis tief in den Orient hinein, nach dem gelobten Land, nach Klein-Asien, Persien, ja bis nach Indien, und suchten dort Europa und seine Frauen zu vergessen. Finden Sie es nun begreiflich, daß mein Herr, der im Grunde das beste Herz von der Welt hat, die Frauen haßt, weil jede, die er liebte, ihn durch ihre Schwäche oder ihre übergroße Klugheit elend gemacht hat? Er traut keiner Frau mehr Charakter, Kraft und Treue zu. Er hält Alle für haltlos, listig und verrätherisch.“

„Das ist eben sein Unrecht,“ unterbrach Terka den alten Diener, „und wer weiß, ob nicht Herr von Meinhof selbst an den schlimmen Erfahrungen schuld war, die er gemacht hat. Es ist doch auffallend, daß er durchaus Frauen dieser Sorte auf seinem Lebenswege gefunden hat. Vielleicht hatten gerade diese klugen, herzlosen Frauen für ihn einen besonderen Reiz. Wer kann das wissen. Der Geschmack der Männer ist so verschieden. Ich habe schon gehört, daß es Männer giebt, die sich nur glücklich fühlen, wenn sie von den Frauen mißhandelt werden.“

„Das mag sein,“ sagte Xaver, „doch bleiben wir bei der Sache. Ich bin gekommen, mein Fräulein, weil ich von Ihnen Manches, ja Vieles für meinen Herrn hoffe.“

„Von mir?“ sagte Terka, „was könnte ich ihm nützen?“

„Sehr viel, mein Fräulein,“ versetzte Xaver, „vielleicht Alles.“ Er rückte näher und fuhr leise fort: „Sie gefallen Herrn von Meinhof, ich weiß es, ja mehr als das, Sie haben ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Ich kenne meinen Herrn, wenn er so ist, wie ich ihn eben jetzt verlassen habe, dann hat dies immer etwas Besonderes bei ihm zu bedeuten. Sie könnten seinen kranken Geist heilen, ihn der Menschheit wiedergeben.“

„Ich?“ erwiderte Terka. „Sehen Sie mich doch an, ein häßliches Geschöpf wie ich sollte einen Weiberfeind mit dem schönen Geschlechte versöhnen? Nein, nein!“ Sie begann laut zu lachen. „Auch haben Sie sich an die Unrechte gewendet. Ich bin sehr böse auf Ihren Herrn und habe mir vorgenommen, ihn zu strafen. Wie er die Frauen haßt, so haße ich die Männer, sagen Sie ihm das, und ihn vor Allen.“

„Ist das Ihr letztes Wort, mein Fräulein?“ sagte Xaver betroffen.

„Ich spreche so, wie ich denke und fühle. Ich leugne nicht, daß ich jetzt milder von Herrn von Meinhof denke, aber deshalb hat er es doch verdient, bestraft zu werden, und ich will mein Geschlecht an ihm rächen. Sollte es wahr sein, daß ich auf ihn einen Eindruck gemacht habe, dann um so besser, dann wird es mir noch leichter gelingen.“

Seufzend verließ der alte Diener die Tochter des Lehrers, welche allein in der Laube zurückblieb und, den Kopf in die Hand gestützt, nachsann. Sie fühlte jetzt wirklich etwas Mitleid mit Meinhof, aber ihre energische Natur

wehrte sich gegen dasselbe. Er nannte die Frauen schwach, sie sollte er stark finden! Nein, er verdient kein Mitleid, sondern Strafe, und die sollte ihm zu Theil werden, ohne Erbarmen.

Xaver war indeß nach Hause zurückgekehrt, vermied es jedoch, seinem Herrn zu begegnen. Endlich zog Meinhof die Klingel, und dem treuen Alten blieb Nichts übrig, als derselben Folge zu leisten.

„Nun,“ fragte Meinhof, „was hast Du erfahren?“

„Nichts Gutes, gnädiger Herr,“ erwiderte Xaver. „Wenn Ihnen das Mädchen gefällt —“

„Was fällt Dir ein?“ unterbrach ihn Meinhof, „komme mir nicht mit solchem Unsinn.“

„Also nur angenommen, sie gefiele Ihnen,“ fuhr Xaver fort, „so muß ich Ihnen empfehlen, recht vorsichtig zu sein, denn wie mir Leute mitgetheilt haben, welche Fräulein Terka genau kennen, so haßt sie die Männer, ebenso wie Sie die Frauen verabscheuen. Gegen Sie aber, gnädiger Herr, hat sie eine ganz besondere Antipathie. Sie soll empört sein darüber, daß Sie so schlecht von ihrem Geschlechte denken, und wer weiß, ob sie nicht an Ihnen dafür Rache nehmen wird. Es ist kein gewöhnliches Mädchen, Herr Baron, sondern ein Wesen voll Ernst und Energie. Die ist nicht schwach, wie Sie von den Frauen im Allgemeinen meinen, ich glaube, man muß von guten Eltern sein, um mit der fertig zu werden.“

„Gut,“ sagte Meinhof und nickte mit dem Kopf, das war das Zeichen, daß Xaver entlassen war. Er verschwand hinter der Portièrre und ging leise die Treppe hinunter.

Wie wird das enden, dachte er, hier ist der Anfang einer neuen romantischen Geschichte. Gleichgiltig können die Beiden nicht mehr nebeneinander einhergehen. Entweder es giebt eines Tages eine große Freude für mich, oder wieder einen großen Kummer, wenn nicht ein Unglück.

\* \* \*

Terka hatte schon lange versprochen, ihre Schulfreundin Ottilie einmal in Prag zu besuchen. So fuhr sie denn eines Tages mit dem Schiff in die Stadt, stieg auf dem Quai aus und überraschte Ottilie Nachmittags, als sie eben damit beschäftigt war, ihre Costüme für eine neue Rolle vorzubereiten. Nachdem die Freundinnen sich herzlich begrüßt hatten, blickte Terka neugierig und erstaunt um sich, die ganze große Stube war voll von allem möglichen Puz und Tand. Ueberall hingen prächtige Roben in Seide und Sammt, Nieder, Ueberwürse, Mäntel, der ganze Teppich war mit offenen Schachteln bedeckt, aus denen hier Pantoffel und Schuhe, dort Spitzen und Goldborten, Bänder, Fächer und hundert andere Dinge, die zu dem Staat einer Bühnenprinzessin gehören, hervorblickten.

„Nun sieh Dich einmal satt, Terka,“ rief Ottilie heiter. „Am Ende bekommst Du auch noch Lust, zur Bühne zu gehen.“

„Um der schönen Kleider willen?“ entgegnete Terka lächelnd, „das wäre allerdings ein recht modernes Motiv. Es soll ja heute üblich sein, daß junge Damen sich nur der Bühne widmen, um noch mehr Bewunderer ihrer Reize zu finden, aber ich finde dies nicht nach meinem Geschmack. Die Kunst scheint mir doch zu ernst und zu heilig, als daß man sie durch derlei Dinge entweihen dürfte.“

„Du bist eben noch sehr naiv, Terka,“ unterbrach sie Ottilie, „es ist überall in der Welt viel Humbug dabei, in der Kunst ebenso wie in der vornehmen Gesellschaft oder in der Politik. Wenn Du so mitten drin leben würdest wie ich, Du würdest bald über die Menschen anders urtheilen.“

„Wer weiß,“ sagte Terka, „ich denke schon jetzt nicht allzu günstig von meinen Schicksalsgenossen auf diesem Planeten. Vielleicht würde die Grundfarbe meines Denkens, die jetzt grau ist, sich dann ins tiefste Schwarz verwandeln.“

„Oh! wie philosophisch Du sprichst,“ sprach Ottilie lächelnd. „Du hast am Ende zu viel Schopenhauer gelesen, nicht?“

„Lassen wir das,“ sagte Terka, „ich bin nicht gekommen, um mit Dir zu debattiren, sondern um einmal heiter zu sein, um mich an Deinen Triumphen zu freuen, und an dem Glanz, der Dich umgiebt. Zeig mir doch einmal Deine Kleider.“

„Was willst Du sehen?“ fragte Ottilie.

„Alles wird mich interessiren, ich habe in dieser Art fast noch Nichts gesehen, außer hie und da auf der Bühne, aber niemals in der Nähe.“

„Weißt Du was?“ rief Ottilie, „ich werde Dich einmal nach meiner Idee anziehen. Ich bilde mir nämlich ein, daß Du gar nicht so häßlich bist, als Du Dir immer einbildest. Auf der Bühne z. B. — dessen bin ich gewiß, wirst Du sehr gut aussehen, Dir fehlt nur die richtige Toilette. Auf dem Dorfe freilich kannst Du nicht so herumgehen, wie es Deine Art seltsamer Schönheit verlangen würde.“

„Nun bin ich gar schön!“ rief Terka.

„Ja, für mich bist Du es. Was ist schön? Das, was gefällt, was reizt, und Du gefällst, und ich glaube, daß Du mehr Reize besitzt, als eine strenge griechische Schönheit, die man bewundert, um schließlich kalt an ihr vorüberzugehen. Warte, ich habe gleich ein Costüm für Dich, in dem Du wunderbar aussehen wirst.“

„Und das wäre?“ fragte Terka.

„Das Costüm einer Sultantin, nach einem Gemälde von Vanloo, das ich als Adrienne Lecouvreur trage. Im ersten Act erscheint Adrienne Lecouvreur im Foyer des Théâtre français in diesem Costüm, denn sie spielt eben eine ähnliche Rolle, ich glaube in Bajazet, das ist die Scene, weißt Du, wo sie Moritz von Sachsen das reizende Gedicht von den beiden Tauben vorliest. Komm, Du sollst sehen, wie gut Dich das kleiden wird.“

Ottilie holte das Costüm aus dem großen Schrank und Terka ließ sich

wie eine große Puppe ruhig von ihr aus- und ankleiden. Sie zog ihr knieend die Schuhe aus und die rothen, goldgestickten türkischen Pantoffel an, dann die weiten Beinkleider aus weißer Seide, den kurzen Rock und das Nieder aus demselben Stoff. Alles mit Seidenfranzen besetzt und mit Perlen benäht. Dann reichte sie ihr den Kasten von gelber Seide mit dunklem Pelzwerk besetzt, in den Terka lächelnd mit zwei graziösen Bewegungen schlüpfte. Nachdem sie ihr noch einen Reiherbusch im dunklen Haar befestigt hatte, von dem ein dichter Schleier über ihren Rücken bis zu den Sohlen herabwallte, hieß sie Terka vor den großen Ankleidespiegel treten.

„Wie gefällst Du Dir?“ fragte Ottilie.

Terka stand mehr und mehr erröthend da. Dann zog ein leises Lächeln über ihr pikantes, melancholisches Gesicht, und endlich, den Kopf über die Schulter zu Ottilie gewendet, sprach sie:

„Nicht übel, ich glaube, ich bin fast hübsch in diesen Kleidern.“

„Hübsch?“ rief Ottilie. „Gefährlich bist Du, Terka, Du siehst geradezu berauschend aus. Wenn Dich ein Mann so sieht, ist er verloren. Du gehörst nicht zu den Frauen, die die Männer umschmeicheln gleich kleinen Kästchen, Du reißt ihnen gleich mit einem Male das Herz aus dem Leibe, gleich einer Tigerin, und dann gehört es Dir für alle Zeiten.“

„Schade, daß Du nicht ein Mann bist,“ entgegnete Terka, „dann hätte ich allerdings auf der Stelle einen glühenden Anbeter.“

„Du hast Recht,“ sagte Ottilie, „soll ich Dir eine Liebeserklärung machen?“ Sie kniete vor Terka nieder und begann mit komischem Pathos verschiedene Verse aus der Rolle des Mortimer zu declamiren.

„Genug, genug,“ unterbrach sie Terka, „Du machst mich noch ganz toll. Wenn ich Anlage hätte zur Eitelkeit, hier bei Dir könnte ich gründlich verdorben werden.“

Ruhig legte Terka den prächtigen Kasten ab und begann sich dann auszukleiden.

„Nun wollen wir noch ein anderes Costüm versuchen,“ sagte Ottilie. „Wenn es Dir Spaß macht.“

„Ich bin gern bereit. — Warum nicht! Ich habe doch so wenig Gelegenheit, mich zu puzen.“

Ottilie holte hierauf das Costüm der Preciosa und half Terka dasselbe anziehen. Die Wirkung war, wenn nicht so blendend, doch eine ebenso überraschende, und nicht minder gut nahm sie sich in dem biblischen Costüm aus, in welchem Ottilie die Judith in Hebbels Tragödie zu spielen pflegte.

Als Terka sich wieder in die bescheidene Tochter des Dorfschulmeisters verwandelt hatte, und die beiden Mädchen beim Kaffee beisammen saßen, schüttelte Ottilie immer wieder den Kopf und lächelte vor sich hin.

„Was hast Du?“ fragte Terka.

„Ich werde den Gedanken nicht los,“ erwiderte Ottilie, „wie viel reizender Du bist, als die schönen Frauen, zum Beispiel als ich. Denn ich

gelte als schön, und bin es auch wohl. Aber ich glaube nicht, daß ich auf einen Mann den Eindruck machen könnte, wie Du, und zugleich denke ich an diesen Weiberfeind in Kostik. Weißt Du, daß Du ihn befehren könntest, Terka, wenn Du wolltest?"

„Ich? Ich denke nicht daran.“

„Aber ich wette, daß er sich in Dich verlieben würde.“

„Wenn Du wahr sprächest, so würde mich das freuen, aber nicht, weil ich ihn befehren, sondern weil ich ihn strafen will. Ich kenne mich selbst nicht seit einigen Tagen, ich bin so seltsam erregt, ich fühle eine Art Haß gegen diesen Menschen. Er beunruhigt mich, er stört mich in meinem stillen, friedlichen Leben. Ich muß irgend etwas thun, um mit ihm fertig zu werden, im Guten oder Bösen.“

„Glück zu!“ rief Ottilie, „wir wollen eine Wette eingehen. Ich werde Alles aufbieten, um diesen Wütherich kennen zu lernen, und dann wollen wir Beide versuchen, ihm seine Grillen auszutreiben. Willst Du wetten, daß er mich sehr schön finden wird, und daß er sich schließlich in Dich verlieben wird?“

„Abgemacht,“ entgegnete Terka, „wir haben dann wenigstens die Aussicht, uns in der nächsten Zeit nicht zu langweilen.“

„Ich komme nächstens zu Dir,“ sagte Ottilie, „und dann wollen wir sehen, daß wir die Bekanntschaft des gefährlichen Mannes machen; ich bringe das schon zu Stande, verlaß Dich nur auf mich.“

Als Terka ihre Freundin verließ, traf sie auf der Straße Konrad Geier. Er grüßte sie, blieb stehen und fragte artig, ob er sie begleiten dürfe.

„Warum nicht?“ erwiderte Terka, „wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich habe nichts dagegen, aber ich muß mich beeilen, denn ich will mit dem nächsten Schiffe nach Hause zurück.“

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, mein Fräulein,“ gab Geier zur Antwort.

Sie gingen nun zusammen durch die Straßen der Altstadt dem Quai zu.

„Sie haben wohl Ihre Freundin, Fräulein Seeberg, besucht?“ bemerkte Geier.

„So ist es,“ sagte Terka, „ich war ihr ja diesen Besuch schon lange schuldig, und dann hat es mich interessirt, einmal eine Schauspielerin in ihrem Heim zu sehen. Sie wissen ja, daß wir Schulfreundinnen sind und daß Ottilie sich dann später der Bühne zugewendet hat. Ich hatte sie einige Zeit ganz aus den Augen verloren, dann bekam sie ein Engagement in Prag, und so wurden die alten Beziehungen erneuert. Ich glaube, daß wir uns gegenseitig gefallen, weil wir Contraste sind. Mich zieht ihr vornehmes Wesen an, der Nimbus, der Glanz, der sie umgiebt, während sie an meiner ländlichen Einfachheit Geschmack zu finden scheint.“

„Sie unterschätzen sich, Fräulein Terka,“ erwiderte Geier, „Sie scheinen

überhaupt gar nicht zu ahnen, welchen Zauber Sie auf Jeden ausüben, der in Ihre Nähe kommt?“

„Da haben Sie einmal Recht, Herr Geier,“ sagte Terka lächelnd. „Ich ahne nur Eines, nämlich, daß Sie ein Schmetterling sind, der sich an dem kleinen anspruchslosen Lichte, Terka genannt, die Flügel zu verbrennen im Begriffe ist. Ich warne Sie bei Zeiten.“

„Sie können mir doch nicht verbieten, mich für Sie zu interessiren?“

„Gewiß nicht,“ sagte sie, „aber Sie schwärmen, und das geht zu weit.“

„Sie müssen doch eines Tages daran denken, sich zu verheirathen, Fräulein Terka!“ fuhr Geier fort, „und wie ich Sie kenne, sind Sie nicht das Mädchen, einen Mann zu nehmen, den Sie nicht lieben und von dem Sie nicht überzeugt sind, daß er Ihnen sein ganzes Herz giebt, — weshalb finden Sie es also so komisch, wenn man Ihre Vorzüge erkennt und warm für Sie empfindet? Das ist doch ganz in der Ordnung?“

„Mag sein, bei anderen Mädchen,“ sagte Terka, „aber ich glaube nicht, daß ich jemals einem Manne meine Hand reichen werde. Ich bin zu selbstständig, Herr Konrad, und die Ehe ist ein Joch.“

Geier schwieg hierauf, und sie erreichten den Quai, ohne weiter ein Wort zu wechseln. Erst als Terka im Begriffe war, auf das Schiff hinüber zu gehen, und Geier respectvoll von ihr Abschied nahm, fragte sie ihn, ob er bald wieder nach Hause zu seinem Vater kommen werde.

„Das ist nicht recht, Terka,“ sagte er jetzt. „Erst verspotten Sie mich, und dann fordern Sie mich förmlich auf, zu kommen.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Terka, „vielleicht bin ich herzlos. Aber es macht mir Vergnügen, wenn ein Mann für mich schwärmt und ich ruhig dabei bleibe, genau so, wie wenn ich einen Schmetterling, den mein Vater gefangen hat, an die Nadel stecke und ihn an derselben zappeln sehe. Vielleicht ist es nur, weil ich häßlich bin und es lächerlich finde, wenn man mir den Hof macht.“

„Darauf werde ich Ihnen ein anderes Mal antworten,“ sprach Konrad und nahm den Hut ab. Terka nickte ihm freundlich zu, ging hinüber auf das Schiff, und als dasselbe sich in Bewegung setzte, winkte sie ihm noch spöttisch mit dem Taschentuch zu.

Es war indeß Abend geworden. Terka saß auf dem Verdeck und sah mit ruhiger Freude die prächtigen Paläste, die Kirchen und Thürme der alten Stadt, das goldene Prag zu beiden Seiten der Moldau an sich vorüber ziehen, dann den stolzen Wischehrad, die Schlote von Smichow, und endlich die bewaldeten Hügel, die sich gegen Königsal hinziehen und über denen die silberne Mondsichel im blauen Aether schwebte.

Nachdem sie gelandet war, ging sie langsam durch die Felder dem Dorfe zu, in dem sie wohnte. In einem kleinen Hain unweit desselben setzte sie sich nieder. Sie wollte noch einmal ruhig den Frieden des Abends und der Natur genießen, der um sie war. Um sie lagen jetzt weithin ausgestreckt,

die Stoppelfelder, weiter hinaus der Wald, die freundlichen Hügelfetten, in der Ferne der rauschende Fluß, die Thürme der Stadt.

Plötzlich lief ein Thier vorbei, das sie erst für einen Hund hielt und dann, als es am Ausgange des kleinen Hains stehen blieb und in die Gegend hinauslugte, als einen Fuchs erkannte. Gespannt folgte sie dem Thiere mit den Blicken. Sie dachte, daß es wohl auf eine Beute lauerte, und sich im nächsten Augenblick derselben bemächtigen werde.

Da fiel ein Schuß, und der Fuchs verschwand im hohen Grase. Terka sprang auf und lief der Stelle zu, wo er liegen mußte. Wirklich fand sie ihn, hob ihn bei den Hinterbeinen auf, und zu gleicher Zeit sah sie Meinhof herankommen, die Flinte im Arm. Sie ging ihm entgegen, und als er nahe genug war und den Hut abnahm, um sie zu grüßen, reichte sie ihm lächelnd den erlegten Fuchs.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein,“ sprach Meinhof, „womit muß ich diesmal mich Ihnen erkenntlich zeigen? Soll ich mich wieder wie damals, als Sie mich bei der Ernte banden, loskaufen?“

„Nein, diesmal nicht,“ erwiderte Terka trozig.

„Warum nicht?“

„Damals,“ erwiderte Terka, „war es eine Strafe für Sie, den Verächter der Frauen, heute wäre es etwas ganz Anderes.“

„Wie?“

„Vielleicht ein Lohn.“

Meinhof sah sie erstaunt an, und dann faßte er rasch ihre Hand.

„Nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt,“ fuhr er fort, „und lachen Sie über mich, wenn es Ihnen beliebt. Ich bitte Sie aber, geben Sie mir auch diesmal einen Kuß.“

Terka begann laut zu lachen. „Sie sind nicht gescheidt, Herr von Meinhof, man küßt sich doch nicht alle Tage? Was ich damals im Uebermuthen gethan habe, kann doch nicht zur Regel werden.“

„Nur einmal noch,“ bat Meinhof. „Sie haben mich damals behert, und nun ist es nicht meine Schuld, wenn ich kühner werde, als es sonst meine Art ist. Ich bitte Sie, Terka, nochmals, küssen Sie mich!“

„Ich glaube, Sie sind verrückt!“ rief Terka, und als er sie umschlang, wehrte sie sich heftig. Ihr Gesicht bekam während dieses kurzen Kampfes einen eigenthümlich energischen, harten Ausdruck. Sie biß die Zähne zusammen, und ein wildes Lächeln überslog ihr leicht gebräuntes Gesicht. Endlich gelang es ihr, sich loszumachen, und sie flog in leichten Sätzen einem Aeh gleich durch den Hain und die Felder dem Dorfe zu.

Meinhof blickte ihr eine Zeit lang nach, dann hob er seufzend den Fuchs auf, band ihn an den Riemen seiner Jagdtasche, so daß er ihm über den Rücken herabfiel, hängte die Büchse um, und ging langsam, den Kopf gesenkt, seinem Schlosse zu.

\* \* \*

Wieder kam eines Morgens der alte Xaver zu Terka, gerade als sie im Garten damit beschäftigt war, Gemüse für den Mittagstisch zu holen.

Sie stand da, kurz geschürzt, mit bloßen Armen, ein weißes Tuch um den Kopf, das Messer in der Hand, und begrüßte ihn mit einem schallhaften Lächeln.

„Nun, Herr Xaver, was bringen Sie Gutes?“ fragte sie.

„Schlimmes, mein liebes Fräulein, ich bin recht besorgt um meinen Herrn.“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf? Sollte er wirklich so thöricht sein, sich in ein häßliches Mädchen zu vernarren? Dann geschieht es ihm ganz recht, wenn er einmal an die Unrechte kommt. Er soll erfahren, daß es auch Mädchen giebt, die nicht schwach sind und nicht falsch, sondern stark und ehrlich bis zur Härte. Mich wird er so leicht nicht rühren.“

„Erlauben Sie, daß ich mich setze,“ sagte der alte Diener und ließ sich auf der kleinen Bank nieder, welche in der Nähe des Gemüsebeetes vor dem Nebenpalier stand. „Es ist mir förmlich in die Glieder geschlagen, man wird den Kummer nicht mehr los. Da habe ich mir eingebildet, wenn wir hier sind, von der lieben Menschenwelt ganz abgeschlossen, wird Alles gut gehen, und nun fängt die Komödie von vorne an. Warum mußten Sie auch mit Ihren dunklen Augen meinem Herrn in den Weg kommen? Es ist, als wäre er krank, sag' ich Ihnen.“

Terka zuckte die Achseln und begann laut zu lachen.

„Lachen Sie nicht, die Sache ist nur zu ernst,“ fuhr Xaver fort. „Nachts, wo er sonst ruhig in seinem Arbeitscabinet saß und las oder sich mit seinen Schmetterlingen und Käfern beschäftigte, geht er hinaus in den Wald, wie ein junger Mensch, der Gedichte macht und sie dann in Goldschnitt binden läßt. Dort bei dem kleinen Teich, Sie kennen ihn wohl, sitzt er dann stundenlang im Mondlicht und träumt, von wem, brauche ich Ihnen natürlich nicht zu sagen.“

„Von mir natürlich,“ warf Terka spöttisch ein, „das ist doch gar nicht traurig, das ist lustig! Ein Mann wie Ihr Baron, der immer nur die schönsten Frauen geliebt hat, Damen aus den höchsten Ständen, und nun — die Tochter eines Schulmeisters, häßlich wie die Nacht! — Das ist doch einfach zum Todtlachen.“

„Nein, nein,“ entgegnete Xaver, „ich fürchte geradezu für sein Leben.“

„Pah!“ rief Terka, „es ist noch Niemand daran gestorben, daß ihn ein junges Mädchen geküßt hat.“

„Doch zu Zeiten,“ sprach der Alte, „zum Beispiel ein gewisser Herr von Werther, wie ich einmal in einem Buche gelesen habe, daß der Herr im Garten liegen ließ, der hat sich sogar vollständig todtgeschossen. Was mir so bange macht, ist, daß mein Herr gestern Abend zu mir gesagt hat, — als er aus dem Walde zurückkehrte, — Xaver, hat er gesagt, wenn ich so an dem Wasser sitze und blicke hinein, da ist es mir, als langten ein paar



weiche Arme heraus, die mich hineinziehen, — hören Sie, Fräulein Terka, es zieht ihn hinein in das Wasser — und dann fügte er hinzu, wenn ich einmal nicht zurückkomme, weißt Du, wo Du mich zu suchen hast.“

Der Alte hielt die Hand vor die Augen und wischte sich die Thränen ab.

„Wer wird denn gleich die Dinge so ernst nehmen,“ tröstete ihn Terka, indem sie die braune Hand auf seine Schulter legte. „Beruhigen Sie sich, mein lieber Xaver, es wird noch Alles gut werden.“

„Wenn Sie es sagen, dann freilich,“ versetzte der Alte, indem er Terka erstaunt ansah.

„Soll ich Ihren Herrn kuriren?“ fuhr Terka fort. „Ich glaube, ich wäre der richtige Arzt für ihn.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Xaver, „wenn Sie nur wollten, Fräulein Terka, aber das ist es ja eben —“

„Nun, wir werden ja sehen,“ sprach sie, indem sie den Korb mit dem Gemüse aufnahm. „Also bei dem Teich im Walde drüben ist er jeden Abend?“

„Ja, sobald der Mond aufgegangen ist.“

Terka nickte mit dem Kopfe und reichte dann Xaver die Hand.

„Gott befohlen!“ sprach sie, „ich habe jetzt zu thun, wenn Sie aber ein anderes Mal kommen wollen, gegen Abend, wollen wir über die Sache sprechen.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Terka,“ antwortete Xaver, „Sie haben mir das Leben zurückgegeben, ich kann jetzt wenigstens leichten Herzens nach Hause zurückkehren.“ — —

Als der Mond aufgegangen war, ging Meinhof durch den Wald, dem kleinen Teiche zu, an dem er fast jeden Abend weilte. Noch war es dunkel, nur hie und da rieselte das Mondsilber an den Zweigen, an den rothen Stämmen herab. Bald theilten sich jedoch die grünen Wände, und jetzt lag der kleine Teich da, von grünem Schilf bewachsen, aus dem hohe Wasserlilien hervorragten und Seerosen.

Der Mond ergoß hier sein Licht aus voller Höhe über Bäume und Wasser und hüllte Alles in einen milden bläulichen Duft. Am Ufer des Teiches lag eine kleine Höhe, vielleicht ein vergessenes Grab, aus einer der vielen Schlachten, die hier in der Nähe der Hauptstadt Böhmens gekämpft worden waren. Hier warf sich Meinhof in das Gras und die Büsche neben sich. So lag er lange in traurigem Hinbrüten. Seine Gedanken schweiften bald zurück in vergangene Zeiten, in weite Ferne, oder sie schwebten um das kleine mit Reben umrankte Haus im nahen Dorfe, in dem sie wohnte, welche seine Seele gefangen genommen hatte wie durch einen Zauberspruch.

Plötzlich ließ sich ein helles, muthwilliges Lachen vernehmen. Meinhof richtete sich auf und erblickte Terka, welche auf einem Kahn durch den grünen Garten, der auf dem Spiegel des Teiches erbaut war, dahin-

schwamm. Sie hatte ihr Kleid von oben bis unten mit grünem Schilf und Seerosen aufgeputzt und Seerosen in ihr Haar geflochten. In der rechten Hand hielt sie eine große Lilie, welche im Mondesglanz einem Scepter gleich schimmerte. Meinhof konnte nur über das Schilf hinweg ihren Kopf und ihre Büste sehen, und wie sie ihm jetzt zulachte und mit der Lilie winkte, schien sie ihm eine Nixe, dem Wasser entstiegen, um ihn hinabzulocken in das feuchte Element, in ihren durchsichtigen Palast.

„Terka!“ rief er hinüber.

Sie antwortete ihm mit einem hellen Lachen. Dann sah er sie mitten durch den stillen Nebel auf die kleine Insel zusteuern, welche nahe dem anderen Ufer des Teiches lag, und hier landen. Drüben für ihn unerreichbar, saß sie jetzt auf einer kleinen Anhöhe mitten unter Gräsern und Blumen und sang ein schwermüthiges böhmisches Lied, dessen Melodie wie Geistergruß zu ihm herüberschwebte.

Meinhof ging hinab an das Ufer so nahe zum Wasser, daß es fast seinen Fuß bespülte, und rief nochmals: „Terka!“ und als sie ihm keine Antwort gab, fuhr er fort: „Terka, ich bitte Sie, kommen Sie herüber, ich muß Sie sprechen, ich habe Ihnen so viel zu sagen, was mir auf dem Herzen brennt. Die Stunde ist günstig, ein anderes Mal finde ich vielleicht nicht den Muth, oder nicht die richtigen Worte.“

„Ich bin nicht Terka,“ klang es herüber, „ich bin eine Nixe. Wenn ich komme, dann lock’ ich Sie hinab in das Wasser und erwürge Sie mit meinem schwarzen Haar. Danken Sie Gott, wenn Sie Ihre Seele vor mir retten können, fordern Sie mich nicht heraus.“

„Kommen Sie, ich beschwöre Sie,“ flehte Meinhof. „Sie wollen sich an mir rächen? Gut, kommen Sie, ich will Ihnen Gelegenheit dazu geben.“

„Wenn ich Sie haben will, werde ich Sie zu finden wissen, verlassen Sie sich darauf, heute bin ich nicht in der Laune, Ihnen Gehör zu schenken, nicht einmal in der Laune, Sie zu strafen.“

„Und doch quälen Sie mich, Terka! Weshalb? Was habe ich Ihnen gethan?“

„Alles — und Nichts.“

„Sie haben ein Herz von Stein.“

Wieder tönte Terkas helles Lachen herüber.

„Ich bitte Sie, kommen Sie doch, lassen Sie mich nicht vergebens flehen!“

„Sie sind komisch, Herr von Meinhof,“ tönte es zurück.

Meinhof warf sich an dem Ufer auf die Knie nieder und rief nochmals ihren Namen. Sie aber antwortete nur mit einem lauten, diabolischen Lachen, und dann mit der rechten Hand winkend, verschwand sie in dem Dickicht der Insel. Meinhof hob rasch seine Flinte auf, warf sie über die Schulter und ging eilig dem anderen Ufer zu, dort war sie offenbar gelandet, dort mußte er sie finden. Doch er täuschte sich: als er auf der entgegen-

gesetzten Seite der kleinen Insel stand, war keine Spur von Terka zu entdecken. Der Kahn lag da, an einen kleinen Birkenbaum angehängt, und schaukelte leise auf dem Wasser, das wehmüthig um denselben plätscherte und gurgelte.

Auch im Walde ringsum war nirgends eine Spur von Terka zu entdecken. Er rief wiederholt ihren Namen, dann ging er dem Waldrande zu, überzeugt, daß er sie auf den Feldern entdecken müsse, dem Dorfe zuschreitend.

Doch seine Hoffnungen täuschten ihn auch diesmal. Die weite Ebene lag ruhig im Mondlicht da, und weithin war kein menschliches Wesen zu sehen. Nichts regte sich, kein Ton schwebte herüber, Alles war still und todt. Meinhof schritt nun auf dem Pfad zwischen den Stoppelfeldern dahin, dem Dorfe zu, und dann in die Straße hinein, bis zu dem Hause des Lehrers. Auch hier war Alles still.

Die Fenster oben, im ersten Stock, wo Terkas Stube lag, waren dunkel, nur unten war Licht. Sachte trat Meinhof heran und blickte durch die Nebenzweige und das Weinlaub hinein in die Stube. Der alte Lehrer saß vor seinem Tisch. Er hatte ein großes Buch aufgeschlagen mit farbigen Kupfern und studirte dieselben eifrig, von Zeit zu Zeit in die Dose greifend, die neben ihm stand. Die beiden Kinder kauerten zusammen auf dem alten Sopha vor dem Tisch und waren gleichfalls mit einem alten zerrissenen Bilderbuch beschäftigt. Terka war nirgends zu entdecken. Hier ebenso wenig als in der Küche, als im Hofe oder im Garten.

Was war aus ihr geworden? Sie trieb sich vielleicht noch im Walde umher, oder sie war oben in ihrer Stube, ohne Licht, um den Eindruck hervorzurufen, als sei sie nicht daheim.

Schließlich gab Meinhof jede Hoffnung auf, sie zu finden, und ging verstimmt durch die Felder zurück.

\* \* \*

Terka war draußen auf dem Felde, als die kleine Johanna gerannt kam und ihr von Weitem schon zurief:

„Herr von Meinhof ist da!“

„Bei uns?“ fragte Terka verwundert.

„Ja, er ist beim Vater in der großen Stube. Sie sehen zusammen die Käfer und Schmetterlinge an.“

„Gut,“ sagte Terka, „gehe nach Hause, ich werde kommen, wenn ich fertig bin.“

Sie beeilte sich ganz und gar nicht. Erst, als sie ihre Arbeit auf dem mit allerhand Wintergemüsen bepflanzten Acker beendet hatte, ging sie langsam dem Hause ihres Vaters zu.

In der großen Stube saß wirklich Herr von Meinhof mit dem Lehrer Amos Benedikt vor dem großen Tische, der jetzt mit verschiedenen Käfer- und Schmetterlingskästen bedeckt war. Der Lehrer, ein mittelgroßer, hagerer,

etwas gebückter Mann, dessen schwarzes Haar schon stark ergraut war, glatt rasirt, mit schwarzen Augen, einer stumpfen Nase, mit einer Brille bewaffnet, war einerseits aufgeregt über den hohen Besuch, andererseits im Eifer des Sammlers, welcher einem gleichgesinnten Genossen seine Schätze zeigt. Er erklärte lebhaft und focht ab und zu mit den Händen wie ein Redner in einer Volksversammlung.

Draußen lag die goldige Stimmung eines schönen Herbstabends über dem Garten und der Landschaft, die sich hinter demselben ausbreitete. Die Trauben an dem Spalier hatten sich bereits dunkel gefärbt, die Blätter waren vergilbt und bedeckten massenhaft die Erde. Im nahen Felde blickten große Sonnenblumen über den grünen Zaun und riesige Maiskolben. Ueber dem fernen Wald lag ein leichter Schleier, der röthliche Schimmer des Weinmonats.

Weinhof fand besonderes Gefallen an der Art und Weise, wie Benedikt die Pflanzen aufbewahrte. Er hatte sie erst gepreßt und dann nicht gleich den anderen Sammlern in Bogen gelegt und zwischen Deckeln aufbewahrt, sondern auf einzelne Blätter geklebt, Namen und Fundort darunter geschrieben und sie dann in großen Kästen aus Pappe aufgeklebt, wodurch sich ihre Farben überraschend erhalten hatten. Noch mehr entzückt war der Schloßherr von Kostitz, als ihm der Lehrer die Petrefakten zeigte, welche er in dem nahen Steinbruch entdeckt und gesammelt hatte. Weinhof hatte sich vorläufig damit garnicht beschäftigt, aber jetzt, wo er die Entdeckung machte, daß die Umgegend eine so reiche fossile Fauna bot, erkundigte er sich näher nach allen Umständen und beschloß auch seinerseits mit dem Sammeln versteinelter Pflanzen und Thiere zu beginnen. Der Lehrer, der zahlreiche Exemplare derselben Spezien besaß, beeilte sich, Herrn von Weinhof Duplikate anzubieten und wies jede Entschädigung für dieselben zurück.

Während die beiden Naturforscher noch im lebhaften Gespräch waren, trat Terka ein. Sie hatte sich nicht umgekleidet, sondern war so geblieben, wie sie auf dem Felde gearbeitet hatte, in einem kurzen blauen Bauernrock, einem schwarzen Tuchmieder, die Ärmel des groben Hemdes aufgeschürzt, ein buntes carrirtes Tuch um das schwarze Haar geknüpft. Weinhof erhob sich, um sie zu begrüßen, und reichte ihr die Hand. Sie warf einen Blick auf die offenen Kästen und machte Miene sich zurückzuziehen.

„Wenn die Herren erst ihre Käfer und Schmetterlinge vor sich haben,“ sagte sie, „dann existirt die ganze Welt nicht mehr für sie und somit bin ich hier überflüssig.“

„Nein, nein,“ rief Weinhof, „im Gegentheil, ich habe Ihrem Herrn Vater einen Vorschlag zu machen und würde sehr wünschen, daß auch Sie Ihre Meinung über denselben abgeben.“

Terka stellte sich hierauf hinter den Stuhl, auf dem ihr Vater saß, und blickte, die Arme auf die Lehne gestützt, über Benedikts Schulter hinweg auf Weinhof, der sich wieder vor dem Tisch niedergelassen hatte.

„Ihr Vater war so freundlich mir zu versprechen, daß er mich nach dem Steinbruch führen will, in dem er diesen Trilobiten entdeckt hat. Ich möchte nun vor schlagen, daß wir in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, sobald es Ihnen Allen genehm ist, zusammen einen weiteren Ausflug unternehmen, um zu sammeln und zu gleicher Zeit die Schönheiten der Natur zu genießen, jetzt, wo sie in der ersten Herbstzeit ihre vollen üppigen Reize zeigt.“

„Ich bin sehr gern dabei,“ sagte der Lehrer, „es kann mir nur eine Ehre sein, mit einem Herrn, der in allen Dingen so unterrichtet ist, wie Sie, Herr Baron, gemeinsam einen wissenschaftlichen Ausflug zu unternehmen. Ich habe da gewiß Gelegenheit, Manches zu hören und zu lernen, was mir von Nutzen sein wird.“

„Was denken Sie darüber, Fräulein Terka?“ fragte Meinhof.

„Soll ich mit?“ erwiderte sie trotzig mit einem spöttischen Blick. „Ich liebe auch die Natur, aber eben deshalb hüte ich mich wohl, sie zu zergliedern. Eigentlich sind die Naturforscher Vandalen, welche die Schönheiten derselben verwüsten und zerstören.“

„Ich glaube, Sie haben diesmal Unrecht, mein Fräulein,“ sagte Meinhof, „die Natur lieben, heißt ihr nachforschen, in ihre Tiefen hinabsteigen, und wie vermöchte man ihre Geheimnisse zu belauschen, wenn man nicht ihre Geschöpfe mit nach Hause trägt und dort untersucht und studirt.“

„Mag sein,“ sagte Terka, „aber was soll ich bei diesem Ausflug?“

„Uns Freude machen,“ gab Meinhof zur Antwort. „Denn ich bin gewiß, daß Ihr Herr Vater ungleich mehr Vergnügen haben wird, wenn Sie mit uns gehen, als wenn er sich mit meiner Gesellschaft bescheiden muß, und auch ich würde Sie gern theilnehmen sehen.“

„Wenn Sie es durchaus wünschen,“ sagte Terka achselzuckend, „so will ich meinetwegen daran theilnehmen. Sollen die Kleinen auch mit?“

„Natürlich,“ sagte Meinhof, „wir Alle. Wenn Sie es gestatten, werde ich Sie morgen in aller Frühe abholen und zugleich bitte ich um die Erlaubniß, für alles Uebrige sorgen zu dürfen.“

„Das geht doch nicht,“ antwortete Terka, „es ist unsere Sache, den Proviant, den wir nöthig haben, mitzunehmen.“

„Nein, mein Fräulein, dagegen muß ich mich verwahren,“ sagte Meinhof. „Um so mehr, als ich die Absicht habe, jetzt öfter bei Ihnen einzusprechen. Sie haben ja dann Gelegenheit, mich zu bewirthen, wenn ich bei Ihnen bin.“

„Also wir nehmen an, Herr Baron,“ sagte der Lehrer, welcher darauf braunte, mit einem Gelehrten seines Faches in nähere Beziehungen zu treten und neugierig war, die Sammlungen Meinhofs kennen zu lernen.

„Abgemacht,“ sagte Meinhof und reichte dem Lehrer die Hand, in welche dieser freudig einschlug.

Am nächsten Morgen kam Meinhof, begleitet von Kaver, um den Lehrer

und die Seinen zu dem Ausflug abzuholen. Terka kleidete eben die beiden Kinder an, welche mit vor Freude erhitzten Gesichtern am Fenster erschienen, um Meinhof zu begrüßen. Der Lehrer eilte aus dem Hause, um den Baron willkommen zu heißen, welcher sich auf der Holzbank vor der Thür niedergelassen hatte und Kaver noch einige Befehle ertheilte. Bald erschien auch Terka im Sonntagsstaat einer böhmischen Bäuerin und ihr folgten die Kinder auf dem Fuße. Man setzte sich in Bewegung, voran der Lehrer mit Meinhof, dann Terka mit den Kindern, während Kaver, der mit verschiedenen Netzen und Büchsen beladen war, den Zug schloß. Man ging durch die Felder dem Walde zu.

Der Lehrer deutete auf die Nebel, welche aller Orten gleich Opferrauch zum Himmel stiegen. „Das verheißt uns anhaltend gutes Wetter und einen schönen Tag,“ sagte er.

Meinhof nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Unterwegs blieben die Herren von Zeit zu Zeit stehen, um eine Blume zu pflücken, welche in einer Botanisirbüchse untergebracht wurde, oder einen Käfer zu fangen, der über den Weg lief, während die beiden Kinder, denen Kaver zwei Schmetterlingsnetze eingehändigt hatte, rechts und links ausschwärzten und auf jeden noch so werthlosen Kohlweißling Jagd machten.

Im Walde, den sie jetzt betraten, war es still und feierlich. Um diese Zeit hat das Summen der Insekten aufgehört, die Singvögel sind fortgezogen und die Meisen, die später den Forst mit ihrem bunten Gefieder und ihrem lustigen Pfeifen beleben, sind noch nicht da. Die Luft war warm, erfüllt von Duft, kein Wind regte sich, kein Blatt, kein Halm. Der Lehrer begann an einzelnen Bäumen, deren Rinde Spuren von Verwüstung an sich hatte, die geborstenen Theile abzuritzen und auf Käfer Jagd zu machen.

Meinhof wendete sich zu Terka, welche sich im Grase niedergelassen hatte und aus Blumen, die sie unterwegs gepflückt, einen Kranz wand.

„Wer ist der Glückliche,“ fragte Meinhof, „dem dieser Schmuck zu Theil wird?“

„Sie bekommen den Kranz nicht,“ erwiderte Terka kalt. „Sie haben ihn nicht verdient. Ueberhaupt, vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Feindin bin; der Augenblick wird kommen, wo ich Sie strafen werde, und empfindlicher als Sie denken.“

„Sie haben mich bereits gestraft, Terka,“ sagte Meinhof leise.

„Oh! wie schön wäre es, wenn Sie wahr sprächen,“ erwiderte sie mit seltsam leuchtenden Augen.

Die Kinder hatten soeben einen prächtigen Falter erhascht, den sie in dem grünen Netze triumphirend brachten. Terka stand auf, griff vorsichtig hinein, zog das mit den Flügeln flatternde Thier geschickt heraus, nahm eine Nadel aus dem Kissen, das Wenzel umgehängt hatte, spießte den Schmetterling auf und steckte ihn an den Hut des Knaben.

Während dies geschah, war es Meinhof gar seltsam zu Muth. Es schien ihm, als sei er selbst der Schmetterling in Terkas Hand, und er fühlte die Nadel, mit der sie dem Unglücklichen Freiheit und Leben nahm.

Nach einem längeren Marsche erreichte die ganze Gesellschaft glücklich den Steinbruch, in dem zahlreiche Arbeiter beschäftigt waren. Einige von ihnen, die schon manches hübsche Stück Geld bei dem Lehrer verdient hatten, erkannten diesen von Weitem schon und grüßten ihn. Einer von ihnen legte den schweren Hammer hin und ging zu einem Stoß aufgeschichteter Steine, aus dem er ein blaues Taschentuch hervorzog, in das er eine Anzahl Trilobiten und andere Versteinerungen gewickelt hatte. Sofort traten Meinhof und der Lehrer hinzu und wählten unter den Schätzen, was ihnen paßte. Nun kamen auch andere von den Arbeitern herbei, und der Lehrer theilte ihnen mit, daß Herr von Meinhof sich gleichfalls für die versteinerten Thiere und Pflanzen interessire, und forderte sie auf, auch ihm bei Gelegenheit von den gefundenen Petrefakten zu bringen.

Die Sonne warf ihre Strahlen mit aller Kraft, die ihr noch zu Gebote stand, an die hohe Felswand, auf der hundert Hände beschäftigt waren, Steine zu brechen, so daß die Wand wie glühend mitten zwischen grünen Laubbäumen und schwarzem Nadelholz stand. Ueberall hingen Menschen an derselben und von allen Seiten erklangen die schweren Hammerschläge.

Unten zwischen niederen Büschen rieselte ein Quell. Hier hatte sich Terka gelagert. Der Kranz, den sie gewunden, schmückte jetzt ihren pikanten, von den schwarzen Flechten reich gekrönten Kopf, während sie eine Guirlande von Blumen von der Schulter herab um ihre Taille geschlungen hatte. Wieder näherte sich ihr Meinhof und fragte sie, ob er an ihrer Seite Platz nehmen dürfe.

„Warum nicht?“ sagte Terka. „Ich glaube fast, Sie bilden sich ein, daß ich Sie fliehe, Herr von Meinhof? Das ist garnicht der Fall. Ich wünsche sogar, Sie in meiner Nähe zu sehen, damit ich Sie um so leichter beheren kann.“

„Sie wissen also, daß die Natur Ihnen Macht über mich gegeben hat?“ jagte Meinhof.

„Ja, das weiß ich,“ erwiderte Terka. „Ich finde es zwar lächerlich, daß ein Mädchen wie ich im Stande ist, auch nur Ihre Aufmerksamkeit zu erregen, da es aber der Fall ist, und da Sie heute bereits in meinem Banne stehen, so freue ich mich dessen, ja, ich brenne vor Ungeduld, den Tag zu sehen, der meinen Triumph vollständig machen wird.“

„Er ist näher, als Sie vielleicht denken, Terka.“

„Um so besser für mich und um so schlimmer für Sie.“

„Wir wollen nun aufbrechen,“ sagte der Lehrer, „ich weiß einen schönen Platz hier in der Nähe, höchstens zehn Minuten entfernt, eine reizende Waldwiese, dort wollen wir unser Frühstück einnehmen, wenn es Ihnen genehm ist, Herr Baron.“

„Gewiß,“ jagte Meinhof, „ich habe meine Leute hierher bestellt und begreife nicht, daß sie noch nicht da sind.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da kamen zwei seiner Diener mit einem kleinen Esel, der mit allerhand Körben beladen war.

Nun wurde der Marsch bis zur kleinen Waldwiese fortgesetzt, welche wirklich der Empfehlung des Lehrers alle Ehre machte. Von hohen Bäumen umgeben, lag sie wie ein großer, leuchtender Smaragd da, im Schmuck ihres üppigen, grünen Grases. Man lagerte sich ringsum im Schatten der Bäume, die Vorräthe wurden ausgepackt, und Terka machte, von Meinhof dazu aufgefordert, die Wirthin.

Als sie ihm ein Glas Wein brachte, nahm er es nicht ohne Weiteres aus ihrer Hand, sondern forderte sie auf, ihm dasselbe zu kredenzen.

„Geben Sie Acht,“ jagte Terka, „meine Lippen werden Ihnen den Wein vergiften.“

„Sie haben mich bereits vergiftet,“ erwiderte Meinhof.

Terka nippte aus dem Glase und reichte es Meinhof, der seine Lippen an dieselbe Stelle setzte, welche sie berührt hatte.

Nachdem das Dejeuner beendet war, brach man wieder auf und zog durch den Wald in einem weiten Bogen, immerfort Blumen und Kräuter sammelnd. Auf einem hohen Hügel lag der Trümmerhaufen einer alten Mitterburg. Diesen Platz hatte sich Meinhof ausersehen, um Mittagsruhe zu halten. Mitten in dem kühlen Gemäuer eines verfallenen Thurmes wurde durch die Diener rasch eine Tafel improvisirt, und bald saßen Alle um dieselbe und ließen es sich wohl schmecken. Dann suchte sich ein Jeder ein Plätzchen aus, um Siesta zu halten, denn es war warm geworden, und die Kinder vor Allem beklagten sich über große Müdigkeit. Bald schlummerte Alles ringsum, nur Terka und Meinhof waren wach geblieben.

Sie saß hoch oben auf einem Trümmerhaufen, von dem aus sie über die Wipfel der Bäume hinweg das breite Silberband der Moldau sah und die Thürme des Wischehrad. Meinhof lag zu ihren Füßen in dem weichen duftenden Graze und Beide schwiegen geraume Zeit. Dann wendete sich Terka plötzlich zu Meinhof und indem sie ihm mit einem Zweige, den sie abgerissen hatte und mit dem sie sich Luft zusächelte, neckend die Stirn berührte, forderte sie ihn auf, ihr von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen im Orient zu erzählen. Meinhof war sofort bereit, ihrem Wunsch zu entsprechen, und sie lauschte immer aufmerksamer, immer gespannter seinen Worten. Er verstand es, gut und lebendig zu erzählen; die Landschaften, die Menschen, die Städte, von denen er sprach, die fremden Sitten wurden in seiner Rede gleichsam lebendig und bekamen Gestalt und Farbe.

Endlich mahnte der Lehrer zum Ausbruch, und man setzte sich wieder in Bewegung. Meinhof reichte Terka die Hand, um sie von der Höhe herabzuführen. Sie nahm es schweigend an, und während sie hinabstiegen, jagte sie plötzlich:



„Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung. Wie gern hätte ich diese Reise mit Ihnen gemacht.“

„Wirklich?“ fragte Meinhof.

„Ja — warum nicht? Oder trauen Sie mir nicht so viel Muth und Energie zu?“

„Oh gewiß,“ sagte Meinhof, „es giebt Nichts in der Welt, was ich Ihnen nicht zutrauen würde.“

„Nichts Gutes und nichts Böses, nicht wahr?“ warf Terka lachend ein.

Die Sonne war eben untergegangen, als Alle zusammen, etwas müde und erhitzt, aber in der besten Stimmung von ihrer Excursion zurückkehrten. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie Ottilie, welche sie erwartete und in ihrem hellen Sommerkleide auf der Bank vor dem Hause sitzend sich damit die Zeit vertrieb, die Hühner und Tauben mit Semmelbrocken zu füttern. Sie eilte ihnen entgegen, und nach dem Terkasie und Meinhof einander vorgestellt hatte, gingen Alle zusammen in das Haus hinein. Terka bereitete rasch einen guten kräftigen Kaffee, während die kleine Johanna den Tisch deckte, und dann saßen Alle in der großen Stube und sprachen eifrig dem duftigen Getränke und dem trefflichen Kuchen Terkas zu.

Meinhof saß einige Zeit schweigend da. Sein Blick ruhte bald auf Ottilie, bald auf Terka; der Gegensatz dieser Beiden drängte ihm immer wieder Vergleiche auf, aber sie fielen jedes Mal zu Gunsten Terkas aus.

Ein schönes Mädchen, dachte er, diese Schauspielerin, und ihre Koketterie giebt ihr noch einen aparten Reiz. In früheren Tagen hätte ich mich leicht für sie erwärmt, heut denke ich nicht daran. Was würde das geben, einen neuen, rosigten Traum und ein häßliches Erwachen, während Terka wahr, herb und treu ist, wie die Natur selbst.

Da er nicht mit ihr sprach, richtete Ottilie an ihn das Wort und verstand es, ihn in kurzer Zeit in ein lebhaftes Gespräch zu verstricken. Als sie endlich Abschied nahm, um nach Prag zurückzukehren, und Meinhof sie in den Wagen hob, neigte sie sich noch einmal lächelnd zu ihm.

„Geben Sie Acht,“ flüsterte sie ihm zu, „Herr Baron, ich habe mir in den Kopf gesetzt, Sie Ihren Grundsätzen untreu zu machen, wehren Sie sich also so gut Sie können. Hüten Sie sich, sich in mich zu verlieben, denn ich würde dann unbarmherzig mit Ihnen verfahren.“

Als der Wagen sich schon in Bewegung gesetzt hatte, rief Terka den Kutscher, und kam rasch heran, um noch einige Worte mit Ottilie zu wechseln.

„Sag' mir,“ begann sie, „kannst Du mir eines von Deinen Costümen für einige Zeit leihen?“

„Gewiß,“ erwiderte Ottilie, „Alles, was Du willst. Welches wünschst Du denn?“

„Ich komme morgen Vormittag zu Dir,“ erwiderte Terka, „wir werden dann eines wählen.“

„Ich erwarte Dich also,“ sagte Ottilie. Sie gaben sich noch einen Kuß und dann rollte der Wagen davon.

Während Meinhof noch in der Stube des Lehrers saß und mit diesem die gesammelten Insekten, Pflanzen und Petrefakten besichtigte, bestimmte und ordnete, war der alte Kaver mit dem Diener in das Schloß zurückgekehrt und saß jetzt etwas müde am Fuße der Terrasse und rauchte sein kleines Pfeifchen. Da klingelte es an dem Gitterthore, und als der Alte den Kopf wendete, sah er zu seiner Ueberraschung eine Dame, die ihm bekannt schien, deren Name ihm aber nicht gleich in den Sinn kommen wollte. Er erhob sich, ging ihr entgegen, öffnete das Thor und sie trat herein und nickte ihm mit einem verlegenen Lächeln zu.

„Kennst Du mich nicht?“ fragte sie.

Kaver sah sie aufmerksam an und schüttelte den Kopf. Es war eine mittelgroße, üppige Frau mit einem schönen, aber etwas verblühten Gesichte, großen, dunklen, schmachtenden Augen und reichem, dunklen Haar. Sie trug in hellem Kleid, über demselben eine Jacke aus weißen Spitzen und einen Strohhut.

„Du kennst mich wirklich nicht?“ fragte sie noch einmal.

Jetzt trat Kaver zwei Schritte zurück und murmelte: „Die Frau Gräfin von Ostrowik!“

„Ja, ich bin es,“ gab sie zur Antwort, „ich merke, daß ich mich doch sehr verändert habe, seitdem wir uns nicht gesehen haben, mein guter Kaver, Du bist ein aufrichtiger Spiegel, Du schmeichelst nicht. Ist Dein Herr zu Hause?“

„Nein, er ist schon am Morgen fortgegangen,“ erwiderte Kaver, „und ist jetzt drüben im Dorfe bei dem Lehrer, der gleich ihm allerhand Gethier sammelt.“

„Ich bin seit einigen Tagen hier,“ fuhr die Gräfin fort, „bei meiner Tante, der Baronin Klingenstein, die hier in der Nähe ein Gut hat. Erst heut habe ich durch einen Zufall erfahren, daß Meinhof hier ist. Wann kann ich ihn sprechen?“

„Es ist die Frage, Frau Gräfin,“ erwiderte Kaver, „ob mein Herr überhaupt auf eine Unterredung mit Ihnen eingehen wird. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was geschehen ist, aber das weiß ich, daß er Nichts vergessen hat und Nichts verziehen.“

Die Gräfin senkte das Haupt und zog mit ihrem Sonnenschirm Kreise in den Sand.

„Gut,“ sagte sie nach einer Weile, „Du wirst ihm also sagen, daß ich hier bin, und ihn fragen, ob er mich empfangen will. Ich werde in der Nähe warten, dort am Waldrand auf der Bank bei dem Christusbilde.“

Wie Sie wünschen, Frau Gräfin,“ jagte Kaver, „ich werde es ihm sagen und werde Ihnen seine Antwort bringen.“

Es war indeß Abend geworden. Die Fledermäuse schwirrten umher. Während der letzte Sonnenhauch auf dem Thurm der Königsstadt verglühte,

lagerten sich auf den Stoppelfeldern graue Nebel, und über ihnen, wie das Licht eines Leuchtturmes über den brennenden Wogen schwebte der Mond herauf.

Während die Gräfin langsam dem Walde zuing, kam Meinhof durch die Felder heran. Sie sah ihn nicht, aber er sah ihren Schatten, den der Mond auf die Erde warf, als sie selbst ihm gerade durch dichtes Gestrüpp verborgen war. Rasch ging er ein paar Schritte vorwärts, um ihr nachzublicken, und jetzt sah er ihre volle Gestalt auf dem Fußpfad dahin schreiten, er sah dieses weiche, träge Wiegen in den Hüften, die zugleich stolze und etwas müde Haltung des Kopfes, und eine Art Schauer kam über ihn.

Als er durch das Gitter in sein Besizthum eintrat, kam ihm Kaver entgegen.

„Wer war da? fragte Meinhof erregt.

Kaver suchte die Achseln. „Es muß ja doch gesagt werden,“ murmelte er, „die Gräfin Libussa war hier.“

„Was will sie von mir?“ rief Meinhof heftig.

„Sie wünscht Sie zu sprechen, sie wohnt in der Nähe bei ihrer Tante und ist herüber gekommen, wahrscheinlich um Ihre Vergebung zu erbitten und Sie von Neuem in ihr Netz zu ziehen. Sie wartet drüben am Waldrand auf Antwort.“

„Ich will sie nicht sehen,“ sagte Meinhof schroff und leidenschaftlich, „sag' es ihr, und überhaupt — es ist besser, daß sie mir aus dem Wege geht, rathe ihr das, um ihrer selbst willen.“

Kaver ging nun langsamer dem Walde zu und fand wirklich die Gräfin auf der Bank in der Nähe des Christusbildes sitzen.

„Was bringst Du?“ rief sie ihm entgegen.

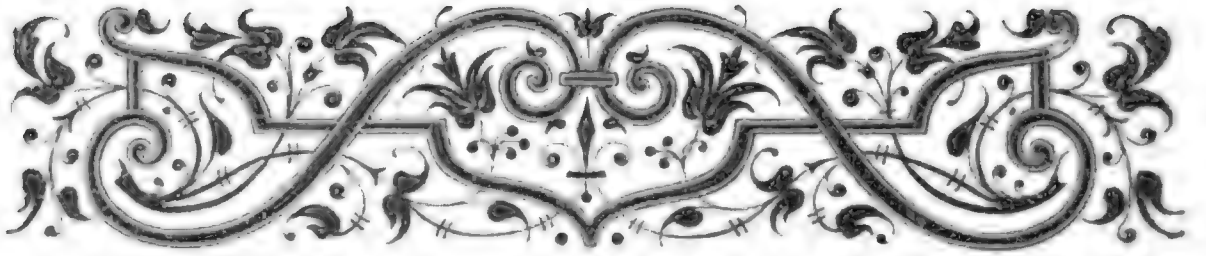
„Nichts Gutes, Frau Gräfin,“ erwiderte Kaver, „mein Herr will Sie durchaus weder sehen, noch sprechen, es ist besser, wenn Sie ihm aus dem Wege gehen, er ist noch zu sehr erbittert, es könnte Folgen haben, die Ihnen vielleicht unangenehm sein könnten. Der Baron ist nicht mehr der weiche, gutmüthige Träumer, der er war, er ist hart geworden, Frau Gräfin, im Laufe der Jahre, und vor Allem haßt er die Frauen.“

„Unsinn!“ gab die Gräfin Libussa zur Antwort. „Wenn er mich nicht sehen will, dann ist es nur, weil er eine Andere liebt. Wer ist diese Andere? Kannst Du mir es sagen?“

„Ich weiß Niemand, für den mein Herr ein besonderes Faible hätte,“ jagte Kaver, die Achseln suchend.

„Du willst nicht sprechen,“ fuhr die Gräfin fort, „aber ich lasse mich nicht irre machen, ja, er liebt eine Andere — und diese Andere, ich werde sie zu finden wissen.“ Sie sprang auf und ging rasch längs dem Waldrand dahin, während Kaver ihr mit einer bedenklichen Miene nachblickte.

(Schluß folgt.)

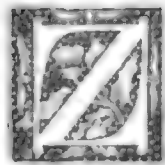


## Heinrich von Sybel.

Von

A. Caro.

— Breslau. —



Zufällige äußere Umstände haben es veranlaßt, daß in der Galerie von berühmten Männern der Zeit, welche in diesen Blättern vorgeführt wird, der Name des Herrn von Sybel erst so spät — dem Werthe des Mannes nach zu spät erscheint, und zufällige äußere Umstände haben gerade mich zum Interpreten der geist- und gemüthvollen Züge, die aus dem edlen Antlitz des großen Geschichtschreibers strahlen, berufen. Unzweifelhaft hätten Andere, deren persönliche Verhältnisse oder geschäftliche Beziehungen eine nähere Stellung zu ihm vermittelten, eine vollgiltigere Legitimation, von der machtvollen Geistesentwicklung und dem überaus fruchtbaren Wirken des greisen und doch so stimmkräftigen Meisters dem größeren Publicum Bericht zu erstatten. Von allem dem bringe ich nichts mit, und gezwungenermaßen muß ich mich in die Lessing'sche Vorschrift, bei der Beurtheilung und Würdigung eines Buches nicht mehr von dem Autor wissen zu dürfen, als in dem Buche steht, fügen und die ohnehin anfechtbare Regel dahin erweitern, daß ich die gesammte eindrucksvolle Individualität lediglich nach dem, was in seinen Schriften und öffentlichen Reden sich abprägt, aufzufassen strebe. Andere Quellen stehen mir nicht zu Gebote, aber was aus anderen kommt, mag immerhin zur Ausmalung, zur feineren Versinnlichung, auch sicher zu tieferem Begreifen der Erscheinung dienen, aber der Schwerpunkt der Persönlichkeit, die Energie ihrer Eigenthümlichkeit, sie offenbaren sich doch nur oder vornehmlich in dem Schriftthum, welches mit der Fülle seines Inhalts, mit dem Reichthum seiner Ideen, mit dem Glanz und der Symmetrie seiner Form und mit der staunenswerthen Universalität der Bildung, auf

der es beruht, ein werthvoller Schatz der deutschen Literatur für alle Zeiten bleiben wird. Denn wohin auch immer des Lebens bunter Wechsel ihn gestellt, und welche Aufgabe auch die Bewegung der Dinge, in welchen er ein Factor war, ihm zugeführt hat, wie oft und nah er auch sich mit den Männern der Praxis berührte, Sybel hat den Gelehrten nicht abstreifen wollen, immer blieb er der Vertreter der Wissenschaft.

Wenn einer der geistvollsten Essayanisten der Gegenwart in seiner unvergleichlichen Lebensdarstellung Ranke's mit Feinheit die Bemerkung zu erwägen giebt, wie es doch der deutschen Historiographie unseres Jahrhunderts gleichsam im Abbilde der schönen Literatur beschieden sei, zwei führende Geister zu besitzen, die voll verwandter Begabung im Verhältniß Goethes und Schillers zu einander stehen, so hätte man — wäre es erlaubt, das Gleichniß fortzuspinnen — ein fast zwingendes Recht dazu, mit unserem Historiographen den von Lessing eingenommenen Platz zu besetzen. Nicht in Kleinem und Untergeordnetem, nicht in äußeren Parallelen ist diese Congruenz zu suchen, sondern in dem Kern- und Mittelpunkt der natürlichen Ausstattung. Was uns in der Betrachtung des lebenden Historikers den Namen des großen Denkers des vorigen Jahrhunderts unaufhörlich in die Erinnerung drängt, ist die imposante rückhaltlose und siegreiche Entfaltung des gesunden Menschenverstandes, ein fast stürmender Eifer für die Erkenntniß der Erscheinungen in ihrer Wirklichkeit, ein sozusagen erbarmungsloses Abschütteln aller, sei es von Vorliebe sei es von Abneigung, gezeitigten Illusionen. Der einzige Enthusiasmus, auf den er abzielt, ist der Enthusiasmus für die Wahrheit. Wo dennoch der Reiz warmer Empfindungen heranweht, quillt er aus dem Gegenstande selbst, nicht aus der Voraussetzung seines Bildners. Und an welche weltbewegenden Ideenverknüpfungen hat sich doch diese im ursprünglichen Wortsinne schneidige Kraft gewagt! Es besteht eine eigene Correspondenz zwischen seinem Werk der Jugendjahre, der Geschichte des ersten Kreuzzuges, und dem der Lebenshöhe, der Geschichte der Revolutionszeit. Beide behandeln Momente der europäischen Entwicklung, in denen Rausch und Taumel die Ziele der Vernunft zu verwirren schienen. Beide Momente, welche neue Lebensalter einleiteten, wurden bald von den nachlebenden Geschlechtern mit dichtem Ephen der Phantasiegebilde umspinnen. Dankbarkeit und Widerwillen hatten in gleichem Maße daran gearbeitet, die Wirklichkeit zum Zerrbild zu verziehen. Da bedurfte es einer eigenen Kraft und Sicherheit, um das aufgewucherte Gestrüpp von dem Glaubwürdigen und Beweisbaren abzulösen, und in den Orgien des Glaubens wie in den Orgien des Unglaubens, worin sich jene beiden Zeitalter gegenüberstehen, den keimtragenden Kern herauszulösen, aus welchem der wahre Fortschritt der Menschheit sich entwickelt hat. Heute, so sagt man wohl, haben die Gebildeten ein reiferes Urtheil über jene in Nebel verhüllt gewesenen Katastrophen gewonnen, aber wie viel zu dieser Reife die Wege weisende Ueberlegenheit unseres Historiographen gewirkt hat, das entzieht sich leicht demjenigen, der nicht dem Ursprung herrschender Meinungen

nachzuspüren den Beruf hat, und mitunter auch denjenigen, welche den Geist der Gegenwart durch Beleuchtung seiner Quellen zu erläutern unternehmen. Nur einer von der großartigsten Universalität und inneren Freiheit getragenen Begabung konnte es gelingen, jene weltgeschichtlichen Perioden in derjenigen Auffassung darzustellen, die von jedem nicht im Parteigeiste Verlorenen gern zugestanden, von den Entbrannten aber, wenn auch widerwillig, anerkannt werden muß.

Aber auch diese Universalität hat ihren eigenen positiven Charakter. Sie hat nichts gemein mit jener affectirten Eiskühle eines Johannes von Müller, die einer in der Abstraction ihr Genügen findenden Geistesrichtung entsprang, sie ist noch weniger zusammenzustellen mit der scheltenden und polternden Erregtheit eines Christian Schloffer, die mit dem behenden Vorwitz der Aufklärungsepöche sich Völker und eine Menschheit construirte, deren oberer Theil vergiftet und verfäult und deren Basis leblos unbeweglich vorgestellt wurde, und so das ganze Weltgericht der Geschichte in einen Polizeireport umwandelte, sie ist aber auch durchaus verschieden von der feinen und sinnigen Pietät eines Ranke, die in dem Religiösen das Ferment der Entwicklung, den Streit- und Zielpunkt der Völker betrachtet, und aus dem Spiel der Kräfte auf dem politischen Gebiete die Technik der Staatsklugheit als Werkzeug und Maßstab allen andern Urtheilsmaßen vorzieht. Sie beruht bei Sybel überhaupt nicht auf irgend welchem metaphysischen oder aprioristischen Begriff, sondern auf einer unererschöpflichen Energie des Staatsgefühls und im Zusammenhang damit auf einer durchgreifenden sittlichen Würdigung der Persönlichkeiten. Darum verliert sie sich auch in keine Form der Weltbürgerlichkeit. Vom Vaterlande ausgehend, bleibt sie immer in Beziehung zu demselben und erfafst das Vaterland als Ziel, und bei aller Universalität ist Sybel unstreitig der nationalste deutsche Geschichtschreiber. Ohne die Kraft seiner Eigenthümlichkeit in den Schatten zu stellen, darf man sagen, daß er der Weltanschauung und der Gedankenrichtung nach am ehesten mit Macaulay eine gewisse Aehnlichkeit hat, nur daß dieser auf dem Boden eines „saturirten“, im stolzen Genuß voller Blüthe und gesicherter Freiheit sich wiegenden Gemeinbeweisens stehend, einen zuversichtlicheren Ton anzuschlagen vermag, als der deutsche Geschichtschreiber, der wenigstens in der ersten Hälfte seines Lebens nur durch den unbedingten Glauben an die unermessliche geniale Größe seiner Nation sich trösten durfte über die stachelige Empfindung, sie allgemein verkannt und geringschätzig behandelt zu sehen.

Wer zufällige Dinge mit Gedankeninhalt auszufleiden liebt, wird die Thatfache, daß Heinrich Karl Ludolph von Sybel in Düsseldorf am 2. December, an dem Schicksalstage der beiden Napoleon, das Licht der Welt erblickte, mit seinen spätern geistigen Schöpfungen in einen gewissen Zusammenhang bringen und mehr noch das Jahr seiner Geburt, 1817, bedeutungsvoll halten wollen, das Jahr, in welchem Rückert's „Geharnischte Sonette“ erschienen waren, der letzte Nachklang und der Beginn der Verklärung jenes Bornez-

donners, der die Nation aus einem Elend sonder Gleichen emporgerissen hatte, das Jahr, in welchem der Bundestag zu functioniren anfang, das Jahr, in welchem die Verfassungsfrage in allen deutschen Staaten auf die Tagesordnung gesetzt war, das Jahr aber vor Allem, in welchem der Gedanke zur Gründung einer Societät für deutsche Geschichte und zur Herausgabe der Monumenta ans Licht getreten ist. Werthvoller aber als diese astrologischen Beziehungen ist für die Geistesrichtung, die er nehmen mußte, der Umstand, daß er einem Hause entstammte, das, soweit es nur zurück verfolgt werden kann, dem Staats- und Kirchendienste eine Reihe von namhaften und charaktervollen Vertretern hergegeben hat, und einer Familie, die während seiner Jugendjahre der vereinigende Mittelpunkt hervorragender, in Literatur und Kunst hochangesehener Persönlichkeiten gewesen war. Sybel rühmte sich in späteren Jahren, als „eine der besten Erinnerungen aus seiner glücklichen Jugendzeit, das Angedenken an jene schönen Düsseldorfer Tage, in welchen auf dem engen Raume einer damals sehr stillen Mittelstadt ein unvergleichliches Zusammenwirken aller Künste durch Schadow und seine kräftig aufblühende Schule, durch Felix Mendelssohn's musikalisches Genie, durch Zimmermann's, Friedrich von Uechtritz' und Schnaase's literarische und dramaturgische Leistungen in das Leben gerufen wurde“. — Bei der freieren Bewegung der damaligen gelehrten Schulen, die noch nicht von dem Uebermaß wohlgemeinter, tief erwogener, aber nivellirender Ministerialverordnungen eingeschnürt waren, konnte es noch geschehen, daß ein talentvoller Jüngling mit 16 Jahren nach achtjährigem Schulbesuch das Zeugniß „der Reife“ erwarb, und nach einem Universitätsstudium von 7 Semestern rite zum Doctor der Philosophie promovirt wurde.

Sybel hatte in Berlin studirt und hatte vier Semester den von Ranke geleiteten historischen Uebungen beigewohnt, jenen in der Geschichte der deutschen Historiographie denkwürdig gewordenen Uebungen, die man mit Recht als die Gründung einer geistigen Familie charakterisirt hat. Denn hier sammelte sich um den mit fascinirender Beweglichkeit und überströmendem Reichthum sich gebenden Meister eine Schaar hochbegabter Jünglinge, die in den verschiedensten Disciplinen der Geisteswissenschaften umherirrend von ihm die Richtung auf die Historie empfangen, von ihm die Wege kennen lernten, welche zur Erforschung der Vergangenheit mit Nothwendigkeit beschritten werden müssen, und durch die Betheiligung an den Jahrbüchern des deutschen Reiches in der Periode der Kaiser aus dem sächsischen Hause eine ausgiebige Gelegenheit erhielten, die jungen schäumenden Kräfte unter der weisen Zucht des Lehrers zu üben. Nicht so, wie zuweilen wohl zu hören ist, daß hier eine eigene, bis dahin mit Geheimniß umschlossene und nirgends versuchte Methode und Kunstfertigkeit überliefert und eingeprägt wurde, denn nicht darauf beruht die von hier aus datirende neue Schule, sondern das war ihre Eigenthümlichkeit, daß hier die seit drei Jahrhunderten ansteigend mehr, aber immer schwankend, theilweise und von Rücksichten gehemmt angewandte kritische Methode mit

der Schärfe und Unbedingtheit auf die mittelalterliche und neuere Geschichte angewandt wurde, deren sich andere Disciplinen und namentlich die Philologie, mit welcher die Geschichte des Alterthums aufs engste verbunden war, erfolgreich befleißigten. Die Großthat Niebuhr's wurde hier gewissermaßen überboten und auf ein weiteres Gebiet und namentlich auch auf den vaterländischen Boden übertragen. Diese schranken- und voraussetzungslose Kritik, welche die tiefste Durchdringung und Präcision des Gegenstandes nothwendig machte und, wenn sie nicht in ein Uebermaß verwildern sollte, die weitläufigste Umsicht erforderte, ist mit allen ihren Bedingungen der Stempel aller aus dem Einfluß des Meisters hervorgegangenen Jünger geworden. Was aber Ranke noch darüber seinen Schülern war, das beruhte auf den besonderen unübertragbaren Eigenthümlichkeiten seines Genies, ein unerreichbares, aber nachziehendes, leuchtendes Beispiel. Bis in ihre spätesten Tage haben sich eine ganze Anzahl ausgezeichnete und selbständig wirkender Lehrer und Geschichtsschreiber dankbar als seine „Schüler“ bezeichnet.

Als Sybel in die erste und bedeutendste Generation dieser Lerngemeinde eintrat, war er der Jüngste in derselben, und wenn er auch in vollen Zügen die hier gebotene Geistesquelle in sich sog, wenn er auch mit seinen Mitstrehenden verbindende Beziehungen aufknüpfte, die bis zu unseren Tagen ihre fruchtbare und ausgiebige Tragweite hatten, und wenn auch die hier empfangenen Impulse sowohl rücksichtlich der Gegenstände seiner ersten Forschungen und Darstellungen als auch rücksichtlich der Behandlungsart ihn sichtlich beherrschten so hat er doch am wenigsten sich von der Strömung fortziehen lassen, die aus dem Anstoß des Meisters sich erzeugt hatte. Ein tief gehender geistiger Abstand von seinen Commilitonen ebensowohl wie auch von der Auffassung des Meisters ist von ihm alle Zeit eingehalten worden. Daß er an den „Jahrbüchern“ weder damals noch später sich betheiligte, daß er weder für kurze noch für lange Zeit Mitarbeiter der „*Monumenta Germaniae historica*“ wurde, hat doch wohl seinen inneren Grund, wenn auch äußere Verhältnisse damit in Verbindung zu bringen sind. Wir finden unter den von ihm gehörten Vorlesungen einen charakteristischen Punkt, der im Zuge dieser Gedanken vielleicht nicht übergangen werden darf. Daß er bei Steffens Anthropologie, bei Ranke deutsche Geschichte des Mittelalters, der neueren und der neuesten Zeit, bei Carl Ritter allgemeine Geographie, Geographie Europas, Geschichte der Geographie und Geschichte der Reisen, bei Hammer Universalgeschichte, bei Boeckh griechische Alterthümer, bei Savigny Pandekten, bei Rudorf römisches Erbrecht, bei Menze Geschichte des römischen Rechts, bei Roestell Reichs- und Rechtsgeschichte und über deutsches Privatrecht hörte — zeugt von einem zwar breit, aber sehr systematisch angelegten Studiengang und fällt nicht aus dem Rahmen der Verwandtschaft und des subsidiären Verhältnisses der Disciplinen. Daß er aber daneben doch Lust und Antrieb empfand, die Vorlesungen Mitscherlich's „über Experimentalchemie“ zu besuchen, spricht doch für eine ungewöhnliche und individuelle Auffassung von den Pflichten zur Vorbereitung für die Erforschung der Realitäten.



So glücklich die Schule auch gewählt, so mannigfaltig und tief bewegend auch ihre Einwirkungen gewesen sein mochten, sie erschöpfen doch nicht die Summe der Bildungskräfte, deren sich der strebsame junge Geist zu erfreuen hatte. Ihre Steigerung und Vergoldung fanden sie doch durch den Zustrom der Eindrücke in dem von ausgezeichneten Künstlern und Kunstgelehrten aufgesuchten Vaterhause, Eindrücke, die nach dem eigenen Ausdruck Sybel's „ihm unauslöschlich durch das Leben begleitet haben“. „Als jungem Studenten war es ihm vergönnt, aus nächster Nähe die Arbeit und den Genuß des künstlerischen Schaffens zu schauen, nicht selten in die innerste Werkstatt des dichterischen Geistes zu blicken, und an dem Jubel über jeden neuen Erfolg aus vollem Herzen Theil zu nehmen“. Hier hat er, wie er hervorhebt, erfahren, „welch ein Segen es ist, in jugendlich empfänglicher Zeit zu richtiger Ausbildung des Schönheitsfinnes angeregt zu werden“. Wäre es gestattet, aus den nach alt hergebrachtem Universitätsbrauch bei der Promotion aufgestellten Thesen, für welche freilich erfahrungsgemäß nicht immer die innere Ueberzeugung der Verfasser, sondern öfters nur ihre bequeme Bestreitbarkeit entscheidend ist, wäre es erlaubt, aus den von Sybel bei seiner am 27. April 1838 erfolgten Promotion aufgestellten Thesen einen Schluß zu ziehen, so würde sich ergeben, daß in dem feurigen Geiste des jungen Doctoranden neben den Fragen über Begriff, Methode, Grundlage, Bedingungen der Geschichte sich jene ästhetisch-künstlerischen Reminiscenzen aus dem Vaterhause in hervortretendem Maße geltend machten. Wer möchte sonst nach Sätzen wie die folgenden, die wir ihres bezeichnenden Werthes wegen anführen: „Ohne Philosophie kein Geschichtschreiber“, „Die Geschichtschreibung blüht, wenn ihr Gegenstand eine hohe Entwicklung erreicht“, „Mit Zorn und mit Eifer soll man Geschichte schreiben“, „Die Sagen sind ein Zeichen ihrer Entstehungs- und Fortbildungszeit“, „Die ethische und poetische Kraft der Sage wird durch ihre Ausmerzung aus der Geschichte nicht gemindert“, „Personen, nicht Einrichtungen bestimmen die Geschicke der Völker“ — wer möchte nach diesen überaus discutablen, aber innerhalb der eigentlichsten Probleme der Geschichtswissenschaft liegenden Sätzen erwarten, daß es dem jungen Gelehrten trotz Riesewetter's und Anderer beachtenswerthen Leistungen scheint, daß „eine Geschichte der Musik noch nicht vorhanden ist“, daß „eine Musikgeschichte zur Zeit noch frommer Wunsch bleiben müsse“, daß „die Musik des Mittelalters und der Neuzeit vom Rhythmus zur Harmonie und von der Harmonie zur Melodie sich entwickelt habe“, und endlich, „daß die hervortragenden deutschen Leistungen des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Musik der Vergessenheit verfallen wären“\*).

\*) Herr von Sybel mag es wohl nicht wissen, daß ein Historiker, der sein erbitterter Gegner und so unmusikalisches war, daß er eine Quint von einer Terz nicht zu unterscheiden vermochte, sich daran gemacht hat, dem beklagten Mangel abzuhelpen. Die Vermuthung, daß diese Thesen zu dem Verhängniß beigetragen haben, entbehrt nicht der Wahrscheinlichkeit.

Die Dissertation selbst aber handelte über „die Quellen des Jordanes“ und Ranke urtheilt von ihr, daß sie „vieles Merkwürdige enthalte.“ Jedenfalls sind einige wesentliche Ergebnisse, welche ihre nähere Beleuchtung und Ausführung noch in einem Aufsätze Sybel's in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft gefunden haben, auch von denjenigen anerkannt und aufgenommen worden, welche manche Aufstellung energisch bestreiten und zurückweisen zu müssen glaubten. Aber das Wichtigste und in der That „Merkwürdigste“ dieser Jordanes-Studien ist doch der Nachweis des leitenden Gedankens des gothischen Schriftstellers, der in frappanter Weise einen Gegensatz berührt, welcher, auf andere Beziehungen angewandt, von Niemandem tiefer empfunden und mehr zum Mittelpunkt einer bestimmten Weltanschauung erhoben worden ist, als von unserem Historiographen, nämlich den Gegensatz von Nationalität und Universalität. Was Jordanes will, wies Sybel nach, besteht in dem Wunsche einer friedlichen Einfügung des Gothenvolkes in das römische Reich, in welcher allein er die Möglichkeit und Hoffnung einer gedeihlichen Zukunft für dasselbe erkennt. Der Gothe plaidirt für ein Untertauchen seiner Volksgenossen in die religiöse und politische Welteinheit, wie es einige Jahrhunderte später viele Eiferer allen Nationen gepredigt haben. Es ist diejenige Form des Ultramontanismus, welche noch mit einem Fuße im Alterthume steht. — Bei dem bloß Literargegeschichtlichen aber stehen zu bleiben, entsprach der Neigung Sybel's nicht. Bald kam er auf diese Gothenfrage in einer den Kern der deutschen Urgeschichte betreffenden Untersuchung zurück. Wie in seiner Jugendschrift, so hat Sybel in allen seinen späteren Schriften eine überaus feine Witterung gleichsam für das Spiel der erwähnten Gegensätze und eine ungemein geschärzte Empfindlichkeit für die Folgen der Unterordnung der Individualität unter die univervellen Mächte, welche Formen sie auch im Verlauf der Zeiten annahmen, bewährt, und auf dem besondern Nachweis des tief greifenden, verhängnißvoll bestimmenden und die Continuität der Entwicklung durchbrechenden Einflusses des römischen Wesens auf die germanische Staatsbildung in den Zeiten ungeminderter Aufnahmefähigkeit, in den Tagen jugendlicher Porosität beruht die Schrift „Entstehung des deutschen Königthums,“ welche bald bei ihrem Erscheinen (1844) und Jahrzehnte darnach Regionen von Federn großer und kleiner kritischer Geister in Bewegung gesetzt hat. Unter allen Schriften Sybel's ist sie die scholastischste der Form nach, aber planvoll angelegt und angefüllt von einer fast fortstürzenden Beweisführung — eine Art logisches staccato. Daß Kampf und Widerstreit nicht ausbleiben würden, mochte der junge Gelehrte wohl vorausgesehen, aber nicht geahnt haben, daß er mit einem Genossen der Berliner „Historischen Gesellschaft“ darüber in Polemik gerathen werde. Aber eben damals war der erste Band der „Geschichte der deutschen Verfassung“ von Waig erschienen, der den Ursprung des deutschen Königthums in wesentlich anderem Sinne erläuterte, und als darüber ein allerdings in freundschaftlichen Formen geführter Kampf ausbrach, welcher — es lag in der Dunkelheit des Gegen-

standes — zu einer Ausgleichung nicht führen konnte, so war damit der Grund zu einer Parteilung in den Schulen gegeben, die auch heute sich noch nicht ganz verflüchtigt hat. Man erfährt jetzt aus einem Schreiben Ranke's an Waiz, daß Sybel „sehr betreten darüber gewesen wäre,“ daß ihm von seinem Studiengenossen und Freunde eine „Concurrenz“ entgegentrat, aber er durfte sich doch mit der Anerkennung der Berechtigung seiner „Combination“ durch den Meister trösten, während derselbe die Ausführung seines Gegners, als „einen der Mühe werthen Versuch, Tacitus mit aller Strenge aus sich selbst zu erklären und nichts anzunehmen, was nicht aus den Worten hervorgeht“, charakterisirt und damit die Enge und Begrenztheit der Beweisführung kennzeichnet. Je mehr der Instinct für die Entwicklung des öffentlichen Rechts und der politischen Einrichtungen gewachsen ist, desto größer ist der Anhang der Sybel'schen Grundgedanken geworden, wie sehr auch immer die strengen Interpretationen seines Gegners Anerkennung finden.

Inzwischen aber hatte der junge Historiograph die allgemeine Aufmerksamkeit bereits durch ein Werk auf sich gelenkt, das ebensowohl durch die universelle Bedeutung des Gegenstandes als durch die methodische Kritik, wegen der durchgeistigten Darstellung wie wegen der Läuterung der herrschenden Vorstellungen am meisten der Ranke'schen Richtung sich anschließend gefunden werden dürfte, und dessen erster Grundstein in der That eben schon in jenen „historischen Uebungen“ gelegt worden war. Wir meinen die oben bereits erwähnte „Geschichte des ersten Kreuzzuges.“ „Die Kunde von dem Dasein der Aufgabe“ hatte der Autor, wie er dankbar anerkennt, von dem Lehrer und Meister erhalten, der auch für das Fundament der Lösung insofern beigetragen hatte, als er in den Uebungen die bis dahin ungechwächte Autorität der Chronisten Wilhelm von Tyrus und Albert von Nachen durch kritische Erwägungen zu erschüttern begonnen hatte. Aber man hat beim Lesen des Urtheils, das Ranke über das ihm im Manuscript vorgelegte abgeschlossene Werk gefällt hat, den Eindruck, daß er doch im ersten Augenblick betroffen war über die sich ergebende Erfahrung „daß die seit sieben Jahrhunderten herrschende Auffassung eines großen weltgeschichtlichen Ereignisses keine that-sächliche Grundlage habe, sondern freie Schöpfung einer gleichzeitig entstandenen Sage sei.“ Es war ein Triumph, ein Meisterstück der Methode, vor welchem der Lehrer selbst stuchte. Ausgestrichen aus dem Buche der Geschichte war mit einem Male die dem volksthümlichen Sinne so zusagende Gestalt des Eiferers Peter von Amiens, abgethan das heldenmüthige Gottesritterthum Gottfrieds von Bouillon, zerstört das Uebermaß von heiligem Glanz und ritterlicher Pracht, zu deren Aufbau eine geschäftige Einbildungskraft eine ganze Kette von einzelnen Zügen erdichtet hatte, und die nach der bisherigen Vorstellung spontane und elementare Evolution der christlichen Welt war umgewandelt in eine Episode aus der weitsehenden und unspannenden päpstlichen Weltpolitik. Papst Urban II. und Boëmund gewannen den Ruhm der Urheberschaft wieder, den eine in Mystik untertauchende Sage ihnen hatte

rauben wollen. Aber noch eins! Nie zuvor ist auch mit so ehrlichem Streben Wesen, Vernunft und Plan jener Sarazenen, denen der Kampf gegolten, aufgesucht und gewürdigt worden, als in diesem Buche und in jenen sich daran schließenden, entzückenden und farbenreichen Vorlesungen, deren eine im Jahre 1845 in Bonn „über den zweiten Kreuzzug“, und mehrere in München 1858 vor einem gemischten Publikum gehalten wurden. Nie zuvor ist aber auch jene Ueberspannung mystischer Verzücktheit und der Absturz aus ihr in das Getümmel kleiner und erbärmlicher Leidenschaften, aus welchem der Mißerfolg der nächsten Zwecke der Kreuzzüge hervorging, unbefangener dargelegt worden, ohne der Anerkennung ihres tief unwandelnden Einflusses auf die gesammte christliche Welt und ihre Lebensformen Abbruch zu thun. Immer schwächer ist im Verlauf der Jahre der Widerspruch geworden, der sich sowohl gegen den Gesamtgeist des Werkes, wie gegen Einzelmomente erhoben hat, und selbst der geistvolle und freundliche Anwalt der Chronik Alberts von Nachen hat sich in vielen grundberührenden Punkten dem bezwingenden Zauber dieses Weltbildes unterworfen, und als nach ein- undvierzig Jahren eine neue Auflage erschienen war, durfte der Verfasser genugthuungsvoll auf die allgemeinste Anerkennung und Reception hinweisen, mit Ausnahme der Hand- und Lehrbücher unserer Schulen, von denen er sie erst in weiteren vierzig Jahren zu erhoffen den Muth hat.

Wäre damals schon, so wie es etwa drei Jahrzehnte später hervortrat, in den ultramontanen Kreisen die Befestigung und Erhöhung des päpstlichen Primats Mittelpunkt der Agitation gewesen, dann würde vielleicht die eigenthümliche Verschiebung der Urheberchaft des Kreuzzugs auf den Papst auch dort nicht ohne Wohlgefallen aufgenommen worden sein. Allein noch befand man sich in dem Stadium der Entzündung der Gemüther, welche, getragen von dem innigen und schwärmerischen Geiste, der nach der Revolution als Rückschlag herrschend geworden war, einige Ähnlichkeit mit der Seelenverfassung der Kreuzzugszeiten aufweisen konnte. Wunder waren wieder nicht unerhört geworden, und Reliquienverehrung wurde geräuschvoll geübt. In diesen Zug der Zeit und in diesen Zusammenhang der kirchlichen Bestrebungen, die aus der Herrschaft der Romantik in der schönen Literatur Nahrung sogen, fiel die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier, welche namentlich in den Rheinlanden eine den mittelalterlichen ähnliche Volksbewegung hervorrief und bei der damals weichen Stimmung gerade der tief religiösen Protestanten und bei der besonderen Natur gerade dieser Reliquie einen Einbruch in die abweichende Lehre der evangelischen Kirche drohte. Die ganze Frage lag so sehr in der Verlängerung der Gedankenbahnen, welche der Forscher des Kreuzzugszeitalters betreten hatte, daß es durchaus nicht als polemischer Eifer angesehen werden kann, wenn der tief im Herzen das Recht der Geschichte über jede Dogmatik stellende Historiker mit seinem Freunde Bildemeister die warnende Stimme erhob. Es ist beachtenswerth, wie wenig sich die Streitschrift unter das Dach des hier besonders nahe liegenden Rationalismus stellt. Die ganze

Wucht der Argumente ruht auf dem Bestreben, der Geschichte gerecht zu werden. Aus den geschichtlichen Beweisen, wie aus dem Mangel geschichtlicher Beweise deducirte er die Unechtheit der Reliquie. Erst spät und keineswegs zum Zugeständniß zwingend ist — von dem Lärm der verletzten Eiferer abgesehen — von der anderen Seite die Defensivseite mit gleichen wissenschaftlichen Mitteln versucht worden, aber fortan war, mochte der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge noch so viel Verständniß und Würdigung der Weltstellung der Kirche an den Tag gelegt haben, das Tafeltuch zwischen ihm und den ultramontanen Kreisen entzwei geschnitten.

Die Gegnerschaft blieb aber nicht innerhalb ihres ersten Grundes und würde auch ohne den Reliquienstreit heraufgestiegen sein. Nicht etwa unter der Wirkung des religiösen Moments, denn bei aller aus dem Herzensgrunde fließenden freudigen Bekenntung des Protestantismus, in welchen eingeboren zu sein er als eins der vorzüglichsten Lebensgüter ansah, war Sybel zum Glaubensstreiter nicht geschaffen. Bei fortgesetztem nachhaltigem Betrieb historischer Forschung und Wägung der geschichtlichen Erscheinung nach dem Gewicht ihres Einflusses auf die Gesamtentwicklung ist es — wenn anders sie Freiheit des Geistes zur Voraussetzung und nicht im Voraus bestimmte Tendenzen zum Ziele hat — überhaupt schwer, in dem Widerstreit und Abstand dogmatischer Lehren solch' ein Maß ausschließender Leidenschaft aufzunehmen, wie der Bekenntnißstreit bedingt. Und wer möchte in Sybel das Ueberwiegen des historischen Moments verkennen wollen? Aber freilich, das ist wahr: Sybel ist der Historiker der protestantischen Weltanschauung, der Weltanschauung, in welcher die Begriffe Nationalität, Staat und die in beiden gesicherte Individualfreiheit mit dem Anspruch einer ungehämerten Geltung auftreten und keinerlei allumspannender Zusammenfassung bedürfen, ja keine solche ertragen können, um ihre idealen Zwecke sittlicher Vollendung bewerkstelligen zu können. Weltreiche, Weltherrschaft, mögen sie unter dem Zeichen des Kreuzes oder unter Scepter und Schwert, oder auch unter dem naturwidrigen Princip einer absoluten Menschengleichheit sich zu gestalten suchen, sind in dieser Anschauung lediglich als Hemmiß der Entwicklung zu betrachten. Das Leben der Menschheit fluthet seinen Zielen zu, ohne die Mittlerchaft solcher Universalitäten, welche, indem sie Geltung und Festigkeit zu gewinnen suchen, die Grenzen jener idealen Principien bis zur Verdorrung einengen. Wer von diesem Boden aus den Blick auf den Gang menschlicher Verwickelungen und Lösungen richtet, wer in diesen Idealen zureichende Mittel zu möglichster Vollkommenheit sieht und daher alle seine sittliche Kraft ihrer Verthanzung und Veredelung widmet, wird niemals seine Freunde „jenseits der Berge“ suchen dürfen.

Freilich beziehen sich diese Bemerkungen zumeist auf Thatsachen, mit deren Ausführung wir noch in Rückstand geblieben sind. Unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches über den ersten Kreuzzug (1841) habilitirte sich Sybel als Privatdocent an der Bonner Universität, deren philosophische

Facultät ihn alsbald als außerordentlichen Professor aufnahm. Bis zum Jahre 1846 verblieb er in dieser Stellung, und man darf sich nur ein wenig in die aus den Kölner Wirren in den Rheinlanden zurückgebliebene gereizte Stimmung und in die gerade dort mit einem überaus bedenklichen Hintergrund über die Verfassungsfrage entbrannten Leidenschaften versetzen, um zu finden, daß ein junger feuriger Geschichtsprofessor, der in warmen und innigen Beziehungen zu manchen die Meinungen leitenden Persönlichkeiten stand, aus den Zeitfragen Impulse empfangen mußte, die das Interesse an den Kreuzzügen etwas zur Seite drängten.

Wenn er auch, wie schon erwähnt, diese Materie noch zwei Mal in figurenreichen und fesselnden Bildern vor einer Vereinigung gebildeter Zuhörer aus verschiedenen Lebenskreisen zu berühren Veranlassung nahm, so verzichtete er doch auf die Fortführung der wissenschaftlichen Forschung über den Gegenstand, zumal das Welthistorische desselben schon mit dem ersten Buche abgeschöpft war. Die Schwierigkeiten des Lehrberufs und der sich steigende Antheil an den politischen Zeitfragen standen überhaupt der gelehrten Production eine Weile im Wege, und auch die Versetzung in das stille Marburg, wo Sybel 1846 die ordentliche Professur übernahm, scheint anfänglich nicht die friedenerfüllte Atmosphäre geschaffen zu haben, welche umfassende wissenschaftliche Anlagen nöthig haben. Daß er aber damals bereits sich mit Forschungen über das Zeitalter der französischen Revolution beschäftigte, zeigt der in vieler Hinsicht charakteristische Vortrag über „Edmund Burke und Irland“, in welchem die meisterhafte knappe Darstellung der verwickelten irischen Kämpfe und der durch Pitt und Burke betriebenen Union gewiß um so mehr Bewunderung verdient, als das damals hingeworfene Schlufurtheil und die darauf begründete Geringschätzung der Repealbewegung O'Connell's durch die Vorgänge unserer Tage eine den weiten Blick des Forschers bezeugende Bestätigung erfahren haben. Aber wesentlich mehr noch wird das Interesse gefesselt durch die in wenigen Federstrichen in der Einleitung gezeichnete Figur Burke's, worin die Lösung eines psychologischen Räthsel's angedeutet wird, vor welchem die Logik der Lobredner wie der Tadler des englischen Staatsmanns nur übel Stich gehalten hatte. Das Räthsel bestand in dem feindseligen Verhalten des liberalen Whigisten zur französischen Revolution, und die Lösung lag in dem Vorwurf einer ebenso schiefen Auffassung der Parteistellung des Politikers wie in dem nicht minder schiefen Begriff von der französischen Revolution. Wer Burke des Abfalls und der völligen Umkehr zeugt, steht im Mißverständniß seiner allem Abstracten abgekehrten Denkweise. Nicht die Theorie der Partei bestimmt seine Entschlüsse. Durch sein Leben und Handeln geht der gleiche Zug, die Rücksicht auf das Förderliche, dem Staate Wohlthuende, auf das, was ihn hebt und stärkt. Den praktischen Zweck, nicht die Uebereinstimmung mit irgendwie logisch geformten Grundsätzen hat er immer im Auge, und wenn er der Revolution mit Unwillen entgegentritt, so denkt er in erster Reihe an die Gefahr der

Zerrüttung durch Nachahmung derselben in England, so ist er fern davon, die Sache der Revolution mit der Sache der Freiheit zu verwechseln und die Revolution schlechthin als ein einfaches Ding zu betrachten, das man preisen oder verwerfen müsse, ohne Befugniß zu eingehendem und unterscheidendem Urtheil.

Um die Zeit, da diese Erörterungen geäußert wurden, ballten sich die Wolken an dem politischen Himmel Europas schon zusammen zu einer Revolution, in welcher das Mißverständniß der Revolution am Ausgang des 18. Jahrhunderts eine nur zu große und verhängnißvolle Rolle spielte, und deren Wellenringe Bewegungen einschlossen, welche die ganze Seele unseres Historiographen aufrühren mußten. Die Frage vom Staat und von der Nationalität war aus der akademischen Discussion in die lebendige Erscheinung getreten, und zwar in seiner so unmittelbaren Nähe, daß sie ihn nothwendig zum praktischen Antheil fortreißen mußte. Kaum zwei Jahre hatte er auf der hessischen Universität gewirkt, und schon war das Vertrauen zu seiner politischen Befähigung in so weite Kreise gedrungen, daß ihm im Jahre 1848 ein Mandat für die hessische Ständeversammlung übertragen wurde. Der damalige Streit um die hessische Verfassung trägt unter den kleinstaatlichen Constitutionskämpfen, welche überall in ihrem innersten Kern mit der nationalen Gesamtorganisation in engstem Zusammenhang standen, schon darum einen besonderen Charakter, weil in ihm nicht auf die Forderungen eines Naturrechts, auf den Bestand einer ausreichenden Volksreife, auf einen angemessenen Culturstand, kurzum auf kein mehr oder weniger lehrhaftes Princip zurückgegriffen werden durfte, sondern einzig und mit der nachdrücklichsten Bedeutung auf das Recht. Dieser Rechtsbasis verdankte die hessische Verfassung damals und namentlich auch späterhin den Schutz von Mächten, denen sonst die Grundsätze des Verfassungssystems widerwärtig waren. Schon darum hatte die hessische Ständekammer ein politischeres und maßvolleres Gepräge als andere deutsche Volksvertretungen. Ueberdies waren die auch hier nicht ganz fehlenden radicalen Elemente nicht mächtig genug, um die oberdeutschen Ausschweifungen mit Erfolg hineintragen zu können, und andererseits war die pietistische Gruppe allein, ohne feudale Unterstützung, die Sorge für den Rückschritt zu tragen genöthigt. Für Jemand, der „die Sache der Freiheit nicht schlechthin mit der Sache der Revolution für gleichbedeutend“ hielt, für einen Mann, der in einer maßvoll abgegrenzten, aber durch unerlöschliche Staatseinrichtungen gesicherten Freiheit eine Bürgschaft für das Emporkommen aller sittlichen Kräfte sieht, für Jemand, der das Dasein solcher durch sich allein doch nicht bestandfähigen Staaten lediglich im Dienste der Sicherung der Nationalität für berechtigt hält, war in der hessischen Ständekammer eine treffliche Vorhule und ein weites Feld der Betätigung geboten. Zufall ist es doch nicht, daß aus dieser Versammlung eine ganze Reihe von jenen Patrioten hervorging, welche dem durch Genie, Hingebung, Blut und Eisen herbeigeführten deutschen Einheitswerke den volks-

thümlichen Untergrund bereiteten und die schwärmerische Zustimmung vermittelten. Für die Stählung und Erprobung seiner Grundanschauungen fand Sybel hier einen trefflichen Boden, und bald hatten seine Wärme, seine Eru- dition und die sichere Bestimmtheit seiner Ziele eine Gruppe von Freunden um ihn geschaart, die, als der großherzige — allzugroßherzige Versuch des ersten deutschen Parlaments gescheitert war, und Preußen ungeschickt und widerspruchsvoll sein eingeborenes Führerrecht geltend zu machen versuchte, dafür sorgten, daß Sybel dem Kreise im Augenblick gedrückt, aber von unerschütterlichem Vertrauen auf sicheres Gelingen erfüllter Patrioten, die in Erfurt zusammenkamen, nicht fehlen durfte. Den hier geknüpften politischen Freundschaften, die zum Theil mit seinen wissenschaftlichen Verbindungen zusammenfielen, ist er alle Zeit im Handeln und Empfinden treu geblieben.

Ueber die Leere und Starre, welche sich nach den politischen Stürmen über alle aufgeblühten Hoffnungen lagerten und auch sanguinische Geister zu vorläufigem Verzicht nöthigten, trösteten fähige Männer sich durch Vertiefung in Beruf und Pflichten mit dem zuversichtlichen Hinblick auf die kommende Stunde der Erfüllung. Mitten in dem halb oder ganz revolutionären Gewühl der aufgerührten europäischen Gesellschaft, als die Stich- und Schlagwörter der großen französischen Revolution wieder hin- und herschallten, und namentlich die Umwälzung in Frankreich dieses Mal mit rascherem Kreislauf in die unvermeidlich scheinende Soldatenherrschaft ausgemündet war, hatte Sybel sich in Forschungen verjunkt, welche angesichts des Mißbrauches, der mit dem Beispiel der großen Revolution getrieben wurde, sich in echt Kantesischem Sinne die Frage stellten, wie es denn gewesen ist. So entstand jenes große Werk „die Geschichte der Revolutionszeit,“ welches stückweis binnen 26 Jahren vor die Oeffentlichkeit getreten und weithin zu einer tiefen und heilbringenden Umwandlung der Auffassung jener vergangenen Dinge und zur Reinigung der Gesinnungen in der Gegenwart beigetragen hat. Heilbringend um so mehr, als die geistigen Adern unseres Jahrhunderts vornehmlich in jener Epoche ihren Ausgangspunkt zu haben schienen. So wurde es ein Dienst für die allgemeine Cultur unseres Jahrhunderts und ein Ruhmes- titel der deutschen Nation als Lehrerin unter den Völkern. Ueberall hat es klärend, mit seinem kerngesunden Geiste mäßigend und kräftigend gewirkt, aber so wie die wahren Segnungen der französischen Revolution am spätesten und am spärlichsten dem französischen Volke selbst zu Statten gekommen sind, so ist auch dort zuletzt erst das aufgesteckte Licht in seiner Reinheit und in seiner Herkunft aus unbefangenen freiem Geiste erkannt worden. Erst in unseren Tagen hat unter Mitwirkung beugender nationaler Schicksale sich eine kleine Gemeinde unter Führung eines geistvollen Mannes gebildet, welche voll Scham und Selbstqual die Wichtigkeit der einstigen Idole zugesteht und ausgesprochen oder schweigend dem Ergebnis deutscher Forschung sich unterwirft.

Gewiß ruht die sichere Erkenntniß der Dinge und ihres Zusammenhanges zunächst auf der mühsam und emsig betriebenen Ansammlung eines



ungleich größern Materials, das Dank der ansteigenden Liberalität der Archivverwaltungen in immer zunehmendem Maße zuwuchs. Aber sie beruhte vor Allem auf der Entkleidung der Revolution von dem Schimmer, als wäre sie eine auf die Reinigung der Leidenschaften aller Völker durch Furcht und Mitleid berechnete nationale Tragödie, auf der Entkleidung von allem ihr zugemessenen Weltheilandsthum, und auf der nüchternen Kategorisierung derselben als politischer und socialer Prozeß. Das ethische Pathos verflüchtigte sich in dem Maße, als die realen Einflüsse in den Vordergrund gestellt wurden. Und alsbald machte sich bei solcher Betrachtungsweise eine organische Wechselwirkung zwischen dem Westen Europas und dem Osten geltend, welche mehr als alle örtlichen Grundmotive zu den Schicksalswendungen der Revolution beigetragen hat. Dieser mit Scharfblick erfaßte und bis in seine fernsten Verzweigungen verfolgte Gedanke erwies sich überaus fruchtbar zur Berichtigung des Gesamtbildes, dessen Schwerpunkt dadurch dem trüben Schlamm des Pariser Massenpöbels und seiner Orgien entzogen und dorthin verlegt wurde, wo sich in der That die Geschehnisse vollzogen, unter deren unheilvollem Vorwalten die Revolution zur Riesengröße emporwachsen konnte. Die Verknüpfung der inneren Politik der Revolution mit der äußeren, das Eindringen in den Zusammenhang des Einsturzes der französischen Monarchie und der polnischen Republik, die durchgreifende Verfolgung der Erschütterungen, welche durch diese Doppelwirkung über die deutschen Mächte hereinbrachen — alles dies in ein logisch-organisches ursächliches Verhältniß gestellt, rief eine klare Lichtfülle hervor, unter welcher der Falstaff-Ruhm des Revolutionsheldenthums verblaßte und verging.

Aber auch die Revolution an sich erhielt vor der voraussetzungslosen Forschung eine andere Zeichnung. Wenn im Geiste Burke's nachgewiesen wurde, daß in Beweggründen und Zielen die Uebereinstimmung von Revolution und Freiheit lediglich der Einbildungskraft und demagogischen Täuschung angehörte, wenn mit thatkräftiger Beständigkeit die aller Natur widersprechende Gleichheit in ihrem Widersinn an den Pranger gestellt und die Escamotage der Gleichheit der Gerechtigkeit durch die Gleichheit des Rechts an allen Orten enthüllt wurde, wenn die durch Raub und Mord und schandbaren Eigennuß überall desavouirte Brüderlichkeit ad absurdum geführt wurde, dann sanken die Säulen der „Menschenrechte“ schmählich herab von dem Grundstein, den träumerische Abstraction, berechnende Selbstsucht, Ehrgeiz und Herrschbegier aufgerichtet haben. In dieser Richtung bewegt sich die Sybel'sche Beweisführung. Ueberall gilt ihm das Wort weniger als die That. Was praktisch aus der tönenden Verkündigung geworden ist, darauf vornehmlich richtet er das Augenmerk des Betrachters. Die bloße Kraftentwicklung kann er nicht als Gegenstand des Erstaunens anerkennen. Unter dem sittlichen Maßstabe schrumpfen ihm die Giganten zu Pygmäen ein. Es ist vielleicht nicht ganz ungegründet, was seine Gegner behauptet haben, daß er angesichts des Uebermaßes von Verhimmelung und Verklärung, welche vordem die Revolution und heute noch bei Parteien, die aus ihr ein dauern-

des ewiges Prinzip zur Correctur der Bucherungen in der menschlichen Gesellschaft machen wollen, gefunden hat, zu kühl sich zu dem Rest von idealem Gehalt, der dennoch auch nach Anerkennung aller verirrten Läufe übrig bleibt, verhalten und sich von dem Widerspruchsseifer der neuen Auffassung zu sehr habe fortreißen lassen. Selbstverständlich wurde auch dort die volle Zustimmung versagt, wo der kosmopolitische Accent der Bewegung, wenn schon nicht wahrhaftig und ehrlich von den Männern der Revolution gemeint, doch seinem Wesen nach von hohem förderlichem Werthe gehalten wurde. Aber es ist nicht zu finden, daß diese Einwendungen völlig zutreffen, wenn man der Weisung unseres Autors folgt, der eben jenen idealen Gehalt für die seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Fluß befindliche reformatorische Umwälzung in Anspruch nimmt, in welcher die französische Literatur lediglich eine mit Ueberreizung angefüllte Episode und die Revolution ein mit epileptischen Verirrungen gemischtes und von den eigentlichen Zielen abführendes verunglücktes Zwischenpiel geschaffen haben.

Jedenfalls ist noch lange nicht die Kraft des Anstoßes versiegt, die Sybel's neuen Grund breitende Forschung und geisterfüllte Darstellung einer immerhin wichtigsten und folgenreichsten Epoche der Weltgeschichte bis in die Tiefe dringend gegeben hat. Es läge nahe, ihren Werth und die Energie ihrer Eigenthümlichkeit durch einen Vergleich mit dem viel gelesenen und anziehenden Werke Hippolyte Taine's zu beleuchten. Aber abgesehen davon, daß der französische Historiker auf den Schultern des deutschen steht, verschiebt sich das gemeinschaftliche Maß noch mehr durch die Verschiedenheit ihrer Zwecke und Absichten. Wenn Taine, wie es doch nicht bloß auf dem Titel steht, sondern die Stellung seines Schwinkels bestimmt, die Structur und Beschaffenheit des heutigen Frankreichs auf ihre Entstehungsart und Herkunft prüfen will, so begrenzt das Problem von selbst schon die Auswahl der Elemente und schließt die Vollständigkeit aus, welcher der Historiker sich beileisigen mußte, der den bescheideneren, aber umfassenderen Wunsch hegte, „für die wissenschaftliche Erkenntniß des historischen Thatbestands zu wirken“. Freilich gewährt die unmittelbare causale Verbindung der Thatfachen der Vergangenheit mit den Erscheinungen des Tages ein prickelndes Interesse, aber was das Bild an überraschenden Harmonieen und drastischen Gegensätzen gewinnt, das verliert es an historischer Wahrhaftigkeit und wissenschaftlichem Werthe. Nur diesen Ruhm aber begehrte das deutsche Geschichtswerk, keinen Nebenweck anschiehend. Wenn aber gleichwohl bei der fühlbaren Fortwirkung jener Epoche auf unsere Zeiten, bei dem noch lebendigen Dasein der Staatsindividualitäten nicht bloß, sondern auch ihrer Gegensätze und ihrer verschiedenen Lebensprincipien der untersuchende Historiker in die Lage kam, alte Wunden aufzudecken, Empfindlichkeiten zu erwecken, loyale Wiedermänner anzustoßen, Verkanntes in das Licht der Wahrheit zu versetzen, so hatte man keinen Grund, über tendenziöse Vertheilung von Licht und Schatten zu wimmern, denn nicht der Geschichtsschreiber, sondern die Geschichte selbst erhob ein zum

Himmel emporstreichendes Fabula docet. Die Folge hat es gelehrt. „Klein-Deutschland“ hat sich als das wahre Deutschland, und der „kleindeutsche Geschichtsbaumeister“ als der wahre Geschichtsschreiber erwiesen.

Mit der Erwähnung dieses Epithetens ist aber bereits angedeutet, aus welchem Lager der Widerspruch ertönte. Nicht bloß entschuldbare österreichische Befangenheit in einer Ansprüche begründenden Ueberlieferung, sondern namentlich die Gefolgschaft jener Universalität, in welcher die Begriffe Staat und Nationalität nur zu einer abgeschwächten Bedeutung gelangen läutete an allen Glocken. Es gäbe ein inhaltsreiches Capitel aus der Literaturgeschichte unserer Tage und einen reichen Abschnitt aus dem Arbeitsfelde unseres Historiographen, wenn man den polemischen Schriftwechsel im Einzelnen verfolgen wollte. Verkenntung wäre es, nicht den Gewinn zuzugestehen, den die Wissenschaft davontrug. Ein lebendiges Interesse wurde dadurch in die immer blüthenreicher sich entfaltende Geschichtswissenschaft getragen, und bald wurde der Name Sybel's mit Verehrung und Bewunderung überall dort genannt, wo sich Theilnahme und Verständnis für sie fund gab.

Die Blüthe der deutschen Geschichtswissenschaft wuchs aber nicht bloß sich selbst heraus. Die Gunst, welche König Maximilian von Baiern zuwandte, und die ihn in seinem Streben voll reinsten Adels mit Ranke in eine Beide schmückende Verbindung brachte, eröffnete die Möglichkeit, historische Werke von bleibendem Werthe ins Leben zu rufen und die immer mehr sich der Geschichte zuwendenden jungen Geister mit fruchtbaren Aufgaben zu betrauen. Da es sich nicht erlangen ließ, daß Ranke selbst seinen Wohnsitz in München aufschlug, so war es dem edlen Fürsten und noch mehr seinem unvergleichlichen Lehrer keine Frage, daß Niemand anders als Sybel den einflußreichen Lehrstuhl der bairischen Universität einnehmen könne. „Sie bedürfen,“ schrieb Ranke seinem jüngeren Freunde, „eines Ihnen Talenten angemessenen Schauplatzes, München bietet Ihnen einen solchen dar“ — München an sich wohl kaum. Das München, in welchem zehn Jahre zuvor Herr von Abel und damals Herr von der Pfordten das große Wort führten, war wohl nicht der angemessene Schauplatz für die Talente des als „kleindeutscher Geschichtsbaumeister“ im Voraus vor seinen künftigen Zuhörern stigmatisirten Lehrers. Dennoch aber hatte Ranke Recht, wenn er dem Zögernden versicherte: „Sie werden sich in München besser befinden und gleich nach ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln, die angenehmsten, ehrenvollsten Verhältnisse gewinnen. Wollen Sie sich selbst in den Weg treten? Weil ich Sie liebe und ehre, weil ich Ihnen das Beste gönne, wünsche ich, daß Sie annehmen.“ Nach allen Richtungen hin hat sich die Vorhersage des Meisters erfüllt. Noch heute ist der tiefe Eindruck nicht verwischt, den Sybel's Wirkjamkeit in München hinterlassen hat. Ein Kreis schwärmerischer Verehrer und eine Gruppe geist- und hoffnungsvoller Schüler scharte sich um den Gelehrten, dessen fortreizender Zauber vor Allem auf dem Ernst, auf der Wahrhaftigkeit und der scharfen Präcision seiner Grundsätze beruhte.

„Mit der bloßen historischen Kritik, mit der kritischen Sichtung des Materials und der Bildung der künstlerischen Form ist es nicht gethan — es bedarf der geistigen Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach politischen und sittlichen Principien und der Gruppierung und Verbindung der Thatfachen nach organischen, durchgreifenden, einheitlichen Gesichtspunkten. Es ist das vielleicht die höchste und schwerste unter allen Functionen des Historikers; es ist jedenfalls die unerläßliche Voraussetzung sowohl der echten Kunstform als des gerechten historischen Berichtes.“ Und das eben war Sybel's Stärke. Er ließ keinen Zweifel darüber, wo die Federkraft seines Urtheils ruhe und welches der Inhalt seiner politischen und sittlichen Principien wäre. Diese bestimmte Klarheit gewann ihm Anhänger und Freunde und nach Ranke's richtiger Prophezeihung, viel Ehre, aber auch das natürliche Correlat derselben — viele Feinde.

Schwerlich ist aber doch anzunehmen, daß Ranke die Vorempfindung solcher aus den Gegensätzen entspringenden Schwierigkeiten nicht gehabt haben sollte. Wenn er dennoch eine Epoche der Befriedigung, Genugthuung und „Entwicklung“ inauguriren zu dürfen glaubte, geschah es im Hinblick auf die weitläufigen Pläne und Absichten, zu deren Verwirklichung die großherzige Munificenz seines königlichen Freundes die sichere Aussicht gewährte, und zu deren Durchführung der klare organisirende Geist und die unermüdlige Arbeitskraft Sybel's auf das glücklichste geeignet waren. Damit aber begann im Leben und in der Wirksamkeit des Letzteren die Aera jener großartigen Veranstaltungen für eine tiefere und systematische Erforschung der Geschichte, welche nicht bloß in unserem eigenen Vaterlande, sondern weit darüber hinaus einen ungeheuern — wir wagen die Behauptung: einen beinahe zu ungeheuern — Impuls für Forschung und Darstellung heimischer und fremder, alter und neuer, politischer und Culturgeschichte gegeben hat. Da überdies die wiederum erwachende politische Bewegung und die in ihr auf den ersten Plan sich unabweislich drängende Frage der Gesamtorganisation Deutschlands einen unverhältnißmäßigen Zubrang zu den Brunnen der Geschichte hervorrief und eine lebendige Regsamkeit auf diesem Culturfelde eintreten ließ, entwickelte sich unter solchen Begünstigungen eine — um nicht mehr zu sagen — eine Art Treibhaushike, die neben herrlichen, edlen Gewächsen auch mancherlei Wucherkraut emportrieb. Wenn auch Sybel von den großen Unternehmungen sich lediglich die Begründung und Leitung der „Historischen Zeitschrift“ und die Anlage der Edition der „Deutschen Reichstags-Acten“ als eigenes Ressort vorbehielt, so ist doch keine Schöpfung der „Historischen Commission bei der Akademie der Wissenschaften“, deren „Sekretär“ er 1858 geworden war, ohne seine eingreifende Mitwirkung, ohne den Stempel seiner überlegenen Einsicht zu tragen, hervorgegangen. „Sekretär“ — so lautet der officiële Ausdruck, der Thatfache nach würde „Bildner und Organisator“ besser entsprechen.

Von hier aus, von diesem fruchtbeschwerten Arbeitsfelde durfte Sybel

allerdings in vollen Garben die Befriedigung und Entwicklung seiner seltenen Gaben heimtragen, die ihm verkündigt war. Dennoch aber gelangte er auf den angemesseneren Boden, als ihn die preussische Regierung 1861 nach Bonn auf den Lehrstuhl berief, der durch Niebuhr, Loebell, Dahlmann geweiht und ausgezeichnet war. Fünf Jahre nur (1856—61) hatte Sybel in München gewirkt, aber Niemand wird das Geistesleben der süddeutschen Metropole schildern dürfen, ohne von den hellen Spuren zu reden, die er dort hinterlassen hat. Allein je mehr seine Eigenart sich hervorkehrte und je bestimmter seine Auffassungen sich über die einschneidenden Momente der Geschichte an bemerktem Orte kundgaben, desto lauter wurde auch die Stimme des Widerspruchs einer natürlichen Gegnerschaft. Man verdankt diesem Pader eine für das Verständniß der deutschen Geschichte im Mittelalter überaus fruchtbare Discussion und man verdankt ihm eine der gluthvollsten, mit fliegendem Athem gleichjam hingeworfene historisch-politische Schrift, die trotz der Verechtigung mancher Einwürfe ebenso sehr als wissenschaftliche That, wie als die klare, historisch begründete Aussprache des politischen Programms der nationalen Partei Jubel und Sturm weit hinaus über die gelehrten Kreise erregte. In der That ist die Abhandlung: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“ eine Bekenntnißschrift gewissermaßen, welche kaum ein Jahrzehnt später durch die größte Katastrophe des Jahrhunderts ihr placet erhalten sollte. Was ist denn dieses Kaiserthum, in dessen Erneuerung die Schwärmerei gutgesinnter Patrioten erst neuerdings die Erhebung der Nation aus der Schmach, die Aufrichtung ihrer staatlichen Kraft, die Organisirung ihrer sittlichen Fähigkeiten finden zu dürfen glaubte? Haben denn diese Karle, diese Friedrichs, diese Heinrichs, zu denen mit fast religiöser Verehrung aufgeblickt wurde, wirklich den Ruhm deutscher Herrlichkeit und deutscher Eigenart im Auge und Sinn gehabt, als sie Einer nach dem Andern unter den bezaubernden Träumen des Weltregiments Krieg ohne Unterlaß und Eroberung ohne Schranke über alle Völker warfen? „Ist in Wahrheit die nationale Sache auf der Seite des Kaiserthums zu suchen, welches die Abstreifung deutscher Beschränktheit zu seinem ersten, die eigene Verwandlung in ein soldatisches Papstthum zu seinem zweiten, eine chimärische Weltunterjochung zu seinem letzten Worte hatte?“ Die bloße Aufstellung dieser Frage in einer buchstäblich akademischen Erörterung (in der Akademie-Sitzung vom 28. Nov. 1859) war ein Kampfsignal. Die gesammte Romantik, die spirituale wie die säculare, läutete Sturm, und Eideshelfer erstanden ihr mitten unter den Freunden und Genossen des rücksichtslosen Regers. Nicht die Macht der gegnerischen Gründe aber drückte ihm die Feder in die Hand, sondern die Insinuation, daß gegenwärtige politische Parteiabsichten das wissenschaftliche Urtheil bestimmten, er fühlte seine wissenschaftliche Ehre angetastet und so entstand jene oben genannte Schrift. Etwas vom Löwenbrüllen tönt aus ihr heraus. Mit Hast und glühendem Eifer übersfliegt er die ganze Kaiser-Epopöe, mit Born und Bitterkeit verweilt er bei dem zu fahlem und carri-

firtem Widerschein abgeblaßten habsburgisch-österreichischen Kaiserthum, und indem er die Mißgestalt, zu der die deutsche Nation unter diesen Einflüssen, die man verewigen will, herabgesunken, aufdeckt, wirft er die Frage auf: Wer hat die Wahrheit der Geschichte zum Dienste gehegter politischer Wünsche herabgebeugt und verkrümmet? Die Geschichte durch ihre lebendigen, vor den Augen stehenden Schöpfungen zu verstehen, wer will darin eine Schuld sehen? Und wer will es verurtheilen, den Standpunkt in den brennenden Tagesfragen auf das Verständniß der Geschichte zu begründen? „Weil mir alle Vergangenheit die kaiserliche Politik als das Grab unserer Nationalwohlfaht gezeigt hat, ziehe ich das „kleine Deutschland“ von 35 Millionen dem großen Deutsch-Ungarn-Wältschen-Slavenlande von 70 vor.“ Und wie klingt so eigen in unseren Tagen die volle Zuversicht: „So sicher, wie die Ströme icwärts fließen wird es zu einem engeren Bunde unter Leitung seines stärksten Mitgliedes kommen; lediglich Sache der deutschen Fürsten ist, die Bewegung durch eingehende Leitung in dem Wege der Reform zu halten oder sie durch stumpfen Widerstand in die Bahn der Revolution zu werfen; in jenem Falle mag die künftige Centralgewalt föderalistisch eingeschränkt und collegialisch ausgeübt werden, in diesem aber wird der demokratische Einheitsstaat und der Cäsarismus das nothwendige Ende sein.“

Auch wenn nicht der Name Sybel's unter dem ersten Aufruf des deutschen „Nationalvereins“ stünde, würde man ihn nach dieser Präcision seines Standpunktes zu den Gründern desselben zählen müssen. Aber die Macht des Eindrucks dieser Entblößung seiner innersten Gedanken und die Empfindung der Unerlöschlichkeit der Ueberzeugung werden gesteigert, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Zuversicht ausgesprochen war in einem Augenblick, da es schien, als ob feudal-militärischer Eigensinn und Uebermuth den Beruf Preußens verleugnen und alle nationalen Träume ersticken wolle. Ein Jahr nach seiner Uebersiedelung nach Bonn ward er in das preussische Abgeordnetenhaus gewählt und bald stand er in dem „Conflict“, welcher der Zeit den Namen gegeben hat, in den vordersten Reihen der Kämpfer. Die Gefechtsheize brachte bekanntlich damals Parteien Schulter an Schulter, die ihrem gemeinsamen Namen sehr verschiedene Definitionen unterlegten, und die daraus sich entwickelnde Verwirrung der Principien, sowie die Rolle, welche die Taktik in solchem parlamentarischen Ringen spielt, ließen Manches zum Ausdruck kommen, was nur eine Wahrheit des Augenblicks für sich in Anspruch nehmen konnte, zumal im Punkte der eigentlichen Ziele und Absichten Alle im Dunkel tasteten. Sybel nahm seinen Stand dort, wo er am meisten den Sinn seines Lebens wiedergespiegelt fand. Nicht für spitzige Auslegung von Verfassungsparagraphen setzte er die Wucht seines Geistes ein, auch nicht für eine Hand voll parlamentarischer Gerechtfame. Das Princip der Freiheit stand ihm höher, und geborgen schien es ihm nur dort, wo der Staat als Rechtsstaat sich der nationalen Sicherheit und dem nationalen Glück zu Diensten stellt. Ungern sah man auf Seiten der Regierung den talentvollen

Meister der Rede und der politischen Gedanken in der auf Mißverständnis beruhenden Gegnerschaft, und unter den Ersten, vor welchen man die Nebel der Zukunft, soweit es anging, zu lichten wagte, soll der Mann gewesen sein, der in keiner Lage seines Lebens sich den festen Glauben an Preußens deutschen Führerberuf hatte einschränken lassen.

Ein eingetretenes Augenübel nöthigte Sybel, sein Mandat niederzulegen und sich ganz auf die Lehrthätigkeit zurückzuziehen. Wenn aber von dieser gesprochen wird, so darf darauf hingewiesen werden, daß der größte Theil der gegenwärtigen Generation der Geschichtslehrer an den Universitäten enger noch mit dem Namen Sybel's verbunden ist, als die ältere mit dem Namen Ranke's. Es giebt eine spezifische und charakteristische Sybel'sche Schule, welche obgleich ihr Männer angehören, deren bestimmte Selbständigkeit und Eigenart sich hoch entwickelt zeigt, dennoch sie sich dermaßen zu unterwerfen wußte, daß ihre Leistungen und mehr noch ihre Sinnesart und Forschungsweise die Signatur des Meisters angenommen haben. Und dieser Schule im engsten Wortsinne gesellte sich alsbald eine andächtige und ernste Gemeinde aus dem Kern der gebildeten Kreise des Rheinlandes, welche bei Universitätsfesten oder sonstigen auffordernden Gelegenheiten den klaren, geistdurchwobenen, von einer Art Sectarerfeuer durchglühten Vorträgen des redegewaltigen Historikers lauschte. So entstanden unter Einfluß einiger für die „Historische Zeitschrift“ abgefaßten Abhandlungen jene in vier Bänden vorliegenden kleinen Schriften, eine Kette von Perlen reinsten Glanzes und unvergänglichen Werthes. Wäre die Bezeichnung nicht neuerdings durch die Ujurpation eines Monstrums von Geschichtswerk etwas abgegriffen, so könnte man sie mit zutreffendem Sinn eine „Weltgeschichte in Einzeldarstellungen“ nennen. Von „dem politischen und socialen Verhalten der ersten Christen“ bis zu der politisch-psychologischen Analyse der vielfach verfaulenen Persönlichkeit und Rolle Napoleons III. schwingt sich die historische Betrachtung gleichsam mit Adlerrittigen, bald hier, bald dort auf Gipfeln der Entwicklungsbahn anlandend, verweilend und die dunklen Verbindungswege erläuternd. So mannigfache Scenerien die verschiedenen Gegenstände der Behandlung auch bedingen, aus jedem Bilde bringen die idealen Anschauungen, unter denen sie aufgefaßt sind, hervor, aus jedem sprechen die, bald mit fortreißender Ueberzeugungskraft, bald mit zorniger Leidenschaft und dann wieder mit der Anmuth des Wises geäußerten sittlichen Grundprincipien, welche dem Schöpfer zum Maßstab der Personen und Dinge dienen. Und welche Meisterwerke der Charakteristik und Seelenmalerei finden sich darunter! Die sorgsam ausgeführten Lebensbilder der Kaiserin Katharina und Joseph de Maistre's, welche das große Tableau der französischen Revolution gleichsam flankiren, können den kunstvollsten Essays der englischen und französischen Literatur an die Seite gesetzt werden. Auch dort, wo nur sogenannte brennende Tagesfragen oder richtiger in der Zeit aufgeworfene Culturfragen erörtert werden, wie die „über Socialismus und Communismus“ oder „über die Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen

und ökonomischen Fragen“, oder „über Frauenemancipation“, gewährt das Schürfen aus dem tiefen Schacht geschichtlicher Erfahrung den Auseinandersetzungen eine Originalität von ergreifendem Eindruck. Einzelne Abhandlungen knüpfen an eben erschienene historische Werke, andere wieder an politische Tagesdiscussion an, aber Alles in Allem sind sie eine tiefe Fundgrube historisch-politischer Erkenntnis und als Reflexionen der vorüberrauschenden Wandlungen der Cultur in der Seele des großen Geschichtschreibers selbst Culturdenkmale.

Inzwischen war aber schon die Zeit der Ernte und des Triumphes eingetreten. Als die schleswig-holsteinischen Verwickelungen sich aufthaten, begleitete Sybel den Donner der preußischen Waffen mit seiner Abhandlung „Deutschland und Dänemark im 13. Jahrhundert“, und als die preußischen Zündnadeln die Richtigkeit seines nationalen Programms demonstrieren, zertrümmerte er die hohlen Bauwerke österreichischer Hofgelehrsamkeit durch seine Untersuchung über „Oesterreich und Preußen im Revolutionskriege“, und als Frankreich, schreckensbleich über den Schicksalstag von Königgrätz, sich in die Ordnung deutscher Dinge drängte, warnte er in einem Sendschreiben an Herrn de Forcade („Das neue Deutschland und Frankreich“) vor frivoler Mißgunst und eitler Ueberhebung; und als dann die große Schicksalswende des Jahrhunderts eingetreten war, und eine Million deutscher Krieger mit siegreich flatternden Fahnen auf dem Boden Frankreichs stand, da antwortete er den Engländern in einem in der *Fortnightly review* am 1. Januar 1871 erschienenen Aufsatz auf die ihm gestellte Frage, welches denn die Folge für die Civilisation Europas sein würde, wenn das Uebergewicht der französischen Degen Spitze auf die deutsche hinübergeslozen sein wird, und exemplificirte an einer belgisch-französischen Broschüre mit zermalmender Schärfe der Kritik die Fadenscheinigkeit der Sophismen, welche Deutschlands historisches Recht auf Elsaß-Lothringen verdunkeln wollen, und als das neue Deutschland seine ersten Schritte versuchte, da zeigte er mit tiefem Ernst, „was wir von Frankreich lernen können,“ und endlich als noch einmal der große Gegensatz seines Lebens, jene römisch gestempelte Weltbürgerlichkeit die Stimme dieses Mal nicht bloß gegen ihn, sondern an dem Gewinn der nationalen Arbeit rüttelnd gegen das Reich erhob, da entwarf er das furchtbar sprechende Bild „Bonifaz VIII.“ So hatte er sich ein dem Geiste des Jahrhunderts entsprechendes Bardenthum bei den großen Ereignissen der Epoche aufgelegt, aber wie jene alten Barden bisweilen auch zum Schwerte griffen, so warf auch er sich mit seinen Waffen auf das wogende Kampffeld. Es war fast selbstverständlich, daß er 1867 Mitglied des constituirenden Reichstags des Norddeutschen Bundes wurde, und als die religiösen Wirren, deren in den Grundzügen übereinstimmendes Vorbild einst schon vor seinen empfänglichen Jünglingsaugen in der Heimat vorübergezogen war, den Schwerpunkt aller Parteinng in das preußische Abgeordnetenhaus verlegten, trat er 1874 als Mitglied in diese Versammlung, in welcher er mit hohem Einfluß bis zum Jahre 1880, bis zur Niederlegung seines Mandats verblieb.



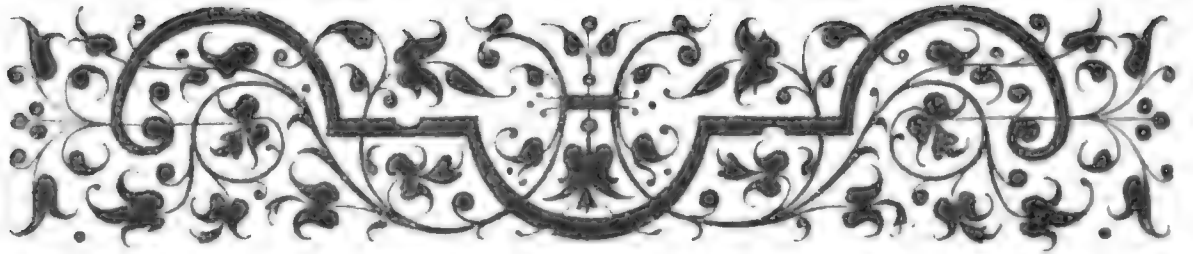
Diese Epoche in dem Leben Sybel's ist so eng mit den allgemeinen politischen Zeitbewegungen verflochten, daß bei dem nur unvollständigen Einblick, den der beobachtende Zeitgenosse sich erobern kann, es kaum möglich erscheint, die Rolle eines Einzelnen, und wäre sie noch so bedeutend, auszufondern. Nur aus dem Effect ist zu schließen. Und wenn in dem großen Kampfe, der in Preußen über das Verhältniß der Kirche zum Staat und zur Schule ausgebrochen war, der große Historiker neben den Staatsmännern zu den von den Ultramontanen bestgehaßten Persönlichkeiten gehörte, so dürfte in Anrechnung der geschärften Sehfähigkeit des Hasses der Einfluß desselben kein geringer gewesen sein. Daß der Verfasser der sogenannten Maigesetze und ihrer Ergänzungen in den Abschnitten der „Geschichte der Revolutionszeit“, welche von der constitution du clergé handeln, bewandert war, ließe sich ohne große Mühe erweisen. Aber es war seiner Zeit kein Geheimniß, daß Sybel, in voller Uebereinstimmung mit den Maximen seines ganzen Lebens, auch der Interpretation und Anwendung der Excerpte seinen leitenden Rath nicht verjagt hat. Etwa um die Zeit, da diese erbitterten Discussionen ihren Höhepunkt erreichten, im Jahre 1875 legte Sybel die Bonner Professur nieder und verließ die Rheinlande, um einem Rufe der preussischen Regierung als Director der Archive nach Berlin an die Stelle des unvergeßlichen Max Duncker zu folgen. Fast schon an der Schwelle des Alters eröffnete sich ihm ein Bereich der Thätigkeit, durch welche manche langgehegte Wünsche im Interesse der Wissenschaft und der nationalen Bildung ihre Erfüllung finden sollten. Wer heute die lange Reihe der „Publicationen aus den k. preussischen Staatsarchiven“ überblickt, in denen ein unermeslicher Stoff der Forschung zugeführt ist, wer es würdigt, wie dadurch und durch die Erleichterung des Zugangs die sogenannten stummen Archive redend und lebendig gemacht wurden, wer Kenntniß hat von der verbesserten Organisation und größeren Förderung der Monumenta Germaniae historica, seitdem Sybel als Mitglied in die Direction eintrat, wer hinblickt auf das Gedeihen der großen Unternehmung einer Herausgabe der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen“, wer die Gründung einer preussischen Station in Rom zur Erforschung deutscher Geschichte betrachtet — um von Vielem nur das Wichtigste zu nennen — der wird bekennen müssen, daß in segensvoller Stunde die Berufung Sybel's nach Berlin erfolgt ist.

Aber lange schien es, als ob unter dem Betrieb dieser großartigen Veranstaltungen, die nicht mühelos der an karge Sparsamkeit gewöhnten preussischen Verwaltung abgerungen wurden, die schriftstellerische Thätigkeit des genialen Meisters ganz in den Hintergrund getreten wäre. Fast ein Jahrzehnt schien der Organisator und Verwaltungsbeamte über den Gelehrten und Historiker die Oberhand gewonnen zu haben, als mit einem Male von Mund zu Mund die Freudenkunde lief: die große, gewaltige Zeit der Wiedergeburt des Deutschen Reiches hat in dem Berufensten auch ihren Geschichtsschreiber gefunden. Mit einer Spannung ohne Gleichen wurde dem Er-

scheinen des Werkes entgegengesetzt, und als es erschienen war, machten Auflage auf Auflage und Uebersetzungen in fremde Sprachen es zum Gemeingut der ganzen civilisirten Welt. Die in fünf Bänden vorliegende „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ ist seiner Zeit schon in diesen Blättern gewürdigt worden. Wo denn nicht? Noch einmal zog vor den Augen derer, die diese „Begründung“ erlebt, und derer, die so glücklich waren, in den Besitz hineingeboren zu sein, die unvergleichliche Wendung vom Elend zum Glück, von Kampf und Zerrissenheit zum Sieg und Zusammenschluß, von Geringschätzung und Druck zur Ehre und Freiheit vorüber; noch einmal sah die Nation in plastischer Greifbarkeit die Fülle der Gestalten, welche in diesem weltgeschichtlichen Siegespiel die Fahnen getragen, die Schwerter geschwungen, das Wort geführt und weisen Rath erteilt. Aber hier in einem vollen, harmonisch gefügten, durch scharf und sicher begründete Causalitäten verbundenen Bilde. Es konnte den Umständen nach nicht anders sein: im ersten Augenblick nahmen der Autor und seine Leser ganz verschiedene Standpunkte zu dem Werke ein. Der stärkste Zug der Lesewelt, die Neugier, blätterte eifrig nach sensationellen Enthüllungen, nach geheimen Aufklärungen, die dem obersten Verwalter der geheimen Archive, in denen der Niederschlag aller bezüglichlichen Vorgänge aufbewahrt wurde, doch nicht fehlen können. Es gab deren genug, in jedem Capitel, in jedem Abschnitt, aber sie waren nicht aufdringlich vorgeschoben, sondern nach dem Maß ihrer causalen Geltung in das historische Gewebe geschlungen. Die Verehrung und Dankbarkeit suchten nach den Aureolen und Verklärungen der Helden, die von dem geschwellten Gemüthe allein aus dem Erlebten in Erinnerung gehalten wurden. Es war nicht unterlassen, dem Ruhm seinen Glanz, dem Verdienst seine Farbe zu geben, aber sie waren mit dem Grad ihrer Bedeutung eingestellt in den epischen Strom der zusammenhängenden Erzählung. Und selbst der Haß und die Abneigung forschten eifrig nach den dunkeln Schatten, nach den Interferenzen des Lichts, nach den Unvollkommenheiten, die mit jeder menschlichen Größe sich paaren. Sie waren nicht verhohlen und unterdrückt, aber sie waren an die Stelle gerückt, wo von ihnen eine Wirkungspur ausgegangen war. Gab es doch kluge, kritische Leute, welche fanden, daß, wenn schon die volle Wahrheit und Wichtigkeit des Zeitbildes zugestanden werden müsse, doch der Enthusiasmus herabgestimmt, die Begeisterung heruntergezogen, Brand in Wärme und starrender Frost in Kühle verwandelt worden sei. Aber abgesehen davon, daß Andere Maßhaltung und den Ausschluß überstarker Accente dem Zwecke und der Würde der Geschichtsschreibung angemessener erachten, würde die Anklage nicht härter klingen, wenn sie über ein „zu viel“ sich zu beschweren hätte? Man hat wohl in dieser Richtung gesagt, der Geschichtsschreiber habe in dem Bilde von dem Protagonisten des Welt dramas, in der Figur des Fürsten Bismarck aus dem Königstiger eine Hauskatze gemacht. Allein diese Alternative aus dem Katzensgeschlecht paßt weder zu dem hoheitsvollen Staatsmanne, noch zu dem strengen Ernst und der Erhabenheit des Geschichtsschreibers.

Allmählich mehr gewann denn doch der Gesichtspunkt die Herrschaft, den der Verfasser selbst als den seinigen bezeichnet. Nachdem er in seiner Geschichte der Revolutionszeit den Zerfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geschildert hatte, konnte ihm nach den großen Ereignissen von 1866 und 1870 kein Wunsch näher liegen, als darnach, auch die Wiedergeburt des Deutschen Reiches nach den authentischen Quellen darzustellen. Schon diese Aneinanderreihung der beiden großen Werke scheidet jede Concurrentz mit einer auf die momentane Wirkung berechneten Publicistik aus. Es ist nicht Verwendung der Wissenschaft zu irgend einem politischen Zweck, zu Gunsten irgend einer politischen Partei, sondern Wissenschaft schlechthin. Zeit seines Lebens hat der forschende Geist des Gelehrten sich mit dem üppig sprießenden Gewächs von Legenden, das um so dichter sich verschlingt, je größer die Weltereignisse sind, an welche sie sich anlagern, herumzuschlagen gehabt, was lag da näher, als denjenigen Ereignissen gegenüber, welche die eigene Nation zu neuem Leben erweckten, Sorge dafür zu tragen, daß weder der Ueberreiz des Enthusiasmus noch der Groll der Verwünschung zur Sagenbildung den Boden findet, als dieser glorreichsten Katastrophe der deutschen Geschichte gegenüber das Wort seines großen Lehrers, das Merkziel aller Geschichtswissenschaft zu erfüllen, darzustellen, „wie es gewesen ist?“ Freilich wird das so entstandene Geschichtsbild zu einem Triumph seines Wirkens und Strebens. Er hat bekanntlich jedem Bande seines Werkes ein anderes auf den Inhalt weisendes Motto hingesezt. Aber würde es nicht gerechtfertigt erscheinen, wenn dem ganzen Buche als Motto jene zuversichtlichen Worte vorgesezt würden, die er im Jahre 1861 als den Inhalt seiner Ueberzeugung ausgesprochen hat: „So sicher wie die Ströme seewärts fließen, wird es zu einem engeren Bunde unter Leitung seines stärksten Mitglieds kommen und Sache der deutschen Fürsten ist, die Bewegung durch eingehende Leitung in dem Wege der Reform zu halten oder sie durch stumpfen Widerstand in die Bahn der Revolution zu werfen; in jenem Falle mag die künftige Centralgewalt föderalistisch eingeschränkt und collegialisch ausgeübt werden, in diesem aber wird der demokratische Einheitsstaat und der Cäsarismus das nothwendige Ende sein.“

Wenn auch das Werk noch ein Torso geblieben ist, denn nicht mit der Bildung des Norddeutschen Bundes schließt die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. ab, so ist doch zu sagen, daß kein literarisches Werk der Neuzeit so sehr das deutsche Volk in seinem Gemütthe ergriffen hat, als dieses Stück Weltgeschichte. Voll inniger Dankbarkeit blicken wir zu dem Erzähler desselben hinauf, und wenn einst ein anderer Geschichtsschreiber die Männer darzustellen unternehmen wird, welche an dem Werke der Wiedergeburt der deutschen Nation mit Ernst und Eifer, mit Geisteskraft und Gemüthstiefe, mit Treue und Hingebung, mit Adel der Gesinnung und erhabenen Fähigkeiten gearbeitet haben, dann wird er den Namen Sybel's unter den Besten zu nennen haben.



## Kutaïs, die alte Königsstadt von Imeretien.

Ein Reiseumoment aus dem Kaukasus.

Von

Bernhard Stern.

— Wien. —

**E**s ist ein ganz wunderbarer Weg nach Kutaïs. Von Batum oder Tiflis fährt man mit der Eisenbahn bis zur Station Nion und von hier mit einer Zweigbahn nach der ehemaligen imeretischen Königsresidenz, welche an Stelle der alten kolchischen Hauptstadt Nea oder Nytäa liegt. Da die Züge im Kaukasus niemals besondere Eile haben, kann der Reisende die Landschaften, die man durchzieht, mit Muße betrachten. Welche märchenhafte Gegenden! Die Natur scheint in immer neuen, unbeschreiblich schönen Gestaltungen unerschöpflich, ein entzückendes Bild folgt dem anderen. Und dann Kutaïs selbst! Diese Stadt liegt wie verzaubert inmitten grünbekränzter Berge, an beiden Ufern des Nion oder Phasis, der hier in wilder Lust dahinstürmt und von den Ufern große Steine und Erdstücke mit sich reißt. Rings leuchten aus düstigen Hainen liebliche Villen und in lauschigen Thälern liegen heitere Dorfschaften. Im Norden und Süden ragen der große und der kleine Kaukasus, und der Elborus hebt seine seltsam geformten Gipfel über die Wolken. Die Luft ist warm und weich. Ein herrliches Klima begnadet dieses Land, das einen strengen Winter ebensowenig kennt als einen allzuheißen Sommer. Kutaïs liegt sechshundert Fuß — 146 Meter — über dem Meere und die Fieberdünste finden hier keinen so günstigen Boden wie in den Marischen Mingreliens, in den sumpfigen Ebenen um Poti oder Batum.

Die Stadt Kutaïs ist hauptsächlich wegen ihrer Vergangenheit interessant. Im Mittelalter wurde sie nach dem Sturze von Mzchet die Metropole von

ganz Georgien und erlebte als solche ihre Glanzzeit, die jedoch nicht lange währte; Tiflis riß bald die Hegemonie im Kaukasus an sich und Kütäis sank immer mehr und mehr. Im fünfzehnten Jahrhundert zerfiel Georgien in drei Königreiche: in das kachetische, kartalinische und imeretische. Die Trennung wurde der Anlaß zu unaufhörlichen Kriegen, da ein Reich dem anderen den Rang streitig zu machen suchte. Aber auch im Innern jedes einzelnen Landes wühlten blutige Bürgerkämpfe. So folgte in Imeretien kein Herrscher dem anderen in friedlicher Weise. Seit seiner Loslösung vom georgischen Mutterreich bis zum Untergang seiner Selbständigkeit, im Laufe von 370 Jahren, wurde Imeretien von dreißig Königen beherrscht. Von diesen starben aber nur sieben als Regenten und zwar alle eines gewaltsamen Todes. Die anderen dreiundzwanzig gingen noch bei Lebzeiten des Thrones verlustig; sie wurden von Gegnern verdrängt und vertrieben.

Der unglücklichste aller imeretischen Fürsten, welche sich beiläufig bemerkt „Könige der Könige“ nannten, war ein Bagrat. Derselbe bestieg 1660 den Thron. Obgleich er kaum sechzehn Jahre zählte, vermählte ihn seine Stiefmutter Nestar-Daredschan, die als eine lasterhafte Frau geschildert wird, gleich nach seinem Regierungsantritt mit der Prinzessin Ketewan. Nicht lange genoß Bagrat sein junges Eheglück in Frieden. Als er zum Manne heranwuchs und schön und stattlich ward, verliebte sich seine Stiefmutter in ihn und begehrte, daß er die Ketewan verstoße und sie selbst heirathe. Aber Bagrat liebte die Ketewan und weigerte sich, dem Wunsche der Nestar-Daredschan zu willfahren. Darob entbraunte die Verschmähte in wildem Haß und beschloß, sich fürchterlich zu rächen. Sie zettelte eine Revolution an, nahm den König gefangen und ließ ihm durch einen ihrer Günstlinge, den Fürsten Wachtang, die Augen ausstechen. Nach dieser Greuelthat vermählte sie sich mit Wachtang und bestieg selbst den Königsthron von Imeretien.

Die Getreuen Bagrats riefen den Fürsten Wamef Dadiani herbei und der kam mit einem mächtigen Heere herangerückt. Wohl sandte ihm Nestar-Daredschan kriegsgeübte Truppen entgegen, aber Wamef Dadiani siegte, drang in die Burg der Königin und ließ dem Gemahl derselben zur Vergeltung gleichfalls das Augenlicht rauben. Die Nestar-Daredschan entzog sich ihm jedoch und er kehrte wieder heim. Bagrat auf den Thron zurückzuführen war ihm ebenfalls nicht gelungen. Nun riefen die Imeretier, welche der tyrannischen, eine wüste Günstlingsherrschaft führenden Königin nicht geneigt waren und sich nach Bagrat und seiner schönen Gemahlin zurücksehnten, den Pascha Osman von Achalzyk herbei, und dieser eroberte die Stadt und nahm die Königin gefangen. Doch auch die schöne Ketewan beanspruchte er als Lohn für seine Hilfe, und als man sie ihm nicht gutwillig gab, entführte er sie gewaltsam, da er ja Herr im Lande war . . . Mit dieser Beute verließ er Kütäis, und Bagrat bestieg von Neuem den Thron. Ueber den Verlust seiner Ketewan tröstete er sich und bald — heirathete er zum zweiten Male.

Wieder war seine Ruhe nur kurz. Dem Könige von Kartalinien stach

das herrliche Imeretien ins Auge und er hätte es gern erobert. Da er das beehrte Land von Bürgerkriegen zerrissen sah, rüstete er ein Heer aus und rückte, um den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, gegen die Hauptstadt Kutais. Diese Gefahr wendete Bagrat glücklich ab, er besiegte den Kartalinierkönig. Doch schon drohte ihm neues Unglück. Seine Stiefmutter hatte in der Gefangenschaft die Gunst der Türken zu erwerben gewußt, ein Heer erbeten und erhalten und zog nun rachedürstend gegen Bagrat. Vor Kutais aber ereilte sie des Schicksals Rache, sie wurde von unbekannter Hand ermordet. Ihr Tod rief Bestürzung in den Reihen der Ihrigen hervor, die sich, Wachtang an der Spitze, dem König Bagrat widerstandslos ergaben. Wachtang wurde von Bagrat selbst niedergemacht. „Du hast mir die Augen durchbohrt, ich reiße Dir jetzt das Herz aus.“ Mit diesen Worten tödtete der blinde König den blinden Gemahl der Nestar-Darebschan.

Bagrat lebte nur noch kurze Zeit und auch diese unter fortwährenden Bürgerkämpfen. Sein Schicksal ist typisch, es ist ein Spiegelbild des Schicksals fast aller imeretischen Herrscher; Palastrevolutionen, Frauenliebe und Frauenhaß, kleine und kleinliche Motive führten die Fürsten auf den Thron oder vernichteten sie . . .

Seit einem Jahrhundert gehört Kutais zu Rußland und seitdem hat sich das Aeußere der Stadt ziemlich verändert. Von der alten, nach orientalischer Sitte gebauten Kapitale sind nur einige armselige Trümmer übriggeblieben, umschlungen von dichten Epheurankeu, welche die immer mehr zerbröckelnden Fragmente der versunkenen Herrlichkeiten mühsam zusammenhalten. . . Unverwüstlich ist nur die Natur ringsumher. An den Stellen, wo einst im Schatten prächtiger Weißbuchen, Ulmen und Platanen reges Ritterleben geherrscht, ist dies Leben längst verstummt; die Bäume aber blühen immerfort in ihrer alten Pracht. Auf dem Berge, wo ehemals das vielbesungene Aea und später die imeretische Königstadt gelegen, steht heute eine russische Festung, allein am Fuße dieses Berges fluthen die Wasser des Phasis, die seit Jahrtausenden diesen Weg ziehen . . .

Die merkwürdigsten Ruinen in Kutais sind die des Stadttheils Uchimierion mit den Resten der Burg, deren Zerstörung 1769 erfolgte. Der russische General Todleben war damals dem schwachen König Salomo zu Hilfe geeilt, welcher einer Revolution machtlos gegenüberstand. Die Imeretier riefen in ihrer Noth die Türken herbei, welche sich auch früher als die Russen des Landes bemächtigten und Uchimierion, die Burg von Kutais, besetzten. Als aber General Todleben seine Geschütze gegen die Stadt spielen ließ und die Türken merkten, daß sie in derselben nicht genügend sicher wären, ließen sie ihre Schützlinge im Stich und schoben heimlich ab. Ohne Blutvergießen zogen die Russen ein und gaben dem König Salomo seinen Thron wieder. Um die Türken an einem zweiten Occupationsversuche zu verhindern, sprengte König Salomo die Burg Uchimierion in die Luft. Der Türken war er nun ledig — aber die Russen blieben . . .

Die Trümmer zeigen noch einzelne Stücke einer Citadelle, Thore, Wasserleitungen, Kaskaden. Auch die Reste einer Kirche mit georgischen Skulpturen fesseln das Auge.

Dies ist ziemlich Alles, was Kutaïs an Bauwerken vergangener Zeiten erübrigt hat.

Die neue Stadt hat nichts Besonderes, sie gleicht einer gewöhnlichen russischen Provinzstadt mit einförmig geraden Straßen, mit einigen nach alltäglichem Muster errichteten Gebäuden und dem obligaten Stadtpark, welcher allerdings, dank der wunderbaren Natur, von unvergleichlicher Schönheit ist. Die Hotels sind schlecht und schmutzig, die Wirthe und Kellner — meist von höchstem Adel, der im Kaukasus billig ist — eitel und unwillig in der Bedienung der Gäste, die gleichsam nur da sind, unverschämte Rechnungen zu begleichen. Das bürgerliche Leben bietet geringe Freuden, das militärische gar keine. Der Aufenthalt ist mit Schwierigkeiten verbunden und Ausländern selbst ein Besuch fast unmöglich, da man dazu früher eingeholte Erlaubniß der Regierung braucht. Bis man eine solche erhält, kann man getrost eine Weltumschiffung vornehmen. Denn Kutaïs ist eine militärische Hauptstadt des Kaukasus und die Spionenfurcht der Russen eine geradezu lächerliche.

Die Einwohnerzahl beträgt nicht viel über 15000 und zertheilt sich auf Imeretier, welche den Hauptbestand der Bevölkerung bilden, auf Armenier, Juden und Russen. Griechische und türkische Händler und lasische Tagelöhner finden sich vereinzelt, ebenso die ossetischen und swanetischen Gebirgler, welche im Bazar Satteldecken, Burkas, Häute von Bären, Füchsen und Mardern, Wachs und Honig feilbieten.

Die Imeretier ähneln den Georgiern stark, doch ist ihr Gesichtsschnitt ausdrucksvoller und edler. Die Schönheit der Frauen sowohl als die der Männer ist berühmt. In den ärmlichen Hütten von Kutaïs trifft man häufig mit bunten Lappen kaum genügend bekleidete Gestalten, die zu Marmor verwandelt vortreffliche Seitenstücke zu der Canovaschen Venus im Palazzo Pizzi oder zum Apollo vom Belvedere abgeben könnten.

Wie sehr sich auch das Aeußere der Stadt verändert hat, das Leben der Eingeborenen ist unverfälscht geblieben, und besonders hat sich unter den Imeretiern die sogenannte kaukasische Tracht reiner und schöner erhalten als in den anderen Städten, welche größtentheils vollständig russificirt sind.

Diese kaukasische Tracht, welche aus der Kabarda, einem Ländchen am oberen Laufe des Kuban und der Kuma stammt, besteht zunächst aus der Tcherkeßta und dem Beschmet oder Archalyk, von denen das letztere unter der ersteren getragen wird. Das Beschmet ist ein Rock mit Aermeln und reicht bis zur Hälfte des Unterschenkels. Es wird vorn mit Dejen und Haken bis an den Hals geschlossen und hat einen niedrigen Stehragen und an beiden Seiten weite, von oben nach unten geschnittene Taschen. Der Stoff des Beschmets besteht aus einem gestreiften oder geblühtem Baumwollenzug; wohlhabende Leute lassen Kragen und Aermel mit Seidenstoff einfassen.

Die Tscherkesska oder Oberrock ist länger und weiter als das Beschmet. Die Aermel werden um die Hälfte zurückgeschlagen, so daß die Aermel des Beschmets zum Vorschein kommen. Geschlossen wird die Tscherkesska durch Fesen und kleine aus Zwirn gedrehte Knöpfchen, jedoch nur bis zur Mitte der Brust. Von da geht das Kleid nach oben zu immer breiter auseinander. Auf der Brust der Tscherkesska befinden sich zu beiden Seiten mehrere oft mit Silber, Gold und Elfenbein verzierte Hülsen für Patronen. Taschen hat der Oberrock nicht, sondern bloß Schlitze, durch die man in die Taschen des unteren Rockes langt. Als Stoff für die Tscherkesska dient einfaches und einfarbiges Wollenzeug.

Bei kaltem oder regnerischem Wetter trägt man an einem Riemen um den Hals über der Tscherkesska und dem Beschmet eine Art Filztonde, die Burka, deren Außenseite mit Pelz überzogen ist.

Die Beinbekleidung bilden glatt anliegende Hosen aus dunkelfarbigem Stoffe. Darüber zieht man lederne oder tuchene, manchmal mit Treppen und Stickereien versehene Gamaschen. Die Schuhe sind einfache Halbschuhe oder Sandalen aus geschnürtem Leder.

Auf dem Kopf trägt man als Turbane gewundene Bajchlyks oder viereckige, zierlich eingesäumte Tuchlappen von meist brauner Farbe oder kleine mit Tuch eingefasste Deckel, welche mittels einer Schnur um das Kinn gehalten werden.

Dies ist die kaukasische Tracht, wie sie insbesondere in Imeretien im Gebrauch steht. In den anderen Provinzen finden selbstverständlich mancherlei Abweichungen statt. So sind in Grusien Beschmet und Tscherkesska bedeutend kürzer und die Aermel der letzteren vom Ellbogen an aufgeschlitzt und der Bequemlichkeit wegen über die Schulter geworfen oder auf dem Rücken zusammengebunden. Die Tuschken und Pischawen wiederum tragen statt der festgenähten Patronenhülsen mehrere messingne Behälter auf einer Schnur aneinandergereiht um den Hals. Am verschiedenartigsten ist die Kopfbedeckung. Die Grusier haben einfache, spitze, oben etwas eingeknickte Mützen von mäßiger Größe und aus Bocharafell. Die Tataren und Armenier besitzen gleiche Mützen wie die Grusier, jedoch sind die ihrigen mit Tuch oder Sammet eingefasst und häufig auch mit Gold gestickt. Ganz schmucklose spitze Mützen, aber von riesiger Größe haben die Juden in Mingrelien und Imeretien. Bei den Tuschken und Pischawen sieht man Filzkappen mit aufgeschlagenen Krämpfen, bei den Mingreliern und Guriern Tuchlappen oder Tuchdeckel wie bei den Imeretiern. Eine besondere Tracht besitzen die Chewsuren, ein Volk von wenigen Tausenden, welches das wilde Gebirge nördlich von Tioneti bewohnt. Die Chewsuren tragen nämlich schwarze Wollenröcke, die bis zu den Knien reichen und auf der Brust, den Schultern und den Aermeln mit aufgenähten kleinen rothen Kreuzen geschmückt sind. Man glaubt daher dieses Volk von den Kreuzfahrern ableiten zu dürfen.

Von den kaukasischen Waffen, welche die einzige Zier der Männer bilden,



sind vor Allem Kinschal und Schascha zu nennen. Der Kinschal ist ein zweischneidiges gerades Messer von dreißig bis vierzig Centimeter Länge. Der Griff mit kleinem Ausschnitt für die Hand hat keine Parirstange und steckt in einer schwarzen Leder Scheide. Getragen wird der Kinschal vor der Mitte des Leibes an einem Riemen, welcher zugleich als Gürtel für die Tscherkaska dient und an mehreren Haken auch noch eine Fettebüchse, einen Feuerstahl und sonstige tägliche Gebrauchsgegenstände hält. Die Schascha ist ein schwach gekrümmter Säbel und hängt an einem besonderen Bande mit der concaven Seite nach vorn an der linken Hüfte. Gute Klingen sind gesucht. Ich kaufte im Bazar von Kutais ein vortreffliches altes Stück mit einer eingravirten Inschrift für sieben Rubel. Bei einigen wenigen Stämmen findet man auch Flinten, Pistolen und vollständige Rüstungen. So haben die Chewjuren Kettenpanzer, kleine eisenbeschlagene Schilde, Armschienen und Beinschienen und Helme, welche Kopf und Nacken schützen und nur die Augen frei lassen.

Frauen und namentlich eingeborene Frauen sah ich in den Straßen nur wenige und dann meist mit der Tschadra dicht verschleiert, so daß nur die helle Farbe der Kleider durchschimmerte. Doch bemerkte ich auch die sonderbare Haartracht. Zu jeder Seite des Kopfes fielen zwei oder drei gedrehte Locken bis unter die Ohren herab. Auf dem Scheitel ruhte ein Diadem aus Sammet, meist von greller Farbe und mit Perlen und Gold geschmückt. An das Diadem schloß sich ein Stirnband und an diesem war ein kleiner Gaze-schleier befestigt.

Mehr Sehenswürdigkeiten als in der Stadt selbst fand ich in der Umgegend von Kutais, in dem neun Werst entfernten Kloster Gelati. Der Weg dorthin führt durch das Judenghetto der alten Königsstadt und giebt Gelegenheit, einen flüchtigen Blick in das Leben und Treiben dieses ver-sprenkten Theiles des israelitischen Volkes zu werfen. Die Leute leben meist vom Handel, da ihnen andere Erwerbszweige vollständig verschlossen sind. Und in diesem einzigen haben sie auch eine große Concurrenz in den schlauen Armeniern, so daß ihre Existenz nicht beneidenswerth ist.

Nach Verlassen des Ghetto gelangt man ins Mionthal und dann abwärts in entzückende Thäler, bis man nach kaum drei Stunden gemüthlicher Fuß-wanderung das Kloster Gelati auf einem Bergvorsprung vor sich liegen sieht. Von oben ist eine Aussicht, die sich nicht beschreiben läßt und die auch kein Bild getreu darzustellen vermöchte. Unten dehnt sich das Thal des „rothen“ Flusses Tschal Tzitheli, welcher von den östlich liegenden Makeralabergen herniederströmt und unterhalb Kutais in die Kwirila mündet; in der Ferne vor uns leuchtet der deutlich sichtbare Kegel des Tetmuld; und wenden wir die Blicke nach rückwärts, so sehen wir die vielgeformten imeretischen Berge emporsteigen und vor ihnen die Landschaften Letschgum und Kadscha mit dem Chomliberg, an welchen Prometheus geschmiedet war . . .

Tritt man aus der Natur in die Kirche, so spürt man den Gegensatz zwischen der göttlichen Unsterblichkeit, welche draußen waltet, und der irdischen

Vergänglichkeit, welche in dem von Menschenhand errichteten Gotteshause zu Tage tritt.

Zwar steht der gigantische Bau mit seinen gewaltigen Steinen — manche haben eine Klafter Durchmesser — noch immer in wunderbar festem Gefüge, obgleich er bereits mehr als sieben Jahrhunderte alt ist; allein in den Hallen ruht nur der Staub vergessener Herrlichkeiten. Tiefe Stille, Todtenstille. Nur da und dort fällt ein abgebröckeltes Mauerstückchen zu Boden, oder ein Windhauch zittert durch die Mauerpalte und erregt die Unbeweglichkeit zu einem leisen kurzen Erwachen . . .

Die Klosterkirche von Gelati ist ein byzantinischer Centralbau mit einer von einem kegelförmigen grünen Dach überdeckten Kuppel und hat im Innern die gewöhnliche Kreuzform der griechischen Gotteshäuser. Viel Pracht und Glanz muß hier einst gewaltet haben. Noch steht in unerhörtem Schmuck von Gold und Perlen und Edelsteinen der Ikonostas da und in goldenen Rahmen sind Reliquien eingefast und eine Menge kleiner kostbarer Heiligenbilder mit griechischen Inschriften fesselt das Auge. Interessant sind zahlreiche Steine mit daruntergesetzten Versen. Als der Reisende Thielemann den ihn begleitenden Priester um Mittheilung des Inhalts dieser Verse bat, erhielt er zur Antwort, Niemand könnte sie entziffern. Thielemann nahm einen Abdruck nach Europa mit und hier entpuppten sich die im christlichen Gotteshause angebrachten Verse als kufische Inschriften, welche den Namen Mohammeds mit den zwölf Imamen anführten . . .

Die Wände, namentlich in der Nähe der Portale und Fenster, haben flachen Reliefschmuck, der von gediegenem Formensinn zeugt. Ein häufig wiederkehrendes Ornament ist ein reizendes kleines, rings von stufenförmigen Hohlkehlen umgebenes lateinisches Kreuz. Die Fresken an den Wänden erscheinen theils als Erzeugnisse der späteren strengen byzantinischen Kunst, theils sind sie im Mittelalter zur Zeit der Blüthe der italienischen Malerschulen von Genuesern, die häufig nach dem Pontuslande kamen, restaurirt worden. Auch die neueste Zeit machte Renovirungsversuche: russische Offiziere vertrieben sich die traurige Garnisonseinsamkeit durch — einfaches Ueberstreichen der Fresken . .

Die Bilder stellen zumeist Porträts imeretischer Fürsten vor, auf deren Häuptern die schöne Königskrone prangt.

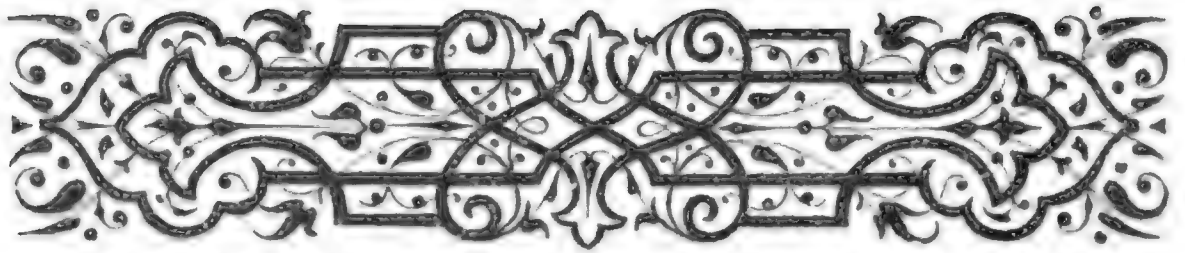
Diese Krone existirt noch in Wirklichkeit. In einer Kapelle des Klosters liegt sie nebst anderen kostbaren Reliquien; eine morsche Kiste birgt sie, die edlen Steine sind von Staub fast blind, die goldenen Reifen und Bügel geschwärzt und das Kreuz auf der Spitze zerbogen und gebrochen . . .

Eine andere Klosterkapelle birgt das Grab des Königs David, der diese Kirche erbaut hat und den Beinamen „der Erneuerer“ führte. Ephen bedeckt die Gruft mit einem dichten Teppich, unter welchem eine Steinplatte mit einer Inschrift in Ghuzuri hervorleuchtet: „Sieben Könige haben mir gehuldigt; Perser, Türken und Araber habe ich besiegt und aus meinem Lande gejagt . . .“ Neben dem Grab befinden sich als Siegestrophäen eiserne Thor-

flügel, die man früher für die Thore von Derbent hielt, bis der Forscher Broßet nachwies, daß sie von dem alten Gündscha, dem heutigen Zelisawetpol stammen.

Nur wenige Werst vom Kloster Gelati entfernt liegt das Kloster Mochamethi mit einem auf Löwen ruhenden Sarkophag. Die Natur ist auch hier berückend schön. Während Gelati stolz von einem Bergvorsprunge herniedersehend, liegt Mochamethi gleichsam in einer stillen Höhle im Thal Tzchal Tzitheli und ist von Pflanzen und Bäumen bedeckt und versteckt. Lorbeeren und besonders Buchsbäume von riesiger Höhe schlingen ihre Nester um das Kloster, und Ephen und wilder Wein ranken sich wuchernd zum Dache empor und schmücken den vereinsamten Bau mit immergrünen flatternden Fahnen, mit Schmuck und Zier, die schöner und unvergänglicher sind als die kostbarsten und dauerhaftesten Ornamente von Menschenhand . . .





# Französische Gedichte in deutschen Nachdichtungen.

Von

Joseph Jaffé.

— Berlin. —

Auguste Barbier, Jambes.

La curée.

I.

Als damals glühend auf den leergelegten Wegen  
Die heiße Julisonne lag  
Und durch die Lüfte pfliff der tolle Kugelregen  
Bei Sturmgeläut den ganzen Tag,  
Als ganz Paris, ein Meer in wilder Hochfluth Brausen,  
Sich jäh erhob voll Jorn und Groll,  
Und donnernd, als Erwid' rung im Kartätschensausen  
Die Marseillaise stolz erscholl, —  
Da sah man wahrlich nicht, wie heut in unsern Tagen  
Gepuzte Uniformen, nein!  
In Lumpen fühlt' man freie Männerherzen schlagen,  
Und manche Hand war nicht grad' rein,  
Die in den Büchsenlauf hinabstieß blaue Bohnen;  
Wild rief in jenes Tages Noth  
Manch fluchgewöhnter Mund, zerbeißend die Patronen:  
Vorwärts, Franzosen, in den Tod!

II.

Wo war es damals denn, das zierliche Gelichter  
In weißer Wäsche, seinem Frack  
Und Schnürleib, all' die jämmerlichen Weibsgesichter,  
Der Pflastertreter nobles Pack,

Was thaten sie, als mit dem hochgeschwung'nen Säbel  
 Im Kugelsausen, Mann an Mann,  
 Die heilige Canaille und der ärmste Pöbel  
 Sich die Unsterblichkeit gewann?  
 Als ganz Paris, ein leuchtend Schauspiel ohne Gleichen,  
 Sich stürzte in das Bajonett,  
 Da sah man jene Suben still zur Seite schleichen,  
 Da krochen feig sie in das Bett.

## III.

Die Freiheit gleicht nicht einer Dame nach der Mode,  
 Die stolz und faul den Tag verbringt,  
 Die schon bei einem Schrei erschrickt zu Tode,  
 Die ihre fahlen Wangen schminkt.  
 Sie ist ein kräftig Weib, gebräunt, von starken Gliedern.  
 Ihr Reiz ist herb, der Stimme Klang  
 Tönt rauh, das Auge funkelt unter seinen Lidern,  
 Schnell und beweglich ist ihr Gang.  
 Des Volkes wildes Tosen liebt sie, blutig Morden,  
 Und Trommelwirbel, Sturmgeläut,  
 Im Pulverdampf vermählt zu grausigen Accorden,  
 Das ist es, was ihr Herz erfreut.  
 Den Liebsten wählt sie sich aus dem gemeinen Trosse,  
 Und wenn sie ihre Gunst ihm schenkt.  
 Dann heischt sie dräuend, daß der starke Bettgenosse  
 Mit blut'gen Armen sie umfängt.

## IV.

Sie ist die Tochter der Bastille, jäh im Zürnen,  
 Die einst im tollen Uebermuth  
 Fünf Jahre hat erhitzt mit Künsten, die den Dirnen  
 Sie abgelauscht, des Volkes Blut.  
 Die dann es nicht verschmäht, bei wilden Schlachtgefängen,  
 In wetterwend'schem Weiberfinn  
 Sich an des zwanzigjäh'gen Korsen Arm zu hängen  
 Als fecke Marketenderin.  
 Da endlich sie zurückgekehrt in uns're Mauern,  
 Die Schärpe um die nackte Brust,  
 Schön, wie nur je, wie wandelte sich unser Trauern  
 Im Nu in längst verlernte Lust!  
 Da hat ein Königsdiadem in kaum drei Tagen  
 Dem Volk sie aufgesetzt als Lohn,  
 Armeen hat sie besiegt Titanen gleich zerschlagen  
 Mit Pflastersteinen einen Thron.

## V.

O Schande, dies Paris, so schön in seinem Rasen,  
 Paris, voll Majestät und Ruhm  
 Am Tage, da sein Horneshauch einst weggeblasen

Das fluchbelad'ne Königthum,  
 Paris in Thränen schön bei seinen Trauerfesten,  
 Bei seiner Bürger Leichenzug,  
 Mit aufgeriss'nem Pflaster und mit Mauerresten,  
 Durchlöchert, wie ein Fahnentuch,  
 Die edle Stadt, um die ein Lorbeerhain erblühte,  
 Dies stolze, mächtige Paris,  
 Vor dem die ganze Menschheit in Bewund'ring kniete,  
 Das sie anbetend heilig pries, —  
 Ha, dies Paris ist heut beschmutzt von tausend Pfützen,  
 Ein Sündenpfuhl, in Koth verschlammt,  
 In den die Gassen ihre eklen Wogen spritzen,  
 Ein Sumpf, verpestet und verdammt,  
 Ein Jammerloch, gefüllt mit Schurken und mit Vetteln,  
 Mit Strebern aus dem ganzen Land,  
 Die frech von Thür zu Thür, von Haus zu Hause betteln  
 Um ein elendes Endchen Band,  
 Die mit Geschrei und demuthsvollem Schweifgewedel,  
 Mit kecker Stirn und dreistem Zug  
 Ein Stück begehren von dem blutgetränkten Trödel  
 Der Macht, die man zu Grabe trug!

## VI.

Aus seiner öden Saubucht kam in wilden Sätzen  
 Der schwarze Keiler vorgerannt;  
 Nun liegt er jählings hingestreckt nach tollem Hetzen  
 Verendend da im Sonnenbrand.  
 Er wälzt am Boden sich, es zittern seine Glieder,  
 Von blutig rothem Schaum bedeckt,  
 In Tod ermattet sank der horstige Recke nieder,  
 Die Zunge aus dem Hals er streckt.  
 Hallali bläst das Horn. Es stürzt die gierige Meute  
 Sich schnell, in athemlosem Lauf  
 Die Zähne fletschend, auf die frisch erjagte Beute,  
 Wie eine Springfluth bäumt sie auf.  
 Die ganze Koppel stürmt heran, ihr lautes Bellen  
 Hallt durch des Waldes tiefe Ruh,  
 Schweifhund, Molosser, Dogge mahnt die Waidgesellen:  
 Greift zu, ihr Brüder, greifet zu!  
 Zu Ende ist die Jagd, der Eber liegt im Blute,  
 Wir Hunde sind die Könige nun,  
 Das Was für uns! Jetzt dürfen wir ein Stück zu Gute  
 Uns nach der schweren Arbeit thun.  
 Vorwärts! es bleibt die Hundepeitsche heut zu Hause,  
 Heut quält uns keines Jagdknechts Wuth.  
 Greift zu, ihr Brüder, lockend ruft zum Jägerschmause  
 Das frische Fleisch, das warme Blut.  
 Wie wer auf Stückwerk sich verdang, bei fargen Löhnen

Die Schaufel regt ohn' Unterlaß,  
 Wühlt emsig mit den Krallen und den scharfen Zähnen  
 Die Meute in dem blutigen Fraß.  
 Zum Hundestalle gilt's als Erster heimzueilen,  
 Die langbehaarte Gattin harret,  
 Mit ihrem Hausherrn will sie eifersüchtig theilen,  
 Was ihm als Jägerbeute ward.  
 Und triumphirend wirft mit Blut bedeckt und Geifer  
 Er einen Knochen halb benagt  
 Der Hündin hin: „Sieh dal“ ruft er in stolzem Eifer,  
 „Mein Antheil von der Königsjagd!“

Victor Hugo,

Les châtimens, éd. 1882 (oeuvres compl. poésie., tom. IV.)

XIII. Chanson (p. 23).

Todt sind die kleinen Täubchen,  
 Das Männchen und das Weibchen,  
 Die Kaze fing sie ein;  
 Zernagt sind ihre Nester,  
 Wer kehrt zurück zum Neste?  
 O arme Vögelein!

Vom Hirten keine Kunde,  
 Todt sind die treuen Hunde,  
 Der Wolf bringt Euch Gefahr.  
 Es zittern Eure Leiber,  
 Wer scheucht den feigen Räuber?  
 O arme Lämmerschaar!

Er muß im Kerker sterben,  
 Sie im Spital verderben,  
 Im Hause pfeift der Wind.  
 Kein Freund betritt die Stiege,  
 Wer schaukelt deine Wiege?  
 O armes, armes Kind!

II. Chanson (p. 237).

Einst machte, laßt es Euch sagen,  
 Der Herrgott voller Behagen,  
 Mit Satan eine Partie.  
 Jedweder hielt seine Karte,  
 Der setzte Bonaparte,  
 Der andre Mastai.

Ein armer, winziger Pfaffe!  
 Ein kleiner prinzlicher Laffe!  
 Welch' jämmerliches Spiel!  
 Gott machte es. — ohne Zweifel  
 Mit Absicht — daß dem Teufel  
 Der ganze Einsatz verfiel.

„Dein sind sie!“ rief mit Lachen  
 Der Herr, „was wirst Du nun machen?“  
 Der Teufel blickte voll Hohn,  
 Er packte die beiden Kleinen,  
 Auf Petri Stuhl setzt' er einen,  
 Den andern auf Frankreichs Thron!

V. „Puisque le juste est dans l'abîme.“  
 (p. 105).

Sie treten uns mit frechem Hohne,  
 Und das Verbrechen trägt die Krone,  
 Das Recht des Volkes wird gebeugt,  
 In allen Grenzen unsrer Lande  
 Ragt heut ein Denkmal unsrer Schande  
 Die Ehre ist erwürgt und schweigt.

O edle Freiheit großer Ahnen,  
 O Republik mit Deinen Fahnen,  
 Die einst geragt zum Himmelsblau,  
 Du wurdest schöne überlistet,  
 Des Kaiserreiches Sünde nistet  
 Verrätherisch im stolzen Bau.

Die Zeiten sind vom Fluch besessen,  
 Mein Volk, Du hast Dich selbst vergessen,  
 Du wurdest feiler Lüge Raub.  
 Gesetz und Recht ward Dir zu Nichte,  
 Was kümmert Dich die Weltgeschichte,  
 Und Deiner Väter heil'ger Staub?

Willkommen seid Ihr meinem Herzen,  
 Verbannung, Armuth, bittere Schmerzen,  
 Willkommen, thränenreiche Sier.  
 Es heult der Wind durch meine Hütte,  
 Die Trauer naht mit düstern Schritte,  
 Stumm setzt sie sich zur Seite mir.

Im Unglück finde ich Euch wieder,  
Gestalten meiner ersten Lieder,  
Für die das Herz so heiß entbrannt.  
O Freiheit, Mannesmuth und Tugend,  
Beliebte meiner frohen Jugend,  
Auch Euch hat schnöde man verbannt.

Sei mir begrüßt, Du Wasserwüste,  
Sei mir begrüßt, o Jerseys Küste,  
Wo Englands altes Banner weht!  
Dem Fluthgebrause will ich lauschen,  
Den Wogen, die im Winde rauschen,  
Der Welle, die im Sturm vergeht,

Den Möven, die sich schaukelnd wiegen,  
Die schaubespritzt gen Himmel fliegen,  
Vergoldet von der Sonne Strahl:  
Wie sie sich aus der Fluth erheben,  
So ringt empor zu neuem Leben  
Die Seele sich aus ihrer Qual.

Dampf hallen von der Klippe wider  
Die Seufzer und die Klagelieder,  
Die Ewigkeit schlägt an mein Ohr;  
Die Welle bricht sich an den Steinen,  
Dazwischen tönt das leise Weinen  
Der Mutter, die ihr Kind verlor!

Alfred de Musset,

Chanson de Fortunio.

Nie sollt den Namen Ihr erlauschen,  
Der Liebsten fein,  
Dürft' ich mit einem Kaiser tauschen,  
Er bliebe mein.

Wir wollen preisen meine Holde,  
Wenn's Euch gefällt,  
Es gleicht Ihr Haar von hellem Golde  
Dem Aehrenfeld.

Was sie nur heischet in Gedanken,  
Ist mir Gebot,  
Für sie geh' gern und ohne Wanken  
Ich in den Tod.

Der stummen Liebe Qualen fühlet  
Mein armes Herz,  
Und bis zur letzten Stunde wühlet  
Der bitt're Schmerz.

Nie werd' ich Euch den Namen sagen,  
Fragt nicht darum,  
Ich sterb' für sie ohne Sagen,  
Und bleibe stumm!

A Juana

Du bist's, für die ich einst entbrannte,  
Die erste, welche mein ich nannte,  
Der ich geweiht mein ganzes Sein!  
Erinnerst Du Dich auch noch dessen?  
Ich habe es noch nicht vergessen,  
Im letzten Sommer warst Du mein.

Wie jäh entschwinden doch die Zeiten,  
Die wir mit tausend Nichtigkeiten  
Vergeuden, schnell sind sie entflohn.  
Fast zwanzig Jahre sah ich schwinden,  
Und Du, Gefährtin meiner Sünden,  
Hast ihrer beinah' achtzehn schon.

Scheint auch die rothe Rose bleicher,  
Ist ihre Pracht nur um so reicher,  
Ich schmeichle nicht, schön bist Du doch!  
Kein liebend Weib war liebevoller,  
Kein spanisch Köpfschen jemals toller,  
Denkst Du des letzten Sommers noch?

Des Abends noch, da Du mich kränkest,  
Und dann Dein Halsgeschmeid mir  
schenkest,

Da ich ob Deines Jorns geschmolzt?  
Drei Nächte fand ich keinen Schlummer,  
In bittersüßem Liebeskummer  
Hab ich geküßt das kalte Gold.



Und die verrätherische Schöne!  
Denkst Du noch an die tolle Scene,  
O Andalusiens holder Stern?  
Dein Liebster wollt' vor Lachen sterben  
Und Eifersucht schien zu verderben  
Den Gatten fast, den alten Herrn.

Nimm Dich in Acht, hör' was ich sage:  
Von neuem kehren jene Tage.  
Der Liebe bald vielleicht zurück,  
Ein Herz, das je Dich hat besessen,  
Kann Deiner nimmermehr vergessen,  
Das Herz begehrt kein besser Glück!

Ach was! ich mag den Strom nicht dämmen,  
Ich kann das Rad der Zeit nicht hemmen,  
Ich halte seinen Gang nicht auf.  
Was kümmern uns entschwend'ne Freuden?  
Das Lied ist aus, wir wollen scheiden,  
Das ist einmal der Welten Lauf.

Die Zeit entführt auf ihren Schwingen,  
Den Lenz, die Lerche und ihr Singen.  
Ach, unser Dasein gleicht dem Rauch.  
Karg ist die Frist uns zugemessen.  
Was frommt mir, daß ich Dich besessen,  
Und Dir, daß meiner Du vergessen, —  
Mein Leben schwindet, Deines auch!

**Béranger.**

**Chansons.**

Le pape musulman.

Kam einmal ein Papst gefahren  
Ueber See zum heim'schen Strand,  
Es erwischten ihn Korsaren,  
Schleppten ihn in's Heidenland.  
Grausam fing er an zu fluchen,  
Und es mahnt des Dieners Mund:  
— Herr, du darfst nicht Gott versuchen  
Bist verdammt bald wie ein Hund!  
Schon sieht sich im Geiste brennen  
Und am Pfahl der Kirche Haupt.  
„Laßt uns Mahomet bekennen,“  
Ruft er, „jetzt ist es erlaubt  
Ein Prophet ist wie die andern,  
Ihm will dienen ich zur Stund.“  
— Wirft ins Fegfeuer wandern,  
Bist verdammt bald wie ein Hund!

Seine Vorhaut muß' herunter,  
Wär' ein Türke gut und echt,  
Hätte er sich nicht mitunter  
Mit dem Imam stark bezecht.  
Er benutzte seine Bibel  
Dazu, wovon nichts drin stund,  
— Heil'ger Vater, das ist übel,  
Bist verdammt bald wie ein Hund!

Schlürfte Sorbet, rauchte Pfeife,  
Zog ganz wie ein Muselmann  
Für den Halbmond auf die Streife,  
Legt' sich auch ein Harem an.  
Bei den Frauen, die er raubte,  
Hatt' er manche süße Stund.  
— Heil'ger Vater, wer das glaubte!  
Bist verdammt bald wie ein Hund.  
Lange sollt' er so nicht wirken,  
Nach Marokko kam die Pest,  
Heimwärts trieb sie unsern Türken  
Hin nach Rom, ins alte Nest.  
„Laß dich schleunigst wieder taufen!“  
„Nein, das wäre nicht gesund!“  
— Herr, das ist zum Haarausraufen!  
Bist verdammt bald wie ein Hund!

Schrecklich ist es anzusehen,  
Wie der Renegat es treibt,  
Heischt, daß leer die Klöster stehen,  
Und der Clerus sich beweibt.  
Keinen Keger sieht man schmoren,  
Das ist wirklich gar zu bunt.  
— Herr, jetzt ist Rom ganz verloren,  
Bist verdammt bald wie ein Hund!

Les dix mille francs.

Zehntausend Franken bei den schlechten Zeiten,  
Für nur neun Monat, — nein, das ist nicht schön,  
Wie soll ich diese Miethe denn bestreiten?  
Da darf ich lange nicht ins Wirthshaus gehn!

„Herr Präsident, kann man's nicht billiger machen?“  
 „Nein, fasten Sie, Sie werden nicht gleich krank,  
 Den König haben Sie mit frechem Lachen  
 Verhöhnt, das kostet just zehntausend Frank!“

Ich werde zahlen, freilich wird's mich fränken  
 Doch was geschieht mit meinem guten Geld?  
 Will man den Staatsanwalt damit bedenken,  
 Wird gar vielleicht ein Rath neu angestellt?  
 Es naht die Polizei mit schnellen Schritten,  
 Mein Conto bringt sie, ei, es ist recht lang,  
 Zeigt her: „Beleidigung der guten Sitten!“  
 Uha, für den Spion zweitausend Frank!

Vertheilen will nun einmal selbst den Raub ich,  
 Den die Justiz mir pfißig abgerupft.  
 Am Fuß des Thrones wird die Haufe staubig,  
 Ihr Krönungsbarden, seid Ihr noch verschnupft?  
 Singt, werthe Herrn, die Henne legt jetzt Eier,  
 Euch winken Orden, Allerhöchster Dank —  
 O weh; die heil'ge Ampel ist recht theuer,  
 Sie kostet mich genau zweitausend Frank!

Was sind denn das für Riesen, die sich zeigen?  
 Theils ist ihr Adels alt, theils ist er neu!  
 Wie sie in Demuth vor dem Herrn sich beugen,  
 Bei Gott, ein jeder Toll ist ein Lakai!  
 Sie schneiden tüchtig Stücke aus dem Kuchen,  
 Denn sie sind übermenschlich groß und lang,  
 Nach ihrem Maß muß Frankreich Kleider suchen,  
 Der Schneider kostet mich dreitausend Frank.

Chorröcke schau ich, Krummstab, Bischofsmützen,  
 Paläste, Wappen, Purpur für das Haupt,  
 Geschirr von Gold und Silber seh ich blißen,  
 Uha, Sanct Ignaz hat den Schatz beraubt.  
 Er konnte meine Verse nicht verdauen,  
 Der Teufel winkt, mir wird ganz weh und bang,  
 Schon hält er meinen Engel in den Klauen,  
 Die Klerisei bekommt dreitausend Frank!

Nun wollen wir zur Schlußberechnung schreiten:  
 Erst zwei, dann zwei, dann zweimal drei: macht zehn!  
 Famos! Es durfte La Fontaine vor Zeiten  
 In die Verbannung freilich gratis gehen;  
 Der große Ludwig mocht' sich nicht blamiren,  
 Mich machen ein paar freie Verse blank.  
 Mein Herr fiskal, Sie dürfen mir quittiren,  
 Der König hoch! Es stimmt: zehntausend Frank!



## Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen, insbesondere sein Verhältniß zur deutschen Nationalliteratur.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

**J**e großartiger die Bahnen sind, in welchen sich die Entwicklung unseres nationalen Staates in den beiden letzten Jahrzehnten bewegt hat, je klarer es während dieser Entwicklung auch dem verblendeten Gegner derselben geworden sein muß, daß die Begründung des deutschen Reiches in erster Linie den Anstrengungen und Kräften der protestantischen Großmacht Norddeutschlands zu verdanken ist, um so mehr wird jeder Unbefangene anerkennen dürfen und müssen, daß die Interessen Deutschlands und Preußens in der Gegenwart kaum noch von einander zu trennen sind. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt auch die Geschichte des preussischen Staates eine Bedeutung, welche weit über die eines anderen Territorialstaates hervorragt. Diese Bedeutung aber wird um so größer, je klarer unsere neueste Geschichtschreibung nachgewiesen hat, daß in keinem anderen Staate die nationaldeutschen Interessen so andauernd und stetig, bewußt oder unbewußt, gepflegt worden sind, wie in dem Staate der Hohenzollern, so sehr es auch bei oberflächlicher Betrachtung hier und da scheinen könnte, als habe sich das preussische Machtssystem recht eigentlich im Gegensatz zur deutschen Centralgewalt entwickelt.

Am klarsten und bezeichnendsten tritt diese Thatjache dem größten Könige auf Preußens Thron, Friedrich dem Großen gegenüber zu Tage. Formell betrachtet bewegte sich die gewaltige Politik des „alten

Fritz“ doch in ganz anderen Bahnen, als in denen des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation; ja das Größte, was der Große erreichte, errang er scheinbar in stetem furchtbarem Kampfe gegen die Centralgewalt, welche dem Namen nach das alte Reich zusammenhielt. Und dennoch lebte in weiten Kreisen des deutschen Volkes auch außerhalb der preußischen Grenzen die klare Vorstellung, daß dieser erste große Held, der für Deutschland nach jahrhundertelangem Hoffen und Harren wieder erstanden war, im letzten Grunde doch nicht antinational handeln könne, daß von seiner Wirksamkeit vielleicht eine Zerstörung der längst als verrottet erkannten Form, aber auch eine um so glänzendere Wiederaufrichtung des wahren Wesens der nationalen Idee ausgehen werde. War doch nach allem Elend der Raubkriege, nach aller Schmach der Abhängigkeit Deutschlands von allen fremden Mächten Friedrich der Große der erste deutsche Fürst, der den Fremdlingen mit Macht und Nachdruck die Thür wies.

Von dem Eindrucke, welchen diese neuaufgehende kriegerische Größe des Preußenkönigs auf die tiefer denkenden und empfindenden Zeitgenossen hervorbrachte, hat uns Goethe in seiner Selbstbiographie eine unmachahmlich plastische Schilderung gegeben. Es war die Wahlverwandtschaft des Genius, welche die großen Repräsentanten der neuen litterarischen Epoche mit dem größten Helden der That verband. Der Arbeit der geistigen Führer der Nation wurde durch das Auftreten dieses großen nationalen Helden erst ein tatsächlicher Lebensinhalt gegeben. Es ging durch das deutsche Volk wie eine frohe Ahnung, daß jetzt der Morgen einer besseren Zukunft herandämmere. Allüberall, auch in den Staaten, welche selbst im Kriege mit Friedrich begriffen waren, sammelten sich größere oder kleinere Gemeinden, welche ihren Ruhm darin suchten, schlechtthin „Fritzisch“ gekannt zu sein, wie uns das eben Goethe an dem Beispiel seiner Vaterstadt Frankfurt anschaulich geschildert hat. Das junge, geniale Geschlecht, welches damals eine neue, glänzende Epoche der deutschen Literatur begründete und die Führung der geistigen Bewegung übernommen hatte, begrüßte es mit hellem Jubel, daß ihrem Volke nun auch auf dem Felde der That eine gewaltige Persönlichkeit erstand, so sehr auch Friedrich der Große, in den Traditionen der französischen Literatur aufgewachsen, sich gegen die literarischen Bestrebungen in Deutschland verschließen, ihre Leistungen verkennen mochte.

Die Anfänge unserer zweiten klassischen Literaturperiode waren in eine Zeit trostloser nationaler Zerrissenheit und Verwirrung gefallen; dem schöpferischen Drange der jungen Generation hatte bisher die Grundlage gefehlt, welche sonst stets der nationalen Literatur eines großen Volkes ihr eigenthümliches Gepräge gegeben hat: jene Grundlage eines auf nationale Größe und Bedeutung gegründeten Selbstbewußtseins, welches die fast unerläßliche Vorbedingung großen geistigen Schaffens zu sein pflegt. Und bei aller Bewunderung, welche uns schon die ersten Stadien der neuaufgehenden literarischen Bewegung abnöthigen, werden wir doch nicht verkennen können,

daß dieser Mangel in ihren Erzeugnissen doch noch mehr oder weniger zu Tage tritt. Jene gründlich verkehrte Richtung, welche der bewußte patriotische Drang in Klopstock und seinen Nachfolgern auf dem Gebiete des Bardengesanges genommen hat, ist doch in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die Gegenwart so ganz des Stoffes für eine nationale Begeisterung zu entbehren schien.

Erst als der preussische Staat, jenes Länder- und Völkerconglomerat, dem man noch vor kurzer Zeit die Möglichkeit einer dauernden Existenz völlig bestreiten zu können gemeint hatte, in einem Kampfe von furchtbarer Gewalt und innerer Wahrhaftigkeit sich einen hervorragenden Sitz im Rathe der Völker errungen hatte, lenkten sich, wie wir hervorhoben, die Blicke der Zeitgenossen immer mehr auf die großartig geniale Gestalt des preussischen Königs, der endlich wieder einmal selbständig zu handeln und mit dem Schwerte in der Faust dem deutschen Namen Geltung bei den mißgünstigen Nachbarn zu verschaffen wußte. Jetzt erst begannen Viele zu ahnen, daß dieser Held berufen sei, dem nationalen Leben der Deutschen neue Bahnen zu eröffnen und die Möglichkeit einer gedeihlichen Zukunft zu verschaffen. Die kühne That des verwegenen Herrschers brachte den Zeitgenossen zum Bewußtsein, daß das nationale politische Leben wenigstens an einer Stelle im deutschen Vaterlande wieder erwacht sei. Mit Jubel vernahm man in ganz Deutschland, selbst in den Oesterreich anhängenden Territorien, die Kunde von der Vernichtung der französischen Armee bei Rossbach. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, schon geweckt durch das Ausblühen der nationalen Literatur, erstarkte mit wunderbarer Schnelligkeit unter dem Eindrucke dieses wichtigen Schlages gegen die verhaßten Fremdlinge. Man wurde sich mit Freuden bewußt, wie diese gewaltige Schlacht zum ersten Male wieder bewies, daß das deutsche Volk nicht bloß die Fähigkeit, kühn und groß zu denken, sondern auch die Kraft, kühn zu handeln, besitze. Diese Erkenntniß erfüllte alle Parteien im deutschen Volke mit frohem Selbstbewußtsein. Es kam hierbei wenig in Betracht, daß der König seine kriegerischen Erfolge zunächst im Kampfe mit dem Kaiser selbst errang. Denn längst fühlte man, daß die alten verrotteten Institutionen des Reiches keine wahre Lebenskraft mehr besäßen. Als der preussische Gesandte von Plötho den kaiserlichen Abgesandten, der ihm die Aechtserklärung gegen seinen König „insinuiren“ wollte, resolut die Treppe hinunterwarf, da fühlte man instinctiv, daß die Tage des alten Reiches gezählt waren, daß die Zeiten, in denen man sich über die Stellung und Rangordnung der Reichstagsgesandten monatelang herumstritt und inzwischen den Feind in Deutschlands Gauen wüthen und plündern ließ, gründlich und für immer vorüber seien. Nirgends äußerte sich über das kühne Vorgehen des preussischen Gesandten wirkliche Entrüstung, vielmehr empfand man es wie eine Erlösung von einer alten verrosteten Fessel, daß sich jetzt der nationale Geist auch im Gegensatz zu den alten Formen Luft zu machen vermöge. Freilich

vermochten nur Wenige die letzten Endziele des großen Genius auf Preußens Throne voll und ganz zu verstehen, aber eine Ahnung von der mittelbaren nationalen Wirkung seines Schaffens hatte doch ein Jeder. Und wenn der süddeutsche Bauer in naiver Unbefangenheit in seiner Hütte die Bilder Maria Theresias und Friedrichs des Großen neben einander als einzigen künstlerischen Schmuck seines Heims prangen ließ, so lag dem doch der Gedanke zu Grunde, daß der Kampf dieser beiden entgegengesetzten Mächte zu einer neuen und besseren Gestaltung des deutschen Vaterlandes führen müsse.

Wie war es doch so ganz anders gekommen, als man damals vermuthet hatte, als Friedrich, in philosophische und schönwissenschaftliche Studien vertieft, als Kronprinz in seinem idyllischen Rheinsberg saß. Man hatte das Herannahen einer ruhigen, dem Dienste der Kunst und Wissenschaft gewidmeten Aera für Preußen erwartet — und nun stürzte sich der „philosophische“ Fürst in einen titanenhaften Kampf um die Existenz und Größe seines Staates und errang sich inmitten der einander und ihm widerstrebenden Staaten eine Weltmachtstellung, wie man sie noch unter seinem Vorgänger für unmöglich erachtet hätte.

Eben weil diese Erfolge nach außen hin, seine Thätigkeit als Feldherr und Staatsmann, seine Bedeutung für die zukünftige Gestaltung der äußeren Form des deutschen Staatslebens am klarsten erkennen ließen, hat die Geschichtsschreibung ihnen ihre vornehmste Aufmerksamkeit gewidmet, solange die nationale Frage dieser äußeren Gestaltung der deutschen Einheit im Vordergrund der Discussion und der Arbeit des deutschen Volkes stand. Als dann aber diese äußere Gestaltung in einer alle aufrichtigen Patrioten im Wesentlichen befriedigenden Weise gefunden war, als sich die ganze Wucht der staatlichen Geister der Gegenwart dem inneren Ausbau des wieder errungenen nationalen Staates zuwandte, fing man an, in der Vergangenheit und namentlich in der Periode Friedrichs des Großen den Keimen auch dieser inneren Gestaltungskraft nachzugehen. Denn die Politik der Gegenwart wirkt auf die Erforschung der Vergangenheit ebenso zurück, wie in jedem auf stetigen Grundlagen errichteten Staatswesen die letztere auf die erstere zurückwirkt. Da wurde man nun mit immer wachsendem Staunen gewahr, daß die Bedeutung Friedrichs auf diesem Gebiete seiner militärischen und staatsmännischen Bedeutung in keiner Weise nachstehe, ja daß er gerade hier eine so erstaunliche Fülle neuer, anregender und seiner Zeit um mehrere Menschenalter voraneilender Gedanken theils gefaßt, theils auszuführen versucht hat, daß es kaum irgend eine wichtige Frage des heutigen staatlichen und socialen Lebens giebt, die nicht auch von dem nimmer rastenden Geiste des Königs in einer oder der anderen Form aufgeworfen worden wäre. Angebahnt wurde diese neue Richtung in der Geschichtsschreibung über Friedrich den Großen schon durch den genialen Gelehrten, der der Forschung auf dem Gebiete neuerer Geschichte allüberall neue Bahnen eröffnet hat, durch Leopold von Ranke, ihre feste

urkundliche und unzweifelhaft authentische Grundlage erhielt sie dann durch eine ganze Reihe von Urkunden-Veröffentlichungen und darstellenden Arbeiten, von denen wir hier nur die von Schmoller, Stadelmann, Jacq. Behaim-Schwarzbach, Kethwisch hervorheben, die der Regententhätigkeit Friedrichs des Großen auf dem Gebiete der inneren Politik in ihren einzelnen Aeußerungen und Richtungen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und größtem Scharfsinn nachgegangen sind.

Aber es fehlt doch noch viel, daß die Resultate dieser Forschungsthätigkeit, in deren Anfangsstadien wir uns erst befinden, nun auch schon in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen wären. Hier findet man vielmehr, nicht selten auch bei Leuten, welche auf einige historische Bildung Anspruch machen dürfen, die Ansicht verbreitet, daß die einzige oder wenigstens die fast ausschließliche Bedeutung Friedrichs auf militärischem und diplomatischem Gebiete zu suchen sei. Kaum ist auch nur die Thatjache allgemein bekannt, daß der König doch auch als Schriftsteller auf historischem und philosophischem Gebiete Hervorragendes geleistet hat. Wenn nun schon von dem Inhalt der stattlichen Reihe von Bänden (30) der Werke des Königs nur eine oberflächliche Kunde ins größere Publikum gedrungen ist, obwohl wiederholt der Versuch unternommen worden ist, die hauptsächlichsten derselben durch Uebersetzungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, so gilt dasjelbe auch von der fast wunderbar vielseitigen Regententhätigkeit Friedrichs, in der doch sein Genius in hellstem Lichte erstrahlt; denn gerade durch sie hat er dem preussischen Staate die innere Festigkeit, den Zusammenhalt seiner einzelnen Glieder verliehen, der ihn in unseren Tagen befähigte, seinen nationalen Beruf ganz und voll zu erfüllen.

Daß man bis vor nicht allzu langer Zeit die großartige Thätigkeit Friedrichs auf dem Gebiete der Regierung und Verwaltung auch von Seiten der eigentlichen Forscher nur wenig beachtet hat, ist um so auffallender, als die bedeutsamen Erfolge nach außen hin ohne jene solide Grundlage einer weisen und fruchtbringenden Staatsverwaltung gar nicht gedacht werden können. Wie hätte der kleine preussische Staat mit seinen kaum 2½ Millionen Einwohnern auf 2000 Quadratmeilen die unsagbaren Anstrengungen des jahrelangen Kampfes gegen eine Welt in Waffen ohne durchgreifende wirthschaftliche und finanzpolitische Maßregeln ertragen können? Daß der König am Ende des grandiosen Existenzkampfes der sieben Jahre derjenige war, der „den letzten Thaler in der Tasche hatte“, das war zwar zum großen Theil das Verdienst der knappen Sparsamkeit seines organisatorisch so hoch beanlagten Vaters, aber es wäre doch nicht möglich gewesen, wenn es der Sohn nicht verstanden hätte, die von dem Vater gelegten Grundlagen nicht nur zu erhalten, sondern zu erweitern und durch die Durchdringung mit seinem lebengebenden Genius zu vervollkommen. So wird man ohne allen Zweifel sagen können, daß innere Verwaltung und äußere Erfolge im preussischen Staate (wie überall) im Verhältniß von

Ursache und Wirkung zu einander standen, daß man die eigentlich wirksamen Lebenskräfte des im Werden und Wachsen begriffenen Staatswesens also völlig ignorirte, wenn man bei der Schilderung der Wirkungen nach außen hin stehen blieb. Dieser Irrthum hing nun mit der allgemeinen Richtung, welche die Geschichtschreibung bis vor wenigen Jahrzehnten genommen hatte, zusammen. Die Mehrzahl der Historiker vor Niebuhr, Ranke und der historischen Rechtschule sah in den Kriegen und diplomatischen Verwickelungen den Hauptgegenstand der historischen Forschung. Sie betrachteten innere und äußere Politik eines Staates als völlig von einander getrennt und von einander unabhängig und wandten dann ihre vornehmste Aufmerksamkeit der letzteren zu, während die erstere sich zumeist mit einigen beiläufigen Bemerkungen begnügen mußte. Erst weit später, nach dem Vorgange der Ranke'schen Schule, wurde der Zusammenhang beider mit größerer Klarheit erkannt und mit Nachdruck hervorgehoben, daß innere und äußere Politik gar nicht ihrem Wesen nach verschieden, sondern im Grunde nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben staatlichen Seins seien.

Diese Anregung Rankes ist auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen; immer zahlreicher sind seitdem die Forschungen in den Acten der inneren Verwaltung geworden, und wahrhaft erstaunliche Leistungen der inneren Staatskunst Friedrichs des Großen sind dabei zu Tage getreten. Ueberall und immer, auf allen Gebieten der Finanzverwaltung und der Wirthschaftspolitik, bei allen Arbeiten für die Colonisation des durch die fortwährenden Kriege entvölkerten Gebietes, für die Verbesserung des unfruchtbaren Bodens, für die Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung, für die Förderung der Industrie und des Handels, sind die leitenden Gedanken aus der ureigensten Initiative des Königs entsprungen, der nicht nur sein eigener Premierminister, sondern auch sein eigener Minister der Finanzen, der öffentlichen Arbeiten, der Landwirthschaft &c. war. Alle die weitverzweigte und mannigfaltige Thätigkeit, zu deren Bewältigung heut die Arbeit aller Ressortminister und des Parlamentes kaum ausreicht, wurde von dem Könige in eigener Person angeregt in ihrer Ausführung bis ins kleinste Detail überwacht und nicht selten gegen den energischen, activen oder passiven Widerstand der ausführenden Organe und der Bevölkerung selbst durchgesetzt. Nur ein Mann von so wunderbarer Genialität und so außerordentlicher Arbeitskraft wie Friedrich war im Stande das zu leisten. Denn auch während des Krieges, mitten im Lärm des Feldlagers, ruhten seine Sorgen und Mühen für die wirthschaftspolitischen Reformen, an denen er arbeitete, keinen Augenblick, wengleich die durchgreifendsten und nachhaltigsten derselben naturgemäß erst in den langen Friedensjahren nach dem siebenjährigen Kriege zur Ausführung kamen. Aber doch ist es auch nicht selten vorgekommen, daß unmittelbar vor einer wichtigen kriegerischen Entscheidung die detaillirtesten Anordnungen für irgend eine landwirthschaftliche oder industrielle Verbesserung getroffen wurden. Mit nie ermüdender Arbeitskraft hat der König auch hier gewirkt und geschaffen.



Man braucht nur einen Blick in die fast unübersehbare Menge der Cabinetsordres, welche an die Ressortminister ergingen und von denen das Stadelmann'sche Werk doch nur einen verschwindend kleinen Theil mitgetheilt hat, zu werfen, um es verständlich zu finden, daß der rastlos thätige König sich zumeist nur fünf bis sechs Stunden Schlaf gönnte. Hat man doch berechnet, daß oft an einem Tage mehr als hundert militärische, politische und wirthschaftliche Verfügungen ergingen, welche alle entweder von dem Könige selbst verfaßt oder doch in den Hauptgedanken von ihm seinem Cabinetsrath Sichel in die Feder dictirt waren.

Wenn nun Friedrich durch diese seine verwaltende Thätigkeit den kleinen Staat, den er von seinem Vater überkam und der kaum noch von den Wunden des dreißigjährigen Krieges sich erholt hatte, fähig machte, die unjagbaren Anstrengungen der langwierigen Kriege mit einer Opferfreudigkeit ohne Gleichen zu ertragen, so ist das wahrlich kein geringerer Erfolg als der, den er im Getöse des Kampfgewühles errungen hat.

Man hat in richtiger Erkenntniß dieser Sachlage die größte von ihm durchgeführte Culturarbeit, die Melioration des Oderbruches, durch welche eine bisher völlig unfruchtbare Landstrecke von 12 bis 14 Quadratmeilen in fruchtbares Ackerland umgeschaffen wurde, wohl einen in der Stille geführten siebenjährigen Krieg genannt, und Friedrich selbst hat nach Vollendung dieser segensreichen Arbeit geäußert: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert.“

Es ist geradezu erstaunlich, wie sehr auch in diesen wirthschaftlichen Fragen der geniale Geist des Königs seiner Zeit vorangeeilt war. Die meisten seiner culturellen Aufgaben mußten recht eigentlich im Gegensatz zu der Bevölkerung, in deren Interesse sie unternommen wurden, ausgeführt werden, ähnlich, wie sich dieser Fall bei den großen Reformen Steins und Hardenbergs wiederholt hat. Es war recht eigentlich eine Reform „von oben herab“, welche hier mit größter Ausdauer ins Werk gesetzt wurde. Sind doch selbst von den Bewohnern des Oderbruches der Melioration desselben fortwährend Schwierigkeiten in den Weg gestellt worden. Die dürftige und ärmliche Bevölkerung hatte dort bisher von Fischerei ein kärgliches Dasein gefristet, und als nun die weiten Flußniederungen eingedämmt und dem vernichtenden Einflusse der stetig wiederkehrenden Ueberschwemmungen entzogen werden sollten, da fürchteten die Bewohner, die sich nun einmal in ihre ärmliche Lebensführung eingewöhnt hatten, sie könnten dadurch ihrer Einnahmen aus der Ausübung der Fischerei beraubt werden. Dazu kam noch ihre Eifersucht gegen die Colonisten, welche der König aus fremden Ländern heranzog, um die neugewonnenen Landstrecken zu bebauen. Denn hier wie überall gingen die Bodenmeliorationen mit der Ansiedelung neuer Colonisten Hand in Hand. Mit voller Klarheit erkannte der König, daß die Großmachtstellung seines Staates nur erhalten werden könne, wenn es gelinge, die durch die Verheerungen der Kriege arg verringerte Einwohnerzahl wieder auf ihre frühere

Höhe zu bringen. Daher die planmäßigen und consequent durchgeführten Colonisationen, bei denen nach den mäßigsten Berechnungen 300 000 neue und nützliche Bewohner aus Frankreich, Oesterreich und den deutschen Kleinstaaten dem preußischen Staate gewonnen wurden\*). Es ist bekannt, wie der König namentlich bedacht war, die Einwohner fremder Länder, welche wegen ihres religiösen Bekenntnisses zur Auswanderung genöthigt waren, durch allerhand Begünstigungen (Steuerfreiheit, unentgeltliche Anweisung herrenlosen Grund und Bodens zc.) in seine Staaten herbeizuziehen.

Die ausführenden Beamtenorgane wurden dabei angewiesen, vor Allem Rücksicht darauf zu nehmen, in welchem Zweige des Handels und Gewerbes augenblicklich Mangel an Arbeitskräften herrsche, und dann Diejenigen zu bevorzugen, welche die für diesen Zweig erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten besäßen. Die Fürsorge des Königs erstreckte sich dabei auf die kleinsten Einzelheiten, und man folgt der wechselnden Fülle seiner Anordnungen mit nie erlahmendem Interesse. Freilich muß er dabei häufig über die Insolenz und Widerspenstigkeit seiner eigenen Unterthanen klagen, die den oft gewaltsamen Eingriffen des Königs in die wirthschaftliche Thätigkeit des Einzelnen kein Verständniß entgegenbrachten. Wie oft hat er nicht geklagt, daß die Menschen in seinem Staate „so dumm“ wären. Eben an dem Mangel wirthschaftlicher Einsicht und Selbständigkeit bei den Unterthanen scheiterten auch die Bemühungen des Königs, die Leibeigenschaft, gegen welche sich sein humanes Gefühl sträubte, in seinem Staate abzuschaffen. Es gelang noch nicht einmal, auf den königlichen Domänen diese Maßregel durchzuführen. Und von mancher anderen Anordnung auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens wird es sich nicht leugnen lassen, daß sie einen Fehlgriff des Königs darstellte, so vor Allem von seinen unausgesetzten Bemühungen für die Einführung des Seidenbaues, welche bei den klimatischen Verhältnissen der östlichen Provinzen des preußischen Staates einen dauernden Erfolg gar nicht haben konnten. Aber überall gewahrt man das unablässige redliche Streben, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, die Wunden, welche er als Feldherr geschlagen, als Regent wieder zu heilen. Wenn er dies oft gegen den Widerstand der Unterthanen und auf eine autokratische Weise, die den Beifall unserer Zeit nicht finden würde, that, so muß man eben, um zu einer gerechten Würdigung seines Verfahrens zu gelangen, die Verschiedenheit der Zeiten in Betracht ziehen. Die Unterthanen des Königs ermangelten eben noch der erforderlichen selbständigen Einsicht, um die Verbesserungen, welche unumgänglich nothwendig waren, aus eigenem Antriebe vorzunehmen. Man denke nur an den Widerstand, der der Einführung des Kartoffelbaues entgegen gestellt wurde, und an die Schwierigkeiten, welche selbst der größere ländliche Grundbesitz einer so unermesslich segensreichen Einrichtung, wie der Begründung der landwirthschaftlichen Creditinstitute entgegenstellte. Wohl krankt

\*) Vgl. Behaim-Schwarzbach, Hohenzollersche Colonisationen.

auch Friedrich selbst in seinen wirthschaftlichen und socialpolitischen Theorien noch vielfach an den verkehrten Anschauungen seiner Zeit, wie er denn vor Allem ein überzeugter Anhänger des Merkantilsystems ist, d. h. eine ganz übertriebene Vorstellung von der Bedeutung der Edelmetalle hat. Aber doch zeigt sich auch hier das prophetische Ahnen einer neuen Zeit mit neuen, größeren Aufgaben. Ja, bei manchen seiner Maßregeln fühlt man sich unwillkürlich versucht, Parallelen mit den verwandten Erscheinungen unserer heutigen volkswirthschaftlichen Gesetzgebung anzustellen. Auch auf dem Gebiete der inneren Politik erscheint der große König als der Vorbereiter und Begründer der Bahnen, auf denen wir uns noch heute bewegen. Alle die großen Fragen, welche noch in der Gegenwart unser politisches und wirthschaftliches Leben in erster Linie bedingen, werden schon von Friedrich mehr oder minder klar und präcis aufgeworfen und einer definitiven Lösung näher gebracht. Besonders bemerkenswerth erscheint mir das Verständniß, welches er den damals doch erst in ihren primitivsten Anfängen hervortretenden socialen Aufgaben des Staates entgegenbringt. Fast glaubt man sich in die erregten politischen und wirthschaftlichen Meinungskämpfe unserer Tage versetzt, wenn man sich des Königs Ansichten über diese Dinge vergegenwärtigt: Kanalbauten, Verkehrserleichterungen aller Art, Landesmeliorationen u. dergl. spielen da eine hervorragende Rolle. Man denke nur beispielsweise an die bereits erwähnte Urbarmachung des Oderbruchs. Wie deutlich treten uns da dieselben Bestrebungen entgegen, die sich noch heute in der Forderung einer Cultivirung der Lüneburger Heide und ähnlichen Plänen geltend machen. Selbst die eigentlich und specifisch sogenannte sociale Frage beschäftigt den König schon; er hat dem Wohl und Wehe der arbeitenden Klassen energisch seine Aufmerksamkeit zugewandt. Auch in dieser Richtung begegnen wir in seinen Anordnungen Ideen, auf welche die neueste Zeit mit erhöhtem Nachdruck zurückgekommen ist. Wenn z. B. neuere Socialreformer mit Recht Gewicht darauf gelegt haben, wie großen wirthschaftlichen und ethischen Werth es habe, wenn es gelinge, die Arbeiter zu selbstständigen Grundbesitzern zu machen, indem man ihnen ein kleines Häuschen nicht zur Miete, sondern als wirkliches Eigenthum überlasse, so finden wir diesen Gedanken im Keime schon in einer Verfügung Friedrich's des Großen vom Jahre 1751 ausgeführt. Der König will in Berlin gewissermaßen ein neues Arbeiterviertel gründen, in welchem die aus dem Voigtlande eingewanderten Maurer- und Zimmergesellen angesiedelt werden sollten, damit sie nicht veranlaßt würden, in jedem Winter in ihre Heimat zurückzukehren. Die Art und Weise, wie er sich die Ausführung dieses Gedankens vorstellt, ist so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, den Wortlaut der Verfügung hier anzuführen: „Nach meiner idee,“ so heißt es da, „würde der Platz vor dem Hamburger Thore, in der Gegend, wo der Galgen steht zu solchem etablissement für diese Leuthe am konvenabelsten seyn; welcher Platz zuvor ordentlich aufgenommen und in Quartiere und Straßen ein-

getheilt werden müßte, allwo alsdann jeder derselben mit einem kleinen Hause angezsetzt und ihm ein ziemlich geräumiger Garten-Fleck nebst einem Stück Landes, so wie es hier geschehen, angezsetzt werden könnte; da sie, wenn ihre Maurer- und Zimmer-Arbeit vorbey, im Winter leben und überdem durch Spinnen und dergleichen Arbeit ganz reichlich sich ernähren könnten; und zwar dieses um so mehr, als Meine Intention ist, daß solches Quartier dann nicht unter die accise gezogen werden, sondern davon ganz frey bleiben solle.“

Man sieht, wie der fruchtbare staatliche Sinn des Königs sich mit gleicher Genialität auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit bewährt, wie seine Gesetzgebung keines der mannigfachen Interessen der menschlichen Gesellschaft unberücksichtigt läßt. Rechnet man hierzu noch die Arbeiten für die Herstellung eines Allgemeinen Landrechts und für die Hebung des Volksschulwesens, auf welchem Gebiete er, freilich zumeist ohne schnelle und sichere Erfolge, mit Energie die von seinem Vater betriebenen Bahnen verfolgte\*), so kann man sich eine annähernde Vorstellung von der nimmer rastenden und fast fieberhaften Thätigkeit bilden, welche der König nach allen Richtungen entfaltete. Je mehr man sich mit dieser Seite seiner königlichen Berufsarbeit beschäftigt, um so klarer und unzweifelhafter wird es uns, seinen glücklichen Erben, werden, daß nicht bloß der äußere Bau unseres nationalen Staates, sondern auch sein Ausbau nach innen hin in allen seinen Grundlagen auf die grandiose Arbeit des Philosophen von Sanssouci zurückgeht.

Noch aber war der preussische Staat in die Formen des alten Reiches eingeeengt, so sehr er sie auch zu Zeiten zu durchbrechen vermochte. Noch konnte er nicht als die Verkörperung der national-deutschen Idee, der Idee der Einheit des ganzen Volkes betrachtet werden. Er stellte nur den Grundstock dar, an welchen sich die nationale Idee der Zukunft anlehnen konnte. Erst mußte das nationale Bewußtsein nicht nur in Preußen, sondern in allen deutschen Ländern zu tieferer Geltung kommen, ehe an die Begründung des national-deutschen Staates gedacht werden konnte. Und diese Idee zum ersten Mal wieder lebhaft erweckt und ihr die adäquate Form gegeben zu haben, ist das unvergängliche historische Verdienst unserer klassischen Literatur. Wohl selten ist die große Wahrheit, daß die Geschichte der Menschheit im letzten Grunde doch von Ideen beherrscht wird, klarer zu Tage getreten als eben damals. Die Befreiungskriege der Jahre 1813 bis 1815, ebenso wie die spätere Einigung Deutschlands durch den preussischen Staat wären unmöglich gewesen, wenn nicht dem deutschen Volke durch den idealen

\*) Mit dieser Seite der Thätigkeit Friedrichs des Großen beschäftigt sich das Buch von Conrad Fischer: „Friedrich der Große als Erzieher seines Volkes“. Trier 1886. Von großem Werth für diese Frage ist auch das in 2. Auflage erschienene Werk von Dr. Conrad Rethwisch: „Der Staatsminister Frhr. von Zedlig und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen.“ Berlin 1886.

Besitz seiner Litteratur seine Gemeinsamkeit wieder zu klarem Bewußtsein gekommen wäre. Die doppelten Wurzeln der heutigen nationalen Einheit reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück. Damals reiften gleichzeitig an zwei verschiedenen Stellen des deutschen Vaterlandes im Stillen die Kräfte heran, welche die Zukunft desselben zu begründen und zu lenken bestimmt waren: der preussische Staat mit seinen lebenskräftigen Elementen einer wahrhaft nationalen Macht auf der einen, die deutsche Litteratur auf der anderen Seite. Derselben Zeit, welche den Kriegsrühm Friedrichs des Großen für alle Zeiten begründete, verdanken die ersten Gesänge des Klopstock'schen Messias ihre Entstehung. Beides bedingte einander: nur aus einer Wechselwirkung beider konnte der nationale Staat hervorgehen. Eben darin lag nun aber das Tragische der Entwicklung unseres Volkes im vorigen Jahrhundert, daß diese innige Durchdringung der beiden Elemente zunächst noch nicht eintrat. Erst die Zeit der schmachvollen Fremdherrschaft auf deutschem Boden sollte diese höchste Frucht des nationalen Lebens zeitigen. Erst als der preussische Staat auch im vollen Umfange die geistige Führung der Nation übernahm, rückte er dauernd in die erste Stelle des deutschen Staatssystems ein. Damals aber war das noch nicht der Fall. Und auch dies beruhte auf einer Wechselwirkung, freilich rein negativer Art. Eben weil der geniale Fürst auf Preußens Thron für das Ausblühen der deutschen Litteratur kaum irgend welches Verständniß zeigte, ist auch sein direkter und indirekter Einfluß auf die deutsche Litteratur selbst kein so nachhaltiger und bedeutender geworden, als das sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Die deutsche Litteratur, in ihrem ganzen Charakter von einem Idealismus ohne Gleichen, wandte sich doch in ihren patriotischen Erzeugnissen zumeist einer zum Theil nicht einmal völlig verstandenen Vergangenheit zu, der geniale König aber stand noch zu sehr unter dem Einfluß der wesentlich französischen Richtung seiner früheren Jahre und vermochte das neuaufkeimende Leben, welches sich um ihn herum in seinem eigenen Volke entwickelte, nicht zu verstehen. Nicht als ob sich zwischen beiden gar keine Berührungspunkte gezeigt hätten; aber eine wahrhafte Durchdringung, ein Ineinandergehen zeigte sich vorerst nicht möglich. Vor Allem ist es merkwürdig, daß wir bei den hervorragendsten Ingenien unserer Litteratur, bei Klopstock, Goethe, Schiller, Wieland, Herder, mit einziger Ausnahme Lessings, so gar keinen unmittelbaren Einfluß der großen Gestalt des nationalen Helden auf ihre Dichtungen wahrnehmen. Freilich hat das bei Klopstock zum Theil auf bestimmten Ursachen beruht; er hat Anfangs eine wirkliche und echte Begeisterung für Friedrich den Großen empfunden, und es ist bekannt, daß seine Ode an Heinrich den Bogler ursprünglich auf Friedrich den Großen gedichtet war; später aber, als sich seine auf die Anerkennung des Königs gerichteten Hoffnungen nicht verwirklichten, hat er um so energischer gegen den König Partei ergriffen. Bei Schiller und Goethe aber haben ähnliche Motive gar nicht vorgelegen; im Gegentheil, Goethe hat in seinen biographischen

Aufzeichnungen den König wegen seines mangelnden Verständnisses für die neuaufgehende literarische Epoche mit selbstloser Billigkeit vertheidigt und auf der anderen Seite, wie erwähnt, mehrfach den dämonischen Zauber, welchen der Ruhm des Preußenkönigs gerade auf die Umgebung seiner Jugend hervorbrachte, anziehend geschildert. Und auch Schiller hat die nationale Bedeutung des Königs keineswegs verkannt; er soll sogar die Absicht gehabt haben, ihn zum Helden eines Epos zu machen. Gleichwohl läßt sich in den großen Werken dieser Dichter an keiner Stelle ein direkter Einfluß dieser Begeisterung erkennen. In weit höherem Maße ist das dagegen bei Lessing der Fall, dessen „Minna von Barnhelm“ recht eigentlich unter dem Eindrucke des gewaltigen Ringens des Königs im siebenjährigen Kriege entstanden ist und die Spuren dieses Eindruckes deutlich erkennen läßt. Seit dem Erscheinen dieses Dramas ist es dann hier und da in der deutschen Dramatik üblich geworden, dem Franzosen die Rolle der komischen Figur zuzuthemen, für welche Lessing in seinem *Miccant de la Marlinière* ein prächtiges Muster geschaffen hatte: hier haben wir eine unverkennbare Wirkung des preussischen Sieges von Rossbach und der dadurch wieder wachgerufenen Verachtung des alten Erbfeindes vor uns. Es liegt dem doch die, wenn auch nicht klar bewußte Empfindung zu Grunde, daß es etwas gebe, was alle Deutschen dem Erbfeind gegenüber zu einer Einheit verbinde, wemgleich momentan ein Theil der Deutschen mit diesem Erbfeind im Bunde stand. Eben dies aber war die Wirkung der *Friedericianischen Thaten*. Friedrich den Großen selbst hat jedoch Lessing in keinem seiner Werke zum Gegenstande seiner poetischen Behandlung gemacht. Und doch ist ihm die grandiose Bedeutung dieses Mannes, mit dem er sogar als Sekretär eines höheren preussischen Offiziers mit zu Felde zog, keineswegs unklar gewesen. Aber weniger seine national-deutsche Bedeutung war es, die ihm ins Auge fiel, als seine Persönlichkeit und seine Herrschergröße als König von Preußen, sein erhabenes Pflichtbewußtsein und die ganze Wucht seines Genies. An einer Stelle, die in der Sammlung seiner Werke keine Aufnahme gefunden hat, hat er wohl einmal geäußert, er vermöge alle Könige der Erde zu beneiden, nur den König von Preußen nicht; denn dessen Leben sei ein sprechender Beweis dafür, daß Regieren nichts anderes als Sorge und Arbeit sei.

Mit diesen wenigen Worten glaube ich die unmittelbare Einwirkung, welche die Erscheinung des Königs auf die eigentlich klassische Dichtung seiner Zeit hervorbrachte, im Wesentlichen erschöpft zu haben. Keineswegs aber soll damit gesagt sein, daß diese unmittelbare Einwirkung die einzige gewesen sei. Wenn es für das Gegentheil noch eines Beweises bedürfte, so würde derselbe in den bereits mehrfach erwähnten Aeußerungen Goethes über Friedrich den Großen liegen; obnehin aber liegt diese Einwirkung klar am Tage; sie vor Allem war es eben, die der deutschen Literatur neben ihrer literar-geschichtlichen auch eine universalhistorische Bedeutung gegeben hat. Denn

eben ihr ist das Bewußtsein, welches unsere großen Dichter, wenn auch nicht immer bewußt, durchdrang, in erster Linie zu verdanken: das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit im Gegensatz zum Auslande, welchem die Literatur der vergangenen Jahrhunderte zu ihrem eigenen und zu allgemein nationalem Schaden ihren Tribut gebracht hatte.

In einer Stelle Deutschlands aber zeigte sich doch auch eine direkte Einwirkung des Königs auf das geistige und literarische Leben, und zwar naturgemäß eben dort, wo die Persönlichkeit Friedrichs in ihrem Handeln und Denken in den unmittelbaren Gesichtskreis der Zeitgenossen trat, in Preußen selbst. Für die preussische Dichterschule war der König nicht bloß die Ursache für die Entstehung eines nationalen Bewußtseins, sondern der Gegenstand der Poesie selbst. Hier in diesem Kreise, welcher sich um Johann Wilhelm Ludwig Gleim gruppirte, strömten die großen Kriegsthaten und die nicht minder erhabene Größe der Regententhätigkeit des Königs unmittelbar in die Literatur ein: die historische Wahrheit selbst wurde zur Dichtung.

Freilich läßt sich nicht verkennen, daß die Dichter dieser Schule sich an poetischer Kraft und schöpferischer Genialität nicht entfernt mit den Heroen unserer Literatur messen können. Wenn Gleim trotz dieses geringeren Werthes seiner Dichtungen doch, zumal in Preußen, eine weit verbreitete Popularität genoß und sogar in Lessing einen wohlwollenden Beurtheiler fand, so beruht das eben zumeist darauf, daß er mit seiner Verherrlichung des preussischen Königs und seines Heeres Saiten anschlug, deren Töne, so wenig harmonisch vollendet sie waren, doch in der Brust jedes preussischen und vieler deutschen Patrioten lebhaften Widerhall fanden. Und eben darum gewinnt seine Poesie ebenso viel an historischem Werthe, wie sie an literarischem hinter den großen Erzeugnissen der klassischen Literatur zurücksteht. Seine Kriegslieder, welche er einem preussischen Grenadier in den Mund legt, wurden von den treuen Unterthanen des großen Königs wieder und wieder mit Begeisterung gelesen und haben nicht wenig dazu beigetragen, daß Preußens Bewohner mit hohem Stolze sich rühmten, dem Staate anzugehören, dessen König der größte Mann des 18. Jahrhunderts sei. Und diese Wirkung wurde erzielt, obwohl diese Lieder den eigentlich volksthümlichen Ton doch nur in geringem Grade zu treffen verstanden und sich zum Singen in dem Heerlager, worauf sie vielleicht berechnet waren, sehr wenig eigneten. Um so mehr erhellt aber hieraus, daß sie, wenn nicht in der Form, so doch in ihrem Inhalt das Richtige trafen. Und manche derselben sind doch auch poetisch nicht ohne Werth, so sehr derselbe auch durch die gelehrten Anspielungen aus dem klassischen Alterthum, die ihnen das eigentlich Volksthümliche vollends rauben, beeinträchtigt wird. Vor Allem aber ist es der Gedanke, daß Friedrich nicht bloß für sein engeres Vaterland, sondern für ganz Deutschland wirke und schaffe, der diesen Gedichten eine nicht zu unterschätzende nationale Bedeutung giebt. Dieser Gedanke wird zuweilen mit solcher Unbefangtheit ausgesprochen, daß die Niederlage Oesterreichs und des deutschen Kaisers selbst ge-

gradezu als eine Befreiung Deutschlands bezeichnet wird. Scheinbar ist dies ein Widerspruch, aber doch auch nur scheinbar. Denn dem tiefer Blickenden konnte es schon damals nicht zweifelhaft sein, daß ein wahrhaft lebenskräftiger nationaler Staat nur im Gegensatz zu den Formen des alten Kaiserthums gegründet werden könne. Wenn Gleim in seinem Siegesliede auf die Schlacht von Rossbach singt:

Wenn Friedrich oder Gott durch ihn  
Das große Werk vollbracht,  
Gebändigt hat das stolze Wien  
Und Deutschland frei gemacht,

so empfand man kaum noch den Widerspruch, der darin lag. Die Hauptsache blieb doch, daß Friedrich der Große selbst, der Unvergleichliche, dessen Ruhm die Welt erfüllte, ein Deutscher war, daß der Deutsche wieder einen Helden hatte, auf den er stolz sein konnte. Ganz vortrefflich ist diese Stimmung des erwachenden nationalen Stolzes in einem kleinen Sinngedichte Gleims „Ueber das Bild Friedrichs des Großen“ bezeichnet, wo es heißt:

Von diesem Einzigen wird man wie ein Gedicht  
Einst die Geschichte lesen;  
Denn wahr, was sie erzählt, ist alles zwar gewesen,  
Wahrscheinlich aber nicht.

Und jubelnden Widerhall fand es in den Herzen aller Preußen, wenn Gleim „am Geburtstage des Königs“ ausrief:

Ich bin ein Preuße! stolz bin ich,  
Daß ich ein Preuße bin!  
Der Landesvater Friederich  
Ist Held in großem Sinn.

Allenthalben fing man jetzt an, zu ahnen, daß der preussische Staat aufgehört habe, ein geographischer Begriff zu sein, daß der Heldensinn dieses Königs die verschiedenen Elemente desselben zu einer wirklichen Einheit umgewandelt habe. In diesem Sinne wird er dann als Befreier und Begründer eines deutschen Staates Hermann, dem Befreier ganz Deutschlands, an die Seite gestellt:

Den edlen Hermann singen wir,  
Wir, unsers Hermanns Grenadier,  
Weil er, ein Held mit Rath und That,  
Die Ketten Roms gebrochen hat.

Wir, alle Helden, stolz und kühn,  
Wir, alle Hermanns, singen ihn,  
Bis wir in einer großen Schlacht  
Den wilden Ungar zahm gemacht.



Und wer ihn nicht so singt wie wir,  
Wir, unsers Hermanns Grenadier,  
Der ist nicht deutschen Bluts, der ist  
Kein freier Mann, kein guter Christ.

Der ist der größten Schande werth  
Und trägt mit Ehren nicht sein Schwert,  
Der soll an Donau, Rhein und Main  
Des wilden Ungars Slave sein. \*)

Man sieht, wie auch hier der preussische Patriotismus unmerklich in den deutschen übergeht. Der nationale Held ist es, welcher allen Fremdländern, seien es nun Franzosen, Ungarn oder Kroaten, kühn entgegentritt und ihnen die Schärfe des deutschen Schwertes weist.

Der König lebe, denn er ist  
Der bravste Mann im Reich!  
An Kriegesmuth und Kriegeslist  
Den alten Helden gleich. \*\*)

Dieser Richtung der Poesie war wirklich mit dem Tode des großen Königs ihr eigentlicher Lebensodem entzogen. Mit Recht fordert Gleim bei der Todesnachricht die übrigen deutschen Dichter auf, in Zukunft statt seiner des Königs Größe zu besingen; er könne jetzt, wo der König nicht mehr sei, auch nicht mehr dichten. In der That hat er das letzte seiner Gedichte auf Friedrich den Großen bald nach dessen Tode geschrieben; und dieses, welches er „die zwei letzten Blicke Friedrichs“ betitelt hat, ist eines der besten, welche er überhaupt gedichtet hat:

Zwei Blicke that Er hin auf seine Lebenszeit,  
Oh' Er hinüberging in die Unsterblichkeit;  
Die Todten aller seiner Schlachten  
Sah Er mit seinem einen Blick;  
Mit seinem andern all das Glück,  
Das seine Lebensstage machten.

Der eine: furchtbar, starr, erfüllt mit Gram und Graus,  
Der andre: löschend ganz das Bild des ersten aus.

Schon in diesen Versen spricht sich jene Empfindung aus, der die übrigen Dichtungen Gleims wiederholten und oft begeisterten Ausdruck gaben, daß der Kriegsrühm Friedrichs des Großen weder seine einzige, noch seine hauptsächlichste Größe ausmache, daß vielmehr sein Hauptverdienst darin bestehe, daß er die Wunden, welche des Krieges Gewalt seinen Landen geschlagen, auch wieder zu heilen verstanden habe. So sind denn auch die Kriegslieder, welchen Gleim in erster Linie seine Verühmtheit und Popularität verdankt, keineswegs das Einzige, was er auf Friedrich den Großen gedichtet hat; auch

\*) Auf dem Colonnenwege zwischen Glatz und Silberberg. 4. Juli 1778. Vd. 4, S. 111 der Körn'schen Ausgabe.

\*\*) Lied am Geburtstage des Königs. Ebenda S. 118.

in seinen Singsgedichten und in seinen übrigen poetischen Erzeugnissen spielt die große Gestalt des Königs eine hervorragende Rolle:

Bild' aber nicht die Siege  
Des Helden mir darauf!  
Es sind weit größ're Stellen  
In seinem Lebenslauf.  
Er ist ein Freund der Künste,  
Bild' einen Lorbeerhain,  
Mach' einen Tanz der Musen,  
Laß' ihn Apollo sein!

so ruft er in seinem Gedicht „an des Königs Waffenschmied“ aus und ähnliche Andeutungen, die mehr dem Philosophen von Sansjoui als dem ruhmvollen Helden gelten, finden sich wiederholt in seinen Werken. Wir erinnern hier nur an das reizende Gedicht: „Als der König Brot und Saatkorn aus-theilen ließ“, welches im Jahre 1771 entstand, also zu einer Zeit, in welcher der König die ganze Energie seiner genialen Thätigkeit auf die Hebung des Wohlstandes seiner durch den Krieg ausgezogenen Länder concentrirte.

Und in ähnlichen Weisen eines begeisterten preussisch-deutschen Patriotismus ließ sich der in der Handhabung der poetischen Formen Gleim unendlich überlegene Dichter Hamler vernehmen.

Friedrich, Du, dem ein Gott das für den Sterblichen  
Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,  
Und (ein Wunder für uns), der Du Dein Loos erfüllst,

so ruft er in der Ode an Friedrich den Zweiten aus, und man wird im Allgemeinen sagen dürfen, daß überhaupt von seinen Oden und sonstigen Poemen die, welche sich auf Friedrich den Großen beziehen, die schwingvollsten und formvollendetsten sind.

Das Tragische der ganzen Entwicklung aber, daß dieser „Apollo“ doch nur ein Gott der fremden, nicht der nationalen Musen war, daß er das um ihn herum aufsprießende blühende Leben nicht sah und nicht sehen konnte, hat Gleim kaum je klar erkannt oder doch nicht erkennen wollen, so sehr auch die übrigen Dichter ihn darauf aufmerksam machten. Wie ganz anders als die begeisterten Gesänge Gleims auf den König klingt doch die prosaische, aber darum um so richtigere Aeußerung, welche Götz im Februar 1764 eben an Gleim schrieb: „Welch' ein Unstern für Deutschland, daß Ihr Monarch nur an der französischen Literatur Geschmack zu haben scheint; ich hoffte, wenn er die deutsche Literatur hochschätzte, daß wir endlich einen Sophokles, einen Molière, einen Quinault und Metastasio und überhaupt einen Schauplatz haben würden; denn wo werden wir ihn bekommen, wenn er nicht in Berlin erschaffen wird?“

Und dieser Mangel an Verständniß wurde auch nicht gehoben, als die nationale Poesie sich zu immer fühnerem Fluge erhob. Noch wunderbarer als diese Klage von Götz muß es uns anmühen, daß der König noch im

Jahre 1780 seine Ansicht, daß die deutsche Literatur überhaupt nichts Bedeutendes und Großes auf schönwissenschaftlichem Gebiete zu leisten vermöge, mit voller Schroffheit aussprach. In dieses Jahr nämlich fällt seine so berühmt gewordene Schrift „De la Littérature Allemande.“ Noch im Jahre 1764, als Götz jene wehmuthsvollen und resignirten Worte schrieb, konnte es einigermaßen erklärlich erscheinen, daß der geniale König, soeben erst von den Sorgen eines welthistorischen Kampfes befreit, das geistige Leben, welches inzwischen in Deutschland erblüht war, nicht beachtete; denn damals befand sich dieses Leben noch in den ersten Stadien seiner Entwicklung. Im Jahre 1780 aber stand nicht nur Klopstock auf der Höhe seines Ruhmes, Wieland und Goethe fesselten bereits die allgemeine Aufmerksamkeit, und Lessings bedeutende und großartige Wirksamkeit war schon zu vollkommener Geltung gekommen. Seine sämmtlichen Werke, mit Ausnahme Nathans des Weisen, waren in Aller Händen; nur von Schiller konnte der König noch nichts wissen; vor kurzer Zeit erst waren dessen „Räuber“ zum ersten Male auf der Bühne erschienen.

Dem gegenüber machen wir nun die überraschende Entdeckung, daß der König in der erwähnten Schrift von Klopstock, Wieland und Lessing gar nichts weiß, obwohl der letztere eigentlich direkt unter seinen Augen emporkommen war. Hätte er von Lessings epochemachender Bedeutung nur eine entfernte Ahnung gehabt, er hätte vor Allem seine Ansicht über die unverbesserliche Barbarei des deutschen Stiles und der deutschen Sprache erheblich modificirt. Aber es scheint, daß er von Lessings Werken auch nicht eines jemals in den Händen gehabt hat. Lessings Name wird in der ganzen Schrift nicht erwähnt. Es ist ein tragischer Anblick, wenn man in dieser Schrift sieht, wie der König sich abmüht, Mittel zu finden, wie der unerträglichen Plumpheit des deutschen Stiles, der Unklarheit und Steifheit der Gedanken abzuhelfen sei, während durch Lessing eben damals eine geradezu klassische Form der deutschen Prosa bereits begründet war. Die ganze Schilderung des Königs, reich an lebendigen und zum Theil drastischen Zügen, würde genau auf die Zeit seines Regierungsantrittes passen: davon, daß inzwischen in den 40 Jahren seiner Regierung eine vollständige Umwälzung vor sich gegangen war, hatte er eben keine Ahnung. Entschließt man sich, hiervon einen Augenblick abzusehen, so entdeckt man freilich in den Ausführungen des Königs Sätze von überraschender Klarheit und Schärfe, von denen einige auch heut noch ihre volle Bedeutung bewahrt haben; aber sie beziehen sich nicht auf die belletristische Literatur, auf die sie vielmehr gar nicht mehr passen, sondern auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung, welche er für die nothwendige Vorbedingung einer Wendung zum Besseren hielt. Die Winke, welche er in dieser Hinsicht namentlich in Bezug auf die Geschichtschreibung giebt, zeigen ihn wieder in seiner ganzen Genialität, auf einem Standpunkte, der seiner Zeit um ebensoviel vorausgeeilt ist, als seine Aeußerungen über die schönwissenschaftliche Literatur hinter derselben zurück-

geblieben sind. Sie sind zugleich maßgebend geworden für das nahezu klassische Unterrichts-Reglement, welches in demselben Jahre auf seine Anregung unter seiner unmittelbaren Leitung der Minister Herzberg ausgearbeitet hat. Hier finden sich Forderungen, deren Erfüllung dem 19. Jahrhundert vorbehalten blieb und auch heute noch nicht völlig erreicht ist: vor Allem ist es hier die Betonung des Grundsatzes, daß mehr als auf die einzelnen Ereignisse der Menschheitsgeschichte auf die Zustände der Völker, auf das Bleibende, welches sie für die menschliche Kultur geleistet haben, Sorgfalt verwendet werden müsse: ein Grundsatz, der doch erst seit Niebuhr und Ranke zu umfassender Geltung gekommen ist. Bis zu einem gewissen Grade hat ihn freilich der König selbst schon in seinen eigenen historischen Werken befolgt, die man in Bezug auf Klarheit und Präcision der Darstellung, sowie auf Unbefangtheit der historischen Auffassung mit einem gewissen Recht den Commentaren Cäsars an die Seite gestellt hat. Und bei dieser Klarheit und Präcision, bei dieser Größe der historischen Auffassung diese völlige Unkenntniß des nationalen geistigen Lebens der Gegenwart! Fürwahr eine wunderbare Erscheinung! Von all dem Großen, welches die ersten Geister seiner Nation geschaffen, kannte er nur Goethes Götz von Berlichingen, und über diesen fällt er ein so geringschätziges Urtheil, daß wir aus dem Staunen gar nicht herauskommen. Fast scheint es, als wenn er, in seiner Vorliebe für die französische Literatur befangen, überhaupt Alles, was einen germanischen Zug an sich trägt, verachte. Denn in das abfällige Urtheil, welches er über den Götz fällt, schließt er auch die gesamte dramatische Production Shakespeares ein; mit voller Klarheit erkennt er die innere Verwandtschaft von Goethes Götz mit der Shakespeareschen Dramatik, aber beide nennt er „würdig der Wilden von Kanada“. Er vermißt in ihnen das Maßvolle und Gleichmäßige der ästhetischen Grundlage, er tadelt scharf ihre Abweichung von den Grundsätzen der Aristotelischen Poetik; nur in den französischen Dramen findet er die Einheit von Ort und Zeit, welche er für ein unerläßliches Erforderniß des Dramas hält. Er kann sich nicht genug wundern, daß Shakespeares „abominables pièces“ bei dem Publikum einen solchen Anklang finden. Den Götz nennt er eine „abscheuliche Nachahmung“ der englischen Stücke.

Nun ist es allerdings ein merkwürdiges Verhängniß, daß der große König von allen Werken, mit denen Goethes Genius seine Nation beschenkt hatte, nur dasjenige kennen lernte, welches in der That das am wenigsten bühnengerechte von allen ist, die Goethe geschrieben hat. Bekanntlich hat der Dichter später das Urtheil des Königs über dieses Stück, wenn auch nicht in vollem Umfange, getheilt; seine späteren Dramen zeigen gerade in dieser Hinsicht einen ungeheuren Fortschritt.

Will man sich nun das völlig abfällige Urtheil des Königs über die deutsche Literatur einigermaßen verständlich machen, so muß man sich vor Allem zweierlei gegenwärtig halten: einmal das tragische Verhängniß, daß

er eben die bedeutendsten Schöpfungen derselben absolut nicht kannte, dann aber die dies erklärende Thatsache, daß die für die geistige Entwicklung des Königs bestimmenden Eindrücke in seine Kronprinzenzeit fallen, in der eben von einer originalen und bedeutenden deutschen Literatur keine Rede war. Damals war er ebenso von der unausstehlichen Plumpheit der deutschen Sprache, die gegenüber der Eleganz der französischen doppelt grell zu Tage trat, wie von ihren abgeschmackten Wendungen und ungeschickten Gleichnissen abgestoßen worden. Er giebt von diesen Erzeugnissen, welche damals zu seiner Kenntniß gelangt waren, zur Motivirung seiner Ansicht über die deutsche Literatur einige besonders drastische Proben. Er ergießt mit Recht seinen bitteren Spott über Verje wie den folgenden:

Schieß, großer Gönner, schieß Deine Strahlen,  
Armdick auf Deinen Knecht hernieder.

oder über die Dedication eines Werkes an eine Königin, in welcher die klassische Stelle vorkommt: „Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit.“ Durch solche Albernheiten konnte er allerdings einen allzu großen Respect vor der Literatur seines Volkes nicht in sich aufnehmen. Daß es nicht bloßes Vorurtheil war, was ihn ganz in das französische Fahrwasser trieb, sieht man aus der milden und freundlichen Art, in welcher er über Poesieen wie die Gellertischen Fabeln urtheilt; er stellt Gellert dem Phädrus und Aesop an die Seite. Und wenn er neben Gellert auf die Poesieen des Freiherrn von Ranik aufmerksam macht, so zeigt dies doch, daß er sehr klar erkannte, auf welchem Wege die deutsche Literatur zu höherer Blüthe gelangen könne; denn man darf füglich behaupten, daß Ranik zu denjenigen Vorläufern der klassischen Literaturperiode gehört, bei denen sich schon die meisten verheißungsvollen Anklänge finden. Und auch der Hinweis auf den dritten der Dichter, welche der König unter den Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Unbedeutendheit nennt, Gessner, zeigt doch, daß es dem Könige an Verständniß für die Erfordernisse einer wahren und bedeutenden Literatur nicht fehlte. Denn so süßlich und weichlich uns das Schwimmen in der Empfindung, die Gefühlsjeligkeit, die es zu keiner Handlung kommen läßt, in Gessners Idyllenpoesie anmuthen mag, zu leugnen ist doch nicht, daß sie der wahren und schönen Züge genug enthält und immerhin neben der trostlosen Dede der sonstigen Poesie des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts einen unverkennbaren Fortschritt in sich schließt. Dem Könige, der von der neuen Literatur nichts wußte, mußten sie allerdings fast als das Bedeutendste, was die deutsche Poesie zu leisten vermöge, erscheinen.

Und da Friedrich eben gerade in den Jahren, in denen er die für sein ganzes Leben bestimmenden geistigen Eindrücke empfing, andere Poesieen als die schwülstigen des 17. und einige bessere des 18. Jahrhunderts nicht kannte, so darf es uns so wunderbar nicht erscheinen, daß er sich mit Vorliebe der französischen Literatur zuwandte. Wie Mairperruis, d'Argens und andere Franzosen einen bestimmenden Einfluß auf die Akademie des Königs übten,

so war auch die französische Literatur die, welche in dem geistigen Leben des Königs selbst von entscheidender Geltung war: hier fand er die Anmuth und Eleganz der Sprache, die Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks, die er bei seinen Landsleuten schmerzlich vermifste. Und diese Eindrücke, welche er als Kronprinz in der Periode des Sturmes und Dranges in seinem individuellen Leben in sich aufgenommen hatte, diese Liebhaberei für das Französische, welche er unter dem Drucke der strengen väterlichen Zucht nur um so tiefer und nachhaltiger gefaßt hatte, behielten ihre Geltung für sein ganzes späteres Leben. Wen sollte das Wunder nehmen? Als die schönen Tage von Rheinsberg vorüber waren und der „philosophische“ Kronprinz König geworden war, da waren es ganz andere als literarische Sorgen, welche seinen reichen Geist beschäftigten. In dem Waffenlärm des titanenhaften Kampfes, den er auf sich nahm, vermochte er gänzlich neue Anschauungen und Erscheinungen der literarischen Welt nicht mehr mit der Unbefangenheit zu würdigen, wie es in den schönen Tagen von Rheinsberg der Fall gewesen wäre. Wohl lebte er auch im Feldlager dem Dienste der Musen; sein Briefwechsel mit Voltaire, d'Argens, der Madame de Lamais u. A. zeigen zur Genüge, in wie umfassendem Maße das der Fall war. Aber es blieben dieselben Musen, welche den genialen Kronprinzen durch ihre Reize gefesselt hatten: die französischen.

Und so geschah das Tragische: der große nationale Held, der dem politischen Leben Deutschlands einen völlig neuen Inhalt gab, blieb dem geistigen Leben der Nation so fremd, daß er nicht einmal seine Muttersprache in irgendwie gewandter oder flüssiger Form zu handhaben wußte, daß er alle seine großen historischen und philosophischen Werke in einer fremden Sprache schrieb, ja daß er sogar in fremder Sprache dichtete. Zwar hat er selbst erkannt, daß er es in dieser fremden Sprache doch nie zu der Vollendung bringen könne, wie dies bei der völlig beherrschten Muttersprache der Fall gewesen wäre, und er hat in dieser Erkenntniß über seine eigenen Poesieen ein Urtheil gefällt, dessen Härte doch nicht ganz gerechtfertigt erscheint; aber den Versuch, in eigener Sprache zu dichten und zu denken und den dabei etwa entstehenden Mangel an Eleganz des Ausdrucks durch die Wahrheit einer echten Empfindung auszugleichen, hat er nicht unternommen.

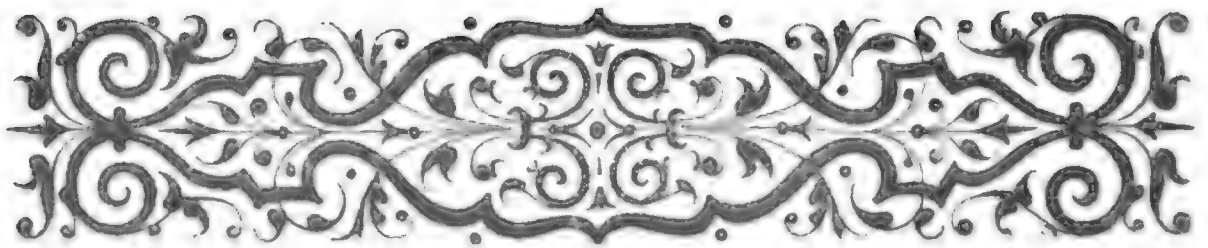
Und doch hat er geahnt, welche großartige Fülle von Kraft und Schönheit in dieser scheinbar so armen und plumphen Sprache schlummere, und wie diese schlummernden Kräfte nur der geeigneten genialen Hand bedürften, um zu blühendem Leben erweckt zu werden. Daß diese Hand bereits in voller Thätigkeit des Erweckens und Schaffens begriffen war, hat er nicht gedacht, wohl aber hat er der deutschen Literatur eine große Zukunft prophezeit. Er hat das Gegenwärtige doch wenigstens als Zukünftiges vorahnend geschaut. Am Schlusse seiner merkwürdigen Abhandlung spricht er die feste Ueberzeugung aus, daß auch der deutschen Literatur eine große Zukunft beschieden sei, ja daß sie vielleicht dereinst die Literatur aller anderen Nationen

an Kraft und Größe überstrahlen werde; denn so hoch er auch die geistigen Schöpfungen der Franzosen schätzte, seine ethische Achtung hat er vor Allem immer seinen Landsleuten bewahrt, deren Charakter, deren brave und mann-  
hafte Gesinnung er stets anerkannte, wenngleich er im geselligen Verkehr die Franzosen vor seinen männlicheren, aber ungewandteren Landsleuten bevorzugte.

Und merkwürdig, von jener geahnten Blüthe der deutschen Literatur glaubt er, daß sie erst dann eintreten werde, wenn die Fürsten Diejenigen, welche die Träger des geistigen Lebens sind, zu frohem und kühnem Schaffen ermuntern würden; daß er selbst diese Forderung nicht im Geringsten erfüllte, scheint er kaum bemerkt zu haben. Gerade diesem Mangel aber — denn ein solcher war es ohne Zweifel — verdankt unsere deutsche Literatur vor Allem jene großartige und grenzenlose Freiheit, mit der sie sich entwickelte und die mit der Rücksicht auf die Großen dieser Welt schwer vereinbar erscheint; freilich auch jenen Reichthum an unklaren kosmopolitischen Träumereien, durch welchen sich viele ihrer größten Erzeugnisse auszeichnen. Der König aber, der von dem frischen geistigen Leben seines Vaterlandes kaum etwas bemerkte, vergleicht sich selbst mit Moses, der von ferne, von steiler Bergeshöhe das gelobte Land erblickte, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, dasselbe zu betreten. Er ahnte nicht, daß er bereits mit beiden Füßen in diesem gelobten Lande stand. Nicht einmal die preußischen Dichter, welche seine Thaten jubelnd und begeistert besangen, hat er von seiner einsamen Höhe aus wahrgenommen.

Und doch war er unbewußt ein Verbündeter der neu erstandenen geistigen Macht, indem er ihr die Macht der That schöpferisch zur Seite stellte. Seine Schöpfung sollte dereinst im Verein mit der unergründlichen Tiefe des Gedankens in der deutschen Poesie den Deutschen das höchste Gut, welches sie Jahrhunderte lang schmerzlich entbehrt und sehnsüchtig herbeigewünscht hatten, wiedergeben: ein mächtiges, großes und einiges Vaterland.





## Moltke als Erzieher.<sup>1)</sup>

Allerlei Betrachtungen

von

Felix Dahn.

— Breslau. —

(Schluß).

**D**ie großartige Fürsorge für die Arbeiter in der „socialen Gesetzgebung“, wird man einwenden, bedeutet sie etwa nichts?

Gewiß bedeutet sie sehr viel: und man soll das segensreiche Werk, das (unter dem alten Kaiser) durch Bismarck angegriffen wurde, mit allen Kräften weiter führen: einmal, weil dadurch thatsächlich so viel des Guten geschaffen wird, ohne Rücksicht auf Nebenwirkungen: es ist noch niemals für die „Arbeiter“ (als ob wir Andern alle Faulenzen wären!) so eifrig gesorgt worden, wie durch diese Gesetzgebung, wie es denn wohl überhaupt freien Arbeitern noch nie so gut ergangen ist in ihrer ganzen Lebenshaltung wie heute den Unfrigen.

Zweitens aber soll diese Gesetzgebung fortgebaut werden, wie Kaiser Wilhelm II. bedeutungsvoll gesprochen hat, „um unser Gewissen zu entlasten“, d. h. um uns sagen zu können, daß von uns aus nach besten Kräften Alles geschehen ist, was möglich war, um das Los der Arbeiter zu bessern. Aber jenes Wort drückt schon recht ahnungsschwer die Besorgnis aus, daß alle diese Bemühungen nicht bewirken werden, ein furchtbares Erdbeben, eine zerstörende Entladung der unterirdisch grollenden und gährenden Gewalten zu verhüten.

<sup>1)</sup> (Moltke's Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71, gesammelte Schriften III. Berlin 1891.)



An dem Tage, da diese Kräfte losbrechen, will der Kaiser, wollen wir Alle „ein gutes Gewissen“ mitnehmen in den Kampf, dessen Furchtbarkeit alle bloß politischen Umwälzungen ungeheuer überragen wird: es wird in der That eine „Götterdämmerung“ werden, in der alle bisher gebändigten dumpfen Riesen-Mächte der thierischen Leidenschaften des Neides, der Rache, der Genußgier sich losreißen werden zur Vernichtung alles dessen, was uns ideal, theuer und heilig war.

Daß die „sociale Gesetzgebung“ jenen Losbruch nicht verhindern kann, ist zweifellos.

Neben den par Tausenden von Einsichtigen und Dankbaren stehen die Millionen von Andern, welche diese Dinge nur so hinnehmen, wie ihre Führer sie ihnen hinstellen: ganz offen erklärten diese ja auf dem Tage zu Erfurt: „solche Gewährungen werden nur angenommen I.) um den Arbeiter „kampf-fähiger“ zu machen, die letzten, die vollen, die Umsturz-Ziele zu erreichen und II.) um in den Verhandlungen im Reichstag den Arbeitern zu zeigen, wie jämmerlich wenig das Eingeraunte sei, wie die herrschenden Klassen alles Wesentliche den Arbeitern versagen!

Das also ist die Ernte, die aus diesen Samen des Wohlwollens aufgehen wird!

Man sage nicht: die Arbeiter werden dieser Verheerung nicht folgen. Sie werden ihr folgen! Warum? Weil in solchen Bewegungen die Gemäßigten immer und jedesmal von den weiter Gehenden fortgerissen, überboten, überwunden werden. Und weil — das ist das Tragische daran — wirklich mehr als ein Jahrhundert hindurch an dem IV. Stande durch Ausbeutung, durch Druck, oder doch wenigstens durch Nichts-Thun gar vielfach und gar manchen Orts schwer gefehlt wurde: nun trifft die Strafe — wie so oft in der Weltgeschichte — nicht die schuldigen Ahnen, sondern die unschuldigen Enkel, die sich vergeblich und zu spät bemühen, die alte Schuld gut zu machen.

Die Sache wurzelt aber noch viel tiefer.

Die „sociale Frage“ ist überhaupt nicht „lösbar“: d. h. es kann nicht Allen wirthschaftlich gleich gut ergehen, weil nicht Alle mit gleichen geistigen und körperlichen Anlagen, mit gleichem Fleiß geboren werden. Noch jede Gesellschaftszeit ist zu Grunde gegangen an ihrer Art, jene Frage zu „lösen“: die Antike an der Sklaverei, das Mittelalter an der Unfreiheit, dann an dem gespaltenen Grundeigenthum und der (ursprünglich so wohlthätigen) Zünftigkeit von Handel und Gewerke. Und wir werden zu Grunde gehen an dem Mißverhältniß zwischen Capitalismus und Arbeit, wenn jene Bewegung siegt, was — für einige Zeit — im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Dauern können ja die Zustände nicht, welche die Socialisten herbeiführen wollen. Warum nicht? Einmal, weil erst durch lauter erfolgreiche Kriege die Nachbarstaaten gezwungen werden müßten, zu der gleichen Gestaltung überzugehen: ein socialistisches Deutschland, Frankreich u. s. w. allein

müßte verhungern im Wettbewerb mit Nachbarn, welche mehr als 8 (Verzeihung, jetzt sind es, glaub' ich, nur mehr 6!) Stunden arbeiten. Zweitens, weil die durch den socialistischen Zwang herbeigeführte Knechtung unerträglich wäre: es könnte z. B. keine freie Berufswahl mehr geben; die „Gesellschaft“, welche mehr Schuster braucht als vorhanden, würde den vielleicht zur Sternkunde oder zur Archivwissenschaft Neigenden und Berufenen zwingen, Schuhe zu machen (vermuthlich nicht erfreuliche!) Das ist nun aber gerade das Aergste an diesem ganzen Unheil! Bei anderen großen Umwälzungen, der geradezu „conservativen“ englischen, der amerikanischen, der großen französischen Revolution konnte man über den Rechtsbruch und das Blutvergießen sich schließlich mit dem weltgeschichtlichen Trost hinwegsetzen:

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Der Sieg der Socialdemokratie dagegen kann nur zerstören, kann nichts schaffen und aufbauen. Und wird auch dieser Sieg nur gar kurzathmig sein, — wie viele höchste Güter unserer Bildung, die Errungenschaften von einem halben Jahrtausend, werden während des Kampfes zerstört werden: oder — nach dem Kampfe — von den Siegberauschten; weh' unseren Museen und Büchereien und wissenschaftlichen Sammlungen, die den „Bourgeois“ theuer waren! Kunst und Wissenschaft werden überhaupt abgeschafft: kann man doch eine Bildsäule nicht essen wie eine Wurst und eine Philosophie nicht trinken wie Schnaps. Die Entbehrlichkeit zumal der Rechtswissenschaft im socialen Staat las ich schon sehr überzeugend bewiesen: da alle Leute zufrieden sind, giebt es keinen Rechtsstreit, kein Vergehen mehr.

Und ist der Taumel vorüber: — ein Deutschland wird es dann nicht mehr geben. Denn nur der deutsche Arbeiter ist — vermöge des verfluchten Hanges zum Weltbürgerthum in unserer deutschen Eigenart — so „idealistisch“, daß er freudig zur Vernichtung des Deutschen Staates helfen wird, während Franzosen und sogar Russen (die äußersten Nihilisten abgerechnet) ihr Volksthum nicht verleugnen und bei dem Zusammensturz der Deutschen Heeres- und Staats-Macht — im Bunde mit den deutschen Empörern — als Sieger in Berlin stehend, vor Allem dafür sorgen werden, daß sich beide niemals wieder zu erheben vermögen.

„Welche Kassandra-Muse!“ wird man sagen.

Absit omen! Kassandra, auf die Niemand hörte, der Niemand glaubte, behielt Recht. Er kam wirklich, er kam „der Tag, da die heilige Ilios hinfiel, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!“ —

„Warum? wird man fragen. Haben wir schließlich, neben unserem guten Gewissen, nicht unser gutes, treues Heer?“

Noch haben wir es. Wie lang wird es währen, bis jenes Gift auch das Landvolk ergriffen hat, aus welchem im Wesentlichen unser Heer hervorgeht? Das ist nur eine Frage der Zeit. Zwar der echte Bauer wird den socialdemokratischen Befehrer eher todt schlagen als unterstützen: aber leider ist der echte deutsche Bauer mit seinem stolzen Selbstgefühl nur in

wenigen deutschen Landschaften noch zu finden: wo, wie im Nord-Osten, Instleute, Kossäten, d. h. unstäte Tagelöhner die Arbeit für den Großgrundbesitzer thun oder wo, wie in Mittel- und Süd-West-Deutschland, der ländliche Grundbesitz allzu zersplittert ist, da werden jene Lehren bald Eingang finden.

„Weshalb? Es geht den Leuten doch nicht schlecht!“

Erstens geht es jenen zum Theil wirklich schlecht. Zweitens ist die Begehrlichkeit und in Folge dessen die Unzufriedenheit auch mit erträglichen Lebensführungen gewaltig gestiegen und es ist drittens in jene breiten Massen eine „Kritik-Fähigkeit,“ ja „Kritik-Wuth“ hineingetragen worden, welcher früher fehlte.

Dazu kommt aber, daß die unaufhaltsame ungeheure Zunahme der Bevölkerung in Deutschland geradezu eine entsprechende Vermehrung der Socialdemokraten bedeutet.

Es werden viel mehr Kinder von „Arbeitern“, von Leuten des IV. Standes, von Minderbemittelten geboren als von Angehörigen des III. Standes: von Eltern höherer Bildung und günstigeren Vermögensstandes. Zwar ist auch die Sterblichkeit dieser gewissenlos in die Welt gesetzten Kinder stark, allein die Zahl der Lebenbleibenden ist doch unverhältnißmäßig größer. Alle diese Kinder wachsen auf unter der eifrigsten Erziehung zur Socialdemokratie, die wirkliche (oder eingebilbete) Noth verstärkt oder verbittert die von den ersten Lebensjahren an geübten Einflüsse der Eltern, der Nachbarn, der Spiel-, bald (leider!) der Arbeitsgenossen. Und nun ist einmal in der Socialdemokratie das Banner gefunden, das allvereinende, unter dem sich — vorläufig — Alle schaaren, die aus irgend einem Grunde, mit Recht oder mit Unrecht, unverschuldete oder verschuldete, mit ihrem Schicksal unzufrieden, von Neid gegen die besser Lebenden, von Haß gegen die Staatsgewalt, gegen den „Klassen-Staat“ erfüllt sind. Alle diese — mögen sie im Herzen auch keineswegs völlig mit den letzten, oft auch ihnen noch verhüllten socialdemokratischen Zielen und Grundsätzen einverstanden sein — Alle diese stimmen jetzt bei den Wahlen mit den Socialdemokraten: ohne Zweifel werden auch die Meisten — nicht Alle! — von ihnen dereinst auf den Barrikaden neben ihnen kämpfen (diese veraltete kindliche Form der Empörung wird übrigens durch Dynamit und Petroleum erheblich verbessert werden).

Aber auch schon jetzt — noch im Frieden — muß diese ganz unaufhaltsam anschwellende Zahl socialdemokratischer Wähler auf das Ernstlichste besorgt machen — wegen des „allgemeinen Stimmrechts!“

Fürst Bismarck hat erklärt, er habe diesen Grundsatz „auf dem Frankfurter Tisch vorgefunden und herübergenommen“: wohl begreiflich damals. Bei dem schweren Kampf, den er zu führen hatte, wollte er die „öffentliche Meinung“, den Liberalismus für sich haben und nicht zurückstehen hinter dem Maß von „Freiheit“, das die Reichsverfassung von 1849 schon gewährt hatte. Unliebe Gäste hoffte er wohl durch die Diätenverjagung fern zu halten aus dem Reichstag.

Niemand bewundert unseren großen Staatsmann mehr als ich, aber das war ein verhängnisvoller Fehler.

Es bedarf keiner Ausführung, — schon Aristoteles hat es gelehrt — daß im Staat nicht die arithmetische Gleichheit der Köpfe, nur die proportionale Gleichmäßigkeit des Rechts — nach der Leistungsfähigkeit und Einsicht — einen Sinn hat: es hat keinen Sinn, daß der „Arbeiter“, der von Recht und Staat gar keine Vorstellung hat, das gleiche Stimmrecht übt, wie der Fürst Bismarck. Wohl verstanden: nicht einen Vermögenscensus verlange ich für das Stimmrecht: die Plutokratie ist von allen Oligarchien mit Recht die verhaßteste: das werden die Reichen in Belgien noch erfahren, die am Wenigsten in ganz Europa für ihre Arbeiter gethan und dabei die Wahlurne für sich allein in Besitz genommen haben! — aber einen Bildungscensus, den nachgewiesenen Besuch von Fortbildungsschulen nach der Volksschule als Voraussetzung des Wahlrechts: dadurch würde auch die unselige Kinderarbeit noch mehr eingeschränkt. (In Italien hat man wenigstens die „Analphabeten“ vom Wahlrecht ausgeschlossen).

Jetzt, nachdem man es gewährt und 25 Jahre beibehalten hat, das allgemeine Stimmrecht einschränken, das wird nicht leicht angehn: nur nach einer niedergeschlagenen Empörung wäre daran zu denken: und zur Gewalt werden die Empörer erst greifen, wenn sie so ziemlich sicher sind, uns nieder zu schlagen.

Dauert nun aber die Vermehrung der unzufriedenen d. h. socialdemokratisch wählenden Bevölkerung fort wie bisher — und es besteht gar kein Grund für Annahme einer Aenderung hierin, zumal die „Sociale Gesetzgebung“ ist ein solcher Grund nicht (s. oben S. 93), — so läßt sich heute schon die Zeit berechnen — mit statistischer Genauigkeit, — da bei Fortdauer des allgemeinen Stimmrechts die Socialdemokraten die Mehrheit im Reichstag haben werden.

Und dann?

Dann hemmen sie die Gesetzgebung und die Regierung des Reichs mit allen der Volksvertretung zustehenden Rechten: z. B. werden sie die Mittel zur Erhaltung und Fortbildung des Reichsheeres versagen. Dann werden wir, d. h. der bisherige Staat, entweder nachgeben: und dann erfolgt jene geheimnißvoll angedeutete „Hinüberleitung“, das „Hineinwachsen“ in die „socialen“ Ideale „auf friedlichem Wege“. — Oder — da das erste doch recht unwahrscheinlich ist, so lang es noch Anhänger des Deutschthums und des Staates im alten Sinne giebt! — diese, d. h. Kaiser, Bundesrath und wir „Bourgeois“ werden gezwungen, uns dem zu widersetzen: was heißt aber das? Dann werden wir genöthigt, als die „Rechtsbrecher“ zu erscheinen: — was doch geradezu unerträglich ist für unser „gutes Gewissen“. Zwischen beiden gleich verderblichen Möglichkeiten steht nur — ein furchtbarer Trost! — die große Wahrscheinlichkeit, daß lange vor jener Zeit ein französisch-russischer Angriff die vaterlandsverrätherischen Neigungen zu viel früherem Ausbruch treibt: dann erliegen wir entweder dem verbündeten äußeren und inneren Feind — und dann? Dann werden freilich Franzosen und Russen

mit den deutschen Socialdemokraten ganz ebenso ein Ende machen wie mit uns. Oder — ein kaum zu hoffender Ausgang! — wir werden mit Franzosen, Russen und innerem Verrath und Aufruhr glücklich fertig: — dann wird allerdings dafür gesorgt werden müssen, daß sich weder der französisch-russische Angriff, noch der socialdemokratische Aufstand jemals wiederholen kann. —

Rußland zwar muß bei diesen Erwägungen gewissermaßen außer Anschlag bleiben, da das Verhalten der Socialdemokraten bei einem Angriff von verbündeten Franzosen und Russen noch als zweifelhaft hingestellt wird: vielleicht — das ist noch sehr gnädig! — werden in solchem Fall die Socialdemokraten befehlen, „daß ihre Angehörigen nur gegen die Russen geführt werden dürfen!“

Man tröste nur ja nicht: „das ist zu schwarz gesehen! Auch die deutschen Socialdemokraten fühlen sich als Deutsche — bei dem Angriff äußerer Feinde werden sie nicht fehlen: sie haben es ja gesagt.“ Ja wohl, einige haben es gesagt — im Reichstag! (Und Herr von Bolmar auch außerhalb desselben. Wie ist es ihm bekommen?) Was aber die Herren wirklich denken — nun, das kam schon auf dem Congreß zu Brüssel ziemlich deutlich heraus, wenn sie auch jetzt noch nicht die letzten Absichten aussprechen. Und was den Glauben an die Wahrhaftigkeit in dieser Partei betrifft, — hat man vergessen, daß manche „Genossen“ die Arbeiter aufforderten, die Zugehörigkeit zu einem socialistischen Verbands ausdrücklich abzulügen, ja unter Umständen auch der Meineid entschuldigt ward? Und dann jagte neulich Herr Bebel im Reichstag, die Socialdemokratie verbreite die Sittlichkeit.

Man erwidere auch nicht: „sollten wirklich die „Socialdemokraten“ — oder viele — der Mobilmachung „passiven Widerstand“ entgegenstellen, einfach nicht kommen, sich verstecken, — nun, dann wird man ein furchtbar Beispiel aufrichten und die Fahnenflüchtigen erschießen.“ Und einstweilen? Das wird hübsch werden, wenn wir ein Armeecorps im Reich umher schicken müssen, um 100,000 Mann einzufangen oder zu erschießen. Und wenn sie nun die Schienen aufreißen und durch die andern bereits angedeuteten Mittel unsere Mobilmachung und unseren Aufmarsch auch nur um Einen Tag verzögern: — der Feldzug kann dadurch entschieden sein!

Man jage endlich nicht: „noch kommen sie.“

Wie lange dauert das „noch?“ Es ist so ausnehmend naheliegende und so verführerisch angenehme Selbsttäuschung, weg zu bleiben, nicht aus Furcht vor den französischen Kugeln — o nein! — sondern weil das Wegbleiben aus Partei-Ueberzeugung geschieht, „weil das Proletariat jeden künftigen Krieg verbietet“.

Und wenn sie, aus Furcht vor dem Standrecht, kommen, was werden diese Soldaten leisten, die im tiefsten Herzen die Vernichtung unseres Reichs, des preussischen Königthums, den Sieg der französischen Republik wünschen und jedem, der es hören will, laut zurufen, nicht der französische Soldat, nur der deutsche Bourgeois ist der Feind des deutschen Arbeiters? Die einmüthige Begeisterung des (mit verschwindenden Ausnahmen) ganzen deutschen

Volkess vom Jahre 70 wird nicht wiederkehren, so lange die Socialdemokratie in Deutschland noch Anhänger zählt.

Man wird einwenden: „ja, was soll denn nun gegenüber diesen Gefahren die Reichsregierung thun, der „das Zusehen mit verchränkten Armen“ (oben Heft 177 S. 407) vorgehalten wurde? Wätte sie vielleicht das Socialistengesetz erneuern sollen?“

Darüber kann man verschiedener Meinung sein. Nur der Meinung der Fortschrittspartei kann man nicht sein, daß alle „Ausnahmsgesetze“ zu verwerfen seien.

Dieser Satz ist ein Hauptklopper, eine wahre Paraderozinante, aus dem Stalle der altberühmten Steckenpferdcavallerie des schneidigen Reiterführers Herrn Eugen Richter. Ihm ist einfach zu entgegnen: „Ausnahmsgefahren erheischen Ausnahmsgesetze.“ Oder wollen die Herren auch für den Kriegszustand die Verkündigung des Kriegrechts nicht mehr verstaten? Erneuerung des alten Socialistengesetzes würde sich nicht empfohlen haben, wohl aber Erziehung desselben durch ein — weiteres.

Ich bestreite nicht, daß das Alte gelegentlich auch schädlich gewirkt hat. Aber freilich hat es auch gar sehr nützlich gewirkt. Fürst Bismarck hat einmal gesagt, man muß Lob oder Tadel der Feinde über eine Maßregel vorahnen oder nachträglich beachten. Wohlau: vor kurzem las ich in einer socialdemokratischen Schrift die Versicherung: „unter dem Socialistengesetz wäre es ganz unmöglich gewesen, die Verhegung (Verzeihung! „Agitation“) auf das flache Land unter die Landbevölkerung zu tragen.“ Was aber die Verpestung auch noch des Landvolkes bedeutet, das ward oben (S. 94) ausgeführt. Es mußte also durch ein weiteres Socialistengesetz verhütet bleiben die offene gemeinschädliche „Agitation“, die da wirkt auf die Seele unseres Volkes wie Brunnenvergiftung. Man bedenke: bisher glaubten wir, die Frauen und Mädchen der Arbeiter müßten unsere besten Bundesgenossen gegen eine Lehre sein, welche es recht übel mit ihnen vorhat: das Weib, wenn es noch nicht Megäre ist und mit Entsetzen Scherz treibt, ist aus Instinkt ideal und conservativ angelegt. Aber leider lehren Erfahrungen z. B. in schlesischen Gebieten, daß das tödtliche Gift jener Lehren auch schon manche Weiber ergriffen hat: was schadet denn die Aufhebung der Ehe und die Einführung der freien Liebe? (— die freilich noch nicht von Allen Socialdemokraten gelehrt wird —) Nichts! Denn nicht die uneheliche (oder verlassene eheliche) Mutter hat dann — wie heute — die Kinder zu erhalten, das ist ja Sache der „Gesellschaft“, die das „Recht auf Arbeit“ anerkennt, jedem Arbeitsgelegenheit verschafft und den Arbeitsunfähigen selbst erhält (das letztere thut freilich schon lange die deutsche Gemeinde und neuerdings sogar der Staat der gehassten „Bourgeois“ auch).

Das „Körnchen Vernunft“, das unzweifelhaft in der socialdemokratischen Bewegung liegt, die an sich durchaus nicht unberechtigt ist, hat, vergiftet, ein Unkrautwächsthum von Unvernunft emporwuchern lassen, das uns Alle, aber wahrlich nicht am Wenigsten die Arbeiter selbst, mit dem Untergang von Staat, Volk, Wirtschaft und Bildung im weitesten Sinne bedroht.

Wenn die Dinge ungehemmt so fortwachsen, so sind Kaiser und Heer und Reich, so sind alle Regierungen, so ist der Staatsgedanke, so ist die deutsche Volksart, so ist alle europäische Bildung, die Entwicklungsarbeit von Jahrhunderten verloren, nicht, um Raum zu geben einem Höheren, sondern einem Chaos, aus welchem, nach Vernichtung von Allem, was uns theuer, neues Leben sich nicht entwickeln kann.

Und unsere einzige Hoffnung auf Rettung ist (— gewiß nicht Uneinigkeit innerhalb der Umsturzpartei: das ist eine weitverbreitete Selbsttäuschung: gegen uns sind sie — wie die Franzosen! — Alle einig —) ein verfrühter, und deshalb scheiternder Losbruch. Und diese einzige Hoffnung ist — bei der abmahnenden Klugheit der Führer und der abschreckenden Gefährlichkeit solchen Wagnisses vor der Zeit — durchaus nicht im Allermindesten zu hoffen.

Ergebnis?

Nach Moltke's Vorbild seine Schuldigkeit thun bis zum Aeußersten.

Nach König Teja's Vorbild: Heldenthum bis zum letzten Athemzug auch ohne Hoffnung auf Sieg. —

Zu solch düsteren Betrachtungen gab uns Anlaß das Benehmen der Bevölkerungen von Schlettstadt und von Paris im Jahre 1870 und 1871: und doch haben diese französischen Arbeiter sich wenigstens nicht durch das Niederträchtigste besleckt: durch verrätherisches Einverständnis mit dem Kriegsfeind! — —

## XV.

Recht schonend, aber doch auch recht unverkennbar tadelnd werden „die Operationen des Großherzogs von Mecklenburg“ Ende November gegen Le Mans und Tours besprochen: S. 186, unerachtet des dringenden „Befehls aus dem großen Hauptquartier“ (d. h. eben Moltke's!) „unverzüglich nach Beaugency abzurücken, um dem rechten Flügel der II. Armee „die dringend erforderliche Verstärkung dem weit überlegenen Feinde gegenüber“ zuzuführen — „selbst ein Ruhetag wurde abgeschlagen und die äußerste Beschleunigung des Marsches gefordert“ — „schickte der Großherzog das baierische Corps nicht in der kürzesten Richtung auf Beaugency, sondern immer noch auf Tours:“ ja — und der nun folgende Satz birgt scharfe Spitzen —: „das Auftreten feindlicher Streitkräfte bei Brou wurde für bedeutend genug gehalten, um sich dorthin zu wenden und den befohlenen Marsch an die Loire vorerst noch zu verschieben“ (!). Und zwar obwohl Moltke ausdrücklich mitgetheilt hatte, daß nicht von jener Richtung ernste Gefahr drohe!

Da ist es denn freilich vollbegreiflich, aber auch schwer wiegend, wenn es gleich auf der folgenden Seite heißt: „es war inzwischen vom großen Hauptquartier (d. h. eben von Moltke), um Einheit in die Operationen zu bringen (! also hatte bisher solche Einheit nicht geherrscht: der so scharf „befohlene Marsch“ war eben nicht ausgeführt worden!), der Großherzog

dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl unterstellt, auch General von Stosch abgeschickt worden, um die Geschäfte als Chef bei der Armeeabtheilung des Großherzogs zu übernehmen.“ Die Meinung, die damals daheim in Deutschland häufig und lebhaft geäußert wurde, diese beiden Maßregeln verriethen, daß man in Versailles mit der Feldherrnschaft des Großherzogs nicht ganz einverstanden war, scheint daher so ganz unbegründet nicht gewesen zu sein. — Erwägt man Moltke's überaus zurückhaltende Ausdrucksweise, so muß man auch noch bei späterem Anlaß einen sehr bitteren Tadel über die Durchkreuzung und Nichtbefolgung seiner Befehle durch den Großherzog herausfühlen: S. 246. „Ein Schreiben des Chefs des Generalstabes aus Versailles hatte darauf hingewiesen, wie sich der V. Cavallerie-Division (des Generals von Rheinbaben) voraussichtlich durch Angriffe in Flanken und Rücken der weichenden Colonnen des Feindes sehr günstige Erfolge darbieten dürften, auch war vom Kronprinzen bereits Befehl an dieselbe ergangen, am 15. December mit allen Kräften weit über Brou hinaus vorzustoßen. Dem entgegen folgte am 16. die Division einer ihr übermittelten Weisung des Großherzogs, dessen Befehl die Division nicht unterstellt war, am Mèze-Bach Stellung zu nehmen.“ „Sapienti sat!“ — Auch wenn es S. 270 von Herzog Wilhelm von Mecklenburg heißt, „da die Stadt St. Amand mißverständlich geräumt worden, befahl der Herzog den weiteren Rückzug seiner VI. Cavalleriedivision,“ und darauf S. 273 „er war mündlich im Hauptquartier Vendôme bereits angewiesen, ungesäumt nach St. Amand zurückzukehren,“ so erhellt daraus wenigstens eine, wenn auch unverschuldete, verfehlte Bewegung. —

## XVI.

Rösthlich wirkt der leise Humor, mit welchem die zuweilen ganz unglaubliche Leichtsinngigkeit der Franzosen geschildert wird: zumal in der prüfungslosen Annahme und Deutung günstiger Nachrichten: am 30. November war bei einem Ausfall aus Paris auf kurze Zeit ein Dorf Epinay in der nördlichen Einschließungslinie besetzt worden. „Man nahm nun in Tours ohne Weiteres an, daß dies das gleichnamige Dorf südlich (bei Longjumeau) sei und daß sonach die Vereinigung der Armee von Orléans mit der von Paris kaum noch ein Hinderniß finden werde. Der Freischaar Cathelineau wurde aufgegeben, schleunigst den Wald von Fontainebleau zu besetzen, dem Land aber die bevorstehende Vernichtung der Deutschen verkündet.“ „Die großen Worte können sie nicht lassen,“ meint der Schwabenherzog Burchard in meiner „Deutschen Treue.“

Allein statt der Vernichtung der Deutschen erfolgte nun die immer stärker zunehmende Auflösung der großen, aber völlig unerzogenen Massen von Unglücklichen, welche Gambetta immer wieder und von allen Seiten gegen Paris oder gegen Belfort und in das Verderben trieb. Immer größer wird die Zahl der unverwundeten Gefangenen, welche die Geschlagenen bei Amiens



S. 219, bei Le Mans S. 295, 300, an der Vifaine: S. 344 zurückfließen, die Nationalgarden „zer schlagen ihre Gewehre“ S. 220, die Ketten aus der Bretagne „eilen in wilder Flucht“ aus der Schlacht, S. 392, und „kehren dann — einfach „in ihre Heimat zurück.“ „Ihnen schlossen sich die im Lager von Conlie verbliebenen Truppen an, nachdem sie dasselbe geplündert (!) hatten.“ Dabei wurden Gefahren, welche die Ueberzahl den Deutschen bereitete, durch unser Glück oder durch die Unge schicklichkeit oder durch die Unthätigkeit und den Mangel an Selbstvertrauen, an Thateifer der feindlichen Führer von uns abgewendet: so „droht (in der Schlacht an der Vifaine 16. Januar) ihr Fußvolk nur mit dem Durchbruch, ohne zur Ausführung zu schreiten,“ . . . so stehen bei Chazey zwei ganze Divisionen den schwachen Deutschen gegenüber — „sie unternahmen nichts!“ So blieben in der Schlacht bei Amiens (17. Nov.) „die wichtigen beiden Straßen zwischen den Deutschen Corps von Truppen völlig entblößt, während an ihrer Gabelung eine ganze französische Brigade hielt, freilich ohne irgend etwas zu unternehmen! Dieses Vacuum wurde zunächst nur durch das zahlreiche Gefolge und die Stabs wache des Obercommandirenden ver schleiert, dann durch das zur Bedeckung des Hauptquartiers bestimmt gewesene Bataillon einigermaßen ausgefüllt; die Linie der angreifenden Deutschen zerriß in der Mitte bei der unverhältnißmäßigen Ausdehnung des Schlachtfeldes: die darin liegende Gefahr ward lange Zeit nur durch die Unthätigkeit der Gegner abgewendet.“

## XVII.

So anerkennend, ja, rühmend Moltke auch jetzt noch die „Hingebung“ die „Uner schrockenheit“ (des französischen Geniecorps, z. B. S. 359, 360, Schlacht am Mont Valerien 10. Januar,) die Tapferkeit der französischen Truppen; (zumal, „wie fast immer, in Vertheidigung von Baulichkeiten,“ im Häuserkampf, Gefechte bei Dijon, 21. und 23. Januar, S. 375, vgl. S. 362 „die tapferen Vertheidiger von St. Cloud“) hervorhebt, — in diesem Abschnitt des Krieges werden die schweren Schäden, welche dem unglücklichen Lande theils die liebhaberhafte Kriegführung der Gambetta und Freycinet, theils die Rücksicht auf die „gute Laune“ der Pariser zufügten, schonungslos aufgedeckt. So lassen die Vertheidiger von Paris, obwohl sie die Durchbruchversuche vom 30. November und vom 2. December ohne Hilfe von Außen als ziemlich hoffnungslos betrachten, gleichwohl die hierzu bestimmten Truppen „aus Besorgniß vor dem Volkswillen“ auf dem linken Marne-Ufer, während „der Donner der Geschütze vom Mont Aron einstweilen noch die Pariser bei guter Laune halten mußte.“

Da beschließt die „Regierung“ (d. h. die Advocaten und anderen Redner) zu Paris, gedrängt durch die öffentliche Meinung, eine neue Massenunternehmung.“ Zwar machen die Generale geltend, Ausfälle ohne Mitwirkung eines Entjahreeres versprächen „keinen Erfolg; aber am 8. Januar hatte der Minister Gambetta den Sieg der Nordarmee bei Vapaume verkündet und

aufserdem das Vorgehen“ beider Loire-Armeen verheißen. Hienach rieth General Trochu, wenigstens den Augenblick abzuwarten, da die Einschließung von Paris sich durch neue Entsendungen schwächen müßte, stieß aber auf den Widerstand der übrigen Regierungsmitglieder, insbesondere des Herrn Jules Favre. Dieser erklärte „die Maires seien ungehalten über das Bombardement (!“, den Vertretern der „Stadt“ müsse Einsicht in die militärischen Verhältnisse gewährt werden<sup>1)</sup>, und überhaupt hätte längst schon gehandelt werden müssen (!!)" „So ward denn am 15. Januar endgiltig beschloffen, die deutschen Linien . . . zu durchbrechen.“

Und in jenen Tagen nun erfolgte die Kriegsleitung „von dem grünen Tisch“, S. 227, zu Tours aus! Da wird dem General d'Aurelles de Paladine befohlen, „die Stellung von Orléans zu halten“ (S. 227), welche aber thatsächlich bereits durchbrochen ist! Gerade in diesem Abschnitt des Feldzugs erhalten französische Heerführer von dem lobfargen Moltke schönes warmes, den deutschen Leser (wie gewiß den gemäßigten französischen) tief wohlthuend berührendes Lob. Da heißt es von Chanzy (S. 235), „wohl dem tüchtigsten von allen Führen, welche die Deutschen im Felde zu bekämpfen gehabt haben“: — ein Zeugniß aus dem Munde des Siegers, das dem von seinen Landsleuten vielfach verunrechteten Helden noch in das Grab nachgerufen wird — „in kurzer Frist stellte er den inneren Halt der geschlagenen Truppen dermaßen wieder her, daß sie selbst . . . angriffsweise vorzugehen vermochten.“

„Wirklich“ — heißt es von ihm S. 266 — „hatte er die (nach Moltke richtige) Absicht, vom Westen her durch ein gemeinsames Vorgehen mit Faidherbe (vom Norden) und Bourbaki (vom Süden) Paris zu entsetzen, das sich, wie General Trochu ebenfalls ganz richtig geschrieben hatte, nicht aus eigener Kraft befreien konnte, auch bei gelungenem Durchbruch für die Mittel zur Ernährung auf das gleichzeitige Erscheinen eines Entsatzheeres angewiesen war. Chanzy ließ (23. December) Gambetta wissen, nur ein gemeinsames und halbiges Vorgehen vermöge den Fall der Hauptstadt zu verhindern. „Aber der Minister glaubte ein besseres Mittel zu wissen. Von einer ganz anderen Verwendung der Armee Bourbaki's erhielt Chanzy erst am 29. December Kenntniß!“ Das deutsche Heer sollte „demoralisirt“ werden. (Wodurch? Durch einen Einbruch Bourbaki's in das Elsaß und in das Badische. Das ward aber noch nicht verrathen!) „Im Uebrigen enthielt die Antwort weder gemessene Befehle, noch genügende Auskunft. „Vous avez décimé les Mecklenbourgeois, les Bavares n'existent plus (wir Armen!), le reste de l'armée est déjà envahi par l'inquiétude et la lassitude. Persistons et nous renverrons ces hordes hors du sol, les mains vides!“ Die „großen Worte“ u. s. w. oben S. 100. Aber es kam anders!

<sup>1)</sup> So würde es wohl auch bei uns gehen, wenn gewisse Leute Ober-Wasser bekämen!

„Bei so unklaren Aeußerungen (wie vernichtend wirkt dieser verhaltene Hohn!) der obersten Heeresleitung beschloß General Chanzy, eigener Kraft vertrauend, den Zug auf Paris ohne andere Hilfe auszuführen; aber bald sah er sich selbst aufs Ernsthafteste angegriffen“.

Wir armen Baiern, „welche nicht mehr existirten“, rückten alsbald vor Paris in die Stelle des an das Südheer abgegebenen II. Corps ein und zählten zu Anfang des neuen Jahres bereits wieder 17,500 Mann und 108 Geschütze, müssen also eine überraschende Fähigkeit haben, uns aus dem Nichts wieder herzustellen.

An das Unwahrscheinliche grenzt für uns kühlere „barbaros du Nord“ die Vertrauensseligkeit, die beneidenswerthe rosige Erwartung des Gelingens, welche diese Kelto-Romano-Franken auch nach den empfindlichsten Enttäuschungen nicht verläßt: sie planen etwas und sofort wird das Gelingen des Plans als ein gesicherter Werth, mit dem man weiter rechnen darf, für weitere Unternehmungen in Ansatz gebracht: „escomptirt“ jagt man an der Börse geschmeidig, „sich etwas in die Tasche lügen“, jagt man in plumpem Deutsch. So hat der erfindungsreiche Tulder (nicht Odysseus, sondern) Freycinet wieder einmal — nach so vielen mißlungenen — einen neuen Plan ausgeheckt und der Dictator Gambetta hat ihn gut geheißert (Ende December): einen Vorstoß von drei Corps von Beaune auf Dijon in Vereinung mit Garibaldi! und Crémier. Noch sind die Leute gar nicht „eingeschifft“ (auf der Eisenbahn; ein verflucht schneidiger „Tropus“, der in unsere Heeresprache eingebrochen ist) und schon wird mit dem gar nicht anzuzweifelnden Sieg von Dijon weitergerechnet: „les victorieux de Dijon“ (!) werden dann leicht „même sans coup férir“ die Aufhebung der Belagerung von Belfort bewirken: „die bloße Anwesenheit dieser Masse von weit über 100,000 Mann genüge, um alle Angriffe der Deutschen auf die nördlichen Festungen aufhören zu lassen, jedesfalls habe man die Gewißheit, sämtliche Verbindungslinien der feindlichen Heere zu durchschneiden!“ Lieber Gott im Himmel! Die Ostarmee hat Dijon nicht erobert, Belfort gar nicht gesehen und ist, nach Abschneidung all ihrer Verbindungslinien von den Schweizern entwaffnet worden, — das war das einzige Mittel, das sie vor Vernichtung oder Gefangenschaft noch zu retten vermochte.

Schönes Lob erntet dagegen der „unsichtige“ Befehlshaber von Belfort für seine kräftige Behauptung des Vorterrains und die gesammte unerstickene Vertheidigung, während dem „tapferen“ (S. 383) Bourbaki (obwohl ausdrücklich hervorgehoben wird, wie ungerecht es war, ihm die Schuld des gänzlichen Mißlingens des nicht von ihm (sondern von de Freycinet) geplanten und befohlenen, nur von ihm ausgeführten Feldzugplanes aufzulasten) doch einmal ein recht scharfer Tadel nicht erspart wird: er hatte sich einmal „unter dem berauschten Eindruck eines Sieges“ — der Tag von Villersexel, 9. Januar, mit 700 — unverwundeten — gefangenen Franzosen war aber kein französischer Siegestag! — der Unthätigkeit hingegeben.

„Le général Billot“ — meldete er an die Regierung von Bordeaux — a occupé Esprels et s'y est maintenu“: wir wissen, daß er dort gar nicht angegriffen wurde und daß es ihm nicht gelang, den General von der Goltz aus dem nahen Moimay zu verdrängen. „Le général Clinchant a enlevé avec un entrain remarquable Villersexel“: aber der Kampf am 9. war auf deutscher Seite nur durch einen Theil des XIV. Corps geführt, um den Marsch des Ganzen auf der rechten Flanke zu sichern. Während dann diese Bewegung aufs Eifrigste fortgesetzt wurde, blieb das französische Heer zwei Tage lang stehen, gefechtsbereit und in der sicheren Erwartung, daß nun der (doch als geschlagen bezeichnete) Feind „zum Angriff auf die Uebermacht vorbrechen wird“. In diesen Sätzen liegen schwere Verurtheilungen des unglücklichen Feldherrn, der übrigens fast — gleich Mac Mahon in den Tagen vor Sedan (oben Heft 177 S. 393) — unser Mitleid erweckt, wie das Verderben von allen Seiten über seine innerlich gebrochenen Schaaren hereinstürzt, wie in dem einberufenen Kriegsrath alle seine Generale erklären, daß sie für ihre Truppen nicht mehr einstehen können !! S. 390, während er aus dem fernen Bordeaux fort und fort angewiesen wird, „zu siegen!“ Das rasche und tiefe Sinken kriegerischen Geistes in den Mannschaften tritt in diesen letzten Wochen des Feldzuges auf allen Schauplätzen des Kampfes hervor: wie in dem Heere Bourbaki's während der Gefechte bei Dijon (S. 314: „die Franzosen ließen sich das Alles gefallen, ohne etwas Ernstliches dagegen zu unternehmen“), so bei den Truppen Faidherbe's im Norden, wo der (übrigens nur mühsam erkämpfte) Sieg bei St. Quentin (19. Januar) den Deutschen 9000 unverwundete Gefangene in die Hände gab.

Au diese Schlacht knüpft Moltke (S. 324) eine höchst lehrreiche Ausführung über die „Verfolgung“: „nach der Theorie soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der Alle, besonders auch die Laien (!), zustimmen und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte weist wenig Beispiele auf, wie das berühmte von Belle Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidloser Wille dazu (die Franzosen liebten es doch so sehr, die deutschen Feldherrn und vor Allem Moltke als mitleidlose „Sans entrailles“ hinzustellen), einer Truppe, welche 10 oder 12 Stunden marschirt, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung auf's Neue Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen. Aber auch diesen Willen vorausgesetzt, hängt die Verfolgung noch ab von der Art, wie der Sieg gewonnen ward. Sie wird schwer ausführbar, wenn alle Abtheilungen auf dem Schlachtfelde, wie bei Königgrätz, so durcheinander gerathen sind, daß Stunden erforderlich werden, um sie erst wieder in taktischen Verbänden herzustellen oder wenn, wie bei St. Quentin, alle, auch die letzten Truppen in das Gefecht verwickelt waren, so daß eine intakte geschlossene Infanterieabtheilung nicht mehr verfügbar ist. Ohne die Unterstützung einer solchen wird die Cavallerie, vollends bei Nacht, von allen Bodenhindernissen und jeder kleinsten Postirung des Feindes aufgehalten, allein die

Aufgabe selten lösen. General von Goeben nahm die Verfolgung des geschlagenen Feindes erst am folgenden Tage auf.“

## XVIII.

Wiederholt (z. B. schon bei Spichern, oben Heft 176 S. 204) haben wir den Oberfeldherrn den Unterfeldherrn gegen unbegründeten Tadel vertheidigen sehen: es ist gar schön zu lesen, wie wohlwollend, wie gerecht er auch hierbei Lob und Tadel abwägt, zumal wie er sich selbst des Irrthums zeilt, seine Unterführer zu entlasten.

So erhält General von Manteuffel hohes Lob — genauer gesagt, kommt es seinem Generalstabschef von Lewinski, jetzt Befehlshaber des VI. Corps, zu — für den so früh gefaßten Plan, den voraussichtlich mißlichen Rückzug der Ostarmee durch ein Vorgehen nach dem Doubs unterhalb Besançon zu durchschneiden.

Aber auch öffener Tadel wird ihm nicht erspart (S. 373), als er dem General von Kettler Befehl erteilt, das inzwischen geräumte und von dem Feind mit gewaltiger Uebermacht besetzte stark befestigte Dijon (mit nur 5½ Bataillon) zu nehmen: „Man schlug (hierbei) den Gegner allzu gering an:“ „das Ganze bildete eine Stellung, welche gegen sehr viel größere Kräfte behauptet werden konnte“: nochmals wird S. 370 dieser Auftrag geradezu als „unausführbar“ bezeichnet: „aber das kühne Vorgehen einer schwachen Brigade bannte ein ganzes Heer in Unthätigkeit.“ Der Gegner Garibaldi spielt dabei eine recht traurige Rolle: in der Wirklichkeit: er ließ sich mit seinem Heer von ein paar Bataillonen viele Tage lang in Schach und Schen halten, werthvolle, ja entscheidende Tage, in denen von Manteuffel seinen Zug ungestört fortsetzen konnte, der den General von Werder und die Belagerung von Belfort decken und der Ostarmee den Rückzug abschneiden sollte: aber auch in Moltke's Darstellung: es ist geradezu lächerlich, wie der alte Haudegen sich endlich in Bewegung setzt, in drei Colonnen vorrückt, aber die Bewegung nur eine Meile weit reicht! „Er beobachtet von einer Höhe die ihm entgegengerückenden Recognoscirungsabtheilungen der Deutschen und kehrt dann unter den Klängen der Marseillaise (!) nach Dijon zurück.“

Recht herzlich wenig hält Moltke von der Feldherrnkunst des wackeren Freischaarenführers, der dereinst mit nur 1000 Mann ein freilich gar wurmstichiges und vielfach verrathenes Königreich erobert hatte. Es bedeutet immer Uebles, bedient sich Moltke der Gänsefüßlein: — er läßt mit Vorliebe die öffentliche Meinung auf solchen auftreten (was zu ihrem Weichnatter und ihrer Albernheit meist trefflich paßt), und es ist recht, recht boshaft von ihm, daß er S. 373 bei General Garibaldi das Wort „General“ — wie sonst niemals! — hinten und vorn mit einer Wache von solchen Gänsefüßlein umhegt, welche nichts weniger als eine Ehrenwache sein soll. Noch einmal wird Garibaldi's gedacht: S. 393 heißt er der General diesmal ohne Gänsefüßlein. Aber ein außergewöhnliches Maß von leisem Spott wird ihm auch hier zu

Theil: er erhielt den bestimmten Befehl, nur etwa 10,000 Mann in Dijon zu belassen, mit der Masse seiner Streitmacht aber sofort über Dôle heraus vorzugehen. „Aber der General trug noch immer Sorge um Dijon“: — das ist nun recht ausgeücht böshaft, da im Vorhergehenden der unglaublich grobe Fehler des „Generals“ nachgewiesen worden, sich mit seinem ganzen Heer von ein paar Bataillonen „in der Sorge um Dijon“ festnageln zu lassen, während die Badener die rettende und entscheidende Flankenbewegung vollzogen. „Er entsendete nur ein schwaches Häuflein . . . hinter den Canal von Bourgogne. Von 700 Freischärlern, die gegen Dôle vorgegangen waren, hat man dort niemals etwas verspürt.“ (!) Vielmehr verblieb der General in Dijon, „um daß er immer noch Sorge trug.“ War er doch „unter den Klängen der Marseillaise“ dorthin zurückgekehrt von einer — unblutigen — Auschau nach den anrückenden Deutschen.

Barnes Lob wird wie von Manteuffel auch dem General von Werder gespendet: ausdrücklich wird anerkannt, daß man in Versailles (d. h. Moltke) die plötzlich ganz veränderte, jenen Feldherrn auf das Außerste bedrohende Kriegslage, den Zug eines neuen französischen Heeres zum Entsatz von Belfort erst recht spät erkannt habe. Vierzehn Tage lang war diese Bewegung Moltke, wie dem zunächst bedrohten XIV. Corps selbst, völlig verborgen geblieben. In diesem Augenblick höchster Gefahr — „stündlich konnte der Angriff des überstarken Gegners erwartet werden“ — erlebt nun der deutsche Leser höchste Freuden an dem Verhalten der drei Männer: Moltke, Werder und Manteuffel. Werder, „den ganzen Ernst seiner Lage in Versailles zur Sprache bringend“, fragt telegraphisch an, ob unter diesen Umständen, welche die Existenz seines ganzen Corps auf's Spiel setzen, die Belagerung von Belfort aufrecht erhalten werden soll? Die gefrorbenen Flußlinien gewähren ihm keine Deckung mehr, andererseits beraubt ihn der Schutz der Einschließung von Belfort jeder Freiheit der Bewegung. Moltke befiehlt: Ja, weil nicht abzusehen war, wo der einmal begonnene Rückzug der Deutschen enden würde: von Werder erhält also den Auftrag, seine Stellung zu behaupten, ohne daß ihm die geradezu unentbehrliche Verstärkung versprochen werden kann, und mit der klaren Erkenntniß eines möglichen unglücklichen Ausgangs der Schlacht, d. h. der Vernichtung seines ganzen Corps, freilich unter ausdrücklicher Entbindung von der Verantwortung — Das ist nun geradezu großartig, das ist echt heldenhaft, das ist, in neuzeitliche Verhältnisse und auf ganze Heerichaaren übertragen, jener markerschütternde Zug der Heldenjage, nach welchem mit vollem Bewußtsein einzelne Helden von dem König kurzweg den Auftrag erhalten, zur Rettung des Ganzen z. B. zur Deckung des Rückzuges, in einem Engpaß, an einer Furt oder Brücke, stehen zu bleiben und sich zu opfern — ein Zug, den ich im IV. Band des „Kampfes um Rom“ (König Teja hemmt so das Nachdrängen des Marjes) verwerthet habe. Noch schöner freilich ist es, wenn der Held ohne solchen Befehl, von freien Stücken, das Werk der Selbstaufopferung vollführt: das habe ich in dem

Schluß der Kreuzfahrer (Friedmuth von Fragsburg deckt die Furth bei Elbing) und in Skirnir gebracht.

Am Allerergreifendsten aber ist es, wenn solche Selbstaufopferung nicht Sage oder Dichtung, sondern Geschichte ist: und das geschah damals: ohne den (verzögerten) Befehl abzuwarten, that General von Werder von sich aus das Heldenhafteste, was ihm, ohne daß er es wußte, einstweilen zugemuthet und befohlen war.

„Dem General von Werder wurde daher der bestimmte Befehl ertheilt, die Schlacht vorwärts Belfort anzunehmen. Wie nur billig, wurde er dadurch von der moralischen Verantwortung, für alle Folgen entlastet, welche der vielleicht unglückliche Ausgang des Kampfes haben konnte. Aber ehe noch dieser Befehl einging, hatte der General ihm schon aus eigener Entschließung entsprochen.“

Man muß sagen: alle höchsten Mannestugenden unseres Volkes traten damals als das Selbstverständliche — ohne ein „mot sonore“ — schlicht und schweigend, wie die Nothwendigkeit der Ehre, hervor. Es ist erschütternd, dieses Zusammenwirken germanischer Helden, von denen jeder dem Andern das Höchste als selbstverständlich zumuthet und jeder das Höchste an Aufopferung leistet, ohne den Befehl hierzu abzuwarten. Und auch Mantouffels Entschluß, nicht dem hart bedrängten Waffenbruder auf kürzestem (obzwar dann höchst schwierigem) Wege zu Hilfe zu eilen, ihn vielmehr einstweilen noch der eigenen Widerstandskraft zu überlassen, aber den Marsch so einzurichten, daß der Gegner, wenn sich nur der Freund, mit äußerster Anspannung aller Kräfte, behauptet hat, von hinten abgefangen und vernichtet wird, ist hart, ehern: — es hat etwas vom Altnordischen, dies ganze Wesen — aber großartig, Moltke und Lewinski theilen sich in den Ruhm dieses übrigens auch von Mantouffel sofort eifrig ersaßten Gedankens.

Und so wurden sie denn von den tapferen Mannen, den alten Vorkämpfern des deutschen Heerbanns, allein gekämpft, die furchtbaren Kämpfe an der Bisaine in jenen eisigen Januartagen (15—17). So todtmüde waren die wackeren Leute — auch die Verpflegung gerieth damals ins Stocken — vom Marschiren, Wachen, Fechten, daß, mitten in der Schlacht, unter dem Brüllen der Kanonen und dem Knattern der Gewehre, die Jäger, die Büchse im Anschlag, auf dem blutigen Schnee — einschloßen! Ihre Offiziere mußten sie wecken — mitten im Donner der Schlacht!

## XIX.

Gar strenge geizt Moltke mit Worten des Lobes für Führer und Mannschaften: höchste Pflichterfüllung gilt ihm eben als selbstverständlich. Nur ganz ausnahmsweise wird ein Körnlein Anerkennung gesendet: Den Brandenburgern, den Pommern, nochmals den Pommern bei Pouilly (S. 370), den Baiern in Bazeilles, den Reitern der „Todesritte“ (Heft 177, S. 387), dann (S. 242) für die viertägigen Kämpfe vom 7. – 10. December den Truppen

des Großherzogs und den Baiern, welche von den 3400 Mann deutschen Verlustes mehr als die Hälfte zu tragen hatten: „der Großherzog verdankte es der Tapferkeit aller seiner Truppen, daß er sich (mit seinem Häuflein) dreier französischer Armeecorps erwehren konnte.“

Dann bei dem Zug der II. Armee auf le Mans, wo sich der Winter in aller Strenge geltend machte, die Reiter abstiegen und die Pferde am Zügel über das Glatteis führen mußten, das ganze Fuhrwerk bei dem Zustand der Wege nicht folgen konnte, die Bekleidung mangelhaft, die Ernährung spärlich war. „Aber guter Wille, Ausdauer und Mannszucht überwandten alle Schwierigkeiten.“ Neuere — deutsche — Beurtheiler der Deutschen Kriegführung haben an der Verwendung und auch zuweilen an der Haltung, zumal der Reiterei, auch wohl des Fußvolks mancherlei zu mäkeln gefunden: nur dem Geschütz sprechen sie nach beiden Richtungen uneingeschränktes Lob zu. Damit stimmt Moltke wenigstens insofern überein, als er wiederholt die Leistungen dieser Waffe ganz besonders hervorhebt: so (S. 264) bei der Beschießung von Paris („sie hatten besser geschossen, als sie selbst vermutheten“) ferner S. 240, 242, 249, 300, 309, und von den ruhmreichen Kämpfen an der Loire wird bezeugt, daß „nicht zum Wenigsten die Leistungen der Artillerie“ den Sieg entschieden: diese allein verlor in 4 Tagen 255 Mann und 300 Pferde, schließlich waren die stählernen Rohre fast sämtlicher leichten Batterien der XXII. Division und die meisten baierischen durch Ausbrennen der Keillochfläche unbrauchbar geworden.

Die Franzosen hatten auch einen starken Eindruck von der Ueberlegenheit dieser deutschen Waffe: oft hörte man in Frankreich zwischen dem 8. August und Mitte September von gefangenen Offizieren das Wort „vous nous avez écrasé par votre artillerie.“

## XX.

Ergreifend wirkt es, wie der als „kühl bis ans Herz hinan“ geschilderte Feldherr glühwarm wird bei der Erzählung des einzigen Gefechts, in welchem die Franzosen eine Deutsche Fahne — nicht erobert, nein: gefunden haben. Es ist das Blutbad bei Pouilly, vom 23. Januar, in welchem die wackeren Pommeren die Fahne des II. Bataillons des 61. Regiments einbüßten.

Die Schilderung liest sich wie eine Schlachtballade.

Es wird als ein Fehler angedeutet, daß „man durchaus darauf bestand, die große für Infanterie allein fast uneinnehmbare Fabrik von Pouilly zu stürmen.“ Nachdem alle älteren Offiziere gefallen, hatte ein Premierlieutenant, dessen Pferd erschossen und der selbst verwundet war, die Führung des II. Bataillons übernommen. Sobald die V. Compagnie, nur 40 Mann stark, aus dem nahen Steinbruche hervortrat, wurde sie von allen Seiten aufs Heftigste beschossen. Der Führer wurde sogleich verwundet, und der Sergeant, welcher die Fahne trug, brach nach wenigen Schritten todt zusammen, so auch der zweite Lieutenant und der Bataillonsadjutant, welche das



Banier wieder erhoben. Dasselbe ging nun von Hand zu Hand: erst die Offiziere, dann die Mannschaft: alle seine Träger fielen. Die braven Pommeru drangen dennoch bis an das Gebäude heran: aber dasselbe hatte auf dieser Seite überhaupt keinen Eingang und schließlich führte der Feldwebel den Rest der kleinen Schaar nach dem Steinbruche zurück. Hier erst wurde die Fahne vermisst. Freiwillige gingen noch in der Dunkelheit vor, um sie zu suchen, aber nur Einer kehrte unverwundet zurück. Erst später fanden die Franzosen das Feldzeichen von Kugeln zerrissen in einer Blutlache unter Leichen auf. Es ist dies die einzige Fahne, welche während des Feldzugs verloren, aber auch nur so verloren ist. —“ Wie prachtvoll! Der knappe Schriftsteller widmet dieser liegen gebliebenen Fahne 23 Zeilen. Und welche Zeilen!

In Deutschland verbreitete sich damals das ehrende Gerücht, Menotti Garibaldi habe dieses Feldzeichen den Deutschen zurückgestellt, da seine Leute es ja nicht erobert, nur gefunden hätten. Aber es war ein Irrthum. Man hat das seltene Fundstück behalten. So viel Ritterlichkeit brachten sie nicht in der That auf, — diese Romanen, die, Franzosen und Italiener, das schöne Wort so häufig anwenden. Ist es doch ein „mot sonore“.

Wenden wir uns von der zerichossenen Pommernfahne nach Paris: da ging es zu Ende: die dort der Ergebung vorausgehenden Zustände waren unheimlich: sie warfen die drohenden Schatten der Commune voraus. Die gesammte politische und militärische Lage Frankreichs und in nächster Nähe die Zustände in Paris waren geeignet, die ernste Sorge der Regierung hervorzurufen.

Seitdem Herr Thiers von seiner diplomatischen Rundreise zurückgekehrt war, wußte man, daß ein vermittelndes Einschreiten der auswärtigen Mächte nicht zu erwarten sei. Die Bedrängniß der Hauptstadt war mehr und mehr gestiegen. Längst schon hatten Mangel und Theuerung auf den Bewohnern gelastet. Ihre Vorräthe waren erschöpft, und selbst die Bestände der Besatzungsarmee bereits stark in Anspruch genommen. Bei der andauernden Kälte fehlte es an Heizmitteln, und die Gasbeleuchtung konnte nur unzureichend durch Petroleum ersetzt werden. Vor der vom Gegner lange verzögerten Maßregel des Bombardements bargen sich im südlichen Theil von Paris die Einwohner in den Kellern oder flüchteten in entferntere Stadtviertel, während bei der nun auch im Norden beginnenden Beschießung die Bevölkerung von St. Denis massenweise zuströmte.

Der große Ausfall am 19. war vollständig gescheitert, ein Ersatz von außerhalb nicht mehr zu hoffen, seitdem Gambetta den Mißerfolg bei Le Mans mitgetheilt hatte. Die Armee von Paris, welche er der Unthätigkeit anklagte, war durch Frost, Krankheit und Desertion um ein Dritttheil ihrer Stärke vermindert und durch verunglückte Unternehmungen geistig herabgedrückt. Um Fleisch zur Ernährung der Einwohner zu beschaffen, hatte sie ihre Pferde hergeben müssen; auch erklärte General Trochu jede weitere Angriffsunternehmung für hoffnungslos, selbst für den passiven Widerstand seien die Mittel erschöpft.

Bisher hatte die Regierung durch schöngefärbte Berichte die Bevölkerung bei guter Laune zu erhalten gewußt, aber die schlimme Lage der Dinge ließ sich nicht mehr verschleiern. Jetzt wurden alle ihre Maßregeln getadelt.

Es gab in Paris eine zahlreiche Klasse, welche von der allgemeinen Noth wenig berührt war. Die aus der Civilbevölkerung bewaffneten Vaterlandsvertheidiger wurden von der Regierung ernährt und reichlich besoldet, ohne daß sie sich allzusehr auszusetzen gehabt hätten. Ihnen schlossen sich alle die unsichern Elemente an, welche bei ungeordneten Zuständen ihre Rechnung fanden. Diese waren mit den Verhältnissen ganz zufrieden, wie sie der 4. September geschaffen, und wenig später traten sie in der Schreckensgestalt der Commune auf. Schon zuvor hatten Volksaufläufe nur mit Waffengewalt zerstreut werden können, und selbst ein Theil der Nationalgarde war meuterischen Kundgebungen nicht fern geblieben. Unterstützt durch die Presse, forderten die demagogischen Clubs auch jetzt noch neue Unternehmungen, ja, selbst einen Massenausfall aller Bewohner von Paris. So befand sich die schwache, weil nur auf Volksgunst ruhende Regierung im Gedränge zwischen unerfüllbaren Forderungen der einsichtslosen Menge und dem unbittlichen Ernst der wirklichen Thatfachen. Unzweifelhaft gab es keinen Ausweg mehr als die Capitulation der Hauptstadt, jede Zögerung steigerte die Noth und zwang zur Annahme härterer Bedingungen. Burden nicht ungesäumt alle Eisenbahnen freigegeben, um aus weitestem Umkreise Lebensmittel heranzuführen, so mußten unausbleiblich die Schrecknisse einer wirklichen Hungersnoth über mehr als zwei Millionen Einwohner hereinbrechen, denen später nicht mehr zu begegnen war. Aber Niemand wagte, das verhängnißvolle Wort Capitulation auszusprechen, Niemand die Verantwortlichkeit für das unausweichlich Gewordene zu übernehmen. Am 21. wurde ein großer Kriegsrath gehalten. Da alle älteren Generale weitere Angriffsunternehmungen für unausführbar erklärten, glaubte man, sich auch bei den jungen Militärs Rath erholen zu sollen, kam jedoch zu keinem Entschluß. Weil aber doch irgend Jemand an allem Unheil schuldig sein mußte, so wurde nun General Trochu, das ursprünglich populärste der Regierungsmitglieder, seiner Stellung als Gouverneur enthoben und dem General Vinoy der Befehl über sämtliche Truppen verliehen. General Ducrot legte sein Commando nieder.

Gebeßert wurde dadurch in den Verhältnissen Nichts, und so erschien denn am 23. Herr Jules Favre in Versailles, um Verhandlungen, zunächst wegen Waffenstillstandes, anzuknüpfen. Auf deutscher Seite kam man diesem Wunsche entgegen, mußte aber selbstverständlich Bürgschaft dafür fordern, daß nach erfolgter Versorgung der Hauptstadt dort nicht der Widerstand fortgesetzt werde. Die Uebergabe sämtlicher Forts, einschließlich des Mont Valerien und der Stadt St. Denis, sowie die Entwaffnung des Hauptwalles wurden gefordert und zugestanden. Am 26. Abends sollten die Feindseligkeiten vor Paris eingestellt und alle Zufuhren freigegeben werden. Ein allgemeiner einundzwanzigtägiger Waffenstillstand würde dann mit dem

31. Januar in Kraft treten, ausgeschlossen von demselben aber würden die Departements Doubs, Jura und Côte d'Or, sowie die Festung Belfort bleiben, wo zur Zeit Operationen sich im Gang befanden, von denen beide Theile sich Erfolg versprachen.

Dieser Waffenstillstand gewährte der Défense nationale die nöthige Zeit, um eine frei gewählte Versammlung nach Bordeaux zu berufen, welche zu entscheiden haben werde, ob der Krieg fortzusetzen, oder unter welchen Bedingungen der Friede zu schließen sei. Auch in den von den Deutschen besetzten Landestheilen blieb die Wahl der Abgeordneten völlig unbehindert und unbeeinflusst. Die Kriegsbesatzung von Paris, Linientruppen, Marinesoldaten und Mobilgarden, hatten sofort die Waffen abzuliefern, nur 12000 Mann und die Nationalgarde durften sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern der Stadt behalten. Während des Waffenstillstandes blieb die Besatzung dort internirt, nach Ablauf desselben trat sie in Gefangenschaft. Von sofortiger Abführung nach Deutschland, wo schon alle irgend geeigneten Orte mit Gefangenen überfüllt waren, nahm man bei der nahen Friedensausicht einstweilen Abstand.

Ohne Störung erfolgte am 29. Januar die Besetzung der Forts. Ausgeliefert wurden von der Feldarmee 602 Geschütze, 1 770 000 Gewehre und über 1000 Munitionswagen, von der Festung 1362 schwere Geschütze, 1680 Lafetten, 800 Proben, ferner 3 500 000 Patronen, 4000 Centner Pulver, 200 000 Granaten und 100 000 Bomben.

Die 132tägige Einschließung von Paris war beendet, der größere Theil der vor seinen Mauern festgehaltenen deutschen Streitkräfte frei geworden, um im offenen Felde das Ende des Krieges zu erkämpfen.

## XXII.

Das Allerunglaublichste und auch bei voller und gewiß nicht gehässiger Würdigung der Eigenart des Franzosen fast Unbegreifliche geschah nun aber nach Abschluß des Waffenstillstandes durch Herrn Jules Favre. Die Deutschen hatten sich hierbei ausbedungen, daß die drei östlichen Departements nicht in denselben einbegriffen werden sollten, weil man Frieden erst schließen wollte, nachdem Belfort genommen und das letzte im Felde stehende Heer der Feinde vernichtet oder in der Schweiz entwaffnet war. Und auch die Franzosen versprachen sich damals noch Erfolg von den Angriffen dieser Ostarmee. Diese Hoffnung war freilich in Wahrheit bereits zum Wahne geworden. Aber Herr Jules Favre „vergaß“, den dort schwer kämpfenden französischen Generalen von dieser Kleinigkeit Mittheilung zu machen! Gerade er selbst hatte den Deutschen das Zugeständniß gemacht und nun setzte er durch sein (sahrlässiges?) Verschweigen die bedrängten Feldherrn dem Aeußersten aus. In gutem Glauben verlangten diese auf Grund der an sie aus Paris gelangten Drahtberichte von uneingeschränktem Waffenstillstand von den Deutschen Einstellung der Feindseligkeiten, welche diese verweigerten, weil sie anfänglich

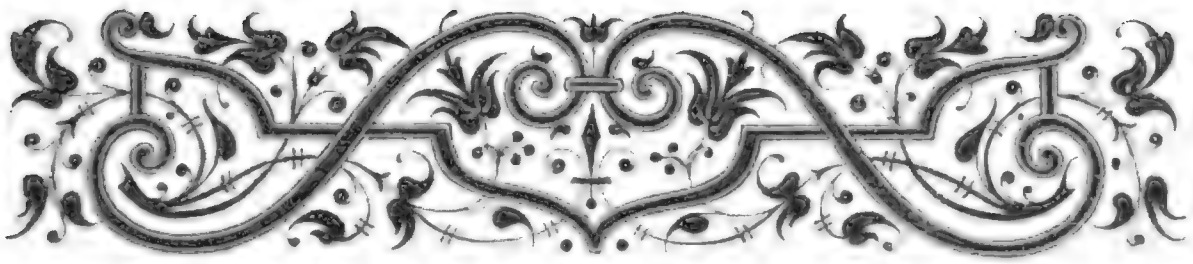
von einem geschlossenen Waffenstillstand nichts wußten, in der Folge aber mit solcher Vereinbarung zugleich auch die Ausnahme für diesen Theil des Kriegsschauplatzes erfuhren.

Die französischen Führer geriethen in äußersten Zorn über die gewissen- und erbarmungslosen Deutschen, welche ihnen gegenüber sogar feierlich abgeschlossene völkerrechtliche Verträge nicht einhielten! Aber Lügen haben kurze Beine und das Vertuschen ist ein Hinfuß! Alsbald mußte den Getäuschten von Paris und von Bordeaux aus denn doch die Wahrheit gemeldet werden und nun wandte sich der gerechte Grimm gegen die eigene Regierung. — —

### XXIII.

Wegen das Ende des Buches erhebt sich die Darstellung, der Größe der erreichten Erfolge entsprechend, immer gewaltiger: es ist wie in einer Beethoven'schen Symphonie, in der gegen den Schluß hin alle früher einzeln angeschlagenen Töne in großartiger Zusammenfassung in höchster Gipfelung emporrauschen: der dreitägige Kampf an der Sifaine (15., 16., 17. Januar), der Beginn der Beschießung von Paris, (15. Januar), die Kaisererklärung zu Versailles (18. Januar), der Sieg bei St. Quentin (19. Januar), die Schlacht von Mont Valerien vom gleichen Tage, das Brodeln in dem Hexenkessel in Paris, der Abschluß des Waffenstillstandes (26.) und die Besetzung der Forts von Paris (29. Januar), der Uebertritt der Ostarmee in die Schweiz (1. Febr.), der Fall von Belfort (17. Februar), der Rückmarsch der deutschen Heere und, als grauenhaftes Schlußbild, die Selbstzerfleischung der Franzosen in dem Bürgerkrieg der Commune vor den Augen der gehaßten „barbarischen Sieger.“

Was steckt Alles, welche Summe von Leistungen in dem kurzen Sage S. 392: „so befanden sich jetzt zwei französische Heere (das von Sedan und das von Metz) als Gefangene in Deutschland, ein drittes eingesperrt in der eigenen Hauptstadt und das vierte entwaffnet auf fremdem Boden;“ in aller Kriegsgeschichte ist ein solcher Verlauf der Dinge unerhört: so völlig niedergeworfen ein Volk, das nur an Stärke, gewiß nicht an glänzender Tapferkeit dem unsren nachsteht: hier ward die Geschichte selbst zum Heldengedicht: all das hatten in sechs Monaten bewirkt Bismarck's Staatskunst, Moltke's Feldherrnherrschaft, des Königs Wilhelm edle selbstverleugnende Fügsamkeit in Beider Vorschläge, die hilfsseifrige Einigkeit der Unterführer und das wetteifernde Heldenthum unserer Wehrmänner aller Stämme. Verwirklicht war endlich der so lang, so schmerzlich gehegte Sehnsuchtsdrang aller wackeren deutschen Männer, die Einigung der deutschen Stämme, die Herstellung des deutschen Staates, und der Friede von Frankfurt gab uns die in den Zeiten der Schmach und der Schwäche des alten Reiches entrißenen Westmarken zurück als sichernd vorspringende Schanzen gegenüber dem schlimmen Nachbar.



## Die Venus der Villa Valdarniana.

Novellette.

Von

Julius H. Haarhaus.

— Leipzig. —

**G**uglielmo IV. war der Gegenpartei gewichen und hatte seinen Hofstaat nach dem sicheren Florenz verlegt. Die geräumigen Säle, die langen Korridore des Vatikans lagen verödet, und in den sonst so wohlgepflegten Gärten, in denen man bisher auf Schritt und Tritt den bunten Gestalten der Schweizer und den finsternen Minoritenmönchen, mit denen der asketisch fromme Papst seine Person zu umgeben liebte, begegnet war, wücherte jetzt das Unkraut.

Von all den Bewohnern jener weitverzweigten Gebäude waren nur wenige zurückgeblieben. Es war eine sonderbare kleine Schaar — die Abbreviatoren der Kurie, Männer jeden Alters, die gleiche Neigung zu humanistischen Studien hier vereinigt hatte. Sie standen über dem Streite der Parteien und die politischen Ereignisse schreckten sie nicht, denn ihre einzige Habe, die ihnen an jedem der Höfe Italiens freundliche Aufnahme gesichert hätte, war eine gewandte Feder und ein unverwundlicher Humor. Ihre Frömmigkeit war dem Papste selbst mehr als zweifelhaft, aber er sah ein, daß er besonders in diesen Zeiten seine trefflichen Secretäre, mochten sie nun fröhliche Heiden und große Sünder sein oder nicht, um keinen Preis mißsen könne.

Allabendlich, wenn die trockenen Geschäfte des Tages erledigt waren, fand sich diese Gesellschaft im Gartensälchen der Kanzlei zusammen und gab sich dem ungezwungensten Gedankenaustausch hin. Freilich ward manches dort besprochen, das für weitere Kreise nicht bestimmt war, und selbst die heilige Person des Papstes spielte in den Anekdoten seiner getreuen Kurialen

nicht immer eine ganz würdige Rolle. Aber Eugen IV. schien alles dies nicht zu beachten und er verbot sogar den Minoriten über das Treiben der „Bugiale“, der Lügenfabrik, wie man im Vatican die Kanzlei nannte, Klage zu führen.

Auch heute war der Kreis vollständig versammelt. Der Abend war schön. Ueber der Stadt lag ein zarter graublauer Duft und drüben jenseits des Tibers glühten die Zinnen der Engelsburg im letzten Purpurschein. Man hatte die Tafel, die sonst im Gartensälchen stand, sowie die Lederstühle aus der Kanzlei auf die Terrasse gebracht. Heute prangte auch nach antikem Vorbilde ein Mischkrug auf der Tafel, denn man feierte die Ankunft eines jungen Kollegen, des Venezianers Ermolao Barbaro, den sich der Papst aus seiner Heimatstadt verschrieben hatte. Agapito Cenci, der Dichter mit dem schalkhaften Mund und den schwermüthigen Augen war mit dem Füllen der Becher betraut worden. Schweigend waltete er seines Amtes, während die Anderen darüber stritten, ob Scipio Africanus oder Hannibal der Größere gewesen sei. Der Schenke zählte die Becher und ließ den Blick im Kreise umherstreifen. Plötzlich zuckte es um seine Mundwinkel, er erhob sich und rief: „Freunde! ich habe einen Gedanken!“

„Und wer ist dieses Gedankens Vater?“ fiel ihm Flavio Biondo, sein Nachbar ins Wort, „Virgil oder Ovid?“

Der Dichter, den Zweifel an seiner Originalität stets schmerzlich berührten, streifte den Sprecher mit einem strafenden Blick. „Sehet,“ sprach er, „wir sind nun wieder in unserem Kreise zu zehn. Wie wäre es, wenn wir hier auf der Terrasse die Alten aus dem Spiele ließen und, wie uns der große Giovanni von seinen Florentinern berichtet, die Verabredung träfen, daß an jedem Abend einer von uns eine Geschichte aus der Gegenwart erzählen müßte? Es würde, glaube ich, ein schöner Dekameron zusammenkommen!“

Sein Vorschlag fand Zustimmung. „Unser Dichter hat herrliche Einfälle,“ meinte der alte Antonio Loschi, „aber wir müssen ausmachen, daß die Geschichten wahr sind, und daß gewisse Leute ihre Phantasie im Zaume halten.“ Er schaute mit einem schelmischen Blick zu dem Dichter hinüber.

„Als ob im Bugiale jemals gelogen würde!“ scherzte Flavio Biondo, und sein behäbiges Antlitz nahm einen überzeugend unbefangenen Ausdruck an. Die Anderen lachten. Cenci sollte der erste sein, der eine Geschichte zum Besten gäbe. Allein der Dichter weigerte sich; ihm lag daran, den Verdacht zu vermeiden, als hätte er den Vorschlag gemacht, um mit seinem eigenen Erzählertalent zu glänzen. „Wir haben einen Mann unter uns, der verdient, ein Boccaccio genannt zu werden,“ fuhr Biondo fort, „und seine Vaterstadt kann auf ihn stolz sein.“ Er verneigte sich mit weltmännischer Verbindlichkeit gegen Mazello, den päpstlichen Notar, der, klein und unbedeutend von Erscheinung und etwas dürftig in seinem Aeußeren, als trefflicher Erzähler bekannt war. Mazello lächelte. „Um Boccaccio zu sein, muß man einen Petrarca zum Freunde haben,“ entgegnete er, „aber mein Freund heißt

Agapito Cenci.“ Er warf dem Dichter, der überhaupt mit Vorliebe zur Zielscheibe der Scherze auserlesen wurde, einen vielsagenden Blick zu. „So wenig nun Agapito Petrarca ist, so wenig bin ich Boccaccio. Aber wenn Ihr hören wollt, so will ich erzählen. Cenci, meinen Becher!

„Ihr wißt, daß ich jüngst aus Florenz zurückkehrte, wohin mich Seine Heiligkeit geladen hatte, um über die Plackereien mit den Colonnenen Bericht zu erstatten. Im Juni kam ich dort an und fand die Stadt in der größten Aufregung. Wenn der Erzengel Gabriel am hellen Mittage auf der Piazza S. Maria Novella erschienen wäre, die Bürger hätten sich nicht erstaunter gebärden können. Ich kehrte in der Herberge neben dem Kloster S. Spirito ein. Der Wirth, der mich seit Jahren kennt, begrüßte mich mit den Worten: „Wißt Ihr schon, Messer Nazello, was es hier Neues giebt? Etwas Unerhörtes! Etwas Unglaubliches! Euer Freund und Kollege Gian Francesco Poggio Bracciolini, der beinahe Sechzigjährige, feiert heute Hochzeit!“

Nazello benutzte die Bewegung, die sich seiner Zuhörer bemächtigte, um zu trinken.

„Poggio — Hochzeit?“ rief Enea Silvio, „der Weiberfeind ist bekehrt?“

„Eine Jugendliebe vielleicht?“ warf Biondo dazwischen, der selbst das Opfer einer solchen geworden war: seine treue Gattin verspernte ihm als unüberwindbares Hinderniß den Weg zum Bischofsstuhle und fesselte ihn auf ewig an seine Kanzleistelle. Nazello lachte. „Eine Jugendliebe? Nein, bester Biondo, Poggios Narrheit hat die Sonne des letzten Lenzes erst ausgebrütet. Doch ich will nicht vorgreifen. So höret weiter! Ihr wißt, daß Poggio, seit er unser Rom verlassen, seinen langgehegten Plan, sich für den Rest des Lebens in ländliche Stille und gelehrte Muße zurückzuziehen, ausgeführt hat. Er zog nach Florenz und erwarb sich ein Landgütchen, viertausend Schritte von der Stadt. Ich muß gestehen, er hat seinen feinen Geschmack auch hier wieder bewiesen. Die „Valdarniana“ ist nicht groß und gegen die Besitzungen des Cosimo ärmlich, aber der Alte hat sich dort behaglich eingerichtet. Den Garten bestellt er selbst wie weiland der Dictator Cincinnatus, und mit derselben Wonne, mit der er die Facetien schrieb, pflanzt er jetzt Nelken und cyprische Lilien. Vom Dache des Hauses kann man das ganze Arno-Thal überschauen und in angenehm gemäßigter Nähe ragt die Stadt mit all ihren Thürmen und Thürmchen. Sodann besitzt er in seinem Hause zweierlei Dinge, die auch nicht zu verachten sind, eine Bibliothek, die ihres gleichen sucht, für den Geist und einen trefflichen Weinkeller für das leibliche Wohl.“

Der Erzähler hielt inne und betrachtete den Dichter, dessen Antlitz einen Ausdruck unendlichen Behagens annahm. Solch eine Besingung war auch sein Ideal gewesen.

„Cenci! vergiß über den Weinkeller des Poggio meinen Becher nicht!“ fuhr der Erzähler fort. „Ihr kennt seine Leidenschaft für alles Zerbrochene, Verstaubte, Verrostete und Patinirte. Wie er hier schon auf dem tarpejischen

Felsen und unter den Bogen der Wasserleitung in Disteln und Dornen umherkroch, um Steine mit verwitterten Inschriften, marmorne Imperatorenköpfe mit zer Schlagenen Nasen und vergrünspante Münzen zu suchen, so hat er auch die Gegend bei Florenz durchstöbert; er ist nach Ferentino und Tivoli gereist, hat die schlechten Landstraßen nach Frascati und Arpino nicht gescheut und hat sich sogar mit den Mönchen von Monte Cassino angefreundet, die sich auf solcherlei Herrlichkeiten verstehen. Und was er so im Laufe der Zeit gefunden, oder sich aus Chios, wo er Bekannte besitzt, verschrieben hat, das steht jetzt hübsch und zierlich aufgestellt in einem Sälchen seines Hauses. Diese Sammlung von Imperatoren ohne Nasen und Thonlampen ohne Ohren nennt er seine „Akademie.“ Hier verbringt er die glücklichsten Stunden und betrachtet seine Schätze wie eine Mutter ihren schlafenden Säugling. Besonders was aus Hellas stammt, flößt ihm Begeisterung und Respekt ein, und der erbärmlichste Steinkloß wird in seiner Phantasie zu einem Werke des Praxiteles.

Nur ein Einziger lebt, der seine Freude stört — Filelfo. Er kocht vor Wuth, wenn er ihm auf der Straße begegnet, und mehr noch als des Gegners Person mit dem sturberhaften Aeußeren und dem griechischen Bart ärgert ihn dessen literarischer Erfolg und sein Glück im Auffinden der Handschriften. Nun weiß Poggio von einem Manuskript des Dio Cassius, das sich in Byzanz befinden soll. Könnte er dies erlangen, so würde der alte Ruhm, zu dem ihm der Fund des Plautus und des Quinctilian verholpen, einen neuen Glanz erhalten. Sein ganzes Streben geht darauf aus, sich in den Besitz des Buches zu setzen.“

„Du erzählst uns alles Andere als eine Heirathsgegeschichte, theurer Nazello!“ fiel dem Redner Murispa ins Wort, der sich selbst mit Vorliebe als Grieche trug, und den des Erzählers Ausfall auf den Stuber Filelfo unangenehm berührt zu haben schien.

„Geduld, Freund! Kannst Du nicht erwarten, bis von Weibern die Rede ist?“ fuhr der Notar fort. „Allein es ist unbedingt nöthig, daß ich dies Alles vorausschicke.“

Poggio hatte einen Neffen, der in seinem Hause wohnte, Francesco mit Namen. Dieser ist so reich, daß er ebenfalls der Muse pflegen könnte, doch arbeitet er wohl mehr zu seinem Vergnügen als des Unterhaltes wegen im Bankhause des Cosimo. Der Junge ist hübsch und hat ein feines Wesen, fast wie ein Venezianer.“

Es war der Tribut der Höflichkeit, den der Erzähler dem neuen Kollegen darbrachte. Ermolao verneigte sich lächelnd, und eine leichte Röthe überfluthete bei dieser unerwarteten Schmeichelei seine Wangen.

„War es ein Wunder, daß Francesco als ein Liebling der Damen galt? Bei seinen zweiundzwanzig Jahren konnte er mit Recht ans Heirathen denken. Aber so oft er dem Oheim Andeutungen über seine Absicht machte, jedesmal stieß er auf Widerstand. „Die Florentinerinnen sind Bäuerinnen!“



polterte der Alte los, „nicht werth, daß ein Mann von Geist sie eines Blickes würdigt! Sie sind plump von Manieren, sie essen und trinken und putzen sich und haben kein Verständniß für Bildung und Wissenschaft. Ihre Züge sind roh, und wer die Frauen des Alterthums kennt und Klassisches von Barbarischem zu unterscheiden versteht, der muß unter den Weibern unserer Tage Grauen empfinden!“

Der Alte that als hätte er mit Lucretia oder Cäcilia Metella in persönlichem Verkehre gestanden. Aber soviel ihm auch der Neffe widersprechen mochte, Poggio blieb bei seiner Meinung und alle Befehrungsversuche waren vergeblich.

So kam der Frühling heran. Cosimo Medici gab den Freunden seines Hauses und den Angestellten seiner Faktoreien ein Fest in der Villa Careggi. Und wer wäre in Florenz kein Freund der Medici? Ihr könnt Euch denken, wie prächtig es herging und wie viele gepudgte Menschen sich in den herrlichen Gärten der zwiefachen Sonne des neuen Lenzes und der mediceischen Gunst erfreuten. Francesco war auch geladen worden. An jenem Tage verwandte er merkwürdig viel Zeit darauf, sich zu schmücken. Da war der Degenkorb nicht blank genug gepudzt, da wollten die Falten des purpurnen Festkleides nicht richtig fallen und zweimal mußte das Haar anders gekräuselt werden. Geschah es dem Vater des Vaterlandes zu Gefallen? Der sah ihn öfters im Staube der Arbeit und Jeder weiß, wie wenig Cosimo auf das Neuzere giebt.

Das Fest war nach altrömischem Muster hergerichtet. Es sollte eine Nachahmung der Floralien sein. Der alte Niccoli und Piero de' Pazzi hatten Alles nach langer Ueberlegung angeordnet.

Cosimo saß auf einem Sessel, der einem Throne ähnlich sah, und um ihn her mußten sich die Gäste in einem großen Halbkreise niederlassen. Der Festordner gab ein Zeichen und aus dem Oleandergebüsch trat eine Schaar von Tänzern und Tänzerinnen, die ein griechisches Lied zum Preise der Aphrodite der Gärten sangen und mit Rechen und Schaufeln den Boden bearbeiteten. Flötenbläser und Mädchen mit Harfen begleiteten den Gesang. Francesco, der auf der linken Seite des Halbkreises stand, überschaute mit suchendem Auge die Versammlung.

Indessen erschien eine neue Gruppe von Tanzenden. Sie trugen zierliche Körbe und streuten Körner in das gelockerte Erdreich. Natürlich fehlte ein Lobgesang auf die Ceres nicht. Dann erschienen Genien der Luft, schlanke Mädchen, von zarten Schleiern umwogt, sie trugen Fackeln und Kannen, der keimenden Saat Wärme und Feuchtigkeitz zu verleihen.

Francesco schien das Gesuchte gefunden zu haben. Für ihn tanzten die Genien der Luft unisoni, unverwandt schaute er nach einer Gruppe junger Mädchen auf der rechten Seite des Halbkreises.

Das symbolisch angedeutete Wachsthum war schnell vorwärts gegangen, eine neue Schaar trug Füllhörner mit Blumen, je zwei der Mädchen traten

vor Cosimos Sessel, neigten sich und streuten die duftenden Gaben zu seinen Füßen hin. Dann kamen die Herolde des Sommers, Schnitter und Schnitterinnen, blankte Sichel über der Schulter und Garben im Arme tragend, sie sangen Stenzen, in denen sie die Erntezeit priesen und lustige Liedchen, wie sie die Landleute beim Baden im Arno singen.

Der Platz, wo Francesco gestanden hatte, war plötzlich leer. Man sah wie eine rothe Gestalt sich hinter dem Sitze des Gastgebers vorüberstahl und nach der entgegengesetzten Seite des Kreises hinstrrebte.

Als der laubumgürtete Bacchus eben begonnen hatte, die Versammlung über den Werth des Weinbaues zu belehren, rannte der Esel des Silen, den dieser nicht zu zügeln vermochte, unerwartet früh aus dem Dickicht hervor, sodasß sich eine gewaltige Heiterkeit der Gesellschaft bemächtigte.

Im selben Augenblicke war Francesco am Ziele angelangt. Mit zierlichem Gruße näherte er sich der Schaar der lachenden Mädchen. Eins derselben Bianca Buondelmonti, reichte ihm die Hand.

„Messer Francesco, wie schön Ihr heute ausseht!“ rief sie fröhlich. „Wollt Ihr mir einen Dienst erweisen? So geht und holt mir eine von den Rosen, die dort an Cosimos Stuhl liegen!“

Francesco flog. Die anderen Mädchen blickten Bianca verwundert an. Sie schien die Heiterste im Kreise der Freundinnen.

„Man muß die jungen Herren beschäftigen,“ erklärte sie den Anderen, „sie sind so glücklich, wenn sie für uns springen können.“

Francesco kehrte mit einigen Rosen zurück, die er der Dame, sich tief verbeugend, überreichte.

„Bessere fand ich nicht, Donna, sie sind eigentlich nicht werth, Euch zum Schmucke zu dienen. Aber ich will beim Gärtner schönere holen, wenn Ihr erlaubt.“

„Der Gärtner ist ausgeplündert, er hat selbst nichts mehr als die leeren Stöcke,“ entgegnete das Mädchen und befestigte den Strauß im Gürtel. Francesco betrachtete ihre kräftige und doch so geschmeidige Gestalt. Auf den alabasterweißen Hals fielen seitwärts dunkelbraune Locken, während die Fülle des Haares zu einem Knoten vereinigt war.

Jetzt hob sie das Haupt wieder und er konnte ihr ins Antlitz sehen. Ein Blick aus ihren dunklen Augen streifte ihn. „Ich danke Euch, Messer Francesco,“ sprach sie. „Ihr sollt nachher beim Ballspiel auf meiner Seite sein!“

Francesco schwelgte in seinem Glück. Er wurde offenbar von dem schönen Mädchen den anderen Anbetern, die diesen Stern umschwärmten, vorgezogen. Ihr sicheres Auftreten setzte ihn zwar in Verlegenheit. So oft er noch mit ihr zusammengewesen war, stets hatte sie ihn mit einer Art von überlegenem Wohlwollen behandelt, in dem er oft den Frühlingshauch einer warmen Neigung, oft den rauhen Herbstwind des Spottes zu verspüren

glaubte. Heute wehte für ihn wieder der Frühlingswind. Sie gebot ihm in ihrer Nähe zu bleiben!

Nach dem Ballspiele, als ihre glühenden Wangen die Rosen beschämten, trat sie auf den Verehrer zu. „Meister Francesco, Guern Arm! Ihr sollt mich führen. Weiterspielen kann ich nicht und zum Ruhen bin ich zu erhitzt, ich möchte durch den Garten gehen!“

Dann legte sie ihre Hand in seinen Arm. Francesco, der sich allerlei Gesprächsstoffe zurechtgelegt hatte, wurde verwirrt, als sich die süße warme Gestalt so unbefangen an ihn lehnte. All die schönen Redensarten waren ihm entfallen. In seinen Schläfen hämmerte das Blut und vor seinen Augen schien Alles zu tanzen, selbst der greise Niccoli und der würdige Staatskanzler Leonardo Bruni, die in ernstem Wechselgespräch an der fröhlichen Jugend vorüberstritten.

Als der Abend kam und die Schaar der Gäste die Gärten verließ, nahm Bianca von ihrem Cavalier Abschied. Sie übernachtete nämlich in der Villa, denn sie ist eine Nichte von Cosimos Vatin. Francesco hatte sich schon zum Gehen gewandt, da rief sie ihn noch einmal zurück. Sie nestelte an ihrem Gürtel. „Hier ist eine Rose zur Belohnung“, sprach sie lachend. „Ihr mögt sie als Andenken an diesen Tag behalten!“

Francesco war selig. Er suchte nach einem Bekannten, dem er sein Glück hätte mittheilen können. Am Thore begegnete er einem Freunde, dem jungen Benedetto, der ein Schüler des großen Donatello ist. Er versuchte mit ihm von Alltäglichem zu sprechen. Aber es zog ihn mächtig zu einem anderen Thema. „Kennst Du,“ begann er, Gleichgiltigkeit heuchelnd, „Bianca Buondelmonti?“

„Die kenn’ ich, seit ich in Florenz bin,“ erwiderte der Künstler, „sie ist die beste Freundin meiner Schwester und mit dieser in demselben Kloster erzogen.“

Bald hatte Francesco den Freund in das Geheimniß seines Herzens eingeweiht. Aber auch das Traurige verschwieg er nicht, Poggios Haß gegen die Mädchen von Florenz und seine unglückselige Vorliebe für das Klassische. Benedetto schritt schweigend an seiner Seite. Endlich sah er dem Genossen ins Antlitz.

„Ich wüßte Rath, Deinen Theim von seinem römischen Fieber zu heilen“, sprach er ruhig. „Er soll Bianca klassisch finden! Willst Du mich gewähren lassen? Ich verspreche Dir Hilfe, so wahr ich Dein Freund bin, allein Du mußt Geduld haben!“

Francesco schaute ihn verwundert an. „Du hoffst ihn befehren zu können, wo ich bereits meine ganze Beredtjamkeit vergebens angewandt habe?“

„Füchse fängt man mit Schlingen und Thoren mit Thorheit!“ erwiderte der Freund. „Ehe eine Woche vergeht, soll Alles gut werden. Eins nur darfst Du nicht außer Acht lassen; erzähle dem Theim, daß Filolfo an Cosimo ge-

geschrieben hat und daß dieser ihm verzeihen und ihn zum Erzieher seines Piero ernennen will. Und nun gute Nacht!"

Benedetto verließ den erstaunten Freund und verschwand in einer Seitenstraße. Francesco erreichte halb wachend, halb träumend das Landhaus seines Oheims. Die Ereignisse des Tages zogen an seinem Geiste vorüber, in seinem Ohre klang noch der Rhythmus des Aphroditereigens und im Dämmer des Abends glaubte er sich von Blumen tragenden Tänzerinnen umgaukelt. Aber eine Gestalt trat deutlicher als andere immer wieder vor ihn hin: Bianca Buondelmonti.

Am Gartenthore kam ihm Poggio entgegen. Er war nicht in bester Stimmung. Das Gerücht, der verhasste Fideleso würde von Cosimo wieder in Gnaden aufgenommen werden, war bis in die Stille der Baldarniana gedrungen.

„Gut, daß Du da bist, Francesco,“ redete er den Neffen an, „ich habe mit Dir zu reden: Du weißt, daß ich stets die Absicht hatte, nach Byzanz zu reisen. Leider habe ich die Ausführung meines Planes von Jahr zu Jahr verschoben. Jetzt bin ich zu alt dazu, ich glaube, die Beschwerden der Seereise würden für mich zu groß sein. Aber die Nothwendigkeit, in den Besitz des Dio Cassius zu gelangen, tritt jetzt gebieterischer denn je an mich heran. Fideleso kommt wieder zu Ansehen. Die ganze Stadt spricht von ihm, mein Name wird kaum noch genannt. ‚Poggio wird alt‘, heißt es, ‚er pflegt der Muße und bebaut sein Gärtchen wie der greise Laertes, die Zeiten des Ruhmes und der Thätigkeit sind für ihn vorüber.“

Der Alte seufzte und legte die Hand auf Francescos Schulter. „Aber dem Himmel sei Dank! ich bin noch nicht ganz verlassen. Francesco! Du mußt statt meiner reisen. Ich habe heute an Giustiniani in Venedig geschrieben; in der letzten Woche des Mai geht seine Galeere nach Byzanz. Er soll Dich mitnehmen.“

Hätte Poggio dem Neffen aufgetragen, in den Aetna zu springen, dieser hätte kaum mehr erstaunen können.

„Ich — — nach Byzanz? Oheim, Ihr scherzt! Nein, ach nein, es kann Euer Ernst nicht sein! Cosimos Handelsverbindungen mit Spanien, die mich jetzt täglich mehr in Anspruch nehmen, meine Unkenntniß des Griechischen, kurz Alles verbietet mir auf Euern Vorschlag einzugehen. Nein, Oheim ich kann nicht reisen!“

Jetzt von Bianca getrennt zu werden, schien ihm fürchterlich. Ihm war, als hingen Hagelwolken über dem Blüthenzweig seiner jungen Liebe. Der Alte schwieg. Er sah ein, daß er so nicht zum Ziele gelangen würde. Aber er gab die Hoffnung nicht auf, den Neffen zur Reise zu bestimmen. Den Geschossen seiner Beredsamkeit waren schon festere Mauern gewichen. Heute Abend indes wären weitere Bemühungen nutzlos gewesen.

„Francesco,“ sprach er, „überlege Dir die Sache! Dein Schaden soll's nicht sein!“ Dann schritt er langsam ins Haus. Der Andere warf sich

auf die Bank unter der alten Platane und stützte das Haupt in die Hand. Ueber ihm flüsterte der Abendwind in den Blättern und vom Arno her umfächelte ein erquickender Hauch seine heiße Stirn. Mäthlich verstummte der Lärm der Stadt und im Westen schwand der letzte orangefarbene Lichtstreifen. So kam die Nacht heran.

\* \* \*

Am nächsten Morgen vernahm man in Donatello's Werkstatt frühzeitig den Klang der Hammerschläge. Der Meister selbst war fern, er weilte mit seinen Schülern in Siena und von allen war nur Benedetto zurückgeblieben. Er waltete jetzt als Herr in den heiligen Räumen, in denen die Wunder des Baptisteriums unter Donatello's Schöpferhänden entstanden waren. Durch die hohen Fenster fiel das Frühlicht und verklärte die blendend weißen Marmor- gestalten, die, zum Theil noch unfertig, bis zur Decke des Raumes emporragten, mit wunderbarem Schimmer. In chaotischer Unordnung lag das Handwerkszeug umher, daneben ein Berg frisch gekneteter Töpfererde, und da standen Formen aus Thon, in denen das kochende Erz zu freundlichen Gestalten erstarrte.

Benedetto führte den Meißel mit fliegender Hand. Sein Schurz, seine kräftigen Arme waren mit dem feinen Staube des edlen Gesteins überpudert. vor ihm stand eine kleine Büste oder richtiger ein Marmorblock, der schon in rohen Umrißen das Bild verrieth, das in ihm schlummerte. An der Wand, zur Seite des jungen Künstlers, hing ein Bogen braunen Papiers, der in kräftigen Kohlenzügen einen Frauenkopf mit feinem Profil und in antiker Weise aufgeknotetem Haare zeigte. Oft flog der Blick des Schaffenden zu jener Vorlage hinüber. Die Zeit verrann dem Eifrigen schnell. Als vom nahen Glockenthurm die Mittagstunde verkündet wurde, vernahm Benedetto im Gärtchen vor der Werkstatt Schritte. Schnell warf er das Manteltuch, das der Meister zu Gewandstudien gebrauchte, über das Werk und barg die Zeichnung in einer der Skizzenmappen. Er vernahm die Stimme seiner Schwester, die, wenn Donatello fern war, mit ihrer Freundin öfters die Werkstatt betrat, um den Bruder bei der Arbeit zu besuchen und bei dieser Gelegenheit die Werke seines großen Lehrers zu betrachten. Auch heute war Bianca bei ihr. Die Mädchen wußten in den Räumen Bescheid.

„Zeig' uns das Modell zu Cosimos Grabmal,“ bat die Schwester, „man redet so viel davon.“

Benedetto gehorchte und schritt zur entgegengesetzten Seite des Gemaches voran.

Bianca war zurückgeblieben. Sie stand vor der Büste eines Greises mit wunderbar durchgeistigter Stirn und kühn gebogener Nase. Es war das Bild des Poggio, das die Stadt zu Ehren ihres großen Bürgers bei Donatello bestellt hatte. Das Mädchen zog den Vorhang zurück, der das warme Tageslicht dämpfte. Sie trat dicht vor die Büste hin. Die klugen Augen des

Gelehrten schienen sie anzublicken und um den fein geschnittenen Mund, der gleichzeitig Lebensfreude und Ironie verrieth, spielte ein heiteres Lächeln. Sie hatte Poggio oft gesehen, aber nie war sie dem berühmten Manne näher getreten. Und doch war das Bildniß ähnlich. Wie herrlich muß es sein, so dachte sie, aus solchem Munde Reden zu vernehmen! Als die Freundin zurückkehrte, wandte sich Bianca schnell ab und betrachtete die Statue Johannes des Täufers. Dann trat sie zu Benedetto, der mit Ungebuld darauf wartete, daß die Mädchen sich entfernen würden.

„Darf man Eure Arbeit sehen, Messer Benedetto?“ sprach sie und streckte die Hand nach der Umhüllung aus. Der Künstler hielt sie zurück. „Das Werk ist noch unfertig,“ sagte er schnell, „wenn es vollendet ist, so sollt Ihr's sehen.“

„Und was wird's,“ fragte die Schwester.

Benedetto zögerte. „Nur eine Studie, ein Mädchenkopf, — eine Venus,“ fügte er hinzu. Bianca lachte.

„Die Aphrodite der Gärten?“ fragte sie. Sie dachte an das gestrige Fest und an den Reffen des Poggio, den sie sich zum Ritter erlesen hatte. . . . den Reffen des Poggio? Wieder schaute sie nach der Büste des Gelehrten hinüber. Wie unähnlich ihm Francesco war!

Endlich gingen die Freundinnen wieder. Benedetto athmete auf. Es war doch gut, dachte er, daß sie kam. Und wieder tönten die Schläge des Hammers schneller noch als vorher durch den hellen Raum!

\* \* \*

Eine Woche später saßen Poggio und Francesco bei Tafel. Es war dem Alten noch immer nicht gelungen, den Reffen zur Reise zu bewegen. Beide waren verstimmt und die Unterhaltung wollte nicht ins Gleise kommen. Ein jeder hatte mit seinen eigenen Gedanken zu thun. Poggio sah ein, daß er das lang gemiedene Haus des Cosimo jetzt wieder öfter betreten müsse. Er vertraute dem Zauber seiner Person und dem Einflusse, den er stets auf den Herrn der Stadt ausgeübt hatte, und hoffte, eine Ausöhnung des Letzteren mit Filelfo noch rechtzeitig hintertreiben zu können. Schweigend leerte er den Becher und wollte sich in seine Bibliothek zurückziehen. Da trat der Diener ins Gemach. „Draußen sind Arbeiter, Herr, die zu Euch wollen,“ meldete er. „Ich habe ihnen gesagt, daß Ihr jetzt bei Tisch säßet und um diese Zeit Niemanden empfinget, aber sie lassen sich nicht abweisen. Sie sagen, sie brächten eine Figur, die sie beim Brunnengraben im Geröll des Arno gefunden hätten.“

Poggio hieß die Männer herbeiführen. Es waren Brunnenarbeiter, deren lehmbeschmutzte Kleidung von ihrer unterirdischen Thätigkeit zeugte. Sie trugen einen Korb, der mit Heu und Binsen gefüllt war.

„Seht, Herr! was wir gefunden haben, siebzehn Schuh tief im Kies des alten Strombettes,“ sprach der eine und holte aus dem Korbe eine kleine

Büste hervor, die er mit dem Ärmel seines Wammes von dem fetten Lehme, der hier und da in den Vertiefungen des Steines haftete, zu reinigen suchte. Poggio nahm sie ihm schnell aus der Hand. „Um's Himmels willen, vorsichtig!“ sprach er besorgt und schickte den Diener nach einem feuchten Tuche. „Im Strombett des Arno?“ — sagte er sinnend und trat mit dem Bildwerke aus Fenster. Der Diener erschien und der Gelehrte säuberte behutsam das köstliche Fundstück.

Es war eine Venusbüste aus blendend weißem Marmor, gut erhalten, nur an der Schulter fehlte ein Stück, aber das Antlitz war unverfehrt.

Poggio hatte den Aerger über Filelfo vergessen. Er griff in seinen Geldbeutel und reichte den Arbeitern einige Zechinen. Die Gesichter der Männer verklärten sich, als sie die blanken Stücke in ihren Händen sahen. Es war mehr, als sie in drei Tagen verdienen konnten. Sie dankten und griffen nach ihrem Korb. „Wenn Ihr wieder etwas findet,“ rief ihnen Poggio nach, „so denkt an mich, Ihr wißt ja, ich zahle besser, als der Camaldulenser!“ Er meinte Traversari, der im Antiquitätenjammeln sein Rival ist.

Der Neffe war hinzugetreten, um die Büste zu sehen. Wäre der Oheim nicht so vertieft in deren Publict gewesen, ihm würde das Erstaunen nicht entgangen sein, das sich auf des Jünglings Mienen wiederpiegelte. Sollte Francesco seinen Augen trauen? Er trat näher. Ja, ja! er täuschte sich nicht, es war Bianca, die herrliche Bianca Buondelmonti! So leicht trug auch sie das schöne Haupt auf dem schlanken Hals, so voll schwellten sich die Lippen des schalkhaften Mundes! Er hätte jubeln mögen. Jetzt begriff er Benedettos Worte.

Den Alten freute der Antheil, den der sonst so kalte Neffe dem Kunstwerke zollte. Beglückt trug er behutsamen Schrittes den neuen Schatz in seine Akademie. Dort stand das bisherige Prunkstück seiner Sammlung, eine Minerva, auf dem Ehrenplatz eines antiken Säulensumpfes. Jetzt mußte sie ihren langjährigen Standort räumen. Poggio nahm die kluge Göttin herab und stellte statt ihrer die schimmernde Venus hinauf.“

Der Erzähler schwieg einen Augenblick, um sich mit einem Trunke zu stärken. Die Gesellschaft wurde lebhafter. Enea Silvio lächelte. „Wo Venus erscheint, muß Minerva weichen!“ sagte er scherzend. „Ist's nicht so, Monsignore Biondo?“ Man gab diesem im Bugiale mit Vorliebe den geistlichen Titel, um ihn an den verscherzten Bischofsstuhl zu gemahnen, der für ihn unerreichbar war, wie die fernen Gefilde der Jugend. Die Anderen lachten, nur der Dichter saß ernst wie ein Senator auf dem curulischen Stuhle.

„Wenige Wochen später,“ fuhr Hazello fort, „war Poggio, wie er jetzt fast täglich pflegte, im Palazzo Medici gewesen. Er kehrte heiterer zurück, als man sonst an dem ernstesten Gelehrten gewohnt war. Schnellen Schrittes begab er sich in die Akademie, rückte seinen Sessel vor die Venus-Büste und nahm aus der Reihe der Bücher einen zierlich geschriebenen Apulejus. Wohl eine Stunde lang hatte er so gelesen, als Francesco eintrat. Dieser vernahm

noch, wie der Alte vor sich himmurmelte: „Ich habe mich nicht getäuscht. Das Mädchen ist klassisch. Heilige Venus! Ewige Göttin der Schönheit und Anmuth! Sie gleicht Dir! Wäre die Zeit noch, da Dir zu Ehren Altäre rauchten, um Biancas willen würden Dein Paphos, Dein Knidos und Dein Heiligthum in Cythera veröden, wie einst, da man Pnyches Schwelle mit Rosen schmückte!“

Francesco lauschte. Sein Herz klopfte. Kein Zweifel, der Oheim war bekehrt! Dieser bemerkte jetzt des Neffen Eintreten.

„Kennst Du die junge Buondelmonti?“ fragte er mit derselben erheuchelten Gleichgiltigkeit, mit der Francesco neulich zu Benedetto gesprochen hatte.

„Ihr meint Bianca Buondelmonti, Oheim?“ rief der Jüngling selig, „das schönste Mädchen von Florenz?“

„Sie ist mehr als schön,“ entgegnete Poggio ruhig, „sie ist klassisch! Sie spricht sogar Griechisch! Dir gefällt sie also auch?“

Der Neffe fand die Worte nicht, um dem Oheim zuzustimmen.

„Francesco!“ sprach der Alte langsam, „freue Dich, Du wirst Bianca Buondelmonti jetzt öfter sehen — sie wird Deines Oheims Gemahlin!“

Francesco, der am Fenster stand, fuhr zusammen. Er glaubte sich vom Blicke getroffen. Die Stimme versagte ihm und mühsam hielt er sich an der Brüstung des Fensters aufrecht. Alles, was ihm eine geheime Ahnung während seines Zusammenseins mit dem schönen Mädchen gesagt hatte, war wahr gewesen. Sie hatte ihn nicht geliebt, sie hatte nur mit ihm gespielt. Aber was hatte ihn auch jemals berechtigt, ihre Liebe zu erhoffen?

Er wurde ruhiger und blickte starr in das dunkle Laub der Kastanien, die sich bis dicht zum Fenster hindrängten. Dann brach er das Schweigen.

„Oheim,“ sprach er, „wann geht die Galeere nach Byzanz? — Ich reife!“

Poggio hatte wahr gesprochen. Im Garten des Cosimo war er Bianca begegnet, und was noch nie geschehen — der alte stolze Gelehrte hatte Geschmac an dem fröhlichen Geplauder des Mädchens gefunden, dessen Aehnlichkeit mit der Büste der Venus ihm sofort aufgefallen war. Es mochte für die junge Dame reizvoll erscheinen, daß ihre Person das Interesse des berühmten Mannes wachrief, und wie himmelweit verschieden waren seine gewählten verständigen Worte von dem Geschwätz der jungen reichen Pflastertreter, die sie sonst mit ihren faden Schmeicheleien übersätteten!

Sie hatte sich nicht lange besonnen und Poggios schlichte Werbung mit schlichten Worten bejaht. Im Juni reichte die Siebzehnjährige vor dem Altare zu S. Maria Novella dem Siebenundfünfzigjährigen die Hand. Unter den Kastanien des Landhauses fand die Hochzeit statt. Bei dieser Gelegenheit verlobte sich Francesco mit der jüngeren Schwester Biancas. Er hatte sich schnell getröstet. Uebrigens verläßt er die Valdarniana, denn er ist jetzt sein eigener Herr.



„Und sein eigener Oheim,“ fügte Nurispa hinzu, der für verwickelte Verwandtschaftsverhältnisse ein besonderes Interesse hegte. Alle lachten. Man dankte dem Erzähler; nur Cenci schwieg. Er erhob sich schnell und wollte sich verabschieden. Es war schon spät und die Windlichter waren dem Berlöschen nahe.

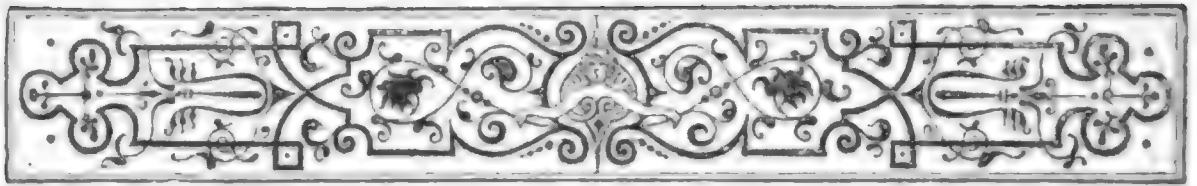
„Wohin so eilig, Poet?“ rief Itazello ihm zu, „hat Dich das Töchterlein des Gärtners zum Stellbichein beschieden?“

„In seinem Hirne wogen die Hexameter,“ scherzte Biondo, „die Muse überkommt ihn!“

„Ihr habt gut spotten,“ erwiderte jener gekränkt, „morgen geht der Bote nach Florenz und ich muß noch den Hirtenbrief für die deutschen Bischöfe aufsetzen!“ Dann schritt er die Treppe der Terrasse hinab. Auch die Andern erhoben sich.

„Armer Dichter,“ sprach Enea Silvio, und in seinen Augen leuchtete aufrichtiges Mitleid. „Armer Dichter! Das Haupt in den Wolken und die Hände im Arbeitsstaube der Alltäglichkeit!“





## Norwegen.

Von

G. Weisbrodt.

— Wien. —

**E**s giebt kaum ein zweites Land in Europa, welches sowohl in den merkwürdigen Erscheinungen seiner Natur als in seinem Volksthum und Staatswesen so ganz eigenthümliche und interessante Verhältnisse aufweist wie Norwegen, das seit den Nordlandsfahrten Kaiser Wilhelms speciell auch den Deutschen näher gerückt erscheint. Die meisten Norwegen-Reisenden freilich, und ihre Zahl steigt mit jedem Jahr, glauben das Land durch und durch zu kennen, wenn sie seine Wasserfälle, seine Fjorde und seine Mitternachtssonne gesehen, aber von den Bewohnern nehmen sie in der Regel nur flüchtige Eindrücke mit und es entgehen ihnen insbesondere gewisse dem norwegischen Volkscharakter anhaftende Eigenthümlichkeiten, die sich fast in jedem einzelnen Individuum merkwürdig einheitlich, um nicht zu sagen uniform, verkörpert wiederfinden. Um hier ein richtiges Urtheil zu haben, muß man sich freilich Rechenschaft geben über die mannigfachen Factoren, deren Product das äußere Wesen sowohl als die Seele des Volkes ist, und in der Berücksichtigung dieser Factoren, der Abstammung und der Rasse, der Lage des Wohnsitzes und speciell der größeren oder geringeren Entfernung desselben von den Verkehrswegen, erweist sich der Wiener Baron Pache in seinen zum Vortrag im engeren Zirkel gebrachten „Streiflichtern auf politische und sociale Verhältnisse Norwegens“ geradezu als mustergiltig. Gestatten Sie mir, an der Hand dieses Vortrags das Thema eingehender zu behandeln.

Der weitaus größte Theil des norwegischen Volks ist normannischen Stammes. Die Normannen, von Alters her als kühne Seefahrer und streitbare Männer bekannt und oft zu entscheidenden Rollen in der Geschichte berufen, haben die Eigenschaften, die sie zierten oder verunzierten, allerdings mehr oder weniger den geänderten heutigen Verhältnissen angepaßt, auch auf ihre Nachkommen vererbt. Norwegen war vom Ende des 14. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts mit Dänemark vereinigt, seit 1536 sogar einfach eine dänische Provinz, und konnte also während dieser ganzen Periode politisch selbständig nicht hervortreten, es verlor nicht bloß seine geschichtliche Tradition, sondern zum großen Theil auch seine Sprache, denn die norwegische Schriftsprache von heute ist die dänische, die sich, wie die schwedische, in der skandinavischen Sprachen-Familie selbständig zu entwickeln vermochte, während die norwegische nicht mehr als Schriftsprache, sondern als Volksdialekt existirt: ob die politisch angehauchten Bestrebungen der „Maalstræver“, eine eigene Schriftsprache zu schaffen, von Erfolg sein werden oder nicht, läßt sich noch nicht übersehen, obgleich man dieselben, angesichts z. B. der Thatsache, daß die Magyaren eine magyarisches Schriftsprache in verhältnißmäßig kurzer Zeit geradezu aus dem Boden zu stampfen vermochten, keineswegs als absolut aussichtslos erachten darf.

Im Jahre 1809 hatte Schweden sein Finnland an Rußland abtreten müssen, und um so begehrllicher richtete es jetzt seine Blicke auf das stamm- und sprachverwandte

unmittelbar benachbarte Norwegen. Die Zeitumstände waren ihm günstig. Der damalige Kronprinz von Schweden, als Bernadotte früher einer der Marschälle Napoleons, schlug sich in dem Feldzuge des Jahres 1813 gegen seinen einstigen Kaiser auf die Seite der Oesterreicher, Preußen und Russen, während Dänemark nach dem zweiten Bombardement Kopenhagens durch die englische Flotte der Verbündete Frankreichs wurde. Es hatte diese Bundesgenossenschaft theuer zu zahlen; im Frieden von Kiel (1814) trat es Norwegen an die Krone Schweden ab. Aber vorläufig hatte Schweden die Rechnung ohne die Norweger gemacht: diese waren es freilich sehr zufrieden, aus der verhassten Abhängigkeit von Dänemark loszukommen, aber sie waren nicht gesonnen, gegen das bisherige Joch einfach ein neues, ein schwedisches Joch einzutauschen. Prinz Christian Friedrich, der damalige dänische Statthalter in Norwegen, lehnte sich gegen den Kieler Frieden auf, proclamirte sich zum Regenten von Norwegen, berief eine National-Versammlung nach dem Eisenhammer von Fidsgold; diese beschloß die Unabhängigkeits-Erklärung Norwegens, nahm ein vom Regenten ihr vorgelegtes Grundgesetz („Norges Grundlov“) an, daselbe, welches, mit unbedeutenden Aenderungen, noch heute als Verfassung zu Recht besteht und rief den bisherigen Regenten zum König aus. Jetzt drangen, um vom Lande Besitz zu ergreifen, schwedische Truppen ein und schon nach wenigen Monaten wurde die Uebereinkunft von Mosß abgeschlossen, derzufolge der erwählte „König“ das Land verließ und, zur Regelung des Verhältnisses zu Schweden, ein außerordentlicher Storting zusammentrat: erst nachdem Schweden das norwegische Grundgesetz mit seinem § 1: „Das Königreich Norwegen ist ein freies, selbständiges, untheilbares und unveräußerliches Reich“ anerkannt hatte, wurde der König von Schweden Karl XIII. zum König von Norwegen gewählt. Das Verhältniß zwischen Norwegen und Schweden ist die denkbar reinste Personal-Union, und wenn Bernadotte, der nachherige König Karl XIV., die betreffende Acte vielleicht in der Hoffnung unterzeichnete, dieser Union später eine andere Gestalt geben zu können — an Versuchen dazu hat es denn auch nicht gefehlt — so mußte er doch bald die Ueberzeugung gewinnen, daß die Norweger unbeugsam seien.

Dem durchaus demokratischen norwegischen Grundgesetz haben die amerikanische Verfassung von 1787, die französische von 1791, die niederländische von 1798 und die spanische von 1811 als Vorbilder gedient, aber mit eingehender Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten Norwegens. Es ist deshalb das Wahlrecht an den Grundbesitz gebunden, ja die ganze Verfassung eigentlich auf die Herrschaft des bäuerlichen Elements gestellt, trotzdem zu Anfang des laufenden Jahrhunderts der Bauernstand noch nicht der maßgebende Factor im politischen und socialen Leben Norwegens war, der er jetzt ist. Denn der Ackerbau ist dort ein verhältnißmäßig junger Productionszweig: so lange Norwegen rein dänische Pertinenz war, that man in Kopenhagen, um den dänischen Grundbesitzern einen höheren Markt für ihre Cerealien zu erhalten, zur Förderung des norwegischen Ackerbaus nichts und der norwegische Bauer schlug aus den Wäldern und dem Fischfang die Mittel heraus, sein Korn zu kaufen; erst als im Kriegsjahr 1807 die im Kattegat kreuzenden englischen Schiffe die Zufuhr aus Dänemark abschnitten, trieb ihn die Noth dazu, dem eigenen Boden seinen Getreidebedarf abzurufen und damals schien er noch wenig geeignet, die Grundsäule des ganzen politischen Lebens zu werden. Schrieb man ihm doch, wenn er Holz nach der Hauptstadt brachte, die Zahl der abzuliefernden „Stapel“ mit Kreide auf den Rücken: so beschrieb er eilte er in das Comptoir des Abnehmers, zeigte demselben schweigend seine Pehrseite und nahm sein Geld in Empfang, und die Bürste, mit welcher der Cassierer ihm über den Rücken fuhr, vertrat die Stelle der Quittung. Die heutigen „Bauern“ aber, ihre Nachkommen, stellen sich im Juni und Juli zur großen Holzmesse in Christiania ein, auf welcher Umsätze von Millionen Kronen, gemacht werden, und wohnen in den ersten Hotels. Sich ihrer Macht und ihres Einflusses voll bewußt, nennen sie sich gleichwohl immer noch bescheiden „Gaardbruger“ (Landwirth), wenn auch in ihren Häusern eine ausgewählte Bibliothek und

ein Klavier ebenso wenig fehlt als ein kunstvoll ausgestattetes Exemplar der Verfassungs-urkunde, und wenn gleich ihre Söhne die Univerſität beſuchen. Freilich ſieht man dieſe Studenten in den Ferien mit den übrigen Bewohnern des „Gaard“ (Hofes) tapfer die Senſe handhaben und den Pflug führen und nach Beendigung ihrer Studien kehrt die große Mehrzahl zur landwirthſchaftlichen Thätigkeit zurück; ſchwerlich ſieht man in irgend einem anderen Lande ſo viele hochwiſſenſchaftlich gebildete Männer hinter dem Pfluge gehen.

Das zum Ackerbau im engeren Sinne geeignete Gebiet iſt in Norwegen ein ſehr beſchränktes; es nimmt kaum ein Procent des Geſamt-Areals von 5750 Quadratmeilen ein und liegt zum größten Theil ſüdöſtlich zu beiden Seiten und nördlich des Chriſtiania-Fjord; wenigſtens wird nur hier in guten Jahren mehr Getreide gezogen als der eigene Bedarf erheiſcht, während im übrigen Lande nur noch die Vogteien an der Südküſte und am Throndhjem-Fjord dieſen Bedarf decken; die Hälfte des Geſamtbedarfs an Getreide liefert das Ausland. Nahezu  $\frac{3}{4}$  des Landes nehmen die großen Gebirgs-plateaus, die Fjelds, ein; ihre Höhenlage ſchließt den Ackerbau meiſt ganz aus und ſelbſt der Weidebetrieb iſt nur ſtellenweiſe möglich. Und während die Küſtengebiete allzu feucht ſind, bedürfen die Thäler am Oſt-Abfall, die im Regenshatten des großen jüb-norwegiſchen Hochlandes liegen, in heißen und trockenen Sommern der künstlichen Bewäſſerung. Für dieſe ungünſtigen Verhältniſſe bietet es wenig Entſchädigung, daß im Altenfjord, unter 70° nördlicher Breite, in einer nördlicheren Lage alſo als König Williams Land, wo die letzten Reſte der Franklin'schen Expedition zu Grunde gingen — in der ganzen Welt wird ſo hoch nördlich kein Ackerbau getrieben — die Gerſte einen noch zehnfältigen Ertrag liefert, daß Hanf, Wein und Hopfen gedeihen, daß im Walde, (unter der Breite von Irkutsk und zwei Breitengrade nördlicher als St. Petersburg) die üppigſte Vegetation gefunden wird und daß Bäume und Sträucher, die im mittleren und ſüdlichen Deutſchland erfrieren, dort im Winter im Freien ausdauern, daß, weil die Fröſte unbedeutend und die Schneefälle gering ſind, auf den Küſten und Inſeln zwiſchen Stavanger, Bergen und Throndhjem das Vieh den ganzen Winter im Freien weidet: das Alles iſt dem für die Entwicklung Norwegens hochwichtigen Einfluß des Golfſtroms zu danken und dieſer Einfluß macht ſich nur in den Küſtengegenden fühlbar und reicht nur wenig in's Innere des Landes hinein.

Seine Exiſtenz findet der norwegiſche Bauer, von Alters her und noch heute, in der Verwerthung der faſt unerſchöpflichen Schätze der Wälder, welche noch jetzt ein ganzes Fünftel der Geſamtfläche des Landes bedecken. Der Südosten Norwegens ſteht hier obenan. Die Ausfuhr des ſehr geſchätzten norwegiſchen Holzes — ſeine außerordentliche Härte wird in erſter Reihe der Geſtein-Unterlage der Wälder (in der Regel archaiſche Schichten) zugeſchrieben — repräſentirt einen jährlichen Durchſchnittswerth von 50 Millionen Mark. Daneben blüht an den Küſten und auf den Inſeln die Fiſcherei und die Seeſchiffahrt: alle größeren norwegiſchen Städte liegen am Meer, und die größtentheils kaufmänniſch ſpekulirende Thätigkeit derſelben, ſowie der Mangel an Kapital und das Fehlen einer heimischen Kohle hindert den Aufſchwung der Induſtrie. Daß der Fiſchfang ſeit undenklichen Zeiten betrieben wurde, iſt in einem Lande mit langgeſtreckter und reichgegliedeter Küſte an einem niemals zufrierenden Meere ſelbſtverſtändlich und auch die gewerbsmäßig ausgeübte große Fiſcherei läßt ſich bis in eine ſehr alte Zeit verfolgen. So weit geſchichtliche Nachrichten reichen — alſo ſeit mehr als 1000 Jahren — ſtrömen alljährlich in der winterlichen Polarnacht Ende Januar viele tauſende Menſchen in Weſtjord an den Doſoten zuſammen, um bis Ende April den Stabliau zu fangen, von welchem ſie an dieſer Stelle bis zu 60 Millionen Stück erbeuten. Auch der Heringfang wurde ſchon im 9. Jahrhundert als ein wichtiger Erwerbszweig genannt und er iſt es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die ausgeführten Fiſche repräſentiren einen jährlichen Durchſchnittswerth von 40 bis 50 Millionen Mark. Die Seeſiſcherei iſt gleichzeitig, wie überall, die Schule der Seeſchiffahrt geworden: die norwegiſchen

Matrosen sind den besten Matrosen aller Länder ebenbürtig, die norwegischen Bootsen sind in allen nördlichen Meeren die gesuchtesten und die Handelsflotte des kleinen und sehr dünn bevölkerten Landes nimmt nach der Tonnenzahl ihrer Schiffe die dritte Stelle unter allen seefahrenden Nationen ein und steht in Europa nur der englischen nach.

Bauern und Seeleute bilden also die Hauptmasse der norwegischen Bevölkerung und so nimmt denn auch die Verfassung, welche sich das Volk gegeben, wohl die weitestgehende Rücksicht auf das bäuerliche Element, sie hat aber einen demokratischen Grundzug, der in vorwiegendem Maße der Denkweise der Küstenbevölkerung entspricht und diese Küstenbevölkerung, welche mit der ganzen Welt verkehrt, beseitigt auch die Gefahr, daß die Gesetzgebung sich verküchere oder wirklichen oder vermeintlichen Standesinteressen eine allzu ausgedehnte Berücksichtigung zu Theil werden lasse, eine Gefahr, welche bei dem numerischen Uebergewicht der bäuerlichen Vertreter im Storting sonst sehr nahe liegt und namentlich auf dem Gebiet der Steuern, der Beiträge zu den Staatsverordnungen, in der That öfter zur Erscheinung gekommen ist. Eine staatliche directe Steuer, vor Allem eine Grundsteuer, kennt Norwegen nicht: der Bedarf des Staats wird in erster Linie aus dem Ertrag der Pölle, dann durch indirecte Steuern und speciell durch die Bier- und Brauntweinsteuer, bestritten; diese Steuern bringt wesentlich die Stadtbevölkerung auf, weil der Bauer noch immer den größten Theil seiner Bedürfnisse seinem Grund und Boden entnimmt resp. selbst anfertigt. Die Städte haben außerdem in der Regel sehr hohe communale Steuern zu entrichten.

Die demokratischen Bestimmungen der Verfassung stehen übrigens nicht blos auf dem Papier, dem norwegischen Volke sind vielmehr die demokratischen Principien in Fleisch und Blut übergegangen. Die erste That des zur Freiheit gelangten Staates war, trotzdem der König auf das Aeußerste widerstrebte, die Abschaffung ausnahmslos aller Titel und Vorrechte, und es kam bei diesem Anlaß auch zum ersten Mal diejenige Bestimmung der Verfassung in Anwendung, nach welcher das dem Könige gegen Beschlüsse des Stortings eingeräumte Veto hinfällig wird und ein Stortings-Beschluß auch gegen den Willen des Königs Gesetzeskraft erlangt, wenn das Storting denselben in drei auf einander folgenden Sessionen gleichlautend wiederholt.

Die Schulbildung ist in Norwegen, trotz der großen Hindernisse, welche Klima, Bodenbeschaffenheit und die von der ohnehin sehr dünn gesäten Bevölkerung von jeher festgehaltene Ansiedelungsweise in zerstreuten Einzelhöfen, sowie die außerordentlichen Schwierigkeiten der Communication bereiten, durchweg vortrefflich, und es giebt selbst in den entlegensten Gegenden und in den unzugänglichsten Gebirgswinkeln fast Niemanden, der nicht wenigstens fertig lesen und schreiben kann. Allerdings ist das zum Theil das Verdienst der bestehenden Kirchengesetze und des Einflusses einer aufgeklärten Geistlichkeit. Ebenso wie im Schwesterreiche Schweden darf der Geistliche Niemanden confirmiren und zum Abendmahl zulassen, der nicht die Bibel und den Katechismus zu lesen im Stande ist, und heirathen oder einen Eid leisten kann nur Der, welcher vorher das Abendmahl genommen.

Es giebt wenig Länder, wo der Mensch so schwer mit der Natur zu ringen hat, als in Norwegen. Es kostet den einen Theil der Bevölkerung unendliche Mühe, dem larmigen Boden (meistens Gebirgsland und zwar hoch nördlich gelegenes Gebirgsland) auch nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse abzugewinnen und ein anderer Theil kämpft in unausgesetzter harter Arbeit und fortwährend sein Leben wagend auf dem Meer. Aber eben deshalb erscheint der Norweger still, unbeugsam und fast eisern; Heiterkeit und gar Fröhlichkeit kennt er nicht, er giebt sich meist rauh und hart. Aber gewöhnt, nur der eigenen Kraft zu vertrauen, und in fortwährender schwerer Arbeit gestählt, hat er sich ein Selbstbewußtsein angeeignet, das sich im socialen und im wirthschaftlichen wie im politischen Leben geltend macht. Liebenswürdig, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ist der Norweger nicht, aber er ist dazu angethan, sich nach jeder Richtung hin Achtung zu erzwingen.



## Illustrierte Bibliographie.

**Unter Menschenfressern.** Eine vierjährige Reise in Australien. Von Dr. Carl Lumholz. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit 107 Abbildungen, zwei Karten und dem Bildniß des Verfassers in Lichtdruck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft. New-York, Gustav E. Stechert.

Von der Universität Christiania unterstützt, unternahm der Verfasser in den Jahren 1880—1884 eine Reise nach Australien, hauptsächlich in der Absicht, Sammlungen für das zoologische und zootomische Museum der Universität zu veranstalten. Er hielt sich zuerst einige Zeit in Süd-Australien, Victoria und Neu-Süd-Wales auf, verweilte dann etwa 9 Monate auf der schönen Station Gracemere in Central-Queensland und begab sich im August 1881 auf die erste eigentliche Entdeckungstreife, zunächst in das westliche Queensland, wo er 800 englische Meilen vordrang, ohne im Verhältnis zu den ausgestandenen Anstrengungen ein erhebliches Ergebnis erzielt zu haben.

Die wichtigste Unternehmung richtete er dann gegen das nördliche Queensland, wo er 14 Monate unter fortwährenden Reisen und Forschungen zubrachte. Den größten Theil dieser Zeit verlebte er in der Umgegend des wasserreichen Herbert River 180 südlicher Breite, ganz allein, ohne jeden Beyleiter, mitten unter einer Menschenmasse, deren Culturstandpunkt — wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann — wohl als der niedrigste bezeichnet werden muß, auf dem das Menschengeschlecht heute steht. Denn der Australneger ist nicht allein Menschenfresser; er besitzt auch bei einzelnen Stämmen nicht einmal denjenigen Grad von Cultur, den man in der Entwicklungsgechichte der Menschheit als die Periode des Steinzeitalters bezeichnet hat.

Ueber die ethnographischen Eigentümlichkeiten dieser Rasse im südlichen Theile Queensland's gab es schon früher gründliche Untersuchungen, mit den nördlichen Stämmen dagegen war bisher noch niemals ein Weißer in Berührung gekommen, und auf der eingehenden Schilderung gerade dieser Rasse beruht der große Werth des vorliegenden Wertes.

Daß der kühne Reisende von seiner schwarzen Umgebung nicht getödtet wurde, verdankte er hauptsächlich dem Umstande, daß sie nie ganz die Achtung vor seinen Schießwaffen verlor, und demnach, daß er ihr in einem ganz unverständlichen Lichte erschien,

zu Christiana einberleibt sind. Von neuen Thierarten entdeckte er u. a. vier Säuge-  
thiere, das Holzlänguru und drei Opossum-Arten.

Das Buch ist nicht bloß vortreflich, sondern auch höchst anregend geschrieben; die rein wissenschaftlichen Partien sind mit Recht in den Anhang verwiesen, so ein Ueberblick der Geschichte Australiens, Geologie, Flora und Fauna. Die Abbildungen verdienen, wie das ganze Buch, die größte Anerkennung.

H. J.

## Bibliographische Notizen.

**Die Symbolik der Bienen und ihrer Producte in Sage, Dichtung, Cultus, Kunst und Bräuchen der Völker für wissenschaftlich gebildete Imker, sowie alle Freunde des klassischen Alterthums und einer ästhetischen Naturbetrachtung, nach den Quellen bearbeitet von Joh. Ph. Glock.** Heidelberg, vorm. Weiß'sche Universitätsbuchhandlung Th. Groß.

Der Verfasser will durch seine Arbeit, welche man auch eine Anthologie der Bienenpoesie aller Zeiten nennen könnte, einen Beitrag geben zur Thiermythologie und Symbolik. Nach dem Titel könnte es wohl erscheinen, als ob zur Lectüre des Werkes eine größere wissenschaftliche Vorbildung erforderlich wäre; das ist aber keineswegs der Fall, es ist für jeden Gebildeten verständlich. Die Abhandlung zerfällt in drei Theile, denen eine Einleitung über die Bedeutung der Thiersymbolik vorausgeschickt ist. Im ersten Theile giebt uns der Verfasser äußerst lebendig gezeichnete Bilder aus dem Leben der Bienen, Bilder, aus denen so recht die Begeisterung des Verfassers für die Imkerei hervorleuchtet. Diese Vorliebe für die kleinen geflügelten Lanzenträger läßt ihn allerdings bisweilen etwas weit gehen. Wenn er z. B. das Wort Instinct in Bezug auf die Bienen vollständig verbannt wissen will und meint, daß dasselbe nur „ein Allerweltverlegenheitswort“ sei, „unter dem sich Jeder etwas denkt und keiner was Rechtes und Vernünftiges“, so müssen wir ihm darin widersprechen: zwischen instinctiver und verstandesmäßiger Thätigkeit läßt sich ziemlich genau unterscheiden, und gerade die Bienen bieten dem aufmerksamen Beobachter für beide Arten der Thätigkeit Belege genug. Wenn er ferner sagt, daß die Bienen nur „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe“ „gleich den edlen gefitteten Völkern zur ultima ratio der irdischen Dinge, dem „Kriege“ schreiten, so stimmt das auch nicht völlig; Räubereien von Stock zu Stock kommen auch bei

unseren Honigbienen vor. Zwei Capitel dieses Abschnittes: „Wie die Bienen Hochzeit halten“ und „Unsere Bienen in Australien“ stammen aus der Feder des dem Verfasser befreundeten Mosegger.

Der zweite Theil behandelt die Symbolik der Bienen bei den vornehmsten Culturvölkern: den Indern, Aegyptern, Hebräern, Muhamedanern, Griechen, Römern, Germanen und Slaven unter reichlicher Beigabe von poetischen Stellen in guter Uebersetzung.

Der dritte Theil giebt „klassische Beilagen zur Symbolik der Bienen aus dem Buche der Weltliteratur“, und zwar das IV. Buch aus Virgils Landbau-Gedicht, Bernard de Mandvilles „Bienenfabel“ (beides im Urtext und metrischer Uebersetzung und mit einleitenden Bemerkungen) und den „Amfen-Innenkrieg“ von Ferdinand Vereslas.

Beigegeben ist ein Lichtdruck nach einem bis jetzt noch nicht vervielfältigten Gemälde von Lucas Cranach dem Älteren: Amor, der Honigdieb, und Venus. (Königliches Museum zu Berlin.)

Das Werk ist von dem Wiener Bienenzüchter-Verein mit dem ersten Preise gekrönt und es verdient diese Auszeichnung.  
W.

**Die Berliner Decemberconferenz und die Schulreform.** Von geschichtlichem Standpunkt aus beleuchtet von Hornemann. Hannover, Carl Meyer (Gust. Prior).

An der Schrift interessirte uns hauptsächlich die in derselben niedergelegte veränderte Stellung des Verfassers gegenüber einem lateinlosen gemeinsamen Unterbau für Gymnasien und Realschulen, gegen dessen Zulassung er noch in der Decemberconferenz stimmte. Die Decemberconferenz entschied sich nicht nur nicht für einen solchen gemeinsamen Unterbau, sie sprach sich vielmehr dahin aus, daß diese gymnasialen und realen Anstalten noch mehr als

bis jetzt der Fall war, auseinander gehalten werden sollten. In kleineren Städten mit nur einer und zwar realen Anstalt sollte dann in den unteren Klassen lateinischer Unterricht „angealiert“ werden, damit den Schülern, welche später auf ein Gymnasium übergehen wollen, Gelegenheit gegeben würde, das Lateinische zu erlernen. Hornemann verwirft diesen Ausweg vollständig: er schlägt vielmehr vor, in kleinen Städten mit 6 oder 7 klassigen Anstalten die drei unteren Klassen lateinfrei zu lassen und von IIIb an neben dem realen Cursus eine Selecta einzurichten, welche von IIIb ab Lateinisch, von IIIa ab Griechisch treiben soll. Diese Selecta soll für die Ia des Gymnasiums vorbereiten und erst nach den 7 Schuljahren das Einlährigen-Realium erteilen, während die Realabtheilung es schon nach dem sechsten gewähren soll. Wie man sieht, entfernt sich dieser Vorschlag gar nicht so sehr weit von dem des „Vereins für Schulreform“, dessen Gründe H. auch im Großen und Ganzen sich zu eigen macht und als berechtigt anerkennt. Eine Hauptforderung des Vereins, die Verlegung des Lateinischen nach IIIb wurde durch den H.'schen Vorschlag erreicht und so der Boden für eine allmähliche Weiterentwicklung gegeben. Warum aber die vorgeschlagene Aenderung nur für kleine Städte möglich sein und nicht gleich allgemein sollte einaeführt werden können, ist nicht recht ersichtlich. Nun, wir wollen uns des Fortschrittes in den Anschauungen Hornemanns freuen und uns auch weiter nicht darüber grämen, daß er am Schlusse der Schrift noch vor „gefährlichen Experimenten, wie namentlich die sogenannte sechs-jährige Einheitschule bis IIb einschließ- lich“ warnt.

Wp.

**Die Staatsromane.** Ein Beitrag zur Lehre von Communismus und Socialismus von Dr. Friedrich Kleinwächter. Wien, M. Breitenstein's Verlagsbuchhandlung.

Es gehört seit alten Zeiten zu den beliebtesten Mitteln derjenigen überaus weisen Personen, welche durch mehr oder weniger Gesetzes-Paragraphen eine gründliche Umgestaltung, eine umfassende Verbesserung der Lebensverhältnisse anbahnen wollen, für ihre Pläne dadurch Anhang zu werben, daß sie mit dichterischer Phantasie ein Land schaffen, ein Volk schildern, in welchem ihre Vorschläge Wahrheit und die Ursache allgemeiner Glückseligkeit geworden sind. Dies sind die „Staatsromane“,

die der Verfasser in „politische“ und „volkswirtschaftliche“ gruppiert. Er führt uns in gebrängtem Auszug vor, was Scharf- sinn und Albernheit auf diesem Gebiet er- sonnen haben, von Xenophon's „Anrobaedie“ über Thomas Morus „Utopia“ bis zu den „Rückblicken“ Bellamy's und „Frei- land“ von Herzka.

Während die bisherigen Staats- romane sammt und sonderß unter sou- veräner Nichtachtung der menschlichen Natur lediglich durch ihre schönen Theoreme den Himmel auf die Erde zaubern wollen, hat es in jüngster Zeit Eugen Richter unter- nommen, die Wirkung derselben vom ent- gegengesetzten Standpunkt aus durch seine „socialistischen Zukunftsbilder“ in derselben Kunstform zu beleuchten. F.

**Der Darwinismus gegen die Social- demokratie.** Von Otto Ammon. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei N. S. (vormals J. F. Richter).

„Selten hat eine wissenschaftliche Theorie einen solchen Aufruhr in der Welt hervorgerufen wie der Darwinismus,“ sagt der Verfasser; denn nicht allein, daß die Naturwissenschaften den ungeheuren Auf- schwung, welchen sie in den letzten 30 Jahren genommen haben, dieser Theorie verdanken, es hat sich auch keine andere Wissenschaft (die Theologie nicht ausgeschlossen) ihren Einwirkungen entziehen können. Es konnte nicht fehlen, daß man einer derartig um- wälzend wirkenden Theorie alle möglichen schlimmen Wirkungen andichtete und sie für alles mögliche Uebel verantwortlich machte; besonders warf man ihr vor, daß sie der Socialdemokratie in die Hände arbeite. Nun hat schon vor einer Reihe von Jahren der berühmte Botaniker und Biologe de Vary in einer sehr lesenswerthen Schrift nachgewiesen, daß die Darwinische Lehre nicht nur nicht die Lehren der Social- demokratie unterstütze, sondern den letzteren im Gegentheil diametral entgegenstehe; aber es kann gar nicht schaden, wenn von Zeit zu Zeit wieder einmal in gemeinver- ständlicher Weise darauf hingewiesen wird, ein wie vorzügliches Nützzeug gerade die so viel geschmähten neueren naturwissenschaft- lichen Lehren im Kampfe gegen die social- istischen Utopien darbieten. Ein solcher Versuch liegt nun hier vor. Der Verfasser hat es gut verstanden, zunächst einen kurzen leicht faßlichen Ueberblick über die Dar- winische Lehre zu geben, und sie auf die Ver- hältnisse im staatlichen und gesellschaftlichen Leben anzuwenden. Leider hat er sich in



letzter Beziehung nicht genügend vor allzu großer Specialisirung gehütet, hat dadurch stellenweise mehr beweisen wollen, als bewiesen werden kann und dadurch den günstigen Eindruck der Schrift abgeschwächt. So z. B. hätte er besser gethan, den Sturz Bismarck's ganz aus der Betrachtung zu lassen. Verf. mag denselben bedauern und als im Widerspruch mit den Darwinischen Lehren stehend betrachten, Ref. und mit ihm viele Andere sind der Meinung, daß Bismarck an seinem eigenen einseitig übertriebenen System zu Grunde gegangen ist. Sollte der Verf. nicht das Beispiel des Niesen-Hirsches kennen, der an seinem ihm ursprünglich nützlichen, aber unstreitig überentwickelten Geweihe zu Grunde ging, als die Lebensbedingungen andere wurden, als nämlich die Steppe vor der zunehmenden Bewaldung zurücktrat? Ferner würde es rathsam gewesen sein, wenn der Verfasser die Ausfälle gegen das directe, allgemeine Wahlrecht unterlassen hätte. Etwas Besseres werden wir nie erreichen und da möchte das allgemeine Wahlrecht vorläufig das am wenigsten unvollkommene sein. Auch daß die Darwinische Lehre antidemokratisch, vielmehr aristokratisch und monarchisch sei, ist nicht richtig; sie verträgt sich mit der republikanischen Regierungsform ebenso gut wie mit der monarchischen. Darin hat der Verfasser Recht, daß er sie für antinivellistisch erklärt, (nivellistisch ist hier aber nicht gleichbedeutend mit demokratisch, sondern mit socialistisch!). Der letzte Theil, in welchem sich der Verfasser gegen den Versuch Babels und Anderer wendet, die Darwinische Lehre in den Dienst der Socialdemokratie zu stellen ist ihm daher auch wieder ausgezeichnet gelungen und verdient alle Beachtung.

Hoffentlich vermeidet der Verfasser bei etwaigen weiteren Auflagen solche Einseitigkeiten, wie wir sie oben erwähnten; es kann das der Ausbreitung der Schrift nur von Nutzen sein.

Wp.

**Jacob Henle. Ein deutsches Gelehrtenleben.** Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen von Fr. Merkel. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

„Ein Mann, der seines Zeichens ein Anatom war, dessen Leben in der stillen Studirstube hinsfloß, ist nicht wie ein belletristischer oder politischer Schriftsteller der ganzen Welt, er ist nur den engeren Fachkreisen näher bekannt“, sagt der Verfasser in der Vorrede. Wenn er es dennoch

unternimmt, sich an weitere Kreise zu wenden und die Biographie seines „Lehrers und väterlichen Freundes“ nicht nur den Berufsgenossen in einer Fachzeitschrift zu übermitteln, so geschieht das einmal in dem Gedanken, daß „ein Mann, welcher in der Wissenschaft eine solch hervorragende Stellung eingenommen hat, es ebenso gut beanspruchen kann, von den Gebildeten gekannt zu werden wie ein Künstler oder Poet;“ sodann aber auch deshalb, weil in dem Leben Henle's sich ein ganzes Stück Culturgeschichte verkörpert. Daß der Verfasser gerade jetzt mit seinen Aufzeichnungen hervortritt, hat einen doppelten Grund: erstens feiern wir in diesem Jahre das 50jährige Jubiläum der bahnbrechenden „Allgemeinen Anatomie“ Henle's, und dann glaubt der Verfasser, daß gerade jetzt, „wo Koch's Arbeiten über die Tuberkulose alle Gemüther auf das Lebhafteste bewegen, es auch den medicinischen Laien interessieren muß, dem Manne näher zu treten, welcher des genialen Bakteriologen genialer Lehrmeister war, der schon vor mehr als 50 Jahren aus den Symptomen mit schärfster Logik nachwies, daß gewisse Krankheiten durch organisirte Keime nothwendig erzeugt werden müssen.“

Wenn der Verfasser am Schluß seiner Vorrede bescheidener Weise einen Zweifel darüber ausspricht, ob es ihm wohl gelingen möchte, „das Interesse an dem vor trefflichen Manne bis zu Ende festzuhalten,“ so können wir ihn in diesem Punkte beruhigen. Der an und für sich schon außerordentlich interessante Stoff ist uns in so trefflicher anmuthiger Form dargeboten, daß das Interesse des Lesers bei der Lectüre des Buches eher zu- als abnimmt. Wir können das Werk auf das Angelegentlichste auch Nichtmedicinern (Ref. selbst ist ein solcher) empfehlen.

Erwähnen wollen wir noch, daß dem Buche ein sauber ausgeführtes Portrait Henle's beigegeben ist.

Wp.

**Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrich von Klinggräff).** Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Erster Theil: Kunst und Leben. 2 Bände. Berlin, W. Behrs Verlag (G. Lort).

Die Vorbereiten, die „Rembrandt als Erzieher“ eingeheimst hat, lassen Manche nicht schlafen. Nur diesem Umstande verdankt das vorliegende Werk, dem noch ein zweiter „politischer“ Theil folgen soll,

seine Entstehung. Der Herausgeber glaubt in unseren geistigen und culturellen Leben einen Rückgang zu erkennen und darum zieht er die Gedanken seines Verwandten, die dieser vor 30 Jahren zu Papier gebracht hat, ans Tageslicht. Zweifellos sind unter diesen Gedanken manche recht ansprechende, wegen der in ihnen sich offenbarenden vornehmen, echt vaterländischen Gesinnung beachtenswerthe; aber Klinggräffs Mahnungen aus dem Jenseits dürfen nimmermehr mit den geistvollen „Lettres Persanes“ eines Montezquieu (s. Vorwort S. XVIII.) verglichen werden. Dazu ist er viel zu einseitig. Klinggräff ist als mecklenburgischer Gutbesitzer 1887 gestorben; er hat außer der Verwaltung seiner Güter nie eine folgenreiche Wirksamkeit ausgeübt. Seine Vorstellungen bewegen sich zwischen denen eines deutschen Corpsstudenten und eines kleindeutschen Landedelmannes. Die Neugestaltung Deutschlands seit 1870 hat er nie gebilligt. Seine Anschauungen über Kunst beschränken sich auf die Vorliebe für die alte, edle „Gothik“. Der Stand, von dem er die Heilung aller socialen Schäden erwartet, ist ihm der deutsche Landadel, den er durch Einführung mittelalterlich-feudaler Einrichtungen „regeneriren“ möchte. Er selbst hat seine wunderbaren Ideen bei Lebzeiten nie zu veröffentlichen gewagt. Noch einmal sei ausdrücklich hervorgehoben, daß in dem Buche auch mancher werthvolle Satz steht; so sind einzelne Vorschläge über unsere Jugendziehung vortrefflich. Aber der Herausgeber hätte seinem todtten Freunde einen besseren Dienst erwiesen, wenn er sich auf die hundert Seiten seines Nachworts beschränkt und diese zu einem Lebensbilde des wackeren „letzten Ritters“ von Pinnow in Mecklenburg umgestaltet hätte. fv.

#### **Bilder und Skizzen aus Amerika.**

Von L. Bürger (Ch. Niese). Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormalig S. Schottlaender, Breslau.

Dieses Buch bietet den Lesern kein oberflächliches Geplauder über schnell empfangene und schnell wiedergegebene Reiseeindrücke, sondern der Verfasser hat mit scharfem Blick das amerikanische Leben wirklich beobachtet und giebt klare, wenn auch nicht immer erfreuliche Schilderungen und Lebensbilder. Als gefellige Treiben in den Großstädten, die Lebensweise der amerikanischen Frauen, Preß- und Schul-

verhältnisse und noch vieles andere wird anziehend dargestellt; ein düsteres Bild entrollt namentlich der Aufsatz über „amerikanischen Menschenhandel.“ Das inhaltreiche Buch kann Vielen zur Belehrung, Manchem vielleicht zur Warnung dienen. P.

**Goethes Mutter.** Ein Lebensbild nach den Quellen. Von Dr. Karl Heinemann. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und zwei Heliogravüren. Leipzig, Verlag von Arthur Seemann.

Ein prächtiges, lebenswürdiges Buch, das auf Grund eingehender Quellenstudien Alles zusammenträgt, was in Bezug auf die Herkunft von Goethes Vorfahren, insbesondere seine Mutter sowie den Kreis von Freunden und Bekannten, in dem und mit dem sie lebte und wirkte, irgendwie von Interesse ist. Gar Mancher der Modernen wird freilich den Kopf schütteln Angesichts dieses Buches und ausrufen: Goethe und kein Ende! Wir unsrerseits erklären uns gern für so altmodisch, an solchen Büchern unsere herzliche Freude zu empfinden, denn noch so manche literarische Generation wird in Deutschland austauden und wieder verschwinden, ehe der Zauber erlöschen wird, der Alles umgiebt, was mit dem Namen Goethes verbunden ist. Das Buch sei allen Verehrern des großen Dichters, deren Zahl glücklicherweise von Jahr zu Jahr wächst, aufs Dringendste empfohlen. — e.

**Bilder aus der Chronik Bacharachs und seiner Thäler.** Ein Stück rheinischer Orts- und Kirchengeschichte von Karl Theile. Gotha, Fr. Andr. Berthes.

Das wenig umfangreiche Büchlein ist in der That das, was der Zusatz zum Titel besagt; ja man kann sagen, es ist ein Stück örtlicher deutscher Kulturgeschichte, die sich durch fast zwei Jahrtausende fortspinnt. In echt evangelischem Geiste, befeelt von warmem Vaterlandsgefühl, schreibt der Verfasser seine „Bilder“. Aus dem reformirten Gemeindeleben Bacharachs weiß er manches Anziehende zu berichten auf Grund archivalischer Studien; für die französische „Pfalzvergiftung“ findet er den angemessenen Ton der Schilderung. Sein Stil ist gedrungen, kraftvoll. Der Neuertrag des Buches ist für die Wiederherstellung der Bacharacher Peterskirche bestimmt. fv.

**Aus Luxemburgs Vergangenheit und Gegenwart.** Historisch-politische Studien von Jan van der Elz. Trier, Fr. Lins.

Den Standpunkt dieser Aufsätze kennzeichnet das ihnen vorgestellte Motto: „Das Luxemburger Volk, wie seine Sprache, ist durchaus deutsch.“ Schon in seiner früher erschienenen Flugchrift: „Deutschthum und Franzosenthum in Luxemburg seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage“ hatte sich der Verfasser dazu bekannt und deswegen manche Angriffe erfahren. Der wesentliche Inhalt jenes Büchleins ist hier im ersten historischen Theil weiter ausgeführt. Wichtig ist die Darstellung der jüngsten Ereignisse, der Thronbesteigung Großherzog Adolfs und ihrer staatsrechtlichen Folgen. Im zweiten, culturgeschichtlichen Theile sagt der Verfasser seinen Landsleuten bittere Wahrheiten. So tadelt er den kleinstädtischen, philiströsen Geist der Hauptstadt. Hinsichtlich der sprachlichen Verhältnisse kommt er zu den Forderungen: die Verwaltungssprache ist leider französisch, müßte aber deutsch werden; aus der Volksschule ist der Unterricht im Französischen zu entfernen; die Umgangssprache darf nur deutsch sein. Auch das Capitel über „Luxemburgs Stellung zwischen Deutschland und Frankreich in militärischer Hinsicht“ verdient die Aufmerksamkeit weiterer Kreise.

fv.

**Deutsches Namenbüchlein.** Ein Hausbuch zur Mehrung des Verständnisses unserer heimischen Vornamen und zur Förderung deutscher Namengebung bearbeitet von Ferdinand Schull. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Diese Schrift ist vom allgemeinen deutschen Sprachverein für sehr billigen Preis (60 Pf.) veröffentlicht und verdient das Entgegenkommen und die Theilnahme auch solcher Leser, die sich manchen Bestrebungen dieses Vereines gegenüber abwehrend verhalten. Die Sammlung der deutschen Namen ist sehr reichhaltig, und ihre Erläuterung beruht auf sorgfältiger und kritischer Verarbeitung der zahlreichen Vorarbeiten, welche von germanistischen Forschern auf diesem kulturhistorisch und sprachwissenschaftlich gleich interessanten Gebiete gemacht sind. Auch wer seine Kinder nicht Adelmund oder Adeligis nennen will, kann doch aus dem Büchlein über Bedeutung und Geschichte dieser und

mehrerer Tausende von anderen deutschen Namen willkommene Belehrung gewinnen. E.

**Deutsche Verslehre.** Von Sigmar Mehring. Leipzig, Philipp Neclam jun. 308 Seiten.

Mit außerordentlichem Fleiß hat der Verfasser — durch seine meisterhaften Uebertragungen ausländischer Dichter auf's Vortheilhafteste bekannt — in vorliegendem Werkchen, systematisch geordnet, alles das zusammengetragen, was zum Verständniß der Versformen unserer deutschen Poesie nothwendig ist. Ganz besondere Berücksichtigung ist hierbei, wie sich das von selbst versteht, dem Reime zu Theil geworden, über welchen der Verfasser schon früher ein selbständiges Büchlein veröffentlicht hat. Die zahlreichen, geschmackvoll ausgewählten Beispiele aus dem Schatze unserer poetischen Literatur tragen zum praktischen Verständniß des theoretisch Vorgetragenen wesentlich bei. m.

**Grillparzer-Studien.** Von Dr. A. Lichtenfeld. Wien, C. Grafer.

In fünf Aufsätzen beleuchtet der Verfasser einzelne Eigenthümlichkeiten der Dramen Grillparzers, im sechsten („die Schaffensweise Grillparzers“) versucht er eine psychologisch begründete Gesamtcharakteristik des Dichters zu gewinnen.

Dr.

**Fräulein Valerie.** Von Michal Wajucki. Aus dem Leben arbeitendet Frauen. Aus dem Polnischen übersezt von J. Lasinska. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormalig S. Schottlaender.

Nicht politische, sondern gesellschaftliche und sittliche Fragen und Zustände aus dem polnischen Leben sind es, welche in diesem ergreifenden Lebensbilde zur Anschauung gebracht werden. Standesunterschiede und gesellschaftliche Vorurtheile üben eine Macht aus, welche selbst edel veranlagte Naturen nicht immer zu durchbrechen vermögen. Das Buch ist eine anziehende Lektüre, zumal die Uebersetzung zwar das Eigenthümliche der fremden Sprache durchblicken läßt, aber doch in correctem und fließendem Deutsch geschrieben ist. O.

**Aus verborgenen Tiefen.** Von Otto Ernst. Novellen und Skizzen. Hamburg, Verlag v. Konrad Klopff.

Diese kleinen Geschichten gewähren einen ergreifenden Einblick in die Tiefen

einer echten Künstlerseele, die sich im Kampfe mit der Prosa, der Noth des Lebens, dem Unverstande und der Theilnahmlosigkeit der Welt aufreibt, die sich in heißem Sehnen nach freier ungehemmter Entfaltung verzehrt. „Der geißelte Genius,“ der bald in leidenschaftlichem Schmerzausbruche an seinen Ketten rüttelt und sich in heftigen Anklagen und bitterem Spotte gegen die feindlichen Gewalten Luft macht, bald sein Geschick in wehmüthiger, herzbewegender Klage betrauert, bald sich mit müder, hoffnungsloser Resignation in dasselbe ergiebt, — das ist das Leitmotiv, das in allen Geschichten mehr oder minder deutlich durchklingt. Am reinsten, erschöpfendsten und erschütterndsten ist dieses Thema in den Aufzeichnungen eines Schulmeisters („Ueberwunden“) behandelt. Hier tritt uns eine Tiefe der Empfindung, eine Höhe der Gesinnung, ein Reichthum an schönen Gedanken, feinen Beobachtungen, ein Zauber der Stimmung entgegen, die uns überraschen, entzücken und bis zu Thränen rühren. Wir fühlen, daß wir hier Seelenkämpfen gegenüberstehen, die der Dichter selbst bestehen mußte, daß sich hier ein Leid ausdrückt, das er selbst empfunden. Aber der eigene Schmerz macht den Dichter nicht engherzig und egoistisch; sein Leid lehrt ihn gerade, das Andern wahrhaft verstehen und würdigen; und so kämpft er mit warmem Herzen und heiligem Zorne für alle die Bedrückten, Geknechteten, Unverstandenen („Ein Begräbniß,“ „Der Herr Fabrikant“), wie er andererseits gegen Halb- oder Pseudobildung, Prozedentum und Vanasentum die Waffen heißender Ironie und Satire schwingt. Unter dem Wig, den der Verfasser in den Skizzen „Bei gebildeten Leuten,“ „Der süße Willy. Ein feines Erziehungsidiom,“ „Herzules Meiers Gedichte. Ein Unraterschicksal in Briefen“ offenbart, verbirgt sich unverkennbar eine tiefe Bitterkeit Otto Ernst offenbart, wie in seinen preisgekrönten „Gedichten“ und seinen unter dem Titel „Offnes Visier“ veröffentlichten Essays, auch im vorliegenden Buche einen scharfen, streitbaren Verstand, ein tief empfindendes Gemüth; er ist ein Denker und ein Dichter, der des Dichters „geflügelt Werkzeug, das Wort“ meisterlich handhabt. Seine Prosa enthält Stellen von höchstem poetischen Glanze, von lyrischem Schwunge, von melodischem Zauber. Ein wahres Prachtstück dieser Art, eine mächtige Ode

ist in der ersten Erzählung „der Tod und das Mädchen“, die Interpretation des gleichnamigen Schubertschen Tonwerkes, in welchem der Dichter wie auch noch an anderen Stellen des Buches, ein tiefes musikalisches Verständniß an den Tag legt. O. W.

**Redige Frauen.** Roman von Felix Walden. (Fortsetzung von Paul Vindaus „Arme Mädchen“.) 2 Theile in einem Bande. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Der Roman hat bei seinem ersten Erscheinen ein berechtigtes Aufsehen gemacht, denn der Gedanke, zu einem bekannten Roman eine Fortsetzung zu schreiben, war eigenartig. Als Verfasser wurde bald ein Berliner Gelehrter entdeckt, dessen Studien sich bisher auf ganz anderem Gebiete bewegten, und endlich erregte der Inhalt vielfach Staunen und Entrüstung. Ersteres war begreiflich; diese sollte sich wenigstens niemals gegen den Dichter selbst richten oder gar dem Buche eine Tendenz unterstehen, die ihm völlig fern liegt. Es bedurfte gar nicht der „Vorrede“ dieser zweiten Auflage, um den Schriftsteller gegen solche Vorwürfe zu schützen. Sein eigener lauterer Charakter mußte hier genügen; er gehört nicht zu jenen „Jüngsten“, denen das Leben nur eine einzige kraft- und inhaltlose Orgie dünkt. Die in diesem Roman entrollten Bilder sind ein äußerst trauriges Capitel aus dem Leben der Großstadt Berlin; sie schildern das Elend der arbeitenden Frauenvwelt und brandmarken das schamlose Treiben aristokratischer Wüstlinge. Es steht vieles Häßliche in dem Buche, aber nichts Frivoles. Die Berliner Kellnerinnenwirthschaft ist nur eine schlimme Folge des Kampfes ums Dasein, der in der Millionenstadt heftiger entbrennt als anderswo, zugleich eine Folge der seit Jahrzehnten heuchlerisch behandelten und darum mitleideten Prostitution. Daß selbst im Elend und im Laster sich die edlen Gefühle des Menschenherzens zu behaupten wissen, zeigen Charaktere wie „Frau Franzi“ und Frau Kleinert. Der Verfasser hat zu seinem Romane offenbar tiefe Studien gemacht und weiß diese entsprechend zu verwerthen.

## Berichtigung.

Von dem Verfasser der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Essays über *Svarez* werden wir um den Abdruck der nachfolgenden Berichtigung ersucht:

„In meinen Essays über *Svarez* habe ich — Band 58, Seite 320, 322 — als Verfasser der 1875 zuerst in den „Deutschen Monatsheften“, sodann auch besonders veröffentlichten Abhandlung „*Svarez*, *Vornemann* und *Koch*, die drei Männer des preussischen Rechts“ auf Grund besonderer Information den damaligen Unterstaatssekretär im Justizministerium und späteren preussischen Justizminister Dr. Friedberg genannt. Diese Information ist eine irrtümliche gewesen, denn ich bin von zuverlässigster Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß Herr Minister Dr. von Friedberg jene Abhandlung nicht verfaßt hat, sie ihm vielmehr, bis er sie jetzt gelesen, gänzlich fremd gewesen ist.

Dr. G. Schwarz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Allerlei aus R. Henschel's Skizzenmappen.** Frankfurt a. M. M. Henschel.
- Alpenlandschaften.** Ansichten aus der deutschen, österreichischen und Schweizer Gebirgswelt. Mit 97 Holzschnitt-Tafeln auf Kupferdruckpapier u. 16 Seiten Text. Leipzig, J. J. Weber.
- Au den Kaiser!** Auch eine deutsche Bitte. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Auf der Schwelle des Weltkrieges.** Sonderabdruck aus dem „Deutschen Wochenblatte“. Berlin, Walther & Apolant.
- Barclay, J.,** Argentin. Politischer Roman vom Anfang des XVII. Jahrhunderts. A. d. Latein. übers. von G. Waltz. München, Fr. Bassermann.
- Batsch, Nautische Rückblicke.** Berlin, Gebr. Paetel.
- Behrens, F. W.,** Deutsches Ehr- und Nationalgefühl in seiner Entwicklung durch Philosophen und Dichter. (1600—1815.) Leipzig, G. Fock.
- Berner, E.,** Geschichte des Preuss. Staates. Abtheilung 2—8. München, Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann.
- Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes, Nummer 544—553: No. 544—546.** Andrer Leute Kinder von John Habberton, deutsch von F. Dobbert. No. 547. Sibirien von George Kennan (Schluss). Eine Winterreise durch Sibirien. — Meine letzten Tage in Sibirien. No. 548. Ovids Liebestüchlein. Ein Cyklus altrömischen Lebens in modernem Gewande von Fritz Herz. No. 549. Der Hellscher oder Bilder aus Nordland von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen von Dr. Otto Jiriczek. No. 550. Abriss der Musikgeschichte v. J. W. Ambros. No. 551. Lustiges Leben — trauriger Tod, Drama in drei Acten von José Echegaray. Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von Louise Fastenrath. No. 552. Webers Demokritos, XVII. Bdch.: Die Gebräuche. — Ueber Anstand und Lebensart etc. Halle a. S., Otto Haendel.
- Buntes Jahr.** Kinder-Kalender auf das Jahr 1892. VI. Jahrg. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter.)
- Burgwedel, J.,** Märchen und Skizzen. Wismar, Hiustorf'sche Hofbuchh.
- Böhlau, H.,** In frischem Wasser. Roman in zwei Bänden. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. VIII. Jahrg. Band 5). Stuttgart, J. Engelhorn.
- Cervantes de Saavedra, M.,** Der sinnreiche Jun-  
kor Don Quixote von La Mancha. 4. Aufl. Mit Illustr. Lieferung 10—14. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchh.
- Conard, J.,** Aus dem Schoosse der Zeit. Dichtung in Bildern. Mit dem Bildniss d. Verf., Berlin, Struppe & Winckler.
- Constantin, Grossfürst, Gedichte.** In freier Nachbildung von Julius Grosse. Berlin, G. Grote.
- Dante-Alighieri's göttliche Komödie.** Metrisch übertragen und mit krit. u. histor. Erläuterungen versehen von Philalether. 3 Bände 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner.
- Dittmar, Fr.,** Schulfroude. Eine Sammlung der besten Gedichte aus dem Schulleben. München, R. Oldenbourg.
- Egidy, M. v.,** Ernstes Wollen. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Ernst, A. W.,** Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait. Hamburg, C. Kloss.
- Das Faustbuch des christlich Meynenden** nach dem Druck von 1725. Herausg. von S. Szamatolski. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsh.
- Fischer-Sallsteln, Der schwarze Conrad.** Roman eines modernen Dichter-Vagabunden. Berlin, R. Wilhelmi.
- Flaischlen, C.,** Toni Stürmer. Eine Alltagsgeschichte in fünf Scenen. Berlin, F. Fontane & Co.
- Freund, J.,** Die wilde Madonna. Novelle. Berlin R. Wilhelmi.
- Fürst, A.,** Christen und Juden. Licht- und Schattenbilder aus Kirche und Synagoge Strassburg, Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt vorm. R. Schultz & Co.
- Grabowsky, Der Zoll auf Roggon.** Berlin, Walther & Apolant.
- Greif, M.,** Francesca da Rimini. Tragödie in fünf Acten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Gutzkow, K.,** Vom Baum der Erkenntniss. Denksprüche von Karl Gutzkow. Dritte Aufl. Jena, H. Costenoble.
- Halt — mehr rechts!** Ein Wort zur Abwehr unwürdiger Fremdherrschaft. Von einem niederdeutschen Bauern. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Hauffe, G.,** Hordor in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Borna, A. Jahnke.
- Hauffe, G.,** Die Wiedergeburt des Menschen. Abhandlung über die sieben letzten Paragraphen von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Borna, A. Jahnke.

- Haugwitz, C.** Gräfin von, Eines Kaisers Traum. Dichtung in fünf Gesängen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsh.
- Henke, W.**, Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Mit 40 Bildern im Text. Rostock, W. Werther.
- Hoernes, M.**, Die Urgeschichte nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Lieferung 13—20. Wien, A. Hartleben.
- Hürmann, L. v.**, Volkshümliche Sprichwörter u. Redensarten aus den Alpenlanden. Leipzig, A. J. Lieboskind.
- Ingersoll, R. G.**, Moderne Götterdämmerung. Deutsch von W. Schaumburg. Leipzig, Schaumburg-Fleischer's Verlag.
- Jensen, W.**, In Zwang und Bann. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson.
- Jordan, K. J.**, Das Räthsel des Hypnotismus und seine Lösung. Berlin, J. Dümmler's Verlagsh.
- Kardorff-Wahlitz, W. v.**, Die deutsche Landwirtschaft und ihre Zukunft. Sonderabdruck aus dem „Deutschen Wochenblatte“. Berlin, Walther & Apolant.
- Kiehne, H.**, Kleine Lieder. Gedichte, Diamantausg. Nordhausen, Verlag des „Hausbuch deutscher Lyrik“.
- Koppay, J.**, Der Kuss. Zehn Bilder nach Pastellgemälden mit Gedichten von P. von Schönthan. Berlin, Hanfstängl's Nachf.
- Kruse, H.**, Gedichte. Leipzig, S. Hirzel.
- Lassalle's Tagebuch.** Herausg. u. mit einer Einleitung versehen von Paul Lindau. Mit einem Jugendbildniss Ferdinand Lassalles. Zweites und drittes Tausend. Breslau, Schles. Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender.
- Lecheltner, Fr.**, Der Schreiber von Konstanz. Eine Rheinseegeschichte aus den Tagen des Minnesangs. Wolfenbüttel, J. Zwissler.
- Lessing, G. E.** Sämtliche Schriften. Herausg. von Karl Lachmann. 3. Aufl. 7. Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsh.
- L'hombre-Buch.** Illustriertes. Theorie und Praxis des L'hombre-Spiels. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller.)
- Löher, F. v.**, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Erster Band: Germanenzeit und Wanderzeit. München, C. Mehrlich.
- Maspero, G.**, Aegypten und Assyrien. Geschichtliche Erzählungen für Schule und Haus. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übert. von D. Birnbaum. Mit Abbildgn. u. Zeichnungen. Leipzig, B. G. Teubner.
- Milar-Gersdorff, B.**, Hammer und Pflug. Eine österreichische Dorfgeschichte. Danzig, C. Hinstorff's Verlagsbuchh.
- Mühlhausen, B.**, Die beiden Yachten. Roman in 3 Bänden. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Nordau, M.**, Gefühls-Komödie. Roman. Zweites Tausend. Breslau, Schlos. Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender.
- Norris, W. E.**, Die geprellten Verschwörer. Roman. Aus dem Engl. von E. Becher. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. VIII. Jahrgang, Bd. 7.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Ohorn, A.**, Der Bürgermeister von Lübeck. Geschichtliche Erzählung. Mit Original-Zeichnungen von Th. Rehtoll. Leipzig, O. Spamer.
- Ortleb, A. u. G.**, Häusliche Kunstarbeiten. Mit 126 Abbildungen und 12 Tafeln. Leipzig, O. Spamer.
- Pudor, H.**, Die alten und die neuen Wege in der Musik. Dresden, O. Damm.
- Reichard, P.**, Deutsch-Ostafrika. Das Land und seine Bewohner, seine politische und wirtschaftliche Entwicklung. Mit 36 Vollbildern. Leipzig, O. Spamer.
- Rodenberg, J.**, Klostermann's Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. Berlin, Gebr. Paetel.
- Schnaub, A.**, Pontius Pilatus. Ein Zeitbild. Karlsruhe, J. J. Reiff.
- Schilling von Canstatt, H.** Freiherr. Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge. Mit 418 Originalzeichnungen des Verfassers. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.
- Schmarsow, A.**, Die Kunstgeschichte an unsern Hochschulen. Berlin, G. Reimer.
- Schmidkunz, H.**, Psychologie der Suggestion. Mit ärztlich-psycholog. Ergänzungen von F. C. Gerster. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Schönthan, P. v.**, Aus der grossen und kleinen Welt. Novellen. Berlin, J. H. Schorer.
- Seck, O.**, Zeitphrasen. Berlin, Siemenroth und Wornas.
- Settemast, H.**, Erlebtes und Erstrebtes. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
- Sittard, J.**, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Zweiter Band. 1733—1793. Stuttgart, W. Kohlhammer.
- Spamer's, O.**, Illustriertes Konversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. Lieferung 175—200. Leipzig, O. Spamer.
- Strecker, C.**, Hobelspähne. Novellen. Leipzig, W. Friedrich.
- Tamm, M.** (M. Taunus), Jemand's Liebling. Roman. Stralsund, W. Zemsch (Premer's Buchh.).
- Die Theaterstücke der Weltliteratur ihrem Inhalte nach wiedergegeben.** Berlin, Alfred H. Fried & Co.
- Theden, D.**, Im Zauber der Dichtung. Ausgewählte Liederblüthen. Mit Illustr. einer deutscher Meister. Dresden, Verlag des Universum.
- Tolstoj, L. N.**, Warum die Menschen sich betäuben. Vom Verf. genehmigte Uebers. von R. Löwenfeld. 3. Aufl. Berlin, R. Wilhelm.
- Voelkel, J.**, Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. München, C. H. Beck'sche Verlagsbh.
- Waldmann, C.**, Fahrten und Abenteuer im deutschen Elchlande. Mit 32 Photogravüren. Leipzig, O. Spamer.
- Willmann, C.**, Moderne Wunder. Zweite Aufl. Mit 63 Illustr. u. 8 Vollbildern. Leipzig, O. Spamer.
- Wilslock, H. v.**, Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Annenier. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).
- Zenker, E. V.**, Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Wien, W. Braumüller.
- Zimmermann, Ph.**, Vorschläge zu einer natur- und zeitgemässen Reform unserer städtischen Volks- u. Mittelschulen. Frankfurt a. M., Reitz & Koehler.
- Zipper, A.**, Das Lied vom deutschen Wort. Leipzig, G. Körner.
- Zur Erinnerung an die Einweihung der neuen Aula der Universität Marburg.** Marburg, N. G. Elwert'sche Univ. Bh.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892<sup>er</sup>. Frische Füllung. 1892<sup>er</sup>.

Täglicher Versand

## Quellen

und  
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58 <sup>20</sup> R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 <sup>8</sup> "
Theresienbrunn	47 <sup>1</sup> "
Seobrunn . .	47 <sup>3</sup> "
Marktbrunn .	34 <sup>5</sup> "
Felsenquelle .	47 "
KaiserKarl's-Q.	33 <sup>4</sup> "
Kaiserbrunn .	39 <sup>1</sup> "

— ♦ —

**Karlsbader  
TRINKKUR**  
im  
**Hause**

## Quellen- Producte

KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisirt.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Seife.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

## Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

---

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen  
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und  
Krügen:—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.





Band 60. — Heft 179.

**Nord und Süd.**

Eine deutsche Monatschrift.

Februar 1892.

15.  
Jahrgang.

Greisau  
Schönbuch Verlag, Bonifat  
Worms u. Schottlander.

Februar 1892.

## Inhalt.

	Seite
E. v. Sacher-Masoch in Lindheim. Terka. Novelle. (Schluß) .....	143
Ulfr. Chr. Kalischer in Berlin. Pietro Mascagni und seine Cavalleria Rusticana .....	177
Karl Theodor Gaedertz in Berlin. Aus Emanuel Geibels Studienzeit ....	186
Robert Hassencamp in Ostrowo. Die neuangefundenen Fragmente der euripideischen Antiope und ihr Werth für die Deutung des „Toro farnese“ .....	211
Gebhard Zernin in Darmstadt. Erinnerungen an den Grafen August von Werder I.—III. ....	220
Max Nordau in Paris. Chanteuse fin-de-siècle. Ein Beitrag zur Psychologie der Zeitgenossen.	238
U. Chr. Löffler in Neapel. Ums Brot. Novelle .....	247
Bibliographie. ....	270
<small>Geschichte der deutschen Kunst III. und IV. (Mit Illustrationen.)</small>	
Bibliographische Notizen .....	276

---

Hierzu ein Portrait von Pietro Mascagni.  
Radirung von Ludwig Kühn in Nürnberg.

---

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

---

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.  
Siebenhufenerstr. 2/3.

30  
31  
32  
33  
34







# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

LX. Band. — Februar 1892. — Heft 179.

(Mit einem Porträt in Radirung: Pietro Mascagni).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottlaender.



## Terka.

Novelle.

Von

L. v. Sacher-Masoch.

— Lindheim. —

(Schluß).

**I**n den ersten Oktobertagen war es kalt geworden; silberner Reif lag auf Feldern und Wiesen, und in den Nächten gab es starken Frost. Amos Benedikt hatte Meinhof bereits zweimal besucht und war jedesmal entzückt von seinen Sammlungen nach Hause zurückgekehrt.

Eines Tages, als Meinhof nach Prag gefahren war, um einige Einkäufe und Bestellungen für den nahenden Winter zu machen, erschien unerwartet Terka bei dem alten Xaver.

„Der Herr ist fort,“ rief ihr der Alte schon von Weitem entgegen.

„Ich weiß es,“ jagte Terka, „eben deshalb bin ich gekommen. Ich will einmal Euer Haus sehen und Eueren Garten.“

Xaver führte Terka bereitwillig durch den Park und dann in das Haus, wo er ihr alle Räume mit einem gewissen Stolz zeigte. Zuletzt traten sie in das Arbeitscabinet Meinhofs, das auf Terka einen ganz eigenthümlichen, fast bedrückenden Eindruck machte. Sie bewunderte gleichmäßig den Schreibtisch mit seinen kleinen Nachbildungen antiker Statuen und seinen Seltjamkeiten, die erlesene Bibliothek, die naturwissenschaftlichen Sammlungen, dann den prächtigen Ramin, das Ruhebett, das, mit einem Tigerfell bedeckt, vor demselben stand, den großen Adler, der, an einem Draht an der Decke befestigt, oben, über ihr zu kreisen schien, die Bilder an den Wänden, die alle energisch die Seelenstimmung des Herrn dieser Räume andeuteten.

Da war die Delila Van Dycks, die, lachend auf dem Hermelinmantel



dann bleiben Sie nur dabei. Sie sind ja klüger, Fräulein Terka, als ich und werden schon das Richtige finden.“ —

Als Meinhof an diesem Abend, wie er es liebte, in dem Fauteuil beim Kamin saß, in dem ein mäßiges Feuer brannte, das seine rothen Lichter über die Ottomane mit dem Tigerfell, über den Schreibtisch mit den weißen Götterbildern und bis hinauf zu dem lächelnden Antlitz der stolzen Gräfin warf, da theilte sich plötzlich der Vorhang ihm gegenüber, und ein weiblicher Kopf zeigte sich, an ein Frauenbild Rembrandt's mahnend, auf dunklem Hintergrunde.

Meinhof erhob sich erregt, am ganzen Leibe bebend, als jetzt eine schlanke Gestalt in der Tracht einer Sultanin vergangener Zeiten heraustrat, in rothen Sammetpantoffeln, in weitem Beinleid, kurzem Rock und einem Nieder aus weißem Atlas, der mit Franzen und Perlen geschmückt und mit schwarzem Pelzwerk besetzt war, den Kopf in einen türkischen Schleier gehüllt, welcher nur die Augen sehen ließ, die groß und dunkel aus demselben hervorblickten. Langsam näherte sie sich dem Ruhebett und ließ sich jetzt auf dem weichen, gestreiften Fell des Tigers nieder.

„Sie sind es, Sibussa,“ begann Meinhof, bleich und fiebernd. „Wozu diese Masquerade? Was suchen Sie hier? Sie finden einen Anderen als den, den Sie treulos verrathen und verlassen haben. Ich bitte Sie, spielen Sie die Komödie nicht weiter, es könnte traurig und häßlich enden, nicht für mich allein, auch für Sie.“

Die Sultanin erwiderte mit einem leisen, muthwilligen Lachen.

„Nein,“ sprach sie, indem sie den Kopf schüttelte, „ich bin nicht die Gräfin Ostrowitz, für die Du mich hältst — Du kennst mich nicht, gieb Dir keine Mühe, meinen Schleier zu durchdringen; wenn ich ihn fallen ließe, Du würdest ein Gesicht sehen, ebenso fremd, wie mir jenes dort an der Wand ist.“

Ohne daß Meinhof sich selbst Rechenschaft darüber zu geben wußte, fühlte er sich durch die Worte der Unbekannten, durch den Ton ihrer Stimme merkwürdig beruhigt; er setzte sich langsam ihr gegenüber, um forschend in ihre Augen zu sehen.

„Wie Du mich ansiehst,“ fuhr die Sultanin fort, „Du kannst mich noch so sehr studiren, noch eifriger als Deine Käfer und Trilobiten, Du wirst mich doch nicht erkennen, weil Du mir überhaupt das erste Mal im Leben begegnest.“

„Diese Stimme,“ murmelte Meinhof, „ich kenne Dich doch — ja, ich weiß, wer Du bist — Ottilie Seeberg.“

Die Verschleierte begann wieder zu lachen, diesmal laut und herzlich.

„O dieses Lachen!“

„Ich bin ebenso wenig Ottilie Seeberg, als die Gräfin Sibussa, ich wiederhole Dir, Du kennst mich nicht, gieb Dir also keine Mühe, meine Züge zu erspähen. Vielleicht werde ich schon das nächste Mal meinen Schleier lüften, und dann wirst Du ebenso viel von mir wissen wie jetzt.“

anders zu ihm gesprochen. — Ottilie auch nicht, es waren nicht ihre Augen, und Terka — war das ihr Lachen? ihr helles, spöttisches Lachen, das ihn jedes Mal verwundete, wie mit der Spitze eines Dolches? Nein, nein, auch sie war es nicht. — Wer also?

\* \* \*

An einem Oktobernachmittag kam Meinhof wieder zu dem Lehrer Benedikt unter dem Vorwande, mit ihm einige Doubletten zu tauschen, fand jedoch Niemanden zu Hause. Benedikt war in Prag, ebenso Wenzel, welcher dort das Gymnasium besuchte. Terka vertrat ihren Vater in der Schule. Meinhof begab sich also in das danebenliegende Schulhaus, trat in das Zimmer ein, in dem eben Unterricht ertheilt wurde, verneigte sich vor Terka, die ihn nur mit einem Nicken des Kopfes grüßte, und nahm dann in der letzten Bank, wo Niemand saß, Platz.

Terka fuhr ruhig fort, ihren Unterricht zu ertheilen. Die Art, wie sie oben auf der Lehrkanzel saß und den Kindern erzählte und erklärte, oder wie sie ab und zu eines aufrief und befragte, vor Allem aber, wie sie rasch aufstand und, um ihrer Erklärung zu Hilfe zu kommen, auf der Tafel mit der Kreide zeichnete, machte durch ihren Ernst und ihre Energie auf Meinhof einen eigenthümlichen Eindruck. Da er schwache Frauen haßte, in der Erinnerung an die Leiden und bitteren Enttäuschungen, die sie ihm bereitet hatten, so entzückte ihn die herbe Strenge, die Kraft, welche in Terkas Natur, in dem Ton ihrer Stimme, in jeder ihrer elastischen Bewegungen, in ihrem ganzen Gebahren lag.

Indeß erschien wiederholt über der Lehrkanzel eine leuchtende Scheibe, die auf und ab tanzte und die Kinder blendete, welche jedes Mal die Hände vor die Augen legten oder den Kopf unter die Bank steckten.

„Was giebt es?“ fragte Terka, die dunklen Augen forschend auf ihre Schüler gerichtet.

„Svatopluk,“ erwiderte ein kleines Mädchen, „spielt mit einem Spiegel und das thut uns in den Augen wehe.“

„Komm herauf!“ rief Terka.

Sofort erhob sich ein großer, weißblonder Knabe mit Wangen, die rothen Aepfeln glichen, und dummen Augen und trat aus der Bank, hatte aber nicht den Muth, dem Befehl der Lehrerin Folge zu leisten.

„Nun, wirst Du endlich heraufkommen?“ wiederholte Terka.

Endlich schlich Svatopluk langsam durch das Schulzimmer und dann die Stufen empor. Als er vor Terka stand und diese die Hand erhob, duckte er sich wie ein Hase im Krautfeld, der den Jäger erblickt. Terka untersuchte seine Taschen, nahm ihm den Spiegel weg und gebot ihm dann zur Strafe, bis zum Schluß der Schule zu knien. Svatopluk blickte verlegen auf seine Mitschüler, dann auf Terka und schließlich zu Boden, gehorchte aber nicht.

Da sprang Terka auf, ergriff den ungehorsamen Wenzel beim Kragen,

stieß ihn zu Boden, auf die Kniee nieder, und setzte sich dann ruhig wieder auf ihren Platz, während Svatopluk laut zu heulen begann.

Diese Scene, so einfach sie war, machte auf Meinhof einen tiefen und seltsamen Eindruck. Die ruhige Thatkraft Terkas wirkte auf ihn berauschend, wie junger Wein. Als die Schule zu Ende war und sie ihre Bücher unter dem Arm herabkam, begrüßte er sie, nahm ihr die Bücher ab und begleitete sie nach Hause, während Johanna sich an den Arm der Schwester hängte.

„Sagen Sie mir, Fräulein Terka,“ begann er, „kann ich eine Tasse Kaffee bei Ihnen haben, oder macht es Ihnen zu viel Mühe? Ich möchte, wenn Sie erlauben, Ihren Vater hier bei Ihnen erwarten.“

„Gewiß,“ sagte Terka, „und mehr als das, ich bin heute gut gelaunt, und will auch mit Ihnen gnädig sein. Sie bekommen eine Tasse Kaffee, und dann wollen wir meinem Vater entgegengehen, und wenn wir zurückkommen, lade ich Sie ein, mit uns zusammen zu Nacht zu essen.“

„Das ist wirklich mehr, als ich hoffen durfte,“ sagte Meinhof.

„Sie sehen also, Herr von Meinhof, daß ich nicht so böse bin, wie Sie denken.“

Sie ging hierauf in die Küche, und während Meinhof sich mit Johanna unterhielt und mit den Sammlungen des Lehrers beschäftigte, kochte sie rasch den Kaffee. Nachdem sie ihn Meinhof gereicht hatte, zog sie sich zurück, um sich zu dem Spaziergange anzukleiden. Als sie wieder erschien, blickte Meinhof verwundert auf ihre schlankte Gestalt, welche ihm in dem bizarren Anzug, den Terka gewählt hatte, noch um Vieles verführerischer erschien. Sie trug ein dunkelrothes Kleid, über demselben eine anschließende Jacke von schwarzem Sammet, die mit schwarzem Pelzwerk besetzt und gefüttert war, ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen, und große, rothe Perlen um den Hals.

„Wissen Sie,“ sagte Meinhof, „daß Sie in diesem Anzuge geradezu prächtig aussehen? Ich bedauere, daß ich nicht Maler bin, und dieses wunderbare Bild nicht auf der Leinwand festhalten kann. Allerdings, wie Sie jetzt in der grellröthlichen Beleuchtung des Abends halb im Lichte, halb im tiefen Schatten stehen, würde der Pinsel eines Rembrandt nöthig sein, um den ganzen Reiz Ihrer Erscheinung wiederzugeben.“

„Nun schwärmen Sie wieder, Herr von Meinhof,“ rief Terka und begann laut zu lachen. „Doch kommen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren. Du bleibst zu Hause, Johanna, und sollte der Vater einen anderen Weg einschlagen, so sagst Du ihm, daß wir nach Sonnenuntergang heimkommen werden.“

Sie schritten durch das Dorf, dann zwischen den Stoppelfeldern hin, und schlugen dann den Fußpfad ein, welcher zu den Trümmern der einstigen Mädchenburg, des Divin, führte. Hier ließ sich Terka auf dem alten, grauen, bemoosten Gestein nieder und Meinhof etwas tiefer unter ihr, gleichfalls auf einem Haufen verwitterter Steine. Unmittelbar vor ihnen lag die Straße, die nach der Königsstadt führte, dahinter breitete der rauschende Fluß sich mächtig

aus, und jenseits desselben lag das freundliche Podol, sprang der Felsen empor, auf dem der Wischehrad lag. In der Ferne, im Sonnenduft des Herbstes zeichneten sich die Thürme von Prag, wie die aus schwarzem Papier ausgeschnittenen Silhouetten einer Stadt, auf dem Abendhimmel ab. Die Moldau wälzte ihre „silberchäumenden Fluthen,“ wie sie das schöne Gedicht von „Libuša's Gericht“ in der Königinhofer Handschrift nennt, gegen die Felsen drüben, und es tönte von dort wie Gesang der Elementargeister herüber, wie das alte Sirenenlied der Helenen. Während die Kuppeln des Wischehrad zu glühen begannen, lag der Libušathurm düster und drohend auf dem vorspringenden, grauen Gestein.

„Kennen Sie die Sage, die sich an diesen Thurm knüpft?“ fragte Terka, während ihr voller, leichtgebräunter Arm aus dem dunklen Pelzwerk des Ärmels hervorkam und auf denselben deutete.

„Ja, ich kenne sie,“ erwiderte Meinhof, „ebenso wie die Geschichte des Divin und seiner Amazonen.“

„Damals hätte ich leben mögen,“ rief Terka, „nicht heute, wo das Weib vom Manne geknechtet ist und unter unsäglichen Qualen um seine Freiheit und sein Recht, um Erkenntniß und Wahrheit ringen muß. Damals, wo eine Frau das stolze tapfere Böhmervolk beherrschte, und ihm Gesetze gab, wo eine Schaar von muthigen Mädchen es wagen konnte, mit dem Schwert in der Hand dem ganzen Männergeschlechte Troß zu bieten. Libuša hatte Recht, wenn sie nach einem schönen Liebestraum ihre Liebeter in den Fluthen der Moldau begrub, und auch Blasta. Man nennt sie grausam. Ich finde das nicht. Ritter Ztirad hatte ihr Liebe geschworen und sie dann verrathen: wer kann ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihn durch ihre Freundin Scharka im Walde bei Prag überlisten und gefangen nehmen ließ, und ihn dann, als er in ihre Gewalt gegeben war, hier oben auf dem Divin zum Hohn für den Fürsten Přemisl und seine Anhänger auf das Rad flechten ließ?“

„Ich denke über solche stolze, starke Frauen ganz anders, als die Mehrzahl der Männer,“ sagte Meinhof, „ich habe so viel durch das sogenannte schwache und schöne Geschlecht gelitten, daß ein starkes Weib für mich geradezu einen berückenden Reiz hat.“

„Es würde Ihnen also Vergnügen machen,“ fragte Terka spöttisch, „in die Gewalt Blastas gegeben zu sein? Ich wenigstens würde jubeln, wenn ich Sie in meine Hände bekäme. Ich möchte Sie auch auf das Rad flechten.“

Während Meinhof leise erschauerte, stieß sie ein kurzes, helles, dämonisches Lachen aus. Dann stand sie auf, und sie gingen Beide den Hügel hinab der Straße zu.

„Sie schweigen,“ sagte Terka, während sie sich plötzlich zu Meinhof, der hinter ihr kam, umwendete. „Ich habe Ihnen wohl recht mißfallen?“

„Nein, im Gegentheil,“ sagte der Schlossherr von Kostik, „Sie haben in meinen Augen nur einen neuen Reiz gewonnen.“

Jetzt erblickten sie den Lehrer, welcher langsam auf der Straße daher kam und eine Art Jagdtasche umgehängt hatte, in welcher er verschiedene Bücher und Einkäufe mitbrachte. Er begrüßte Herrn von Meinhof, und dann traten sie Alle zusammen den Heimweg an.

Als sie sich dem Dorfe näherten, sah Terka zufällig über den lebenden Zaun in einen Obstgarten, welcher einem Bauern gehörte, und entdeckte hier mehrere Knaben, darunter ihren Bruder Wenzel, welche Äpfel und Birnen von den Bäumen herabholten. Rasch ging sie in den Garten hinein, und schon ihr Anblick genügte, um die kleinen Diebe in die Flucht zu treiben. Nur Wenzel blieb am Aste eines Baumes hängen, stürzte zu Boden und fiel auf diese Weise in Terkas Hände. Ohne ein Wort zu sagen, faßte sie ihn am Kragen und schleppte ihn mit sich fort. Zu Hause angelangt, zog sie Wenzel, der jetzt laut zu bitten und endlich zu weinen begann, in die Stube, in der die Kinder schliefen, und Meinhof, der in dem großen anstoßenden Zimmer Platz genommen hatte, sah jetzt, wie Terka einen Rohrstock, der sonst zum Kleiderklopfen diente, ergriff, Wenzel, welcher schrie und sich heftig wehrte, nieder warf, und nachdem sie das Knie auf ihn gesetzt hatte, ihn mit unerbittlicher Strenge zu strafen begann.

Auch diese Scene, so einfach sie an sich war, fesselte Meinhof mit magischer Gewalt, und es that ihm fast leid, als Terka den Rohrstock hinwarf und mit hochgerötheten Wangen die Stube, in welcher der heulende Knabe zurückblieb, verließ.

„So,“ sagte sie, „der Verbrecher wäre bestraft, nun will ich das Nachtessen bereiten.“

Sie ging hinaus in den Hof und kam bald mit einigen jungen Hühnern zurück. Meinhof folgte ihr in die Küche und sah, wie sie das Messer nahm und die zappelnden, schreienden Thiere eines nach dem anderen schlachtete und hinwarf. Er mußte über sich staunen; so weich sein Herz, so mild seine Seele sonst war, er mußte sich gestehen, daß Terka ihm auch in diesem Augenblick, wo sie das Amt eines Henkers übte und Blut vergoß, geradezu berauschend erschien. Er setzte sich auf einen Stuhl an die Wand, und sah ihr zu, wie sie ihre Pelzjacke abwarf, die Aermel ihres Kleides aufschürzte, in einer großen Pfanne Butter zustellte, und dann die Hühner, die sie rasch gerupft und ausgenommen hatte, in derselben zu backen begann. Dann wurde noch rasch der Salat zurechtgemacht, und wenige Minuten darauf saßen Alle in der großen Stube um den reinlich gedeckten Tisch und aßen mit dem besten Appetit.

Dann unterhielt sich Meinhof mit dem Lehrer und seiner Tochter über verschiedene Gegenstände und fand wiederum Gelegenheit, Terkas scharfen Geist zu bewundern, sowie die Art und Weise, wie sie auf allen Gebieten menschlichen Wissens unterrichtet war.

Als der Mond aufgegangen war, und Meinhof sich endlich mit

einem Seufzer entließ, Abschied zu nehmen, sagte Terka, in einer Umwandlung von Mitleid plötzlich zu ihm: „Ich werde Sie begleiten.“

„Das ist wirklich liebenswürdig, Fräulein Terka,“ erwiderte Meinhof, „und wissen Sie, daß Sie anfangen, meine Wünsche zu errathen, selbst dann, wenn ich dieselben nicht auszusprechen wage?“

Terka rief die Kinder, und als diese bereit waren, verlangte sie ihre Pelzjacke. Meinhof eilte dieselbe zu holen, half ihr hinein, und als sie aus dem Hause traten, bot er ihr den Arm.

„Nein, ich danke,“ sagte Terka.

„Ich bitte Sie, da Sie heute schon so guter Laune sind, so gewähren Sie mir auch noch diesen Wunsch.“

„Wenn es Sie glücklich macht,“ gab Terka zur Antwort, „dann meinetwegen.“ Sie nahm seinen Arm, und begann leise zu lachen.

„Warum lachen Sie?“ fragte Meinhof.

„Sie sind nicht klug,“ erwiderte Terka, während sie jetzt zwischen den Stoppelfeldern dem Schloß zuzogen. „Werkten Sie denn nicht, daß ich Alles thue, um Sie ganz in meine Macht zu bekommen?“

„Ich weiß nur, daß Sie ein seltsames Mädchen sind,“ entgegnete Meinhof, „gegen das man sich nicht zu wehren vermag. Alles, was man an einer Anderen vielleicht abstoßend und häßlich finden würde, wird bei Ihnen zu einem dämonischen Reiz. Ihre Strenge in der Schule hat mich nicht weniger entzückt, als das Gespräch auf dem Divan. Glauben Sie mir, ich habe Sie sogar bewundert, als Sie Ihren kleinen Bruder gestraft haben, und dann beim Schlachten der Hühner.“

„Unsinn,“ rief Terka, „ich glaube, Sie halten mich wirklich für eine Art Amazone. Ich bin keine Wasta, Sie irren sich, wenn ich streng bin, so geschieht es aus Pflichtgefühl, weil ich überhaupt das Leben ernst nehme, und nicht als ein Spiel. Wenn ich die Hühner nicht geschlachtet hätte, hätten wir Nichts zu essen gehabt. Oder glauben Sie vielleicht, daß es mir Vergnügen macht, Blut zu vergießen? Ueberhaupt sind Sie durch die haltlosen unseligen Frauen, welche Sie bisher geliebt haben, gründlich verdorben worden, denn Sie haben jetzt wieder ein Ideal, das Ihnen leicht gefährlich werden könnte, ein Ideal aus der Aesthetik des Häßlichen.“

„Nein, Terka,“ gab Meinhof zur Antwort, „an Ihnen ist nichts Häßliches. Sie sind schön, in Ihrem klaren Geiste, in Ihrer warmen, ehrlichen Empfindung, vor Allem in Ihrem wahren, ernstesten Wesen, ja sogar in Ihrer äußeren Erscheinung, die ich viel reizvoller finde, als jene sogenannten schöner Frauen, bei denen uns die Harmonie der Formen und der Züge nur zu bald todt und seelenlos erscheint und uns endlich langweilt.“

Sie waren eben vor dem Gitterthor des Schloßes angelangt, und Terka bot ihm lächelnd die Hand zum Abschied.

„Nun — eine letzte Bitte,“ sagte Meinhof.

„Sie sehen ja, daß ich heute in der Laune bin, Ihnen Alles zu gewähren.“

„Darf ich Ihnen die Hand küssen?“

„Sie komischer Mensch,“ gab Terka lachend zur Antwort, „warum denn nicht? Ueberhaupt, man fragt nicht, man küßt.“

Weinhof hielt ihre Hand in seinen beiden Händen. Er führte sie jetzt an die Lippen und küßte sie wiederholt, bis endlich sich Terka mit einer graziosen Bewegung losmachte, und nachdem sie ihm nochmals freundlich zugewinkt hatte, mit ihren Geschwistern den Heimweg antrat.

Er stand am Thor und blickte ihr nach; er konnte sich nicht satt sehen an ihrer schlanken Gestalt, die sich in dem schwarzen Sammet noch um Vieles anmuthiger abzeichnete, und an ihrem stolzen elastischen Gang.

\* \* \*

Am nächsten Nachmittag kämpfte Weinhof einen schweren Kampf. Es zog ihn hin in das Haus des Lehrers zu dem Mädchen, das ihn mit unsichtbaren magischen Fäden umstrickt hatte und mehr und mehr an sich fesselte, und doch sagte er sich wieder, daß es auffallen mußte, wenn er so oft kam, daß er nicht so bald wieder dort eintreten durfte, um ihretwegen und auch um seinetwegen, denn je mehr er sie sah, je öfter er sie sprach, um so unentbehrlicher wurde sie ihm, um so unerträglicher wurden die Stunden, die er fern von ihr zubrachte.

Endlich entschloß er sich, diesmal auf den Besuch zu verzichten. Er nahm Hut und Flinte und ging durch die Felder, verdrossen, in trüben, unfreundlichen Gedanken. Ohne daß er es wußte, näherte er sich aber mehr und mehr dem Dorfe, und als er erst das von Weinlaub umrankte Haus sah, in dem sie wohnte, da riß es ihn mit einem Male fort, und wenige Augenblicke später trat er in die große Stube, in der Terka mit Konrad Geier saß.

Der Student hielt ihr das Garn, und sie wickelte es auf ein Stück Papier auf. Anmuthig gingen ihre Hände hin und her, während der Faden auf und ab rollte, und ihre dunklen Augen hielten Konrad gefangen in jenem süßen Bann, den Weinhof selbst nur zu gut kannte. Ihm war eigenthümlich zu Muth, als er den jungen Menschen so allein und vertraulich bei der Tochter des Lehrers fand.

Was regte sich in seiner Brust? War es Eifersucht? Hatte er ein Recht dazu? — Wer fragt nach Recht, wenn er liebt! — Aber liebte er denn Terka? Er wußte es selbst nicht, aber er fühlte, daß sie jetzt schon über ihn eine Macht besaß, wie noch kein Weib, das ihm begegnet war.

Man sprach über gleichgiltige Dinge. Konrad erzählte von Ottilie, die er jüngst als Esther in Grillparzers wunderbarem Fragment gesehen hatte. Dann kam die Rede auf die politischen Ereignisse der letzten Tage, und

endlich stockte das Gespräch vollständig. Da der Student nicht daran dachte, sich zu verabschieden, so ging Meinhof.

Terka begleitete ihn bis vor die Thür und dann noch einige Schritte weiter. Endlich blieb sie stehen und blickte zurück, ob Konrad ihnen gefolgt war, dann sah sie Meinhof, den Kopf leicht zur Seite geneigt, spöttisch an und begann laut zu lachen.

„Weshalb lachen Sie?“ fragte er.

„Weshalb?“ erwiderte sie, „weil ich Sie bereits gefangen habe. Jetzt werde ich Sie rädern.“

„Ich stehe zu Diensten,“ jagte Meinhof lächelnd.

„Glauben Sie, daß ich Sie erst um Erlaubniß fragen werde? Nein, es ist wirklich zu köstlich, Sie, der Verächter der Frauen, vernarrt in das häßlichste Mädchen der Welt und eifersüchtig auf einen jungen Studenten. Es klingt unglaublich, und doch ist es wahr.“

„Ich sehe, daß Sie unter Umständen recht boshaft sein können, Fräulein Terka.“

„Dann sind Sie daran schuld, Sie allein. Sie glauben nicht, wie Sie mich heute durch Ihr Benehmen reizen, und zur Strafe dafür lasse ich Sie jetzt auch wirklich gehen, guten Abend Herr von Meinhof!“ Sie verneigte sich spöttisch vor ihm und flog zurück in das Haus.

Als Terka zurückkehrte, saß Konrad noch immer auf seinem Plaze und hielt das Garn, gewärtig, daß sie den Faden wieder aufnehmen werde.

„Wissen Sie,“ begann er, „daß Sie mich eigentlich eine tragikomische Rolle spielen lassen?“

„Weshalb?“

„Sie behandeln mich wie Märchen den Brackenburg, und Herr von Meinhof ist wohl der Egmont?“

„Unsinn!“ rief Terka. „Ich sehe, Sie kennen mich ganz und gar nicht, ich bin nicht das Mädchen, mich wegzuverfen.“

„Sie haben mich mißverstanden, Fräulein Terka, so war es nicht gemeint.“

„Ach, halten Sie lieber das Garn und schweigen Sie.“ Sie nahm den Faden und begann weiter zu wickeln.

„Sie treiben nur Ihr Spiel mit mir, Terka,“ fuhr Konrad fort, „denn Sie wissen sehr gut, was mich hierher führt, was ich für Sie empfinde.“

„Das ist Ihre Sache,“ jagte Terka. „Habe ich Sie jemals dazu ermuntert? Nein, gewiß nicht. Ich weiß nicht, was Sie wollen. Sie machen es einem Mädchen zum Vorwurfe, wenn sie auf Ihre Einbildungen nicht eingeht, aber ich habe doch ebenso das Recht, nach meinem Herzen zu wählen, wie Sie.“

„Sie wissen also, Terka, daß ich Sie liebe?“

„Ja, ich weiß es,“ jagte sie, „und was weiter? Eine Studentenliebe



ist ein schöner Traum, der kommt und geht. Sie verlangen doch nicht von mir, daß ich das ernst nehme?"

„Sie fügen zur Ablehnung auch noch den Spott?"

„Ich kann nicht ernst bleiben, mein lieber Konrad," entgegnete Terka, „wenn Sie mit der Miene eines zum Tode Verurtheilten vor mir sitzen. Was thue ich Ihnen denn? Wäre ich schön, würde ich mit Ihnen kokettiren, ja, dann hätten Sie ein Recht, mir Vorwürfe zu machen, wenn ich Ihren Bitten kein Gehör schenke, aber so? Sie sind einfach ein Narr! Und wenn Sie sich so komisch geberden, wollen Sie mir verwehren, über Sie zu lachen? Ja, es macht mir Spaß, Sie so verliebt zu sehen, denn ich weiß ja doch, daß Sie trotzdem den gesündesten Appetit und den besten Schlaf haben. Aber für einige Wochen hat Sie der schalkhafte Liebesgott in meine Hand gegeben, und nun sollen Sie mir auch die Langeweile vertreiben. Geben Sie nur Acht, ich werde Sie recht quälen, und je unglücklicher Sie dann aussehen, um so mehr werde ich lachen." Sie warf das Garn hin, sprang auf und ging, die Arme in die Hüften gestemmt, lachend in der Stube auf und ab.

„Nein, Terta, so närrisch als Sie glauben, bin ich doch noch nicht," rief Geier, nahm seinen Hut und ging rasch hinaus. Draußen verfolgte ihn noch lange das helle, spöttische Lachen des geliebten Mädchens, und dieses Lachen klang zu gleicher Zeit so liebenswürdig, so bethörend, daß er Mühe hatte, nicht umzukehren und sie beim Kopf zu nehmen und dafür zu küssen.

Während dies im Hause des Lehrers vorging, traf Meinhof, der durch die Felder dem Walde zugegangen war, auf der Bank bei dem großen Kreuz zu seiner Ueberraschung die Gräfin Libussa. Er machte eine Bewegung, ihr auszuweichen, aber sie kam ihm zuvor und rief ihn beim Namen. Nun blieb ihm Nichts übrig, als Stand zu halten. So sehr Libussa ihn gekränkt hatte, so war Meinhof doch zu sehr Gentleman, um einer Dame gegenüber unartig zu sein, namentlich dann, wenn er das Recht dazu gehabt hätte. Er nahm den Hut ab und verneigte sich stumm.

„Geben Sie mir die Hand," sagte die Gräfin.

Meinhof machte eine abwehrende Bewegung.

„Was führt Sie hierher?" fragte er.

„Ich habe gehört, daß Sie da sind, und habe es für besser gehalten, daß wir uns aussprechen, ein für alle Mal."

Die Gräfin nahm wieder auf der Bank Platz, und Meinhof stand neben ihr, den Arm um eine junge Birke geschlungen, und hörte ihr zu. Sie sprach von vergangenen Zeiten, von ihrer Liebe, von ihrem Vergehen, sie suchte daselbe nicht zu rechtfertigen, aber zu entschuldigen, und dann erzählte sie von ihren Enttäuschungen, von ihren Leiden, von ihrem vollständigen Schiffbruch auf dem Meere des Lebens.

„Ich habe Nichts mehr in dieser Welt," schloß sie, „alle meine Hoffnungen haben mich getäuscht, alle die goldenen Träume sind in Nichts zerfloßen, arm

und verlassen stehe ich da, mitten in meinem Luxus, elend und unglücklich, denn ich habe Niemanden, der mich lieben würde, ja, der nur ein wenig Theilnahme für mich hätte. So bin ich denn gekommen, weil ich mir eingebildet habe, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben, daß sich noch Etwas für mich in Ihrem Herzen regt. Ich möchte Sie verjöhnen, Raimund, aber ich weiß nicht, ob meine Neue dies vermag, ob Sie Mitleid mit einer Frau empfinden werden, die ihre letzte Hoffnung auf Sie gesetzt hat, und die verloren ist, die zu Grunde gehen wird, wenn Sie sie von sich stoßen."

"Wer ist schuld, Gräfin, daß es so gekommen ist? Habe ich Sie nicht aufrichtig und treu geliebt? Wollte ich Ihnen nicht meine Hand reichen? Sie waren es, die mich Jahre hindurch zum Spielzeug Ihrer Laune machte, und mich endlich wegwarf, als Sie ein anderes, schöneres Spielzeug gefunden hatten. Die Geschichte ist ebenso einfach, als gewöhnlich. Es ist auch nicht neu, daß Damen Ihrer Art später, wenn sie gesehen haben, daß ihre Launen sie nicht zum Glück, sondern bis an den Abgrund geführt haben, bereuen und dort wieder anknüpfen möchten, wo sie vordem ein Band der Liebe für immer zerrissen haben. Ich bedaure Sie, Libussa, aber ich vermag nicht ungeschehen zu machen, was durch Ihre Schuld allein geschehen ist. Ich kann verzeihen, aber nicht vergessen. Das Gespenst Ihrer Untreue, Ihres Verraths würde immer wieder zwischen uns treten und ein ruhiges Nebeneinanderleben unmöglich machen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie hasse, aber ich liebe Sie auch nicht mehr, und es wäre mir unmöglich an Ihrer Seite zu leben. Ich sehne mich vor Allem nach Frieden — sagen Sie mir selbst, ob Sie im Stande wären, mir denselben zu geben."

"Doch Raimund, Alles, was Sie wollen, sobald Sie mir nur sagen, daß Sie mich noch lieben, daß Sie Geduld mit mir haben wollen, und mir Zeit lassen, die Wunden zu heilen, die ich Ihnen geschlagen habe."

"Hoffen Sie Nichts, Gräfin, wozu Ihnen Illusionen erregen? Ich kann nicht vergessen, beim besten Willen nicht."

"O, Raimund, machen Sie doch den Versuch, ehe Sie mich für immer verurtheilen und verwerfen. Glauben Sie mir, wenn ich Sie erst in diesen meinen Armen halte, dann sollen Sie bald wieder zu meinen Füßen liegen, und dann wird der Friede kommen und das Glück."

"Nein, nein, es kann nicht sein, Libussa," erwiderte Meinhof rauh und schroff. "Leben Sie wohl, und suchen Sie mich zu vergessen."

"Glauben Sie nicht, Raimund, daß ich Sie so leicht aufgebe; wehren Sie sich gegen mich, so gut Sie können, ich werde Alles aufbieten, um Sie wieder zu fesseln, um den alten Zauber geltend zu machen. Ja, ich will nicht ruhen, ehe Sie wieder mein Sklave sind, und dann warten Sie nur —" sie begann zu lachen — "dann werde ich Sie dafür strafen, daß Sie mir heute so wehe gethan haben."

"Ich will Ihnen nicht wehe thun, Libussa," gab Meinhof ruhig zur Antwort, "aber es muß ein für alle Mal klar werden zwischen uns. Es

ist das letzte Mal, daß ich Ihnen Rede und Antwort stehe. Ich will Ihnen nicht mehr begegnen in diesem Leben, ich habe mich hierher zurückgezogen, weil ich von der Welt und den Menschen Nichts mehr wissen will. Weshalb kommen Sie, um meinen Frieden zu stören?“

„Soll ich Ihnen sagen,“ sprach die Gräfin ruhig, während ihre dunklen Augen höhnisch zu lachen begannen und ihre kurze Oberlippe die weißen Zähne sehen ließ, „soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie Nichts mehr von mir wissen wollen? Weil Sie eine Andere lieben, Raimund!“

„Welche Einbildung!“ sagte Meinhof mit einer unwilligen Bewegung des Kopfes.

„Soll ich Ihnen den Namen Ihres neuen Ideals nennen?“

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie sich irren.“

„Terka heißt das neue Ideal.“

„Wenn Sie mir den Krieg verkündigen, Gräfin, so ist das Ihr gutes Recht,“ entgegnete Meinhof, „aber ich bitte Sie, lassen Sie das Mädchen in Frieden; es ist ein braves Mädchen, dessen Ehre mir theuer ist, und wenn ich das Haus ihres Vaters besuche aus Interesse für dessen Sammlungen, wenn ich im Gespräch mit dem jungen, reinen, verständigen Geschöpf einigen Trost finde, so ist das noch Nichts, worüber Sie ein Recht hätten, sich aufzuregen. Ich habe der Liebe entsagt, ebenso gut wie der Welt, wie jeder Art von Ehrgeiz.“

„Sie können mich nicht zwingen, Ihnen zu glauben, Raimund,“ sprach die Gräfin, indem sie den Kopf stolz erhob und Meinhof fast feindselig anblickte. „Ich bin gekommen, um Frieden zu schließen. Wenn Sie den Krieg haben wollen, so sei es, dann wollen wir den Kampf beginnen, aber sehen Sie sich vor, Sie haben eine rücksichtslose, unerbittliche Gegnerin. Ich werde siegen oder ich werde Rache nehmen. Nehmen Sie sich in Acht!“

Sie stand einen Augenblick drohend vor Meinhof mit erhobenem Arm, dann ließ sie denselben sinken, kehrte ihm den Rücken, und nachdem sie ihm noch über die Schulter hinweg einen bösen, fast verächtlichen Blick zugeworfen hatte, ging sie rasch dem Walde zu.

\* \* \*

In einem stürmischen Novemberabend, während der Wind in dem Schornstein heulte und von Zeit zu Zeit die Fensterscheiben erklimren ließ, saß Meinhof in seinem Cabinet vor dem Kamin und brütete. Seit zwei Tagen hatte er Terka nicht gesehen. Einmal war sie in Prag gewesen, ein anderes Mal hatte er nicht den Muth gehabt, den Besuch zu erneuern.

Er dachte jetzt auch an die Unbekannte, die ihm hier an dieser Stelle erschienen war und ihm versprochen hatte, wiederzukommen. Warum ließ sie ihn so lange warten? Das Verhüllte, Geheimnißvolle dieser Erscheinung nahm ihn gefangen und reizte ihn.

Plötzlich ließ sich ein leiser Ton vernehmen, ein Rauschen, wie von weichen Frauengewändern, und dann theilte sich die Portière, und die Sultanin stand auf der Schwelle, genau wie damals, in weißen Atlas gekleidet, in den gelbseidenen mit schwarzem Pelzwerk besetzten Kasten gehüllt, dicht verschleiert, die großen, sprechenden Augen auf ihn geheftet.

Meinhof hatte sich erhoben und bot ihr die Hand, die sie zögernd nahm und leise drückte. Dann ließ sie sich wie das erste Mal auf der Ottomane nieder, während er, auf den Sims des Kamins gestützt, vor ihr stand und sie forschend betrachtete.

„Weshalb sind Sie so lange nicht gekommen?“ fragte er.

„Ich konnte nicht, und dann, — ich wollte Sie neugierig machen, Ihr Interesse erregen, ist es mir nicht gelungen? Haben Sie sich nicht ein wenig nach mir gesehnt?“

„Ja und nein,“ erwiderte Meinhof. „Ja, wenn Sie diejenige sind, die heute schon mein ganzes Sein beherrscht, nein, wenn Sie eine Andere sind, denn ich bin kein Don Juan, und in meinem Herzen ist nur Raum für ein Ideal. Wenn ich ein Weib liebe, so ist es, als spräche sie zu mir, gleich Jehova: ‚Du sollst keinem anderen Gott dienen als mir.‘“

„Sie lieben also,“ erwiderte die Sultanin, „das ist interessant für mich, und geradezu köstlich finde ich es, daß Sie Ihre Liebeserklärung, die einer Anderen gilt, an mich adressiren.“

Sie begann leise zu lachen, und dieses Lachen war es, das ihn wieder irre machte. Es war Terkas schlankte Gestalt mit den klassischen Formen, die sich in dem pelzbesetzten Kasten abzeichnete, es waren ihre Augen, die durch den Schleier blickten, aber diese weiche Stimme gehörte nicht ihr, und noch weniger dieses kindliche, süße Lachen. Das erregte in ihm jedes Mal neue Zweifel.

„Ich kenne Sie also wirklich nicht?“ sprach er nach einer Weile.

„Nein, aber Sie sollen mich bald kennen lernen. Wenn ich das nächste Mal komme, werde ich mich entschleiern, und dann — Sie wissen, was ich Ihnen angedroht habe. Dann kommt der Zauberspruch, der Sie wehrlos in meine Hände giebt. — Es kann Ihnen ja nur angenehm sein, denn Sie lieben ja die energischen, dämonischen Frauen.“

„Und doch — Terka,“ rief Meinhof, indem er auf die Unbekannte zuging, ihre Hand ergriff und ihr in die Augen blickte.

„Und doch nicht,“ jagte sie lachend, „gedulden Sie sich doch, in wenigen Tagen komme ich wieder, dann wird das Räthsel gelöst werden.“

Sie unterhielten sich hierauf über verschiedene Fragen, welche die Unbekannte aufwarf, und auf welche Meinhof mit lebhaftem Interesse einging. Sie staunte über sein regeß Wissen, seinen scharfen, durchdringenden Geist und seine milde, klare Beredsamkeit, während er fast vergaß, daß er sich einem Weibe gegenüber befand, so klug und ruhig ging sie auf seine Gründe ein, so sicher und überlegen machte sie die ihren geltend.

Als sie ihn endlich verließ, blieb Meinhof in einer seltsamen Erregung

zurück. Auch dieses Weib begann ihn mehr und mehr zu interessiren, zu fesseln, er wurde irre an sich selbst. Wie war es nur möglich, daß seine sonst so treue Natur sich zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Frauen erwärmen konnte? Nein, es konnte nicht anders sein, es war Terka, die der Schleier verberg: sie kam, um ihn auf die Probe zu stellen, das war es.

In diesem Augenblick pochte es von außen an das Fenster.

Konrad Geier hatte schon seit einiger Zeit die Beziehungen Meinhofs zu Terka mit Mißtrauen angesehen. Er zog sich mehr und mehr zurück, aber nur scheinbar, denn während er in dem Hause des Lehrers ausblieb, verfolgte er sowohl Meinhof als Terka auf allen ihren Wegen, um Gewißheit zu erlangen, wie weit ihr Verhältniß gediehen sei.

Meinhof schlug den Vorhang zurück, und als er das Fenster öffnete, blickte er in das bleiche, erregte Gesicht des Studenten.

„Was wünschen Sie?“ fragte er erstaunt. „Ueberhaupt, wie kommen Sie hierher?“

„Das geht Sie nichts an!“ erwiderte Geier. „Wie Sie sich für schöne Schmetterlinge und Insekten interessiren, so brenne ich auf schöne Frauen. Ich habe ein Exemplar bis hierher verfolgt und möchte wissen, wer die holde Unbekannte ist.“

„Ich glaube, Sie sind verrückt geworden,“ erwiderte Meinhof und schloß das Fenster.

Wieder pochte es, diesmal an die Thür des Hauses. Meinhof verlor die Geduld. Er setzte seine Mütze auf und ging hinaus, um der Sache ein Ende zu machen.

„Mein Herr,“ begann er, als er Konrad Auge in Auge gegenüberstand, „ich fordere Sie hiermit zum letzten Male auf, meinen Grund und Boden zu verlassen. Welches Recht haben Sie, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?“

„Sie wollen mich zur Rede stellen?“ rief Konrad, bebend vor Aufregung? Sie mich? Sie, der Verführer?“

„Ich muß wirklich glauben, Herr Geier, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. Ich verstehe ganz und gar nicht, was Sie von mir wollen.“

„Dann muß ich Ihnen allerdings den Staar stechen,“ erwiderte Geier mit trockenem, höhnischem Lachen. „Kennen Sie Terka, die Tochter des Lehrers Benedikt? Oder wollen Sie vielleicht leugnen, daß Sie schon mehr als einmal in ihre dunklen Augen geblickt haben? Nun gut, wenn Sie dieselben kennen, so müssen Sie wissen, daß eine Dame, die ihr sehr ähnlich sieht, jetzt eben bei Ihnen in Ihrem Hause weilt.“

„Bei mir ist keine Dame,“ erwiderte Meinhof, „am wenigsten jedoch das Mädchen, von dem Sie sprechen, und vor dem ich die höchste Achtung hege.“

„So, so,“ entgegnete Konrad, „ich weiß es besser, ich weiß, daß Terka zu Ihnen kommt, und somit muß ich in Ihnen den Dämon sehen, der sich dieser armen, schuldlosen Seele bemächtigt hat.“

„Ich erkläre Ihnen nochmals, Herr Geier, daß Fräulein Terka mit meinem Willen und Wissen niemals meine Schwelle überschritten hat. Wenn Ihnen das nicht genügt, habe ich Ihnen Nichts weiter mitzutheilen.“

„Wehe Ihnen, wenn Sie lügen!“ rief Geier mit funkelnden Augen und geballten Fäusten. „Wenn Terka wirklich Ihr Opfer geworden ist, so werde ich sie rächen, verlassen Sie sich darauf.“

„Nun ist es genug,“ sprach Meinhof, „gehen Sie!“ Er erhob den Arm und der gebietende Blick seiner energischen Augen bestimmte Konrad, endlich das Feld zu räumen. Inzwischen war der alte Kaver durch den Wortwechsel herbeigerufen worden, öffnete das Gitter und der Student trat mit einem Blick voll Haß auf den Schloßherrn, hinaus.

Der Auftritt mit Konrad hatte Meinhof in die größte Aufregung versetzt. Er fand an diesem Abend keine Ruhe, keinen Schlaf. Erst am Morgen konnte er ermüdet sein Lager auffuchen. Es war Tag, als er erwachte, und sofort knüpften seine Gedanken dort wieder an, wo er in der Nacht den Faden derselben gewaltsam abgerissen hatte. Er mußte jetzt wirklich annehmen, daß es Terka war, die unter dem dichten Schleier und dem Raftan der Sultanin ein muthwilliges Spiel mit ihm trieb. Er wollte aber nicht länger im Dunklen tappen, er wollte Klarheit haben um jeden Preis. Und so beschloß er, nach Prag zu fahren und Ottilie Seeberg aufzusuchen.

Daß die Gräfin es nicht war, welche zweimal bereits so ruhig und heiter mit ihm beim Kamin geplaudert hatte, dessen war er vollkommen gewiß, denn diese hätte sich längst verrathen; ihre leidenschaftliche Natur war nicht fähig, sich so vollkommen zu beherrschen und ihre wahre Absicht so lange zu verbergen. Es war also noch die Frage, ob ihm Ottilie mit Hilfe eines Maskenscherzes, wie sie es ihm angedroht hatte, die Liebesklinge um den Kopf zu werfen versuchte, oder ob es Terka war, welche diese Verkleidung nur gewählt haben konnte, um ihn auf die Probe zu stellen.

Er fuhr Vormittags nach Prag, ging in Ottiliens Wohnung und gab seine Karte ab. Man erwiderte ihm sofort, daß das Fräulein bei der Probe sei und Abends spiele. Sie könne somit auch Nachmittags keine Besuche empfangen. Meinhof blieb trotzdem in der Stadt und ging Abends ins Theater, wo man Schillers „Don Carlos“ gab. Er sah Ottilie Seeberg als „Eboli“; sie sah reizend aus und spielte mit vielem Talent.

Als die Vorstellung zu Ende war, erwartete Meinhof Ottilie an dem Ausgange, durch den die Schauspieler das Theatergebäude verließen. Er mußte geraume Zeit warten, ehe sie erschien. Als sie dann endlich heraustrat, erkannte sie ihn sofort beim Licht der Gaslaterne, und nachdem sie ihn begrüßt hatte, reichte sie ihm mit einem lebenswürdigen Lächeln die Hand.

„Ich habe Sie als Eboli bewundert, Fräulein Seeberg,“ sprach Meinhof, „nachdem ich heute einen mißlungenen Versuch gemacht habe, Sie in Ihrer Wohnung anzutreffen. Würden Sie mir gestatten, Sie nach Hause zu begleiten und eine Stunde mit Ihnen zu plaudern?“

„Gewiß,“ jagte Ottilie, „ich wohne mit meiner Mutter, Sie können also ohne Anstand zu mir kommen.“

Sie gingen wenige Schritte bis zur nächsten Straßenecke, wo Fiaker ihren Standort hatten. Hier nahm Meinhof einen Wagen und fuhr mit Ottilie bis zu ihrem Hause. Nachdem die junge, reizende Schauspielerin ihn ihrer Mutter vorgestellt hatte, kleidete sie sich um, erschien dann in dem kleinen angenehm erwärmten Salon in einem reichen, türkischen Schlafrock und lud Meinhof ein, mit ihr eine Tasse Thee zu nehmen.

„Ich nehme sehr gern an,“ erwiderte der Baron, „unter der Bedingung, daß Sie mir auch einmal, vielleicht mit Ihrer Freundin Terka und deren Vater, die Ehre in meinem Hause geben.“

„Gern, sehr gern,“ erwiderte Ottilie, „überhaupt muß ich Ihnen sagen, Herr von Meinhof, daß ich mich sehr für Sie interessire; es ist dies mein voller Ernst, — die Herren von heutzutage sind alle nach der Schablone geschnitten. Sie aber sind ein Original, und zwar ein feffeludes, das die Phantasie eines jungen Mädchens zu beschäftigen im Stande ist und demselben immer wieder neue Räthsel aufgiebt.“

„Dann ist das Interesse gegenseitig,“ jagte Meinhof mit einem Lächeln, das fast mehr wehmüthig als froh war. „Obwohl ich die Frauen, wie Sie wissen, im Allgemeinen nicht liebe, ja ihre Gesellschaft meide, so fühle ich mich doch von Ihnen angezogen und Ihre Gesellschaft ist mir lieb und angenehm.“

„Eigentlich,“ bemerkte Ottilie lächelnd, „setzt mich das ein wenig in Erstaunen. Denn ich dachte, daß es nur eine giebt, die es fertig bringt, Sie Ihren pessimistischen Principien untreu zu machen.“

„Und diese wäre?“

„Terka.“

„Ja, ich kann nicht leugnen, daß Terka für mich etwas eigenthümlich Feffeludes hat, ich stehe vor ihr, wie vor einem Problem, das ich lösen möchte, und dann liegt in ihrer ehrlichen, herben Natur eine Art Magie, deren Wirkung ich mich nicht zu entziehen vermag.“

„Sehr schön gesagt,“ erwiderte Ottilie lachend, „aber es wäre einfacher, wenn Sie sagen würden, daß Sie in Terka verliebt sind.“

„Nein, Fräulein Seeberg, das ist nicht das Wort: dafür: was ich für Terka empfinde, ist etwas ganz Anderes.“

Eben erschien die Mutter mit dem Thee und das Gespräch kam in Gegenwart der alten, vornehm aussehenden Dame auf ganz andere Gegenstände und Personen. Man sprach vom Theater, von dem Leben in Prag, von den politischen Kämpfen zwischen Deutschen und Slaven. Meinhof hörte mehr zu, als daß er seine Meinung geltend machte. Immerfort ruhten seine hellen, forschenden Augen auf dem schönen Gesichte Ottiliens, immer wieder suchte er sie gleichsam zu ergründen, so tief als möglich in ihre Seele zu blicken. Jetzt sah sie ihn plötzlich an, und ihr Blick begegnete dem seinen.

„Nein,“ jagte Meinhof, indem er den Kopf schüttelte, „Sie sind es nicht.“

„Was bin ich nicht?“ fragte Ottilie.

„Nichts, nichts,“ versetzte Meinhof, „ich habe nur laut gedacht.“

Als er vor Mitternacht die Wohnung der Schauspielerin verließ, um nach seinem Schlosse zurückzukehren, war er nicht mehr im Zweifel darüber, daß sie es nicht war, welche in dem prächtigen Costüm einer Sultantin ein lustiges Spiel mit ihm trieb. Wie sollte aber eine Fremde sich so lebhaft für ihn interessieren und zu einem so phantastischen Mittel ihre Zuflucht nehmen, um ihm zu nahen? Nur Terka war dieser Intrigue fähig, sie war also die Sultantin, und ihre Absicht konnte keine andere sein, als die, ihn zu prüfen, sie wollte ohne Zweifel sehen, ob sein Herz wirklich so gepanzert war, ob er sich dem Zauber einer fremden, geheimnißvollen Erscheinung wirklich für die Dauer verschließen könnte, vielleicht auch, ob sein Interesse für sie in der That ein ernstes und eheliches war.

Die Zweifel wichen, er wußte jetzt, wie er zu handeln hatte, und er war entschlossen, das nächste Mal den Schleier des schönen Räthfels zu lüften.

\* \* \*

In einem Nachmittage in den letzten Novembertagen erschien Meinhof plötzlich bei Terka und fand sie zu seiner Freude allein in der großen Stube, damit beschäftigt, Käfer, die ihr Vater gefangen, und in Weingeistflaschen aufbewahrt hatte, an Nadeln zu spießen und in einem mit Kork eingelassenen Kasten zu ordnen.

In der vergangenen Nacht war Schnee gefallen, draußen wehte ein kalter, schneidiger Wind und sang sein wildes Lied im Schornstein des Hauses.

Terka trug ihr rothes Kleid und hatte ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen. Sie bekam dadurch etwas Dämonisches, und auch ihre Laune schien an diesem Tage eine herbe zu sein. Nachdem sie einige gleichgiltige Redensarten mit Meinhof gewechselt hatte, sah sie ihn mit ihren dunklen Augen herausfordernd an und fragte ihn, ob er noch immer eifersüchtig auf Konrad Geier sei. Die Frage kam so plötzlich, daß Meinhof im ersten Augenblick keine Antwort fand.

„Haben Sie mich nicht verstanden?“ fragte Terka.

„Sie scherzen, Fräulein Terka,“ jagte endlich Meinhof. „Um eifersüchtig zu sein, muß man vor Allem das Recht dazu haben, ich habe es leider nicht. Wenn ich es aber auch hätte, so glaube ich nicht, daß ich in Geier jemals einen Rivalen erblicken könnte, dazu scheint er mir doch zu unbedeutend. Und ich habe von Ihnen eine sehr hohe Meinung, Terka. Aber dieser junge Mensch ist mir im Wege, vor Allem, wenn ich hier bin und mich darauf freue, mich mit Ihnen auszusprechen.“

„Und dennoch sind Sie eifersüchtig,“ spottete Terka, „und haben vielleicht sogar Ursache dazu. Ich habe oft gehört, daß schöne Frauen sich an häßliche Männer hängen und umgekehrt. Ebenso haben unbedeutende Männer bei energischen, geistvollen Frauen Glück, während es mehr als einem genialen



Mann geschehen ist, daß er der Sklave eines ganz gewöhnlichen, ja gemeinen Weibes geworden ist. Warum sollte ich selbst, wenn ich so bedeutend wäre, wie Sie annehmen, nicht an Konrad Geier Gefallen finden?"

„Sie haben es sich heute in den Kopf gesetzt, mich zu quälen, Terka.“

„Ja, in der That,“ fuhr sie fort. Dann stand sie auf, nahm ihre Pelzjacke, welche über der Lehne des Divans lag, und zog sie an.

„Sehen Sie,“ fuhr sie fort, „ich mache mich schön, ich will Ihnen gefallen, und doch hasse ich Sie eigentlich, und Ihnen zum Trotz, nur um Sie recht unglücklich zu machen, werde ich Konrad mein Herz schenken, vielleicht meine Hand.“

„Das ist nicht Ihr Ernst, Fräulein Terka,“ rief Meinhof, „Sie scherzen grausam, aber Sie scherzen.“

„Nein, ich scherze nicht,“ erwiderte sie, und während sie den linken Arm auf den Tisch legte, stützte sie den anderen auf und lehnte ihren Kopf in die Hand. „Jetzt rädere ich Sie, nicht wahr?“

„So ist es,“ erwiderte Meinhof, „wenn es Ihnen Vergnügen macht, ja, Sie spannen mich in der That auf die Folter.“

„Sie kennen Konrad nicht,“ fuhr Terka fort, „er ist gar nicht so einfach, wie Sie glauben, er hat sehr viel Verstand, Kenntnisse, und vor Allem liebt er mich leidenschaftlich. Es ist so schön, geliebt zu werden, es ist wie ein Rausch, der uns ergreift, und endlich — lieben wir auch oft gegen unseren Willen.“

Meinhof erwiderte kein Wort. Er stand auf, ging in der Stube hin und her und trat dann an das Fenster. Terka quälte ihn in der That, und er sah sich ihrem Spott gegenüber wehrlos und mußte ruhig dulden, was sie in ihrem Uebermuth über ihn verhängte. Da sah er mit einem Male Konrad Geier herankommen und murmelte:

„Da kommt er ja, Ihr glücklicher Anbeter!“

„Wer? Konrad?“ fragte Terka.

„So ist es.“

„Dann muß ich Sie bitten, zu gehen,“ sagte Terka, „ich will mit ihm allein sein.“

Meinhof warf einen Blick voll Liebe und Schmerz auf Terka, welche lächelnd vor ihm stand, verneigte sich tief vor ihr und verließ dann rasch die Stube und das Haus.

Zu gleicher Zeit trat durch die Hinterthür Konrad Geier ein.

„Sie sind es, Konrad?“ sagte Terka, als der Student in die Stube kam. Sie bemerkte sofort, daß Etwas mit ihm vorgegangen war, denn er war bleich und verstört, und seine Augen waren die eines Fieberkranken.

„Ich bin gekommen,“ begann er, nachdem er sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, „um — ich wollte — seien Sie doch endlich ehrlich mit mir, Terka!“

„Bin ich es denn nicht?“ sprach sie. „Was wollen Sie noch von mir?“

„Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir endlich aufrichtig: lieben Sie diesen Herrn von Meinhof oder nicht?“

„Darüber bin ich Ihnen wohl keine Rechenschaft schuldig,“ erwiderte Terka. „Sie verlangen Ehrlichkeit von mir, nun gut. Ich habe Ihnen mehr als einmal gesagt, daß ich für Sie nur eine schwesterliche Neigung empfinden kann. Sie verlangen Liebe von mir, ich kann Sie Ihnen nicht geben. Ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, sich darüber zu beklagen, denn jeder Mensch hat den gleichen Anspruch auf Glück, und ich würde mit Ihnen niemals glücklich sein, und deshalb, mein lieber Konrad, glaube ich auch nicht an den Ernst Ihrer Empfindungen. Ich bin überzeugt, daß Liebe, wahre Liebe nur zwischen Naturen entstehen kann, die für einander geschaffen sind, und dann immer gegenseitig. Es giebt keine unglückliche Liebe in der Natur, sie besteht nur in der Einbildung eigensinniger Schwärmer, die unter der Herrschaft einer fixen Idee stehen; auch Sie gehören dazu.“

„Mag sein,“ sprach Konrad, „und ich füge mich willig in das traurige Loos, das Sie mir auferlegen. Aber ich bin gekommen, um darüber Klarheit zu erlangen, ob Sie noch das Mädchen sind, das ich achte und verehere, oder ob Sie sich an diesen Baron geworfen haben?“

„Ich verbitte mir einen solchen Ton, Herr Geier!“

„Ich weiß aber, daß Sie ihn besucht haben, ich selbst habe Sie gesehen.“

„Sie spioniren also? Es wird immer besser. Ueberlassen Sie es mir, Herr Geier, meine Ehre zu wahren; ich weiß am besten, was ich mir schuldig bin, ich brauche keinen Vormund, am wenigsten aber werde ich Sie um Erlaubniß fragen, oder Sie zum Richter dessen machen, was ich thun und was ich lassen soll.“

„Sie geben also indirect zu —“

„Ich gebe Nichts zu,“ unterbrach ihn Terka fast heftig. „Uebrigens finde ich aber Ihr ganzes Betragen anmaßend und rücksichtslos, und somit ersuche ich Sie ein für alle Mal dieses Haus zu meiden.“

„Aber Terka — habe ich das um Sie verdient?“

„Gewiß, und überhaupt ist es besser, jeder unklaren und peinlichen Situation raich ein Ende zu machen. Sie bilden sich ein, daß Sie mich lieben, gut, das ist Ihre Sache, ich weiß aber ganz bestimmt, daß ich Sie nicht liebe, und somit hat unser Verkehr keinen weiteren Zweck. Gehen Sie!“

Konrad stand auf und nahm seine Mütze, zögerte jedoch noch immer, die Stube zu verlassen. Da erhob sich Terka und rief ihm nochmals mit einer herrischen Bewegung des Kopfes zu:

„Gehen Sie, und zwar auf der Stelle!“

Diesmal gehorchte er und verließ vollständig vernichtet das Haus.

Es währte nicht lange, so klopfte es wieder an die Thür. Auf Terka's „Herein“ trat eine dicht verschleierte Dame, bis zu den Sohlen hinab in einen langen Pelz eingehüllt, herein, und heftete, wie aus geisterhaftem Nebel heraus, ein Paar großer durchdringender Augen auf Terka.

„Sie sind die Tochter des Lehrers?“ fragte die Fremde.

„Zu dienen. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?“

Terka war aufgestanden und lud die Fremde durch eine Handbewegung ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Diese schlug jetzt den Schleier zurück, und fragte:

„Kennen Sie mich?“

„Nein.“

„Ich bin die Gräfin Sibussa von Ostrowik, nun kennen Sie mich wohl?“

„Allerdings, ich habe von Ihnen gehört.“

„Sie wissen also, in welchen Beziehungen ich zu Herrn von Meinhof gestanden habe?“

„Auch das weiß ich.“

„Man sagt mir, daß Sie an meine Stelle getreten sind, daß Sie jetzt sein Herz besitzen.“

„Davon weiß ich nichts,“ erwiderte Terka stolz, „Herr von Meinhof besucht uns von Zeit zu Zeit, das ist Alles.“

„Sie sprechen nicht die Wahrheit,“ fuhr die Gräfin fort, „ein Mann wie Meinhof kommt nicht in dieses Haus, blos um Käfer und Schmetterlinge zu besichtigen. Er hat Absichten, und auf wen sollte er sie haben, wenn nicht auf Sie? Sie sind nicht schön, aber interessant genug, um einen Sonderling wie Meinhold zu fesseln.“

„Ich wiederhole Ihnen, Frau Gräfin,“ sagte Terka ruhig, „daß ich in keinem wie immer gearteten Verhältniß zu dem Baron stehe. Wir verkehren zusammen, und wenn Herr von Meinhof vielleicht an meinem Gespräch Geschmack findet, so liegt darin noch durchaus Nichts, was das Urtheil der Welt oder Ihre Eifersucht herausfordern könnte.“

„Meine Eifersucht?“ Die Gräfin begann laut und häßlich zu lachen. „Sie glauben also wirklich, armes Mädchen, daß Sie mir im Wege stehen, daß Sie im Stande wären, mich aus dem Felde zu schlagen?“

„Ich denke daran nicht,“ sprach Terka, „aber wenn Sie, nicht eifersüchtig wären, dann wären Sie nicht hier.“

„Wo nehmen Sie den Muth her, mir das zu sagen, Sie ein einfaches Landmädchen?“

„Gehört Muth dazu, wenn es gilt, seine Ehre zu vertheidigen? Sie greifen mich an, Frau Gräfin, und ich mache von dem Rechte der Nothwehr Gebrauch.“

„Ich bin zu Ihnen gekommen,“ fuhr die Gräfin fort, „weil man mir gesagt hat, daß Sie klug sind, und ich hoffen durfte, von Ihnen verstanden zu werden. Herr von Meinhof hat Verpflichtungen gegen mich, ältere als gegen Sie. Ich bin hier, um meine Rechte geltend zu machen, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie ihm entsagen.“

Die Gräfin ließ sich jetzt auf einen Stuhl nieder, während Terka die Hand leicht auf den Tisch gestützt vor ihr stand.

„Wie soll ich etwas entsagen,“ gab Terka zur Antwort, „das ich nicht besitze? Herr von Meinhof gehört nicht mir, wenn er Ihnen gehört, weshalb kommen Sie zu mir? Ich habe nie daran gedacht, Ihnen sein Herz streitig zu machen.“

„Es ist in Ihrem Interesse,“ fuhr die Gräfin fort, „Sie kennen ihn nicht, er spielt mit Ihnen und wird Sie wegwerfen, wenn er das Spiel satt hat. Meinhof ist leicht empfänglich, er besitzt mehr Einbildungskraft als Herz, seine Phantasie reißt ihn bei jeder Gelegenheit fort, und so bildet er sich nur zu leicht ein, ein Weib zu lieben, wo nur ein flüchtiges Interesse ihn für kurze Zeit zu fesseln vermag. Er wird Sie unglücklich machen, denn er wird Sie nur zu bald verlassen, und doch wünsche ich Ihnen dies nicht. Sie wären noch mehr zu bedauern, wenn Sie seine Frau würden, er ist eine unbändige Natur. Wie wollen Sie, das einfache Mädchen, mit ihm fertig werden? Ich rathe Ihnen nochmals, machen Sie sich frei, reißen Sie sich los von ihm, so lange es noch Zeit ist!“

„Regen Sie sich nicht unnöthig auf, Gräfin,“ entgegnete Terka kalt, während ein leiser Hohn um ihre vollen rothen Lippen spielte, „ich glaube nicht, daß Herr von Meinhof sich ernstlich für mich interessirt, und was mich betrifft, so habe ich noch nie daran gedacht, mein Schicksal an seines zu knüpfen. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Was jedoch Ihre Warnung anbelangt, so geben Sie sich keine Mühe; ich habe mich niemals durch das Urtheil der Welt, durch die Meinung Anderer bestimmen lassen, ich glaube nur mir selbst.“

„Sie trotzen mir also?“ rief die Gräfin, indem sie aufstand und auf Terka zutrat. „Gut, wagen Sie es, mir entgegenzutreten, ich bin stark genug, den Kampf mit Ihnen aufzunehmen.“

„Drohen Sie mir nicht,“ gab Terka scharf und entschieden zur Antwort. „Mir imponiren Sie nicht, Frau Gräfin, ich fürchte Niemand, und Sie am wenigsten.“

Die Gräfin stieß ein lautes, höhnisches Lachen aus, wickelte dann mit einer energischen Bewegung den Schleier um ihren schönen, stolzen Kopf, und ging rasch, ohne Abschied zu nehmen, zur Thür hinaus.

\* \* \*

An einem Decembertage erhielt Meinhof am Morgen durch die Post ein Billet mit den wenigen Worten:

„Erwarten Sie mich heute Abend. Ihre Sultanin.“

Er las das Billet wiederholt und ging in den Park. Seit mehreren Tagen hatte er Terka nicht gesehen. Er hatte die Kraft, ihr auszuweichen, aber seine Leidenschaft für sie war stärker als sein Wille, und so litt er durch die Trennung ebenso, wenn nicht mehr, als durch die Qualen, die ihm ihr Spott bereitete, wenn er in ihrer Nähe weilte.

Es stand jetzt fest bei ihm, daß sie es war, die an diesem Abend bei

ihm erscheinen werde, und er fragte sich immer wieder, was sie mit ihm beabsichtige. Wenn sie Konrad liebte, weshalb kam sie zu ihm? Eine Kokette war sie doch sicherlich nicht, oder war es nur ein böser Scherz gewesen, hatte sie ihn nur gefoltert, um ihn zu strafen, um sich an ihm, dem Verächter der Frauen zu rächen, wie sie es ihm mehr als einmal verheißten hatte?

Lange Zeit ging Meinhof auf dem beschneiten Wege auf und ab, doch auch hier im Freien, in der frischen, eisigen Luft, fand er keine Kühlung für sein erregtes Blut, keine Ruhe, keinen Frieden. Er ließ sich also ein Pferd satteln, und ritt hinaus durch die Felder.

Der Winter hatte die ganze Landschaft in seinen weichen, üppigen Hermelin eingehüllt, Eiszapfen hingen an den kahlen Zweigen der Bäume und schimmerten im hellen Sonnenlicht gleich funkelnden Edelsteinen. Die Bäche waren mit Eis bedeckt, an den Ufern standen die Gräser mit Frost überzogen, wie silbernes Moos da. Krähen flogen hin und her und schrieten laut, während sich drüben im Walde das heifere Gebell eines Fuchses vernehmen ließ. Die Sonne hing an dem weissen Himmel gleich einer glühenden Scheibe, strahlenlos.

In der Natur war eine tiefe Ruhe, eine schweigende Schwermuth, die Meinhof wohl that. Erst war er wild hinausgesprengt, dem gespenstigen Jäger gleich, der Nachts durch die Lüfte zieht. Nach und nach ließ er sein Pferd langsam gehen, und wie er sich jetzt allein auf einem Waldwege befand, und die Sonne freundlich durch die rothen Stämme, durch die entlaubten Zweige blickte, wurde ihm wohl und friedlich zu Muth.

Als er nach Hause zurückkehrte, waren die Dämonen von ihm gewichen, und er sah nicht ruhig, aber in froher Erregung, hoffnungsvoll dem Abend entgegen.

Als es dunkel geworden war, und das Feuer im Kamin brannte, saß Meinhof in seinem Cabinet und erwartete sehnsuchtsvoll die verschleierte Schöne. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Bald vernahm er das Klaischen ihres seidenen Gewandes, und dann theilte sich der Vorhang, und sie trat ein. Meinhof ging ihr entgegen, verneigte sich tief vor ihr und führte sie dann zu der Ottomane, auf der sie auch diesmal mit nachlässiger Anmuth Platz nahm, um ihn dann aus ihrem dichten Schleier mit ihren dunklen Augen freundlich anzulächeln.

„Sie haben mir versprochen, wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen, den Schleier zu lüften, der Sie mir neidisch verhüllt,“ begann er. „Werden Sie Wort halten?“

„Vielleicht, Alles kommt nur auf Sie an.“

„Auf mich? Soll ich Ihnen kein Geständniß machen?“

„Am besten gleich eine Liebeserklärung,“ spottete die Sultani.

„Auch diese, wenn Sie wollen,“ erwiderte Meinhof. „Vielleicht können Sie mir erklären, besser als ich es selbst vermag, was seit einiger Zeit mit mir vorgeht. Genug, ich kenne Sie nicht, ich habe niemals Ihre Züge ge-

sehen, kaum Ihre Gestalt, die mir der Raftan neidisch verhüllt, und doch muß ich glauben, daß Sie mir heute nicht mehr gleichgiltig sind, ja, wenn es nicht so sinnlos wäre, ich würde sagen, daß ich Sie liebe, aber ist es möglich, zwei Frauen zu gleicher Zeit zu lieben?"

„Zwei Frauen?“ erwiderte die Sultantin. „Ich bin die eine, wer soll die zweite sein?“

„Die zweite ist ein böses Mädchen, das mich schon lange quält, und das ich um so leidenschaftlicher liebe, je unbarmherziger sie mit mir verfährt; aber sagen Sie mir, ist es denn möglich, zwei Frauen zu lieben? Oder sind Sie Terka?“

Er warf sich unerwartet vor ihr auf die Kniee nieder und blickte ihr in die dunklen Augen, während er die Arme um sie schlang.

Wieder dieses liebenswürdige, silberhelle Lachen, dann hob die Sultantin den Schleier ein wenig empor, gerade so viel, daß ihr kleiner, trotziger Mund mit den rothen üppigen Lippen sichtbar wurde, neigte sich leise zu ihm nieder und küßte ihn.

„Sie sind es,“ rief Meinhof, „Terka! — an diesem Kuß habe ich Sie erkannt.“

Sie lachte wieder, und schlug den Schleier zurück.

„Also doch, Sie sind es, Sie, meine holde, süße Quälerin?“

„Haben Sie nicht Ihr Schicksal verdient?“ sprach Terka lächelnd, „Sie Verächter der Frauen? Nun habe ich Sie gestraft.“

„Wie so?“

„Indem Sie ein Mädchen lieben, das häßlich ist, indem Sie sich mir ergeben, obwohl ich Sie nicht liebe.“

„Ja, Terka, Sie sollen siegen,“ sprach Meinhof, „ich kann nicht länger kämpfen, wozu mich noch gegen diese Empfindungen wehren, die stärker sind als ich? — Ich bete Sie an, Sie wissen es längst. Lachen Sie über mich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, Sie haben alles Recht dazu. In der Liebe giebt es keine Gleichheit, das habe ich nur zu oft erfahren. Der liebende Theil wird immer der Ambos sein.“

„Ganz recht,“ erwiderte Terka, „und so will ich denn der Hammer sein, aber nur einige Zeit — um Sie zu heilen, Meinhof, um Ihnen zu beweisen, daß das Weib nicht schwach ist, daß es lieben kann.“

„Wirklich, Terka?“ rief Meinhof entzückt, während er ihre Hände mit Küßen bedeckte.

„Ja wirklich,“ sprach Terka, „denn ich — ich liebe Sie auch.“

Meinhof zog sie an sich und küßte sie immer wieder in stummem Entzücken, bis sie sich endlich sanft aus seinen Armen lösmachte und ihm aufzustehen befahl. Dann schlug sie den Schleier vollends zurück, erhob sich, und blickte in dem Gemach umher.

„Ach,“ rief sie, „Sie haben nicht einmal einen Spiegel hier, ich möchte doch sehen, wie ich mich in diesem prächtigen Costüm ausnehme.“

„Wunderbar — berückend!“

„O, Ihnen glaube ich nicht, Sie schwärmen, ich will selbst urtheilen.“

Weinhof schlug die Portièrè zurück und führte sie in den anstoßenden Salon, wo ein großer Wandspiegel hing. Er zündete selbst die Kerzen in den Armleuchtern zu beiden Seiten desselben an, und Terka trat nun vor ihn hin, und betrachtete sich mit einem Lächeln in dem kostbaren venetianischen Glase, das ihr Bild treu, ohne zu schmeicheln, wiedergab.

„Wissen Sie, daß ich mir gefalle?“ sprach sie zu Weinhof, indem sie ihn über die Schulter hinweg schalkhaft anblickte.

„Was sagen Sie dazu, daß ich mich für Sie so schön gemacht habe? Sie werden mich jetzt für schrecklich eitel halten, und doch bin ich es nicht, ich wollte Ihnen gefallen, ist das ein Unrecht?“

„Nein, gewiß nicht,“ rief Weinhof, während er Terka umschlang und an seine Brust zog. „Aber Sie bedürfen am wenigsten eines so reichen Schmuckes, Ihnen hat die Natur mehr gegeben, als Schönheit. Die Schönheit schwindet, wie die Jugend, aber der Reiz, der um Sie webt, den Ihre Seele, den Ihr ganzes Wesen ausstrahlt, ist unsterblich.“

„Herr von Weinhof,“ erwiderte Terka, „ich warne Sie noch einmal. Sie sind zu leidenschaftlich, geben Sie Acht, Ihre Leidenschaft giebt Sie ganz in meine Hand. Jedes Weib ist von Natur herrschsüchtig. Wenn Sie sich selbst zu meinem Sklaven machen — ich werde nicht so thöricht dein, und die Ketten lösen, die den geliebten Mann zu meinem Gefangenen machen, für immer. Aber nun wollen wir einmal ernsthaft zusammen sprechen.“

„War das Scherz bisher?“

„Also sagen wir noch ernsthafter, als bis jetzt. Kommen Sie!“

Sie kehrte in das kleine Cabinet zurück und streckte sich behaglich auf dem Tigerfell der Ottomane aus, während Weinhof auf ihren Wink sich auf dem Kissen, das vor derselben lag, zu ihren Füßen niederließ.

„Hören Sie also, Sie sagten, daß Sie mich lieben. Haben Sie schon darüber nachgedacht, was daraus werden soll, sobald ich Sie wieder liebe?“

„Ich habe bis jetzt nicht zu hoffen gewagt, daß Sie meine Empfindungen erwidern könnten.“

„Aber jetzt, wo ich mich Ihnen ehrlich und muthig hingegeben habe, was denken Sie jetzt von unserer Zukunft?“

„Brauche ich Ihnen zu sagen, Terka, daß Sie es mit einem Manne von Ehre zu thun haben? Wenn Ihre Liebe ebenso herzlich und tief ist, wie die meine, dann werden Sie meine Gefährtin für das Leben, ist es recht so?“

„Gewiß,“ jagte Terka, „es ist Alles, was ich wünschen und verlangen kann. Sie müssen mich schon deshalb heirathen, weil es noch um Vieles lustiger ist, wenn der Mann der Sklave seiner Frau ist. Vergessen Sie niemals, was Sie mir in dieser Stunde gesagt haben, ich werde der Hammer sein, und Sie der Ambos.“

„Alles, was Sie wollen, Terka,“ murmelte Meinhof, während er sie entzückt betrachtete.

„Nein, nein,“ rief sie, während sie den vollen Arm um seinen Nacken legte, und ihm zärtlich in die Augen blickte, „ich liebe Sie, wie könnte ich Sie mißhandeln, oder meine Macht fühlen lassen, in einer Weise, die Ihnen wehe thun könnte! Eigentlich sind Sie doch komisch, glauben Sie denn, daß es in der Liebe ein Glück giebt, dann, wenn der eine Theil Hammer ist, und der andere Ambos — Herr und Knecht, oder Sklave? Nein, mein Freund, wenn man sich liebt, dann sind beide Theile bereit, sich hinzugeben, einander zu dienen, sich zu opfern, vor Allem aber das Weib, merken Sie sich das! Das Weib wird leicht übermüthig, wenn der Mann ihm bereitwillig den stolzen Nacken als Schemel darbietet, und es wird keinen Augenblick zögern, dann herrisch auf ihn den Fuß zu setzen, aber das Weib wird immer nur da lieben, wo es sich aufopfern kann, es liegt dies in seiner Natur. Es will sich hingeben, ganz, ja, es ist glücklicher sogar, wenn es leiden kann, als wenn man ihm den Hermelin der Gebieterin um die Schultern legt. Ich glaube überhaupt, Sie wissen noch gar nicht, was Liebe ist, und vor Allem kennen Sie das Weib nicht.“

„Die Liebe kenne ich jetzt, Terka,“ erwiderte Meinhof. „Sie haben mich dieselbe gelehrt, Sie haben mir das süße Geheimniß offenbart. Ich weiß in diesem Augenblick, daß bis jetzt Alles nur Täuschung, Einbildung, Grillen bei mir waren, daß ich in meinem Leben zum ersten Male wahrhaft liebe. Sie sollen mir auch das schöne, lockende Räthsel enthüllen, Weib genannt, das die Natur zur ewigen Dual des Mannes erschaffen zu haben scheint und zugleich zu seiner höchsten Wohne.“

„Ja, das will ich,“ rief Terka, „Sie sind heute noch ein Kranker, ich will Ihr Arzt sein, ich will Ihre Seele heilen und Sie glücklich machen — wenn ich das vermag.“

„Wer sonst?“ rief Meinhof, „wenn Sie nicht? Ich war so unglücklich, als ich Sie kennen lernte, und jetzt —“

„Jetzt sind Sie im Himmel, nicht wahr?“ unterbrach ihn Terka und begann dann laut und fröhlich zu lachen. „Aber sehe ich denn wie ein Engel aus? — Nein, es bleibt doch zu komisch, daß Sie für mich, die Hässliche, schwärmen.“

Sie schüttelte den Kopf und begann wieder laut zu lachen.

\* \* \*

Noch an demselben Abend hielt Raimund von Meinhof bei dem Lehrer Benedikt um die Hand seiner Tochter an. Der Letztere war so aufgereggt, daß er zuerst gar keine Worte fand, sondern nur stumm die Hand Terkas in jene Meinhofs legte, während die Kinder in lauten Jubel ausbrachen, sich an Terka hingen und sie küßten.

Meinhof blieb bis tief in die Nacht bei den guten, ehrlichen Leuten



und besprach mit ihnen Alles, was nothwendig war. Schon am nächsten Tage wurde die Verlobung in allen Prager Zeitungen bekannt gemacht.

Zwei Tage später war der heilige Abend. Ottilie, welche Terka bereits durch ein Telegramm beglückwünscht hatte, kam herüber, um an der Weihnachtsfeier Theil zu nehmen.

„Ich gratulire,“ rief sie im Eintreten, als Terka ihr lächelnd entgegentam. „Glück zum Siege! Du hast mich ausgestochen, Du hast die Wette gewonnen.“

„Die Häßliche hat die Schöne aus dem Felde geschlagen,“ erwiderte Terka lachend.

„Habe ich es Dir nicht gesagt?“ versetzte Ottilie. „Wenn wir Andern schön sind, so bist Du mehr als das, Du bist interessant, fesselnd, ja gefährlich.“

Bald erschien auch Meinhof. Er hatte versprochen, Terka beim Aufputzen des Christbaumes behilflich zu sein. Mit ihm kam Xaver, welcher, vor Glück strahlend, verschiedene Schachteln und Pakete ablud, die Meinhof in seinem Schlitten mitgebracht hatte. Indeß Wenzel und Johanna oben in Terkas Stube auf das Glockenzeichen harrten, das die Ankunft der Engel verkündete, begannen unten in der großen Stube Benedikt, die beiden Mädchen und Meinhof den großen prächtigen Weihnachtsbaum, der bis zur Decke der Stube emporragte, aufzuputzen. Während Terka und Ottilie die Lichter ansteckten, vergoldete Äpfel und Nüsse an die Zweige hängten, Reiter aus Lebkuchen und Zuckerwerk, packte Meinhof allerliebste Eiszapfen aus Glas, schimmernde Tannenzapfen und allerhand Früchte aus Papiermaché aus und noch viele andere Dinge, welche den Schmuck des Baumes vervollständigten.

Es war bereits Abend, als sie fertig waren. Nun zündeten Alle zusammen die Lichter an, dann nahm Terka die Glocke, trat hinaus in den Flur und begann damit zu klingeln. Schon hörte man die Kinder die Treppe herabkommen, und wenige Augenblicke später stürzten sie in die Stube hinein und standen jetzt in stummer Seligkeit vor dem leuchtenden, reich behängten Baum, um den allerhand Pakete herumlagen.

Meinhof erhielt von Allen kleine Geschenke, von Terka ein Medaillon mit ihrem Bilde im Costüm der Sultantin, von Johanna eine von ihr selbst gestickte Visitenkartentäschche. Er selbst hatte Alle reich beschenkt. Johanna fand in ihrem Packet prachtvolle Bilderbücher und eine große Puppe. Wenzel gleichfalls Bücher und eine große Vogelflinte, der Lehrer einige Kästen mit Käfern und seltenen Schmetterlingen und Ottilie ein Etui mit einem kostbaren Armband.

Am längsten zögerte Terka, ihr Packet zu öffnen, das schon durch seine Größe imponirte. Endlich löste Ottilie den Bindfaden, welcher dasselbe zusammenhielt, und entfaltete, während Alle zusammen einen Ausruf der Bewunderung ausstießen, einen großen, prachtvollen Pelz. Terka stand mit hochgerötheten Wangen verlegen und beschämt da, erst als Meinhof ihr galant

in den Pelz geholfen hatte, und Alle sie entzückt umringten, nahm sie den geliebten Mann um den Hals und küßte ihn.

Mitten in dem Jubel erschien Xaver und blieb mit einem schlaun Vächeln in der Nähe der Thür stehen.

„Nun, was bringst Du, Alter?“ fragte Meinhof, „hast Du etwa auch ein Christgeschenk für uns?“

„Gewiß,“ sagte Xaver, „und sogar ein sehr hübsches.“

„Und das wäre?“ fragte Terka.

„Die Gräfin Libussa von Ostrowitz sind heute Morgen abgereist. Ist das nicht schön von ihr?“

„In der That,“ rief Terka, „sie hätte uns keine angenehmere Ueberraschung bereiten können.“

Während jetzt die Kinder sich gegenseitig ihre Bücher zeigten und der Lehrer in stillem Entzücken auf die verschiedenen erotischen Insekten wies und Ottilie bald einen indischen Schmetterling, bald einen südamerikanischen Käfer zeigte und deren besondere Eigenschaften erklärte, standen Meinhof und Terka vor dem brennenden Christbaum, der in eine Art von silbernem Nebel gehüllt war, und während Meinhof sie! um den schlanken Leib gefaßt hielt, sah ihn Terka zugleich zärtlich und spöttisch an.

„O, Sie Verächter der Menschen,“ sagte sie leise zu ihm, „und der Frauen insbesondere, das Leben ist doch schön, nicht wahr?“

Meinhof erwiderte kein Wort, sondern zog sie an sich und küßte sie auf die rothen, frischen Lippen.

Nach den Feiertagen fuhren Meinhof und Terka zusammen nach Prag. Er kam mit seinem reich vergoldeten Schlitten, der mit zwei feurigen, schwarzen Pferden bespannt war, um sie zu holen. Als sie jetzt in ihrem prächtigen Pelz von dunkelrothem Sammet, der mit goldigem Zobel ausgeschlagen und gefüttert war, eine russische Zobelmütze auf dem Kopfe, weich und warm neben ihm saß, und er das große Eisbärenfell sorgsam über ihre Füße legte, drückte sie ihm herzlich die Hand, und sah ihn mit einem Blick an, der so glücklich war, so voll Liebe, daß eine tiefe Rührung Meinhof überkam.

Die Fahrt durch die im Schnee begrabene Landschaft, zur Rechten die mit Eis bedeckte Moldau, die düsteren Felsen und das Schloß Wischehrad, zur Linken die waldigen Hügel mit ihren weißen, gleichsam mit geponnenem Zucker überzogenen Bäumen, war schön und anregend. Die Sonne leuchtete warm und tauchte das weite Land in goldenen Schimmer. Vor ihnen erglänzten die Thürme von Prag.

Terkas Wangen färbten sich roth und frisch vom Froste und von dem frischen Luftzug, der über die Ebene strich.

In der Stadt angelangt, fuhren sie bei verschiedenen Geschäften vor und machten ihre Einkäufe und Bestellungen für ihr neues Heim. Meinhof ließ es sich nicht nehmen, Terka gleich einer Fürstin auszustatten. Dabei gab es immer den lebenswürdigsten Streit, denn Terka legte jedes Mal

Verwahrung ein, wenn ein hoher Preis genannt wurde. Sie fand Alles viel zu kostbar für sich, während Meinhof alle Schätze Indiens noch nicht reich genug erschienen, um sie dem geliebten Mädchen zu Füßen zu legen. Dann aber konnten sie auch niemals einig werden, denn er wollte immer nur ihrem Geschmack, ihren Wünschen Rechnung tragen, und sie wieder ebenso dem seinen.

Als endlich der Schlitten mit Packeten und Schachteln angefüllt war, so daß sie nur mit Mühe Platz in demselben finden konnten, kehrten sie nach Hause zurück, und packten hier in der bescheidenen Stube des Lehrers alle die Kostbarkeiten aus, die sie heimgebracht hatten. Dann saßen sie in der Dämmerstunde auf dem alten geblümten Sopha beisammen.

„Ich glaube fast,“ sagte Terka zu Meinhof, „daß Sie jetzt schon vollständig bekehrt sind. Ihr Gesicht hat einen ganz anderen Ausdruck bekommen. Die Wehmuth, die auf demselben lag, ist verflogen, die Bitterkeit gewichen, Sie sehen mit einem Male so heiter, so lebensfroh aus.“

„Ich bin es auch,“ sagte Meinhof, „wer wäre es nicht an Deiner Seite, Du einziges, wunderbares Mädchen?“

„Sie wissen doch, Herr von Meinhof,“ erwiderte Terka, „daß Sie mir nicht Du sagen dürfen, das war der Sultani gegenüber erlaubt, wir sind aber hier nicht auf dem Maskenballe.“

„Willst Du mich schelten?“

„Ja gewiß, man darf niemals zu intim werden, so lange man nicht verheirathet ist. Wenn unsere Verlobung zurückginge, was dann?“

„Wie wenn das möglich wäre!“ rief Meinhof. „Es wäre denn, daß Du mich im letzten Augenblick verschmähist und Herrn Konrad Geier Deine Hand reichst.“

Terka begann laut zu lachen.

„Und wie denken Sie jetzt von den Frauen?“ fragte sie nach einer Weile. „Halten Sie das Weib noch immer für schwach, für treulos und verrätherisch?“

Meinhof schüttelte den Kopf. „Man urtheilt immer nach den wenigen Erfahrungen, die man selbst gemacht hat,“ sprach er, „ich habe mit den Frauen nur schlimme gemacht, und war deshalb ein Verächter derselben. Heute, wo Du mir ein Glück spendest, das ich niemals zu hoffen wagte, das meine schönsten Phantasieen nicht nur erfüllt, sondern in Schatten stellt, bin ich fast geneigt, von dem Weibe eine allzu hohe Meinung zu hegen.“

„Das Weib ist nicht schlecht,“ sagte Terka, „sie ist nur oft klüger als der Mann, dadurch macht sie den Eindruck der Selbstsucht und der Härte. Wenn Du auf Dein Leben zurückblickst, die Enttäuschungen, die Du erfahren hast, kannst Du behaupten, daß Du ohne Schuld warst?“

„Nun, meine liebe Terka, nun hast Du mich auch mit Du angeredet, Du weißt aber, daß man vor der Heirath nicht allzu intim werden darf.“

Terka lachte und fuhr dann fort:

„Deine Cousine zum Beispiel — sie wußte einfach, daß sie zu alt für Dich war, jetzt hättest Du, ein Mann in der Vollkraft des Lebens, eine Frau an Deiner Seite, welche verblüht wäre, welche Dich ohne Zweifel unglücklich machen würde. Kannst Du ihr also daraus einen Vorwurf machen, daß sie Deiner jugendlichen Schwärmerei etwas unjanst ein Ende gemacht hat? Und jenes Mädchen, mit dem Du verlobt warst, liebte sie Dich etwa? — Nein, sie liebte den Luxus, und es war wieder Klugheit von ihr, wenn sie Dir einen Mann vorzog, dessen Reichthum ihr mehr Glanz und Ueppigkeit versprach, als Du ihr zu bieten vermochtest. Wäre es besser gewesen, die Enttäuschung, die Unzufriedenheit wäre später bei Dir gekommen, und hätte Dir dann Dein Leben vergiftet? Die Gräfin endlich hat Dich durch ihre Kälte, ihre Launen, durch ihre ewig wechselnden Stimmungen gereizt, während sie Dich eigentlich hätte abstoßen sollen. War dies ihre Schuld, oder die Deine? Wie konntest Du Dein Herz an solche Frauen hängen, die nur leiblich schön sind, aber keine schöne Seele besitzen? Ich glaube gar nicht, daß Du diese Damen geliebt hast, Du warst einfach durch ihre Schönheit berauscht und hast Dir selbst zu diesen äußeren Reizen, in deren Banne Du standest, ein Ideal hinzugebildet, das niemals existirte, und wenn dann die Wirklichkeit Deinen Träumen nicht entsprach, wenn es sich schließlich herausstellte, daß Du ein Phantom geliebt hattest, und statt dessen ein lebendiges Weib vor Dir stand, das ganz und gar nicht Deinen schönen Illusionen entsprach, dann klagtest Du Welt und Menschen und vor Allem die Frauen an. Das ist in Kurzem Deine Geschichte. Nicht wahr? Oh, ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst bis jetzt gekannt hast.“

„Du hast Recht,“ erwiderte Meinhof lächelnd, „vor Allem darin, daß ich bisher nicht geliebt habe. Du bist meine erste Liebe, Terka, und Du wirst auch meine letzte sein.“

„Ich hoffe es,“ rief sie lächelnd, „und würde Dir nicht rathen, neben mir noch für eine Andere auch nur Augen zu haben. Denke an den Divin, ich wäre im Stande, Dich auf das Rad zu flechten. Lache nicht, es ist mein voller Ernst, aber ich denke, ich habe Dich geheilt, und heute, wo Deine Seele gesund ist, wirst Du weder schwärmen, noch Dich später enttäuscht finden. Du bist jetzt fähig, zufrieden zu sein mit dem, was die Natur, was das Leben uns giebt, und weiß Gott, das ist nicht Wenig!“

„Gewiß,“ sagte Meinhof, „ich glaube übrigens Dir bewiesen zu haben, daß ich nicht immer durch Illusionen, seien es schöne oder häßliche, verblendet bin, daß ich fähig war, den wahren Werth eines Weibes zu erkennen, sobald ich ihn auch wirklich fand.“

„Ja, das glaube ich Dir gerne,“ erwiderte Terka lachend, „denn es ist sicher, daß Du mich nicht um meiner Schönheit willen genommen hast.“

\* \* \*

Am nächsten Abend kamen Terka und Ottilie mit den Kindern zu Meinhof. Die Kinder fanden ein besonderes Vergnügen an den vielen dunklen Winkeln und Verstecken, den Portièren, Vorhängen, Erfern, welche das Schloß bot. Und so rief plötzlich Johanna:

„Wollen wir nicht Verstecken spielen. Nicht wahr, Herr Meinhof, Sie spielen mit?“

„Gewiß,“ erwiderte dieser, „gerne.“

„Also, Sie bleiben hier in Ihrem Zimmer,“ entschied Johanna, „und wenn wir Kuckuck rufen, dann kommen Sie heraus und suchen uns.“

Meinhof setzte sich zum Kamin und zündete sich eine Cigarette an, während die Anderen sich, so gut sie nur konnten, zu verstecken suchten. Auf das Kuckuckrufen erhob er sich.

Er fand zuerst Wenzel, dann Ottilie, Johanna und endlich Terka, welche sich beim Fenster hinter einem Blumentisch versteckt hatte. Er zog sie hervor, schlang den Arm um sie und küßte sie.

Johanna, die dabei stand, rief: „Warum haben Sie mich nicht geküßt, Herr von Meinhof, wie Sie mich gefunden haben?“

„Du sollst auch geküßt werden,“ erwiderte Meinhof und gab ihr einen herzhaften Kuß.

„So,“ rief Johanna, „jetzt verstecken Sie sich mit uns, Herr von Meinhof, und Terka soll uns suchen.“

In dieser Weise ging das Spiel einige Zeit fort. Auf Wenzels Wunsch wurde dann noch „Räuber“ gespielt, bis endlich Alle ermüdet und erhitzt waren. Nun setzten sie sich gemeinsam um den Kamin, und Kaver brachte allerhand Erfrischungen, denen die Damen und die Kinder eifrig zusprachen.

„Ich weiß nicht, wie Sie mir jetzt vorkommen, Herr von Meinhof,“ sagte Ottilie. „Sie sind mit einem Male so heiter, so glücklich.“

„Er war krank,“ fiel Terka ein, „und ich habe ihn geheilt, jetzt will ich aber auch dafür sorgen, daß kein Rückfall erfolgt.“

„Das ist nicht zu befürchten,“ sprach Meinhof, „Sie glauben nicht, wie zufrieden ich bin, ja, ich fühle mich seit meiner Kindheit zum ersten Male wahrhaft glücklich. Sie sehen ja, daß ich mich wie ein Kind freuen, und mit den unschuldigsten Dingen beschäftigen kann. Während mir sonst nur die tiefsten Probleme, die ernstesten Fragen genügten und mir das Räthselhafteste noch nicht räthselhaft genug war, ist mir jetzt wohl in der Einfachheit, in der Beschränkung. Wie oft sagte ich mir in einsamen Nächten Goethes schönes Gedicht vor, das mit den Worten schließt: ‚Süßer Friede komm, ach komm‘ in meine Brust‘. Nun ist er da, und ich hoffe für immer.“

„Nicht wahr,“ sagte Wenzel plötzlich, „wir dürfen fahren, Sie führen uns heute in Ihrem Schlitten nach Hause!“

„Gewiß,“ erwiderte Meinhof, und als die Damen zum Aufbruch mahnten, befahl er anzuspannen. Es währte nicht lange, so stand der Schlitten vor dem Schloß und Alle zusammen nahmen in demselben Platz. Meinhof kutschirte

selbst. Terka saß an seiner Seite auf dem Bock, während Ottilie mit den Kindern den Schlitten einnahm. Sie fuhren nicht geraden Weges nach dem Dorfe, sondern in einem weiten Bogen, durch die mit Schnee bedeckten Felder und durch den Wald, wo es recht unheimlich war, denn aller Orten schienen weiße Gestalten und Gespenster, in weiße Tücher gehüllt, zwischen den dunklen Bäumen zu schweben. Die Kinder drängten sich im süßen Gefühl des Schauers an Ottilie und wagten kaum zu flüstern, bis der Schlitten wieder herausflog in das freie Feld, das vom sternbesäten Himmel überspannt war.

Als sie dann vor dem Hause des Lehrers hielten, hatte Terka keine Lust abzustiegen, sondern sah Meinhof lächelnd an, und indem sie ihre Schulter an die seine legte, flüsterte sie ihm zu:

„Jetzt begleite ich Sie noch einmal zurück zu Ihrem Hause.“

Meinhof lächelte, wendete den Schlitten, und in wenigen Minuten waren sie wieder vor dem Gitterthor des Schlosses angelangt.

„So,“ sagte Meinhof, „da wären wir, aber gestatten Sie mir nun, Sie wieder zu begleiten, denn ich kann Sie doch nicht allein am Abend auf der einsamen Straße zurückkehren lassen?“

„Wie Sie wollen,“ sagte Terka.

So kehrten sie neuerdings um und fuhren wieder zurück in das Dorf. Als sie abermals vor Terkas Wohnung angelangt waren, sprang sie lachend vom Rutschbock herab und rief:

„Wenn es so fortgeht, werden wir uns bis morgen früh hin und her begleiten. Jetzt heißt es wirklich Abschied nehmen.“

„Muß ich wirklich gehen?“ fragte Meinhof.

„Gewiß müssen Sie,“ sagte Terka. „Sie wissen, was ich Ihnen so oft gesagt habe, es ist gar nicht gut, wenn man zu viel beisammen ist. Sie gewöhnen sich am Ende zu sehr an mich und ich werde Ihnen noch vor der Zeit langweilig.“

„Niemals, Terka, niemals, daran ist nicht zu denken. Im Gegentheil, wenn man wahrhaft liebt, dann legt das Beisammensein immer neue, unzerreißbare Bande um uns, wir verstehen uns immer besser und können endlich nicht mehr ohne einander sein, nicht einen Tag, nicht eine Stunde.“

„Wir wollen sehen, ob Sie Recht haben, wenn wir erst verheirathet sind,“ erwiderte Terka, „für heute aber schicke ich Sie unerbittlich fort.“

Meinhof küßte ihr erst die Hand und dann die rothen Lippen, die so kalt vom Froste waren und so warm zugleich, wie Lava, die unter dem Eise glüht. Dann riß sich Terka los und entfloß in das Haus, während er Ottilie grüßte und davon fuhr durch die helle, winterliche Nacht.

In den nächsten Tagen begannen Meinhof und Terka ihr neues, gemeinsames Heim nach ihrem Geschmack einzurichten. Manche Veränderungen wurden vorgenommen, Manches verbessert, Vieles verschönert. Meinhof fand immer wieder Gelegenheit, über Terkas praktischen Sinn zu staunen und zu gleicher Zeit über ihren feinen Geschmack und über ihre originellen, fast

bizarren Einfälle. Auch hier zeigte sich wieder, daß zwischen Beiden nicht so leicht eine Einigung zu erzielen war. Nicht etwa, weil Jedes seinen Willen eigensinnig geltend machte, sondern gerade, weil ein Jedes immer nur dem Andern entgegenzukommen und nachzugeben suchte.

Es fehlte auch nicht an Ueberraschungen. Die herrlichste von allen war das Schlafzimmer, das Meinhof für Terka eingerichtet hatte und das er ihr eines Abends unerwartet zeigte. Decke und Wände desselben waren mit gelber Seide ausgeschlagen, der Himmel des Bettes, die Vorhänge an den Fenstern, die Portièren, die Möbel von einem matten Blau. Eine rothe Ampel, die von der Decke herabhing, tauchte Alles in ein mildes, rosiges Licht. Mitten im Gemach stand eine echte türkische Ottomane, aus weichen, schwellenden Kissen, über die ein Tigerfell ausgebreitet war, während ein Eisbärenfell auf dem Teppich vor derselben lag und ein zweites vor dem Himmelbett. Terka konnte sich nicht satt sehen an diesem reizenden, duftigen Raume, in dem sie bald als Herrin einziehen sollte.

Wenige Tage später fand in der kleinen Dorfkirche die Trauung statt, und nach derselben vereinte ein gemeinsames Mahl die Neuvermählten, Terkas Vater und Geschwister, Ottilie und zwei Freunde und ehemalige Kameraden Meinhofs, die bei der Trauung als Zeugen gedient hatten, in dem Hause des Lehrers.

Der alte Xaver ließ es sich nicht nehmen, an diesem Abend selbst Alles anzuordnen, den Tisch zu decken und zu bedienen.

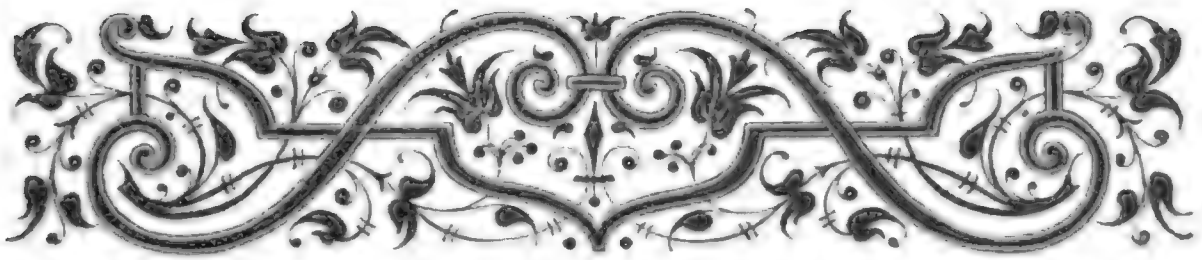
Kurz vor Mitternacht kehrten die Gäste nach Prag zurück, und dann nahm Terka von den Ihren Abschied. Meinhof hob sie in den bereitstehenden Schlitten, den seine Diener zu Pferde, mit Fackeln in den Händen, umgaben und führte dann Terka als sein Weib gleichsam im Triumph in sein Haus ein.

Durch die junge Herrin war in das alte, schwermüthige Schloß ein Geist der Heiterkeit, des Friedens eingezogen. Die Dämonen, die vordem hier ihr Wesen getrieben, waren gebannt für immer. Aber im Uebrigen blieb Alles, wie es vordem gewesen war. Meinhof und Terka lebten ganz für sich und nur im Verkehr mit ihrem Vater und mit den Geschwistern Terkas.

Sie fanden Alles, was sie wünschten, in ihrer Liebe, in ihrem gemeinsamen geistigen Streben, in den Freuden, welche ihnen Kunst und Natur boten.

Wenn man Anfangs die Heirath des Herrn von Meinhof mit einem einfachen Landmädchen, mit einer Lehrerstochter etwas sonderbar gefunden hatte, so war bald alle Welt darüber einig, daß diese Verbindung zu der glücklichsten Ehe geführt hatte.

Man nannte das Paar im Schlosse zu Kostiz Sonderlinge, aber alle Welt beneidete dasselbe, und es ist besser, von den Menschen beneidet, als bedauert zu werden.



## Pietro Mascagni und seine Cavalleria Rusticana.

Von

Alfr. Chr. Kalkschjer.

— Berlin. —

I.

**D**ie antike Welt der Dichtung und Sage ist voll von den rauschenden Siegeszügen des göttlichen Sorgenlösers Bacchos-Dionysos, der zahlreiche, noch so wilde kulturfeindliche Völker an seine Gottheit zwang. An jene mythischen wunderbaren Triumphzüge des jugendlichen Nyäus wird man erinnert, wenn man sich den beispiellosen Siegeszug vergegenwärtigt, den der junge Maestro Pietro Mascagni\*) mit seiner Cavalleria Rusticana durch zahlreiche Culturländer unternahm. Mascagnis Tongenius kam und siegte überall, wo er sich offenbar machte.

Eine derartige in der Musikgeschichte, namentlich in der Musikgeschichte der Neuzeit einzig dastehende Thatfache fordert neben unverbrüchlichem Interesse für den Componisten mit Recht den Aesthetiker und Kritiker auf, daß dieser den Versuch unternehme, dem Geheimnisse dieser aus Wunderbare grenzenden Wirkung auf die Spur zu kommen.

Zunächst erweist sich Mascagni als einen Bühnenkundigen Mann ersten Ranges. Eine an sich einfache, aber fesselnde Handlung, deren Grundlage das tausendfach erörterte unerlöschliche Thema verrathener Liebe bildet, haben die Textbearbeiter G. Targioni-Tozzetti und G. Menasci nach dem G. Verga'schen Volksstücke Cavalleria Rusticana (Sizilianische

\*) Pietro Mascagni ist am 7. Dezember 1863 zu Livorno geboren, ist jetzt also etwas über 28 Jahre alt. Das Mailänder Conservatorium hat den Ruhm, diesem Künstler, dessen Compositionstalent sehr frühzeitig bemerkbar ward, die höhere Ausbildung gegeben zu haben. Trotz Beethoven hat Mascagni unter Anderem Schillers Hymnus „An die Freude“ komponirt. In Neapel war Mascagni längere Zeit Kapellmeister; jetzt lebt derselbe in Cerignole als städtischer Musikdirector.



Bauernehre) in einem Aufzuge zu einem ebenso erschöpfenden als ergreifenden Drama umgewandelt. Gewiß hat Mascagni, der Musiker und Dichter zugleich ist, keinen geringen Einfluß auf die endgiltige Feststellung des Librettos ausgeübt. Jedenfalls ist die Anordnung der einzelnen Scenen so glücklich beschaffen, daß der gesammte technische Apparat einer vollkräftigen großen Oper hier in einen einzigen gewaltigen Act concentrirt erscheint. Wir haben hier Sologesänge (Romanzen, Siziliana-, Fuhrmanns- und Trinklieder), die theils bei geschlossener, theils bei offener Bühne ertönen, Duette, Terzette, Chöre, Soli mit Chören, Vorspiel, Intermezzo und Präludium — so ziemlich Alles, was uns sonst überhaupt eine den ganzen Abend füllende Oper darbieten kann. Durch diese Anordnung, die als ein Ideal technischer Dekonomie gelten kann, in Verbindung mit einer durchgängig reizvollen Musik wird der Hörer von Anfang bis zu Ende in höchster Spannung erhalten, der Dämon der Langeweile kann nicht einen Moment von ihm Besitz nehmen. Vom Standpunkte der exclusiven Voltaire'schen Kunstmoral: *Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux*, müßte man Mascagnis Cavalleria das Meisterwerk aller Meisterwerke nennen.

Doch wenn Mascagni nur diesem Kunstfoder genügt, nur ja nicht langweilig zu erscheinen, so würde das mit nichten ausreichen, uns irgend einen Erklärungsgrund für die anhaltende Einwirkung seines Tongenius abzugeben, eine Einwirkung, die sich auch dann noch unwiderstehlich erweist, wenn wir, losgelöst von Bühne und Darstellung, im trauten Kämmerlein der Mascagnischen Tonmuse lauschen.

Hier kommen denn drei Dinge in Betracht, die uns den Schlüssel zu dem durchaus eigenartigen Zauber darreichen, der aus Mascagnis Tonseele hervorbricht.

Das Erste und Allgemeinste ist Mascagnis musikalreligiöses Empfinden.

Das Zweite ist Mascagnis durch und durch melodische Tonsprache.  
Das Dritte ist Mascagnis individuelle Harmonik.

Mascagnis musikalreligiöser Natur mußte es ganz besonders zusagen, einem dramatischen Stoffe gegenüberzustehen, in dem Irdisches und Himmlisches in steter, engster Verbindung erscheinen. Die gesammte Handlung mit ihrer erschütternden Peripetie spielt sich vor und in der Kirche ab. Alle noch so heftigen Leidenschaften der hier auftretenden Personen finden, da dieselben mehr oder weniger gläubig sind, ihre transcendente Beschwichtigung — um so mehr, da sich das kurze, Schlag auf Schlag folgende Drama am heiligen Oftermorgen vollzieht.

Diese Harmonie von Erdenlast und Himmelsahnung, diesen musikalreligiösen Geist athmen fast alle Theile der mit technischer Meisterchaft geschriebenen Partitur. In zarter frommer Sehnsucht beginnt das Präludio (F-dur), das in seinem ersten thematisch-melodischen Fortspinnen an Sebastian Bachs verklärte Art erinnert. Auf diese Empfindungsweise ist auch der Um-

stand zurückzuführen, daß auf urkräftige dramatische Stellen, gleichsam in plötzlicher himmlischer Eingebung, größte Friedensstille folgt: so bereits im Vorspiel — welches ja in anziehendster Verarbeitung die wesentlichsten Motive des Werkes enthält — und so recht oft während der eigentlichen Action. Ja — Mascagnis musikreligiöse Weise leuchtet auch ganz offenbar aus den charakteristischen Motiven selbst hervor, womit sich für unsere Betrachtung naturgemäß eine Zusammenfassung der beiden Hauptpunkte ergibt, die als für Mascagnis Eigenart wesentlich hingestellt wurden: sein musikreligiöses Empfinden und seine überall melodische Tonsprache. So entspricht es dem Wesen dieser ganzen Musik, daß Mascagni gewisse specifisch kirchliche Intervalle und melodische Schlußformeln in seinen Themen anwendet. Hier sei nur die besonders charakteristische Verwendung der absteigenden großen Quarte hervorgehoben, die seiner Tonsprache eine so kirchliche Weihe verleiht, daß sie nicht selten die uralte Macht des Organums — die *ars organizzandi* — mit dem kühnen Quartens- und Quintenspiel in die Erinnerung bringt. Natürlich zeigt sich dies am entschiedensten in den zwei Hauptpersonen der Oper, in Santuzza und Turiddu. Man befrage nur Santuzzas Romanze „*Voi lo sapete, o mamma*“ (Als Euer Sohn einst fortzog) in G-dur, Largo, dann aus dem machtvollen Duett zwischen beiden die bereits im Präludium enthaltenen Motive im  $\frac{6}{8}$  Takt (*Andante appassionato*) *No, no, Turiddu rimani* (Nein, Turiddu, Du kannst mich nicht treulos verlassen) in As (in der Einleitung in F-dur) und dazu das ebenfalls aus dem Vorspiele bekannte, die heftigste Leidenschaft beschwichtigende Motiv zu den Worten: „*La tua Santuzza piange, e t'implora*“ (Ach, Deine Santa, kannst du sie leiden sehen). Daß Turiddu an diesen Eigenheiten ebenfalls seinen Antheil hat, bedarf kaum noch ausdrücklicher Versicherung, weiß man's ja, daß Mascagni im höchsten Paroxysmus der Leidenschaft beide auf Grund jenes charakteristischen Motivs im  $\frac{6}{8}$  Takte durchaus unisono singen läßt. Das ist nun freilich von imposanter Wirkung, auch vom gesangstechnischen Gesichtspunkte sehr lobenswerth: allein doch nicht vom Standpunkte der dramatischen Ausdruckswahrheit. Daß sich Santuzzas zartes Bitt-Motiv in majestätischer Pracht zu heftigstem Blutverlangen steigert, das ist ebenso kunstwahr als von glücklichster Inspiration zeugend: daß aber Turiddu als ebenso leidenschaftliches Gegenbild für seine Worte rabiatester Zurückweisung keine andere Sangweise findet, als die ureigene Santuzzas, das dürfte wohl nimmer gutgeheißen werden. Wo bleibt da die Wahrheit des Ausdrucks, die Verschiedenartigkeit der Charaktere und ihrer Stimmungen?

Daß jene oben hervorgehobene Eigenheit Mascagnis, sein musikreligiöses Empfinden schon durch die Art der Melodieführung sichtbar zu machen, in demjenigen Theile seiner Tonschöpfung, welcher die eigentlich kirchliche Handlung vertritt, besonders bemerkbar wird, das versteht sich von selbst. In dieser Beziehung ist das kurze Vorspiel zum Chorgesange „*Regina coeli, laetare*“ von großer Beredtjamkeit, wie denn diese ganze große Scene, in welcher

Doppelchöre und Santuzza handelnd eingreifen, in jeder Hinsicht grandios genannt werden muß. Wie schlicht und ergreifend zugleich erklingt das „Resurrexit, sicut dixit!“ Das sind himmlische Wendungen, die einen entzückenden Einblick in Mascagnis zart, sinnig frommes Gemüth gewähren. Daß des Künstlers Lieblingsweise (Santuzza-Motiv) in etwas veränderter Form auch in den religiösen Chören des Volkes, wie „Inneggiamo, il Signor non è morto“ (Laßt uns preisen den Herrn, der erstanden) zum Vorschein kommt, mag ebenfalls hierbei noch betont werden.

Daß Mascagnis Seele voll Gesang ist, das beweist in der Cavalleria jedes Lied, wie der gesammte recitativische Theil. Nichts von Banalität bei allem Vorherrschen des Gesanges, ja der formell abgerundeten Liederweisen. Das gilt ebenso von Santuzzas Romanze und sonstigen Elegien, wie von Alfios Fuhrmannslied, von Turidbus Siziliana und durchaus charakteristischem Trinkliede, und endlich erst recht von Lolas Liede. Lolas Lied gerade beweist wieder einmal schlagend, daß eine echte Künstlernatur, eine entschiedene Individualität sehr schwer oder gar nicht aus sich heraus kann. Mascagni wollte vielleicht Lola im Stile der Koketterie singen lassen: doch Lolas Lied athmet nichts von kokettem sirenenhaftem Wesen; vielmehr klingt aus dem Stornello di Lola „Fior di giaggiolo“ (O süße Lilie) nichts als reines, zartes, frommes Sehnen, man müßte da schon mit aller Gewalt etwas hineinlegen, was dem absoluten Geiste dieser lieblichen Tonweise mit nichten innewohnt. Auch in Lolas Liede verleugnet sich Mascagnis musikalisch-religiöses Empfinden nicht.

## II.

Ich komme jetzt zu Mascagni, dem Harmoniker. Hier bekenne ich gleich, daß ich Mascagni für den interessantesten und eigenartigsten Harmoniker halte, den die zeitgenössische Musik besitzt. So wie es Richard Wagner verstanden hat, seine mächtige Individualität in einer eigenartigen Harmonik (Modulation) zum Ausdruck zu bringen, so versteht es auch Mascagni, sein eigenartiges Empfinden durch eine adäquate Harmonik aufs Mannigfaltigste zu unterstützen. Hierbei tritt freilich Mascagni als ein ganz anderer auf, denn alle Romantiker, deren Oberhaupt Richard Wagner ist.

Der Romantiker gefällt sich bei seinem Suchen und Sehnen nach Unendlichkeit darin, jählings aus einem Tonbereiche in ein ganz entlegenes zu stürzen, — ruhelos streift er durch alle Tongefilde, ohne irgendwo festen Fuß zu fassen. Einen Ton etwa gründlich auskosten, zu untersuchen, welches liebliches Eigenthum in ihm verborgen schlummert: das kommt ihm kaum in den Sinn: vielmehr eilt und springt er von Ton zu Ton, und indem er so dieses oder jenes Motiv durch eine Menge unzusammenhängender Tonwelten führt, gebiert er das, was sich dem empfänglichen Gemüthe als Unendlichkeit der Melodie darstellt.

Obwohl Mascagni auch diese Art von Modulations-Romantik würdigt und ihr hie und da Raum gewährt, so ist seine Modulation im Großen und Ganzen doch aus ganz anderem Holze geschnitten. Denn kurz und gut: Mascagni

besitzt die Neigung und die Gabe, im Tone (=Tonart) zu verbleiben und dem einzelnen Tone seine Modulationsgeheimnisse abzulauschen. In der Cavalleria kommt die Tonart als solche wieder zu ihrem Rechte, — ferner wird eine bestimmte Tonart in immer neue Beziehungen zu ihren wirklich verwandten Tonarten gesetzt. Während also im Allgemeinen der moderne Tonkünstler seine einschneidendsten Harmonieeffekte dadurch zu erreichen sucht, daß er plötzlich aus einer Tonart in eine wildfremde springt, dabei aber stets dieselben wenigen Accordarten wiederholt, erzielt Mascagni seine frappantesten Wirkungen durch den Gebrauch selten gebrauchter Accordarten ein und derselbigen Tonart.

Bei der großen Bedeutung, welche die Cavalleria des genialen Mascagni mit Recht gewonnen hat, kann es auch dem gebildeten Laien nicht erlassen bleiben, von Mascagni's harmonischer Eigenart Kenntniß zu nehmen. Ich will daher das eben hierüber Eröffnete an mehreren Beispielen einleuchtender zu machen unternehmen.

Eine sehr häufige, durchaus leitereigene Modulation bei Mascagni ist folgende: Er bringt in einer Durtonart den tonischen Quintenaccord (Dreiklang), darauf den parallelen Mollaccord (auf der Untermediante) und darauf den Quintenaccord auf der III. Stufe der Tonart (Obermediante, ebenfalls ein Mollaccord). In F-dur also, wie es das Beispiel enthält ( $\frac{6}{8}$  Andante un poco di moto), sind es die Quintenaccorde f-a-c̄, d-f-a und a-c̄-ē in der Sextlage c-e-a. Diese Accordfolge könnte man, da sie in der Cavalleria so häufig auftritt, — vornehmlich in den Santuzza-Scenen, — diese Accordfolge könnte man also wohl das harmonische Urmotiv dieses Tonwerkes nennen.

Der Quintenaccord auf der III. Stufe einer Durtonart (in C-dur der Accord e-g-h) hat ja allerdings einen fremdartigen Charakter, weshalb auch die strenge alte Theorie seine Anwendung so ziemlich perhorrescirt: aber gerade für kirchenmusikalische Intentionen ist er wie geschaffen, weil er transcendent wirkt. Diesen in jeder Durtonart durchaus einheimischen Accord benutzt nun Mascagni in ebenso ergiebiger als selbständiger Weise, und das entspricht wieder seinem musikalischen Empfinden: denn durch diese Modulation mit dem schon hervorgehobenen typischen Quartenschritte in der melodieführenden Stimme erhalten seine Melodien zumeist ihre kirchliche Weihe.

Dieselbe Anwendung des Quintenaccordes auf der III. Stufe der Durtonart (Obermediante) übt auch im vielgepriesenen Intermezzo ihre Zauberwirkung aus (a-moll, a-c̄-ē in der F-dur-Tonart) Hierin gerade wirkt diese Anwendung noch frappanter, fremdartiger für alle, denen die leitereigene Modulation in strenger Consequenz ein unleidiges Ding ist, weil sie hier in einer Kette von stufenweise abwärtschreitenden Harmonien auftritt. Mascagni hat da in der F-dur-Tonart in unmittelbarer Folge: C-e-g, B-d- (f), a-c̄-ē, g-b-d-f und wieder a-c̄-ē von wundersamster Wirkung: und doch nur völlig leitereigene Modulation, ohne daß die festgeprägte Tonart irgendwie verlassen wird. Da darf man denn wohl mit Goethe ausrufen:

Willst Du immer weiter schweifen  
Sieh', das Gute liegt so nah — (Erinnerung)

Ein Anderes. Unter den Septimenaccorden ist offenbar der kleine\*) Septimenaccord Mascagnis Favorit-Harmonie. Mit diesem Accorde schlägt Mascagni seine grimmigsten musikdramatischen Schlachten. Das ganze Cavalleria-Werk wird mit einem solchen Septimenaccorde im Nacheinanderklingen der Einzeltöne (g-b-d-f) eröffnet; das erste Fortissimo bringt denselben Accord unter alle Orchesterstimmen vertheilt, worauf unmittelbar im Pianissimo Santuzzas Bittgesang erklingt. Die dreifache hochdramatische Steigerung im Allegro des Preludio wird wiederum mit Hilfe dieses durch Mascagni zu ungeahnter Glorie erhobenen Accords bewirkt: erst wieder g-b-d-f (4 Takte), dann in die Quarte transponirt c-es-g-b (4 Takte) und zum dritten Male — in die Quarte (resp. Unterquinte) transponirt — f-as-c̄-es̄ (abermals 4 Takte) worauf mit der Trugfadenz g-h-d der Orgelpunkt auf G eingeleitet wird. Und im dreifachen Forte (*fff*) der Einleitung gegen Ende bewährt wieder derselbe Septimenaccord g-b-d-f seine einschneidende Kraft, um dann mild und immer milder voll Verjöhnung das Ende vorzubereiten. Während der Scenen selbst, besonders zwischen Santuzza und Turiddu, ist dieselbe Macht dieses Accordes zu verspüren. Damit gerade hat Mascagni eine erfrischende allgemeine bedeutende Abwechslung bei dramatischen Kraftgewalten eingeführt, während sonst für tragische Schauer stets der verminderte Septimenaccord (z. B. fis-a-c̄-es̄) als eine Art Panacäa herhalten muß. Verschmäh't wird ja dieses dramatische Kraftmittel auch von Mascagni nicht — doch es ist von seinem Throne gestürzt. Der tragische Ausgang, Turiddu's Tod, wird aber wieder durch einen solchen erschütternden kleinen Septimenaccord c-es-g-b mit vierfachem Forte (*ffff*) besiegelt.

Daß Mascagni auch sonst, wo er wirklich modulirt, das heißt einen Tonartenwechsel vollzieht, ebenso interessant als eigenartig erscheint, soll nur betont und bekräftigt werden, ohnedasß weitere Belege in einer nicht fachmännischen Zeitschrift dargeboten werden können. Nur das sei versichert, daß auch hierbei Mascagni ein vortreffliches Bewußtsein von wirklicher Tonarten-Verwandtschaft besitzt und in diesem frohen Bewußtsein ebenso sicher als scheinbar recht verwegend operirt. Wer das Grundprincip erkennt und besitzt, von dem — wie auseinandergesetzt wurde — Mascagni in seiner Harmonienwelt befeelt ist: der muß dessen ganze Harmonik für nichts weniger als verlegend oder gar beleidigend ansehen; vielmehr muß sie einem Solchen recht zahm und einfach erscheinen: denn gar manche leitereigenen harmonischen Kraftmittel sind von Mascagni noch gar nicht verwendet. Da liegt also für die Zukunft noch ein sehr weites Feld offen. Soviel steht jedoch durch Mascagni fest, daß der von ihm in musikdramatischer Hinsicht eingeschlagene Harmonieweg

\*) Nach meiner Accordlehre wird ein Septimenaccord mit kleinem (Moll-) Quintenaccorde und kleiner Septime der kleine Septimenaccord genannt, z. B. g-b-d-f, weil sowohl der ihm zu Grunde liegende Dreiklang (g-b-d) als auch die hinzutretende Septime g-f das Beiwort klein beanspruchen.

durchaus der richtige ist; auf diesem Wege allein werden ihm und jedem weiteren Operncomponisten gewiß stets neue Lorbeeren erblühen.

### III.

Ein Werk wie die Cavalleria Rusticana hat ein Recht darauf, daß ihm eine würdige, künstlerisch abgerundete Darstellung nicht nur im engeren Vaterlande bereitet werde, sondern auch überall, wo die musikalische Kunst gepflegt wird. Für alle Länder, außer Italien, kommt dabei zuerst die Textgrundlage der Composition in Betracht, also die Bearbeitung des Librettos. Die Verlagshandlung der Cavalleria für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die königliche Hof-Musikhandlung Ed. Bote und G. Bock in Berlin, hat einen Text herausgegeben, der „mit Benutzung der Uebersetzung von Oskar Berggrün für die deutschen Bühnen bearbeitet“ ist. Diese deutsche Bearbeitung fordert leider zu vielerlei Tadel heraus. Bei dem großen Interesse, welches die gesammte Musikwelt der Cavalleria Rusticana entgegenbringt, erscheint es dringend geboten, daß diese altberühmte Verlagshandlung möglichst bald eine neue bessere Uebersetzung des italienischen Grundtextes veranlasse, womit sie sich immer größere Verdienste um Mascagni und sein Werk erringen würde.

Gut übersezen ist ja nicht leicht: allein dieser Uebersetzer hat es sich doch gar zu leicht gemacht. Das Metrum ist meist sehr mangelhaft; allzugroße Freiheiten werden nicht durch poetische Schönheiten aufgewogen, die Reime sind — im Vergleich zum Grundtexte — entweder ganz willkürlich behandelt oder völlig vernachlässigt. In einer Probe sollen all diese Ausstellungen des Näheren veranschaulicht werden. Ich wähle die Siziliana, welche Turiddu während des Preludio bei geschlossener Scene (a Sipario calato) singt. Ursprünglich ist die Siziliana ein Dialekt-Lied\*). Das Ganze ist in zwei jambischen Strophen mit mannigfach wechselnden Reimpaaren gedichtet. Jede Strophe hat vier fünffüßige Versreihen (hyperkatalektisch). Es ist also der deutsche Sonettvers mit lediglich weiblichen Reimen.

Die Reime des Urtextes sind

cammisa, cirasa, risa, vasa; spasu, accisu, paradisu und trasu;

a            b            a            b            c            d            d            c

\*) Da das ursprüngliche Dialektlied manch einen anderen Zug als die italienische Uebersetzung enthält, setze ich es zur Kenntnißnahme hierher:

Turiddu: O Lola c'hai di latti la cammisa  
 si bianca e russa comu la cirasa  
 quannu t'affacci fai la vucca a risa  
 biatu pi lu primu cu ti vasa!

Utra la puorta tua la sangu e' spasu,  
 ma nun me mpuorta si ce muoru accisu....  
 e si ce muoru e vaju 'n paradisu  
 si nun ce tonovo a ttia mancu ce trasu,

Diejenigen der italienischen Uebersetzung folgende:

spino, sole, porporino, vole; porta, n'importa, paradiso und viso.  
 a        b        a        b        c        c        d        d

Die deutsche Bearbeitung hat folgende Reime, resp. Reimstellen:

Wangen, Lippen, nippen, Verlangen; Mal (männlich!), Qual (männlich!), dann Hölle  
 a        b        b        a        c        c        d  
 und Antlitz.  
 e (?)

Auf Hölle fand der Bearbeiter offenbar keinen Reim mehr.

Doch man schaue und prüfe das Ganze nunmehr selbst.

Ich stelle hier die italienische Uebersetzung hin, dann die deutsche Bearbeitung und zum dritten die von mir selbst dargebotene, um zu zeigen wie leicht und gut hier Wandel zu schaffen ist:

Italienische Uebersetzung des Urtextes:  
 (Traduzione.)

O Lola, bianca come fior di spino,  
 quando t'affacci tu, s'affaccia il sole;  
 chi t'ha baciato il labbro porporino  
 grazia più bella a Dio chieder non vôle.

C'è scritto sangue sopra la tua porta,  
 ma di restarci a me non me n'importa;  
 se per te mojo e vado in paradiso,  
 non c'entro se non vedo il tuo bel viso.

\*

Deutsche Bearbeitung im Textbuche:

O Lola, rosenleich blühen Deine Wangen,  
 Roth wie die Kirschen leuchten die Lippen;  
 Wer vom Mund Dir Küsse darf nippen,  
 Trägt nach dem Paradiese kein Verlangen.

Wohl steht vor Deiner Thür ein warnendes Mal,  
 Dennoch, ach, lieb' ich Dich zu meiner Qual;  
 Und ohne Zaudern eilt' ich zur Hölle,  
 Fänd' ich im Paradies nicht Dein holdes Antlitz.

\*

Uebersetzung des Verfassers:

O Lola, ach so weiß wie Dornenblüthe,  
 Wenn Du erscheinst, erscheint die lichte Sonne,  
 Und Deiner Purpurlippen Zaubergüte  
 Ist schön're Gnade mir als Himmelswonne.

Und blut'ge Schrift droht über Deinen Thüren,  
 Doch abzulassen kann mich nichts verführen;  
 Und fühlt' ich sterbend Paradieses Wehen,  
 Nicht tret' ich ein, kann ich Dein Bild nicht sehen.

Dies ein Beispiel mag statt vieler genügen, um den Beweis zu geben, daß der italienische Cavalleria-Text nicht nur wort- und sinnetreu, sondern auch rhytmisch correct und poetisch ins geliebte Deutsch übertragen werden kann. —

Im Sommer des Jahres 1891 erwarb sich der Director des Prager Landestheaters, Herr Angelo Neumann, ein hohes Verdienst damit, daß er den Berlinern im Lessing-Theater die erste Bekanntschaft mit Mascagnis genialem Werke verschaffte. Die Oper erlebte dort eine stattliche Reihe von Aufführungen, die allgemein gelobt und gerühmt wurden, so daß Mascagnis Popularität seitdem in Berlin hoch anwuchs.

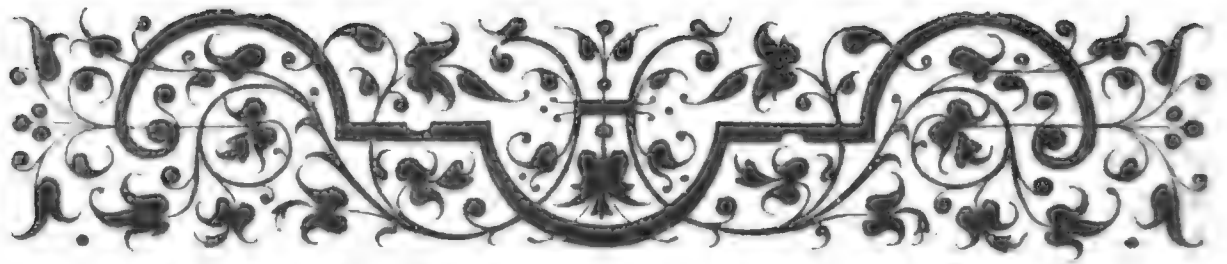
Man hätte nun vielleicht glauben sollen, daß die Begierde nach Mascagnis Cavalleria-Musik durch die zahlreichen Aufführungen im Lessing-Theater gestillt war und daß der Zubrang zur ersten Aufführung der Cavalleria Rusticana im Königlichen Opernhause zu Berlin kein besonders intensiver sein würde. Doch da mußte man das Unglaublichste erleben. Die ältesten Räte der General-Intendantur versicherten, daß etwas Derartiges in den Annalen des Berliner Opernhauses noch nicht vorgekommen wäre. Das große Berliner Opernhaus war vor der ersten Aufführung, die Mittwoch, den 21. October 1891 stattfand, bereits fünfmal ausverkauft. Dieser Umstand mag mit als Gradmesser für den inzwischen immer mächtiger anschwellenden Ruhm Mascagnis angesehen werden.

Die Aufführung der Cavalleria Rusticana war eine ganz vorzügliche. Von einer zu großen dramatischen Wucht der Oper, von erdrückender Orchestergewalt — wovon alle Welt nach den Aufführungen im Lessingtheater erfüllt war — konnte man im Opernhause nichts verspüren. Hier kam die orchestrale Pracht, die im Großen und Ganzen wunderbare Instrumentirung erst recht zur Geltung. Der sich fort und fort entwickelnde Mascagni wird im Laufe der Zeit hinsichtlich der Orchestration hoffentlich Zweierlei beherzigen: eine zu häufige Anwendung grellster Contraste thut dem ästhetischen Eindrucke Abbruch, desgleichen ein zu üppiger Gebrauch der Posaunen, namentlich der Bassposaune, bei raschen Tonfiguren. Letzteres scheint Mascagni Verdi abgelauscht zu haben, der in seiner sonst so bedeutenden Othello-Oper vielfach mit derartigen Mitteln operirt.

Die außerordentliche Anziehungskraft, welche die Cavalleria Rusticana im Opernhause auf die Freunde der dramatischen Musik ausübt, hält noch immer an. Mascagni ist gegenwärtig der Musikheld des Tages.

Inzwischen ist der junge Meister mit einem neuen Opernwerke: „L'ami Fritz“ hervorgetreten, das uns den Künstler von einer ganz neuen Seite zeigen wird. Das Werk athmet einen durch und durch idyllischen Charakter. In Rom wurde das liebliche Gebilde seines Schöpfers mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Noch im Februar wird auch Deutschland Gelegenheit erhalten, sein Botum über den „Freund Fritz“ abzugeben. In Berlin wird diese Oper zuerst gegeben werden.





## Aus Emanuel Geibels Studienzeit.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

— Berlin. —

**W**as wir bisher über Geibel als Student wissen, verdanken wir vornehmlich der leider unvollendeten Goedeke'schen Biographie des Dichters, sowie den von mir herausgegebenen „Geibel-Denkwürdigkeiten“. Zumal in letzterem Buche\*) bieten die Bonner Erinnerungen meines Vaters die wesentlichsten Aufschlüsse. Freilich hat die Darstellung des damaligen Lebens und Treibens in der Muesenstadt am Rheine mancherlei Lücken, welche nun, wenn auch nicht vollständig, doch immerhin recht beträchtlich ausgefüllt werden sollen, ebenso interessant als authentisch. Denn es ist Emanuel Geibel selbst, der hier in Prosa und Poesie das Wort ergreift, uns erzählt von seinen Collegien und Arbeiten, Eindrücken und Empfindungen, Ansichten und Richtungen, Beziehungen und Bekanntschaften, Abwechslungen und Erholungen, bald mit ruhigem Ernst oder feurigem Pathos, bald mit launigem Frohsinn, herzlicher Harmlosigkeit, bisweilen tiefer Schwermuth: in Briefen und Gedichten, die er seinem zu Lübeck weilenden Wattenbach sandte. Dies Material, vermehrt durch neue Mittheilungen meines Vaters, sowie des Kommilitonen Moriz Soymann, liegt meiner Schilderung zu Grunde.

Wilhelm Wattenbach, geboren den 22. September 1819, besuchte das Lübecker Katharineum, welches der vier Jahre ältere Emanuel Geibel, geboren den 17. October 1815, im April 1835 verließ. Ersterer hatte drei

\*) Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten. Von Karl Theodor Gaedertz. Berlin 1886.

Schwestern, von denen Karoline an den dortigen Gymnasial = Professor Johannes Classen verheirathet war, Sophie ihn durch Geist und Kenntnisse fesselte, die dritte aber, Cäcilie, durch ihren ungemeinen Liebreiz die erste heiße Leidenschaft in ihm entzündete. Besonders sie machte sein Herz beim Abschiede schwer, so daß die Sehnsucht nach ihr mit der Entfernung wuchs. Schon in Lübeck war er es gewohnt, nachdem er Wilhelm in's Vertrauen gezogen hatte, in dessen Stammbuch Liebeslieder einzuschreiben, damit Cäcilie sie lese. Mit ihr auch in der Fremde verbunden zu bleiben, war sein Wunsch, wozu ein Briefwechsel mit dem Bruder die beste Handhabe zu bieten schien.

In dem letzten Gedichte, das Geibel beim Abgange von der Schule schrieb, heißt es über Wilhelm Wattenbach:

„Ist er auch voll krauser Grillen und voll Neckerei und Scherz,  
Leicht erkennst in seinen Streichen dennoch Du das gute Herz.  
Griechisch weiß er frei zu reden, wie ein Philolog von Fach,  
In der edlen Kunst der Turner steht er keinem Griechen nach;  
Selbst dem Pollux gleich, dem Pastor, führet er behend das Ruder,  
Ja, ich möcht' ihn Pastor taufen, denn er ist Helenens Bruder.“

Als derselbe den seit Anfang Mai 1835 in Bonn befindlichen Studiosus durch eine Epistel aus Lübeck erfreute, kam nachstehende, ausführliche Erwiderung:

Bonn, den 25. Mai 1835.

Der Tag ist nun vorüber, Wilhelm, und ich sitze still und allein beim Lampenschimmer auf meinem Stübchen und denke an die Heimat und an all die Menschen, die ich dort gekannt und geliebt. Was könnte ich da Besseres thun, als Dir antworten auf Deinen lieben, gestern angelangten Brief, der, wenngleich manche trübe Nachricht enthaltend, mich dennoch innig erfreut hat, wie ja jedes Wort, das aus der Ferne in meine Einsamkeit herüberklingt, mich wunderbar bewegt. Und gerade Dir muß ich heute schreiben, denn in meinem Herzen regt sich eine schöne Erinnerung an den 25. Mai des vorigen Jahres, wo ich mit Deiner Familie im Riesebusch unter den grünen Bäumen mein fröhlichstes Frühlingsfest feierte. Das Andenken an jenen Tag ist mir von jeher ein liebes gewesen; aber heute, da ich von Euch und Allen, die daran Theil nahmen, so weit entfernt bin, tritt es wie ein schönes Traumbild noch einmal vor meine Seele, und ich verjense mich gern in seinen bunten Schimmer. Da seh' ich uns in lustigem Kreise unter die Buchen gestreckt, scherzend und lachend; die Sonne glänzt durch die Bäume, der Kessel brodelt über den rothzüngelnden Flammen, und Robert der Teufel und Rahel, die ich beide nicht wohl leiden kann, raioniren feck und wohlgenuth gegen einander los. Der Professor in seinen weißen schimmernden Beinkleidern springt frisch durch's hohe Gras, Paulus der Theologe will den Hügel hinabrennen und fällt und zappelt gar ergötzlich mit Händen und Füßen, und die Jungen des Directors mit ihren dummpfiffigen Gesichtern bringen dürren Reissig geschleppt, um das Feuer

zu nähren. Aber Cäcilie und Louise von Ahlesfeld haben sich still davon geschlichen und im blühenden Grün sich ein freundliches Nest gebaut, um traulich darin zu unterreden und des erquicklichen Nachmittagschlummers zu genießen. Und sie wollen fast böse werden, als ich sie zu frühe zum Aufbruch wecke; doch ihr Zürnen legt sich bald, und der Apotheker und ich schwaben ihnen beim Rückwege Allerlei vor von Blau und Roth und Grün und Gott weiß, was des dummen Zeuges noch mehr. Doch wohin gerathe ich? Das ist ja Alles längst vorbei, und nur der Kranz, den Sophie mir damals gewunden, liegt in diesem Augenblicke vor mir. Schöne vergangene Zeit! Ich wollte, ich könnte sie noch einmal durchleben, ich habe Heimweh nach ihr, wie der Schweizer nach seinen Bergen, und denk' ich an sie zurück, da ist mir, als hört' ich das geheimnißvoll hehnjüchtige Alphorn erklingen, von dem Justinus Kerner singt. Und doch ist es auch hier so schön, besonders in diesen Frühlingstagen, wenn der sonnigblaue Himmel sich wolkenlos über den Rheinesufern wölbt und die blühenden Apfelbäume ihre duftenden Schneegepäuse herabschütteln und aus allen Büschen und Sträuchen das Lied der Nachtigallen ertönt.

Aber die Natur muß mir auch Alles sein, und noch vermag sie dem durch liebenswürdigen Umgang Verwöhnten nicht das zu ersetzen, was er verlor. Denn die wenigen Kreise, auf die ich hier angewiesen bin, darf ich nur selten besuchen und nicht einmal immer zu reinem Genusse, da bald dieser, bald jener Umstand störend eintritt. Wenn ich aber einsam auf meiner Stube meine theologischen Schmierereien verwünschen möchte oder mich ärgere, daß ich eine Rede des Perikles im Thukydides nicht zu enträthseln vermag, da spring' ich auf und renn' hinaus nach Godesberg in die Trümmer der alten herrlichen Burg, wo das Epheu schwankt und die Luft frei durch die grauen Gemäuer zieht. Da wird mir wieder wohl, und ich sehe die Sonne blutroth untergehen in leuchtende Wolken und kehre in Mond- und Sternenschein beim Spätgeläut der freundlichen Dörfer umher in die Stadt zurück.

Das Leben und Treiben der hiesigen Studenten will mir im Allgemeinen nicht gefallen. Leere Kenommierei und unbegrenzte Genußsucht, geistige Beschränktheit und bewußte Rohheit scheinen die Grundzüge nur zu vieler zu sein. Von wissenschaftlichem Ernste habe ich außerhalb des Kreises, in den Alexander von Campe freundlich mich einführte, nur wenige Spuren gefunden. Du weißt es selbst, daß ich weder auf der einen Seite die Freude verachte, noch auf der anderen eine allzu große Feinheit und Zierlichkeit verlange (wie Deine Schwester mir Schwarz auf Blau aufrichtigst testirt hat\*), allein Excesse, wie ich sie hier schon habe ansehen müssen, haben mir doch das Blut in's Gesicht getrieben. — Campe hat unter Ernsts Einfluß sich sehr glücklich entwickelt, er ist einer der gemüthvollsten Menschen geworden,

\*) D. h. schriftlich auf hellblau Papier. Emanuel Geibel gab wenig auf die kleinen Höflichkeiten und nannte sich entschuldigend selber einen „eminenten Grebian“.

die ich kenne, und es läßt sich gut mit ihm leben. Ueberhaupt unterscheiden sich, wie ich schon bemerkte, Alle, die man bei ihm trifft, und mit denen er in genauer Verbindung steht, gar sehr von dem gewöhnlichen Haufen der Bonnenjer Studenten. Da ist noch ein gemeinsames Streben nach dem Großen und Schönen, ein lebendiger Austausch von Ansichten und Ueberzeugungen, ein reger Sinn, der die Oberfläche durchdringend überall die tiefere Bedeutung zu erfassen sucht.

den 29. Mai.

Was doch Alles aus einem unglücklichen hergelaufenen Studiosus der Philologie\*) werden kann! Sogar ein hochzuverehrender Herr Gevatter und Taufpathe. Um es unverblümt zu sagen, es ist vor kurzem vom kleinen Buch Hiob die sechste Duodezauflage erschienen, ein kleines allerliebste Buchlein, und da selbigem zu gebührender Unterscheidung von den übrigen Hiobchen der Name meines Vaters Johannes auf's Titelblatt gedruckt werden sollte, so hatte meine Wenigkeit die Ehre, bei der Taufe dessen, nämlich meines Vaters, Stelle zu vertreten. Nach der Feierlichkeit ging es äußerst fidel zu, der Rheinwein floß in Strömen, der alte Ernst Moriz Arndt wußte eine lustige Geschichte auf die andere vorzubringen, und dem kurzen kugelrunden Bleek glänzte die Freude so hell aus den Augen, daß ich recht meine Lust daran hatte. Auch Tante Lene, die Du aus Bettinas Buch kennen gelernt haben wirst, wohute dem Feste mit bei und lud mich freundlich ein, sie zu besuchen, was ich auch nicht unterlassen werde.

Wegen Bettina habe ich hier schon mancherlei kleine Streitigkeiten und Wortwechsel gehabt, da man sie im Allgemeinen nicht recht anerkennen will. Und wenn die Leute zuletzt gegen die sprudelnde Fülle ihres Geistes, gegen die liebenswürdige Zartheit ihrer Neigung, gegen die Hoheit ihres Enthusiasmus und die Vollendung ihres Ausdrucks nichts mehr einzuwenden wissen, dann sagen sie: Ich möchte sie doch nicht zur Frau haben. Ihr guten Seelen! Bettina hat noch nie daran gedacht, euch Heirathsanträge zu machen, und schwerlich wird ihr jemals so etwas in den Sinn kommen.\*\*) Bis dahin aber achtet sie, liebt sie, bewundert sie, und wenn euch einmal warm wird im Herzen und das innerste Geheimniß eurer Seele herauspringen will, dann versucht es, ein Werk zu schaffen, das gleich ihren Briefen den Stempel der Göttlichkeit auf der Stirne trägt. Aber ihr könnt es nicht, denn ihr habt nicht so heiß, so innig, so rein geliebt wie sie, und eben weil ihr sie nicht versteht, vermögt ihr sie nicht zu lieben, denn „Verstehen ist lieben“. —

Was Classens Urtheil über Kerners Kafodämonologie betrifft (denn dieß liegt offenbar der in Deinem Briefe ausgesprochenen Meinung zum Grunde), so kann ich nicht ganz mit demselben übereinstimmen. Ich glaube

\*) Und, in erster Linie, der evangelischen Theologie. Siehe Amtliches Verzeichniß: Bonn, Sommer-Halbjahr 1835.

\*\*\*) Ihre Ehe mit Achim von Arnim war eine durchaus glückliche gewesen und mit sieben Kindern gesegnet. Arnim starb 1831, 1832 Goethe, Bettina 1859.

auch an Kafodämonen und an ihre Gewalt, sich auf Zeiten des Menschen zu bemächtigen, wenn mir gleich die zusammengeslochtenen Kuhschwänze etwas fabelhaft vorkommen. Classen selbst nannte einst Wallenstein und Cromwell dämonische Naturen, aber was ist das anders, als eine geringere Potenz von dem, dessen Existenz Kerner darzuthun versucht? Ich will es nicht läugnen, daß er, von zu ungerogelter Phantasie und mancher nicht vollkommen begründeten Idee geführt, oft zu weit gegangen ist, aber „durchaus unwürdig“ möchte ich das Buch nicht nennen.\*) Dazu kommt, daß wir den in Frage stehenden Factis zu fern sind, um ein nach allen Seiten völlig richtiges Urtheil darüber fällen zu können. Willst Du einmal über dergleichen einen ergöglichen Diskurs haben, so bringe Konrad auf dies Kapitel.

Den 30. Mai.

Und wieder ist es Abend geworden, und meine Gedanken flüchten sich aus dem buntverworrenen Getriebe hier in das stille freundliche Ujyl der Heimat. Ich habe mich oft über ihre schiefen Thürme und schiefen Gesichter lustig gemacht, und doch sah' ich jetzt beide ganz gern einmal. Noch lieber aber möcht' ich auf Eurem hellbesensterten Feenschloß einen Abend mit Euch zubringen, wo über und unter dem Dache die Wolken ziehen. Ich denke mir Euer Leben da draußen, besonders nach Sonnenuntergang, recht hübsch; Euer Theekreis muß sich allerliebste ausnehmen, die helle Lampe auf dem weißbehängten Tische unter den grünen Linden. Da werdet Ihr wohl wieder aus Bettinas herrlichem Buche Euch vorlesen oder andere Goethe'sche Studien treiben, denn Goethe gehört ja einmal zu den Penaten Eures Hauses. Und mit Recht; je gründlicher und anhaltender ich mit seinen Werken mich beschäftige, desto mehr muß ich ihn achten und bewundern. Seine Schriften sind wie reichhaltige Metallgruben, immer neue Goldadern glänzen im Schacht empor, immer werthvollere Schätze leuchten dem forschenden Auge entgegen. Was mir gestern noch als ein minder gewichtiges Wort erschien, davon erkenne ich, vielleicht durch irgend einen Zufall geleitet, heute die tiefere Bedeutung. Und das Alles ist so klar, so in sich abgeschlossen, so voll edler Ruhe und besonnener Mäßigung. Ebenso geht es mir mit Shakespeare und Sophokles, die mir von Tage zu Tage fester an's Herz wachsen, und ich

\*) Classen verdammt nicht das Buch an sich, sondern die Art, wie die Dämonen sich äußern. Gemeint sind „Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kafodämonisch magnetischer Erscheinungen von Justinus Kerner, Karlsruhe 1834.“ Darin S. 20 folg. Die Historie des Mädchens von Orlach. „Darauf fing es an, allen dreien Kühen im Stall ihre Schwänze auf's kunstreichste zu flechten, so kunstreich, als hätte es der geschickteste Vorsternmacher gethan, und dann die geflochtenen Schwänze wieder untereinander zu verknüpfen. Machte man die Flechten auseinander, so wurden sie bald wieder von unsichtbarer Hand geflochten und das mit einer solchen Geschwindigkeit, daß, wenn man sie kaum gelöst hatte und sogleich wieder in den menschenleeren Stall zurückgekehrt war, die Schwänze auch bereits wieder allen Kühen auf das kunstreichste und pündtlichste geflochten waren, und dies täglich vier bis fünfmal.“

kann wohl sagen, daß diese drei Heroen mir wie freundliche Gesellschafter in meiner Einsamkeit zur Seite stehen. —

Tausend Grüße an Deine Mutter, Cäcilie und Sophie, ebenso an Claffen und seine Frau, den kleinen blauäugigen Wolfgang nicht zu vergessen. Auch Niebuhr und Köse, wie meine übrigen Freunde bitte ich zu grüßen, die beiden ersteren sollen bald ausführlicher von mir hören. Und nun gute Nacht! — Verzeih' übrigens diesen charakterlosen Brief; ich habe geschrieben, wie ich gesprochen haben würde. Antworte mir bald.

Dein

Emanuel.

Vorzüglich verjehen uns diese Zeilen in die äußeren und inneren Zustände unseres Musensohnes, dessen Gedanken sich viel und gern mit der Heimat beschäftigten. Da tauchte vor allem ein verflorenen Pfingsten mit Wattenbachs nach Schwartau unternommenes Picnick wieder auf, das er auf Cäciliens Wunsch gleich damals in einer Ode („Denkwürdigkeiten“ S. 21 folg.) besungen hatte, und wozu wir jetzt einen Commentar erhalten. Der Professor ist Claffen, der Director Jacob, Paulus der Theologe vielleicht der orthodoxgläubige Oberappellationsrath Pauli, der Apotheker muthmaßlich Provisor Menge, ein wunderbarer Christ, wichtig und originell wie Emanuels Bruder Konrad, der Organist und Componist; wer Robert der Teufel und Rahel konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Nicht nur des schönen Sonntags im Niesebusch erinnert er sich lebhaft, auch der Gemüth und Geist anregenden Theeabende bei Wattenbachs, welche Winters in der Beckergrube, Sommers im Gartenhause hinter der Lorenzkirche vor dem Holstenthore wohnten. Hin zu ihnen sehnt er sich, ungeachtet der schiefen Thürme von St. Marien und vom Dom, die übrigens neuerdings mit Müh' und Noth gerade gemacht sind. Er läßt sich berichten über ihre Lectüre und giebt seine Ansichten kund. Auch ihn interessirt Justinus Kerner als Dichter und Geisterseher, den er später in Weinsberg aufsuchte; auch ihn fesselt „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ in höchstem Maße. Es freut ihn, die Bekanntschaft einer Persönlichkeit aus Bettinas eben erschienenem Buche\*) zu machen: des Philosophen Jacobi dreiundachtzigjähriger Schwester Helene, von der Nicolovius sagt, sie habe die Tage ihres Bruders verschönert, ihm die Ruhe und Erhebung erhalten, deren er zum Schaffen seiner unsterblichen Werke bedurfte, und vielfach gegeben und empfangen in großem geistigen Verkehr. „Tante Lena“ war aus Düsseldorf nach Bonn gereist zur Kindtaufe bei dem zeitigen Dekan der evangelisch-theologischen Facultät, Consistorialrath und Professor Friedrich Bleek. Dieser, Holsteiner von Geburt, ein alter Freund

\*) Zweiter Theil, S. 2, 10, 76 folg. und 97. Die hier humoristisch geschilderte Matrone starb am 9. Juli 1837.

von Pastor Johannes Weibel, auf dem Gebiete der biblischen Geschichte und Exegese ausgezeichnet, namentlich durch sein Hauptwerk über den Hebräerbrieff, lebte in glücklicher Ehe mit Auguste Sethe; bei dem sechsten Sprößling vertrat Emanuel für seinen Vater Pathenstelle. Bettina von Arnim begegnete er zwei Semester darauf in Berlin; sie sollte auf seine Zukunft einen wichtigen Einfluß ausüben. Doch bei aller Sympathie für ihre ganz eigenartige Erscheinung urtheilte er über ihre Publikation, die er jetzt noch, völlig bezaubert, als baare Münze hinnimmt, nachmals nüchterner und kritischer, wie z. B. aus folgenden Zeilen an Cäcilie vom 3. November 1871 erhellt: „Wir lasen die neu erschienenen Briefe der ‚Frau Rath‘, deren köstliche Frische und gesunder Humor auch Ihnen zusagen würde. Aus diesen ursprünglichen Blättern muß man Goethes Mutter kennen und lieben lernen, nicht aus Bettinas vielfach mit willkürlicher Zuthat versehenen Berichten.“ Mehr noch als jene Ausgabe von Keil würden ihn die kürzlich von Suphan veröffentlichten Briefe der Frau ‚Aja‘ an ihren Sohn und seine Familie entzückt haben. Die schwärmerische Verehrung für Goethe, welche in dem Wattenbach'schen Kreise damals so weit ging, daß Classen\*) seinen auf den Namen August getauften Sohn stets Wolfgang rief, theilte schon der junge Weibel vollständig, und er verharrte zeitlebens in schöner Würdigung des einzigen Genius; eine Blüthenlese aus Weibels Briefen alter und neuer Zeit ergäbe über Goethe manche feinsinnige ästhetische Bemerkung.

Das studentische Leben lockte ihn Anfangs gar nicht, und es war ihm sehr einsam zu Muth. Doch bald trat er in näheren Verkehr mit drei jungen Juristen, die gleichzeitig mit ihm an die rheinische Universität gekommen waren: Moriz und Julius Soyman aus Berlin und Moriz Koppe aus Wollup. Namentlich der erste der zwei Brüder, eine leidenschaftliche, zur Melancholie neigende, dichterisch begabte Natur, ein begeisterter Verehrer Lord Byrons, fühlte sich zu Weibel hingezogen, den er seltamerweise beständig „Viktor“ statt Emanuel nennt. „Am meisten gefällt mir,“ schrieb er seinen Eltern am 6. Mai 1835, „ein junger Mensch aus Lübeck; ich lernte ihn ganz zufällig kennen; am ersten Abend, wo wir bei Freunden waren, saßen

\*) Johannes Classen bekundete sein lebhaftes Interesse für Goethe bei jeder Gelegenheit; u. A. rührt der zu der am 28. August 1849 im Lübecker Katharineum stattgehabten Goethefeier gesprochene Epilog von ihm her. Seine Schilderung von Goethes Dichten und Denken schließt mit den Versen:

Er hat den Saamen nicht umsonst gestreut:  
Was alle deutschen Herzen heiß ersehnen,  
Daß sich des Vaterlandes Ruhm erneut,  
Es wird, es muß vereinter Kraft gelingen,  
Wenn wir in Goethes Sinne vorwärts dringen.

Dem verehrten Manne war es nicht mehr vergönnt, vorliegende Erinnerungen aus der Studienzeit seines Schülers Weibel kennen zu lernen; er starb am 31. August 1891 im 86. Lebensjahre zu Hamburg.

wir uns kalt einander gegenüber und sprachen kein Wort zusammen, schloßen aber den Tag darauf die innigste Freundschaft. Es ist ganz merkwürdig, wie man oft zusammengedröh, und was Einen an den Andern fesselt. Fast ohne vorher ein Wort gesprochen zu haben, auf das bloße äußere Ansehen sind wir Freunde geworden, und nun wir uns gegenseitig ausgesprochen, stimmt auch unser Inneres ganz zusammen, und wir mußten die besten Freunde werden.“\*)

Beide machten Pfingsten, keiner von der Absicht des Andern unterrichtet, eine Rheinfahrt nach Köln. Auf dem Dampfschiffe spielte sich eine ergöbliche Scene zwischen einem alten schläfrigen Herrn und einem lesenden Engländer ab, die Soyman mit Humor in seinem Tagebuche schildert; dann heißt es weiter: „Unser Lachen verursachte, daß eine Dame sich umdrehte, die mir bisher den Rücken zugekehrt hatte, und meine Aufmerksamkeit von dem Alten ab auf sich zog. ‚Welche wunderbare Aehnlichkeit!‘ sagte ich und glaubte für mich gesprochen zu haben, aber eine andere Stimme flüsterte mir in’s Ohr: ‚mit der schönen Julia‘. Erstaunt wandte ich mich um und sah in die schwärmerischen Züge meines Freundes, des Dichters, der nachmals unter dem Namen ‚Säugethier\*\*“) eine Celebrität geworden ist. ‚Schon seit

\*) Moriz und Julius Soyman, Söhne des Geheimen Ober-Finanzraths Soyman, waren 1814 bezw. 1816 geboren und im Aeußeren wie von Charakter ganz verschieden: Moriz brünett, von dunklem Teint, so daß er oft für einen Ausländer gehalten wurde, war durch und durch Idealist; er beklagte seine Weichherzigkeit, das Fehlschlagen seiner Pläne, seine zerronnenen Entschlüsse, verzweifelte an sich und der Welt, und eine solche Stimmung entlockte ihm auch das Geständniß in einem Briefe an seine Eltern aus Bonn, daß Geibel doch lange der Freund nicht wäre, den er in ihm zu finden gehofft, nachdem er ihn zuvor als einen vernünftigen, klugen, gedulbigen Menschen, der zu allem herhalten muß, der nichts übel nimmt und zu den wenigen Leuten gehört, mit denen man sich niemals entzweien kann, geschildert hatte. Julius, blond und von frischer Gesichtsfarbe, war besonnen und Maß haltend, stets die Cautelen des Kopfes und Herzens bewahrend; seine Lehrer hatten ihm horror mathematicus zum Vorwurf gemacht. „Meine Freunde, gleichfalls Juristen,“ schrieb er aus Bonn seinem Vater, „sind mir auch darin von Nutzen, daß sie mich manchmal auf Naturwissenschaften und Mathematik hinweisen, die sie mit mehr Eifer und Erfolg als ich getrieben haben; ein anderer Freund, ein Philologe aus Lübeck, könnte, wenn es anders nöthig wäre, als Gegengewicht dienen, im Fall ich mich zu sehr auf die Seite der Mathematik neigen sollte, denn er kennt und achtet sie nicht, er ist Poet.“ Das stimmt, denn als ich Geibel gegenüber einmal klagte, wie mein schönes Abiturientenzeugniß durch die Censur „befriedigend“ für Mathematik geschändet sei, tröstete er mich: ihm sei’s noch viel schlimmer ergangen, Mathematik sei ihm immer unbegreiflich gewesen und geblieben. — Die beiden „Soymänner“ starben frühzeitig in Berlin, Moriz als Reichs-Rath 1853, Julius als Referendar schon 1843. Ein jüngerer Bruder derselben, Friedrich, welcher als Oberförster a. D. in Charlottenburg lebt, hat die Erinnerungen an Geibel mir anvertraut; er ist es auch, welcher demnächst eine ältere Publikation seines Vaters, die unserem Dichter als Vorlage zu seinem „Meister Andrea“ diente, und von der weiter unten die Rede sein wird, mit einer dramaturgischen Einleitung neu herauszugeben beabsichtigt.

\*\*\*) Ueber die amüsante Vorgeschichte dieses Spitznamens vergl. meine „Geibel-Denkwürdigkeiten“. S. 36 folg.



einer Stunde beobachte ich sie', fuhr er fort, ehe ich ihm meine Verwunderung, ihn hier zu finden, auszudrücken vermochte; dieselben herausfordernden feurigen Augen, derselbe üppige und reizende Leib, man möchte toll werden, je länger man sie betrachtet. Was mag sie nur auf das vor ihr liegende sanft geröthete Papier schreiben?' — ‚Vielleicht‘, erwiderte ich ihm, ‚eines Deiner Gedichte, vielleicht gerade das, welches Du an die schöne Julia mit den Worten gerichtet:

Du hast mir viel Unruh' gestiftet,  
 Mich endlich in's Glend gestürzt,  
 Du hast mir mein Leben vergiftet  
 Und meine Tage verkürzt.'

Während wir uns beiderseits noch in allerhand Conjecturen über die schöne Unbekannte erschöpften, schallte die Glocke, und das Dampfschiff landete. Ich warf der schönen Dame einen letzten Blick zu. Auch sie hatte zufällig ihre großen schwarzen Augen auf mich gerichtet, als sie aber merkte, wie ich sie betrachtete, wandte sie ihr Gesicht ab, und ich sah nur noch eine ihrer schwarzen Locken und die Spitzen des Haarbandes unter ihrem Hute hervorgucken. Langsam und nachdenklich schritt ich über ein schmales Brett, das vom Dampfschiff nach dem Ufer führte, drängte mich durch die gaffende Menge der Neugierigen, und als ich mich nun erst nach meinem Freunde, dem Dichter, umschaute, befand ich mich in einer engen Straße Kölns allein."

Heimathlich berührte unseren Geißel der Umgang mit Alexander von Campe, einem Freunde von Ernst Curtius und Mitschüler vom Lübecker Gymnasium. Mit ihm konnte er nach Herzenslust über die alte Hansestadt reden, wodurch sich freilich seine Sehnsucht dahin bald derartig steigerte, daß den kerngesunden Jüngling ein heftiges Fieber beschlich. Was ärztliche Kunst nicht zu Wege brachte, bewirkte sofort ein Schreiben von Wilhelm Wattenbach: Heilung von körperlichem Heimweh, denn darin bestand seine Krankheit.

Im Juli 1835 beantwortete er des Freundes erfrischende Zeilen von der Ostsee also:

Vielen Dank, lieber Wilhelm, für Deinen ausführlichen Brief, der mir unaussprechlich viel Freude gemacht hat. Ich sah mich da einmal recht zurückversetzt in die alte Zeit, und die alte Zeit war so schön. Lachswehr — Niesebuch — Schulfest — Waisenkinder- und Schützenfeste! Welche Masse von Erinnerungen drängt sich auf diese Punkte zurück, und von wie verschiedener Art sind diese Erinnerungen! Bald wirbeln sie in buntlustigem Schwarm an mir vorüber, wie eine Schaar trunkener Harlekine, bald ziehen sie ernst und still, wie ein Festzug zur Kirche, bald wehen sie leise grüßend vorbei, wie Waldhornklänge durch sonniges Blättergrün. Aber schön sind sie immer, und mein liebster Trost in so weiter Ferne. —

Wie beneid' ich Euch jetzt, Ihr Glücklichen, die Ihr in diesen schwülen

Sommertagen den frischen Meeresduft\*) athmen dürft und Euch hineinstürzen könnt in die grüne wogende See! O könnt' ich auch einmal wieder beim Wellengeräusch auf dem Bollwerk stehen und hinüberschauen zum fernen Horizont, der auf den dunklen Fluthen zu ruhen scheint, oder könnt' ich die Dämmerung herabsinken sehen am Strande, die Alles in dustiges Blau zerrennen läßt und selbst die Seele auflöst, daß sie verschwimmt in seligen Halbtraum!

Ich habe in dieser Zeit schlimme Tage gehabt. Dreimal vierundzwanzig Stunden lag ich bei der brennenden Hitze unter den furchtbarsten Kopfschmerzen im Fieber, ohne Schlaf, ja ohne Gedanken nur in dumpfer Empfindung des ununterbrochenen Schmerzes. Da erhielt ich Deinen Brief, und viele andere, und die Freude darüber führte eine rasche Besserung herbei. Jetzt darf ich in den kühleren Stunden schon wieder ausgehen, wiewgleich der Besuch der Collegia und anhaltendes Arbeiten mir noch untersagt ist.

Dein Urtheil über Hugo P . . . . . scheint mir ganz richtig. Er ist gewiß ein herzensguter Junge, aber theils eine angeborene Sucht zu genießen, theils der jugendliche Trieb, vor der Welt sich zu machen, führen ihn zu manchem Verkehrten. Dazu kommt, daß er gar keine Grundsätze und gar keine Religion hat. Unselbstständig wegen dieses Mangels hat er sich immer von denen, die ein Augenblickliches Uebergewicht über ihn ausübten, leiten lassen und sich ihnen nachgebildet. Und gerade W . . . . , den ich an und für sich gar nicht verwerfen will, mußte für Hugo der gefährlichste Gesellschafter sein. Von ihm lernte er die vornehm gehaltenen Phrasen der heimisch-französischen Schule und bildete sich ein, eine Art von Lebensphilosophie zu haben und nach einem System zu handeln, während er doch nur dem eigentlichen Begehren nach Genuß gehorchte. Ich hoffe viel von Niebuhrs Einfluß auf ihn. Es wäre schade, wenn er ganz verloren ginge, denn er ist ursprünglich eine edle Seele und ein tiefes treues Gemüth.

Sehr viel Freude hat es mir gemacht, daß endlich Cäcilie und Mary (Wanstrandt\*\*) sich einander näher gekommen sind. Wenn sie sich recht kennen lernen, so bin ich fest überzeugt, daß sie wahre Freundinnen werden. Marie gehört zu jenen schönen Charakteren, die sich zwar selten und Wenigen anschließen, wenn sie dies aber einmal gethan, einen ganzen Himmel offenbaren. Sie scherzt und lacht gern und schließt sich niemals aus von kindlicher Freude und ungezwungener Heiterkeit; aber ihr Gemüth ist wunderbar tief, ernst, innig und treu.

\*) Wattenbachs waren nach dem Bade Travemünde gezogen, das, ähnlich wie Schwartau, Geibels gepriesener Lieblingsaufenthalt für den Sommer oft gewesen ist; Wasser und Wald zogen ihn gleich sehr an. Auch die freundliche Gartenwirthschaft, Lachswehr an der Trave, besuchte er gern.

\*\*) Geibels Cousine, die er neben Cäcilie in seinen Jugendliedern besungen hat, bisweilen Weider Gestalten miteinander vermischend. Sie ist vor einigen Jahren hochbetagt in Lübeck verstorben.

Daß Du den Jean Paul nicht verdauen kannst, begreife ich sehr wohl. So schön und hinreißend manche seiner erhabenen Stellen sind, so spasthaft-treu er die verschiedenen Situationen des häuslichen Stilllebens auszumalen versteht, so tritt doch geradezu bald Nebelhaftigkeit der Gestalten, bald wirkliche Verschrobenheit hervor, und auf dem Knüppeldamm seiner Einschnittungsperioden kann man, wie zwischen Hamburg und Lübeck, mit leichter Mühe den Hals brechen. Ayesha, das Mädchen von Cars, ist nicht übel\*). Durch lebendige Darstellung und orientalische Färbung hat es mir ganz wohl gefallen (besonders die Stelle des Lanzenschwingerfestes von Türken und Kurden), aber Lord Osmond ist ein langweiliger Schafskopf und kein Held.

Wenn Du die See in Kurzem siehst, so grüße sie bestens von mir. Jedenfalls aber grüße Deine Mutter von mir, ebenso Cécile, Sophie und Classens mit Wolfgang. Auch Pleßens, Campe\*\*) und was sonst auf der Schule mich kennt. — Der Himmel segne Deine ebräischen Studien! Nochmals lebe wohl.

Dein

Schreibe bald wieder!

Emanuel.

Wattenbach erfüllte diesen Wunsch umgehend am 23. Juli, und der völlig genesene Geibel zögerte nicht mit seiner Erwiderung; ihm war es ein Bedürfnis, mit dem Freunde in lebendigem Gedankenaustausch zu bleiben. So plauderte er, in der ersten August-Woche, frisch von der Leber weg, nach einer novellistisch gefärbten Einleitung, von seinem Ergehen, von der Idee eines realistischen Römerdramas, von der Hoffnung auf ein großdeutsches Kaiserreich: Proveniant medii sic mihi saepe dies!

Es war ein freundlicher Sonntagsmittag, die Sommerjonne schien hell und warm vom tiefblauen Himmel auf die blanken Dächer vor meinem offenen Fenster, und ich selbst lag in süßem Gefühle der vollkommen wiedergewonnenen Gesundheitsfrische auf meinem Sopha und schaute in die blauen Dampfsäulen, die ich in seliger Zufriedenheit aus dem behaglichen Rohre vor mich hinblies. Die dichten Wolken quirkten auseinander und trieben im lustigen Wirbel hieher und dorthin, und die willig freigelassenen Gedanken wiegten sich auf ihnen fort nach den verschiedensten Richtungen. Hundert bunte Bilder der Vergangenheit, hundert Träume und Lustschlösser für die Zukunft zogen grüßend an mir vorüber, aber alle waren heller und freudiger Art, so daß mir bald gar rosenfarb zu Sinn ward. Da empfing ich Deinen rosenfarbenen Brief, in dem auch so ein Stückchen sonniger Sommerhimmel eingeschlossen war; er paßte vortrefflich in meine Stimmung, und gern durchzog ich im Geiste mit Dir noch einmal das lebendige Hamburg und die grün-

\*) Verfasser ist James Morier. Geibel las den englischen Roman in deutscher Uebersetzung, die gerade erschienen war.

\*\*) Der jüngere, Karl, ein Bruder seines Kommilitonen Alexander.

schattige Palmaille, gern fuhr ich mit Dir hinaus zur brandenden Nordsee und warf einen Gruß in das lustige Geräusch der weißhäuptigen Wellen.

Aber nicht bloß an jenem Mittage war es mir wohl und froh ums Herz, überhaupt ist seit meiner Genesung der Frühlingshauch jugendlicher Heiterkeit wieder über mich gekommen. Einige Mediziner unter meinen Bekannten behaupten, meine ganze Krankheit sei hauptsächlich ein körperliches Heimweh gewesen, und ich glaube selbst, daß sie Recht haben. Nun ist, Gott sei Dank, diese ungesunde Stimmung überwunden. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß ich mich nicht mehr in die freundlich vertraulichen Kreise der Heimat zurücksehnte, aber jenes überspannte Verlangen, das, in den Reiz der Vergangenheit versunken, den Genuß der Gegenwart kaum anerkennen mochte, jener Rausch des Schmerzes, jene leidende Gefühlschwelgerei sind von mir gewichen, und nüchtern vermag ich mit klaren Augen um mich zu schauen. Selbst die poetische Ader, die ich schon versiegt und ausgetrocknet glaubte, ist mir wieder gesprungen. Von allen Seiten drängen sich mir neue Ideen entgegen, so daß ich vor lauter Entwürfen kaum zur Ausführung des Einzelnen zu kommen vermag.

Einen ganz eigenthümlichen Genuß gewährt mir jetzt das Studium des Lukretius. Mit steigender Freude lerne ich in ihm den größten Dichter der Römer bewundern. Wenngleich der Stoff, dem er sich in überschwänglicher Begeisterung hingiebt, für das Gedicht unglücklich gewählt erscheint, so entfaltet er doch in der Ausführung eine solche Fülle der Phantasie, einen solchen Reichthum neuer Bilder, einen solchen Ueberfluß natürlicher Kraft, daß sich der künstliche, ängstlich gefeilte Virgil neben ihm ausnimmt, wie sich etwa ein geschürter Berliner Lieutenant neben der eisernen Riesengestalt eines Götz ausnehmen würde. Ja, was noch mehr ist, selbst in sein System weiß er den Leser auf gewisse Weise mithineinzuziehen, und je inniger man mit ihm vertraut wird, desto fester verwickelt man sich in das zauberhafte Goldnetz seiner Ideen. Dabei ist sein Vers, wo er nicht eben philosophische Gegenstände ruhig auseinandersetzt, eigenthümlich, unnachahmlich, hinreißend. Das ist nicht der schön sich wiegende Rhythmus des Virgilischen Hexameters, nicht die tanzende Leichtigkeit der Ovidischen Worte, — sondern wir hören die Katarakten des Nils donnern und dazwischen aus den Pyramiden schmetternden Erzklang von Cymbeln und Posaunen. Er müßte sich herrlich zum Helden einer Tragödie gestalten lassen, dieser götterleugnende Lord Byron des Alterthums. Die dämonische Gluth, die in seinen Adern kocht, der unbegrenzte Enthusiasmus, mit dem er Epikurs Lehre verherrlicht, dazu sein Wahnsinn, sein dunkles Ende, veranlaßt durch magischen Liebestrank, den verjährte Reigung ihm reicht; ihm gegenüber der feste lebenslustige Catull und der ruhig edle Memmius — Welch reicher Stoff! Eine schauerlich erhabene Scene müßte es sein, wenn er in düsterer Geisteszerrüttung um die Stunde der Mitternacht in den Tempel bringt, die Marmorsäulen der Götter zu zerstören; dort findet er an den Stufen des Altares die Unglückliche, die ihm den be-

zauberten Becher mischte, sie will ihn zurückhalten vom frevelnden Werke, aber ein Schlag seiner Keule streckt sie zu Boden, über sie stürzen die zerschmetterten Bilder der Olympier, und auf den Trümmern triumphirt der rasende Sänger. — Doch genug davon! Möge der großartige Vorwurf einen Dichter finden, der seiner würdig; mir ist er zu gewaltig.

Am 6. September, dem Anfangstage unserer Herbstferien, gedenke ich mich auf die Wanderschaft zu machen; wohin? weiß ich selbst noch nicht, jedenfalls aber südwärts. Vielleicht nur nach Frankfurt und Hanau, vielleicht auch weiter hinauf ins schöne Schwabenland, je nachdem Zeit, Geld und Gelegenheit es zulassen. Das letztere ist mein heißester Wunsch. Da wollte ich schwärmen von alter schöner Zeit, die Sonne sollte mir aufgehen auf dem Gipfel der Staufen, und von Hohenzollerns Zinnen wollte ich sie versinken sehen — blutroth in farblose Nebel; ich wollte die heiligen Räume aufsuchen, wo der blonde Konradin mit seinem Friedrich spielte in blühender Kindheit, und im Kloster zu Lorch auf die steinernen Särge weinen, daß wir keinen Kaiser mehr haben. O, es muß köstlich sein, zu wandeln in einem Lande, wo das Geflüster der Bäume, das Murmeln der Quellen von Sagen und Minneliedern rauscht, wo jeder Trümmerhaufe uns feierlich anklingt, wie eine Memnonssäule. — Doch was rede ich so zu Dir? Du kennst ja nicht jene Sehnsucht nach der großen Einheit und vereinten Größe des Vaterlandes und kannst Dich höchstens für Friedrich Wilhelm begeistern, den guten König, dem seine weißbierbetrunkenen Berliner vor kurzem die Fenster eingeworfen. Glaube darum nicht, daß ich etwas gegen Preußen habe und noch weniger gegen seinen Regenten; es steht großartig da als gewaffnete Macht, und wenn seine Kanonen donnern, so zittert der Horizont von ganz Europa. Aber seine starre Absonderung von Süddeutschland, sein immer engeres Anschließen an Rußland, jenen Sitz der übertünchten nordischen Barbarei, das ist es, was mir nicht gefällt. Je höher Preußen steigt, desto weniger ist an eine Wiedervereinigung des gesammten deutschen Volkes unter ein kaiserliches Haupt zu denken; ach, und mein Herz reißt sich so ungern los von dem schönen Traum eines großmächtigen glorreichen Gesamtreiches. Alter Barbarossa! Wann wird der Adler die Raben vom Gipfel des Kyffhäusers verscheuchen, daß Du wiederkehrst?!)

\*) Der Abschnitt „Zeitstimmen“ in „Heroldsrufe“ enthält „Ein Gedenkblatt“ überschriebene Verse, die des Dichters nationale Gesinnung besonders schön ausdrücken:

Keinen Hüter fand  
Das uralt heil'ge Kleinod unsres Volks.  
Die Hand, schon zum Ergreifen ausgestreckt,  
Verschloß sich plötzlich, und zu Boden fiel  
Des Reiches Apfel . . . O, wann bringt ein Tag  
Dem Vaterlande die Gestirnung wieder!

In Bezug auf Preußens Führerschaft sprach sich Seibel dagegen später, in reiferem Alter, enthusiastisch und offen in Wort und Schrift für die glorreiche Er-

Ich habe mich in eine ganz elegische Stimmung hineingeschrieben; Du mußt verzeihen, daß ich mich in meinen Briefen so gehen lasse. Sie sollen ja auch nur ein Ersatz sein für das Gespräch, und im Gespräch hast Du gewiß schon Aehnliches an mir erfahren, wenn Du des Dienstags Abends bei mir sahest am Ofen im Lampenschein. Das waren liebe Stunden, und noch immer denk' ich ihrer mit Freuden.

Doch nun gute Nacht. Grüße die Deinen herzlich, wie meine Freunde und Bekannten und behalte mich lieb!

Dein

Emanuel.

Der jehnjüchtigen Klage nach Kaiser und Reich hat der Dichter häufig Ausdruck gegeben. Schon als Schüler hatte er ein deutsch-patriotisches Gedicht verfaßt, am Rhein entstand damals und später manch schwungvolles Lied zu Gunsten des Einheitsgedankens. Wenn der Hanseat als Jüngling auch noch nichts von der Mission Preußens wissen wollte, als erwachsener Mann dachte er darüber anders, und aus ehrlicher Ueberzeugung. Meine „Geibel-Denkwürdigkeiten“ haben das aftenmäßige Material aus dem Geheimen Civilkabinet des deutschen Kaisers und Königs von Preußen bereits gebracht. Wer erinnert sich nicht der berühmten Begrüßungsverse „Vom Fels zum Meer“, gerichtet 1868 an König Wilhelm in Borahnung der nahen historischen Entwicklung; wen haben nicht die „Heroldsrufe“ begeistert? Sie bezeichnen Geibels nationale politische Richtung. Charakteristischer aber hat er sich wohl nie geäußert als bei der Nachricht, das Frankfurter Parlament werde dem König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbieten. Der bekannte Hamburger Dr. Heinrich Schleiden, bei dem Emanuel 1849 als Gast weilte, traf ihn gerade beim Anziehen eines frischen Hemdes; in solcher Situation rief Geibel, sich entschuldigend, aus: „Hurrah, Germania zieht auch jetzt ein neues Hemd an!“

Dieser Excurs schien mir nöthig zur Beleuchtung obiger Briefstelle. Die damals geplante Reise ins Schwabenland und zu den geschichtlichen Stätten der Hohenstaufen und Hohenzollern unterblieb vorläufig; es fand aber der Ausflug statt nach Frankfurt und Hanau. Bei seiner Rückkunft nach Bonn am 30. Oktober 1835 sah er sich angenehm überrascht durch die Anwesenheit zweier Abiturienten vom Lübecker Gymnasium, die der Jurisprudenz sich widmeten: nämlich von Markus Niebuhr, dem Sohne des römischen Histo-

---

hebung Preußens und dessen Vortritt in Deutschland aus; er kämpfte als der hervorragendste deutsche Lyriker seit Jahren für die preussische Sache. Umgekehrt war damals der politische Standpunkt seines Freundes Viktor Alimó Huber. Während dieser schon 1831 kein Hehl daraus machte, was er von Preußen für die Zukunft erwartete, ja Preußen als das Herz und Banner von Deutschland bezeichnete, war, als 1849 der König von Preußen in Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählt wurde und die Deputation in Berlin erschien, gerade er derjenige, welcher am lebhaftesten die Ablehnung der gebotenen Krone forderte.

rikers, und von Theodor Gaedertz, meinem Vater. Zur Nachfeier des 6. Novembers, Cäcilien's Geburtstages, veranstalteten die drei Freunde eine Ausfahrt, von der Weibel an Wilhelm Wattenbach folgende ergötzliche Schilderung gelangen ließ:

Draußen wirbelt der Schnee und legt in bedächtigen Flocken  
Sich um Giebel und Dach. Ich aber beim wärmenden Kaffee  
Vor mich blasend den Dampf der vortrefflichen Bremer Cigarre  
Fühle mich wohl und behaglich; und wie ich die Wolken versende,  
Fügt sich das Wort mir von selbst zum hexametrischen Rhythmus.

Glückliches Leben in Bonn, seit Niebuhr wiederum hier ist;  
Seit sein offnes Gemüth, sein herzungsvertraulicher Umgang  
Mir so Manches gewährt, was in der vergangenen Zeit ich  
Sämerzlich vermißt. Wir sehen uns oft, und wöchentlich mehrmals  
Suchen wir Abends uns heim, wenn des Tags Arbeiten gethan sind,  
So am sechsten November, wo wir Cäcilien's Geburtsfest  
Mit altrheinischem Wein und gepellten Kartoffeln begingen.

Aber am folgenden Tag, bei sonnigem Wetter des Morgens  
Fuhren zum Thor wir hinaus, wir drei Lübecker Genossen:  
Niebuhr war auf dem Poß in braunem kattunenem Schlafrock,  
Auf dem Haupte die Mütze, von welcher ich immer noch glaube,  
Daß er einem Matrosen sie stahl; wir Andern in weite  
Mäntel gehüllt. Hoch leuchte der Gaul, und zu richtiger Zeit noch  
Langten wir in Godesberg an im geräumigen Gasthof.  
Dort frühstückten wir gut und beschauten des Siebengebirges  
Sonnenbeleuchtete Höhen, die schon rothbräunlich im Herbstschmuck  
Niedersahn in den Rhein. Da wir wieder die Droschke bestiegen,  
Kam dem ermuthigten Gaedertz der höchst unsinnige Einfall,  
Hoch auf den Poß sich zu setzen zur Leitung des störrischen Gau'es.  
Leider bemerkten wir bald an des Wagens bedenklichem Schwanken,  
Wie er des Fahrens durchaus unkundig\*), und sprangen deswegen  
Rasch aus dem Wagen herab, und nimmer greute der Sprung uns.  
Denn bei der Krümmung des Wegs stieß mächtig ein Rad an's Gestein, das  
Seitwärts lag, und es warf prachtvoll das Gespann in den Dreck um.

Als wir mit einiger Mühe die nicht beschädigte Droschke  
Wieder zum Stehen gebracht, fuhr Niebuhr weiter, und bald schon  
Langten in Mehlem wir an, das dicht an den Fluthen des Rheins liegt.  
Dort entstiegen auf's Neu wir dem Fuhrwerk, ließen im Rahne  
Ueber den Rhein uns schaukeln und eilten sodann in das Städtchen  
Königswinter, in dem wir zu Mittag aßen. Nach Tische  
Als wir am Ufer des Stroms hinschlenderten, manches erzählend,

\*) Wie ebenfalls Weibel, während Niebuhr mit Pferden umzugehen wußte, da er sein Freiwilligenjahr als Mann diente. Damals standen in Bonn noch nicht Husaren.

Die Folge war übrigens, daß sowohl Weibel als auch mein Vater Reitstunden nahmen. Ersterem, dem bisher nur mit dem Pegasus vertrauten Beeten, kam dies später sehr zu Statten, da ihm, als Pringenerzieher in Athen, ein edles Roß zur freien Verfügung gestellt wurde; in Gedichten und Briefen hat er davon gesungen und gesagt.

Sant's urplötzlich auf uns, wie echtkirgisische Tollheit,  
 Daß wir sprangen und hüpfen und sangen: Kapuze Tomite! —  
 Bald darauf ging es nach Haus, und wir langten glücklich in Bonn an.

— — — — —  
 Bringe den Deinen den herzlichsten Gruß. Und mag es Sophien  
 Nimmer erzürnen, daß wieder in reiferer Stufe des Alters  
 Wir die vergangene Tollheit erneut. So kurz ist die Jugend  
 Und die kindische Freude so süß. Drum fort mit den Sorgen!  
 Laßt uns heute sie brechen, die sonnigen Rosen des Lebens,  
 Morgen durchkreuzen vielleicht auf zerbrechlicher Barke das Meer wir.

Einer Erklärung bedarf „die echtkirgisische Tollheit: das Springen und Singen: Kapuze Tomite“. Bereits auf der Schule hatten die Kameraden einen sogenannten Kirgisien-Kreis gebildet, in Kirgisien-gewand gehüllt allerlei Scherz getrieben, sich eine kirgisische Geheimsprache mit der Begrüßung Köke mongöl und Pakelun geschaffen, die jedem Uneingeweihten unverständlich blieb. Der oben erwähnte Apotheker Menge, welcher behauptete, das Land der Kirgisien bereist zu haben und ihre Sprache zu kennen, sowie der nicht minder originelle Konrad Geibel waren die eigentlichen Urheber der lustigen Gesellschaft. Die alte Lübecker Gymnasiasten-Vergnügung wurde nun in Bonn zu neuem Leben erweckt. Meinem Vater verdanke ich darüber nachstehende Mittheilungen: „Die Seele und der Ursprung aller dieser Narretheien und Späße ist Emanuels Bruder. Von ihm stammt z. B. das noch in meinen alten Tagen unvergessene Kirgisienlied, welches nach der bekannten Melodie aus der Marktszene der Stummen von Portici mit vielen Gesticulationen gesungen wurde:

Airon̄ tokī malā  
 kūni kūmīs raikā tūschā,  
 Idschimī būmschī käckker  
 brūd kadmätsch sārā sūtsch birī līnkā.\*)

\*) Da es mich reizte, in Erfahrung zu bringen, ob die Sprache wirklich kirgisisch oder nur eine Erfindung Geibels und seiner Genossen sei, wandte ich mich an das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, dessen Director Geh. Reg. Rath Prof. Sachau mich an den Kaiserlich russischen Staatsrath Dr. Radloff, Mitglied der Akademie in St. Petersburg, empfahl. Dieser gelehrte Kenner schrieb mir: „Es ist mir schwer, auf Ihre Anfrage eine ganz bestimmte Antwort zu geben. In seiner Gesamtheit scheint mir alles Angeführte die Ausgeburt der Phantasie eines lustigen Jünglings zu sein, der einige ihm bekannte türkische Wörter mit ausgedachten, selbst gebildeten Wörtern verband und so für fremde Ohren unverständliche Redensarten erfand. Unzweifelhaft sind darin verstümmelte türkische (kirgisische) Wörter gemischt. So in der Grußformel köke = kirgisisch kök (Himmel), Pakelun ist vielleicht päk äji (sehr wohl). In dem Liede ist airon = kirg. airan (gesäuerte Milch), mala = kirg. mal (Vieh), kuni = kirg. kūn (Tag), kumis = kirg. kymyz (Kumiß), raika = türk. raki (Branntwein), idschimi = türk. idschimi (mein Inneres), sara satsch = türk. sary satsch (gelbes Haar). Vielleicht sind noch mehr Wörter türkisch (kirgisisch), dann müssen sie aber ur-



Diesem ist an die Seite zu stellen das Tomitenlied:

Kapuze, Kapuze, Tomite, (bis)  
 Hepp Zwiebelkönig und Budelmüß,  
 Kapuze, Kapuze, Tomitenschütz,  
 Kapuze, Kapuze, Tomit! (bis)

und so weiter in infinitum, mit allen möglichen und unmöglichen Bewegungen und Variationen. Da ich nach Geibels Abgang von Bonn, Ostern 1836, mit den „Trierern“, einer freien Verbindung, welche sich einige Jahre später als das Corps „Die Pfälzer“ (Palatia) — noch heute existirend — aufthat und damals hauptsächlich aus Osnabrückern und Ostfriesen bestand, verkehrte und in froher Stimmung das mir in succum et sanguinem übergegangene Kirgisenthum dort einführte, so erhielt ich von meinen Kommilitonen außer „Baron“ den Beinamen „Kirgise“. Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen führten wir unter Absingung des obigen Tomitenliedes auch den Kirgisentanz aus, wie ich mich erinnere, namentlich den Venusberg bei Poppelsdorf hinunter — zum allgemeinen Staunen und Kopfschütteln der vorübergehenden Menschen. Ja, tempi passati einer heiteren Studentenzeit! — wovon auch noch manches meiner Stammbuchblätter zeugt.“

Ueberhaupt begann nunmehr für Geibel ein fröhliches Semester in Bonn. Er, Niebuhr, mein Vater, die Gebrüder Sojmann, Koppe u. a. vereinigten sich zu sogenannten „Crambambuli- und Hampelmann-Abenden“, wo der Horazische Grundsatz galt: Dulce est, desipere in loco. Emanuels Muße trieb hier die heitersten Blüthen. So wurde, wie eine Notiz aus dem Bonner Commersbuch meines Vaters meldet, auf der Kneipe in besonders animirter Stimmung Geibels „Zu Lübeck auf der Brücken“ gesungen, und zwar nach der Zelter'schen Melodie von Goethes „König in Thule“. Beim Abgange von der Universität dedicirte der Dichter die burlesken Strophen meinem Vater mit einigen herzlichen Zeilen („Denkwürdigkeiten“ S. 43). Ein anderes „seuchtsfröhliches“ Carmen Geibels bewahrt gleichfalls handschriftlich dasselbe Commersbuch. Der Titel ist Hampelmannslied, zu singen nach der Weise „Frisch auf Kameraden!“ (Schillers Reiterlied); der Text lautet:

Stimmt an die Vieder, stimmt an, stimmt an  
 Und jubelt nach Süden und Norden!  
 Wir sind die Ritter vom Hampelmann,  
 Die Ritter vom lustigen Orden.  
 Auf, scherzet und lacht  
 Und durchschwärmet die Nacht  
 In der schellenumtönten, buntschneidigen Tracht!

sprünglich anders gelautet haben. Ob der ursprüngliche Text einen Sinn gegeben, kann jetzt nicht entschieden werden. In der Fassung der Ueberlieferung ist das Ganze als nicht-türkisch zu bezeichnen“. Hierzu bemerkte ich, daß an der Treue der Ueberlieferung bei dem außerordentlich guten Gedächtniß meines Vaters nicht zu zweifeln.

Wir wissen heut nichts von Gram und Schmerz;  
 Was ist der Klagen auch nütze?  
 Hier gilt nur regenbogiger Scherz,  
 Nur die sprühende Flamme der Witz.  
 In die Becher hinein  
 Gießt sprudelnden Wein!  
 Der Lustigste soll unser König sein.

Zwar giebt's hier für Purpurmantel und Thron  
 Nur tausendfarbige Lappen;  
 Statt der schweren goldenen Fürstentron'  
 Bedeckt ihn die klingende Kappen.  
 Doch ist auch zur Zeit  
 Sein Reich noch nicht weit,  
 Sind die Unterthanen doch fröhliche Leut'.

Und der Tollste, das ist unser Feldmarschall;  
 Die Flaschen sind seine Haubitzgen;  
 Hoch läßt er zur Decke beim Pfropfenknall  
 Den Wein, den entfesselten, spritzen.  
 Die Gläser, so blank,  
 Geben Waffenschall,  
 Und ein Trinklied ist unser Schlachtgesang.

Und die Liebe, die lustig im Herzen brennt,  
 Sei als Reichsgesetz euch verkündet!  
 Wer den rothigen Wahn der Verliebtheit nicht kennt,  
 Ist dem Hampelmann nimmer verbündet.  
 Vereint ja ziehn  
 Von Rom bis Berlin  
 Stets Columbine und Harlekin.

Hurrah! Wir Ritter vom Hampelmann,  
 Wir jauchzen nach Süden und Norden!  
 Wer noch lachen und trinken und küssen kann,  
 Der tret' in den lustigen Orden!  
 In den Becher hinein  
 Gießt sprudelnden Wein;  
 Auf der Liebsten Wohl muß geklungen sein!

Ueber diese Gesellschaft der Hampelmänner enthält ein Brief Moritz Sogmanns von Anfang Januar 1836 an seine Eltern folgende gelungene Schilderung: „Ein Vetter von Freund Viktor (Gaederk aus Lübeck) ist jetzt hier. Am 23. December waren wir von dem Genannten und seinem Vetter zum Crambambuli eingeladen. Man besucht sich hier untereinander nur im Schlafrock und die lange Pfeife im Munde; wir verfehlten nicht, also gerüstet zu erscheinen, da es uns außerdem ausdrücklich anbefohlen war. Wir wurden in einem hell erleuchteten Zimmer empfangen, wo Viktor, theatralisch aufgeputzt, eine ungeheure spitze Papiermütze auf dem Kopf, auf einem schön gepolsterten Throne saß, zu jeder Seite einen Trabanten, wie er geschmückt

und mit einem langen Barte versehen, die Hände in Gestalt eines Kreuzes über die Brust geschlagen. Jeder hatte einen hölzernen Humpelmaß an einem Bindfaden um den Hals. Unter allerhand mystischen Ceremonien wurden wir zum Sigen eingeladen, und der Großmeister der hiesigen Humpelmannsritter-Colonie begann nun in einer pathetischen Rede die Geschichte, die Regeln und den Zweck besagten Ordens zu erörtern, der sich von seiner Vaterstadt aus, Lübeck, in Colonien über ganz Deutschland verbreiten soll. Wir als nicht unwürdige Subjecte, da man einen Ableger auch in der Hauptstadt Preußens zu haben wünscht, wurden in die Mysterien eingeweiht, erhielten die Insignien des Ordens und mit einem alten Pfeifenrohre den Ritterschlag. Darauf wurden verschiedene Ordensübungen angestellt, namentlich ein feierlicher Gesang in kirgisischer Sprache (der oben mitgetheilte) gesungen und ein Tanz aufgeführt, welcher durch Tradition von den alten Saliern her auf den Orden gekommen ist. Darauf setzte man sich mit den hohen Papiermützen um einen Tisch und schritt zur Bereitung des Crambambuli, eines kirgisischen Getränkes; dazu wurde Milchreis mit Zucker und Zimmt gegessen. Ich, als nunmehriger Ritter, — die Ritter führen den Namen Wanst — möchte mich gern in eine weitläufige Geschichte meines geheimnißvollen Ordens auslassen, wenn es mir nicht ein feierliches bei der Aufnahme abgelegtes Gelübde verböte; Ihr müßt Euch also hiermit begnügen. Wir waren bis zu einem Punkt an jenem Abend recht munter, als wir durch einen etwas derben Spaß, der üble Folgen nach sich zog, auf eine unangenehme Weise in unserer Freude gestört wurden. Viktors Better nämlich hatte sich an's Clavier gesetzt und phantasirte, als sich einer der Ritter (Niebuhr), wahrscheinlich vom Crambambuli ein wenig begeistert, ohne daß wir Andern etwas davon merkten, mit einem Glase Wasser hinter den Spielenden sächlich und ihm selbiges über den Kopf goß. Dieser sprang natürlich, wie vom Blitze getroffen, auf; es kam zu einem heftigen Wortwechsel, wir hatten Mühe, sie auseinander zu halten, und die Geschichte, die so lustig begonnen, endete mit einer Herausforderung. — Sehr vergnügt waren wir auch am Neujahrsabend. Ich hatte mehrere gute Freunde eingeladen. Da wir das neue Jahr mit dem Glase in der Hand begrüßen wollten und fürchteten, daß uns bis zur erwarteten Stunde der Stoff zum Gespräch ausgehen möchte, so hatte Viktor, der, beiläufig gesagt, ein großer Poet ist, vorher den artigen Vorschlag gemacht, es solle bis dahin ein Jeder eine kleine Erzählung componiren\*), die man, sobald eine Pause entstände, vorlesen wollte, was denn auch zur Ausführung gebracht wurde und eine angenehme Unterhaltung gewährte. Als endlich die große Münsterlocke dumpf die zwölfte Stunde verkündete, tranken wir mit einem sehr netten Kerl, der vielleicht Ostern mit uns nach Berlin kommt, Brüderchaft, schrieten zum Fenster hinaus, und nun begann

\*) Geibel und mein Vater hatten jeder eine hanseatische Humoreske in Prosa geliefert, „Der Heringsalat“ und „Der englische Lehrmeister in Lübeck.“

ich erst meine Geschichte vorzulesen; wir hatten gelooft und ich war der Letzte gewesen. Erst um drei Uhr Morgens trennten wir uns. Am Vormittag des ersten Januars verspürten wir einen leichten Katzenjammer, der sich aber bald legte. Nun ging es in den goldenen Klok zu Tische. Der Wirth machte sich sehr anständig, indem er Römer hereinbringen ließ und seine Gäste mit sehr gutem alten Rheinweine in übermäßig reichen Spenden tractirte. Nachmittags wurde ein tüchtiger Spaziergang gemacht und der Tanz der alten Salier einexercirt.“

Auf ein so heiter verlebtes Semester mußte ein Rückschlag erfolgen, das ernste Studium verlangte sein Recht. Hierzu erschien unserem Geibel Bonn gar nicht der geeignete Boden, besser schon Berlin. Moriz Sokmann konnte bereits am 16. Februar 1836 seinen Eltern melden: „Freund Viktor wird auch nach Berlin kommen. Da er erst nach Hause reist, so hat er mich gebeten, seine Sachen, die er mit den unsrigen zugleich fortschicken will, indem wir jedenfalls früher dorthin kommen, derweilen in Empfang zu nehmen.“

Ja, das Heimweh hatte ihn beim Herannahen des Frühlings wieder übermächtig gefaßt. Die Sehnsucht nach Lübeck und besonders nach der Wattenbach'schen Familie beweist seine poetische Epistel, welche er am 27. Februar seinem Wilhelm schickte und von der, weil schon in den „Denkwürdigkeiten“ (S. 41 folg.) gedruckt, hier nur das Finale stehen mag:

Wohl erkennst Du gleich des Bildchens Deutung;  
Nimm darum es freundlich hin. Ich kann Dir  
Außer ihm und tausend frohen Grüßen  
Heute leider Anderes nicht senden.  
Nimm es hin und hoffe, wie ich hoffe:  
Daß es bald zur schönen Wahrheit werde.

Die bald darauf folgende Ferienzeit in Lübeck dauerte nur den Monat April und war zu kurz, um seine Herzensneigung für das liebliche Mädchen zu offener Reise zu bringen. Alsdann bezog Geibel zur Fortsetzung seiner philologischen Studien (die Theologie war gänzlich abgedankt) die Universität Berlin, wo es ihm Anfangs wenig behagen wollte.

Besondere Anregung gewährte ihm die Bekanntschaft mit dem Geheimen Ober-Finanzrath Sokmann, dem Vater seiner Freunde, der sich als Kunstsammler und Forscher hervorgethan hat, dessen gelehrter Gegner übrigens Geibels Gönner, Freiherr von Rumohr, war. Sokmann hatte u. A. zu dem Almanach „Urania“ (Leipzig 1824) einen Beitrag geliefert: „Der dicke Tischler. Ein alt-florentinischer Künstlerichwanf“, welchen Geibel mit lebhaftem Interesse las. Die reizende Geschichte und der literarische Anhang brachten ihn auf die Idee, den Stoff dramatisch zu bearbeiten; alsbald entstand der Entwurf zu seinem Lustspiel „Die Seelenwanderung“. Das Stück wurde erst 1847 vollendet und am königlichen Hofe zu Berlin aufgeführt; die Rolle des Malers Buffalmaco spielte Prinz Friedrich Wilhelm, unser

nachmaliger Kaiser Friedrich III. \*). Im Druck erschien die kleine Komödie unter dem Titel „Meister Andrea“ 1854. Die specielle Quellenangabe — Sokmanns verdeutschte Künstlergeschichte das directe Vorbild für das Geibel'sche Drama — ergänzt den Aufsatz von Markus Landau über Geibels Meister Andrea und seine Familie (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1884. Nr. 246). Uebrigens weicht der Dichter in einzelnen Punkten von dem Inhalte der Novelle ab; glücklich ist der Gedanke, das weibliche Element in der Person der Malgherita und ihrer Zofe einzuführen, charakteristisch der Zug, daß Meister Andrea nach seiner Verwandlung in den Kapellmeister, durch den Anblick eines nicht kunstgerecht ausgeführten Schrankes in der Wohnung seines alter ego an seinen Beruf erinnert, es nicht unterlassen kann, die bessernde Hand daran zu legen. Malgherita weiß ihm die neue Umgebung so angenehm zu machen, daß er, als der Zauber gelöst ist, seinen eigensinnigen Grillen entsagt, die Geselligkeit aufsucht und wirklich ein Anderer wird.

Neben dem Sokmann'schen Hause nahmen den Musensohn auch sonstige feingebildete Berliner Familien gastlich auf; jedoch erschloß sich ihm erst durch den mehrwöchentlichen Besuch seines Vaters in der preussischen Haupt- und Residenzstadt ein hochinteressanter Umgang. Der ehrwürdige Johannes Geibel, hervorragend als Prediger und Patriot, auch ein guter Poet, hatte dort viele alte Freunde in angesehenen Stellungen, z. B. den Watten von Goethes Nichte Luise Schloffer, Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, den er schon von Göttingen her kannte, und der seit Begründung des Cultusministeriums die rechte Hand des Staatsministers von Altenstein war; ferner den Professor August Twesten, einen geborenen Holsteiner, den trefflichen Verfasser einer „Dogmatik“ und Amtsnachfolger Schleiermachers, sowie vor Allem den genialen Naturphilosophen und Romantiker Henrik Steffens, welcher im fünften Bande seiner Erinnerungen „Was ich erlebte“ von seinem Aufenthalt zu Lübeck im Winter 1808 und von dem dort lodernden Haß gegen die französischen Unterdrücker erzählt und dann fortfährt: „Einen großen Eindruck machte in religiöser Hinsicht der durch die tiefe Treue seiner Gesinnung, sowie durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes ausgezeichnete Prediger Geibel auf mich. Ich hatte bisher, unter den zeitgemäß Gebildeten, die große Gewalt, welche eine unerschütterliche Sicherheit des Glaubens ausübt, nicht so kennen gelernt; er ist mir seit der Zeit unendlich theuer geblieben, obgleich unsere religiösen Ansichten nicht ganz übereinstimmen.“

Zu diesen und anderen bedeutenden und einflußreichen Männern führte nun der alte Geibel seinen Sohn, worüber Letzterer im Juli 1836 an Wilhelm Wattenbach Folgendes schrieb:

Bis heute haben Arbeit, Gesellschaften und Sonnenschein mich nicht zum Schreiben kommen lassen, da aber jetzt das schmutzige Regenwetter mich zu

\*) Siehe dessen bedeutsamen Dankbrief in meinen „Geibel-Denkwürdigkeiten,“ S. 125.

Hause hält und mein Vater in der Nebenstube sich zum Lesen hingelegt hat, so benutze ich den Augenblick, Dir auf Deinen freundlichen Brief zu antworten. Wie es mit meinem Leben in Berlin überhaupt steht, wirst Du wahrscheinlich schon durch die dritte Hand erfahren haben; ich bin im Ganzen recht vergnügt, gehe in's Colleg, wo es, unter uns gesagt, gerade bei den berühmtesten Professoren mitunter ledern genug zugeht, lese den Sophokles, über den ich nicht mit den Schlegel'schen Urtheilen harmoniren kann, trinke eine kühle Blonde unter den Zelten, bin in geistvollen, geistlichen und geistlosen Gesellschaften, — kurz, es steht mit mir, wie es zu Berlin mit den meisten Geschöpfen steht, die da auf zwei Beinen einherschreiten, und denen die Nase mitten im Gesichte sitzt.

Seit mein Vater hier ist, hat freilich Alles einen größeren Schwung genommen; ich habe häufig Gelegenheit gehabt, mit den ausgezeichnetsten Männern zusammenzukommen, und manche neue oder nähere Bekanntschaft verspricht mir für die Zukunft viel Angenehmes. Der edle einfache Nicoloivius, der geistsprudelnde Steffens, der gelehrte vielgewandte Twesten haben meinen Vater mehrfach besucht und eingeladen, so daß für mich zu interessanter Beobachtung mehr als hinreichender Stoff da war. Vor Allem hat Steffens einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Er ist Poet durch und durch. Seine Rede ist fast immer die Rede eines Begeisterten; es quillt ihm fortwährend eine solche Fülle von Gedanken empor, daß er kaum Zeit hat, sie mit dem Wort zu bewältigen, und so braust denn der Strom der Sprache dahin, Welle auf Welle, dichtgedrängt, oft die eine von der anderen verschlungen, ehe sie ihr schäumendes Haupt zu senken vermochte. Doch nicht bloß der Reichthum des Geistes ist es, nicht bloß der unendliche Schatz neuer Ideen und Anschauungen, der uns zur Bewunderung des großen Mannes hinreißt; es ist zugleich die schöne Tiefe seines liebevollen Herzens, die wohlthuende Freundlichkeit seines innersten Wesens. — —

Dienstag den . . .

So weit war ich mit meiner Schreiberei gekommen, als ich durch einen Besuch gestört wurde. Ich wollte Dir noch viel erzählen von meinen Studien und Bekanntschaften, doch fehlt es mir gegenwärtig an Zeit. Da jedoch mein Vater mir neulich sagte, ich solle in den Herbstferien nach Lübeck kommen, so kann ich dann die Lücken des Briefes mündlich ausfüllen. Die Bestimmung meines Vaters ist mir nicht unerfreulich. Ostern war Alles zu stürmisch; ich habe wenig oder nichts von Lübeck gehabt. In der schönen Beruhigung des blauen Spätsommers will ich nun die Heimat noch einmal genießen, um ihr dann auf lange Zeit, vielleicht auf immer Lebewohl zu sagen. Mein Kopf ist jetzt voll von Gedanken für die Zukunft. Doch summt noch immer ein sehnsüchtiger Klang dazwischen von dem Land, wo die Citronen blühen. Grüße die Deinen herzlich, ebenso Classens. Lebewohl; ich kann ja sagen: Auf Wiedersehen!

Solltest Du Rumohr sehen, so bring' ihm meinen herzlichsten Gruß und Dank für den Brief an Bettina.

E. G.

Lesen wir diese Zeilen: die darin ausgesprochene Sehnsucht in die weite Welt und den Namen Bettina, so wissen wir, wovon der junge Poet ja noch keine Ahnung haben konnte, daß gerade letztere zur Erfüllung seines Wunsches nicht lange darauf das Meiste beitrug: denn durch ihre Empfehlung ward ihm am 1. März 1838 ein mehrjähriger Aufenthalt in Griechenland ermöglicht, und zweimal berührte er auf der Reise sein geliebtes Italien. Und dann, nach der Heimkehr, trat sein Gönner Karl Friedrich von Rumohr für ihn ein und erwirkte bei dem edlen, kunstsinigen König Friedrich Wilhelm IV. eine kleine lebenslängliche Pension für den hoffnungsvollen Dichter. Zu guter Stunde trug er nämlich dem Monarchen jenes Scherzgedicht Geibels vor, das dieser meinem Vater in Bonn gewidmet hatte: „Zu Lübeck auf der Brücken, da stehet ein Merkur“; die Originalität der Verse versetzte den König in die beste Laune und Geibels Glück war gemacht. Der Beneidenswerthe konnte fortan in sorgenloser Muße ungestört und ausschließlich seinem idealen Berufe leben.

Welch köstlicher Humor übrigens dem Studiosus Geibel eigen war, davon legt noch ein anderes Poem Zeugniß ab. Dasselbe ist gerichtet an Wilhelm Wattenbach, den er bei seinem Eintreffen aus Berlin zum Ferienaufenthalt in Lübeck August 1836 nicht mehr vorfand. Wattenbach besuchte bereits das akademische Gymnasium in Hamburg und schickte sich an, die Bonner Hochschule zu beziehen. Zu diesem Schritte gratulirte Geibel dem Freunde mit folgendem, zwischen Scherz und Ernst glücklich die Mitte haltenden Abschiedsgruß\*):

Ihr Musen, all ihr zarten Neune, bückt heut  
 Zum Staube die rubinbesetzten Nasen;  
 Ich will ein Lied von seltener Berrücktheit  
 Zum Abschied meinem werthen Wilhelm blasen.  
 Doch sollt' ein Ton phantastischer Berrücktheit  
 Mit schneidend gellem Laut dazwischen rasen,  
 Entsetzt euch nicht und laßt mir eure Weihen  
 Beim Dichten dieser Stanzas angedeihen.

\*) Das Originalmanuscript umfaßt drei Foliobogen. Auf dem Vorderblatt steht: „Anbei erhältst Du, liebwerthester Wilhelm, das versprochene Carmen. Da es jedoch an einiger Langwierigkeit laborirt, so habe ich mich nicht entschließen können, es erst abzuschreiben. Du erhältst also nur die Klabbe, die ich mir jedoch später einmal ausbitten möchte, um zu gelegener Zeit Copie davon zu nehmen. Lebe wohl und grüße die Deinen! E. G.“ Am Schluß: Scriptum 16. Sept. 1836. — Diese Handschrift gestattet interessante Einblicke in Geibels Gedankenwerkstätte und Methode. Doch gebe ich hier nur die endgiltige Fassung, ohne den ersten Entwurf und die mannigfaltigen Lesarten zu berücksichtigen. Was die Metrik und den Ton des Ganzen betrifft, vergl. „Denkwürdigkeiten“ S. 72 folg.

Doch thut ihr's nicht, was ist daran verloren?  
 Bedarf ich kaum doch so antiker Waare.  
 Wenn mir neun alte Schachteln Born geschworen,  
 Drum wachsen mir noch keine grauen Haare;  
 Euch hat Homeros schon zum Dienst erkoren,  
 Und der ist todt bereits dreitausend Jahre,  
 Und mit dreitausend Jahren auf dem Rücken,  
 Wie wollt ihr noch begeistern und entzücken!

Was mich begeistert, das beherrscht der Küper,  
 Es liegt ins Faß gezwängt im dunt'gen Keller,  
 Du bist es, heißer, rosenfarb'ner Cyper,  
 Du goldner Rheinwein, süßer Muskateller;  
 Blinkt ihr mich lockend an, so wird mir hyper-  
 Boetisch g'eich, und Keim auf Keim fliehet schneller,  
 Doch schäumen mir Champagner und Burgunder,  
 So staunt die Welt ob meines Lieder Wunder.

Drum Klang auf Klang und Zug auf Zug! — Doch plötzlich  
 Fällt mir es ein, wo hin ich hingerathen?  
 Vom Abschied wollt' ich singen gar ergötzlich  
 Und rede nun von Wein und Weinesthaten;  
 Ja, geht mein Ritt noch weiter so entfesselich  
 Verkehrt, so komm' ich noch auf Fisch und Braten,  
 Von dort auf Freiherrn von Rumohr\*), und endlich  
 Verbrenn' am Kochtopf ich die Hand mir schändlich.

Drum umgelenkt mein Roß mit Greifenflügeln  
 Hinauf, wo Fadeln gleich die Sterne blinken;  
 Mit goldnem Ton will ich Dich aufwärts zügeln,  
 Um droben Duft und Aetherglanz zu trinken,  
 Empor, empor — schon seh' ich auf Wunderhügeln  
 Im Mondenlicht ich Marmortempel winken;  
 Die Rosen glühn, die blauen Seen schmachten,  
 Und Palmenkronen schimmern wie Smaragden.

So sei denn Dir abgeh'ndem Philologen,  
 Aus diesem Land ein Lebwohl gesungen:  
 Es rauschen drein der Hippokrene Wogen  
 Von träumerischer Melodie durchdrungen;  
 Die Sterne rufen selbst vom Himmelsbogen  
 Ein Abschiedswort Dir zu mit goldnen Zungen,  
 Hell klingt's nach hundert flötenden Präludien:  
 „Gehab Dich wohl, wir segnen Deine Studien!“

\*) Rumohr war nämlich nicht nur ein bedeutender Kunstgelehrter, Autor der epochemachenden „Italienischen Forschungen,“ sondern auch ein großer Feinschmecker und Verfasser eines vortrefflichen Kochbuches, „Geist der Kochkunst“ betitelt. Auf seinem nahe bei Lübeck gelegenen Gute Rothenhausen übte er fürstliche Gastfreundschaft; und es ließ sich schwer entscheiden, ob seine Kunstsammlungen dort, oder Küche und Keller höheres Lob verdienten. Er war in Theorie und Praxis Kenner der Kochkunst. Viele sehr amüsante Geschichten sind über ihn im Umlauf.



Du gehst, um Deine Bücherlust zu fühlen;  
 O thu's, doch wolle nicht in Staub und Lettern,  
 In Notentand und Wust hinein Dich wühlen  
 Und das, was lebt, zerlegen und entgöttern!  
 Die Macht-einfacher Schönheit lerne fühlen,  
 Nach großen Thaten spür' in jenen Blättern —  
 Versuchst Du so Dein Sehnen zu erfüllen,  
 Wird sich ein lieblich Wunder Dir enthüllen.

Dann dehnen sich, dann streben auf die Zeilen  
 Und wachsen blühend über Dir zusammen,  
 Du siehst in Laubengänge sie sich theilen,  
 Drin bunt als Blumen die Vokale flammen;  
 Es werden die Accente Göttersäulen,  
 Schön, wie sie nur von Rhodias' Meißel stammen,  
 Und also wandelst, ohne zu ermatten,  
 Du selig fort in holden Dämmer Schatten.

So weit die Wissenschaft — doch auch für's Leben,  
 Das nun beginnt entgegen Dir zu schäumen,  
 Dir ein'ge goldne Regeln mitzugeben  
 Möcht' ich um keinen Preis der Welt versäumen:  
 Vor Allem sei stets klar in jedem Streben  
 Und wolle nimmer schwärmen, nimmer träumen;  
 Wozu den Sinn in's weite Blau entfernen?  
 Noch giebt es keine Brücken zu den Sternen.

Zum zweiten hüte Dich vor holden Blicken,  
 Die lockungsvoll aus Mondscheinaugen glänzen,  
 Vor Lippen, die Dir Schmeicheltworte schicken  
 Und Dir des Kusses süße Gluth crebenzen;  
 Kurz — laß Dein Herz von Liebe nicht bestricken,  
 Denn solch ein Wahn kennt kaum des Anstands Grenzen;  
 Ja, Anlaß selbst zum Mord ist er gewesen,  
 Wie das in Shakespeares Romeo zu lesen.

Zum dritten traue nicht den heißen Weinen,  
 Und auch nach Punsch bemeistre Deine Sehnsucht,  
 Und ob er noch so purpurn zu erscheinen  
 Und noch so dusterfüllt Dich anzuwehn sucht;  
 Der Schmach sei eingedenk, wenn auf den Weinen  
 Troß aller Müß vergebens man zu stehn sucht,  
 Weil Rum, Wein, Wasser, Zucker und Citronen  
 Zu stark gesellt in Kopf und Magen wohnen.

Auch dieses noch verschmähe nicht zu hören:  
 Ein Wilhelm bist Du, zeige drum den Willen,  
 Setz' auf den Helm, will Dir ein Narr ihn stören,  
 Und halte selbst das Schwert bereit im Stillen!  
 Nicht taugen jene, die zu jedem schwören,  
 Dem nur in süßem Ton die Worte quillen;  
 Ein Wort, und kam es aus der Weisheit Munde,  
 Ist nichts, gebriecht der Selbsterfahrung Kunde.

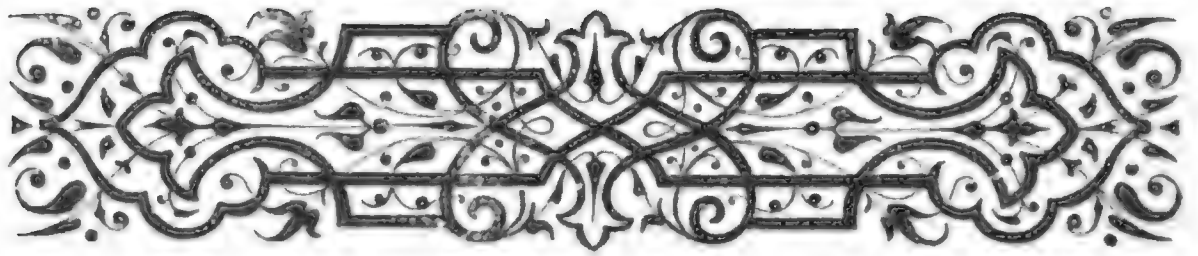
Doch halt! gar zu didaktisch wird mein Singen,  
 Und gerne möcht' ich solchen Ton vermeiden;  
 Zwar soll nach tiefem Ton der Dichter ringen,  
 Doch nicht mit dürrer Lehre sich bescheiden.  
 Es ist sein Amt, was Andre trocken bringen,  
 In edle Formen prächtig einzukleiden,  
 Daß schön und klar aus goldenem Pokale  
 Der Purpurwein des Hochgedankens strahle.

Drum nur noch einen Gruß! — Und wenn nun ferne  
 Dir andre Freunde treulich sich verbünden,  
 Wenn sich des Glaubens und des Wissens Sterne  
 Stets leuchtender und klarer Dir entzündten:  
 Dann laß durch Frau Erinnerung Dir gerne  
 Von Lübeck auch manch' alte Sage künden  
 Und denke des Poeten von der Trabe,  
 Der nun sein Lied schließt. — Vale atque fave!

Die Lebenswege beider Freunde schieden sich, wider Erwarten, für lange, von 1836 bis 1866. Geibels unerklärte Liebe zu Cäcilie spielt hinein; man lese die ebenso rührende wie tragische Geschichte in den „Denkwürdigkeiten“. Indessen seit der versöhnenden Annäherung im April 1866 fand manch frohgestimmtes Wiedersehen und ein reger schriftlicher Austausch statt. Emanuel Geibel freute sich über die ehrenvolle gelehrte Laufbahn seines Jugendgefährten, über dessen vielseitige, besonders im Fache der mittelalterlichen Geschichte erworbene hohe Verdienste. Mit großem Vergnügen vertiefte er sich in sein Buch über das Papstthum. „Ich schöpfe daraus“, schrieb er am 3. November 1876 an Cäcilie, „mannigfache Belehrung und willkommene Begründung alter Ueberzeugungen. Vortrefflich ist es, wie Wilhelm einerseits die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit und den Segen eines starken geistigen und geistlichen Mittelpunktes für die Zeiten versinkender Kultur und einbrechender Barbarei nachweist und doch wieder von vornherein die historische Nichtigkeit aller jener Voraussetzungen darthut, auf welchen die heutige Kirche das Gebäude ihrer willkürlichen und maßlosen Ansprüche aufführt. Grüßen Sie Ihren Bruder herzlichst und sagen Sie ihm meinen aufrichtigsten Dank für die Zusendung des gediegenen Werkes.“ Wattenbach wiederum, der Mann der Wissenschaft, war stolz auf den Dichterruhm seines Emanuel, dessen klassisches Liederbuch ihn nach Inhalt und Form vorzüglich ansprach und manche ungetrübte Erinnerung an die glückliche Schul- und Studienzeit heraufbeschwor, da sie besonders eifrig die Poesie der Griechen und Römer lasen.

Wahrlich, die zwei vertrauten Jugendgenossen haben, Alles in Allem genommen, schließlich wohl sagen dürfen:

Nach heitern und nach trüben Losen  
 Blieb fest die Trenn der alten Zeit,  
 Und wieder blüht um uns die Rosen,  
 Die Rosen der Vergangenheit.



Die neuaufgefundenen Fragmente der euripideischen Antiope  
und ihr Werth für die Deutung des „Toro farnese.“

Von

Robert Hassencamp.

— Ostrowo. —

**M**it Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, wie die Decadence in der Kunst mit Vorliebe das Ungeheure, Gräßliche zur Darstellung bringt. Während über die Werke der Blüthezeit griechischer Kunst eine ruhige heitere Hoheit ausgegossen liegt, während in der perikleischen und überhaupt in der früheren Zeit die Künstler Darstellungen körperlichen Schmerzes mit weiser Mäßigung vermeiden, spielt in der hellenistischen oder alexandrinischen Periode das Pathetische die Hauptrolle: absichtlich sucht der Künstler Stoffe auf, die ihm Gelegenheit bieten, ein erwartetes oder schon eingetretenes körperliches Leiden zum Ausdruck zu bringen und bei der Wiedergabe dieser Affekte sein Können an den Tag zu legen. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der kolossalsten Marmorgruppe, die aus dem Alterthume auf uns gekommen ist, bei dem im Museo nazionale zu Neapel befindlichen „Toro Farnese“ (dem farnesischen Stiere), der von Apollonius und Tauriskus aus Tralles im zweiten Jahrhundert v. Chr. geschaffen und zuerst in Rhodus, später in Rom in den Gärten des Asinius Pollio aufgestellt war.

Wir sehen in dieser Gruppe zwei herrliche Jünglingsgestalten, den Zethus und Amphion, eben im Begriffe, die Dirke, die Gattin des thebanischen Königs Lykos, an einen wüthenden Stier zu befestigen; kräftig faßt der schlankere Amphion, der durch die Leier gekennzeichnet ist, das Ungethüm bei den Hörnern, während der stämmigere, muskulösere Zethus den Strick anzieht. In verzweifelnder Todesangst ergreift das unglückliche Weib, dem das Ober-

gemand herabgesunken ist, und das so seine üppige Schönheit unverhüllt dem Beschauer zeigt, mit dem linken Arm das Bein des Amphion, um ihn zurückzuhalten; den rechten streckt es, mit einem Blicke des Entsetzens sich nach oben wendend, dem Stiere entgegen, der im nächsten Augenblicke mit seinen Hufen den schönen Leib zu zerstören droht. Und im Hintergrunde sehen wir eine herrliche Frauengestalt: es ist Antiope, die Mutter der beiden Jünglinge, die mit hoheitsvoller Ruhe der Bestrafung der Dirke zuschaut.

Es giebt kaum ein Denkmal des Alterthums, das äußerlich so imposant wirkt, das eine solche Kühnheit der Komposition verräth, wie der farnesische Stier; dabei herrscht eine wunderbare Symmetrie im Aufbau, und der Marmor ist mit unglaublicher Meisterchaft behandelt. Trotzdem kann man aber bei dem Anblicke der Gruppe nicht zu einem vollen Genuße gelangen, man fühlt sich unbefriedigt bei jener Darstellung des Entsetzlichen, in der sich der Bildhauer gefällt. Allerdings hat den antiken Künstler immer noch eine gewisse Scheu und Mäßigung in Schranken gehalten; im Gegensatz zu den modernen Naturalisten, welche die Greuelscenen selbst vorführen, stellt er uns nicht dar, wie Dirke vom Stiere zertreten wird, sondern er wählt den Moment vor jenem gräßlichen Ereignisse zum Gegenstande der Darstellung. Dadurch wird aber das Abstoßende nur gemildert, nicht völlig beseitigt, um so weniger, als für uns der Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe nicht klar ersichtlich ist. Wohl erzählt uns die Fabel, daß Zethus und Amphion diese schreckliche Strafe für die Dirke bestimmten, weil ihrer eigenen Mutter Antiope von jenem Weibe dieselbe Todesart zugebracht war: es erscheint also die Darstellung gleichsam als ein Bild der kindlichen Liebe; aber aus der Gruppe können wir dies ohne einen weitläufigen Kommentar nicht herauslesen. Namentlich macht auf unser Gefühl die dem gräßlichen Schauspieler ruhig zuschauende Antiope einen unnatürlichen Eindruck; es haben daher auch schon früh einige Archäologen, wie z. B. Otfried Müller, diese Figur als eine spätere Zuthat bezeichnet, wie sie denn in der That auch von Plinius bei Beschreibung des Denkmals nicht erwähnt wird. Aber auch wenn wir diese Figur uns entfernt denken, wird unser Gefühl nicht völlig befriedigt: immer sehen wir den rohen Akt vor uns, daß ein hilfloses Weib von zwei kräftigen Männern an den gewaltigen Stier gefesselt und so dem schrecklichen Tode preisgegeben wird — eine Todesart, die im Zeitalter der Königin Brunhilde zwar nicht seltsam erscheinen würde, deren Darstellung aber für unsere Empfindung abstoßend wirkt.

Trotzdem aber war dieser Stoff in der späteren hellenistischen und römischen Zeit recht beliebt. Auf den Münzen der kleinasiatischen Stadt Thyateira finden wir die Bestrafung der Dirke dargestellt, und ebenso begegnet uns dies Sujet auf einer Gemme des Wiener Kabinetts und auf einem Sarkophage; namentlich aber hatte Attalus II. von Pergamum in jenem Prachttempel, den er seiner Mutter Apollonis zu Ehren in Kyzikos errichten ließ, neben dem Dionysos und der Semele, dem Telephos und der Auge

und anderen Beispielen kindlicher Liebe auch die Strafe der Dirke anbringen lassen.

Man kann daher billig fragen, wie es kommt, daß ein Stoff, der uns in der älteren griechischen Kunst nirgends begegnet, auf einmal so zahlreiche Darstellungen gefunden hat, und zur Beantwortung der Frage hat man schon seit langer Zeit die Muthmaßung geäußert, daß der griechische Tragiker Euripides durch sein Drama „Antiope“ den Gegenstand gewissermaßen popularisirt und so zu zahlreichen Bildwerken die Anregung gegeben habe. Früher war diese Erklärung, da wir vom Drama wenig mehr als den Namen wußten, eine bloße Annahme, neuerdings aber hat dieselbe durch einen interessanten Fund volle Bestätigung erhalten.

Bald nachdem nämlich die gebildete Welt durch die Auffindung der aristotelischen Schrift vom Staate der Athener überrascht worden war, gelang es dem Engländer Flinders Petrie in einem altägyptischen Grabe zu Murob in Fayum einen neuen Papyrusfund zu machen, der gleichfalls von großer Bedeutung für die alte Literatur- und Kunstgeschichte sein sollte. In einem Mumienjarge fand nämlich jener Engländer im vorigen Jahre zahlreiche Papyrusreste, die Stellen aus Platons Phaedon, 11 Verse aus Homers Ilias und außerdem drei dramatische Fragmente enthielten, die sich als Stücke der verlorenen Tragödie des Euripides, der Antiope, erwiesen; die übrigen Papyrusreste sind unwesentlichen Inhalts, aber um deswillen von Wichtigkeit, weil sie theilweise datirt sind und kein Stück nach 230 v. Chr. niedergeschrieben ist; es liegt daher der Schluß nahe, daß das Grab überhaupt aus dieser Zeit stammt. Ein irischer Gelehrter, Mahaffy aus Dublin, hat mit Unterstützung anderer Philologen den Text der dramatischen Fragmente ergänzt und seine Resultate in einer englischen Zeitschrift der gelehrten Welt mitgetheilt.

Durch diese Fragmente wurde nun die Richtigkeit der schon früher gehegten Vermuthung festgestellt, daß wir in demjenigen Berichte der Dirkesage, auf den wir früher vornehmlich angewiesen waren, nämlich in dem betreffenden Abschnitte der Nabelsammlung des späten lateinischen Schriftstellers Hyginus, nur einen dürftigen Auszug aus dem genannten griechischen Drama oder vielleicht einer lateinischen Nachdichtung desselben zu erblicken haben. Dadurch sind wir in die Lage gesetzt, die Fragmente an der richtigen Stelle einzufügen, und können außerdem das Fehlende wenigstens seinem Inhalte nach ergänzen.

Danach entwickelte sich die Fabel des Stückes in folgender Weise. Zeus hatte sich Antiope, die Tochter des böotischen Königs Nykteus, liebend genahet und aus Furcht vor Strafe hatte sich das Mädchen in die Schluchten des Kithaeron geflüchtet, wo sie Zwillinge gebar. Diese wurden hier ausgelegt, von einem Hirten gefunden und aufgezogen, Antiope aber später von einem Sikyonier Epopeus als Gattin heimgeführt. Noch hatte Nykteus seiner Tochter nicht den Fehltritt und die Flucht verziehen: auf dem Sterbebette beschwört er seinen Bruder Lykos, die Antiope zu bestrafen; kaum hatte dieser die Herr-

schafft angetreten, da unternimmt er einen Zug gegen Sikyon; Epopeus wird getödtet, Antiope aber in Fesseln in die thebanische Heimat zurückgebracht; hier erwächst ihr eine neue Peinigerin in Dirke, der Gattin des Lykos, und um sich deren Mißhandlungen zu entziehen, flüchtet Antiope zum zweiten Male auf den Kithaeron. Hier findet sie durch einen Zufall bei Cleutheræ ihre inzwischen herangewachsenen Söhne, die natürlich die Mutter nicht kennen; den milderen sanfteren Amphion zieht gleich ein unbestimmtes, dunkles Gefühl zur Mutter, aber der härtere Zethus stößt das unglückliche Weib wieder in die Wildniß zurück. Durch einen Zufall war Dirke bei einer bakchischen Feier in dieselbe Gegend gelangt und hatte das Versteck ihrer Beguerin entdeckt; Lykos will in Folge dessen sich mit Hilfe der jungen Hirten der entlaufenen Antiope wieder bemächtigen.

An dieser Stelle setzt das erste, kürzeste und am meisten verstümmelte Fragment ein: Amphion und Lykos stehen vor dem Gehöfte, in dem die entflozene Antiope weilen soll, und ein lebhafter Dialog entwickelt sich zwischen beiden Personen, den wir in fünffüßigen Jamben frei nachzubilden versuchen:

Lykos. „Ja, solche Frau zu tödten ist mir lieb.

Amph. Unsichern Grund zum Hasse führst Du an.

Lykos. Jetzt heißt es handeln“. — und weil ihn Amphion wohl darauf aufmerksam gemacht hatte, Antiope habe noch Söhne, die ihr zu Hilfe kommen könnten, fügt er hinzu:

„Jene aber sind schon todt.

Amph. Gut denn, wenn Du dies weißt, wir nehmen Stellung.

Lykos. Auf welche Art? Gehn wir ins Haus hinein?

Amph. Nur still ins Haus, eh' uns die Wache sieht!

Lykos. Wie bergen wir uns vor den Freunden drin?

Amph. Wenn Du die Lanzenträger draußen läßt.

Lykos. Die sind entlassen, und ich bleib bei Euch.

Amph. Das Andre aber ordnen Du und wir.

Lykos. Wie groß ist drinnen wohl der Gäste Zahl?

Amph. Nur klein; auch haben keine Waffen sie.

Lykos. Bewachtet ihr indeß den Felsen überall!

Amph. Und wenn ein Lärm ertönt, dann rasch vom Hause!

Lykos. Ich aber will mit eig'ner Hand die Tochter  
Des Nykteus fassen; Du wirst warten hier.“

Darauf gehen Zethus, Amphion und Lykos in das Innere des Gehöftes. Es folgte sodann ein Gespräch zwischen dem Chore, der wohl aus den Einwohnern von Cleutheræ gebildet war, und der Antiope; aber von diesem Dialoge sind nur einige Worte erhalten, und wir können den weiteren Fortgang des Dramas nur aus der Erzählung des Hyginus errathen. Antiope wird von Neuem gefesselt, und man beschließt sie auf furchtbare Weise zu strafen; sie soll an einen wilden Stier gebunden und zu Tode geschleift werden. Schon sind Zethus und Amphion im Begriffe, die Strafe an ihr zu vollziehen, da erscheint der alte Hirt, der sie einst aufgenommen. Er enthüllt

den beiden Brüdern das Geheimniß ihrer Geburt und belehrt sie, daß Antiope ihre eigene Mutter sei. Die Wuth der Jünglinge richtet sich nun gegen die Peinigerin der Antiope, und Dirke erleidet daselbe Schickjal, das sie ihrer Gegnerin zugebracht. Aber nachdem die gräßliche Strafe an Dirke vollzogen ist, tritt an die Geschwister ebenso wie an die Mutter die Frage heran, ob sie fliehen oder dem Lykos ein ähnliches Geschick bereiten sollen, wie seiner Gattin.

In diese Berathung versezt uns das zweite Bruchstück. Wir sehen Amphion, Zethus und Antiope auf der Bühne, und in längerer Ansprache wendet sich Amphion an den Bruder mit folgenden Worten:

Amph. „Nicht darauf denke, wie wir jetzt entfliehen!  
Denn falls wir wirklich Jovis Kinder sind,  
Wird er uns retten und den Feind bestrafen.  
So hat es jezo das Geschick gefügt,  
Daß uns, selbst wenn wir wünschten zu entfliehen,  
Der Dirke frisch vergossenen Blut verfolgt.  
Doch wenn wir bleiben, trifft das Schickjal uns,  
Daß wir den heut'gen Abend nicht mehr schaun,  
Wosfern wir nicht die Feinde überwinden.“

Dann fährt er fort:

„Statt Deiner sprach ich also, liebe Mutter!  
Du Zeus, der Du im lichten Aether thronst,  
Wenn wirklich Du der Mutter Gatte bist,  
Dann laß nicht ohne Hilfe Deine Kinder!  
Nicht löblich wär' dies. Nein den Lieben hilf!  
Drum auf zur Jagd und legt ein glücklich Garn,  
Auf daß den Mann wir fassen, den verhassten,  
Wie ein Tyrann ja stets den Haß erweckt!

Antiope begiebt sich nun in das Haus, dessen Front die hintere Scenendeforation bildete, und aus einer Seitenkuliße erscheint Lykos, der von der Verwandtschaft der Antiope mit Zethus und Amphion ebenjowenig weiß, wie er eine Ahnung hat von der an seiner Gattin vollzogenen Strafe. Der Chor macht die beiden Brüder auf sein Erscheinen aufmerksam:

Chor: „O, siehst Du? Lykos kommt, drum stille, Freunde!“

Darauf beginnt Lykos seine Rede:

„Wo ist die Hassenswerthe? Im Gebirge  
Hat sie — so scheint es mir — Versteck gefunden,  
Vielleicht auch birgt sie sich in einer Hütte.“

Und an den Chor gewendet, fährt er fort:

Wer aber zeigt sich hier und woher stammt ihr?  
Gieb Kund! Was trägst Du ein so schwer Gewaffen?  
Und worauf sinnst Du?“

Hier bricht das zweite Bruchstück ab, und es läßt sich nur annehmen, daß die Scene mit der Gefangennahme des Lykos und der Abführung in das Haus geschlossen hat.

Das letzte und bedeutendste Fragment scheint sich unmittelbar an das vorangehende anzureihen zu haben. Aus dem Hause ertönt ein Klagelied des gefesselten Lykos, das vom Chor in der Orchestra beantwortet wird; leider sind von diesem Abschnitte nur zusammenhanglose, verstümmelte Worte erhalten, und wir können bloß soviel feststellen, wie der Chor darauf hingewiesen, daß auch dem Lykos das Schicksal bevorstehe, an gewaltige Stiere mit Stricken festgebunden zu werden. Da ruft Lykos jammernd aus:

„Ach, ach!  
Hier seh' ich klar die Hand der Jünglinge.  
Und ihr, ihr Diener alle, helft mir nicht?“

Darauf der Chor:

„O ruft, erhebt Geschrei! Ein Lied erschalle!  
Lykos. O Land des Kadmos, o Asoposstadt!  
Chor. Vernimmst Du? Sieh Dich vor, daß Du nichts Schlimmes  
Am Leib erleidest! Spät zwar kommt die Strafe,  
Doch trifft sie jeden Menschen, der gekrevelt.“

Jetzt bringen die beiden Brüder den gefesselten König auf die Bühne geschleppt, und es entwickelt sich ein Gespräch zwischen Lykos und Amphion.

Lyk. Weh' mir! Von Eurer Hand end' hilflos ich.  
Amph. Bejammerst Du nicht Deiner Gattin Tod?  
Lyk. Ist sie denn todt? Tu kündest neues Leid.  
Amph. Von Stieren ist sie fortgeschleift, zerrissen.  
Lyk. Wer ist der Thäter? Ir? O sagt mir dies!  
Amph. Bald wird Dir's von den Todten offenbart.  
Lyk. Daß eins der Meinen starb, ich wußt' es nicht.  
Amph. Was forschest Du? Du hörst es bei den Schatten.“

Schon schicken sich die Brüder an, die Todesstrafe an Lykos zu vollziehen, da erscheint, wie oftmals in den euripideischen Dramen, als *deus ex machina* Hermes und kündigt die himmlischen Befehle.

Herm. „Indeß Du eilst zu einem Werk, Amphion,  
Das löblich Dir erscheint, gebiet ich Einhalt  
Und künde Dir den alten Schicksalspruch.

— — — — —  
Daß Dir vom Zeus dies Scepter zufällt,  
Vermeld' ich Dir, und daß des Landes Herrschaft  
Du übernimmst. Du aber, Lykos, wirst  
Im Kadmosvolke nicht mehr König heißen.  
Wenn aber Du gesammelt hast die Reste  
Des unglücksel'gen Weibes und den Leib  
Dem Feuer übergeben und die Gattin  
Also bestattet, wirf die Aschenreste  
In Ares' heil'gen Quell, auf daß der Bach,  
Der diese Stadt durchfließt und Thebens Feld  
Bespült, nunmehr der Dirke Namen führe!  
Dann gehet, da die Burg dem Kadmos heilig,  
Ins Thal und stattet am Ismenusbach  
Die Stadt mit siebenfachen Thoren aus!



Es sei Dein Muth dem Feind verderblich, Zethus,  
 Und also mühe Dich wie früher! Dich,  
 Amphion, fordr' ich auf, daß Du, die Leier  
 In Deiner Hand, die Götter jetzt im Liede  
 Besingst. Und folgen werden Dir sogleich  
 Die starren Felsen, von Musik bezaubert;  
 Es wird die Muse kunstreich Dir beim Bau  
 Sich nah'n und wird, wie mit des Maurers Hand,  
 Dir Sitze gründen. Diesen Herrscherruhm  
 Verleihet Dir jetzt Zeus und ich mit ihm  
 Hier, wo Dir, König, solches Werk gelang.  
 Die weißen Kasse Jupiters benannt,  
 Sollt fürder Ihr in dieser Kadmosstadt  
 Die höchste Ehr' erlangen. Zethus, Du  
 Sollst einer Tochter Thebens Dich vermählen,  
 Und Du, Amphion, Phrygiens schönstes Weib,  
 Das Kind des Tantalus, als Gattin führen."

Darauf antwortet Lykos:

O Zeus, der unerwartet mancherlei  
 Gestaltet, Du hast jezo durch die That  
 Gezeigt, wie ich so schlecht berathen war.  
 Die Zeit, die Alles kündet, stellte uns  
 Jetzt hin als Lügner, und sie schuf das Glück  
 Von Eurer Mutter. Gehet drum und herrscht  
 Statt meiner mit des Kadmos Scepter  
 In diesem Land! So lohnt Euch das Verdienst  
 Der Gott; ich aber will, dem Zeus und Hermes  
 Gehorchend, jetzt bestatten die Gemahlin  
 Und ihre Asche streuen in die Quelle  
 Des Ares, daß sie, schaltend in dem Lande,  
 Mit ihren Fluthen das thebanische  
 Gefild beneze, bei dem kommenden  
 Geschlecht nunmehr der Dirke Namen führend.  
 So schlichte ich den Streit und alten Zwist."

Mit dieser Scene schloß das eigentliche Drama; möglich ist es allerdings, daß sich auch hier, wie in so mancher Tragödie des Euripides, noch ein kurzer Schlußgesang des Chors anreihete.

Diese neu aufgefundenen Fragmente aber weisen mit Evidenz nach, daß das euripideische Stück sich nicht etwa nur — wie ehemals mitunter vermuthet wurde — auf die Darstellung der früheren Erlebnisse der Antiope beschränkte; es bildete vielmehr die Bestrafung der Dirke den eigentlichen Mittel- und Angelpunkt des Dramas. Nun gehörte aber Antiope zu den gefeiertsten Stücken des Euripides, und der Umstand, daß mehr als 150 Jahre nach dem Tode des Dichters Abschriften von einzelnen Scenen dieser Tragödie einem Bewohner Aegyptens mit ins Grab gelegt werden konnten, ist ein neuer Beweis für seine Berühmtheit. So kam es, daß auch die früher wenig bekannte thebanische Lokalsage durch unseren Dichter popularisirt wurde,

und man darf sich daher nicht wundern, daß in einem Zeitalter, welches das Erschütternde, Sensationelle liebte, auch die bildende Kunst darauf verfiel, die aufregendste Scene des Stückes in Marmor zu fixiren.

Es erscheint demnach die Gruppe des farnejschen Stieres gewissermaßen als eine Illustration der Antiope-scene, und sie leidet auch an dem nämlichen Fehler, der bei denjenigen modernen Kunstwerken, die eine dramatische Scene illustriren, meistens beobachtet werden kann: sie gelangen nur für denjenigen zu vollem Verständniß, der eine genaue Kenntniß der betreffenden Dichtung mitbringt. So zeigt sich die Handlung bei dem Toro farnese für unser Gefühl eigentlich als ein Akt der Brutalität, und wir vermissen den Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe. Der Grieche aber und der mit den Dramen des Euripides wohl vertraute gebildete Römer hatte nicht diese Empfindung: wenn dieser in den Gärten des Asinius Pollio die weißen Marmorgestalten aufschimmern sah, so gedachte er sofort an die Sentenz des Chors:

„Spät kommt die Strafe,  
Doch trifft sie jeden Menschen, der gefrevelt.“

Ihm erschienen daher Zethus und Amphion nicht als brutal handelnde Jünglinge, sondern im Anschluß an das hochgefeierte Drama als pietätvolle Söhne, die an der langjährigen Peinigerin ihrer Mutter Strafe nehmen, als Vollstrecker des göttlichen Willens.





## Erinnerungen an den Grafen August von Werder.

Von

Gebhard Zernin.

— Darmstadt. —

I.

„Dem Freunde Ehre —  
Dem Feinde Trug!“

**D**iese mit fester Hand im Februar 1881 zu Grüssow in Pommern für das bekannte Selbstschriften-Album zum Besten der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger niedergeschriebenen Worte des Helden von der Lisaine kennzeichnen treffend dessen Charakter. Graf August von Werder war eine feste, unbeugsame Natur, er bewährte sich als wahrer Freund seiner Freunde und unentwegter Feind seiner Gegner. So ist er denn auch durch seine Kriegsthaten im letzten deutsch-französischen Feldzuge von 1870/71 — ganz besonders durch die Eroberung von Straßburg im September 1870 und den großen Sieg an der Lisaine im Januar 1871 über das Bourbaki'sche Heer — einer der vollsthämlichsten Helden im Deutschen Reiche geworden. Seit dem 12. September 1887 — seinem 79. Geburtstage — ruht der General im kühlen Schoß der Mutter Erde, allein vergessen wird sein Name niemals werden, so lange es eine Geschichte giebt.

Es ist das hohe Verdienst eines Freundes und Kameraden des verstorbenen Helden, mit dafür geforgt zu haben, daß dieses Andenken nicht verlösche, und zwar des königlich preussischen Generals der Infanterie z. D., E. von Conrady, welcher uns mit einer Lebensbeschreibung des Grafen August von Werder beichent hat. Dieselbe ist vornehmlich auf Grund

des von dem Verstorbenen hinterlassenen reichhaltigen handschriftlichen Materials ausgearbeitet worden, „mit warmer Hingabe an die Aufgabe“, wie der Verfasser selbst sagt, und vor etwa zwei Jahren im Buchhandel erschienen\*). Wir haben das gewissenhaft und pietätvoll geschriebene Buch einer genauen Prüfung unterzogen und wollen hauptsächlich an der Hand desselben den Lesern dieser Zeitschrift den Lebensgang des verewigten Helden vorführen, einige seiner Aufzeichnungen, welche uns besonders charakteristisch für sein Fühlen und Denken erschienen sind, wiedergeben und das Andenken an seine Thaten neu zu beleben suchen.

Dies ist in der That kein überflüssiges Beginnen; sagt doch sehr richtig der General der Infanterie von Courady in dem Vorwort seines Buches Folgendes: „Das Leben des Grafen Werder ist so interessant und lehrreich, daß ich besonders für den Nachwuchs in der Armee die Herausgabe des Lebensbildes für nutzbringend halte. Außerdem werden in unserer raschlebigen Zeit die hervorragenden Männer der jüngsten Vergangenheit nur zu leicht vergessen. Es können ja jeden Augenblick weltererschütternde Ereignisse eintreten. Neue Männer werden dann in den Vordergrund treten und die Verdienste der älteren Generationen verlieren in der Gegenwart ihren Werth.“ Nur diesen letzten Satz des hochverehrten Generals vermögen wir uns nicht anzueignen. Wenn auch wirklich die Verdienste der früheren Generation in der Gegenwart nicht mehr praktisch nachwirken sollten, so haben sie doch stets ihren dauernden Werth, ihre niemals erlöschende Bedeutung, denn jene verdienstvollen Thaten der Väter regen die Söhne zur Racheiferung an und fordern mit fast zwingender Gewalt auf, das zu thun, was das schöne Dichtermotiv ausspricht, nämlich:

Durch neuer Thaten Ehren  
Den alten Ruhm zu mehren!

Sehen wir jetzt zu, wie unser Held, August von Werder, diese Lebensaufgabe erfaßt und während seiner beinahe 80jährigen Laufbahn zu lösen gesucht hat.

\* \* \*

Es war am 12. September 1808, als August Werder auf einem Vorwerk (Schloßberg) des Gutes Norkitten im Kreise Jüterburg, also in Ostpreußen, geboren wurde, und zwar als das fünfte Kind, der dritte Sohn seiner Eltern. Sein Vater war der Stabsmajor Hans von Werder, der

---

\*) Der genaue Titel ist folgender: „Das Leben des Grafen August v. Werder, Königlich preussischen Generals der Infanterie, Ritters des hohen Ordens vom schwarzen Adler, des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, des Großkreuzes des eisernen Kreuzes und des Großkreuzes des rothen Adler-Ordens mit Schwertern zc. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen bearbeitet von G. von Courady, General der Infanterie z. D. Mit einer Uebersichtskarte.“ Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.“

mit dem damals neu errichteten 1. Kürassier-Regiment im Cantonnements-Quartier Norkitten lag, seine Mutter eine geborene Friederike Wedde, Tochter des Rentners Wedde in Salzwedel. Schon am 16. September wurde der Knabe bei dem die fürstlich Dessau'schen Güter verwaltenden Kammerrath Pfeiffer im Schloß von Norkitten durch den Feldprediger Grein getauft und erhielt die Namen Carl August.

Seines Bleibens in Ostpreußen war nicht lange. Bereits im December 1808 mußte der kleine Erdenbürger die Reise nach Breslau antreten, wohin das 1. Kürassier-Regiment in Garnison kam. Möglicherweise war die lange Winterreise, vielleicht aber auch die Unvorsichtigkeit der Amme, die dem kleinen blonden Krauskopf öfter in Schnaps getauchtes Commißbrot reichte, schuld, daß die Gesundheit des Kindes zunächst nicht die stärkste war. Der Knabe blieb im Wachsthum hinter seinen Brüdern zurück, wengleich der Körper sich stetig entwickelte und er ein besonders lebhafter Junge wurde; auch später erreichte Carl August von Werder nicht einmal die Mittelgröße. Aus Breslau rückte sein Vater 1813 wieder ins Feld und kam, reich mit Ehren bedacht, als Oberst und Commandeur der 9. Cavallerie-Brigade 1815 in die Heimat zurück, worauf er mit seiner Familie nach Glogau übersiedelte.

August von Werder war damals acht Jahre alt und wurde von seinem Vater frühzeitig mit dem militärischen Beruf vertraut gemacht. Er setzte ihn auf einen hohen Schimmel, und so lernte der Knabe trotz seiner kurzen Beine bald reiten. Auch zu den Waffenübungen nahm ihn der Vater mit. Dabei trug es sich einst zu, daß einem Ulanen das Pferd durchging und in schnellem Lauf mit seinem Reiter, der die Lanze eingelegt hatte, dem auf seinem Schimmel haltenden August von Werder entgegenrannte. Der vergeblich um die Zügelung seines Rosses bemühte Ulan hatte wenigstens so viel Besinnung, daß er dicht vor dem jugendlichen Reiter die Lanze so weit hob, daß sie nur dessen Mütze faßte, ohne den Körper zu verletzen. Als dem Knaben die durchspießte Mütze wieder aufgesetzt wurde, geschah es mit einer gewissen Hochachtung vor der von ihm bewiesenen Ruhe.

Die Privatlehrer, welche August von Werder wissenschaftlich zu unterrichten hatten, fanden in ihm einen begabten, fleißigen Schüler. Er machte so gute Fortschritte, daß er im 16. Lebensjahre die Erlaubniß erhielt, als Hospitant der Divisionschule in Glogau sich auf die militärischen Prüfungen vorzubereiten. Unter der besonderen Leitung des Divisionspredigers Walther (des späteren Oberpredigers des 5. Armeecorps und dann Generalsuperintendenten in Bernburg), sowie des Professors Dr. Weit vom katholischen Gymnasium und des Premierlieutenants Wendt vom 6. Infanterie-Regiment wurde er so weit gefördert, daß er in Berlin das Fähnrichs- und später das Offiziers-Examen recht gut bestand. Die Gnade des Königs Friedrich Wilhelm III. gestattete seine Annahme bei dem Regiment Garde du Corps, in welchem schon sein ältester Bruder Hans als Lieutenant diente.

Am 14. Juni 1825 — also noch nicht siebenzehn Jahre alt — trat er, von den Segenswünschen seiner frommen Mutter geleitet, in die 6. Compagnie des Regiments Garde du Corps und damit ins militärische Leben ein.

Schon frühzeitig begann er die Führung eines Tagebuchs, welches er ziemlich ununterbrochen bis zu seinem Lebensende fortgesetzt hat. Aus demselben, das leider nur theilweise erhalten ist, mögen hier einige bezeichnende Stellen folgen.

So schreibt der junge Offizier u. A. das Nachstehende:

„Berlin, 4. Juli 1825. Seit dem 1. wohne ich bei Buddenbrock. Gestern war ich bei L'Estoqs zu Mittag. Nach Tisch spielte Angélique Einiges auf dem Flügel. Musik macht auf mich immer einen großen Eindruck, obgleich sich dieser gewöhnlich nicht durch Worte äußert. Sie setzt mich oft in eine schwermüthige Stimmung, die aber glücklicherweise, wie alle Gemüthsbewegungen bei mir, leicht vorübergeht. So auch hier. Während des Spiels dachte ich so über meine Lage nach, über die meiner Eltern, über ihre und meine Zukunft. Ich fühlte in den Augenblicken recht innig, wie meine schönste, ruhigste, unschuldigste Zeit nach dem Verlassen des elterlichen Hauses verfloßen ist. Wie ganz anders ist es draußen in der Welt als im Kreise der Familie, wie thöricht die, so sich außerhalb derselben wünschen! Man ist hier allein, ohne Freunde, ich wenigstens bis jetzt ohne solche meines Alters und Ranges; nirgends, selten findet man Jemand, mit dessen Charakter man übereinstimmt, Niemand kennt Einen, Niemand interessirt sich recht herzlich für den jungen Unerfahrenen. Man ist umgeben von Menschen, von denen Viele moralisch leicht, Alle anderer Meinung, anderer Grundsätze sind. Die Zeit ist schon so verderbt, daß Diejenigen, die sich wirkliche Bervollkommnung aller ihrer Kräfte, Erhaltung ihrer Tugend, ihrer Unschuld zum Ziel gesetzt haben, oft der Gegenstand schlechter Witzeleien und boshafter Satyre Anderer werden können. Ich kann mir recht denken, wie Jemand auf solche Weise zur Verstellung oder wirklich zu Handlungen verleitet werden mag, die seiner Ueberzeugung zuwider sind. Ich will mich mit Muth stählen, diesen Wirkungen zu entgehen.“

Das sind in der That sehr bemerkenswerthe Aeußerungen eines jungen Offiziers, der noch nicht 17 Jahre zählt. Sie zeigen Verstandesreife und Gemüthstiefe, auch entwickelt er schon als Jüngling Grundsätze, an denen er stets festgehalten hat, wengleich nicht ohne Kampf mit der zuweilen überschäumenden Jugend. Seine Natur war im Ganzen durchaus ernst angelegt und deshalb war er auch zur Selbstprüfung und Selbstquälerei sehr geneigt, welche in Mangel an Entschlossenheit auszuarten drohte. Von seinen einsichtsvollen Eltern, die er in kindlicher Liebe von allen seinen Nöthen unterrichtete, wurde er aufzumuntern gesucht; sie schrieben ihm, daß er sich nicht gehen lassen möge, weil das krankhaft werden könne, statt unnöthiger Aengstigung solle er frischen Muth fassen und sich des Lebens freuen.

Nicht geringen Antheil an den Verstimmungen des jungen Offiziers

hatte gewiß auch die bei ihm stets wachsende Einsicht, daß er sich nicht zum Dienst in der schweren Cavallerie eigne.

Man denke sich — schreibt General v. Courady — einen schwächtigen, vielleicht 162 cm großen jungen Menschen in der damaligen Ausrüstung mit schweren Sporenstiefeln, engem Collet mit hohem Kragen, der schweren Reithose mit gewichstem Lederbesatz, dem hohen Haupenhelm und dem Kürass angethan, dazu einen Passasch an der Seite, den er kaum regieren konnte! Er bekam das Bewußtsein, eine lächerliche Figur zu machen, und hatte das Gefühl, als wenn er vor dem Feinde wegen mangelnder Körperkraft nicht viel Erfolg würde haben können. Beim Exerciren zu Pferde als Gemeiner wurde er von seinen starken Nebenleuten gequetscht und gestoßen, sodaß sein Körper in allen Regenbogenfarben schillerte. Trotz seines guten Reitens machte er sich mit dem Gedanken vertraut, Infanterist zu werden, freilich mit schwerem Herzen, denn er meinte für die Cavallerie geboren zu sein.

Ein anderer Umstand trug dazu bei, in ihm den Entschluß zur Reise zu bringen. Die Familie traf ein schwerer Schlag. Ganz plötzlich wurde der Vater pensionirt, sodaß er die hohe Zulage, wie sie im Regiment Garde du Corps nothwendig war, für zwei Söhne nicht mehr zahlen konnte, zumal der zweite Bruder auf der Universität ganz erhalten werden mußte. So wurde denn August von Werder nach bestandnem Offiziers-Cramen als Seconde-Lieutenant in das erste Garde-Regiment zu Fuß versetzt und kam nach Potsdam.

Aber auch hier ging es ihm zuerst nicht besonders. Neigung zum Infanteriedienst gewann er nicht sofort, allein das ihm innewohnende Pflichtgefühl kam ihm zu Hilfe. Von einem Unteroffizier ließ er sich unter vier Augen in die Mysterien der Behandlung des Gewehrs einweihen, die Griffe mit der schweren Waffe machten ihm viel Mühe. Fleißig studirte er das Reglement, bei dem Exerciren war er sehr aufmerksam, sodaß strenge Rügen immer seltener wurden. Bei seiner kleinen Figur hatte er es nicht leicht, mit den viel größeren Leuten Schritt zu halten, allein er strengte sich an, um in keinem Dienstzweig zurückzubleiben, und dabei gedieh er körperlich sehr gut.

Es war damals eine ganz andere Zeit wie gegenwärtig, die eingetretene Friedensperiode machte ihren Einfluß je länger, desto mehr geltend. Im Allgemeinen hatten die Offiziere weit weniger Dienst als jetzt, dafür war der Dienst außerordentlich einförmig, denn der Drill stand in höchster Blüthe. Felddienst wurde wenig geübt, Nachmittags fand in der Regel mündlicher Unterricht statt, wobei Lieutenant v. Werder sich bald hervorthat und die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten errang, während er beim Exerciren immer noch manchen Wischer erhielt. Wenn des Morgens nicht exercirt wurde, so hatte er keinen Dienst. Mittags aber war täglich Parade, — die einzige Gelegenheit, bei der das Offiziercorps zusammenkam. Vom Compagniechef hing es ab, ob Nachmittags Dienst war. So hatte also der Offizier damals

viel freie Zeit, und dem Lieutenant v. Werder war es selbst klar, daß er diese Zeit zu seiner Fortbildung benutzen könne und müsse, nur kam er nicht dazu, worüber er sich selbst oft die schwersten Vorwürfe machte.

In seiner Neujahrsbetrachtung von 1828 schreibt er u. A. Folgendes:

„Ein Jahr wäre also wieder verflossen. Liegt das alte nicht fast einem Traume gleich hinter uns? Kann man das Leben überhaupt einen Traum nennen, so ist es wenigstens ein sehr ernster. Ein Rückblick auf die Vergangenheit namentlich ist zu jeder Zeit heilbringend, wäre es auch bloß, um den Schluß zu ziehen, daß Jedem noch viel gefehlt hat, um das zu werden, was er sein kann und soll . . .

„Man soll mit dem, was Einem Gott gegeben hat, nicht allein zufrieden sein, man soll es auch nach Kräften verwenden, man soll damit wirken und mit dieser Anwendung habe ich vielleicht Ursache, weniger zufrieden zu sein. Was habe ich wohl in Rücksicht der eigenen Ausbildung im vorigen Jahre gewonnen? In meinem Fach als Offizier bin ich zwar etwas fortgeschritten, ich habe größere Sicherheit und Einsicht erlangt und wenn die Ausbildung auf dieser Seite auch die Zeit größtentheils in Anspruch nimmt, so hätte an meiner Bervollkommnung als Mensch sowohl in Hinsicht auf Moral (Denken und Handeln) als auf Wissenschaft, auf Bildung des Geistes mehr geschehen können . . .“

Am 19. Februar 1829 schreibt er:

„ . . . Beim Nachhausegehen gerieth ich zu Charles auf Wache und blieb dort — hört — bis nach 10 Uhr. Es ward nämlich gespielt, und da ich im Gewinnen war, konnte ich nicht gut aufhören. Später fehlte es am vierten Spieler zum Boston und ich übernahm die Stelle. — Von dem Aufenthalt auf Wache kann man freilich nur selten Belehrung erwarten, wenn man ihn auch nicht ohne neue Erfahrungen verläßt. Aber auch diese müssen für den verloren gehen, der da mitspielt und hätte ich nicht fünf Thaler — die bei meiner jetzigen ökonomischen Lage sehr zu beachten sind — gewonnen, so würde ich mich über den Abend noch mehr ärgern — — allein wenn man spielt, will man gewöhnlich gewinnen, das ist der Zweck! Das Mittel hierzu mag vielleicht nie entschuldigt werden können, obgleich das Gehässige in manchen Fällen gemildert wird. Ich hatte gestern nur acht Groschen zu verlieren und brauchte Geld. Erreicht man aber durch dieses Mittel den Zweck nicht, so ist die Zeit doppelt verloren. So scheint es uns wenigstens.

Das Spiel, ich gestehe es ein, ist eine Beschäftigung, die man besser durchaus verbannte, namentlich unter Kameraden ist es ganz unangebracht. Die haben Alle nichts zu verlieren und, abgesehen von aller moralischen Betrachtung, so hat es gewöhnlich auch im günstigen Falle nur Nachtheile für unsere Börse. Und verliere ich, so ärgere ich mich, gewinne ich, so ärgere ich Andere und da sie schwach genug sind, es zu äußern, so ärgere ich mich



wieder — daher bleibe ein Jeder fern vom Spiel, und hätte ich immer Geld, so glaube ich, würde ich nie spielen.“

Wie richtig, verständig und klar ist das gesagt!

Zwei Monate später schreibt er über seine Erfahrungen im Gesellschaftsleben Folgendes:

„Die hiesigen Wintervergnügungen sind glücklich beendet. Mir ist es nicht unlieb, daß ich nicht nöthig habe, mich im Tanzen über meine Kräfte anzustrengen. Diese Gesellschaften haben mich überdies alle nicht befriedigt. Mit großen Hoffnungen ging ich immer von Neuem wieder hin, und ohne befriedigt zu sein, oft mit größtem Aerger, kehrte ich heim. Hätte ich nur die Kunst erst inne, mich allein und durch mich selbst zu unterhalten, ich würde ruhiger und zufriedener, vielleicht besser, jedenfalls reicher sein. Was das Letztere betrifft, so will ich die alte Litanei nicht wiederholen, aber es ist wirklich — doch still! Lieber weniger sprechen und besser werden. Ich will von nun an mehr zu Hause sein, mich nützlicher beschäftigen, dies wird mir die innere Ruhe wiedergeben, die mir jetzt so oft bei häufiger Selbstunzufriedenheit mangelte.“

Ein Jahr später — am 4. Mai 1831 — schrieb er Folgendes in sein Tagebuch:

„Wenn ich doch in eine große unablässige Thätigkeit hineingeschleudert würde! Für mich selbst bin ich unfähig, sie mir zu verschaffen. Krieg wünsche ich mir, und zwar aus rein egoistischen Gründen. Ich will aus diesem Leben heraus, ich will meine Kräfte prüfen, auch kennen lernen, und so wo möglich mir selbst den Beweis führen, daß ich mehr leisten kann, als ich zuweilen glaube.“

Aus diesen Selbstbekenntnissen wird der Leser gewiß mit Theilnahme ersehen, wie sehr der junge Offizier bemüht war, an seiner Selbstveredlung zu arbeiten. Nach und nach erstarkte er sowohl geistig wie körperlich: seine Gesundheit erlangte die nothwendige Zähigkeit und sein Inneres bildete sich zu großer Charakterfestigkeit heraus. Er blieb zwar stets ein Grübler, sagt General von Conrady, glaubte er aber den rechten Weg gefunden zu haben, so ging er unbeirrt auf demselben vorwärts. Fürchte Gott, thue Recht, scheue Niemand, — diese goldenen Worte machte er zur That. Sie wurden sein Wegweiser durch ein langes segensreiches Leben.

Nachdem Lieutenant von Werder im Jahre 1831 volle sechs Monate mit dem Füsilier-Bataillon seines Regiments, welches zur Herstellung eines Truppencordons behufs Abhaltung der Cholera nach Frankfurt an der Oder commandirt worden war, dort zugebracht hatte, machte er sein Examen zur allgemeinen Kriegsschule (der heutigen Kriegsakademie) und wurde dann auch sogleich nach Berlin einberufen. Neigung und Anlage zur wissenschaftlichen Beschäftigung hatte er von jeher besessen, jetzt kam ein erhöhter Fleiß hinzu, und so bildete er sich in seinem Berufe gründlich aus und gewann noch weitere Kenntnisse, die sich ihm später sehr nützlich erweisen sollten. Nachdem der dreijährige

Curfus auf der militärischen Universität vorübergegangen war, gehörte er zu jenen Offizieren, welche wegen ihrer guten Leistungen besonders vorgemerkt wurden. So kam er zum topographischen Bureau, nachdem er schon vorher ein Commando zur 8. Pionier-Abtheilung erhalten hatte und auch als Lehrer am Cadettencorps thätig gewesen war. Nach längerer Abwesenheit kam er im Sommer 1840 zum Regiment zurück.

Nun erschien ihm jedoch das Garnisonleben in der stillen Residenz Potsdam sehr einförmig. Er hatte inzwischen seinen Gesichtskreis wesentlich erweitert, seine Ausbildung gefördert, seine Kenntnisse vertieft, fremde Gegenden gesehen, — nun wünschte er auch eine Thätigkeit herbei, in der er seine Kräfte erproben konnte. Als er am 23. April 1842 — also im 34. Lebensjahre — zum Premierlieutenant befördert worden war, zog es ihn mit Macht in die Ferne; er erbat und empfing die Erlaubniß, am Feldzug der Russen gegen die Bergvölker im Kaukasus persönlich theilzunehmen. Mit zwei Waffengefährten, den Lieutenants Hiller und von Gersdorff, welche beide später auf dem Felde der Ehre geblieben sind\*), zog er nach Osten, um endlich auch den Krieg kennen zu lernen, nach dem er sich jetzt mehr als jemals sehnte.

## II.

Zu Anfang der vierziger Jahre wendete ganz Europa das lebhafteste Interesse den Vorgängen im Kaukasus zu, in dessen Schluchten ein kriegerisches Bergvolk mit hohem Mannes-, ja Heldennuthe, großer Verschlagenheit und seltener Ausdauer den Kampf um sein Dasein gegen einen europäischen Großstaat führte. Zwischen dem Schwarzen und Kaspiischen Meere erhebt sich quer über den Isthmus im Kaukasus-Gebirge eine Scheidewand, welche den Orient vom Occident trennt und nur ein schmales Völkerthor offen läßt, durch welches, so lange wir eine Geschichte haben, die alten asiatischen Völker den jungfräulichen Boden Europas überschwemmen. Dort im Gebirge machten sich zahlreiche Stämme fest, welche in Religion und Sitte Asien angehörten, die aber von ihren Bergen herabsteigend ihre Raubzüge im europäischen Rußland ausführten.

Seit Jahrhunderten lebten die in den Vorländern des Kaukasus angesiedelten Kosaken in stetem Kampf um die eigene Existenz mit den räuberischen Bergvölkern. So bildeten sich die Kosaken mit der Zeit zu einer Kriegerkaste aus, welche Rußland in seinen europäischen Kriegen vortrefflich zu verwerthen wußte, wogegen es ihnen aber auch in ihren „Stanitzen“ (Dörfern) Schutz gegen die Bergvölker gewährte. Ein volles Jahrhundert hindurch — von 1764 bis 1864 — hat Rußland Krieg mit diesen Bergvölkern geführt,

---

\*) General-Lieutenant Hiller von Gärtringen fiel 1866 in der Schlacht von Königgrätz als Commandeur der 1. Garde-Division, General-Lieutenant von Gersdorff starb als Führer des 11. Armeecorps an den bei Sedan 1870 erhaltenen Wunden.

bevor es ihm gelang, sich zum unbestrittenen Herrn über das Gebirgsland zu machen. Das war wegen seines Besizes in Transkaukasien eine politische Nothwendigkeit, — hat aber Hekatomben von Opfern erfordert.

Daß man in Europa zur Zeit des tiefen Friedens um 1842 die Ereignisse im Kaukasus höchst aufmerksam verfolgte, war ganz natürlich. Die um Leben und Freiheit tapfer kämpfenden Tcherkessen hatten es verstanden, sich mit einem romantischen Nimbus zu umgeben; man folgte mit Spannung den wechselnden Schicksalen des edlen Volksstammes. In der Nähe beisehen, verloren allerdings die Bergvölker Manches von ihrem sagenhaften Schein. Die Tcherkessen bildeten nur den kleineren, freilich edleren Theil des von Rußland bekämpften Feindes, die meisten Stämme wurden von einem Fanatiker, Schamyl, geführt, der als ein neuer Mohamed die Fahne des Propheten erhoben hatte, durch List und Grausamkeit die Gebirgsbewohner unter seine Botmäßigkeit brachte und zur Heeresfolge zwang. Alle ihm untergebenen Männer nannten die Russen Tschetschenen. Die Aufständischen hausten vornehmlich im Terekgebiet, in Tschkerien, am Assai und in dem wild zerklüfteten felsigen Dagestan. (Einen vortrefflichen Darsteller ihrer Eigenart haben „die Völker des Kaukasus“ in dem deutschen Dichter Friedrich von Bodenstedt gefunden, der sie in dem gleichnamigen Werke gleichsam portrairt hat).

In den Grenzflüssen hatten sich die Russen eine Operationsbasis, „die Linie“, geschaffen. Die den Bergvölkern gegenüber bald defensiv, bald offensiv auftretenden russischen Grenzwarden bestanden aus einer Kette von kleinen Festungen, welche von Truppentheilen besetzt waren. Zwischen ihnen zogen sich etwa von 2 zu 2 Werst große befestigte Kosakendörfer hin, und zwischen diesen Stanizen standen wieder Kosaken-Bikets. Stabsquartiere des kaukasischen Heeres waren Tiflis in Grusien und Stawropol im russischen Kaukasus, beide wurden durch zwei Hauptstraßen mit einander verbunden.

Die Besetzung der vielen befestigten Punkte und die Art der damaligen russischen Kriegsführung, Cernirungslinien vorzuschieben und zu befestigen, erforderten eine große Truppenzahl. Oberbefehlshaber des kaukasischen Heeres war damals General Wolowin in Tiflis. Unter ihm befehligte General Grabbe in Stawropol, welcher für das Gebiet diesseits des Gebirges über 70—80000 Mann verfügte. Eine so ansehnliche Macht, welche aus Truppen des Innern und Kosaken bestand, war aber bei weitem nicht ausreichend; sie wurde jedoch erst später — 1844 — wesentlich verstärkt.

Der russische Soldat eignete sich anfangs wenig für den Kampf mit den Bergvölkern, so vortrefflich er auch in der geschlossenen Truppe sein mochte. Schwer bepackt, mit langem Mantel bekleidet, erstieg der Infanterist keuchend und schwitzend mit Mühe die steilen Abhänge; er konnte gegen einen leichtfüßigen Gegner nicht aufkommen, der den Kampf mit geschlossenen Abtheilungen vermied und dafür um so kühner gegen den Einzelmann sich wandte. Letzterer, der im gemeinsamen Trupp mit Entschlossenheit austrat, zeigte sich

dem flüchtigen Tschetschenen gegenüber oft schüchtern, ja zaghaft: in strengster Disciplin gehalten und ohne Begeisterung fechtend, befand sich der russische Soldat trotz überlegener Körperkraft offenbar im Nachtheil gegen den fanatisirten und seinen Feind glühend hassenden Tschetschenen. Auch ertrug dieser an die einfachste Lebensweise gewöhnte Bergbewohner die Strapazen weit leichter als der eine derbe Kost verlangende russische Krieger, welche bei den Streifzügen in fast ganz unwirthbaren Gegenden häufig genug, wenngleich auch nicht ganz fehlte, jedoch nicht ausreichte. Ebenso waren die Linien-Kosaken, obgleich sie nach und nach das Aeußere der Tscherkessen angenommen hatten, denselben nur in geschlossenen Trupps unter sicherer Führung überlegen. Erst in viel späteren Jahren, nachdem die russische Infanterie ein verbessertes Gewehr erhalten hatte, das Heer verstärkt und die Kriegsführung eine andere geworden war, nahmen die Kämpfe für die Russen eine günstige Wendung. \*)

Das waren die Verhältnisse, mit denen sich Lieutenant von Werder und seine beiden Waffengefährten nach und nach vertraut zu machen hatten, als sie nach Rußland gingen. Ende Juni des Jahres 1842 waren sie in Stawropol eingetroffen, von wo sie nach dem Terek aufbrachen und später mit einem Convoi in die Berge zogen. Zwei Jahre etwa blieben sie bei den Russen und erlebten manchen Kriegs- und Jagdzug, verschiedene Abenteuer und Gefahren, überwandten große Strapazen und Mühsale. Nicht die geringste Unbequemlichkeit machte ihnen die Geldnoth. Denn obwohl jeder der drei preussischen Offiziere aus eigenen Mitteln 1000 Thaler zuzuschießen vermochte, so kamen sie doch oft in Geldverlegenheiten und waren lediglich aus diesem Grunde nahe daran, ihren Aufenthalt im Kaukasus abzukürzen. Wie ein rother Faden zieht sich diese Geldnoth durch die Erlebnisse der drei Kameraden, sie vermehrte die Reihe der Enttäuschungen, welche sie in der zu idealen Auffassung ihres Commandos in reichem Maße erfuhren.

Am 2. September bekamen sie den Feind zum ersten Mal zu sehen, doch handelte es sich an diesem Tage, wie auch bei folgenden Gelegenheiten mehr

---

\*) Friedrich von Bodenstedt giebt in seinen höchst anziehenden „Erinnerungen aus meinem Leben, zweite Auflage, Berlin 1884“, auf S. 318, folgende einfache und klare Erklärung dieser älteren russischen Kriegsführung im Kaukasus:

„Schon ein Jahrzehnt dauerte damals der Gebirgskrieg, in welchem die Russen jeden Sommer mehr Krieger verloren, als Schamyl jemals unter seinen Befehlen gehabt. Auch der neueste Feldzug verlief nicht glücklicher als die früheren, weil die von Peterssburg aus vorgeschriebene Art der Kriegsführung wirkliche Entscheidungsschlachten unmöglich machte. Der Kaukasus wurde als eine große Festung betrachtet, deren man sich nur bemächtigen könne durch eine Reihe vorzuschiebender Parallelen. An dem Ausgange der verschiedenen Thäler und den Fluß-Defilen wurden Festungen und Forts angelegt, um die Bergbewohner allmählig von den Ebenen und niederen Stufen in die hohen und rauhen Felsenthäler zurückzudrängen. Nun hat aber diese Riesenfestung längs der nördlichen Seite eine Ausdehnung von mehr als 150 deutschen Meilen, wonach sich am besten die Schwierigkeiten bemessen lassen, mit welchen die Russen bei ihrem Vordringen zu kämpfen hatten.“

um Neckereien. Das Lagerleben bot wenig Erfreuliches. Im Werder'schen Tagebuch ist u. a. Folgendes hierüber zu lesen:

„10. October. Die ganze Nacht hat es geregnet, dabei ist es empfindlich kalt. Die Zeltwände sind triefend, und es zieht durch alle Spalten. Les beaux jours d'Aranjuez sont passés, und die jetzigen gefallen mir nicht. Aber hier hilft nichts als Stillhalten . . . Dabei ist jetzt und, wie es scheint, überhaupt von Kriegführung nicht mehr die Rede, und es kommt mir manchmal vor, als wenn eigentlich die ganze Sache der Mühe nicht werth gewesen besonders in Bezug auf die Sorge oder sogar den Gram, den ich durch dieselbe der Mutter und Familie gemacht habe . . .“

11. October. Die ganze Nacht hat es stark geschneit. Berge und Niederung erschienen als Winterlandschaft, und obgleich der Morgen schön und ziemlich warm ist, so macht das Ereigniß, besondern da ein schauderhafter Schmutz zu erwarten, keinen angenehmen Eindruck . . . gegen Abend Regen.“

Auch die nächsten Monate brachten keine Ereignisse von Bedeutung, so daß das Tagebuch selbst folgende Einträge empfing:

„Die Tage schleichen wie die Schnecken, und doch vergeht jeder einzelne rasch. Vielleicht gerade wegen des ewigen Einerleis, daß sich keine Abschnitte bilden, an denen das Gedächtniß festhalten könnte, vergeht die Zeit schneller. Sie fängt an, der russischen Steppe zu gleichen, in der nichts den Blick festhält. Noch nie bin ich des ganzen Kaukasus so überdrüssig gewesen als jetzt, und könnte ich, wie ich wollte, ich setzte mich auf und quittirte den langweiligen Kriegsdienst, besuchte Orosien und kehrte über Odessa nach Berlin zurück. Auf die Länge, das sehe ich wohl, ist kein ewiger Bund mit den Russen zu flechten.“

Am 24. Juli 1843 unternahmen die Russen eine Reconnoissance nach dem oberen Urup. In einem Thale erhielten sie plötzliches Gewehrfeuer von einem versteckten Feinde, und auch Lieutenant von Werder wurde verwundet. Ein Schuß in den Arm hatte den großen Knochen zertrümmert, ein zweites Geschos war im Fleisch des Oberarmes stecken geblieben. Die Verwundung war eine sehr schwere, selbst eine Amputation schien geboten zu sein, glücklicherweise ging die Gefahr vorüber. Feinlich war aber dem Verwundeten, daß die Sache selbst in Berichten und Briefen zu einer Heldenthat aufgebaut worden war. Er schrieb darüber:

„Dergleichen Artikel sind die Folge von falschen Darstellungen. Wo ist hier von Tapferkeit und présence d'esprit überhaupt die Rede gewesen und ich zweifle nicht, daß sie gezeigt worden wäre, aber die Gelegenheit hat eben gemangelt. Dafür kann Niemand, und es braucht nicht erst der Bemäntelung. Wahrheit geht vor Allem, und ein Abweichen davon muß sich immer bestrafen und wäre es auch nur in dem unangenehmen persönlichen Gefühl . . .“

Im Februar 1844 verließen Werder und Hiller das Bergland, um zunächst nach Stawropol zu gehen. Sie hatten lange Zeit bei sich erwogen,

ob sie nicht nochmals am Kriege sich betheiligen sollten, nachdem sie gehört, daß an 60000 Mann Verstärkungen aus dem Innern nach dem Kaukasus gezogen worden waren, somit eine lebhaftere Kriegsführung zu erwarten stand. Allein sie mußten beachten, daß ihr Urlaub neuerdings fest begrenzt worden war und begruben nicht ohne Bedauern ihr Kriegsbeil.

Zwei Wanderjahre hatte Lieutenant von Werder jetzt hinter sich. Er hatte sich zu einem kriegstüchtigen Soldaten ausbilden wollen. Waren seine Hoffnungen erfüllt worden? Die Kriegsführung im Kaukasus hatte er sich allerdings anders gedacht. Zu dem einzigen größeren Unternehmen in der Richtung im Sommer 1842 war er zu spät gekommen, die späteren Zusammenstöße waren unbedeutend ausgefallen. Seine schwere Verwundung hatte ihn nicht auf einem siegreichen Schlachtfelde ereilt, er war aus einem Hinterhalt angeschossen worden, und das hätte er z. B. in den Abruzzen näher haben können. Was also das Erproben der eigenen Kraft betrifft, so hatte er eine große Enttäuschung erfahren.

Gleichwohl war der Aufenthalt im Kaukasus für den strebsamen Offizier in mancher Richtung recht lehrreich gewesen, wie das General v. Conrady mit vollem Recht in folgender Betrachtung hervorhebt:

„Das ganze militärische Leben und Treiben im Kaukasus, mit seinen Märschen, dem Lagerleben, den Reconnozirungen, auch das Ertragen namhafter Strapazen war interessant und lehrreich gewesen, und das gänzliche Entwöhnen vom Comfort des Garnisonlebens, das Hineinsindern in fremde Verhältnisse und Persönlichkeiten mußten nützlich auf die Entwicklung der soldatischen Eigenschaften Werders gewirkt haben. Das Kennenlernen von fremden Ländern, Völkern und Sitten aber, das Genießen vieler und großartiger Naturschönheiten hat auf den Naturfreund Werder einen nachhaltigen Eindruck gemacht und gewährte ihm in der Erinnerung den dauernden Genuß, den jede große Reise im Verarbeiten der empfangenen Eindrücke im Gefolge hat.“

Diese Aussprüche haben gewiß ihre vollste Berechtigung. Man darf aber wohl noch weiter gehen und die Behauptung aufstellen, daß die aufmerksame Beobachtung des kleinen Krieges in den Bergschluchten des Kaukasus, wie er von den beiden Gegnern in recht verschiedenartiger Auffassung geführt wurde, den Blick des preussischen Offiziers frühzeitig schärfen mußte. Allerdings gab es keine Gelegenheit zur Prüfung von strategischen Feldzugsplänen oder zur Beobachtung von Einzelfällen mit taktisch wichtigen Entscheidungen, dagegen wird es sicher nicht an recht verschiedenartigen Vorkehrungen für den Sicherheits- und Aufklärungsdienst gefehlt haben. Jedenfalls hat August von Werder seine zweijährigen Erlebnisse in dem Osten mit ihren Freuden und Leiden stets als einen Schatz praktischer Erfahrungen betrachtet, den er für das Leben bewahrte.

Ueber das Verhalten der drei preussischen Offiziere im Kaukasus waren von Petersburg die günstigsten Berichte eingegangen. Hieraus nahm König

Friedrich Wilhelm IV. Anlaß, dieselben zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen. (Dieser Orden war damals nicht wie jetzt das Zeichen einer Genossenschaft, welche sich durch Aufnahme neuer Mitglieder nach deren Prüfung selbständig ergänzt). Der geistvolle König entschied beim Vortrag über diese Angelegenheit, daß die drei Offiziere „gegen die Ungläubigen gekochten hätten und ihnen daher der Johanniter-Orden gebühre.“ In diesem Sinne waren sie gewiß echte Johanniter.\*)

### III.

Fast 36 Jahre war der Premierlieutenant von Werder alt, als er aus dem Kaukasus nach Deutschland zurückkehrte. Seine erste Sorge war darauf gerichtet, seine fernere Dienstbrauchbarkeit feststellen zu lassen, glücklicherweise konnte dies bald geschehen. Der damalige Meister der Operateure, Professor Dieffenbach in Berlin, erklärte seinen Arm für völlig wiederhergestellt, empfahl jedoch dringend noch den Gebrauch der Teplitzer Quellen. So trat denn der diensteifrige Offizier im Herbst 1844 wieder in sein Regiment und sollte nun bald eine schnellere Militärlaufbahn zurücklegen.

Im März 1846 kam er als Hauptmann in den Generalstab und wurde dem General-Commando des I. Armeecorps in Königsberg zugetheilt. In seiner neuen Stellung glaubte Hauptmann von Werder, welcher sich gern verheirathen wollte, ehe es zu spät wurde, einen Haushalt begründen zu können; er verlobte sich im Frühjahr 1847 mit der ältesten Tochter des Majors a. D. Grafen von Borcke auf Tolkendorf in Ostpreußen. Fräulein Hedwig von Borcke, eine damals 24jährige, geistig wie körperlich sehr bevorzugte junge Dame, gab gern ihr Jawort, und so kam hier eine Verbindung zu Stande, welche von tiefer gegenseitiger Neigung geleitet wurde,

\*) Es ist von Interesse, auch die Aufzeichnungen eines zweiten Theilnehmers an den Kämpfen im Kaukasus mit den Werder'schen zu vergleichen, nämlich die des Lieutenants von Gersdorff, welche in einer ganz kürzlich erschienenen Schrift (Hermann von Gersdorff, königlich preussischer General-Lieutenant von Schulz, Hauptmann etc., mit einem Bildnis, Berlin 1891) veröffentlicht worden sind.

Dieselben — von dem Verfasser als „Patrouille nach dem Kaukasus“ bezeichnet — sind sehr ausführlich und recht anziehend. Die nachstehenden kleinen Auszüge sind ihnen entnommen:

Wir reisten Tag und Nacht (der Ausbruch erfolgte am 1. Juni 1842) . . . Am 27. Juni langten wir in Stawropol an, acht Tage hatten wir uns an verschiedenen Punkten aufgehalten, 19 Tage waren wir Tag und Nacht gefahren . . .

Das Operationsgebiet im Kaukasus, von Norden gesehen, ist in drei Theile getheilt: den rechten Flügel am Kuban, das Centrum und den linken Flügel am unteren Terek. (Zu diesem linken Flügel, bezw. dem General Grabbe, begaben sich die drei preussischen Offiziere.) . . .

Der bisherige Krieg ist ein Triumph der Ausdauer russischer Infanterie. Auf kaukasischer Seite ist er ein Beispiel, was Büchschützen, die nicht einmal gut schießen, aber gut manövriren, leisten können. Die Erziehung kann nie erreichen, was die Natur hervorbringt, dieser Natur fehlt die Disziplin; könnte sie hervortreten, so ginge die Natur wieder verloren.“

Obwohl das verlobte Paar sich darüber von vornherein klar war, daß die Ansprüche an das Leben sehr eingeschränkt werden mußten. Der Bräutigam äußerte sich hierüber in einem Briefe an seinen Bruder vom 8. Mai 1847 in folgender sehr bezeichnender Weise:

„Du weißt, ich bin ziemlich frei von Schwärmerei, man nannte mich sogar oft den „kalten Philosophen“, und wenn ich gleich weder Philosoph, noch absolut kalt bin, so dürfte mir indess eine gewisse Besonnenheit in Sachen des Gefühls nicht völlig abzusprechen sein. Also ich bin kein Schwärmer, kein poetischer Enthusiast, ich muß aber anerkennen, daß mich das Schicksal auf unverdiente Weise begünstigt hat, indem es mich ein Wesen finden und erkennen ließ wie Hedwig. — Aber Finden und Erkennen würden zu keinem besonderen Glück geführt haben; was diesem die Krone aufsetzt, ist das unerklärliche Factum, daß ich dieses Wesens wahrhafte, herzliche Neigung gewinnen konnte. Erkläre dieses Räthsel, wer will, ich vermag es nicht, es muß doch die Gewalt meiner eigenen Liebe gewesen sein. Aber lassen wir das Grübeln und freuen wir uns allesammt der überaus glücklichen Wendung, die mein Geschick genommen. Es war aber auch wirklich hohe Zeit — ich war auf dem besten Wege, ein ganz unleidlicher misanthropischer Cölibatär zu werden. Die innere Leere und Unzufriedenheit, oder vielmehr das innere Unbefriedigtsein, das ich empfand, ist schwer zu beschreiben. Nichts hatte eigentlich Interesse für mich, ich war nur Automat. Nun lebe ich aber auf; ich weiß wozu, für wen ich zu leben habe. Nicht eine völlig wolkenlose Zukunft erwarte ich, dazu bin ich zu vernünftig und zu wenig poetisch, aber ein befriedigtes inneres Leben und hiermit auch größeres Interesse für die Außenwelt, kurz etwas durchaus Anderes, Besseres, wie die Vergangenheit, trotz aller Unruhe und Bewegung, zu bieten vermocht hat.“ —

Am 12. Februar 1848 fand die Vermählung statt, also nur wenige Wochen vorher, ehe eine politisch sehr stürmische Zeit über ganz Deutschland hereinbrach. Auch der Hauptmann von Werder hatte sie herankommen sehen und mit Entschlossenheit erwartet; „meine neue Eigenschaft als Che-  
mann soll mich nicht hindern, tüchtig dreinzuschlagen!“ schrieb er damals einem Verwandten, doch sollte er zunächst noch nicht wieder den Krieg kennen lernen, wohl aber tüchtig in der Welt herumgeworfen werden. Zunächst kam er als Compagnie-Chef in das 1. Infanterie-Regiment und wurde von Königsberg nach Memel versetzt; von dort kam er dann wieder nach Königsberg und mit seinem Regiment einige Monate später nach Danzig. Hier blieb er während der Jahre 1849 und 50 und hatte dabei Gelegenheit, als Mitglied einer Abordnung seines Regiments den Kaiser Nicolaus in Warschau zu begrüßen. Seine Beobachtungen hierbei hat er in einem Briefe an seinen Bruder niedergelegt, welcher u. A. folgende Sätze enthält:

„Unser Aufenthalt in Warschau war eine interessante Episode, die Aufnahme von allen Seiten eine ausgezeichnete. Der Kaiser und die Offiziere



aller Grade beeiferten sich, ihre Achtung, ihr Wohlwollen, ihre Sympathie für die preußische Armee an den Tag zu legen. Das wird aber die russische Politik nicht abhalten, gegen uns Front zu machen, sobald sich die Umstände danach gestalten, und ein hübsches Stückchen Land wegzunehmen, wenn es angeht, etwa die Provinz Preußen bis zur Weichsel. Darum möchte ich rathen, darauf los! Frische Fische, gute Fische.“

Der Krieg stand allerdings damals — im Spätherbst 1850 — fast vor der Thür (auch wurde bekanntlich im November die Mobilmachung der preußischen Armee anbefohlen); allein er brach nicht aus, weil — wie General von Conrady ganz ehrlich sagt — „Preußen in der Erkenntniß seiner militärischen Schwäche und seiner gemachten politischen Fehler am Tage von Olmütz schwere Buße that.“ Aber auf die Buße folgte die Besserung: der König und vor Allen der Prinz von Preußen, der später so ruhmgekrönte Kaiser Wilhelm I. arbeiteten an der Stärkung der Armee. Sie hatten die Richtigkeit des Ausspruchs ihres Ahnen, des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., erkannt: „Ein Staat wird von anderen Staaten nur insoweit geachtet, als seine Macht fürchtbar ist.“

Auch aus jener Zeit liegt eine offene Werdersche Aufzeichnung in einem Briefe vom 18. November an seinen Bruder vor mit folgenden Aussprüchen:

„Wir machen hier tüchtig mobil. Der Enthusiasmus ist wirklich groß und allgemein. Selbst das zweite Aufgebot (der Landwehr) stellt sich mit heiterer Miene. Schade, wenn Alles umsonst wäre. Ich fürchte, der Friede wird nicht unterbrochen und wir wiederum die Angefengten sein. Oesterreich und Rom haben es niemals ehrlich gemeint, sie verlieren ihren eigentlichen Zweck nimmer aus den Augen. Sollte Habsburg auch augenblicklich scheinbar klein begeben, sobald es sich selbst nur stark genug dazu fühlt, wird es nicht anstehen, uns mit Stumpf und Stiel aufzufressen, notabene wenn wir still halten und uns freffen lassen. Je später es zu diesem unausbleiblichen Kampf auf Leben und Tod kommt, um so schlimmer für uns. Ich glaube einmal an keine innige Gemeinschaft mit dem Nachbar, der nach demselben Ziele strebt wie Preußen, wenngleich auf anderem Wege!“ . . .

Er sollte Recht behalten mit seiner Prophezeihung: schon zu Anfang des Jahres 1851 wurde die Demobilisirung der preußischen Armee anbefohlen. Am 1. März 1851 wurde Werder, dem am 29. October 1850 zu Danzig ein Sohn geboren war, als Major in das 33. Infanterie-Regiment versetzt und kam wieder nach Königsberg. Hier blieb er jedoch nur einige Wochen, da sein Regiment plötzlich nach Köln abcommandirt wurde; er zog also an den Rhein, doch konnte er sich als Altpreuße erst nach und nach an das dortige Leben gewöhnen. Am 1. October 1853 kam er als Landwehr-Bataillons-Commandeur nach Gräfrath und hatte hier das Unglück, seine Gemahlin durch den Tod zu verlieren, nachdem sie ihm noch ein Töchterchen geschenkt hatte; sein frommer Sinn überwand zwar diese Prüfung, doch wurde ihm der Sieg recht schwer. Etwa zwei Jahre später — am 16. Februar 1856 —

erfolgte seine Ernennung zum Commandeur des 4. Jägerbataillons in Sangerhausen, die er freudig aufnahm, da sie ihn wieder einer anhaltenden praktischen Thätigkeit im Truppendienst zuführte und die größere Wirksamkeit eines selbständigen Stabsoffiziers für ihn erschloß.

Major von Werder hatte reichlich und lange über Ausbildung der Truppen nachgedacht, nun vermochte er seinen Ansichten auch praktischen Nachdruck zu geben. Er war selbst mit Leib und Seele Jäger (wenngleich kein besonders guter Schütze) und legte darum hohen Werth darauf, sein Bataillon in jeder Richtung kriegstüchtig zu machen; sein Bestreben wurde auch durch den besten Erfolg belohnt. Als Oberstlieutenant nahm er 1857 mit seinem Jäger-Bataillon am Königsmanöver bei Merseburg Theil und erntete dort die Anerkennung seines allerhöchsten Kriegsherrn; die Verleihung des rothen Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife, welcher sonst nur an Regiments-Commandeure gegeben zu werden pflegt, war ein sichtbarer Ausdruck\*) derselben.

Eine weitere Folge der Thatfache, daß der Bataillons-Commandeur in größeren Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, war seine Versetzung in das 2. Garde-Regiment zu Fuß im September 1857, und wenige Monate später seine Berufung als Inspecteur an die Spitze der Jäger und Schützen, sowie die Uebertragung des Commandos des Feldjägercorps. Damit war ihm ein bedeutungsvoller Wirkungskreis beschieden, und er war ganz der Mann, die gehegten Erwartungen zu befriedigen.

Es war damals eine interessante militärische Übungszeit in Preußen: überall suchte man die Ausbildung der Truppen zu vervollkommen. Namentlich die mit dem Zündnadelgewehr allgemein bewaffnete Infanterie bemühte sich, von den todtten Formen des Reglements loszukommen und mehr in dessen Geist einzudringen. In den Kreisen der Führer bildete die Frage der praktischen Verwendung der Infanterie ein beliebtes Thema für Wort und Schrift. Oft schon hatte man die Frage gestellt, ob, da die Leistungen der Infanterie im Schießen denen der Jäger näher gekommen und die Füsilier-Bataillone

\*) Schon damals muß der Oberstlieutenant von Werder auch in Bürgerkreisen die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt haben; man erkannte in ihm schon frühzeitig den tüchtigen General der Zukunft. Uns selbst ist aus jener Zeit folgender bezeichnender Zug berichtet worden: Als seine Ernennung zum Oberstlieutenant erfolgt war, wurde ihm zu Ehren ein Festmahl zu Sangerhausen veranstaltet. Während desselben erhob sich der dortige Superintendent zu einem Toast mit den Worten: „Wir weihen dieses Glas dem Oberstlieutenant von Werder, dem Werder!“ Wie — unterbrach der Wirth den Redner — ist er denn noch in den Kinderschuhen, ist er nicht schon was? worauf jener erwiderte: „Ich sehe in dem, was er ist, daß er dereinst Großes werden, Großes vollbringen wird. Wir weihen dieses Glas der deutlich signalisirten bedeutungsvollen Zukunft des Oberstlieutenants von Werder!“ Lächelnd soll der bescheidene Oberstlieutenant gedankt, mit Theilnahme und Zuversicht aber die übrigen Anwesenden in das laute Hoch eingestimmt haben. Daß der Gefeierte die in ihn von dem Sangerhäuser Freundeskreise gesetzten Erwartungen noch übertreffen werde, sollte die Zukunft lehren.

als eine Art leichter Infanterie ausgebildet wurden, die Beibehaltung der Jäger-Bataillone noch besondere Vortheile verspräche, da das beste Material an Ersatz ihnen zugewiesen wurde und dasselbe der Infanterie verloren ging. Der neue Inspecteur der Jäger und Schützen vertrat die Ansicht, daß, wenn die Ausbildung der Jäger keine höhere Stufe als die der leichten Infanterie erlangen könne, es allerdings besser sei, etwa nur die beiden Garde-Bataillone (wegen der Forstversorgung) beizubehalten und das Material der übrigen Jäger-Bataillone (bekanntlich bei jedem Armeecorps 1) auf die Infanterie-Regimenter zu vertheilen. Aber er war auch ebenso überzeugt, daß eine zielbewußte Ausbildung der Jäger-Bataillone für den Krieg eine weit höhere Stufe erreichen könne, und dieser Ueberzeugung suchte er als Inspecteur zu entsprechen. Er war ein Feind von allem todten Formentram, von allen überflüssigen, zeitraubenden Uebungen und bemühte sich, seinen leichten Truppen einen belebenden frischen Geist beizubringen. Oft sprach er aus: der Jäger solle wissen, was er machen muß, wie er es machen muß und warum er es machen muß; der Jäger solle denken, er höre auf, ein solcher zu sein, wenn er etwas mechanisch mache. Er verpönte das über den Ramm Scheeren in den Compagnieen, an dessen Stelle wollte er Berücksichtigung der einzelnen Individualität im Schießen, in der Schule, im ganzen Auftreten. Neben der altpreussischen strammen Soldatenschule verlangte er die höchste Findigkeit und Gewandtheit der Jäger bei allen Gelegenheiten ihres Auftretens. Er war der Ansicht, daß das Aeußerste verlangt werde, damit das Möglichste geleistet werde. Und dieses sein System ist heute noch mustergiltig und sollte es immer sein!

Auch noch in einer anderen Hinsicht machte sich der am 1. Mai 1859 zum Oberst beförderte Inspecteur hoch verdient um die militärische Ausbildung, nämlich als Vorstand der Centralturnschule. Es gelang ihm, seiner Ueberzeugung Anerkennung zu verschaffen, daß die Gymnastik ein nothwendiges Ausbildungsmittel sei, durch welches der Soldat befähigt werde, mit Zeitgewinn seinen Dienst gut zu verrichten. Allerdings war Zeit erforderlich, um diese Ansicht zur allgemeinen Geltung zu bringen, doch sehen wir heute die Wichtigkeit derselben allgemein anerkannt.

Beinahe fünf Jahre war Werder als Inspecteur der Jäger und Schützen thätig. Dann erhielt er das Commando einer Infanterie-Brigade (am 29. Januar 1863) und schied aus seiner bisherigen Thätigkeit mit dem Bewußtsein, die Jägerwaffe in ihren Leistungen, namentlich in der kriegsgemäßen Ausbildung, weit über die Infanterie erhoben zu haben. Gewiß hat die preussische Jägertruppe während der letzten sechs Jahrzehnte ihres Bestehens manchen tüchtigen und ausgezeichneten Inspecteur gehabt, doch war keiner gewissenhafter und treuer, von ernsterer und liebevollerer Sorge für eine zielbewußte Entwicklung der Waffengattung erfüllt, als Werder, der dem auch dieselbe in einem wichtigen Zeitabschnitt wesentlich gefördert hat. Sein Interesse hat er der Truppe im grünen Rocke zeitlebens bewahrt.

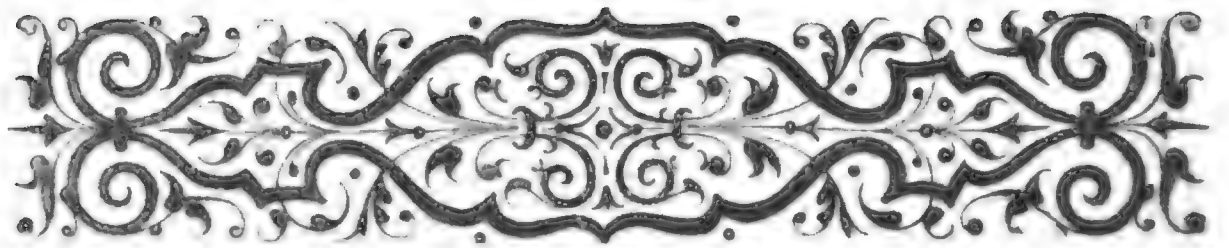
Am 17. März 1863 wurde er zum Generalmajor befördert. Als Commandeur der 8. Infanterie-Brigade trat er in eine anstrengende Thätigkeit, wozu der polnische Aufstand Veranlassung gab. Rußland war durch denselben zu einer militärischen Machtentfaltung genöthigt worden; auch Preußen, das wegen seines polnischen Besitzstandes an der kräftigen Niederschlagung der Empörung betheiligt war, hatte sich zur Aufstellung eines Grenzcordons entschlossen, wodurch die Truppen der 8. Infanterie-Brigade sehr in Athem gehalten wurden. Der mit ungenügenden Kräften unternommene polnische Aufstand wurde bekanntlich bald ganz niedergeschlagen. Im Januar 1864 erhielt General v. Werder das Commando der 4. Garde-Infanterie-Brigade in Berlin, und etwa ein Jahr später — am 9. Mai 1865 — wurde er mit der Führung der 3. Division betraut und nach Stettin versetzt; Commandeur wurde er im Juni 1866.

Nunmehr hatte der General eine 40 jährige Dienstzeit zurückgelegt. War die erste Hälfte seiner militärischen Laufbahn eine sehr langsame, fast hoffnungslose gewesen, so zeigte die zweite Hälfte ein ganz anderes Bild, denn vom Premierlieutenant zum Generallieutenant in zwanzig Jahren aufzurücken, kann auch nach heutiger Anschauung eine vorzüglich schnelle Beförderung genannt werden. Allerdings war ihm die Zeit, in welcher der thatkräftige Chef des Militärcabinetts, der spätere Generalfeldmarschall Freiherr von Manteuffel, unausgesetzt auf die Verjüngung des preussischen Offiziercorps hinzuwirken bestrebt war, hierbei sehr zu Statten gekommen, und diese Zeit umfaßt gerade die Jahre 1857—1863.

General v. Werder stand in seinem 58. Lebensjahre, war also noch im besten Mannesalter, geistig frisch und körperlich überaus rüstig, als ein großer Krieg ausbrach. Nun sollte auch er seinen sehnlichen Wunsch erfüllt sehen: an der Spitze einer tapferen Kriegerischeaar, die ihn ebenso kennen gelernt hatte wie er sie, gegen den Feind zu marschiren!

(Schluß folgt.)





## „Chanteuse fin-de-siècle.“

Ein Beitrag zur Psychologie der Zeitgenossen.

Von

Max Nordau.

— Paris. —

**D**as erste, was den Blick des Fremden fesselt, der gegenwärtig Paris besucht, sind riesige, verschwenderisch gefärbte Maueranschläge, welche jedes kahle Stückchen Wandfläche in ihrer fröhlichen Buntheit beleben und in natürlicher Größe ein junges Weib in rücksichtslos ausgeschnittenem Ballkleide zeigen, dessen hoch bis an den Oberarm hinauf schwarz behandschulte Hände vorn unter der Taillenschnebbe in Confirmandin-Haltung sittsam in einander gelegt sind. Das in die Höhe gekämmte, am Scheitel gewirbelte Haar ist mohrrübenroth, die geschlossenen Lippen, die zu jenem verschwiegenen Lächeln breitgezogen sind, mit dem Salondamen in vertrautem Kreise starke Geschichten anzuhören pflegen, sind zinnoberroth, die Augen blicken so herausfordernd, daß sie geradezu gegen den „groben Unfug-“ Paragraphen verstoßen. Die Ueberschrift belehrt den Fremden, daß dieses Bildniß „Mademoiselle Yvette Guilbert, die Fin-de-siècle-Sängerin“ darstellt, und er kann den Namen kaum mehr vergessen, denn wenn er hier Bekannte hat, so wird ihn Jeder täglich fragen: „Haben Sie schon Yvette Guilbert gehört?“ Der altmodische Reisende, der sich dem für alle Geschlechter geschriebenen ehrbaren Baedeker anvertraut, erleidet pflichttreu Louvre und Pöre Lachaise, der auf der Höhe der Zeit stehende dagegen erfährt sofort, daß heute die Haupt-Sehenswürdigkeit von Paris Yvette Guilbert ist, und wenn er nur eine Spur von Bildungs-Bedürfniß hat, wird er sich beeilen, sie kennen zu lernen.

Sie zeigt sich dem versammelten Volke jeden Abend im „Concert Parisien“, das früher ein gewöhnliches Tingel-Tangel war, wie es deren in Paris wenigstens hundert giebt, jetzt aber durch das Auftreten von Yvette Guilbert zu großer Auszeichnung gelangt ist. Die neue Herrlichkeit hat übrigens an dem Wesen des Lokals nichts geändert. Der Saal ist mit derselben schäbigen Pracht ausgestattet wie früher, das Publikum, wenigstens das der Gallerie, raucht und spuckt, wie es dies gewohnt ist, und die Kellner, welche die im Preise der Plätze mit begriffenen schauerlichen Getränke herumreichen, sind schmierig genug, um die alten Stammgäste von der vorquilbert'schen Zeit her nicht zu verschüchtern. Aber die Achtung, welche der Anblick der gummiguttvergoldeten, abbröckelnden Gipsverzierungen der Decke und Galleriebrüstung und das Aussehen eines Theils der Zuhörer nicht erwecken können, beschleicht den Ankömmling sofort, wenn er die lange Reihe herrschaftlicher Wagen sieht, die vor dem „Concert Parisien“ in der sehr unaristokratischen Rue du Faubourg St. Denis aufgefahren sind, und wenn er den Preis zu bezahlen hat, den man ihm am Schalter für seine Eintrittskarte abverlangt. Eine sogenannte „Loge“, ein enger Verschlag mit zwei leidlichen und zwei unleidlichen Plätzen, kostet 20, ein Sitz in der vordern Hälfte des schmalen und tiefen Saales 4 Franken. Doch gelten diese Preise nur theoretisch. Denn da der Saal stets ausverkauft ist, muß man sich die Plätze einige Tage vorher sichern und dann hat man für einen Logensitz 7, für einen Sitz im Saale 5 Fr. zu bezahlen. Wer nicht einige Tage warten kann und auf die Dienste eines Zwischenhändlers angewiesen ist, der wird sich auch entschließen müssen, für eine Loge 35 bis 40, für zwei Saal-Sitze 15 Fr. zu vergießen.

Dieses Geldopfer hilft wesentlich, den Zuhörer in die Stimmung zu versetzen, in der er für die Kunst der Fin-de-siècle-Sängerin die richtige Empfänglichkeit hat. Ehe er zum Genuße gelangt, ist er freilich noch einer ziemlich harten Prüfung ausgesetzt. Yvette Guilbert erscheint erst nach zehn Uhr und die Vorstellung fängt vor neun an. Unerwartet lang muß man also die gewöhnlichen Programm-Nummern der Pariser Tingel-Tangel über sich ergehen lassen und das mildeste, was man von ihnen sagen kann, ist, daß sie trostlos sind. Das Gemecker der fingerdick geschminkten, augenverdrehenden Bänkelsängerinnen, welche empfindsame Liebeslieder säuseln oder geschwollene Revanche-Gedichte donnern, die unflätigen Gassenhauer oder blödsinnigen „Monologe“ der männlichen Hanswürste könnten selbst die Menschenliebe eines Tolstoi in Würegier gegen diese „Künstler“ verwandeln. Aber eine eingehendere Betrachtung des Publikums wird das Herz eines Zuhörers, der an das Dogma von der Gleichheit glaubt, wieder einigermaßen erquickten. In angenehmer Mischung sind da ungefähr alle interessanten Klassen der Gesellschaft vertreten. Auf der Gallerie rühren die Ellenbogen der Arbeiterin im bloßen Haar, der billig aufgedonnerten Dirne vom äußeren Boulevard, der etwas koketter getafelten

„Studentin“ aus dem lateinischen Viertel und der an ihnen haftenden männlichen Begleiter an einander. Im Saale sitzen ganze Familien ehrbarer Krämer und Handwerker, „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind,“ vom Vater und Oheim nicht zu sprechen, neben dem herausgewicksten Ladenschwengel, der seiner Modistin einen Literatur- und Kunst-Abend bezahlt. In den Logen spreizt sich die überwältigend aufgepälmte „große“ Cocotte mit ihrem verwitterten Beschützer, der aber auch ein junger pfefferkuchenfarbiger *Rastaquouère* sein kann, während neben ihr viel bescheidener eine Welt-dame blüht, die ihren Gatten oder Liebhaber, meistens den letzteren, gebeten hat, sie ins „Concert parisien“ zu führen, und die offenbar nicht im Geringsten darunter leidet, daß rechts ein vergnügter Neger ihr den Rauch seiner Cigarre ins Gesicht bläst, links ein Club-Gommeur mit festgeschraubtem Cylinder auf dem Kopfe und der vorchriftsmäßigen Gardenia im Frack-Knopfloch sie durch sein *Monocle* anstarrt, zwei Logen weit eine Cocotte laute Bemerkungen über ihre Toilette macht und von der Gallerie ein „pâle voyou“ mit einem Grinsen seines grünlichen Gesichtes ihr zuruft, sie solle nicht vergessen, ihn beim Ausgange zu erwarten, er wolle sie seinen Kameraden, sehr distinguirten Leuten, vorstellen. Das ist die richtige *égalité*, die Gleichheit in der Gemeinheit, die, von der Heine singt:

„Selten habt ihr mich verstanden,  
 Selten auch verstand ich euch;  
 Nur wenn wir im Noth uns fanden,  
 So verstanden wir uns gleich.“ —

Die kleinen Possenreißer, die als Lückenbüßer dienen, haben endlich ausgetobt, das Publikum stößt einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus und nach einer kleinen Pause der Sammlung und des Schwelgens im Vorgenuße erscheint auf der Bühne *Noette Guilbert*.

Sie hat mit ihren Bildnissen auf den großen Mauer-Anschlägen nur eine allgemeine, ich möchte sagen schematische Aehnlichkeit. Sie ist ein starkknochiges, langes Frauenzimmer mit langen Beinen, langen Armen und langem Halse, auf dem ein Kopf mit ausgeprägt mongolischer Gesichtsförmigkeit. Mächtig entwickelte Backenknochen, eine kurze, feste Nase, ein breiter, verwirrend beweglicher Mund mit dünnen, heftig roth geschminkten Lippen geben ihrer Physiognomie einen Ausdruck von Rohheit, der bei einem jungen Weibe verwundert. Das Haar, das Stirn und Nacken frei läßt, ist zu einem unmöglichen Roth gefärbt, während die kräftigen Augenbrauen, welche wahrscheinlich ihre natürliche Haarfarbe zeigen, dunkelbraun sind. Die Toilette ist, nicht in der Farbe, aber in den Umrissen, so, wie die Bilder sie darstellen. Auf der Bühne trägt sie ein olivengrünes Kleid aus gepreßtem Sammet und die gewissen schwarzen Handschuhe bis zur Mitte des Oberarms. Schultern, Rücken und Brust sind ganz entblößt. *Hugues Le Hour*, von dem weiter unten noch die Rede sein soll, findet im Aeußern von *Noette Guilbert* eine pikante Verschmelzung des Typus der *Diana* und eines weiblichen

Fauns. An den klassischen Diana-Typus erinnert aber wohl nur die in die Länge entwickelte Gestalt und der „weibliche Faun“ ist die denkbar galanteste Umschreibung für die Brutalität, die der Hauptausdruck ihres Gesichtes ist. Sie soll nach ihren Biographen 25 Jahre alt sein. Unter der Bühnen-Zurichtung und im Lichte der Rampe und Couliissen sieht sie aber reichlich dreißigjährig aus.

Das theils berufsmäßige, theils freiwillige Händeklatschen, das ihr Auftreten begrüßt hat, ist verstummt und nun beginnt sie ihre Lieder zu singen. Ihre Stimme ist weder sehr stark noch besonders hübsch, es ist ein mäßig hoher Sopran von ziemlicher Frische, wie ihn bessere Choristinnen oder zweite Operetten-Kräfte an kleinen Bühnen haben. Ihre Stimmgebung ist häufig schreiend und gewollt pöbelhaft wie ihr Lächeln, ihr Blick, ihre Bewegung, paßt indeß zu den Worten, die sie singt. Was sofort angenehm auffällt und gerühmt werden muß, das ist, daß sie ein musikalisches Ohr hat. Ihr Anschlag ist sicher, sie bleibt immer im Takt, sie markirt den Rhythmus sauber und bringt auf diese Art ihre Gassenhauer zu voller Wirkung; denn derartige Weisen drängen sich ja nur durch die Bestimmtheit und klare Verständlichkeit ihrer Rhythmik dem unmusikaliſchen Pöbel auf. Aber weit mehr noch als ihr Singen ist es ihr Sprechen, das ihre Zuhörer packt. Ihre Vortragskunst ist ungewöhnlich groß. Sie weiß in jedes Wort ihrer Lieder eine ganze Ladung von Absichten, Hintergedanken und Anspielungen zu legen, Alles, was der Verfasser des Liedes sagt und meint, wird von ihr sichtbar verkörpert und auf sie findet ein meist gedankenlos gebrauchter und darum nicht-sagend gewordener Ausdruck die richtige, wurzelhafte Anwendung: sie „gestaltet“ ihre Lieder, sie giebt ihnen plastische Erscheinung.

Was sind es aber für Gestalten, die sie mit großer schauspielerischer Begabung dem Auge und Ohre des Publikums vorzaubert! Es sind Dirnen und Zuhälter und niemals etwas Anderes. Wenn das Lied nicht einen Zuhälter oder eine Dirne selbst vorführt, sondern irgend einen Vorgang erzählt, so spricht Yvette Guilbert es so, wie ein Gast des „Château rouge“ es vortragen würde, wenn er die betreffende Begebenheit zu schildern hätte. Die unaussprechlichen Nachtthiere von unbestimmter Menschenähnlichkeit, welche in der untersten Schlammschichte des Pariser Abgrundes wimmeln, ahmt sie mit einer Vollkommenheit nach, die noch kein Geheimpolizist erreicht hat, ob schon doch häufig dessen Leben von der Geschicklichkeit abhängt, mit der er in der Verbrecherkneipe den Galgenvogel zu spielen weiß. Sie hat der weiblichen und männlichen Fauna der äußeren Boulevards und des Festungsgrabens jeden Zug abgelauscht, den nur die schärfste Beobachtung und die feinsinnigste Analyse finden und festhalten konnte: die gequetschte, gleichsam schmalzige Stimme, wie eine absinthgeäkte Kehle sie hervorbringt, die mundfaule Aussprache, welche die Wiltlaute zu einem formlosen Brei zerfaut und nur die Selbstlaute einigermaßen deutlich formt, das Wienenspiel, welches dem



Rundigen verräth, daß es ursprünglich aus den organischen Nothwendigkeiten der asymmetrischen, von den Zuckungen nervöser Tics bearbeiteten Gesichter degenerirter Geschöpfe hervorgegangen ist: ein Auge zugekniffen, die Lippen zu einem frechen einseitigen Grinsen verzogen, ein Mundwinkel durch das lästerne Hängen des Endes der Unterlippe leicht geöffnet — eine zugleich höhnische und crapulöse Maske, die nicht den Gassenjungen der Romantiker, sondern den Sonnenbruder der Realisten, die nicht Gavroche, sondern Jean Girouir kennzeichnet. Und wenn Noette Guilbert eine bekneipte Näherin darstellt oder das Abenteuer einer kleinen Bourgeoise schildert, die von ihrem Galan in einer langsam dahinhumpelnden Droschke begleitet wird, so stößt sie die erstickten Laute einer verzückten hysterischen Pariserin so naturwahr aus, daß der Kenner der Eigenthümlichkeiten des Pariser Weibes, und wenn er ein noch so abgehärteter Cyniker ist, sich entsetzt umsieht und die Nachbarschaft von Damen als eine haarsträubende Anstößigkeit empfindet.

Und mit dieser Fertigkeit, die verkommensten Typen der Pariser Vorstadtbevölkerung wärschecht darzustellen, verdient Noette Guilbert 250 000 Fr. jährlich. Das „Concert Parisien“ zahlt ihr allein 500 Fr. für jedes Auftreten, das sie ungefähr eine Abendstunde, von zehn bis elf, kostet, und das Uebrige verdient sie in den vornehmen Salons, in denen sie sich von elf bis ein Uhr für 2 bis 500 Fr. hören läßt. Denn man ladet sie in die Salons der Aristokraten und Millionäre, sie ist die Zierde der Abendfeste in der höchsten Gesellschaft, der Faubourg St. Germain und St. Honoré berauscht sich an ihren Intonationen des Faubourg du Temple, Großfürsten bewundern in ihr die mit drei Stegen gesteppte Seidenmütze („casquette à trois ponts“) und die öligen Schläfenhaare („rouflaquettes“) des Titi und — was weit bemerkenswerther ist — engelhaft blickende, weißgekleidete Edelräulein, die eben die Erziehungsanstalt „des oiseaux“ verlassen haben, werden von ihr in Gegenwart ihrer zärtlichen Mütter und künftigen Gatten in die Denk- und Sprechweise, in alle Geschäftserfahrungen und Lebensgeheimnisse der nächtlichen Strichvögel des Boulevard de Lavillette eingeweicht.

Der unerhörte Erfolg dieser Gassenhauer-Sängerin hat auf den ersten Anblick etwas Räthselhaftes. Theilweise erklärt er sich allerdings durch die meisterhafte und ausdauernde Reclame, die für sie gemacht wurde. Ihre Anfänge waren überaus bescheiden. Zuerst, vor etwa zehn Jahren, war sie Verkäuferin in einem Schuhwaarengeschäft. Diese Thätigkeit genügte aber ihrem Ehrgeize nicht und sie suchte, wahrscheinlich von einem gefälligen Freunde berathen, zur Bühne zu kommen. Sie trat auch in den Variétés auf, wo man ihr irgend ein Rollenzipfelchen anvertraute, legte aber so überzeugende und erschöpfende Proben vollkommener Unfähigkeit an den Tag, daß die Theaterleitung sich beeilte, sie im kürzesten Verfahren an die Luft zu setzen. Trotz eifriger Bemühens fand sie kein zweites Bühnenengagement und da sie auch nicht mehr zum Schuhverkauf zurückkehren wollte, entschloß sie sich, Liedersängerin in Tangel-Tangeln zu werden. Zwei oder drei Jahre lang wirkte

sie nahezu gänzlich unbemerkt an diesen Kunststätten mit einem Gehalt von 16 Fr. für den Abend, bis einmal, im Jahre 1887, ihr Stern eine Bande Boulevard-Journalisten in das Lokal führte, wo sie eben ihre Lieder zum Besten gab. Ihr Haar war noch nicht mit heftigem Roth aufgeschönt, sie trug noch nicht das kannibalisch ausgechnittene, in seinen vorhandenen Theilen eng anliegende Kleid aus olivengrünem Sammet und die langen, schwarzen Handschuhe, die sie so sehr als ihr geistiges Eigenthum betrachtet und hütet, daß sie durch Vertrag allen anderen Sängern des „Concert Parisien“ die Nachahmung dieser Einzelheit ihrer Toilette verbietet, aber sie war schon damals in Ton und Geberde der klassische Zuhälter und die musterhafte Dirne, die man heute an ihr bewundert, und ihre sachverständigen Gelegenheitszuhörer sagten sich: „Heute Abend haben wir eine neue Kunst-offenbarung erlebt.“

Die Boulevard-Zeitungen begannen sich mit ihr zu beschäftigen. Sie war endgiltig entdeckt. Ihr eigentlicher Christoph Columbus war Hugues Le Hour, ein Feuilletonist von großem Talent, der heute wie Wenige das Ohr des Pariser Publikums besitzt. Er stellte sie den Parisern vor, bildlich und buchstäblich. Denn er schrieb nicht nur gelehrte Artikel über sie, in welchen er Grund- und Aufbau, Baustoff und Maße ihrer Fähigkeiten gab, sondern veranstaltete auch im kleinen, sehr ausschließlichen „Théâtre des Arts“ eine Vorstellung, in der er zuerst einen Vortrag über sie hielt und sie dann persönlich dem Publikum vorführte, das aus den Spitzen der Literatur- und Kunstwelt und der Auslese der vornehmsten Clubs bestand. Von diesem Abend an lag Paris zu ihren Füßen. Was vielleicht mit am meisten den Sieg entschied, das war der glückliche Name, den Hugues Le Hour für seine Entdeckung fand. Er nannte Yvette Guilbert die „chanteuse fin-de-siècle“, und als „Fin-de-Siècle-Sängerin“ beten sie alle diejenigen an, deren einziger Lebenszweck äußerste Modernität ist. Als sie einmal in Mode war, kam alles Uebrige von selbst. Begabte Künstler, die ein Plätzchen in ihrem Reclame-Triumphwagen zu erlangen wünschten, drängten sich dazu, ihr Bildniß in Del, Pastell und Aquarell zu malen; Bildhauer stellten ihre Büste, ihr Medaillon, ihre Statue im Salon des Marsfeldes und der Elysäischen Felder aus. Die gewissen Maueranschläge begannen alle Wände zu bedecken. Reporter „interviewen“ sie in kurzen Abständen. Das dauert nun in gleicher Festigkeit seit drei Jahren und noch ist nicht zu bemerken, daß sie in den absteigenden Theil ihrer Bahn eingetreten wäre.

Die Bezeichnung „Fin-de-siècle“-Sängerin hat das Glück von Yvette Guilbert gemacht. Was ist nun aber „fin-de-siècle“ an ihr? Etwa daß sie Zoten singt? Das ist schon früher dagewesen. Das kennzeichnet nicht das Jahrzehnt, in das wir eingetreten sind. Etwas schamloser sind ihre Lieder ja als die gewöhnlichen Freudenhaus-Chansons, diese Gerechtigkeit muß man ihr widerfahren lassen; aber die Würze muß eben schärfer sein, um auch nur einigen Eindruck auf Gaumen zu machen, die an den täglichen

Genuß des „Gil Blas“ und „Echo de Paris“, der „Vie parisienne“ und des „Courrier français“, der Romane von Zola und der Novellen von Armand Sylvestre gewöhnt sind. Ist es also ihre Kleidung, die eigentlich eine durch schwarze Handschuhe gemilderte Entkleidung, wenigstens ihres Oberkörpers, ist? Auch das kann es nicht sein, denn etwas mehr, etwas weniger entblößtes Frauenfleisch übt keine Wirkung auf das Paris, welches das bloß mit einer Gesichtsmaske bekleidete „Bildniß einer Weltkame“ von Gerver in einem der letzten Salons nicht besonders auffällig fand.

Nein. Was Yvette Guilbert zur „Fin-de-siècle“-Sängerin macht, das ist ausschließlich die Natur ihrer Lieder. Die Pariser der Verfallszeit freuen sich an den Gestalten und Düften der Unrathkanäle. Ihr erschöpftes Rückenmark durchrieselt ein angenehmer Schauer, wenn sie ihren kleinen Dante spielen und an der Hand der langbeinigen, langhalsigen Sängerin mit dem brutalen Gesichte in die sociale Hölle hinabsteigen und die Verdammten aller sieben Kreise, die Meißerhelden, die Zuhälter, die Dirnen, sehen. Diejem Zuge zur Senkgrube, der gewissen Formen der Entartung eigen ist, kommt Yvette Guilbert entgegen. Es spielen aber in diese Vorliebe der guten Gesellschaft für die schlechteste allerlei dunkle Nebengefühle mit hinein, die eine Vergliederung werth sind. Ein Theil der verkommenen französischen Jugend steht auf dem Standpunkte Nietzsche's, der ja auch in Deutschland der Modophilosoph aller hysterischen Primaner geworden ist, sie steht nämlich „jenseits von Gut und Böse.“ Sittlichkeit ist von ihr als eine Uebereinkunft der Mehrheit erkannt, die für stolze Minderheit-Geister nicht bindend ist. Sie betrachtet ohne Vorurtheil jede Erscheinung an sich und schätzt sie nach deren eigenem Schönheitsgesetze, nicht nach dem Gesetze ihrer Zweckmäßigkeit inmitten der herrschenden Welt- oder Gesellschaftsordnung. Der Zuhälter ist offenbar innerhalb der heutigen Gesellschaft und ihrer Sittengesetze eine Störung. Er ist ein höchst lasterhaftes Wesen. Laster und Tugend sind aber für den Bekenner Nietzsche'scher Weisheit leere Worte, die namentlich in der Kunst keinen Sinn haben. Der Zuhälter kann als solcher vollkommen oder unvollkommener sein, er kann seinen eigenen Typus roh angedeutet oder fein und logisch durchgebildet zeigen und der Reichthum seiner Entwicklung bestimmt allein das ästhetische Werthurtheil über ihn. Deshalb kann die vorurtheilslose und auf ihre Verständnißfähigkeit stolze Pariser Jugend einen wahren Kunstgenuß empfinden, wenn Yvette Guilbert in dem Liede „Belleville-Ménilmontant“ von Aristide Bruant einen sehr vollkommenen Zuhälter singen läßt:

„Depuis c'est moi qu'est l'sout'neur  
 Naturel à ma p'tit' soeur,  
 Qu'est l'ami' d'la p'tit' Cécile  
 A Boll'ville,  
 Qu'est sout'nu' par son grand frère,  
 Qui s'appelle Eloi Constant,

Qu'a jamais connu son père,  
A Ménilmontant.

Ma soeur est avec Eloi,  
Dont la soeur est avec moi,  
L'soir su' l' bou'l'vard ej' la r'file  
A Bell'ville,  
Comm'ça j'gagn' pas mal de braise,  
Mon beau frère en gagne autant,  
Puisqu' i' r'fil' ma soeur Thérèse  
A Ménilmontant.

L'Dimanche, au lieu d'travailler  
J'mont' les mô'm's au poulailler  
Voir jouer l'drame ou l'vaud'ville  
A Bell'ville“ u. s. w.

Ein anderer Theil des Publikums hat unter der Wirkung der krankhaften Nächstenliebe Tolstois, Dostojewskijs und der anderen von Melchior de Vogué in Mode gebrachten russischen Brüderlichkeits-Apostel eine Art mystischer Schwärmerei für die Gefallenen und Elenden und wischt sich in überströmender Barmherzigkeit die Augen, wenn Yvette Guilbert als Straßenbirne zu einer sehr geschickt gewählten Kirchenweise das Lied von Jules Jouy „Sainte Galette“ schluchzt:

Quartier Bréda, quand tomb' le soir  
Couleur de cendre,  
La cocotte dans son boudoir,  
Avant d'descendre,  
Se bichonnant par ci, par là  
D'avant sa toilette,  
Entonne cette prière à  
Sainte Galette:

Grande Sainte, exauce les vœux  
D'la pauv' cocotte,  
C'est pour toi qu'ell' se teint les ch'veux  
Couleur carotte,  
C'est pour mériter tous tes dons  
Qu'sous sa liquette  
Ell' se coll' deux p'tits édredons,  
Sainte Galette!

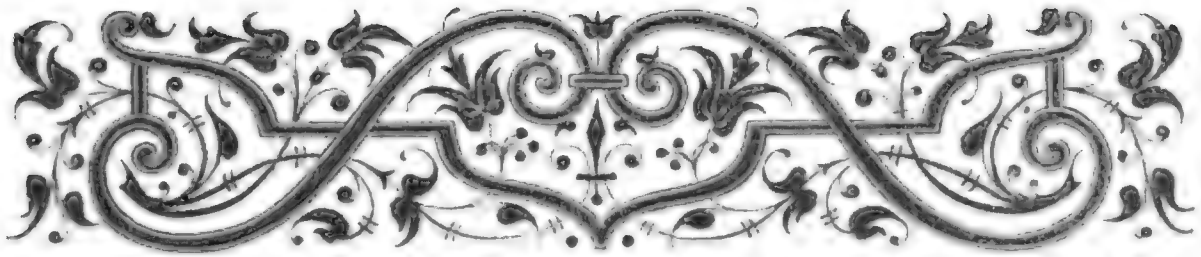
Vrai! e'que not' sal' métier est dur!  
C'est rien qu'de l'dire,  
Sur la terre, j'soutiens qu'pour sûr,  
Y en a pas d'pire.  
Dans la ru' lorsque l'mauvais temps  
Souffle en tempête,  
N'nous fais pas rester trop longtemps,  
Sainte Galette!

V'là la nuit, il faut de ce pas  
Partir en chasse . . .  
Chaqu' soir faut acquiter l'oyer  
De not' chambrette,  
Nous comptons sur toi pour payer,  
Sainte Galette.

— — — — —  
Si nous trimons . . .  
C'est pour soulager un ami . . .  
Pour qu'il puiss' s'ach'ter l'pauv' mignon,  
Un' bell' casquette,  
Fais nous gagner beaucoup d'pognon,  
Sainte Galette.

Aber freilich, neben den starken Geistern, die sich rühmen, für jede Erscheinung Verständnis zu haben, neben den Mystikern, welche in der Sünderin die demüthige, leidende Creatur bemitleiden und lieben, neben bewußten und halb-bewußten Socialisten, welche in Verbrechern und Dirnen Opfer der capitalistischen Gesellschaft sehen und entschuldigen, bleibt noch eine große Mehrheit ganz unphilosophischer fin-de-siècle-Cyniker, die entzückt sind, von einem jungen Frauenzimmer die Geschichte eines Erziehers und einiger Gymnasiasten, die einem Stubenmädchen nachgehen, oder einer Frau, die in einer Droschke Liebesabenteuer erlebt, zu hören und dieser Mehrheit verdankt Yvette Guilbert doch wohl ihre Haupterfolge. Die ausschließlich pornographischen Lieder verdunkeln einigermaßen die sittengeschichtliche Bedeutung der fin-de-siècle-Sängerin und ihrer Triumphe. Bezeichnend sind bloß die Schelmen- und Galgenlieder ihres Repertoires. Daß diese die Pariser so namenlos entzücken, ist eins der Anzeichen, an denen man den Grad der Verwesung der Boulevard-„Décadents“ am sichersten messen kann.





## Ums Brot.\*)

Von

A. Ch. Tessler.

— Neapel. —

I.

**E**s war Dämmerstunde, aber man merkte es nur der Zeit nach, denn der ganze Tag war so düster gewesen, als ob die Dunkelheit jeden Augenblick hereinbrechen wollte. Qualm und Dünste machten die Luft dick wie eine grauweiße Mauer — es schien dieses Jahr nicht schneien zu wollen, und obgleich es auch nicht regnete, das heißt, keine Tropfen fielen, hatte man doch beim Ausgehen eine unangenehme Empfindung von Feuchtigkeit und durchdringender Kälte.

Die Kinder baten in der Dämmerstunde um ein Feuer, allein die Mutter fand es nicht nothwendig — wirklich kalt war es ja nicht, und im Keller gab es keinen Holzvorrath für den Winter. Sie lebten aus der Hand in den Mund und der Vater wurde ungeduldig, wenn er Geld hergeben sollte: der arme Vater, er hatte es ohnehin so schwer!

„Dann laß uns wenigstens die Lampe anbrennen, statt noch länger im Dunklen zu sitzen,“ bat das älteste Mädchen und stand aus einer Ecke hinter dem Ofen auf, wo sie, die Stirn an die kalten Kacheln gedrückt, schweigend geessen hatte. Der gereizte Ton ihrer Stimme erinnerte an den Vater.

Die Mutter warf ihr einen bittenden Blick zu — denselben ergeben flehenden, mit dem sie ihres Mannes finstere Laune hinnahm.

„Du weißt, liebe Lisa,“ sagte sie, „daß wir nur noch das Del in der Lampe haben, das wir für den Vater aufheben müssen, wenn er vielleicht den Abend länger aufbleiben wollte.“

---

\*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen.

„Etwas Del ist doch so billig,“ murmelte Lisa halblaut. „In den ärmsten Hütten haben sie eine Lampe brennen.“

„Ja, mein süßes Kind, ich hoffe auch, daß wir mit Gottes Hilfe — nur heute Abend, siehst Du — Du bemerktest ja doch auch, wie es mit Papa stand — heute konnte ich ihn unmöglich um Geld bitten.“

„Aber man kann doch im Laden etwas bekommen, ohne gleich zu bezahlen. Laß mich hingehen und es versuchen,“ bat sie eifrig.

Die Mutter ließ die Stimme noch mehr als vorher sinken, damit es die kleineren Kinder nicht hören sollten — es war nur für Lisa; sie sagte: „Eine zweimonatliche Rechnung ist noch immer nicht bezahlt, mein süßes Kind.“

„Aber das kann nichts helfen, wir können doch nicht im Dunklen umkommen,“ schluchzte Lisa mit verschluckten Thränen. „Das ist ja zu schrecklich! Ich hatte mir vorgenommen — fest vorgenommen, Geijers Geschichte heute fertig zu lesen — morgen muß ich sie zurückgeben.“

Sie nahm das Buch, setzte sich damit an das Fenster und versuchte, beim letzten Schimmer des Tageslichtes, das eben verschwinden wollte, ohne eigentlich dagewesen zu sein, noch zu lesen.

„Mein geliebtes Kind, Du verdirbst Dir Deine Augen völlig,“ sagte die Mutter in klagendem Tone.

„Das ist mir einerlei — wenn man doch im Dunklen leben soll, kann man auch ebenso gut blind sein“, — rief sie, in Thränen ausbrechend.

Die Mutter sank auf einen Stuhl und lehnte mit dem Ausdruck müder Hoffnungslosigkeit den Kopf an die Wand.

„Jetzt bist Du recht herzlos gegen Deine arme Mutter,“ sagte sie leise.

Lisa sah hastig vom Buch auf, erhob sich langsam und ging wie widerstrebend einige Schritte auf sie zu. In der Mitte des Zimmers blieb sie stehen. Ihr Herz trieb sie, der Mutter in die Arme zu stürzen und sich an ihrer Brust auszuweinen, aber die Befangenheit vor ihren jüngeren Geschwistern hielt sie zurück, die Furcht, sich lächerlich zu machen oder sentimental zu erscheinen, die so oft halb erwachsene Mädchen antreibt, die hingebenden, weicheren Empfindungen ihres Alters zu verleugnen. Dann aber bäumte sich auch etwas in ihrem Inneren gegen all die Entbehrungen auf, die unaufhörlich von ihr verlangt wurden — sie wußte, daß es nicht Schuld der Eltern war, wußte, daß sich die Mutter gern des Nothwendigsten beraubt hätte, um ihre Wünsche zu erfüllen — trotzdem empörte sich ihr junges Gemüth gegen dieses beständige Entsagen und wurde hart und verschlossen den Eltern gegenüber, die ihr die Befriedigung ihrer leidenschaftlichsten Wünsche verjagen mußten.

Deshalb überwand sie auch jetzt den Impuls, der sie in die Arme ihrer Mutter treiben wollte und ging in das anstoßende Zimmer, wo ihr Bett neben zwei kleinen ihrer jüngeren Geschwister stand, setzte sich da hin und „troste“, wie diese es nannten.

Die Mutter hatte sich bald wieder aufgerafft und benutzte die Dämmer-

stunde zum Durchsehen eines hohen Stoßes Kinderjachen, die eben aus der Wäsche gekommen waren. Das, was ausgebeffert werden mußte — leider das meiste! — wurde auf einen Stuhl am Nähtisch aufgestapelt — das andere in einen Schrank in der Kinderstube gelegt. Sie ging müde und schleppend — die Figur war verunstaltet und das Gesicht fleckig. Die Kinder aber waren so gewohnt, sie in diesem Zustand zu sehen, daß sie sich gar nicht denken konnten, „eine Mama“ könnte anders aussehen — denn kaum hatte sie ein Kleines in der Wiege, als auch schon ein anderes wieder unterwegs war. Die älteste Tochter war fünfzehn Jahr alt — acht Kinder lebten und zwei waren todt. —

Einige Kinder spielten „Häshens“ um den Eßtisch, ein kleines hing der Mutter am Rock, eins schrie in der Wiege, eins war auf den Tisch geklettert, herunter gefallen und lag nun am Boden, ohne einen Laut von sich zu geben, die offenen Augen starr vor Schreck. Die Mutter wankte, mit fliegender Röthe im Gesicht und kaltem Schweiß der Erschöpfung auf der Stirn, zu ihm hin.

Endlich kam die Zeit, wo man wagen durfte, die Lampe anzubrennen. Sie beleuchtete ein ziemlich großes Zimmer mit ursprünglich eleganten, anspruchsvollen, jetzt aber verbrauchten Möbeln. Kleine Sophas für Zwei — zierliche, mit Plüsch überzogene Phantasiestühlen, gestickte Stühle und Puffs, dazwischen die gleichfalls schöne Einrichtung des früheren Eßzimmers, ein massives, eichenes Buffet, geschnitzte Stühle und ein antiker Schrank.

Ja, als das Alles angeschafft wurde! Damals hatte der junge Glas Hallin seines Vaters Fabrik übernommen, allerdings verschuldet und unter schwierigen Verhältnissen, aber doch in der festen Zuversicht, mit seiner jungen Kraft, seinem frischen Muth und seiner praktischen Tüchtigkeit Alles durchführen zu können, so daß das junge Paar mit ungetrübbten, glänzenden Hoffnungen der Zukunft entgegengegangen war.

Sie, eine gefeierte Ballschönheit der Stadt, war nicht gewöhnt gewesen, etwas zu thun — aber mit welcher Freude hatte sie an ihr eigenes Heim gedacht; da wollte sie fleißig sein und sich nützlich machen, denn vor Arbeit scheute sie nicht zurück — im Gegentheil fand sie diese Aussicht nur reizend.

Und Arbeit bekam sie, aber reizend war es nicht immer. Das Geschäft wollte sich nicht heben — die Zeiten waren schlecht — und nach Verlauf einiger Jahre gab es keinen anderen Ausweg, die Schulden zu bezahlen, als die Fabrik zu verkaufen. Seitdem hatte er bald hier, bald da eine Stelle als Fabrikverwalter, Werkführer oder Zeichner gehabt, und die schönen, für die Zimmer des eigenen Hauses bestellten Möbel, die auf allen Umzügen mitgenommen werden mußten, zeigten bald Spuren des Erlebten.

Jetzt hatte Glas Hallin ein halbes Jahr keine Beschäftigung gehabt und war mit seiner Familie in eine Fabrikstadt gezogen, in der Hoffnung, dort eher eine Stelle zu finden. Täglich lief er auf Erkundigungen aus, beantwortete jede Annonce, wendete Geld an verschiedene Reisen, aber noch immer vergebens. Die Zeit war für die Industrie ungewöhnlich schwer,



Alles mit Stellenjuchenden überfüllt und, Besizer eines großen, zurückgegangenen Geschäfts gewesen zu sein, nicht die beste Empfehlung.

Bereits wurde es ihm zur Gewohnheit, sich auf den Straßen herumzutreiben. Zu Hause fand er keine Ruhe. Er hatte immer auf dem Lande gelebt und viel Platz gehabt, jetzt die Kinder den ganzen Tag um sich haben zu müssen, war ihm unerträglich — eine quälende Unruhe trieb ihn beständig, sich körperliche Anstrengung zu machen — Anstrengung als Ersatz für die Arbeit. Und so wanderte der kräftige, hochgewachsene Mann einsam und ruhelos auf den dunklen, schmutzigen Straßen umher, hie und da vor den Fabriken der Außenstadt stehen bleibend und hineinblickend.

Nicht einmal Beschäftigung als sogenannter „einfacher Arbeiter“ konnte er bekommen, denn es war nicht so „einfach“, ein Arbeiter zu sein. Ihm fehlte die Specialgeschicklichkeit eines Solchen, der sein ganzes Leben lang immer dasselbe gemacht hatte.

Die Stelle, um die er sich jetzt bewarb, war seine letzte Hoffnung. Konnte die kleine Fabrik ihrem Inspektor auch keinen großen Gehalt aussetzen, so war das Geschäft doch solid, die Lage hübsch, und die Inspektorwohnung gesund und geräumig.

Es wäre nur gerecht, wenn er diese Stelle bekäme, er, der schon so lange gewartet — für so Viele zu sorgen hatte — und der, wie er so genau wußte, tüchtiger als die meisten seiner Mitbewerber war.

Gerecht, ja — aber regierte die Gerechtigkeit die Welt? Kamem die Tüchtigen immer vorwärts? Nein, nur solche, die Glück hatten. Die Welt ist eine planlose Lotterie, und er gehörte niemals zu den Gewinnenden.

Er kam eben aus dem Comptoir, wo die Anmeldungen — heute war der letzte Tag dafür — entgegengenommen wurden und hatte erfahren, daß er neunundzwanzig Mitwerber habe. Dreißig Bewerber um eine so unbedeutende Stelle! Ja, es waren wirklich harte Zeiten.

Und warum sollte gerade er unter den Dreißig derjenige sein, der das große Loos zöge? Deshalb, weil es Keiner so nöthig brauchte, wie er — deshalb, weil seine Kinder sonst verhungern müßten? Bah! Als ob das blinde Schickjal sich darum kümmerte!

Die Kinder machten ihre Aufgaben bei der Lampe. Lisa saß da, die Hände vor den Ohren, die Ellbogen auf dem Tisch, die Augen im Buch und verschlang die letzten Seiten von Geijers Geschichte. Ihr leidenschaftlicher Wunsch war, studiren zu können. In der kleinen Stadt gab es keine Schule, in der sie das Nöthige hätte lernen können, und von Privatstunden konnte natürlich keine Rede sein — aber sie liebte Bücher und lernte für sich, um sich für das Studentexamen vorzubereiten. Denn der Vater hatte ihr versprochen, wenn er die Stelle bekäme, sie nach Stockholm in die Gymnasialabtheilung für Mädchen zu schicken.

Sie war ein hoch aufgeschossenes Mädchen von noch völlig unentwickelten Formen und blässer Gesichtsfarbe, mit lang herunterhängendem Zopf und

graublauen, etwas kurzichtigen Augen, deren nach innen gefehrter Blick auf ein stark entwickeltes Gedankenleben deutete. Meistens zerstreut, ziemlich unbeholfen, war sie auch in ihren Bewegungen ungraziös und hatte zu lange Arme, die sie gewöhnlich herabhängen ließ. So war sie nichts weniger als das, was man ein „süßes Geschöpfchen“ nennt, und kein Mann würde auf den Gedanken gekommen sein, für diese fünfzehn Frühlinge zu schwärmen, ebenso wenig wie es ihr einfiel, in einem Mann ein Wesen zu erblicken, das Herzklopfen oder liebliche Verwirrung hervorrufen könne. Sie las Alles, was ihr vorkam, und wußte deshalb auch, daß verschiedene Schriftsteller die Ansicht vertraten, ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren müsse verliebt sein. Schulkameradinnen hatten ihr auch Liebesbriefe gezeigt. Aber dergleichen berührte sie nicht im Geringsten. Sie erklärte das Alles für dummes Zeug. Nein, studiren und etwas lernen, Examen machen, selbständig werden und allein auf einem Studentenzimmer wohnen — das war das höchste Ziel ihrer Träume — heirathen wollte sie entschieden nicht — heirathen und Kinder bekommen wie Mama — nein, dafür dankte sie!

Wenn aber der Vater nicht die Stelle bekäme, wie würde da ihr Loos werden! Als Rindermädchen müßte sie zu Hause bleiben — die Mutter hatte gesagt, daß sie dann überhaupt kein Mädchen mehr halten könnten, und der Vater fand ohnehin, daß eine große Tochter ihrer Mutter helfen müsse.

„Lija, Lija!“ rief der kleine Oswald, „überhör’ mir meine Aufgabe!“

„Ich habe keine Zeit, Otto kann es thun.“

„Ich!“ jagte der dreizehnjährige Otto, roth vor Entrüstung. „Bist Du gescheidt, ich, der ich selbst so viel Aufgaben habe und noch keine einzige kann!“

„Ich kann meine auch noch nicht.“

„Deine — Deine Aufgabe! Als ob das etwas ausmachte, Du lernst ja doch nur zu Deinem Vergnügen. Wenn ich aber vom Examen zurückgewiesen werde —“

„Ja, wenn auch! Du wirst doch die Schule aufgeben und ein Handwerk lernen müssen. Denn wenn Papa die Stelle nicht bekommt, hat er kein Geld, uns studiren zu lassen.“

„Uns! Du meinst Dich. Ein Junge muß doch auf alle Fälle etwas lernen. Aber ein Mädchen kann sich im Hause nützlich machen.“

Während sich die Geschwister stritten, wandte sich der kleine Oswald an die Mutter.

„Mama, soll mich Lija nicht überhören?“

„Lischen,“ bat die Mutter in ihrer schwachen Weise, „willst Du nicht so freundlich sein. Du weißt — ich kann nicht Deutsch — sonst würde ich —“

Lija schlug Geijers Geschichte heftig zu, faßte Oswald beim Arm, ließ sich seine Aufgabe zeigen und fragte sie in lautem, gereiztem Ton ab.

Es klingelte. Die kleine Marie lief hinzu und öffnete, und Tante Marie, eine Freundin der Familie, kam mit ihrem Arbeitsbeutel, um ein Stündchen zu verplaudern.

Die beiden Frauen sprachen über ihre Kinder und Haushaltsangelegenheiten.

„Ein Glück nur, daß Du eine große Tochter zur Hilfe hast,“ sagte Tante Marie.

Währenddessen hatten sich Margarethe und Gustav ein besonders schönes Spiel eingerichtet. Sie hatten ein Brett vom Fenster aus schräg auf die Diele gelegt, was eine Schlittenbahn vorstellen sollte und rutschten zu ihrem großen Entzücken, aber zum ebenso großen Nachtheil ihrer Sachen beständig darauf herunter. Die bedenklichsten Folgen zeigten sich denn auch nur zu bald, denn Margarethe blieb hängen, stürzte kopfüber in die Stube, fiel sich einen Zahn aus und zerriß ihr Kleid in Fetzen.

Ein förmlicher Aufruhr entstand. Lisa mußte natürlich von ihren Büchern aufspringen und der Mutter helfen, das blutende Gesicht abzuwaschen, den noch lose hängenden Zahn herauszureißen und das schreiende Kind zu beruhigen. Und dann noch das zerrissene Kleid! Margarethe hatte kein anderes morgen für die Schule. Das aber wieder in Stand zu setzen, würde den ganzen Abend kosten — und dann —fahr' wohl, Geijers Geschichte!

„Ich kümmere mich nicht darum,“ rief Lisa heftig. „Meinetwegen kannst Du zerrissen gehen, so viel Du willst — ich habe keine Zeit.“

„Liebe Lisa,“ bat die Mutter wieder in flehendem Ton, „Du siehst — sämtliche Strümpfe, Ottos Hosen nun auch noch — ich kann es nicht fertig bringen.“

„Otto kann seine Hosen selbst flicken — was gehen sie mich an?“

„Pfui Lisa, daß Du Dich nicht schämst, so unweiblich zu sein,“ schalt Otto.

„Daß Du Dich nicht schämst, so unmännlich zu sein, Dir nicht selbst helfen zu können,“ entgegnete Lisa.

„Aber meine liebe Lisa,“ fiel hier Tante Marie ein, „ich kann mir doch nicht denken, daß Du nicht mit Freuden Deiner Mama helfen solltest. Es ist doch so beglückend für eine erwachsene Tochter, ihrer Mutter eine Stütze sein zu können, nicht wahr?“

„Das finde ich nicht,“ murmelte Lisa, während sie ihren Nähkorb holte und das Kleid in Angriff nahm. „Mich quält es zu Tode,“ fügte sie dumpf hinzu und seufzte.

„Ich habe es Dir immer gesagt, Lisbeth,“ wandte sich Tante Marie zur Mutter, „Du würdest es noch zu bereuen haben, wenn Du das Mädchen so verzögst. Ein Mädchen muß früh lernen, nicht für sich, sondern für Andere zu leben — sonst geht es ihr schlecht in der Welt.“

„Aber ich will nicht — ich will nicht nur für Andere leben,“ rief Lisa leidenschaftlich aus. „Ich habe es das ganze letzte Jahr gethan und es hat mich nur bitter gemacht, widerspenstig und gereizt. Es ist nicht wahr, daß man besser dadurch würde — im Gegentheil, nur schlechter — ich wenigstens.“

„Das ist wirklich wahr,“ sagte die Mutter leise. „Lisas Natur ist so. Wenn sie in Ruhe gelassen wird und studiren kann, ist sie mein gutes, liebes Kind, das Niemandem etwas in den Weg legt, nichts von Anderen fordert und fleißig und ausdauernd bei der Arbeit ist — ach, es ist ein Jammer, daß sie kein Junge ist, da könnte man sich nur über sie freuen und hoffen, daß etwas Tüchtiges aus ihr werden würde — ich wünschte, Otto hätte nur halb so viel Fleiß — aber so, als Mädchen, wird sie nur wegen ihrer Ausdauer verurtheilt, das arme Kind.“

Lisa warf der Mutter einen dankbaren Blick zu.

„Ja, das kann schon sein, meine gute Lisbeth,“ sagte Tante Marie, „da sie nun aber einmal ein Mädchen ist, muß sie auch als solches erzogen werden.“

Lisa schwieg und nähte mit Widerwillen den ganzen Abend. Thränen standen ihr fortwährend in den Augen, aber sie kämpfte dagegen. Sie war auffällig, das wußte sie, aber sie konnte es nicht ändern — sie wollte nicht einmal anders sein, wollte sich nicht fügen und das werden, was Tante Marie und Andere ein „nettes Mädchen“ nannten — ihre Lernbegier unterdrücken, die Hoffnung, etwas Selbständiges zu werden, aufgeben — ihr ganzes Leben damit hinbringen, Anderen zu dienen, wie die Mutter — nein, das wollte sie nicht, das konnte sie nicht. Sie mußte kämpfen, mußte sich zur Wehr setzen. Ginge sie auf Alles ein, worum man sie bat, dann würde sie bald keine Zeit mehr für sich übrig haben, würde ihre Individualität aufgeben müssen und — eine Nähmaschine, eine Staubbürste — eine Tretmühle werden.

Das war ihr täglicher, quälender Gedanke. Wenn sie nicht das werden könnte, was sie wollte, würde sie weniger als Nichts werden, denn ihre Natur ließ sich nicht in den engbegrenzten Kreis des häuslichen Lebens bannen. Wenn sie nur wenigstens irgend ein Talent hätte, dachte sie — wenn sie spielen, singen, malen oder dichten könnte — da würde man ihr schon gestatten, ihren eigenen Weg zu gehen, denn das Talent respektirt man ja auch bei Frauen. Aber so, da es sich nur darum handelte, daß sie unglücklich werden würde, wenn man sie nicht gewähren ließ — ohne daß sie doch die geringste Sicherheit bot, etwas Außerordentliches zu leisten — nun fanden Alle — außer der Mutter, die ja so gut war, — und waren Alle darin einig, es wäre nur Selbstsucht und traurige Verirrung, daß sie sich nicht damit begnügen wollte, zu Hause zu bleiben und der Mutter zu helfen.

Wenn aber der Vater die Stelle bekäme, dann hatte er ihr versprochen, fest versprochen, daß sie studiren solle.

Ach, Gott im Himmel, Du, der da weiß, was es für mich bedeuten würde — der Du erkennst, was sonst Niemand begreift, daß es nicht Selbstsucht ist, die mich fortreibt, nein, meine innerste Natur, wie ich untergehe, wenn ich hier bleiben muß — der Du Alles weißt, lieber Gott, Du kannst, Du kannst es nicht zulassen, daß Papa die Stelle nicht bekommt. Du kannst

es nicht, denn Du kannst nicht das Unglück Deiner Kinder wollen. Und für mich wäre es ein grenzenloses, furchtbares Unglück! Laß mich studiren! Laß Papa die Stelle bekommen! Ich will auch nicht selbstüchtig werden — will Alles thun, was in meinen Kräften steht, um tüchtig zu werden und Geld verdienen zu können, damit ich meinen kleinen Geschwistern helfen kann — nur laß mich lernen! Nur befreie mich von den ewigen Flickeereien hier und dem Geschrei von allen Seiten um mich her! — Guter Gott — guter Gott!

„Was murmelt nur das Mädchen?“ fragte Tante Marie leise die Mutter. „Siehst Du nicht, sie bewegt die ganze Zeit die Lippen und starrt so sonderbar vor sich hin. Weiß Gott, was mit ihr ist, sehr eigenthümlich ist sie.“

„Ja — sie ist nicht wie andere Kinder, das ist gewiß. Aber der Grund in ihr ist gut. Der Pfarrer sprach in diesen Tagen mit ihr über das, was sie für sich treibt, und sagte, sie hätte ungewöhnliche Kenntnisse. Es liegt mir schwer auf der Seele, daß wir vielleicht nicht die Mittel haben werden, sie studiren lassen zu können. Ich weiß nicht, was dann aus ihr werden soll — ich fürchte — alles Mögliche — Du weißt, wie es mit der Schwester ihres Vaters ging.“

„Die gemüthskrank wurde?“

„Ja. Bei ihr war es freilich aus unglücklicher Liebe. Aber ich glaube, bei Lisa könnte es in diesem Fall ebenso werden, sie gleicht der Tante sehr.“

„Es ist eben schrecklich, daß die Mädchen heutzutage solche Ideen haben,“ sagte Tante Marie. „Zu unserer Zeit ging es jedenfalls ruhiger zu, da hatte ein Mädchen keinen anderen als Liebeskummer. Das kann man doch noch verstehen — aber das hier.“

Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe, und Frau Hallin stand mit einer Schnelligkeit auf, die man ihr kaum zugetraut hätte, während sie allerlei Gerümpel und Sachen vom Tisch schob.

„Rückt etwas zu, Kinder, damit Platz für Papa wird,“ sagte sie hastig. „Und wo ist die Zeitung? Lauf schnell in das Magazin, Otto, und bitte darum! Lisa, setze Papas Stuhl her!“

Der Vater kam langsam herein, nickte Frau und Kindern düster zu, reichte der Hausfreundin flüchtig die Hand und fragte sogleich nach der Zeitung.

„Otto ist fort, um sie zu holen — er wird gleich wieder hier sein,“ sagte die Frau mit hastiger, ängstlicher Stimme.

„Ich dachte, es wäre nicht zu viel Rücksicht für mich verlangt, daß sie da sein soll, wenn ich nach Hause komme,“ brummte der Vater.

Niemand antwortete; gleich darauf kam Otto mit der Zeitung athemlos herein.

„Es ist doch merkwürdig,“ wendete er sich heftig an seine Frau, „daß Du die Kinder nicht einmal die kurze Zeit, die ich zu Hause bin, ruhig halten kannst.“

Lisa, die dunkelroth geworden war und aufgereggt aussah, seitdem der Vater das Zimmer betreten hatte, murmelte halblaut:

„Aber Papa, das ist doch nicht Mamas Fehler.“

„Was sagst Du — soll ich mich von meinen Kindern zurechtweisen lassen!“ fuhr dieser auf.

„Ich kann es nicht ertragen, wenn Du ungerecht gegen Mama bist!“ antwortete Lisa mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen, während sie an dem zerrissenen Stückchen frampshast weiter nähte, ohne zu sehen, was sie machte.

Der Vater drehte sich, mit dem Stuhl schaukelnd, um und wandte sich an Tante Marie.

„Da hören Sie, meine gute Tante Marie, wie wir unsere Kinder erziehen,“ sagte er mit gezwungenem Lachen. „Das sind die Grundsätze meiner Frau — Mädchen sollen selbständig werden und wissen, was sie wollen, pflegt sie zu sagen. Daß Gott erbarm, was für Hausfrauen soll diese Sorte von Mädchen geben!“

„Ich will gar keine Hausfrau werden,“ murmelte Lisa.

Otto brach in Gelächter aus.

„Es kommt auch Keiner, der Dich haben will. Du kannst ruhig sein.“

Der Vater fuhr vom Stuhl auf, ergriff ihn mit seiner starken Hand, hob ihn hoch auf und stieß ihn heftig nieder, während seine Augen rollten und sein Gesicht zuckte.

„Kann ich in meinem Hause keinen Frieden haben!“ schrie er in einer Wuth, die in keinem Verhältniß zur Veranlassung stand. „Ich kann nicht das Zimmer betreten, ohne Zank und Geschrei zu hören — das halte ich nicht aus, Ihr macht mich toll!“

Er ging mit großen Schritten durch die Stube, riß die Schlafzimmerschüre auf und schloß sich ein.

Seine Frau und Tante Marie sahen einander an, die Kinder waren todtenstill geworden.

Mehrere Minuten dauerte das Schweigen, dann brach Frau Hallin in Thränen aus, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und rief: „Ach Gott, habe Erbarmen mit uns!“

Lisa war aufgesprungen und stand hinter der Mutter, die Hand auf ihrer Stuhllehne; sie sah leichenblaß aus und hatte kleine Falten um die kurzsichtigen, immer etwas matt aussehenden Augen. Die anderen Kinder saßen oder standen schweigend in stummer Angst, wie sie die Familie zusammentreibt, wenn ein schweres Unwetter über ihre Häupter dahintrast und der Blitz das schützende Dach zu vernichten droht.

Aber die Mutter, immer von Anderen, auf die sie Rücksicht zu nehmen hatte, umgeben, war an Selbstbeherrschung gewöhnt und ließ nur selten ihren Gefühlen freien Lauf; sie raffte sich auch jetzt gewaltsam auf und sagte halblaut zu Tante Marie: „Bekommt er die Stelle nicht, sind wir verloren. Er kann es nicht länger ertragen — er steht am Rande des — —“

Lisa hörte die Tante antworten: „Ja, wenn es in der Familie liegt, dann“ — und im nächsten Augenblick fiel sie der Mutter schluchzend um den Hals: „Mama, Mama, Gott wird uns erhören. Es kann nicht anders sein — es kann nicht. Ich werde ihn bitten, nicht nur meinetwegen, wie ich vorhin that, sondern Papas und Deinetwegen — so daß es nicht anders kommen kann. Ich war bisher so greulich, so egoistisch, habe nur an mich gedacht, jetzt aber begreife ich Alles, und nun weiß ich erst, wie ich beten muß.“ Sie schlang ihre Arme nochmals fest um den Hals der Mutter, küßte sie mehrere Male auf die Stirn und stürzte dann fort in ihr dunkles Schlafzimmer.

„Du siehst, daß sie nicht ohne Herz ist,“ jagte die Mutter, gerührt und getröstet durch den ungewohnten Gefühlsausbruch ihrer Tochter.

„Ja, das ist wahr, und es freut mich, Zeuge davon gewesen zu sein,“ erwiderte Tante Marie. „Wir wollen Alle Gott bitten, daß er Eure Hoffnungen erfüllen möge, meine liebe Lisbeth, Du wirst sehen, er erhört uns gewiß.“

Damit sagte sie gute Nacht und ging fort.

Gleich darauf kam der Vater wieder herein. Er bereute offenbar, sich vorhin so vergessen zu haben, und sprach freundlich zu Frau und Kindern. Aber sein Gesicht zeigte noch immer den angstvollen, verzweifelten Ausdruck, und das Aufgeregte und Hastige seines Wesens verrieth nur zu deutlich, daß der gewaltthame Ausbruch sein ganzes Nervensystem erschüttert hatte.

„Weißt Du, wie viel Mitbewerber ich habe?“ sagte er plötzlich zu seiner Frau.

„Nein — hast Du es jetzt erfahren?“

„Nur neunundzwanzig,“ erwiderte er bitter.

Das hörte Lisa, als sie eben aus ihrem Zimmer heraustrat. Voll frohester Gewißheit war sie von ihrem Gebet aufgestanden; Gott würde sie erhören, es war nicht anders möglich. Und nun traf sie diese Nachricht wie ein unerwarteter Donner Schlag. Dreißig Bewerber! Und unter diesen Dreißig waren sicher noch Viele, die wie sie Gott auf den Knien gebeten hatten, er möge doch gerade ihnen helfen — die also Gott gebeten hatten, ihre eigene Hoffnung nicht zu erfüllen. Weit umher im Land, in vielen Häusern saßen Frauen, Töchter oder Mütter und dachten, wie sie gedacht hatte, Gott könne nicht anders, als Mitleid mit ihrer Noth haben, und müsse gerade ihr Gebet erhören. Sie Alle waren ihre Feinde, die nicht danach fragten, ob sie unglücklich würde, wenn nur ihr eigener Wunsch in Erfüllung ginge.

Aber hatte sie nicht jetzt dasselbe gethan?

Und wie sie soeben noch tiefe Beschämung über ihre Selbstsucht empfunden, die ganze Angelegenheit nur von ihrem eigenen, persönlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, ohne dabei an ihre Eltern gedacht zu haben, so sah sie dieselbe plötzlich in noch schärferem Licht und fühlte ihr Herz sich in hilfloser Unklarheit vor der Frage zusammenziehen: „Hat man das Recht, Gott um

etwas zu bitten, das zum eigenen Vortheil, Anderen aber zum Kummer gereicht?“

Und hinter dieser Frage tauchte in dunklen, unbestimmten Umrißen eine andere, noch tiefer greifende und erschreckendere auf: „Giebt es überhaupt Glück, wenn es nur auf Kosten Anderer erreichbar ist?“

## II.

Hilma Stenberg erwartete ihren Bräutigam. Jeden Augenblick wädhend, der Wagen müsse vorfahren, da der Zug um drei Uhr angekommen war, lief sie unruhig von einem Fenster zum anderen, um zu sehen, von welchem aus sie die Allee am besten überblicken könnte.

Wolle vierzehn Tage war er nicht bei ihr gewesen — zweimal hatte er seinen versprochenen Besuch wieder abgesagt. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß ihn jetzt recht oft etwas abhielt, zu ihr zu kommen — aber so tief es sie auch schmerzte, bemühte sie sich doch ängstlich, die Anderen nichts merken zu lassen. Als die Schwestern sie neckten, daß sie den Wagen viel zu früh erwartete, versicherte sie, es wäre ihr gleichgiltig, ob ihr Verlobter mit käme oder nicht — hätte er keine Lust, dann möchte er es bleiben lassen, darum betteln würde sie sicher nicht.

Und doch hatte sie gebettelt, doch hatte sie ihn beschworen, gerade in diesen Tagen der Entscheidung wegen der erhofften Stelle bei ihr zu sein. Sie fühlte in ihrer grenzenlosen Spannung und Unruhe, daß sie seiner mehr denn je bedurfte und hatte vor den Folgen, wenn er die Stelle nicht bekäme, größere Angst, als sie sich selbst eingestehen mochte. Sie waren schon vier Jahre verlobt, und ihr Vater fing an, ungeduldig zu werden; er fand, daß Fredrik, wenn wirklich etwas an ihm wäre, endlich im Stande sein müßte, so viel zu verdienen, um eine Frau ernähren zu können. Er selbst, ein alter Militär, hatte sich durch die Pachtung eines Gutes und durch angestrengte Arbeit zu einem gewissen Wohlstand emporgearbeitet. Wohlwollend von Natur, war er auch ein liebevoller Vater, konnte aber durch sein etwas derbes Wesen zuweilen verlegen. Das trat besonders Fredrik gegenüber hervor, und Aeußerungen wie „ein junger Mann mit zwei gehunden Armen müßte sich durch die Welt schlagen können“, verletzten diesen um so tiefer, je ungerechter sie waren. Denn er war wirklich tüchtig und strebsam und litt am meisten darunter, noch nicht so viel erreicht zu haben, daß er seiner Braut ein eigenes Heim hätte bieten können. Dann wurde er oft gegen Hilma gereizt, so unschuldig diese auch an ihres Vaters Rücksichtslosigkeit war, und ließ sich hinreißen, ihr harte Worte zu sagen: er wolle ihr ihre Freiheit wiedergeben, wenn es ihre Familie wünsche, denn er hätte nicht Lust, sich wie einen untüchtigen Menschen behandeln zu lassen, nur weil die Zeiten schlecht wären, und ginge es auf keine andere Weise, so scheue er auch nicht davor zurück, nach Amerika auszuwandern, um zu zeigen, daß er Manns genug wäre, sich durchzuschlagen, wenn sich nur eine Möglichkeit böte.



Aber Amerika war ihr Schrecken. Theils konnte sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen, von den Ihrigen so weit wegzukommen, theils jagte ihr auch ein dunkles Gefühl, daß dieses Sprechen von Amerika eine Bedrohung ihrer Liebe bedeute — daß er nicht hinwolle, um sie mitzunehmen, sondern um sie zu verlassen. Denn nur wenn er gereizt gegen sie war, sprach er davon und dann niemals von einer gemeinsamen Zukunft für sie Beide.

Doch wenn er jetzt die Inspektorstelle an der kleinen Fabrik bekäme, würde Alles gut werden. Die kleinen Zwistigkeiten — leider nicht immer klein — welche zuweilen zwischen ihnen vorkamen, hatten ja ihren Grund nur in dem drückenden Zustande der langen Verlobungszeit und der Einmischung ihrer Familie in ihr Verhältniß, das war ihre feste Ueberzeugung. Wären sie nur erst in ihrer eigenen Häuslichkeit und allein, würden sie sich sicher nie mehr veruneinigen. Er würde nicht mehr so reizbar und heftig wie jetzt sein, wo er in Allem einen Vorwurf sah oder eine Anspielung darauf, daß er noch nichts erreicht habe, argwöhnte — und sie nicht mehr so empfindlich und sentimental, wie sie sich wohl bewußt war, in der langen Verlobungszeit allmählich geworden zu sein — voller Einbildungen, er liebe sie nicht mehr so wie früher und denke im Stillen daran, sie zu verlassen. Nein, wäre sie nur erst seine Frau, wollte sie schon ruhig und verständig sein. Und würde er jetzt Inspektor in Mysors, dann würden sie nahe Nachbarn der Eltern. Wie reizend, in das alte Heim als junge Frau zu kommen und Eltern und Geschwister bei sich zu sehen! Ach, wie glücklich, wie glücklich würde das werden! Bekäme er nur die Stelle!

Währenddessen saß der Bräutigam in dem kleinen Einspänner, den ihm die Schwiegereltern entgegengeschickt hatten und näherte sich dem Gute in derselben unbehaglichen Stimmung, die sich in letzter Zeit immer seiner bemächtigte, wenn er zu seiner Braut reiste. Er fühlte sich nicht mehr heimisch in ihrer Familie — die Schwiegereltern waren, als sie sahen, daß es mit der schönen, ihm vor ein paar Jahren allgemein prophezeiten Zukunft noch immer nichts werden wollte, allmählich weniger rücksichtsvoll gegen ihn geworden und schienen ihn besonders jetzt kaum noch zu beachten, wo Silmas jüngere Schwester eine bedeutend bessere Partie machte. Die neunzehnjährige Annie hatte sich mit einem jungen Bezirksrichter verlobt, der ein gesuchtes Advokatenbureau und schon eine elegante Häuslichkeit hatte, so daß er eine Woche nach der Verlobung heirathen wollte. Nur mit größter Mühe hatte ihn Frau Stenberg überreden können, so lange wenigstens zu warten, bis Annies Aussteuer fertig wäre. Nun war das ganze Haus voll davon, auf allen Stühlen sah man Leinwand und Möbelstoffe liegen, die Zeichnung der Wohnung wurde wieder und wieder studirt und immer von Neuem darüber gesprochen, wie schön und prächtig Alles werden würde. Silma, die den ganzen Tag für ihre Schwester nähte, statt an ihre eigene Aussteuer denken zu können, wurde insolge dessen so nervös, daß man kaum mit ihr sprechen konnte, ohne eine Scene oder einen Thränenstrom heraufzubeschwören.

Das that ihm weh, jede ihrer Thränen war ihm ein Vorwurf — Alles, Alles im Hause empfand er als solchen — und doch war er schuldlos, er hatte sich ja auf jede erdenkliche Weise angestrengt, eine Stelle zu bekommen, aber nichts war ihm geglückt. Wie vielen seiner Berufsgenossen sogar älteren Leuten und Familienvätern, die außerordentlich tüchtig und geschickt waren, ging es ebenso. Aber was war zu machen, wenn Alles darniederlag und Niemand sein Geld riskiren wollte. So reifte in ihm mehr und mehr der schon lange heimlich genährte Plan, wenn er auch diese Stelle nicht bekommen sollte, sich nicht länger der demüthigenden Behandlung auszuweihen, sondern — Hilma ihre Freiheit zurückzugeben und selbst nach Amerika zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen. Anfangs würde sie freilich außer sich sein, aber auch für sie wäre es schließlich besser so, als dieses ewige Warten — vielleicht fände sie einen anderen Mann, der eher für sie sorgen könnte, ebenso wie Annie.

Mit diesen Gedanken fuhr er in die Allee ein und begrüßte infolge dessen seine Braut, die zu ihm auf den kleinen Wagen gesprungen kam, mit finsterem, verschlossenem Gesicht.

„Geliebter Fred — wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Denke doch, daß ich Dich vierzehn Tage nicht gesehen habe! Annie's Bräutigam war währenddessen drei Mal hier und kommt auch morgen wieder.“

„So, auch morgen wieder? Dann gehe ich meiner Wege.“

„Aber Fred, was sagst Du da? Du solltest ja doch die ganze Woche hier bleiben, um die Entscheidung wegen der Stelle abzuwarten.“

„Nicht mit ihm zusammen. Mußte er denn gerade in diesen Tagen hier sein? Konntest Du das nicht anders einrichten?“

„Aber süßer Fred, glaubst Du denn, ich hätte das ändern können? Er ist ja so in sie verliebt, daß er es kaum einen Tag ohne sie aushält — übrigens wäre es für Dich ganz nützlich, wenn Du Dir ein Beispiel daran nähmst.“

„Ach so — das konnte ich mir denken. Auf solche Weise anzufangen, ist gerade die richtige Art, mir's hier behaglich zu machen.“

„Ich glaube, Du bist heute schlechter Laune. So ist Oskar nie — der fährt seine kleine Braut nicht so an.“

„Ja, ich beklage aufs Tiefste, daß Du nicht Oskar bekommen hast.“

„Na, na, Fred, sei nicht albern. Du hast ja Deine kleine Mijsa noch nicht einmal umarmt.“

Sie schlug mit Vorliebe diesen naiven Ton an, der ihn im Anfang ihrer Verlobungszeit so entzückt hatte, ihn jetzt aber förmlich folterte.

Der Wagen hielt an der Treppe. Fred in ein kleines Zimmer ziehend, hoffte sie, ein paar Augenblicke mit ihm allein sein zu können, aber sie wurden gleich von den Geschwistern umschwärmt, und kurz darauf ertönte die Mittagsglocke.

„Nun, wie steht es,“ frug Capitain Stenberg bei Tisch, „hast Du viele Mitbewerber?“

„Ja, wir sind zusammen dreißig.“

„Alle tausend! Und sind Gefährliche darunter?“

„Ja, ein paar außerordentlich Tüchtige. Unter Anderen ein älterer Mann, der selbst Jahre lang Besitzer einer Fabrik war. Er hat eine große Familie und ist äußerst bedürftig, weshalb sich Viele für ihn interessiren.“

Hilma sah mit einem fast flehenden Blick auf.

„Ach, so nöthig wie wir, braucht er es gewiß nicht — für ihn wird es sich dabei nicht um Alles handeln wie bei uns.“

„Schwas keine Dumunheiten, mein Kind!“ fuhr der Capitain auf. „Was soll das heißen, daß es sich bei Dir um Alles handelte? Bist Du heirathskrank? Du hast doch eine schöne Heimat, und Niemand wünscht Dich fort von hier. Im Gegentheil, Mama braucht Dich jetzt doppelt nöthig zu Hause, wo Annie sich verheirathet. Und seid Ihr nun vier Jahre verlobt gewesen — könnt Ihr es gern noch länger sein — das thut nichts, man muß es nur gewohnt werden.“

Fredrik fühlte sich schon beleidigt.

„Nicht Alle sind so glücklich, gerade den Beruf gewählt zu haben, der in schlechten Zeiten der vortheilhafteste ist,“ sagte er.

„Weißt Du was, mein Junge, ich glaube, man spricht oft zu viel von den schlechten Zeiten. Ich habe so lange gelebt und gute und schlechte durchgemacht, aber ich habe immer gefunden, daß ein tüchtiger Mann sich durchschlägt.“

Hilma blickte erschrocken nach ihrem Bräutigam hin, dessen Gesicht sich verfinsterte.

„Darin hast Du Recht, Vater,“ erwiderte er. „Deshalb lege ich gar keinen großen Werth auf diese Stelle. Man ist ja nicht an Schweden allein gebunden — die ganze Welt steht einem offen, wenn man jung ist und etwas Tüchtiges gelernt hat.“

„Ja, wenn man allein steht, mag das der Fall sein. Hat man aber ein Mädchen an sich gefesselt, muß man's hübsch bleiben lassen, auf unsichere Abenteuer auszugehen.“

„Ich meine, man nimmt das Brot da, wo man es findet.“

„Spricht er wieder von Amerika?“ wandte sich die Mutter ängstlich an Hilma.

„Ja, ich fürchte es,“ erwiderte diese leise, „aber das ist nur die Folge davon, daß Papa ihn immer reizt.“

„So schlecht ist es wohl noch nicht bei uns bestellt,“ fiel der Capitain mit lauter Stimme ein, „daß unsere jungen, tüchtigen Leute auswandern müßten, um ihr Brod zu finden. Ich habe kein Verständniß für das feige Aufgeben unseres Landes, sobald sich einem Schwierigkeiten entgegenstellen.“

Mancher tüchtige Mensch des alten Schwedens hat eine harte Brodrinde in seinem Vaterlande einem behäbigen Auskommen in der Fremde vorgezogen.“

„Das klingt sehr schön,“ fuhr Fredrik, immer heftiger werdend, auf. „Aber man kann auch Lust zum Auswandern bekommen, ohne es zu brauchen. Wenn man z. B. Neigung hätte, den engen Verhältnissen zu entfliehen, Neues kennen zu lernen und sich in seinem Beruf weiter, als hier möglich ist, auszubilden.“

„Beim Himmel, mein Junge, ich glaube, Dir liegt gar nichts daran, die Stelle zu bekommen. Dann zieh' um Alles in der Welt Deine Bewerbung zurück und gib Hilma ihren Ring wieder.“

„Papa!“ schrie diese, dunkelroth im Gesicht, und stürzte vom Tisch fort.

„An mich mußt Du Dich nicht wenden, liebe Tochter. Ich würde ihm gern die Stelle geben, wenn es von mir abhinge — wenn er sie aber selbst nicht will! Nur hättest Du Dir das früher überlegen sollen, ehe Du Dich verlobtest, mein lieber Fredrik.“

„Ich habe ja nicht gesagt, daß ich sie nicht wollte, ich habe nur gesagt, daß, wenn es keinen andern Ausweg gäbe —“

Hilma war nicht fähig, sich wieder an den Tisch zu setzen, sie ging weinend hinaus. Fredrik machte keinen Versuch, sie aufzuhalten — er fühlte sich durch die Blicke der Anderen, besonders Annies bedrückt, die halb vorwurfsvoll, halb triumphirend zu sagen schienen: die arme Hilma hat ja einen liebenswürdigen Bräutigam; da ist mein Oskar doch anders . . .

Der Rest der Mahlzeit wurde unter verstimmtem Schweigen eingenommen.

Fredrik traute es, zu Hilma zu gehen, so lange sie noch in ihrem Zimmer lag und weinte. Er hatte förmliche Angst vor diesen Scenen, denn er wußte, sie würde ihn bis aufs Blut quälen; die Cigarre wollte ihm nicht schmecken, der Kaffee war schlecht — und nun wollte auch noch Annie eine Stichelei bewundert haben.

Frau Stenberg, die hinausgegangen war, um nach ihrer Tochter zu sehen, kam wieder herein.

„Geh doch zu Hilma,“ sagte sie. „Sie hat so geweint, daß sie förmliche Nervenzuckungen bekommen hat.“

Er stand auf, ging mit großen Schritten durch das Zimmer und riß die Thür zu Hilmas Zimmer auf.

Ihr Schluchzen nahm merklich zu, als er sich näherte.

„Wenn du dich so beträgst, Hilma, bringst du mich wirklich dahin zu wünschen, ich möchte die Stelle nicht bekommen.“

„Fred!“ — Sie fuhr aus ihrer zusammengekrümmten Stellung auf und unterdrückte das Schluchzen. „Was meinst du damit?“

„Deine Laune ist ja in letzter Zeit unerträglich geworden. Was habe ich denn verbrochen, um diesen neuen Austritt hervorzurufen?“

„Du sprichst, als ob du wünschtest, von mir fort zu kommen,“ schluchzte sie, während sie ihn umschlang.

„Warum faßt Du auch Alles so auf? Du weißt doch, daß Amerika ein altes Lustschloß von mir ist, daß ich daran dachte, schon ehe ich Dich kannte.“

„Ja, aber Du gabst es meinetwegen auf. Und nun, wo wir endlich an dem so lange ersehnten Ziel stehen, kommst Du doch wieder damit. Muß ich nicht denken, daß Du mich nicht mehr liebst — daß ich nicht mehr Deine kleine Mijsa, Dein Herzblättchen, Dein Sonnenstrahl bin?“

Sie legte ihren Kopf an seine Brust und flüsterte ihm, zu ihm aufblickend, alle diese Zärtlichkeitsnamen zu.

Er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust. Diese kindlich naiven Namen, die er ihr selbst in der Zeit ihrer ersten Liebe gegeben, riefen in seinem Herzen keinen Widerhall mehr nach. Einst — ach ja — wie glücklich hatte es ihn da gemacht, sie von ihren Lippen zu hören — wie hatte damals Alles darauf geantwortet, was Zartes und Hingebendes in seinem Herzen lebte!

Warum war das jetzt so ganz anders geworden? Lag es an ihm? War seine Natur so treulos, daß ihm das gleichgiltig werden konnte, was ihm einst das Theuerste gewesen? Oder hatte er sich in seiner Braut getäuscht?

Nein, ihr konnte er nichts vorwerfen. Sie liebte ihn heute noch ebenso treu und hingebend wie am ersten Tag, und hatte er auch im Laufe der Jahre manche Mängel und Schwächen an ihr entdeckt, so war das doch kein Grund, ihr gegenüber kühl zu werden. Welches Recht hatte er, zu beanpruchen, sie sollte ein Muster von Vollkommenheit sein? Sie war ein einfaches, natürliches, warmherziges Mädchen, deren ganzes Herz ihm gehörte — was konnte er mehr verlangen?

Aber der Zauber, den ihr Wesen früher auf ihn ausgeübt hatte, war verschwunden, verschwunden während der langen Verlobungszeit. Das schönste Glück war verloren, weil er sie nicht damals, als ihre Liebe neu, jung und voller Verheißung war, in die eigene Häuslichkeit führen durfte. Nun war die Zeit der ersten Blüthe vorüber, es war Herbst geworden, ohne Sommer gewesen zu sein. Und deshalb hatte die Erreichung des Jahre lang erstrebten Zieles jetzt nicht mehr den Werth für ihn wie früher.

Das Alles konnte er ihr nicht sagen. Er würde ihr nur tiefstes Weh verursacht haben, ohne dadurch etwas zu bessern. Jetzt war es allerdings das Wichtigste, sich die Stelle zu wünschen, denn diese Art Zusammenleben länger fort zu führen, war auf die Dauer unmöglich.

„Laß uns etwas an die Luft gehen,“ sagte er. „Du darfst Dich den Gemüthsbewegungen nicht so hingeben — Du schadest Dir nur dadurch und quälst uns Beide.“

„Ja, ja, ich will Alles thun, was Du willst. Aber sag' mir nur, daß Du Deine kleine Mijsa noch ebenso innig liebst wie früher, und daß Du glücklich, wirklich glücklich bist, wenn Du die Stelle bekommst.“

Er antwortete ihr mit einem Kuß, um nichts sagen zu müssen, und sie gingen hinaus in den Garten. Bei der Unterhaltung gab er sich die größte

Mühe, von möglichst neutralen Stoffen zu sprechen, von Wetter und Wind, wie unangenehm es wäre, daß es dies Jahr gar nicht schneien wollte, von seinen Arbeiten in der Werkstatt, von Politik — war es aber sonst schon vergebliches Bemühen gewesen, sie für andere als rein persönliche Verhältnisse zu interessiren, heute ging es weniger denn je.

„Höre — kannst Du mir keine Zeichnung von dem Hause von Nyfors verschaffen?“ schnitt sie seine Bemerkung über den Ausfall der diesjährigen Ernte ab. „Ich möchte mir so gern ein Bild unserer zukünftigen Häuslichkeit machen können.“

„Wie, sich hineindenken, ehe man überhaupt weiß, ob etwas daraus wird, das wäre gerade das Richtige! Ich bitte Dich inständig, wiege Dich nicht in solche Sicherheit ein, Du bringst mich mit diesen Reden zur Verzweiflung.“

„Aber Du mußt die Stelle bekommen,“ erwiderte sie und hängte sich schwer an seinen Arm. „Du mußt, sonst kann ich es nicht mehr ertragen.“

„Was willst Du damit sagen? Das, was ertragen werden muß, kann man auch ertragen.“

„Oder auch nicht — das ist auch schon da gewesen. Ich kann dieses Leben nicht länger ertragen, es bringt mich um.“

In ihrer Stimme lag eine Leidenschaft, die ihn überraschte. Der Gedanke durchzuckte ihn, ihre vielen hysterischen Anfälle möchten einen tieferen Grund haben, als er geglaubt hatte.

„Dieses ewige Warten und Sehnen,“ fuhr sie fort, „diese immer erneuten Trennungen — dieses Dazwischentreten Dritter, diese beständige Spannung ohne Befriedigung! Ich fühle, wie das an mir zehrt. Du weißt selbst, wie rund und blühend ich damals war, als Du mich kennen lerntest. Wie sehe ich jetzt dagegen aus, blaß und abgezehrt, daß ich mich vor mir selbst schäme.“

„Dafür kann ich doch nichts,“ fuhr er hastig auf. „Ich habe doch Alles gethan, was in meinen Kräften stand — wenn aber nichts glückt, dann —“

„Es wird glücken,“ unterbrach sie ihn. „Ach, wenn Du wüßtest —“, sie erröthete.

„Was?“

„Wie ich Gott gebeten habe, daß Du die Stelle bekommen möchtest. Ich habe nie geglaubt, daß ich so bitten könnte — daß das Gebet eine solche Kraft haben könnte — ich habe die Nächte hindurch wach gelegen und Stunden lang gebetet, bis ich fühlte, daß mir Gott antwortete. Ja, ich versichere Dich, Du bekommst die Stelle.“

„Du ruinirst Dich mit diesen exaltirten Einbildungen,“ jagte er ohne sie anzusehen, von ihren Worten sichtlich unangenehm berührt. —

Den anderen Tag kam der Bezirksrichter, und er und Annie waren so auffallend in ihrer Verliebtheit, ihre Umarmungen und Zärtlichkeiten waren so unangenehm und peinlich für Andere, daß ihnen Alle aus dem Wege

gingen. Das übte auf Hilmas Stimmung immer eine besonders schlechte Wirkung aus.

„Du siehst, wie verliebt er ist,“ konnte sie dann nicht unterdrücken zu sagen. „Ganz anders wie Du — aber anfangs warst Du ebenso.“

„Aber liebes Kind, das ist doch natürlich. Glaubst Du, daß Jemand vier Jahre lang so sein könnte?“

„Warum nicht? Wenn Du mich nur noch ebenso liebtest wie damals. Aber das thust Du nicht mehr, daran liegt es. Kannst Du es leugnen?“

„Quäle mich nicht immer mit solchen Fragen!“

„Warum sollte es Dich quälen, wenn Du mir nur der Wahrheit gemäß antworten könntest, daß Du mich noch ebenso liebst wie früher? Glaubst Du, daß es Oskar quält, wenn Annie ihn täglich fragt: ‚liebst Du mich noch ebenso wie gestern?‘ — Im Gegentheil, es entzückt ihn, und er antwortet: ‚mehr, heute mehr wie gestern.‘“

„Wenn Du so fortfährst, bringst Du mich dahin, Dir zu antworten: ‚weniger, mit jedem neuen Tag weniger.‘“

Aber er bereute das Wort, sobald er es ausgesprochen hatte, denn sie fing wieder an zu weinen, und er mußte sie trösten.

Die Luft war mit Zündstoff angefüllt und der Zwist brach bei jeder Veranlassung aus. —

In dem Tage, an welchem die Entscheidung wegen der Stelle erfolgen sollte, war Fredrik so nervös, daß man kaum mit ihm sprechen konnte, Oskar und Annie aber besonders auffallend in ihrem Wesen. Ihr Glück, ihre Verliebtheit, ihre schöne Einrichtung — Alles hatte etwas Berauschendes, und Hilma konnte der Versuchung nicht widerstehen, abermals von ihrer eigenen, zukünftigen Wohnung in Nysfors anzufangen. Mehr bedurfte es nicht. Fredrik fuhr auf wie von der Tarantel gestochen.

„Wenn hiervon gesprochen werden soll, gehe ich,“ jagte er.

„Aber Fred, ich verstehe Dich wirklich nicht. Es ist doch gerade, als ob Du nicht das geringste Interesse für unser zukünftiges Heim hättest.“

Aber Fredrik war schon fort, noch ehe sie den Satz vollendet hatte.

Annie warf ihrem Bräutigam einen vielsagenden Blick zu, der voller Theilnahme für die arme Hilma war, die Mutter aber faßte die Sache anders auf.

„Du bist wirklich nicht rücksichtsvoll genug gegen ihn, mein liebes Kind,“ jagte sie. „Du mußt doch fühlen, daß es ihm unangenehm sein muß, auf solche Einzelheiten einzugehen, ehe er weiß, ob er die Stelle bekommt. Und das gerade in der Gegenwart von Oskar und Annie, bei denen Alles schon fertig ist.“

Ja, das sah Hilma ein und war augenblicklich bereit, ihren Bräutigam um Verzeihung zu bitten. Sie suchte ihn im ganzen Hause, ohne ihn finden zu können. Er schien ausgegangen zu sein. Bei dem greulichen Wetter und so spät gegen Abend!

Aber es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte seiner habhaft werden. In Gummistiefeln und langem Mantel und hoch aufgeschürzt, lief sie ihm mit großen Schritten nach — es war so naß, daß es um ihre Füße platschte. Der anhaltende Regen dieses Herbstes hatte die Wege fast ungangbar gemacht — die Luft war feucht und dick, der graue Himmel lag schwer wie ein niedriges Hüttdach über der Gegend, und man hatte schon den ganzen Tag das Gefühl gehabt, daß die Dunkelheit hereinbrechen würde. Jetzt war es wirklich Dämmerstunde, unmittelbar nach Sonnenuntergang. Aber die Sonne hatte seit Wochen nicht geschienen, und ihr Untergang machte sich nur durch empfindliche kältere Feuchtigkeit bemerkbar — eine unangenehmere Stimmung für eine Versöhnungsszene war nicht denkbar.

Silma erschien sich selbst in ihrem Stadtmantel und den großen Ueberschuhen, welche bei jedem Schritt im Lehmboden stecken blieben, ebenso unschön und unsympathisch, wie die Natur es in diesem Augenblick war — und ein beklemmendes Gefühl sagte ihr, daß ihre Annäherung unter diesen Verhältnissen nur einen neuen Mißerfolg Fredrik gegenüber bedeuten würde. Aber sie lief ihm dennoch nach, bis sie ihn in der Allee auf einem ziemlich trockenen Seitenweg fand, wo er auf und ab ging.

Das Gesicht, womit er sie empfing, war unglückverheißend.

„Kann man keinen Augenblick allein sein?“ fuhr er sie an.

„Aber Fred — flüchtest Du vor mir? Ich dachte, Du wolltest nur mit den Anderen jetzt nicht zusammen sein — aber mit mir, die bald Deine kleine Frau werden und immer bei Dir sein soll!“

„Verzeih mir, meine arme Silma — ich weiß, daß ich Dich quäle, aber ich kann nicht anders. Ich bin so nervös in diesen Tagen — wenn Du mich nur etwas in Ruhe lassen wolltest — mich nicht beständig aufregen und peinigen.“

„Gewiß will ich das, geliebter Fredrik. Ich thue ja Alles, was ich kann, um Dich aufzuheitern. Glaubst Du, daß es angenehm für mich ist, Dich so zu sehen? Ich leide meiner Trennung mehr darunter, als Du ahnst.“

Sie steckte ihren Arm in den seinen und versuchte, mit ihm Schritt zu halten, aber er stürmte so vorwärts, daß einer ihrer Ueberschuhe im Lehm stecken blieb.

„Kannst Du nicht etwas langsamer und netter gehen, so wie damals, als wir probirten, wie wir zusammen durchs Leben gehen würden! Ach Fred, wie warst Du da einzig gut! Da fuhrst Du mich nicht so an wie jetzt.“

„Nennst Du das, mich in Ruhe lassen?“

„Kann es Dich aufregen, wenn ich Dich daran erinnere, wie glücklich wir waren? Wenn Du jetzt nur die Stelle bekommst, wirst Du sehen, daß wir es ebenso wieder werden.“

„Du hast ein besonderes Talent, immer mit dem zu kommen, was im Augenblick das denkbar Unpassendste ist,“ fuhr er auf.



„Ach so, nun fängst Du schon wieder an zu zanken. Und Du verlangst, ich soll ruhig sein, wenn Du förmlich nach Dingen suchst, mich zu kränken!“

„Wenn Dich die Wahrheit kränkt, dann veranlasse mich nicht zum Sprechen.“

„Du brauchst gar nicht zu sprechen — Du kannst ganz stumm bleiben, wenn Du willst. Sag' mir nur das Eine: liebst Du mich jetzt weniger als im Anfang?“

„Ach, ach, ach!“ jammerte er förmlich. „Immer dieses ewige Rühren an die Gefühle — siehst Du nicht, daß Du Dich, wie ein ungeschickter Gärtner, selbst schneidest? Denke, Du hättest eine zarte, empfindliche Pflanze in einen Blumentopf gesetzt und rißest sie jeden Tag mit der Wurzel heraus, um zu sehen, ob sie auch wüchse.“

„Das Gleichniß paßt nicht. Unsere Liebe dürfte keine zarte Pflanze mehr sein — die ist ja seit vier Jahren festgewurzelt und gewachsen.“

„Nun, empfindlich aber doch — das kann sie dennoch sein, auch wenn sie nicht so zart ist — sagen wir also statt dessen, eine Pflanze, die zu verwelken droht — reißt Du die mit der Wurzel heraus, um zu sehen, was ihr fehlt? Suchst Du sie nicht vielmehr zu hegen und zu pflegen und vor jeder unjauften Berührung zu schützen — weißt Du nicht, daß zu viel Wärme und zu viel Wasser sie völlig vernichten können —“

„Meinst Du damit, daß Deine Liebe eine solche hinwegführende Pflanze ist? Fred, meinst Du also wirklich, daß Du mich nicht mehr wie früher liebst?“

„Du begnügst Dich wahrhaftig nicht damit, die Pflanze herauszureißen — Du schneidest sogar noch mit dem Messer hinein, um zu sehen, ob sie lebt!“ rief er außer sich.

„Nein, Fred — aber Du mußt wirklich darüber nachdenken — ich muß es wissen — liebst Du mich auch nur den kleinsten Bruch weniger als damals, da wir uns verlobten?“

„Begreifst Du nicht, daß Du Dich lieber in die Zunge beißen solltest, als mit einer solchen Frage gerade jetzt kommen —?“

„Warum das? Wenn Du ein reines Gewissen hast, kannst Du diese Frage zu jeder Zeit beantworten.“

„Und wenn ich kein — reines Gewissen habe, wie Du es nennst — wenn ich gerade jetzt Deine Frage nicht so beantworten kann, wie Du wünschest?“

Das sagte er gespannt, forschend, während er ihren Arm losließ und sie ansah.

„Du liebst mich weniger als sonst? Du liebst mich nicht mehr? Ach Gott!“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und lief die Allee entlang dem Hause zu.

Er stand da und sah ihr nach, wie der große Mantel plump und unschön um sie slog und der Schmutz an den Ueberschuhen aufspritzte. Und mit Bitterkeit dachte er daran, daß das der Hasen wäre, nach welchem seine schwärmerischen Jugendträume sich gesehnt hatten — nach einer vierjährigen Verlobungszeit, wo er möglicherweise an der Pforte seines eigenen Heims mit ihr stand, die einst für ihn der Inbegriff alles Lenzartigen und Schönen, Feinen und Entzückenden gewesen war.

Zu Hause angekommen, warf sich Hilma bei der Mutter auf das Bett und schluchzte so, daß sie förmlich schrie. Das ganze Haus hörte es, Oskar und Annie kamen auch herein, schließlich sogar der Capitain.

„Was ist denn nun wieder los? Nein, das muß ein Ende haben. Wenn Fredrik nicht anders kann als sie verletzen, mag sie ihm in Gottes Namen einen Korb geben und ihn gehen lassen. Hörst Du, Frau, sprich mit ihr verständig. Wir werden unser Kind doch keinem Manne geben, der sie nur unglücklich macht.“

Fredrik stand leichenblaß in der Thür und hörte Alles.

„Wenn Hilma ihre Freiheit zurückzuhaben wünscht, braucht sie es nur zu sagen, erwiderte er mit zitternder Stimme. „Dann werde ich sie nicht weiter unglücklich machen, sondern meiner Wege gehen — nach Amerika.“

„Das will er nur,“ rief sie, ihr Schluchzen unterbrechend. „Seitdem es schien, daß er die Stelle bekommen würde und wir uns heirathen könnten, hat er keinen anderen Gedanken als den, fortzukommen. Er liebt mich nicht mehr.“

„Nun wohl, wenn Du das glaubst, so laß es damit zu Ende sein.“

Er zog langsam den Ring vom Finger und ging auf sie zu.

Bebend fuhr sie in die Höhe und versuchte den ihren abzugeben, aber ihre Hände zitterten so, daß es nicht gehen wollte. Endlich bekam sie ihn mit einem heftigen Ruck los und klingend rollte er auf dem Fußboden hin.

Sie sank auf das Bett zurück und versuchte, ihr Schluchzen in den Rissen zu ersticken; er aber wandte sich von ihr ab und ging hinaus, um den Fahrplan zu studiren und zu sehen, mit welchem Zug er reisen könnte.

Heute Abend war es zu spät, aber den andern Morgen um 8 Uhr wollte er fort. Er blieb den ganzen Abend auf seinem Zimmer, und als man ihn zum Abendessen rufen wollte, lehnte er dankend ab.

Den andern Morgen brachte man ihm den Kaffee an das Bett. Er nahm ihn an, ohne ein Wort von seiner bevorstehenden Abreise zu sagen. Er fühlte sich zu keiner Art von Abschied stark genug und hatte nur einen Gedanken — so rasch als möglich fortzukommen. Wie ein Dieb schlich er sich mit seiner Reisetasche durch das Vorzimmer, in Angst, Jemandem zu begegnen, und lauschte gespannt nach Hilmas Zimmer hin — als ob sie noch schluchzen oder herausstürzen müßte, um ihn zurückhalten — aber nein, Alles war still. Er öffnete die schwere Hausthür hielt sie offen, zögerte — würde man ihn wirklich so fortgehen lassen?

Jetzt stand er draußen, die Thür fiel hinter ihm zu, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust — der Erleichterung, frei zu sein? Ja, natürlich. Es war ja das Beste.

Aber daß sie ihn so gehen lassen konnte! Sie mußte sich doch denken, daß er mit diesem Zug reisen würde — und sie ließ ihn ziehen, als ob diese vier Jahre ein Nichts wären, das man in der Erinnerung auslöschen, mit der Wurzel ausreißen könnte! Und doch war das unmöglich, vier Jahre gemeinsamer Hoffnungen, Freuden und Schmerzen, vier Jahre, während deren man alle seine tiefinnerlichsten Empfindungen und hingebendsten Gefühle getheilt, all das einander zugestüstert hatte, was man keinem Anderen sagt — ja, loskommen, sich wieder frei machen kann man — aber nicht, ohne daß es tiefe Spuren in der Seele zurückläßt.

Doch jetzt galt es, fortzukommen, weit weg — nach Amerika, dem großen Westen, dem Land voll unererschöpfter Hilfsquellen und großartiger Kräfte, dem Ziel seiner Sehnsucht seit seinen Knabenjahren. Gott Lob, er war ja noch jung, noch lag das Leben reich und voller Hoffnungen vor ihm.

Als er aber jetzt umherblickte, blieb er verwundert stehen. Was war das? Die ganze Natur hatte sich seit gestern verwandelt. Die düstere, schmutziggraue Landschaft war schimmernd weiß. Es hatte gefroren, die Luft war rein und belebend und es schneite in dichten Flocken. Dieselbe Allee, die gestern noch dunkel wie alle zerstörten Illusionen vor ihm lag, als Hilma aufgeschürzt, mit den Ueberschuhen im Schmutz stecken bleibend, daher kam — wie rein und jungfräulich unberührt stand sie jetzt vor ihm! Wie war auf einmal jede Spur von Unschönem und Abstoßendem verschwunden!

Es kam Jemand die Allee her. Fredriks Herz stand still vor athemloser Erwartung. Er hatte angeordnet, daß man ihm telegraphiren sollte, wenn er die Stelle bekäme — sonst nicht. War das nicht der Telegraphenbote? Schwankte er nicht etwas Weißes in der Hand?

Er stellte den Reisefack hin, lief auf den Boten zu und riß ihm das Telegramm aus der Hand.

Dann blieb er stehen. Jetzt also hatte er das Ziel seiner vierjährigen Hoffnungen und Träume erreicht. Das weiße Papier eröffnete ihm mit seinen wenigen Worten die Aussicht auf einen heimischen Herd und auf Familienglück, auf die wachsende Gemeinschaft zweier Wesen, die mehr und mehr durch gleiche Interessen verbunden werden und im täglichen Zusammenleben sich vertragen und in einander schicken lernen. Ja, so hatte es werden sollen — und im Hinblick auf dieses Bild bescheidenen, aber sicheren Glückes schrumpfte der große Westen mit seinen reichen, unbekanntem Möglichkeiten vor seinem geistigen Auge unvermerkt zusammen. Mit Sehnsucht dachte er derjenigen, die, wie er wohl wußte, ein ungewöhnliches Talent hatte, bei jeder Gelegenheit das unpaßendste Wort im ungünstigsten Augenblick zu sagen, die er in

einer, ihm so verhassten Weinscene verlassen hatte und zu der es ihn doch jetzt unwiderstehlich zurückzog.

Und so wandte er sich um und seine Augen suchten ihre Fenster. Da stand sie plötzlich vor ihm, ohne daß er ihr Kommen auf dem weichen Schneeteppich gehört hatte.

Sie hatte von oben aus gesehen, daß er das Telegramm empfing. Ohne sich zu besinnen, ohne auf die Einwürfe der Andern zu hören, war sie zu ihm geslogen, wie sie ging und stand — aber die dichten großen Schneeflocken legten sich um Haar und Schultern wie ein Brautschleier, die Aufregung hatte ihre Wangen geröthet, die Augen sahen zwar verweint aus, leuchteten aber in sanfter Erwartung wie eine zweifelnde, demüthige Bitte, und sie war in diesem Augenblick ebenso verschieden von gestern, als sie in den großen Ueberstühen daher kam, wie die Natur selbst. Fredrik schloß sie in seine Arme und eine poetisch verschwommene Vorstellung vom Frühling tauchte in ihm auf, vom Frühling der ersten Liebe, der auch im Winter wieder erstehen könne. Wie der erste Schnee eine Jungfräulichkeit über die Erde auszubreiten und ihr neue Schönheit zu verleihen vermöchte, so könnte die Liebe, durch das volle Zusammenleben und die gemeinsamen Pflichten in der Ehe in eine neue Entwicklungsperiode versetzt, auch wieder von Neuem hell und strahlend erstehen. Doch noch war er mit diesem Gedanken nicht völlig im Reinen, als auch Hilma schon wieder in ihre alte Kardinaljüde versiel und ihn fragte: „Liebst Du mich auch noch ebenso wie am ersten Tage unserer Verlobung?“ Resignirt, aber lächelnd erwiderte er: „Was vergangen, kehrt nicht wieder, mein armes Lieb. Aber die Zukunft kann uns ein neues Glück schenken, wenn auch auf andere Weise, als wir gehofft hatten.“

Mittlerweile war die ganze Familie herausgekommen, theils aus Verwunderung über das schöne Schneewetter, theils um die Neuverlobten zu empfangen, die Arm in Arm, näher an einander geschmiegt als nur jemals Annie an ihren Bräutigam, das Telegramm in der Luft schwenkend, daher kamen.

„Gott hat ihr Gebet erhört,“ sagte Frau Stenberg gerührt. „Das arme Mädchen, sie hat Tag und Nacht gebetet, daß er die Stelle bekommen möchte.“

„Gott weiß, ob es nicht doch besser gewesen wäre, wenn die Sache ein Ende gehabt hätte,“ erwiderte der Kapitain. „Ich bin froh, daß ich in diesem Fall nicht der Herr war, denn ich hätte nicht gewußt, ob ich sie ihm hätte geben sollen oder nicht.“

„Ja freilich ist es gut, daß wir Menschen nichts zu entscheiden haben,“ sagte Frau Stenberg. „Wir wissen ja niemals, was zu unserem Besten dient und was nicht.“





## Illustrierte Bibliographie

**Geschichte der deutschen Kunst.** III. Geschichte der deutschen Malerei von Dr. G. Janitschel. IV. Der Kupferstich und Holzschnitt, von G. von Lügow. Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendruck. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Mit diesen beiden Bänden ist das große, stattliche Gesamtwerk der Geschichte der deutschen Kunst aus dem Verlag der Grote'schen Buchhandlung in Berlin zum Abschluß gelangt. Rein äußerlich betrachtet, ist es ein Werk, das schon durch seine typographische Ausstattung und durch den Reichthum und die Schönheit der vortrefflichen Kunstbeilagen als ein monumentales Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden muß. Aber auch der innere Werth entspricht der äußeren Ausstattung. Es ist nicht möglich, der Bedeutung der hier gebotenen Leistung in einer kurzen Anzeige auch nur annähernd gerecht zu werden. Da sich diese jedoch auf die beiden zuletzt erschienenen Bände zu beschränken hat, so sei hier kurz auf die Hauptvorzüge der Behandlung in denselben hingewiesen. In mancher Hinsicht ist es vielleicht nachtheilig, daß Malerei und Kupferstich in zwei getrennten Büchern von zwei Gelehrten behandelt sind, da hierdurch die Thätigkeit verschiedener Künstler, wie vor Allen Dürers, gerissen erscheint. Doch macht sich dieser Uebelstand nicht in dem Maße geltend, wie man zunächst meinen könnte, namentlich wenn wir die Schlussbetrachtung von G. von Lügows Geschichte des Kupferstiches und Holzschnittes lesen, in der mit Nachdruck und Wärme auf die enge Verbindung zwischen Kupferstich und selbständiger künstlerischer Produktion hingewiesen wird, wie sie in einem Dürer und Anderen vorhanden war und wohl auch im Kupferstich wieder erreicht werden wird, so gut als in der Radirung.

G. von Lügows Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes, um mit dieser zu beginnen, ist um so verdienstlicher, als wir hier in der That die erste zusammenhängende Darstellung ihres Entwicklungsganges bekommen. Und es ist erfreulich, daß gerade ein Mann wie G. von Lügow sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen hat, der nicht nur mit dem Rüstzeug des Wissens wie kein zweiter dazu ausgerüstet ist, sondern der auch seine Aufgabe von so hohem Gesichtspunkte aus erfaßt hat. Er hat zwar, und mit Recht, über dem Weiten und Allgemeinen das Einzelne und Besondere nicht außer Acht gelassen, aber indem er es fühlt und ausspricht, daß Kupferstich und Holzschnitt die wahren Volkskünste sind, die an der Seite der Malerei und Bildnerei unmittelbar zum Verzen der Nation reden, von dieser Richtung und Gestalt empfangen, in innigster Wechselbeziehung mit dem geistigen Gesamtleben, mit seinen Wandlungen



konnte. „Es ist der Geist des Reformationszeitalters, der Drang, sich der Heilswahrheiten unmittelbar und persönlich zu vergewissern, der darin seinen Ausdruck findet.“ So dienten diese Künste zunächst der Erbauung der Aermern, aber auch bald der Satire und der religiösen Polemik, wovon der beigegebene Holzschnitt L. Cranachs d. Älts. „Passional Christi und Antichristi“ ein Beispiel giebt. Hervorragendes leisten schon Vorgänger und Zeitgenossen Dürers, aber eine wahrhaft königliche Stellung nimmt Albrecht Dürer selber ein. Neben der Kraft und dem Reichthum der Schöpfungen eines Dürer, Hans Holbein, L. Cranach, H. Burgkmair, Martin Schongauer treten alle Anderen bescheiden zurück. Tritt im siebzehnten Jahrhundert ein Verfall ein und er-

## Passional Christi und



Holzschnitt von L. Cranach d. Ä.

Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

heben sich diese Künste erst im achtzehnten Jahrhundert wieder unter französischem und englischem Einfluß, so ist der Verfasser ehrlich genug zu bekennen, wie viel der deutsche Kupferstich in dieser Zeit dem französischen Vorbild verdankt, aber er weiß auch das Eigenartige der deutschen Meister fein herauszufühlen. Unter diesen nimmt J. G. Wille eine hervorragende Stellung ein. (S. das hübsche Probebild *Le petit physicien*). Deutsche Eigenart aber vertritt am kräftigsten in dieser Zeit der treffliche Daniel Chodowicki, „dieser schlichte und doch so mächtige Mann, der Bahnbrecher der volkstümlichen deutschen Kunst der neuen Zeit, der Vorläufer Menzels und Ludwig Richters.“

Das neunzehnte Jahrhundert bringt dann noch die Erfindung der Lithographie.

Auch ihr Schicksal, sagt der Verfasser treffend, „hing von dem Eingreifen der Künstler ab. Erst nachdem diese sich der neuen Technik bemächtigt und schöpferisch für dieselbe thätig geworden waren, konnte die wirkliche Blüthe der Lithographie beginnen; seit die Theilnahme der Künstlerwelt an ihr vorüber ist, welkt sie dahin.“ Später ist die Photographie in drei Verwandlungsformen mit Kupferstich und Radirung, Holzschnitt und Lithographie in Wettbewerb getreten: „trotzdem brauchen diese an ihrer Zukunft nicht zu verzweifeln, wenn sie sich der künstlerischen Aufgaben ihrer Technik bewußt bleiben und dieselben in vollem Umfange zu erfüllen trachten.“ So schließt das treffliche Buch mit einem tröstlichen Ausblick in die Zukunft. Möge dasselbe dazu beitragen, die Liebe

## Ancichisti.



Holzschnitt von L. Cranach d. Ä.

Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

zu diesen künstlerisch vervielfältigenden Künsten neu zu beleben und ihren Vorzug vor den mechanischen immer weitere Kreise erkennen zu lehren.

Die Geschichte der Malerei ist von Hubert Janitschek verfaßt. Das Werk spricht für sich selbst; es ist nicht nur ein Erzeugniß unermüdelichen Fleißes und erstaunlichster Stoffbeherrschung, sondern auch von großer Gewandtheit in der Behandlung und trefflicher Darstellung. Ganz besonders lobenswerth ist die Art, wie in jeder Epoche die führenden Geister und beherrschenden Gestalten hervorgehoben werden und wie jede Richtung in ihrem Ursprung klar gezeichnet und bis in ihre äußersten Ausläufer hinaus verfolgt wird. Von den früheren Theilen bis auf Dürer ist schon







Raum, der der Kunst des Reformationszeitalters eingeräumt ist, so muß doch von jedem billig Denkenden zugegeben werden, daß der Verfasser es meisterhaft verstanden hat, die Reime dieses neuen Lebens aufzuzeigen, die verschiedenen Wege und Richtungen der neueren Malerei bis auf unsere Zeit herab klar zu zeichnen und auch hier überall das Bedeutende und Bleibende, wirklich der Geschichte Angehörige in scharfen Zügen hervorzuheben. Er geht aus von dem Satz, den Wilhelm Heine 1776 im Deutschen Merkur aussprach: „Die Kunst kann sich nur nach dem Volke richten, unter dem sie lebt. Jeder arbeite für das Volk, worunter ihn sein Schicksal geworfen und er die Jugend verlehrt hat, suche dessen Herz zu erschüttern und mit Wollust und mit Entzücken zu schwellen, suche dessen Lust und Wohl zu verstärken und zu veredeln und helfe ihm weinen, wenn es weinet. Jedes Volk, jedes Klima hat seine eigenthümliche Schönheit, seine Kost und seine Getränke.“ Klingt das auch schon wie eine Verwerfung des durch Winkelmann und Goethe aufgestellten antiken Kunstideals, so weiß der Verfasser doch den historischen und pädagogischen Werth des Klassicismus vollkommen zu würdigen. Er verfolgt die klassizistische Richtung, der vor Carstens ein Mengs und Tischbein, nach ihm ein Genelli, Koch, Kottmann, Preller angehörten, bis in die Gegenwart herein, stellt ihr die romantisch-christliche Richtung eines Overbeck, Schnorr, Cornelius entgegen, schildert dann die Versuchung eines Paulbach und der Düsseldorfer, die Kunst dem Volke näher zu bringen, und zeigt, wie dies ohne Einkehr in das Volksthum nicht in vollem Maße erreicht wurde. Den wirklichen Weg zum Herzen des Volkes hat eine andere Gruppe von Künstlern gefunden, „die bei aller Verschiedenheit in der Naturaufführung (?) doch das Gemeinsame haben, daß sie mit gleicher Sicherheit die Gemüthsinteressen des Volkes, die Lieblingsgestalten seiner Phantasie erkennen und sich für die künstlerische Gestaltung derselben gern der einfachsten Mittel bedienen.“ Die Hauptvertreter dieser Gruppe sind Moriz Schwind, Ludwig Richter und Adolf Menzel. Nach ihnen haben sodann die großen Künstler der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aus der Verbindung des antiken und romantischen Ideales auf verschiedenen Wegen ein neues modernes Ideal zu gewinnen gesucht, Makart, Feuerbach, Max und Böcklin. Neben ihnen her gehen die poetischen Realisten der Düsseldorfer und Münchener Schule, bis zuletzt die Entwicklung der Malerei des 19. Jahrhunderts in den Naturalismus ausmündete. Ist das Fortschritt oder Rückschritt, Blüthe oder Verfall? Der Verfasser giebt keine direkte Antwort. Er erinnert an das bekannte Wort: Alle Kunst liegt in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie, und spricht die große Wahrheit aus, nicht die Richtung, welcher der Künstler angehöre, mache ihn fortleben, sondern daß er zu gestalten vermöge. Dieser Wahrheit folgend, hat er ein Werk geschaffen, das wir als einen ehrlichen und treuen Führer durch die Geschichte der deutschen Malerei jedem Kunstfreund empfehlen.

P. W.

## Bibliographische Notizen.

**Die Kunstgeschichte an unseren Hochschulen** von August Schmarsow. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer.

Ein Controverse über die Behandlung des kunsthistorischen Studiums an den deutschen Universitäten, welche sich bei zufälligem Anlaß zwischen Wilhelm Wode und Herman Grimm entsponnen hatte, gab dem Verfasser die äußere Anregung zur Abfassung dieser interessanten Broschüre. Vielleicht war die ursprüngliche Diskussion zwischen den beiden Berliner Gelehrten inhaltlich nicht eben so gewichtig, um einer Revision von der hier gebotenen umfassenden Gründlichkeit unterzogen zu werden. Denn von den Ausführungen des Direktors der Berliner Gemälbegallerie wird ihr Autor

selbst der erste sein, zuzugestehen, daß sie nur die fachmännischen Ansichten und Wünsche des praktischen Museumsbeamten zum Ausdruck bringen sollten — und was die von Professor Herman Grimm entwickelten Anschauungen betrifft, so trugen sie im höchsten Grade subjektiven Charakter und liefen in ihrer letzten Konsequenz auf die Negation der Kunstgeschichte als selbständiger Wissenschaft hinaus — ein Weg, auf dem von den Fachgenossen kaum einer gewillt sein wird, dem verdienstvollen Gelehrten zu folgen. Wir sehen das Hauptverdienst von Schmarsow's Schrift also darin, daß er die Frage aus den Niederungen persönlicher Gegensätze zur freien Höhe eines wissenschaftlichen Principienkampfes erhoben hat, wo es sich um Ziele

und Wege der nationalen Bildung handelt. Die Lehre der Kunstgeschichte an unseren Hochschulen hat eine über wissenschaftliches Fachstudium weit hinausgehende Bedeutung; sie soll der gebildeten Jugend überhaupt das Verständniß für die Werke der bildenden Künste erschließen, die dem deutschen Volke in langer abstrakter Gedankenarbeit verloren gegangene Fähigkeit zum anschauenden Genießen wieder erwecken helfen. Dies ist das ideale Ziel, auf welches die Blicke des Verfassers unausgesetzt gerichtet bleiben, indem er die gegenwärtige Lage der Kunstgeschichte an unseren Hochschulen und die Methode unseres Studiums einer gründlichen und besonnenen Erörterung unterzieht. Ohne Verührung persönlicher Verhältnisse und polemische Ausführungen geht es dabei nicht ab; um so wohlthuerender tritt die rüchhaltlos nur auf Klarstellung der Ideen und Thatsachen ausgehende Gesinnung des Verfassers hervor. Seine eigenen Anschauungen und Vorschläge, die er in fünf Kapiteln eingehend darlegt, gründen sich auf langjährige, erfolgreiche Lehrthätigkeit; sie werden ihrer ganzen Tendenz nach bei den unbefangenen Fachgenossen kaum irgend einem Widerspruche begegnen, mögen auch in Einzelheiten seine Forderungen als etwas weitgehend erscheinen. Es handelte sich eben darum, einmal den Blick auf die wahren und höchsten Ziele der Kunstwissenschaft zu lenken. Das letzte Kapitel „Kunstverständniß und ästhetische Erziehung“ giebt hierauf erschöpfende Auskunft; es feiert in der innigen Gemeinschaft mit der Natur das gemeinsame Ideal aller realistischen und humanistischen Bildung. „Wir erwarten das Erwachen des künstlerischen Sinnes vielmehr von der Gesundheit unseres natürlichen Denkens, als von irgend welchen pädagogischen Medicamenten: Kunstsinne ist mindestens zur einen Hälfte Natursinn. Und die Hygiene in unseren Schulen, die Jugendspiele in unseren Gymnasien, die Pflege körperlicher Übungen an unseren Universitäten müssen, neben der Übung des Auges und des Ohres zur Ausbildung der halbverkümmerten Organe, zunächst noch mehr leisten, als alle geschichtliche Gelehrsamkeit von der Höhe des Katheders.“ Schmarow's unter große und ideale Gesichtspunkte gestellte, mit warmer Begeisterung für die Sache geschriebene Erörterung wird von allen denen nicht unbeachtet bleiben dürfen, welchen das hier berührte wichtige Problem der Volkserziehung in Wahrheit am Herzen liegt. M. S.

**Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen**, herausgegeben von C. Falkenhorst. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsanstalt.

Das Interesse für die Thaten fühner Forscher, die unbekannte Erdstriche den Kulturvölkern erschließen, ist wohl zu keiner Zeit — ausgenommen das Zeitalter der Entdeckungen — in so tiefe Kreise des Volkes gedrungen, wie gegenwärtig. Es ist deshalb ein zeitgemäßes und gewiß lohnendes Unternehmen, die in vielen mehr oder minder umfangreichen Einzelwerken niedergelegten Berichte der Entdeckungsexpeditionen und ihrer Resultate in einer einheitlichen zusammenfassenden Darstellung, in allgemeinverständlicher und zugleich unterhaltender Form einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Der Herausgeber hat den umfangreichen Stoff in folgenden Abtheilungen behandelt:

1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan.
2. Emin Pascha, Gouverneur von Hat-el-Estiva.
3. Henry M. Stanleys Forschungen am Loango und Nil.
4. In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere.
5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.
6. Brschewalkis Reisen in Centralasien.
7. Deutsch-Ostafrika. Geschichte d. Gründung einer deutschen Colonie.
8. Nordpolfahrten.
9. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Welttheils.
10. Luftfahrten.
11. Weltentdecker und Weltumsegler.
12. Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer.

Da die Ansprüche, die man an ein Werk dieser Art zu stellen berechtigt ist, hier in jeder Beziehung erfüllt sind, kann man die Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen warm empfehlen. — a.

**Todsünden.** Roman von Hermann Heiberg. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Die Herausgabe des neuesten Heiberg'schen Werkes ist die erste That des vor kurzem begründeten Vereins der Bücherfreunde. Der Zweck des Vereins ist, die Freunde einer besseren literarischen Unterhaltung zu vereinigen und seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Literatur zu einem bei uns ungewöhnlich niedrigen Preise zugänglich zu machen. Die sich auf ein ganzes Jahr erstreckende Mitgliedschaft erwirbt man durch Zahlung eines vierteljährlichen Beitrags von 3 M.

75 B., wofür den Mitgliedern im Laufe des Jahres 6—8 in sich abgeschlossene Werke, zum größeren Theile unterhalten- den, zum kleineren populärwissenschaftlichen Charakters, in einer Gesammtstärke von etwa 150 Bogen geliefert werden. Vorläufig sind Werke von Heiberg, Roberts, Nordau, Kreger, Prof. Dr. Haas, Dr. Titus, Dr. Kämpfmeier zur Veröffentlichung angenommen worden. Der Vorstand besteht aus Theodor Fontane, Martin Greif, Herm. Heiberg, Otto v. Veigner, Fritz Mauthner, A. Baron v. Roberts, Ernst v. Wolzogen.

Die Geschäftsleitung ruht in den Händen des Verlagsbuchhändlers Friedr. Pfeilstücker in Berlin.

Der Heiberg'sche Roman eröffnet das Unternehmen in würdiger Weise. Er giebt uns ein Leidenschaftsgemälde von überzeugender, obwohl peinlich wirkender Wahrheit. Der Held des Romans ist eine durch und durch gemeine Natur, deren niedere Instincte sich unter der Herrschaft einer immer mächtiger anwachsenden Habucht in schreckenerregender Weise entfalten und ihre abscheulichste Bethätigung schließlich im Verwandtenmord finden. Durch ein gräßliches Ende sühnt der elende Verbrecher seine schändliche That. Es ist anzuerkennen, daß Heiberg sich aller Uebertreibungen und crassen Effecte, zu denen der Stoff einen weniger begabten Schriftsteller gewiß verführt hätte, zu enthalten gewußt hat; dieses Maßhalten, ohne welches das hier entworfene Gemälde leicht den Schein der Wahrheit eingebüßt und den feineren Geschmack beleidigt hätte, verräth den geschulten Künstler. Doch können wir nicht umhin, darin einen Fehler zu erblicken, daß das Werk keine tiefe tragische Wirkung übt, sondern eine unerquickliche, niederdrückende Empfindung hinterläßt. Schuld daran trägt der gar zu erbärmliche, niedrige Charakter des Haupthelden, dessen Verworfenheit sich uns von vornherein so klar enthüllt, daß uns keine seiner Thaten überrascht, und mit dessen sittlicher Erbärmlichkeit keine Spur geistiger Größe uns einigermaßen — in ästhetischem Sinne — versöhnt. —

Abgesehen von diesem Bedenken, das wir nicht unterdrücken konnten, muß man zugeben, daß der Roman Heibergs Erzählungskunst und Gestaltungsvermögen in glänzendem Lichte zeigt und zu seinen spannendsten Werken zählt.

O. W.

**Gefühls-Romödie.** Roman von Max Nordau. Breslau, Schlesiſche Buchdruckerei, Kunst und Verlags-Anstalt, vormalig S. Schottländer.

Einen Roman zu schreiben, dessen äußere Handlung fast gleich Null ist und der dabei doch den Leser von Anfang bis zum Ende fesselt, diese schwierige Aufgabe hat Max Nordau in dem vorliegenden Werke mit vollem Gelingen gelöst. Die Handlung ist hier fast vollständig in die Brust der beiden Hauptpersonen, genau genommen sogar nur in die des männlichen Helden, verlegt; sie besteht eigentlich nur aus einem interessanten psychologischen Prozesse, dessen lückenlose, consequente, überzeugende Entwicklung in so wirksamer, folgerichtiger Steigerung durchgeführt ist, daß der Leser dem Verlaufe dieses wahrheitsgetreuen Seelendramas mit ununterbrochener Spannung folgt.

Der Verfasser der „Conventionellen Lügen“ zeigt hier, in welcher Weise die Lüge in die Beziehungen der beiden Geschlechter einzugreifen vermag; wir sehen hier auf Seiten der Frau die bewußte, raffinierte, berechnende Lüge, auf Seiten des Mannes ein feiges, schwächliches Selbstbelügen, klägliches sophistisches Selbstbetrug. Nachdem er sich einmal von dem koketten, schlauen Weibe in ein seiner Natur widerstrebendes ungesundes Verhältnis hat hineinlocken lassen, welches sein Verstand verurtheilt, sucht er dasselbe mit dem Flitter eines erlogenen, künstlich genährten Gefühls zu vergolden und einen eitlen Sinnenrausch zu einer Herzenssache zu machen. Seine vollständige Befreiung aus diesen unwürdigen Fesseln erfolgt erst, als ihm die Binde von den Augen genommen wird und er die wahre Natur des Weibes erkennt und einsieht, daß er das gläubige Opfer einer überaus geschickten, berechnenden Komödiantin gewesen ist.

Fraglich könnte es erscheinen, ob das geistvolle Werk nicht der Novelle näher steht, als dem Roman; sollten den Verfasser äußere Gründe zur Wahl der letzteren Bezeichnung mit bestimmt haben? O. W.

**Wozu?** Roman von Robert Bur. 2 Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin, München. Deutsche Verlagsanstalt.

Der fruchtbare Schriftsteller hat in diesem Roman wieder einmal Kreise geschildert, die ihm besonders vertraut sind. Er versezt uns in das gesellschaftliche Leben Nordböhmens. Wir treffen dort zuerst die sich langweilenden, leichtsinnig

gutmüthigen Offiziere einer kleinen Garnison, dann den clerikalen hohen Adel mit seinem schmeichlerischen Gefolge zweifelhafter Existenzen, den reichgewordenen, doch stets „Barvenü“ bleibenden Fabrikbesitzer. Der Held der Erzählung, Herr von Broch, ist einer jener jugendlichen Lebemänner, die mit sich und der Welt nichts anzufangen wissen; auf die Frage „Wozu?“ finden sie in ihrem öden Nichtsthun keine Antwort. Erst als ihn eine ernste Lebenserfahrung und der Zusammenbruch seines Wohlstandes aus seinem Traumbasein aufrüttelt, findet er die Kraft und den Muth in sich, den Kampf mit dem widerwärtigen Geschick siegreich aufzunehmen. Natürlich spielt in diesem Kampfe die Liebe zu einem schönen, stolzen Weibe eine bedeutende Rolle. Im Ganzen wird die Gestalt dieses Helden zu sehr idealisirt erscheinen, denn er ist zuletzt ein Ausbund von Tugend und Selbstlosigkeit. Aber die Durchführung des Themas ist dem Verfasser geglückt. Als einen Vorzug dieses Romans vor früheren Werken desselben Verfassers erwähnen wir die edle, von Austriacismen fast freie Sprache des Buches.

— fv.

**Irrgänge der Seele.** Erzählungen von W. Herzberg, Trier, Sigmund Mayer.

Drei ergreifende Erzählungen, die sich durch Inhalt und Form weit über die Mittelmäßigkeit erheben. Am besten gelungen ist wohl die dritte: „Die Wiedergeburt.“ Sie erzählt die Geschichte eines jungen Menschen, der dem strengen Vater entläuft und einer wandernden Schauspielergesellschaft sich anschließt, gewaltsam zurückgeholt in verzweiflungsvolle Seelenkämpfe geräth, aber durch die wiedergewonnene Erkenntniß seiner Pflicht vor dem Untergange gerettet wird. O.

**Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark von P. K. Kofegger. Wien, N. Hartleben.

Diese der „Mutter Styria“ gewidmete neue Sammlung, welche den 27. Band von Kofegger's ausgewählten Schriften bildet, enthält etwa dreißig kleinere Erzählungen und Genrebilder aus dem Leben der steirischen Gebirgsbauern, in denen die Darstellungsgabe des Erzählers mit unveränderter Frische und Anziehungskraft sich von Neuem bewährt. O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Abel, C.** Memoiren eines Couleur-Studenten. Freiburg, F. E. Fehsenfeld.

**Adelmann, A.** Graf. Novellen und Skizzen. (Gesammelte Werke. III. Band). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Albertl, C.** Bei Freund und Feind. Kulturbilder. Leipzig, W. Friedrich.

**Der Anti-Rembrandt.** Bismarck als Erzieher. Borussia gewidmet. Gotha, K. Schwalbe.

**Aronstein, Ph.** Benjamin Disraelis Dichtungen. I. Disraelis Leben u. Jugendschriften. Offenbach, Th. Steinmetz.

**Baltz, J.** Rosen am Zollernstamm. Skizzen aus den Lebenstagen der Zollernfürstinnen. Zweite Reihe. Düsseldorf, F. Bagel.

**Berg, C.** Der Mitgift doktor. Ein Bild aus der Gegenwart. Berlin, S. Croubach.

— Der Herr Hofprediger hat gesagt . . . und Anderes. Moderne Zeitbilder. Berlin, S. Croubach.

**Binder-Kriegelstein, K.** Freiherr v., Realismus u. Naturalismus in der Dichtung. Ihre Ursachen u. ihr Werth. Eine Studie. Leipzig, Duncker und Humblot.

**Bonghi, R.** Die römischen Feste. Illustr. von Sartorio und Flores. Deutsch von A. Ruhemann. Wien, A. Hartleben.

**Börckel, A.** Adam Lux, ein Opfer der Schreckenszeit. Nach seinen Schriften und den Berichten seiner Zeitgenossen. Mainz, V. v. Zabern.

**Brahm, O.** Schüler. In zwei Bänden. Zweiter Band, erste Hälfte. Berlin, W. Hertz.

**Brand, E.** Bericht über die Thätigkeit des Bionitzer Gabelsberger Stenographenvereins in den

Jahren 1875—1891. Bionitz, Selbstverlag des Bionitzer Gabelsb. Stenographenvereins.

**Brand, J.** Venus Astaroth. Dichtungen. Leipzig, W. Friedrich.

**Brunner, S.** Eine Handlatterne zum Heimleuchten einiger siegesbetrunkenen Bundes-Krakohler. Wien und Leipzig, Verlag Austria, Drescher u. Co.

**Castens, A.** Was muss uns veranlassen, im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen? Znaim, Fournier & Haborler.

**Catalogue méthodique des Revues et Journaux parus à Paris jusqu'à fin 1891, suivi d'une table alphabétique, publié par A. Schulz.** Paris, A. Schulz.

**Coloma, P. L.** Des Lobens traurige Komödie. Sittenbilder aus dem spanischen Leben. Autor. Uebers. von H. Wolf. Bd. I. Wien und Leipzig, Verlag Austria, Drescher & Co.

**Dahn, F.** Rolandin. Erzählung in Versen. Leipzig, Breitkopf & Haertel.

**Dienstalters-Liste der Stabschöbolen, Stabschöbolen des Deutschen Reichsheeres und der kaiserlichen Marine.** Berlin, Verlag der Deutschen Militär-Musiker-Zeitung (Prager).

**Eschstruth, N. v.** In Ungnado. Roman. Zwei Bände. Berlin, J. H. Schorer.

**Euripides.** Dramen. In den Versmassen der Ur-schrift ins Deutsche übersetzt von Carl Bruch. Band 2. 3. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.

**Familien-Bücherschatz.** Neue Folge. Heft 6 bis 15. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.

**Gebhardt, B.** Handbuch der Deutschen Geschichte. Zwei Bände. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

- Genthe, A.**, Deutsches Slang. Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten. K. J. Trübner.
- Gerhard, C.**, Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern. Dresden, O. Damm.
- Gordon, J.**, Daphne. Nach A. Diplomat's Diary. Deutsch bearb. von Fr. Spielhagen. (Engelhorn's allg. Romanbibl. VIII. Jahrg. Bd. 8). Stuttgart, J. Engelhorn.
- Goethe und Charlotte von Stein.** Acht Lieder. London. A. Siegle.
- Hauffs Werke.** Illustr. Ausgabe. Lieferung 15 bis 20. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Hottenroth, F.**, Die Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgewandstücke der Völker alter und neuer Zeit. Lieferung 13—20. Stuttgart G. Heise.
- Hubrich, E.**, Das Recht der Ehescheidung in Deutschland. Mit Vorwort von Dr. Ph. Zorn. Berlin, O. Liebmann.
- Ingraham, J. H.**, Die Feuersäule oder Israel in der Knechtschaft. Uebersetzt von O. Brandner. Dresden, O. Brandner.
- Jahn, O.**, W. A. Mozart. 3. Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Herm. Deltors. In zwei Theilen. Zweiter Theil. Mit 2 Bildnissen und 10 Notenbeilagen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.
- Kambl, E. W.**, Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben. Zwei Vorträge. St. Gallen, Busch & Co.
- Kaufmann, A.**, Der Gartenbau im Mittelalter u. während der Periode der Renaissance dargestellt in fünf Vorträgen. Berlin, B. Grundmann.
- Kennan, G.**, Sibirien. — Deutsch von E. Kirchner. Dritter (Schluss-) Band. Mit dem Portrait des Verfassers. 3. Auflage. Berlin, S. Cronbach.
- Kern, Fr.**, Goethes Tasso und Kuno Fischer, nebst einem Anhang: Goethes Tasso und Goldonis Tasso. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchh.
- Kerner von Marilaun, A.**, Pflanzenleben. Zweiter Band. Geschichte der Pflanzen. Mit 1547 Abbildungen im Text und 20 Aquarolltafeln von E. Heyn, E. v. Ransonné, J. Seelos, F. Touchmann, O. Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
- Kirchhoff, A.**, Länderkunde von Europa. Mit Abbildungen u. Karten. Lieferung 97—101. Wien u. Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag.
- Körper-Erziehung und Schulreform.** Von einem rheinischen Juristen. Hannover-Linden, Manz und Lang.
- Krause, G.**, The Growth of German Unity. An Historical and political Study. London, D. Nutt.
- Freie Kritik.** Unterredungen eines freundschaftlichen Kreises über literarische Gegenstände. Heft I. „Einsame Menschen“ von G. Hauptmann.
- Kühn, J.**, Die Prostitution im neunzehnten Jahrhundert. Ihre Gefahren u. deren Abwendung. Unter besonderer Berücksichtigung der Syphilis. Leipzig, H. Barsdorf.
- K . . . ski, J.**, Edler von, Der gute Ton. Anleitung, am sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als feiner, zebildeter Mann zu benehmen. 5. Auflage. Wien, A. Hartleben.
- La Mara,** Classisches und Romantisches aus der Tonwelt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Ludwig, O.**, Gesammelte Schriften. Lief. 25 28. Leipzig, Fr. Wihl. Grunow.
- Mann, A.**, Thierschutz und Vivisection oder das dunkelste Brandmal moderner Gesittung. St. Gallen, Busch & Co.
- Moleschott, S.**, Plaudereien für kleine u. grosse Kinder. Giessen, E. Roth.
- Molke, H. v.**, Graf, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Zweiter Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Romlin, E.**, Ein Genie der That. Roman in zwei Bänden. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. Dritter Jahrgang. Band 9. 10). Stuttgart, J. Engelhorn.
- Roberts, Baron A. v.**, Aus Mitleid. — Die gekaufte Stimme. — Des Kaisers Fünf u. s. w. Neue Novellen und Skizzen. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.
- Ruge, S.**, Christoph Columbus. Mit Columbus' Bildniss und einer Karte. Dresden, L. Ehlermann.
- Schneider, W.**, Die Religion der afrikanischen Naturvölker. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchh.
- Schübel, A.**, Unser Teufelchen u. andere Novellen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.
- Scholz, Fr.**, Die Charakterfehler des Kindes. Eine Erziehungslehre für Haus und Schule. Leipzig, E. H. Mayer.
- Deutsche Schriften für Literatur und Kunst.** Herausg. von E. Wolff. Erste Reihe. Heft 4 bis 6. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Deutsche Schriften für nationales Leben.** Erste Reihe. Heft 5. 6. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Schablin, O.**, Ein müdes Herz. Erzählg. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst.
- Die Seehäfen des Weltverkehrs.** Mit Illustrat. Lieferung 40—61. Wien, Volkswirtschaftl. Verlag von Alex. Dorn.
- Sommer, W.**, Etrüscische Geschichten. Zwei Bände. Basel, B. Schwabe.
- Spielhagen, Friedrich.** Gedichte. Leipzig, Verlag von L. Staackmann.
- Springer, A.**, Albrecht Dürer. Mit Tafeln und Illustrationen im Text. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchh.
- Stera, B.**, Fürst Wladimirs Tafelrunde. Alt-russische Heldensagen. Mit Einleitung und Bibliographie. Berlin, S. Cronbach.
- Török, A. v.**, Immensee von Theodor Storm. 32. Aufl. Kritisch beleuchtet. Budapest, Martin Bago & Sohn.
- Ule, O.**, Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche. 2. Aufl. Mit Illustr. Lief. 10 bis 15. Braunschweig, O. Salle.
- Verne, J.**, Mistress Branican. Autoris. Ausgabe. 2 Bände. Wien, A. Hartleben.
- Walcker, K.**, Die Verhütung u. die Beilegung v. Streiks. München, Verlag d. Literar. Inst.
- Westermann, A.**, Die zu Gersau. Zweite Aufl. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
- Die Schildner von Alt-Zürich. Ein Gedicht. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
- Winter, J. u. A.**, Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 2. Trier, S. Mayer.
- Zellner, L. A.**, Vorträge über Akustik. 2 Bde. Wien, A. Hartleben.
- Zur See.** Herausg. von v. Henk. Mit Illustrat. Lief. 41—50. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schönländer, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

## Quellen

und  
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	5820 B
Mühlbrunn . .	40 "
Schlossbrunn .	418 "
Therapenbrunn	471 "
Neubrunn . . .	473 "
Marktbrunn . .	345 "
Felsenquelle . .	47 "
Kaiser-Karls-Qu.	334 "
Kaiserbrunn . .	391 "

—♦—

**Karlsbader  
TRINKKUR**  
im  
**Hause**

## Quellen- Producte

—  
KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisirt.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Seife.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

## Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.



"SECURUS JUDICAT URBS TERRARUM."

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLENSÄURES MINERALWASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen  
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und  
Krügen:—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.





## An unsere Abonnenten!

**D**ie bereits erschienenen Bände von

## „Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

### Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LX (Januar bis März 1892), wie auch zu den früheren Bänden I—LIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)





THE UNIVERSITY OF CHICAGO

CHICAGO, ILLINOIS

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LX. Band. — März 1892. — Heft 121

(Mit einem Porträt in Radirung: Justus T.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottlaender.



*L. J. J. J. J.*

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

LX. Band. — März 1892. — Heft 180.

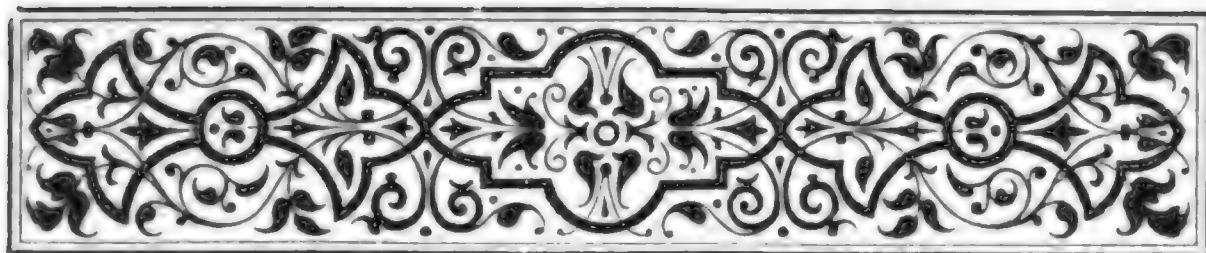
(Mit einem Portrait in Radirung: Julius Duboc.)



Breglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottlaender.





## Im Huldrebann.

Novelle

von

Ola Hansson.

— Berlin. —

### I.

**E**s ist an einem Sommerabend, einem Abend im August, gegen Mitternacht. Der Mond steht mit abgeplatteter Rundung mitten am hellen Himmel, an dem keine Sterne sichtbar sind, und unter ihm liegt das große Plattlanddorf schimmernd weiß in seinen schattigen Baumgärten. Es ist gerade jene Stunde der Nacht, wo die Schatten am tiefsten liegen und die gefalkten Wände am weißesten scheinen und die Unbeweglichkeit aller Dinge so massiv ist, daß der Mensch auf einmal zu horchen anfängt, sie um sich herumstehen fühlt wie einen körperhaften Gegenstand und schließlich die Stille hört. Die Häuser am Wege leuchten weiß, die Höfe in ihren Obstgärten leuchten doppelt weiß in ihrer dunklen Umhüllung, die Kirche ragt vom Hügel mit ihrem gefalkten Thurm wie ein phantastischer weißer Arm, der sich unbeweglich emporstreckt; Alles ist stummes, geheimnißvolles, undeutbares Weiß, von dem das Auge nicht lassen kann und in das die Empfindung nicht hineindringen kann. Und auf einmal zerreißt die Stille zu einem wimmelnden Leben, zu einer Millionenfältigkeit von Lauten, keiner für sich allein da und bemerkbar, außer im andern, aber alle zusammen Einem im Ohre singend wie ein kaum vernehmbarer, unbestimmbarer Ton; es ist der Geist der Mondscheinnacht, der aus seiner Unbeweglichkeitsverzauberung gelöst worden und leise in der Menschenseele anklopft. Es geht wie ein Zittern durch die Natur und hinüber in die Menschenseele. Das

man weit draußen auf dem weißen Weg zwei dunkle Punkte, die sich vorwärts bewegen, größer werden, deutlicher werden, Menschen werden. Sie gehen im Takt, vier Füße und ein Schritt. Sie sind schon an der Kirche vorbei und bemerken das Pferd, das, nachdem die Neugier verschwunden, sich wieder unruhig hin- und herwendet, am Zaume zerrt, schnaubt, scharrt. Es sind zwei Männer im Sonntagsanzug schonenscher Arbeiter.

„Das ist ja . . . Was thut er denn hier?“ sagt der Eine leise.

„Weißt Du denn nichts davon?“ antwortet der Andere.

„Was —?“

„Er ist jede Nacht hier.“

„Hier? was hat er mit dem Verrückten zu thun?“

Die beiden Wanderer sind gerade auf dem Punkt, wo der Weg sich zwischen den Gärten der beiden äußersten Höfe des Fleckens verliert. Sie verschwinden im Schatten.

„Es braucht wohl nicht der Verrückte zu sein,“ hört man eine Stimme antworten: „es sind noch Andere im Hause.“

Die Unterhaltung wird undeutlich, Laute hört man, aber keine Worte mehr. Nach einer Weile ein Ausruf:

„Bist Du bei Trost!?“

Darauf ist Alles stumm, verschwunden. Man vernimmt nur noch die Schritte der Wanderer, dann hören auch die auf.

Und die Nacht schwingt weiter von Osten nach Westen wie ein Rad um seine Achse, aber lautlos. Hoch am nördlichen Horizont schiebt sich der Lichtrand, der in den nordischen Sommernächten den Gang der Sonne über die andere Hemisphäre anzeigt, unmerklich von der Abendrothstelle zum Sonnenaufgangspunkt weiter. Es kommt Kühle und ein unbestimmtes zartes Licht in die Luft.

Das Pferd, das noch immer vor der Treppe des weißen Hauses angebunden steht, hebt wieder den Kopf und spitzt die Ohren. Wieder nähern sich Schritte. Diesmal kommen sie von der entgegengesetzten Seite. Stimmen hatten sich schon lange hören lassen, endlich tauchen wieder ein paar Gestalten aus dem Schatten der beiden Gärten auf der weißen Dorfstraße auf.

„Wer ist hier Nachts zum Besuch?“ fragte der Eine der Beiden, die verwundert vor dem weißen Hause stehen blieben.

„Das Pferd steht hier immer vom Abend bis zum Morgen,“ antwortete der Andere, während sie ihren Weg fortsetzten.

„Das Pferd!? Das ist ja . . . ja freilich, ja! Aber was hat sie mit ihm gethan? verhext? was?“

Der Andere antwortete nicht.

Sie waren schon an der Kirche vorbei, als man den Einen mit lauter Stimme sagen hörte:

„Wer kann auch wissen, auf was für Künste sich solches Pack versteht.“

Sie schrumpften zu zwei schwarzen Punkten ganz fern auf dem weißen Wege ein und verschwanden am Gesichtsrand.

Und die Nacht schwang ihr lautloses Rad weiter von Osten nach Westen. Die Schatten sind schon fast verschwunden und das Licht hat seine mitternachtsmondscheinhafte Grellheit verloren: eine nüchterne, gleichförmige Dämmerung breitet sich über das Land, alle Eigenthümlichkeit verwischend. Und die Wärme, die die Erde während eines ganzen, langen, heißen Augusttages aufgesogen, steigt unter der Abkühlung wie ein leichter, kalter Nebel empor, und ganz tief im Osten färbt sich der Himmel in Orange.

Die Hähne haben schon in einem Hof zu krähen angefangen, eine Pforte wird zurückgeschlagen, da hebt das Pferd vor der Hausthür wieder den Kopf und spitzt die Ohren. Aber diesmal kam der Laut nicht von draußen, sondern von drinnen. Im nächsten Augenblick dreht sich ein Schlüssel im Schloß und die Thür öffnet sich. Ein junger Mann in den Zwanzigen, blond und mittelgroß, kommt heraus und die Treppe herunter, löst den Zügel des Pferdes und spannt ihm den Bauchriemen fester, ohne auch nur zurückzusehen. Hinter ihm in der Thüröffnung wird der Kopf und der Oberkörper eines Weibes sichtbar. Sie hält sich vorsichtig hinter der Spalte, offenbar um sich nicht in der Morgenluft zu erkälten: ihre Brust ist bloß und in dem buschigen Haar sitzen noch Bettfedern. Das Gesicht giebt kein Alter an, es hat jene groteske Häßlichkeit ohne Ausdruck, die sich unverändert vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre erhält, — ein Gesicht mit einem Negermund und zwei kugelrunden, gelbgrauen, gierigen Augen. Der junge Mann setzt den Fuß in den Steigbügel und schwingt sich in den Sattel, ohne eine Wort zu sagen; und er wendet sich nicht einmal halb nach dem Weib in der Thür um, während er wie geistesabwesend und fast im Schlaf dem Hause zunicht und im Galopp davonjagt, den Weg entlang, über die Ebene hin, wo die Knechte gerade das Vieh zur Morgenweide umpflöcken, und die Mägde die Kühe melken, während die Sonnenkugel am Himmel emporrollt, ungeheuer und strahlend, die Verkündigerin eines heißen Tages.

## II.

Eine halbe Stunde später wird der Reiter auf einem der weidenbeschatteten Wege sichtbar, die über die Ebene auf die See zuführen. Er lenkt von der großen Straße ab und in eine kleine hinein, welche im rechten Winkel von der ersteren aus und schnurgerade über die Felder hinläuft, hinter denen ein Hof zwischen seinen Baumgruppen sichtbar wird. Die Weiden verhindern die Aussicht nach beiden Seiten und ihre Zweige schlagen ihm unaufhörlich auf den Hut und ins Gesicht. Dann hört die Allee auf und eine Wegstrecke mit neugepflanzten Bäumen beginnt mit offenem Ausblick über Ebene und Meer. Der Reiter überschaut all sein angepflöcktes Vieh, das vom Wege ab sich in langer bunter Linie über das Kleefeld zieht; ein Junge geht die Reihe entlang mit dem Pflöckhammer auf der

Schulter und zwei Mädchen sitzen zusammengekauert unter ihren Röhren, den Milchkübel zwischen den Knieen. Bei den Hufschlägen des Pferdes bleibt der Junge stehen und das eine Mädchen lehnt sich zurück, um besser sehen zu können, während sie die Finger an den Zügen der Ruheuter auf- und niedergehen läßt. Dem mißtrauischen Auge des Reiters entgeht nichts von all dem; er sieht auch, wie das Mädchen sich plötzlich zur anderen hinkehrt mit einigen Worten, die er doch trotz aller Anstrengung nicht verstehen kann, und wie letztere die Finger stille stehen läßt, während sie sich duckt, um unter dem Arm verstoßen nach ihrem heimkehrenden Hauswirth hinzulauern.

Er reitet auf seinen Hof zu. Schon aus der Ferne gewahrt sein spähendes Auge die Knechte, die ihre Sensen auf dem Schleifstein vor der Pforte wegen. Er versteht, daß sie ihn bemerkt und es weitergesagt haben, denn wie an einer Schnur gezogen wenden sich alle Köpfe nach dem Wege, außer einem einzigen, dem des alten Rätlners, der über seine Sense gebeugt bleibt, als gäbe es nichts zu hören oder zu sehen, jedenfalls nichts, was er hören oder sehen wolle. Das Alles dauert bloß einen Augenblick; als der Hauswirth an seinen Leuten vorbei durch die Pforte reitet, haben alle so vollauf zu thun, als dächte keiner an diesem Morgen an Anderes, als sein Geräth in Ordnung zu bringen. Einer der Knechte verläßt die Gruppe, folgt dem Hauswirth auf den Hof und nimmt das schwitzende, schäumende Pferd entgegen, ohne ein Wort zu sagen oder seinen Herrn anzusehen.

Dieser geht ins Haus. Da wandert seine junge Schwester und räumt auf, öffnet die Fenster nach dem Garten und stellt das Kaffeegeräth auf den Tisch. Er vermeidet es sie anzusehen, und er hat es in der Empfindung, daß auch sie vermeidet ihn anzusehen. Aber gerade wie sie aus der Küche mit der Kaffeekanne hereinkommt und er ihr den Rücken zugehrt, fühlt er einen großen, langen, musternnden, verachtungsvollen Blick in seinem Nacken. Er trinkt seinen Kaffee mit Schweigen, geht in die Leutestube, wo Knechte und Mägde Frühstück essen, und ordnet die Tagesarbeit an, darauf wirft er sich angekleidet auf ein Sofa und schläft gleich ein.

Als er aufwacht, merkt er, daß der Tag ein gut Stück vorgeritten ist. Es summt und brummt um ihn herum, draußen und drinnen; das Zimmer ist schwarz von Fliegen und in der Leutestube tickt die alte Schlaguhr laut und bedächtig. In der Küche klappert es mit Tellern, zischt und kocht es: es ist also gegen Mittag. Er ist wie zerschlagen in allen Gliedern; und als er sich den ärgsten Schlaf aus den Augen gerieben, sieht er sich, wie er auf dem Sofa ausgestreckt liegt, in dem gerade gegenüberhängenden Spiegel: unrasirt, nicht ausgeschlafen, mit zerzaustem Haar und schmutzigem Kragen und ihm ekelt vor sich selbst. Er will gerade aufstehen, als er plötzlich still hält und auf den Ellenbogen gestützt horcht. Aus der Küche hat er ein eifriges Geflüster gehört, das laut genug geführt wird, um trotz des Geflappers verstanden zu werden. Er streckt den Kopf vor und kneift die Augen

zusammen: — ja natürlich; er hatte doch gleich ihren Namen aufgeschnappt. Die Thür zwischen der Kammer, wo er lag, und der Gesindestube stand weit offen und die Thür zwischen dieser und der Küche war, wahrscheinlich aus Unachtsamkeit, auch nur angelehnt. Er schleicht auf Strümpfen und Zehenspitzen in die Gesindestube hinaus und setzt sich auf den uralten, niedrigen Stuhl mit der alterthümlichen hausgewirkten Decke darauf, der seit Vaters und Mutters und Großvaters und Großmutter und vielleicht noch längerer Zeit seinen Platz in der Ecke am eisernen Ofen gehabt, auf dessen beiden, ins Zimmer sich vorschiebenden Wänden St. Görans Kampf mit dem Drachen in erhabener Arbeit abgebildet ist. Er konnte von hier aus deutlich jedes Wort unterscheiden, das zwischen den beiden Mägden geflüstert ward.

„Ja, mein Seel', das muß ich doch sagen, nimmt er das schabbeige Weibstück, so ist er schön dumm. Das wär was für ihn! hat sie denn Geld?“

„Geld!“ antwortet es verachtungsvoll. „Der Alte hat ja's Nest voller Jungen. Ein Windbeutel ist er auch und was er hat oder nicht hat, das weiß kein Mensch. Wie oft war er nicht schon ein Bettler. Jetzt sitzt er ja auf seinem großen Pachtthofe, aber so weit hat er's schon früher gebracht; und stirbt er, so ist sie vielleicht ebenso nackt und bloß, wie du und ich, wenn nicht mehr.“

„Ob er sie wirklich heirathen wird?“

Keine Antwort; aber ein paar Heerdlinge werden von einer wüthenden Hand auf ihre Plätze geworfen.

„Glaubst Du,“ fuhr die Andere fort, „daß sie ein Kind von ihm trägt!“

„Kind!“ schrie es nun so laut, daß die Fragerin beruhigend züchte. „Kriegt sie ein Kind, so kann jeder Böthling eins kriegen. Man sagt von ihr,“ hier wurde das Flüstern so leise, daß der Horcher das Ohr dicht an die Thürspalte legen mußte, „sie wollte kein Kind und darum pfuschte und pfuschte sie so lange an sich herum, bis — — ja, ein Kind kriegt sie nicht, aber statt dessen . . .“

Die Erzählerin schnappte ab, es wurde einen Augenblick todtenstill in der Küche und die beiden Mädchen starrten einander erschrocken an; der Horcher hatte sich mit einem Ruck vom Stuhl hinter der Thür erhoben und ging mit hörbaren Schritten in seine Kammer zurück, ohne sich die Mühe zu machen zu verbergen, daß er die Unterhaltung gehört. Er zog seine Schuhe an, nahm seine Mütze und ging in den Garten. Seine Schwester arbeitete in den Küchenbeeten; er ließ sich unlustig, schlaff und ekelkrank auf eine Bank fallen, wo er sitzen blieb bis zum Mittag gerufen wurde.

Und auf demselben Platz war er wieder, als man am Nachmittage einen Wagen auf dem Weg zum Hof heranrollen hörte. Gerade wie er auf die Haustreppe trat, schwenkte sein verheiratheter älterer Bruder durch die Pforte herein. Ihm hatte unbestimmt etwas dergleichen geahnt, er fühlte den Mißmuth bis zum Ingrimm in sich wachsen, verschloß aber Alles in sich und ließ sich nichts merken.

„Bist Du aus und fährst herum mitten in der Ernte?“ fragte er mit einem Funken von Spott in den verlegen halb abgewandten Augen.

„Ja, es ist halb Botengang für die Frauensleute,“ antwortete der Angekommene und gab seinem Bruder die Hand, während auch seine Augen seitwärts glitten. „Schwester hat was liegen, was ich für Ingrid abholen sollte.“

Als die beiden Brüder ein paar Stunden später, nachdem sie nach üblicher Sitte die Ernte und das Vieh besehen, beim Toddy zusammen im Lusthaus saßen, mußte er, nun würde es kommen. Es war mit ihnen gegangen und hatte um sie gekreist während der ganzen Zeit, das, was noch keine Worte gefunden hatte, aber drückend und ängstigend zwischen ihnen lag; es hatte die Fragen kurzathmig, die Antworten abweisend, das Gespräch gezwungen gemacht: sie hatten die entferntesten Gesprächsstoffe aufgesucht und die weitesten Kreise um den Explosionspunkt beschrieben, aber nur, um im nächsten Augenblick den Text, den sie scheuten, im gegenseitigen verlegenen Lächeln und ihren scheuen Blicken zu lesen. Jetzt, da sie einander gegenüber saßen, wußten sie beide, daß es keine Umkehr gab. Aber Keiner wollte den Anfang machen. Gerade wie der jüngere Bruder dasaß und nach einem Ableiter für das Unangenehme suchte, das immer näher kam, trat eine Pause ein, eine lange, tiefe, bodenlose Pause, über die kein Zurückweichen mehr möglich war. Er warf einen hurtigen, halb bösen, halb leidenden Blick auf seinen Bruder; aber dieser hatte schon das erste brutale Wort ausgesprochen.

„Man redet soviel Schlechtes von Dir unter den Leuten, Hans.“

„So—o?“

„Ja, ich brauche wohl nicht zu sagen, weswegen?“

„O Du brauchst eigentlich gar nichts zu sagen. Kehre Du vor Deiner Thür und laß mich vor meiner kehren.“

„Aber Du kannst wohl auch etwas an uns Andere denken. Es ist keine Ehre, wenn so Eine in die Familie kommt.“

„Na, sie ist wohl nicht schlechter als Andere.“

„Unsere Schwester ist nicht so, daß man von ihr sagen kann, sie sei Vaters Knechten nachgelaufen und auf der Straße in Kopenhagen gewesen. Und übrigens: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; wo ist sie denn hergekommen? Darum solltest Du Dich auch zu gut halten, um Dich mit solchem Volk einzulassen.“

„Ich sag Dir's noch einmal: kümmere Dich um Deine Sachen. Ich bin wohl ebenso gut mündig, wie Du; ich thu', was ich will. Ich möchte wissen, was Du Dich in meine Angelegenheiten zu mischen hast?“

„Du bist nicht bei Vernunft. Aber thu', wie Du willst. In unser Haus soll sie nicht kommen, das weißt Du jetzt. Das kannst Du ihr sagen und sie grüßen.“

„So — auf die Art also: Weibergekläff? Das hätte ich mir übrigens denken können. Die haben einander immer soviel nachzusagen. Hier geht Johanna tagaus, tagein herum und sieht hochmüthig aus. Und was Ingrid für ein Wesen bei Dir zu Hause macht, kann ich mir denken. Siehst Du nicht selbst, wie sie ihre klugen Köpfe zusammengelegt und Dich über Hals und Kopf hergejagt haben mitten in der heißesten Erntezeit, wo sonst jeder Mensch mit seinem Eigenen mehr als genug zu thun hat? Laß Du die Weibzleute klatschen und laß mich in Frieden. Besser wär's, sie wüschen ihre Hände, damit sie nicht das beschmutzen, was sie anfassen.“

„Das ist wohl eher Deine, die eine Wäsche mit Lauge nöthig hätte, um nicht abzufärben, wenn man sie anfakt. Wenn Du es nicht weißt, so kann ich Dir's sagen, daß es ein allgemeines Gerücht ist, sie färbe auch noch anderes ab! Du thätest also wohl, Dich vorzusehen.“

„Du kannst ruhig sein. Ich weiß, was ich thue.“

„Um so besser. Aber denke dran, daß ich gesagt habe, was ich sagte. Johanna,“ rief er der Schwester zu, die am anderen Ende des Gartens mit ihrer Handarbeit saß, „gieb mir nun die Muster für Mutter mit.“

„Gehst Du schon?“ fragte Hans trocken.

„Ja,“ antwortete der Bruder kurz.

Der Abend war gekommen; die Sonne war untergegangen. Hans hatte sich auf eine Bank vor seinen Garten gesetzt, vor ihm lag das tagsüber abgemähte Roggenfeld, hinter dessen aufgerichteten Garbenbündeln der kupferrothe Vollmond aufging. Im Hof schien Alles eingeschlafen; bloß ein schwacher Windhauch strich von Zeit zu Zeit durch die Bäume. Eine Kaze schlich am Grabenrand hin, blieb stehen, schlich weiter, that einen Satz an ihm vorbei und schlich dann wieder gemächlich. Ganz fern am Horizont vor ihm kräufelte sich das Meer, immer heller unter dem steigenden Monde. Jetzt, in der Einsamkeit, im Schweigen, fiel seine gekünstelte Selbstsicherheit zusammen; sie hatte kein eigenes Dasein, sie war nichts, als die Reaction gegen äußere Einwirkungen. Alle die Gründe und besorgten Fragen, die Andere im Laufe des Tages gegen ihn vorgebracht, oder die er empfunden und zurückgewiesen hatte, sie alle richtete er jetzt an sich selbst und in dem Nachtschweigen fingen sie an zu reden; und Alles, was seine Unzugänglichkeit so starr gemacht: das böse Gewissen, die Furcht, was vorging nicht zu verstehen und nicht länger seines eigenen Schicksals Herr zu sein, Alles kam nun hervorgetrochen wie ebenso viele Gespenster im Mondschein und starrte ihn an, drohend und fragend. Und jetzt, da keine Zeugen zugegen waren, krümmte er sich vor sich selbst, verachtete er sich selbst, spannte er alle seine Kräfte an, um aus dem Ring zu entinnen, in dem er sich bis zur Bewußtlosigkeit in die Runde drehte. Warum? und warum? und warum? Er wußte von ihr, was alle die Anderen wußten und zu wissen meinten, und noch ein gutes Theil mehr; er wußte vor Allem eins, was kein Anderer wußte: daß ihm vor ihr ekelte, vor ihr ekelte wie vor einem schleimigen Thier, auf das man zufällig mit

bloßem Fuß getreten; daß ihm ekelte vor ihrem Geruch, vor ihren Kleidern, vor ihrer Nacktheit, — wußte, daß er sie wie einen für Alle sichtbaren Ausschlag einer schändlichen Krankheit auf seiner Haut empfand, — wußte, daß er selbst weit mehr als alle diese Anderen, die es ihn merken ließen, mit dem Gefühle herumging, ein wirklicher Ausjägiger zu sein. Und das einzige, elende, sinnlose Darum stieg vor seinem körperlichen Auge wie ein Gesicht empor, auf das er halb mit namenlosem Abscheu, aber auch halb mit unwiderstehlichem, unbezwinglichem Verlangen starrte . . . Es war an einem Sommertag vor einem Jahr, da war er an dem weißen Haus beim Kirchhofsgitter vorbeigekommen. Sie stand in der Thür; sie kannten einander von Kindheit an; er war auf ihre Aufforderung eingetreten; es war am frühen Nachmittag, der ganze Ort lag wie ausgestorben im Mittagschlaf, und die Sonne brannte; kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu hören; die Natur glich einem Hund, der unter dem Fenster mit zitternden Lefzen und hängender Zunge liegt. Da war das gekommen; wie, das wußte er nicht; aber das, das, das, das einzige, elende, sinnlose Darum, das er nie anders zu fassen vermochte, denn als eine Vision, die er selber nicht verstand, der er nie Worte für Andere geben konnte, — dieses Eine, das er nie wie eine Vision vor sich erblicken konnte, ohne wie verhezt, wie willenlos zu sein, dieses Eine, das er jetzt wieder wie eine Vision vor sich sah, während er einsam auf seiner Bank vor seinem Garten saß und der Mond immer höher am hellen Sommerhimmel stieg und immer kleiner und immer gelber wurde. Und er krümmte sich wie ein gereizter Eber, und sein Körper krampfte sich zusammen wie der eines Epileptikers, und seine grauen Augen wurden groß und weit offen, glühend und vorstehend wie an eine unsichtbare Nadel gespießt; im nächsten Augenblicke stand er auf, ging durch den Garten, durch das Haus, über den Hof, in den Stall. Dort nahm er Steigbügel und Bügel auf den Arm, wanderte denselben Weg zurück, über den Hof, durch das Haus, durch den Garten, auf das Feld, wo ein Pferd in einiger Entfernung wieherte. Um nicht um den Hof herumzureiten, setzte er quer über sein Feld weg, dem Weg zu. Gerade wie er auf denselben einlenkte, wandte er sich instinktiv nach dem Hof um: der lag weiß im Mondschein; aber in der dunklen Gartenhecke gewahrte er noch etwas anderes Weißes, das ihn veranlaßte dem Pferd wüthend die Fersen in die Seiten zu stoßen: er hatte das Kleid seiner Schwester erkannt.

### III.

In einem Fenster des weißen Hauses vor dem Kirchhofsgitter schien Licht durch die herabgerollten Gardinen mitten in der taghellen Sommernacht. Wanderer, die vorübergingen, hörten Gespräch und dazwischen das Stimmen einer Violine, aus dem sich zuweilen eine ganz kleine Melodie hervorarbeitete.

Inwendig, in einem simpel und ziemlich leer aussehenden Zimmer, das bloß durch die vielen Nippfachen auf der Kommode verrieth, wer es



bewohnte, saß Hans in der Ecke eines aufgemachten Schlaffophas und neben ihm in einem Schaukelstuhl die Eigenthümerin des Zimmers. Auf der Tischkante zwischen sich hatten sie eine halbleere Punschflasche und drei Gläser. Sie waren nicht allein: ein Dritter war gegenwärtig. Er stand mitten auf der Diele; in der einen Hand hielt er eine Violine, in der anderen den Bogen, und im linken Mundwinkel hing ihm eine Holzpfeife mit kurzem Stiel und enormem Kopf. Er sah aus, als wäre er in den Fünfzigern, war gut gekleidet, aber mager und hatte langes, braunes, ungekämmtes, grau-geprägtes Haar und ebensolchen Bart. Seine skelettdürren, fehnigen Hände und das graubleiche Gesicht, dessen Schädel sich mit seiner ganzen Knochenbildung zeichnete, als wäre sie durch stramme Sehnenbündel zusammengebunden, hatten die sonderbare, krampfhafte Zusammengezogenheit, die den mit der fallenden Sucht Behafteten eigenthümlich ist. Und in diesem Gesicht standen zwei große, unstäte, sich verdrehende Augen von unbestimmter Farbe, die Augen eines Irren.

Er war der eigentliche Wirth im Hause. Er war seinerzeit ein reicher Bauer gewesen, der plötzlich den Verstand verloren. Die Verwandtschaft hatte ihm dies Haus gekauft und ihn dahinein gesetzt unter der Pflege und Bewachung eines alten treuen Hausmöbels der Familie. Die alte Magd war im vorigen Jahre gestorben und die junge Person im Schaukelstuhl hatte sich für ihren Platz gemeldet. Der alte Irre war als „Vaterbruder Niclas“ eine in der ganzen Umgegend bekannte und populäre Person. Er hatte monatelange helle Zwischenpausen, in denen er seine Zeitung las, seinen Toddy trank, seine Unterhaltung führte und wie andere Menschen, d. h. wie andere Schonländer war, still, freundlich und melancholisch. Kam der Anfall, so war er unregierlich, leicht zu reizen und mißtrauisch, streifte meist auf den Wegen umher, ließ sich mit Krethi und Plethi in Gespräche ein, machte Besuche bei „seinen Freunden“, einigen zum Ergötzen, anderen zum Aerger.

Er war gerade mit seinem Stück zu Ende und trat in verlegener Unentschlossenheit von einem Fuß auf den anderen, während er halb schlau, halb scheu die Beiden am Tisch betrachtete.

„Trink ein Glas,“ sagte Hans, „das macht gute Laune“.

Der Alte lachte — ein ödes Lachen, ein Gerippezucken, eine Grimasse —, nahm Bogen und Pfeife in dieselbe Hand, die das Instrument hielt, griff nach einem gefüllten Punschglas und nippte zögernd daran.

„Ein' ordentlichen Schluck!“ rief das Mädchen. „Das taugt nichts. So! das ist gut! dann schläft Niclas fester,“ fügte sie laut lachend hinzu und zeigte alle ihre gelben starken Zähne, dabei ging ein Blick heimlichen Einverständnisses zu Hans hinüber.

Der Alte äßte ihr Lachen nach, sah anzüglich vom Einen zum Andern, als wäre ihm was auf der Zunge, stand eine Weile unschlüssig und leerte das Glas bis auf die Neige.

„Ich trank auf Euer Wohl, Kinder,“ sagte er ritterlich. Darauf steckte er die Pfeife wieder in den Mundwinkel, stützte die Violine an die linke Schulter, nahm den Bogen in die rechte Hand und fing an zu stimmen und zu quintiliren.

Das Mädchen wollte sein Glas wieder füllen, aber Hans hielt ihre Hand fest.

„Warum nicht?“ fragte sie.

„Nein, du sollst nicht.“

„Dummheit, was schadet's?“

„Du sollst nicht; er verträgt nicht mehr.“

Sie warf sich an ihn und flüsterte ihm was ins Ohr mit ihrem früheren Lachen. Der junge Mann zog sich unwillig in seine Sofaecke zurück. Der Alte hatte nichts gesehen oder gehört; er war mitten in einer Weise.

„Na, hört er bald auf?“ schrie ihn das Mädchen brutal mit bösen Augen an. „Nun geht er sich hinlegen; es ist Zeit zum Schlafen.“

Der Bogen strauchelte in der Hand des Alten, zog einen falschen Ton, strich ein paar Mal aufs Ungefähr über die Saiten und setzte ab.

„Du hättest mich wenigstens zu Ende spielen lassen können,“ sagte er vorwurfsvoll. Er stand eine Weile verstimmt und ordnete seinen Kram. Plötzlich klärte sich sein Gesicht auf, er trat feierlich an die Weiden heran und hob mit einem anzüglichen, schwachsinnig-ironischen Lachen seine beiden Hände mit dem Bogen und der Violine über ihre Häupter wie ein segnender Priester. Darauf wandte er sich um und ging aus dem Zimmer und in das seine, ohne ein Wort zu sagen.

Das Mädchen war aufgestanden und ihm nachgegangen: sie wollte nachsehen, ob Alles für ihn zurechtgelegt war. Hans war auch aufgestanden; er konnte nicht stillsitzen; alle Gedanken waren auf einmal weggeflogen und nichts war übrig in seinem Kopf, nicht das Geringste, als eine unerträgliche Unruhe des Wartens, die ihm in allen Nerven zitterte, und außerdem eine Vision, die Vision dessen, was jetzt kommen sollte; er hatte sich mechanisch, ohne es selbst zu wissen, mitten ins Zimmer gestellt, wo der Tolle eben gestanden, das Gesicht nach der Thür gewandt, durch die er eben verschwunden und durch die sie jeden Augenblick zurückkehren mußte. Seine Hände zitterten, seine Lippen zitterten und seine Augen blickten wie die eines Hypnotisirten oder eines Irren. Die Thür ging auf und sie kam herein; er wurde auf einmal ruhig, er sammelte gleichsam sein ganzes Wesen für den nächsten Augenblick; seine Augen folgten ihr wie die Augen eines Hundes vor einer Mißhandlung seinem Herrn folgen. Das Mädchen warf bloß einen raschen Blick auf ihn und ging dann ganz ruhig, als hätte sie nichts bemerkt, an den Tisch, setzte sich in einen Stuhl, stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte und das Gesicht in die Hände und betrachtete ihn mit ihren gierig neugierigen Augen.

Also noch nicht! er sah sie fragend an.

„Dein Bruder fuhr heute vorbei“, fing sie an. „Was hat er dir nun wieder für schöne Sachen von mir erzählt?“

„Weshalb sollte er nothwendigerweise gerade von Dir sprechen? Wir können wohl über andere Dinge zu sprechen gehabt haben, als präcis von Dir.“

„Ach, komm nur heraus damit, je eher, je besser. Ich stand draußen auf der Treppe, aber er beschwerte sich nicht 'mal damit zu grüßen. Er wagte mich gar nicht anzusehen. — Uebrigens habe ich auch heute Besuch gehabt.“

Er sah sie unruhig fragend an.

„Ja, vom Vater. Er meint, nun könnte es bald genug sein mit diesem Hin- und Herziehen. Das finde ich auch. So denkst du wohl aber nicht, — wenigstens heute nicht, wo eure Frauenzimmer deinen Bruder drangekriegt haben, das verlorene Schaf auf den rechten Weg zu leiten.“

„Laß Du meine Verwandtschaft in Frieden. Ich thue, was ich will; in diesem, wie in allem Andern!“

„Ja, dann thu' aber auch was!“ schrie das Mädchen plötzlich zwischen Weinen und Wuth auf. „Ich will ein Ende mit der Geschichte haben, ich will nicht länger, daß Alle mit Fingern auf mich weisen, ich will was Bestimmtes von Dir, hörst Du! Was bist Du für Einer, der weder Eins, noch das Andere kann, und nicht weiß, auf welchem Bein er stehen soll. Ich will ein Ende haben, begreifst Du das —?“

Sie hielt plötzlich inne und fuhr ganz gelassen fort mit fast kaltem Ton, während ihre Blicke sich in die seinen hingen wie mit tausend unsichtbaren Haken.

„Willst Du, oder willst Du nicht? Heirathest Du mich oder nicht? Keine Antwort!“

Er wurde weiß wie ein Laken, sein Blut wechselte die Temperatur und in dem Schwarzen vor seinen Augen ringelten sich, gähnten und wimmelten eine Unzahl unwirklicher ungeheuerlicher Gestalten, nicht ganz Wesen und auch nicht bloß Phantasiën und weder Thiere noch Menschen.

„Willst Du, oder willst Du nicht? Keine Antwort. Ja, oder nein?“

Die Worte wurden zu Körpern, zu Eisen um seine Hände, zu Bleifugeln um seine Füße, zu Händen um seine Kehle; sie standen rund um ihn herum wie fragende Augen, große, runde, gierige, gelbe Augen, ihre Augen, Augen, die alle auf Antwort warteten; sie sperzten alle Auswege für ihn ab, sie bewegten sich inwendig in seinem unbewußten Wesen, in seinem Blut, in seinem Trieb; er glaubte zu fühlen, wie sie das verhängnißvolle Jawort irgendwo tief unten in ihm losmachten, irgendwo in weiter Ferne, die doch eins war mit seinem eigenen Ich . . .

Er mußte ein hörbares „Ja“ gesagt haben, denn auf einmal hatte das Dunkel um ihn herum sich getheilt und er sah das Weib aufgerichtet vor ihm stehen, mitten im Zimmer, mitten im Lampenlicht. Ja, nun kam es, — es rieselte wie Gluth und Frost durch ihn. Ihr Mund stand halboffen, ihre Nüstern weiteten sich, die Augen, kugelfund und geröthet, sprühten Funken

glänzten wie Katzenaugen im Finstern. Die Lampe ward ausgelöscht, die Gardine war dunkel, es wurde Nacht im Zimmer; er sah nur ihre leuchtenden Katzenaugen und ihre weiße Wäsche. Und nun war er mitten im Mysterium: Verlangen und Grauen, Haß und Anziehung, zähneklappernde Lust mitten im Abscheu — — — — —.

Seine Brust keuchte, er fühlte, wie sie ihm näher kam, wie etwas in seiner Seele sich noch einmal, blitzschnell, voll Ekel aufrichtete und gleich darauf nachgab — — und es zog und zog, gab nach und nach; und plötzlich strickten sich ihre Arme um ihn zusammen, er roch ihren Athem, er sah etwas Weißes wie Braut und Leiche . . . ein Schauder überlief ihn, dann eine wilde Gier — — — — —

## IV.

Ein Jahr war vergangen und es war wieder Sommer, — ein Sonntag nach dem Gottesdienst und der Mittagsruhe, gerade als alle Wege und Stege der Ebene von festlich gekleideten Menschen zu wimmeln anfangen, die zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen in den Wald, oder zu Besuch bei Freunden und Verwandten fahren.

Durch die Weidenallee, auf die Einfahrt von Hans' Hof zu, rollte der eine Char-à-banc nach dem anderen, verschwand in der überbauten Pforte, fuhr im Bogen mit Peitschenknall vor der Haupttreppe auf und lieferte seinen Inhalt an Jugend ab. Die leeren Zimmer des alten Hofes fingen sich an zu füllen, die grünen Lusthäuser des Gartens schmückten sich mit Sommerkleidern in allen Blumenfarben und auf dem Rasen unter den Bäumen in der Parkanpflanzung lagen junge Männer auf Rücken und Bauch, tranken Toddy und rauchten Cigarren.

Als es nämlich bekannt geworden, daß Hans mit dem berühmten Frauenzimmer versprochen war und die Hochzeit gefeiert werden sollte, sobald die Ernte eingebracht und alle Felder leer waren, hatte der Freundeskreis sich vereinigt, noch einmal jung mit dem zusammen zu sein, der nun für immer aus dem Jugendleben hinaustreten sollte. Man machte einen Strich über Alles, was nicht war, wie es sein sollte und was man am liebsten nicht gesehen hätte; das war eine Sache für sich, die man liegen ließ und über sah; aber jeder alte Freund wollte noch einmal mit Hans anstoßen, jedes junge Mädchen noch einmal mit ihm tanzen, denn er war mehr bei Allem dabei, gefelliger und beliebter bei den jungen Mädchen und jungen Männern seines Standes gewesen, als die meisten Junggefeilen des Plattlands. Man hatte es ihm auch anmerken können, daß er während des verflossenen Jahres ein Anderer geworden, als er früher gewesen, ein Mensch, den, wo er hinkam, Verstimmung drückte und der Einem leidthat; und man wollte noch einmal, wenn auch nur für ein paar Stunden, den alten Menschen in ihm wieder aufwecken.

Denn das stand auf ihm geschrieben, daß das vergangene Jahr ein schweres für Hans gewesen war: alle die vielen Tage, die zwischen zwei Sommern liegen, schienen ebenso viel schwere Stunden gewesen zu sein, die eine nach der andern auf seinen Schultern hängen geblieben waren. Ein nimmer ruhender, immer wieder von Neuem aufgenommenener, unaufhörlich verschärfter Kampf war zwischen seiner Familie und ihr, die seine Frau sein wollte, ausgefochten worden, ein harter, böser Kampf, der an Zähigkeit und Bitterkeit dadurch gewann, daß er indirect und im Verborgenen geführt wurde. Und er war das Werkzeug dieses Kampfes gewesen, durch ihn hatte der eine Theil an den andern heranzukommen gesucht; ihn trafen zuerst die vergifteten Stiche und die Streiche aus dem Hinterhalt; jede böse Nachrede kam zuerst zu ihm. Bei Allem, was er that, wie er es auch einrichtete, wie er sich auch stellte, wie er auch in den Kampf eingriff, konnte er nicht vermeiden sich selbst ins Fleisch zu schneiden; die besten Gefühle derer, die sein Bestes wollten, mußte er verwunden; und wenn Alles in ihm: Verstand, Feinfühligkeit, inneres Bedürfnis, im Bewußtsein übermäßiger, absichtlich ihm zugefügter Kränkung sich gegen die unwürdige Tyrannei erhob, rief diese in seiner eigenen Natur Bundesgenossen zu Hilfe, gegen die er nichts vermochte und denen er unabhelfbar unterlag. Unter diesem Streit versiegte seine Lebenskraft, als wäre eine Ader in ihm geöffnet, oder das Mark aus seinen Knochen gesogen worden; er verlor seinen Willen, er verlor sein Lachen, er verlor seine Lust am Leben, und sein Körper verfiel mit seiner Seele, seine Augen bekamen eine andere Farbe und der Mund neue Linien. Er hatte angefangen, menschlicher zu werden und saß zu Hause auf seinem Hofe ohne auszugehen oder Jemanden bei sich zu sehen; es schien, als hätte er selbst mit Wissen und Willen sein altes Ich, das ihm und Anderen zur Freude dagewesen war, begraben und ließe die Pforte zufallen, ohne auch nur Lebewohl zu den Freunden gesagt zu haben.

Da hatten diese auf einem Waldausflug, wo er vernicht wurde und sein Schicksal ohne augenblicklichen Grund ganz plötzlich wie ein kalter beklemmender Schlagschatten über ihre Sommerstimmung fiel, in einem Gefühl von Mitleid und unklarer Furcht beschlossen, Alle zusammen den Einsiedler in seiner Höhle aufzusuchen und ihn aus seiner Verzauberung ins Leben zurückzuzwingen, sei es auch nur für einen kurzen Sommernachmittag. Eines Sonnabends ging die Botschaft rund; und so geschah es, daß Wagen auf Wagen in seine Pforte schwenkte, über seinen Hof auf die Treppe zufuhr, und daß seine Zimmer, in denen das Schweigen seine Spinnweben über das muntere Leben von Geschlechtern spann, sich mit jungen Gesichtern und bunten Kleidern an einem warmen und stillen Sommertag füllten, als der Gottesdienst und der Mittagschlaf vorüber waren und man auf dem Plattland aus seinen Häusern geht, um sich zu vergnügen und den Sommer zu genießen, während er noch da ist — ehe der Herbst kommt.

Aber er saß tief drunten in einem verzauberten Berg bei der Guldra,

und die Freunde, so wenig wie er, kannten die Formel, mit der er zu sprengen war. Das Erinnerungslieb, das sie leicht und sorglos spielen wollten, hörte er nicht; oder es zerfiel in lauter unverbundene Töne, sobald es ihn erreichte. Er stieß mit den Männern an und er tanzte mit den Mädchen, aber mechanisch, nachtwandlerisch, ohne Wärme, ohne Gefühl dafür, was von vergangener Freude oder gegenwärtigem Genuße darin lag. Eigentlich war er nichts als ein einziger Sinn, eine einzige Fähigkeit: Beobachtung, mißtrauisches Spähen nach heimlichen Blicken, nach heimlichen Verständigungen, nach mit stummem Mienenspiel getauschten Gedanken, — nach Allem, was auf sie und ihn Bezug haben konnte. Er durchschaute Alles. Er gewahrte, daß einige Freunde gegen seine künftige Gattin thaten, als wäre sie nicht vorhanden, und sie nicht zum Tanz aufforderten, während sie ihm selbst mit übertriebener Herzlichkeit begegneten. Er gab Acht darauf, wie sie zwischen den verborgenen Klippen kreuzte und wie sie unaufhörlich als das plumpe Fahrzeug, das sie war, auf Grund lief und sitzen blieb: bald allzu dankbar für erwiesene Freundlichkeit, bald allzu unbeherrscht roh einer wirklichen oder vermeinten Geringschätzung gegenüber. Er las, wie von einer Riesenschrift für Schwachsichtige, den Text ab, daß sie ein Wesen von anderem Schlag sei, als die andern jungen Mädchen, unter denen sie sich bewegte, einsam zwischen ihnen. Woran das lag? Ja, das ließ sich nicht sagen. Sie war gewachsen wie die meisten andern; sie war weder lang noch kurz, weder mager noch voll. Am Munde allein, der immer offen stand und die breiten Vorderzähne zeigte, konnte es nicht liegen; ebenso wenig an der Nase, die etwas pockennarbig war; auch nicht an den Korkenzieherlocken über der Stirn. Aber er sah — mit Augen, die kaum seine zwei leiblichen waren, eher Augen in seinem Unbewußten, seine feinste physische Empfindung, Fühlhörneraugen — daß sie wie ein fremdes Element war, welches vergeblich in der Masse der andern Mädchen aufzugehen suchte, beständig allein blieb, unwillkürlich immer wieder ausgeschieden wurde durch Mächte und Prozesse, die unsichtbar blieben. Und darüber war plötzlich die Stunde für ihn da, in der er begriff, daß hier zwei Welten beisammen waren, zwischen denen an keine Verschmelzung zu denken war, zwischen denen gewählt werden mußte, und folgte er ihr, so war das dasselbe, wie jeden Augenblick ein ganzes Leben lang, immer von Neuem, sich von der verwandt-socialen Sphäre, mit der er organisch zusammenhing, loszureißen, während Stück auf Stück von seiner Seele, von seinem Fleisch, von seinem Herzen in ihr zurückblieb. Und je besser er das begriff, desto deutlicher sahen die Freunde die neue Farbe seiner Augen, die neuen Linien seines Mundes, eine dunkle harte Farbe, resignirte und drohend fragende Linien, und von dem Seelenkampf aus, der schweigend drunter arbeitete, ging ein unbestimmbares, unsichtbares Etwas zu den Menschen und drang in ihre Sinne und Seelen, als dunkler Farbenton, als düstere Melodie, als eine Verfinsterung in der Stimmung.

Der Abend war gekommen und die Nacht, — eine schwüle stille Sommer-

nacht nach einem heißen stillen Sommertage, die Luft war voll vom Duft der Gärten und der reisenden Saat und das Mondlicht schwamm wie eine Brücke auf dem Meer. Die ganze Gesellschaft saß im Garten um zwei Studenten zusammen, die Bellman sangen; der Wirth allein hatte sich in eine Fenstervertiefung des großen Saals zurückgezogen, wo der Abendtisch gedeckt wurde. Die Fenster standen weit offen und er blickte in den Garten hinaus, der so hell im Mondschein lag, daß auch der kleinste Zweig den Schatten seines Umrisses deutlich auf den Weg und auf die weißgealkten Hauswände warf. Die Nacht war doppelt still nach dem letzten Lied; es floß Alles zu einem Ganzen zusammen: das Lied, der Mondschein, die Stille; und im Lauscher und Betrachter am Fenster stieg ein bitteres Gefühl auf, zusammengelekt aus Sehnsucht und Verstoßensein: das unmittelbare Bewußtsein, daß diese in sich geschlossenen Welt ein für immer unzugängliches Heiligthum für ihn geworden. Er hatte schon eine Bewegung gemacht, um zu gehen, da besann er sich: man hatte wieder angefangen zu singen. Er blieb stehen: es war Schonens einziges, unvergleichliches Volkslied, das gesungen ward, das merkwürdige Lied, in dem die Eigenart eines Landes und Volks sich zu Wort und Ton krystallisirt hat, in dem Alles liegt, was dieses Landes und Volks ist, der Linienrhythmus der Natur und der Seelenrhythmus der Menschen, die Poesie der einen und die Charakterschätzung der anderen, Zartheit und Strenge, Empfindungsfeinheit gleich dem zarten Licht der Herbsttage des Landes und Rauheit gleich seinem Frühjahrssturm, Monotonie, wie das contourlose Plattland monoton ist, und einwiegende Stimmungsfülle, wie sie dieser Monotonie eigen, Besänftigung, wie sie von einem guten Traum ausgeht, und Härte, wie das hart ist, was jenseits der Träumerei liegt:

Die Jungfrau ging zur Quelle,  
Nach Wasser wollt' sie geh'n — —

Der Lauscher stand unbeweglich in seiner Fensterecke, eine dunkle Silhouette auf dem hellen Hintergrund des beleuchteten Zimmers. Es war für ihn nicht länger sein Better, der Student, der sang, es war überhaupt nicht mehr ein einzelner Mensch, der sang; es war der Mondschein, der das Lied sang, es war die Nacht, war die Stille, war die Erde selbst, war seine eigene Seele. Und wovon gesungen wurde — das war, wovon dieses Landes Kinder leben, und woran sie sterben. Es war ein Gericht über ihn, das von Glied zu Glied aus der langen Reihe seiner Vorväter bis zu ihm herüberklang und aufstieg aus seinen von den Vätern ererbten Aeckern:

Doch kommt die Maid um ihre Ehr',  
Die blühet nie aufs Neu.

Er wandte sich plötzlich um. Seine künftige Gattin stand am Speisetisch und ordnete daran. Für sie war kein Lied gesungen worden.

## V.

Und die Ernte ist geborgen und die Hochzeit wird gefeiert mit Ueberfluß und Glanz und in der Nacht fährt Hans heim mit seiner Braut.

Der Schwiegervater hatte die Thaler rollen lassen, die Speisekammer mit Vorräthen und den Keller mit Wein und die Stuben mit Gästen gefüllt; es war ja in Allem sichtbar, daß er seelenfroh war, seine Tochter verheirathet und obendrein so gut verheirathet zu haben, meinte Hans; da konnte er sich doch auch nicht lumpen lassen, weil ja doch keine andere Mitgift herausging; und es kam ihm gerade recht, mit solch einem überwältigenden Eindruck die vielen nachdenklichen Betrachtungen zu zerstreuen, von denen der Schwiegervater und sein Haus nur zu gut wußten, daß sie sich im geheimen Innern manches Gastes regten, der scheinbar aufmerksam oder gleichgiltig das Schauspiel an seinen Augen vorüberziehen ließ. Aber es war immer noch mehr als Einer da, der nicht auf den groben Köder anbiß; ihm, Hans, jedenfalls hatte die ganze Gasterei nicht Sand in die Augen gestreut; für ihn war und blieb dieser Tag sein ganzes Leben lang der Tag der großen Schande, der Punkt in seinem Leben, an den er nie würde zurückdenken können, ohne sich vor sich selbst verkriechen zu wollen. Als er mit diesem Weib, das in einer halben Stunde seine Gattin sein sollte, aus der Brautstube in den großen Saal trat, wo der achtzigjährige Probst, der seinen Vater und seine Mutter begraben, und nur aus Achtung für seine Familie, die eine der ersten der Gemeinde war, in eigener Person die feierliche Handlung übernommen, hoch und weißhaarig vor dem Brautschemel stand, mit dem großen schwarzen Buch in der Hand, während die Verwandten, ernst und unbeweglich, sich in zwei Reihen an beiden Seiten angeschlossen, da bemächtigte sich seiner die Vorstellung, er ginge zur Hinrichtung seines eigenen, alten, guten, ehrbaren Ichs, und er sah das Jawort in der Luft über seinem Kopf schweben, blinkend wie ein Beil, fertig im ersten besten Augenblick auf seinen entblößten Hals zu fallen. Er befand sich in einem wunderlichen Seelenzustand, der sich immer mehr verschärfte, je weiter die Handlung vorschritt: er fühlte sich in eine Art Betäubung versenkt, in der er doch unendlich subtilere Sinne hatte, als jemals in seinem normalen Wachen, und er war wie durch ein unsichtbares Etwas von der umgebenden Welt geschieden, während er doch jede geringste Erscheinung in derselben aufzufassen vermochte. Er sah das Gesicht seines Schwiegervaters, ohne daß seine Augen sich nach ihm hinwandten, und es stand vor ihm in einer so sonderbaren Beleuchtung, daß er Alles, was darin vorging, herauszulesen vermochte; und das unterdrückte Weinen, das er einmal von der Thür her aufging, kam, das wußte er, von seiner Schwester. Und die Handlung schritt ununterbrochen vorwärts, und das Beil fiel, und er hörte, wie sich etwas gleichsam von seinem Wesen löste und mitfiel; und es kam ihm vor, daß er um sich selbst in die Kunde schnurrte wie ein Frosch, dem man den Kopf



abgehauen, als ihm nach beendeter Handlung die Hand von Probst und Verwandten und Krethi und Plethi gedrückt ward. Er fühlte sich wie ein Sichtsbrüchiger, wie ein Lahmer, und hatte nur eine allgemeine Empfindung von Schwere: die Schwere des Weibes, das er am Arm hatte. Und alle die schwarz- und weißgekleideten Menschen waren ja Beerdigungsgäste und sie aßen und tranken auf sein seliges Hinscheiden, und er selbst aß und trank mit seinem eigenen todten Ich, und sie, das Weib, das er nun als seine Braut heimführte, hatte ihm auf den Teller gelegt und ihm das Glas gefüllt — — —

Und das Gefühl seiner Schmach überfiel ihn, wie er nun auf der Wagenbank neben ihr saß und seine Pferde lenkte: die Erinnerung an Alles, was er während dieses Tages gelitten, die geringste Kleinigkeit von aufgefangenen mitleidigen Blicken, von erstaunten Blicken, fragenden Blicken, von Mienenpiel, das ohne Worte zu ihm redete, und von Geflüster, dessen Inhalt er von der Bewegung der Lippen ablas — Alles kam wieder; das plötzliche Bewußtsein davon, daß diese Schande so lang sein würde wie sein Leben, daß sie unauslöschlich sein, seiner Stirne eingebrannt sein würde wie ein Stempel, daß sie ihm folgen würde, falls einmal ein Sonntag käme, wie sein Schatten in Gestalt dieses Weibes, das jetzt neben ihm auf der Wagenbank saß, das Alles brach plötzlich aus ihm hervor in einer Majerei ohne Zügel, die ihm die Fäuste ballte und roth vor seinen Augen hing. Er bog sich vor, faßte die Peitsche fest und ließ hageldicke Hiebe auf die Pferde niederregnen, bald auf das eine, bald auf das andere. Die Thiere setzten in Sprüngen vorwärts und der lange, groteske Schatten des Wagens sprang nebenher im Septembermondschein über die Wiesen; aber der Lenker zog die Zügel mit so starkem Griff an, daß die Thiere plötzlich stiegen und auf den Hinterbeinen standen, die Schnauzen aufrecht in der Luft. Und wieder fing das Peitschen an; schweigend, ohne ein Wort, vornübergebeugt, ließ er die Peitsche sausen. Plötzlich fühlte er eine Hand ihn um das Handgelenk fassen; erstaunt wandte er sich um und sah seine Gattin halbaufgerichtet:

„Was fällt Dir ein? kannst Du nicht fahren wie andere Menschen?“

Im nächsten Augenblick hatte er die Zügel fallen lassen, die Pferde griffen wie rasend aus, der Wagen that einen Satz und sie fiel in den Sitz zurück. Aber gleichzeitig stand auch schon Hans aufgerichtet und ihr zugewandt; er hatte die Peitsche umgekehrt und schwang sie hoch über ihrem Kopf; sie war blitzschnell in eine Ecke gekrochen und hatte den Griff der Peitsche gefaßt: gleich darauf hatte Hans die Peitsche losgerissen, aber da begegnete er ihrem Blick. Wäre es der Blick eines erschrockenen Weibes gewesen, — er hätte zugeschlagen; wäre es der Blick eines bittenden Weibes gewesen, — er hätte zugeschlagen; aber die giftige, schwarze Seele, die ihm aus diesen Augen entgegenstarrte, brachte seine Hand zum Sinken.

## VI.

Eines Nachmittags gegen Ende des Jahres lag Hans zwischen Schlaf und Wachen auf dem Sofa in seiner Kammer. Träumte er oder war er wach, er wußte es nicht und fragte übrigens auch nicht darnach. Er hatte die Augen geschlossen, aber er hörte die Schlaguhr ticken. Er lag und fühlte sich wohl und wunderte sich über den Zustand, in den er gerathen war, nachdem er ihn, er wußte selbst nicht wie lange? nicht mehr gekannt. Ein überströmendes Wohlgefühl, das plötzlich, ohne Motiv, den Menschen durchdringen kann, war über ihn gekommen, ein Wohlgefühl, das ganz allgemein und ganz physisch ist, wie warme Ströme, die Einem mit dem Blut durch den Körper eilen, einer dicht hinter dem anderen mit jedem Herzschlag, und die man mit der Empfindung verfolgen kann, jeden einzelnen deutlich für sich, von seinem Anschwellen bis zu seinem Ausrollen. In solchen Momenten ist es, wo der Mensch sich ganz unaufgelöst animalisch glücklich fühlt, und in solchen Momenten ruht er im Augenblick, wie in einem warmen, duftenden Bad. Hans war es, als ob sich eine langwierige krampfartige Spannung in seinem ganzen Wesen, im Körper und in der Seele, endlich löste. Es war einer jener grauen stillen Tage, deren die Jahreswende in Schonen so viele hat; der Himmel ist eisenfarbig und die Ebene dämmert undeutlich hervor aus einem feuchten Nebel, der dazwischen zum Strichregen wird; die Stille ist so groß und tief, daß sie sich förmlich zu etwas verdichtet, was man mit all seinen äußeren Sinnen als eine concrete Dede empfindet. Die Schlaguhr tickte, hörbar und abgemessen, zwei Schläge nach einander und dann eine Pause; von der Scheune her hörte man das monotone Brummen der Dreschmaschine, dumpf und schwer, wenn sie mit Saathalmen gefüttert worden, rasselnd von Eisen, wenn sie einen Augenblick leerging; und dann und wann krähte ein Hahn so mittagschläfrig vor den Fenstern, daß Hans unwillkürlich gähnen mußte. Und die Zeit ging, ohne daß Hans davon wußte, noch wie spät es war; in diesen glücklichen Augenblicken hört der Begriff Zeit für den Menschen auf: Darüber mußte er indessen eingeschlafen sein, denn ihm schien, er wäre einmal aufgewacht, als die Thür von der Gesindestube aufging und etwas Schweres auf einen Stuhl neben ihn geworfen wurde. Er öffnete die Augen, sah, daß es die Zeitungen waren, nickte wieder ein und fuhr fort zu dämmern. Der Tag wurde immer grauer und die lange nordische Schummerstunde fing an, in der es weder Tag noch Nacht ist, — melancholische Stunden, wo der Mensch sich einsam, heimlos und verlassen fühlt. Lauter angenehme Regungen stiegen auf im Gemüth des Träumenden, wurden zu glücklichen Empfindungen von dem, was er wünschte, und von dem, was er gehabt hatte, zu Träumen und Erinnerungen. Wie oft in vergangenen Zeiten, gerade an Tagen wie dieser und gerade zu dieser Stunde, unter dem grauen, schwermüthigen Dämmerungslicht, war er traurig umhergegangen, so behaglich und ohne Ursache traurig, und dann hatten die Hunde angefangen

zu bellen und Wagenrollen war vom Wege gehört worden und bepelzte, bestiefelte, nasse Freunde waren in den Hof gefahren gekommen! Und wie hatte das nicht geschmeckt, das Gespräch in der Schummerstunde beim rauchenden Toddy, während es im eisernen Ofen gemüthlich knackte und prasselte, und das Dunkel zur Nacht wuchs! Mit der Erinnerung kam ein leiser Ton von Sehnsucht in seine Stimmung; ein ganz kleiner Wellenschlag war in dem stillen Wasser angeweht; seine Ruhe war getrübt; ein Element von Verlangen war in dieselbe gekommen. Das Bedürfniß nahm Form für ihn an, die Erinnerung wurde zur gegenwärtigen Wirklichkeit, der geträumte Laut, der durch seine Seele klang, verwandelte sich zu einem Laut in seinen Ohren — er hörte Hundegebell und Wagenrollen. Er lachte halb glücklich, halb wehmüthig über diese Phantasien, die ihm Bilder vor seine geschlossenen Augen und Laute vor seine schlaftrunkenen Ohren gaukelten — da fuhr er mit einmal in halbseitiger Stellung vom Sofa auf, mit weitoffenen Augen und ganz wach in allen Sinnen: er sah den Hund wie rasend um sein Hundehaus springen und an seiner eisernen Kette zerren, während ein Wagen durch die Pforte gepoltert kam und in einem Bogen am Fenster vorbei auf die Treppen zuschoß.

Und den ganzen Abend hindurch, während er zusammen mit seinen Gästen, zwei alten Freunden und Nachbarn, saß, ganz wie in alten Tagen, folgte ihm dies wunderbare Wohlbefinden, das über ihn gekommen wie eine schmeichelnde Hand. Er hatte einen jener „glücklichen Tage“, wo Alles in und um den Menschen ihm wohlgeräth. Er fühlte sich so rein im Gemüth wie nach einem Bad und es war Ruhe in seiner Seele: er war froh ohne Grund und auf die stille Weise, die Sonnenschein übers Antlitz gießt und sich Anderen in vollen warmen Blicken mittheilt. Er saß still träumend, glücklich erstaunt: er fand sich selbst als einen neuen und anderen Menschen in einer neuen und anderen Welt. Daß eine Verwandlung an diesem Tage in ihm vorgegangen war, wie der Buchenwald in einer einzigen Nacht ausschlägt, das kam ihm nicht zum Bewußtsein und noch weniger verstand er sogleich etwas von dem Wesen dieser Verwandlung. Das allein war ihm klar, daß dieser neue und andere Mensch einer war, den er schon früher gekannt in verschwundenen, glücklichen Tagen, und daß gerade aus dieser anderen, jetzt so neuen Welt er sich einst selbst vertrieben hatte, um in was hineinzutreten? in die Verdammniß, in die Welt, in der er zwei Jahre lang und noch an diesem Morgen gelebt, als er aufstand, ja bis zu der seltsamen Stunde an diesem Nachmittag, da er sich frei und erneut fühlte.

Die Gäste hatten Abschied genommen und Hans stand allein vor seiner Pforte und hörte die Wagen davonrollen draußen im Dunkeln. Vor ihm war Alles schwarz, Himmel und Erde nicht von einander zu unterscheiden und die Lichter im Dorf leuchteten hie und da aus der nächtlichen Einförmigkeit hervor. Er stand lange, unbeweglich, versunken in Betrachtungen; er verstand nicht, weshalb ihm so erwartungsvoll feierlich zu Muth war wie

damals, wenn er als Kind gewaschen und in seine besten Kleider gesteckt worden und in der beginnenden Dämmerung vor der Hofpforte stand und den Weihnachtsabend von allen Kirchen des Plattlands einläuten hörte. Als er sich schließlich mechanisch umkehrte, um hineinzugehen, blieb er plötzlich zaudernd stehen: es war etwas in ihm, was ihn zurückhielt, — eine Hand, ein Bedenken, eine Unlust. Er schloß die Pforte ab und ging um die Hofecke herum in den Garten. Er war dunkel wie die Nacht; bloß ein Stück der Buchsbaumhecke und der große Apfelbaum glänzten feucht vor dem Kammerfenster. Er blieb an einen Baum gelehnt stehen und sah in das erleuchtete Fenster hinein; er unterschied hinter der Gardine die Lampe auf dem Tisch und den Schatten einer Frauengestalt, die hin- und herging. Er fühlte sich auf einmal so ausgeschlossen und allein; er stand draußen in der Nacht, heimlos in seinem eigenen Hof; er hörte noch den Wagen mit den heimfahrenden Freunden weit weg durch die stille Nacht rollen und wünschte, daß sie ihn mitgenommen hätten. Der Gedanke, er müsse hineingehen, kam; er gewahrte wieder den Schatten in der erhellten Schlafkammer; — und plötzlich flossen dieser Gedanke und dieser Schatten zu einem Bild und einer Vision, einem alten Bild und einer bekannten Vision, zu dem Bild und der Vision zusammen, die durch Jahre hindurch ihn bejeßen hatten. Er war auf einmal wie festgenagelt stehen geblieben; er strich sich übers Gesicht, als wolle er ein Spurbild von der Nethaut seines Auges wegstreichen; es war ihm, als wär' er plötzlich aus einem zweijährigen Schlaf mit Alpdrücken und bösen Träumen erwacht, in denen er von einem Dämon beherrscht worden, der er selbst war und doch nicht er selbst; — das Bild und die Vision, die so lange sein Verhängniß gewesen, hatten auf einmal ihre Macht über ihn verloren und er stand ihnen nun voll Befremden und vollständig kalt gegenüber, und ein heftiger Ekel stieg in ihm auf, der zum großen Theil aus Widerwillen gegen seine eigene Person bestand, die sich so lange in dieser Unflätigkeit hatte wohlbefinden können.

Er ging ins Haus. Die beiden Betten waren aufgemacht; sie lag schon mit offenem Mund in dem einen und schlief. Er kleidete sich aus, löschte die Lampe und legte sich in das andere, ohne daß sie aufwachte. Aber er konnte nicht schlafen; die Vision verhundertsachte sich in immer groteskeren und widerwärtigeren Gestalten, kribbelte über seine Haut und in sein Gehirn, lag wie ein saurer Geschmack auf seiner Zunge und klopfte wie Fieber in seinen Schläfen. Die Uhr schlug einmal, zweimal, der Regen fing an auf die Fenster zu trommeln und ging wieder vorüber; es kam schon etwas wie eine Helle ins Dunkel; — aber er fand keine Ruhe vor der Vision und vor seinem wachsenden Abscheu. Gegen Morgen stand er leise auf, nahm das Kopfkissen und die Decke unter den Arm und schlich sich ins Nebenzimmer, legte sich da aufs Sopha und fiel gleich in Schlaf. Es war ihm, als hätte er drinnen im Ehebett einen kranken Theil seines Ichs zurückgelassen, an dem er zwei Jahre lang geschleppt; er fühlte sich wie ein neuer

und gesunder Mensch im Augenblick, da er allein im Zimmer lag. Seine Ehefrau schlief über das Alles weg; sie hatte ebenso wenig bemerkt, daß er mitten in der Nacht aufgestanden und von ihr weggegangen war, wie sie eine Ahnung davon hatte, daß der Mann, der jetzt im Nachbarzimmer schlief, ein ganz Anderer war als der, welcher gestern noch an ihrer Seite gelegen.

## VII.

Es giebt aus der Heidenzeit eine alte nordische Sage von der Guldra. Sie offenbart sich dem jungen Gesellen, der in verzauberten Nächten sich von Haus und Hof, von Menschen und wimmelndem Leben wegverirrt an einsame Orte, wo sie haust, in wilde Felsenklüfte, in weite Wälder und öde Sümpfe. Sie ist von vorn lockend anzusehen, von wildem und seltsamem Reiz; sie ist anders als alle anderen Weiber, als die Weiber dieser Welt, als die Weiber daheim in den Dörfern, und sie zieht auch auf andere Weise und mit ganz anderer Macht an sich; und der junge Geselle, der sich einmal bethören läßt, ist rettungslos verloren, verloren für sich selbst und die Welt. Er muß folgen. Immer tiefer zieht sie ihn in Klüfte, in Wälder, in Sümpfe; immer weiter geht es, immer weiter weg von Häusern und Dörfern, von Menschen und Leben; er muß folgen wie ein Nachtwandler, aber voller Angst in seiner wilden Begierde. Und er kommt nie mehr zurück zu Dörfern und Menschen; denn wenn er endlich die Guldra, die schöne Hexe von hinten zu sehen bekommt, und gesehen hat, daß ihr Rücken hohl ist wie ein Bactrog, dann ist es schon für ihn zu spät, er findet den Weg nicht zurück in die alte Alltagswelt und sich nicht mehr zurecht in ihr.

Hans war bei der Guldra gewesen; und als er in der Nacht nach dem Besuch der Freunde sie sah, wie sie war, ihre Mißgestalt sah, und von ihr ging und am anderen Morgen allein aufwachte, da fand er sich selbst als einen gebrochenen Mann in der Einöde wieder, verurtheilt, langsam und einsam hinzusiechen und zu sterben, ein Opfer der Guldra.

Was war ihm widerfahren? Er wußte es selbst nicht und kein Anderer begriff es. Aber als er sein altes Ich vorfand, fehlte etwas darin, das die Guldra genommen hatte, — ein Etwas, das nicht aus einem bestimmten Organ bestand, sondern aus eben dem Unbestimmbaren und überall Gegenwärtigen, das Lebenskraft ist. Jrgendwo in ihm, gerade in der Tiefe, wo Körper und Seele eins sind, war eine Leere entstanden, und gerade da, wo es nun leer war, kalt und dunkel, stand ehemals der Herd mit dem Feuer des Lebens. Er führte jetzt ein Leben wie der, welcher das Rückgrat gebrochen; von außen ist nichts wahrzunehmen und die Uebergänge zwischen Leben und Tod sind unmerklich, er lebt und spricht, aber das Leben schwindet hin, wie der Duft einer offenen Parfümflasche. Er lebte wie ein Einsiedler, ein Jahr, zwei Jahre, er sah Niemanden bei sich und ging fast nie aus; aber jedes Mal, wenn er sich zeigte, war sein Gesicht magerer, lagen seine

Augen tiefer, war seine Brust mehr eingesunken und sein Gang schleppender. Seine Beine schrumpften ein und wurden steif wie Holz, sein Gesicht erstarrte zu einer Todtenmaske und seine kranken Augen blickten so starr vor sich hin, als hätte er den Sarg in Sicht und steure gerade auf ihn los, um sich hineinzulegen. Eines Tages fing er an zu husten; und der Husten nahm zu; es wurde Schwindsucht und galoppirende Schwindsucht. — —

Und das Weib, das er vermied, ging im Hause herum, verstand nichts und sah Allem zu mit böshafter, höhnischen Augen. Schon bald nach der Hochzeit hatte sie angefangen, ihn geringschätzig zu behandeln; hatte er Besuch, so ließ sie sich lange nöthigen, bis sie ihm etwas vorsezte, und was dann aufgetragen wurde, war weder reichlich noch gut; als seine Schwachheit sichtbar wurde und wuchs, fing sie an, sich mit den Knechten abzugeben, und oft hörte er sie hinter ihm herlachen, wenn er vorüberging; die Wirthschaft verfiel, sie war oft von Hause fort ohne Rechenschaft zu geben, wohin? und wenn sie wieder kam, ging es laut zu in Haus und Scheunen.

So waren zwei Jahre vergangen, es war wieder an einem Sommertage, die Luft zitterte vor Hitze, die Bienen summten, die Blumenbeete blühten, und Hans ist nur noch ein hustendes Gerippe, das in einer dunklen Krankenzim�stube zwischen weißen Laken in seinem Bett liegt und stirbt. Eine tiefe Stille herrscht im Hause, die Stille des Sommernittags, die Stille des Krankenzimmers. Die Frau geht auf Strümpfen hin und her durch das Zimmer, wirft horchend gespannte Blicke auf den Kranken, geht leise durch die Thür und leise über die Diele, kommt und geht wieder, kommt wieder und verschwindet: Alles ist leise und sanft an ihr, außer den Blicken. Im Nebenzimmer sitzt Hans' jüngerer Bruder, der das Ende im Sterbehause abwarten will, und ihr Vater, der mit ein paar fremden Männern gerade angefahren gekommen. Wird die Frau in der Thür des Schlafzimmers sichtbar, so sieht ihr Vater sie fragend an, auf den giftig bekümmerten Blick der Tochter stockt er mitten im Gespräch, wird nervös und zerstreut und rückt ungeduldig auf dem Stuhl. Die Zeit geht, die Fliegen surren, die Schlaguhr tickt — bis sie plötzlich zu einem Stundenschlag ausholt und schlägt: eins, zwei, drei. Hans' Bruder steht auf, schüttelt die Schläfrigkeit ab und geht auf den Beheispitzen ins Vorzimmer. Im selben Augenblick ist der Schwiegervater an der Thür.

„Ganna? jetzt —?“

Die Tochter tritt ein, schließt die Küchentür, wirft einen Blick auf den leergewordenen Stuhl, sieht den Vater an und nickt. Dann geht sie ins Krankenzimmer, der Vater und die beiden Fremden folgen, die Thür schließt sich hinter ihnen und ein Schlüssel wird umgedreht.

Einige Minuten später kommt der Bruder vom Hof wieder herein. Er sieht, daß das Zimmer leer und die Thür zur Krankenzim�stube geschlossen ist und hört drinnen Stimmen. Gerade will er die Hand auf die Thürklinke legen, da glaubt er Papier rascheln und ein halblautes Drohen zu

hören. Ein Verdacht steigt in ihm auf, er horcht angestrengt und legt das Ohr an die Wand. Worte kann er nicht unterscheiden, aber er ahnt, was vorgeht. Der Kranke sagt etwas zwischen seinem Husten, es klingt wie Protest und Bitte; aber die schwache Stimme wird von einer stärkeren übertönt, die ernst und drohend auf sie einredet; dazwischen hört man das Weinen eines Weibes. Auf einmal wird es still; sie sind da drinnen mit Etwas beschäftigt, leises angestregtes Geflüster, als höben sie etwas. Darauf dringt durch die Wand zum Lauscher ein Ton, ein Knacken, als würde der Kranke in seinem Bett aufgesetzt. Der Bruder draußen drückt auf den Griff der Thür und klopft an. Es wird still im Krankenzimmer, man hört nicht soviel, wie einen Athemzug. Er klopft noch einmal an. Darauf Verathung und Geflüster. Er hört Schritte sich nähern, die Thür öffnet sich ein wenig und die gelben Augen seiner Schwägerin stieren ihn mit einem solchen Ausdruck an, daß er unschlüssig zurückweicht. Sie steckt den Kopf durch die Thürspalte, zischt ihn an: „Er will mit mir allein sprechen“ und schlägt die Thür wieder zu. Aber in demselben Augenblick hatte er einen raschen Blick über ihren Kopf weg ins Zimmer geworfen: der Schwiegervater saß auf der Kante des Krankenbettes, ein großes aufgeschlagenes Papier dem Kranken vorhaltend, der aufgerichtet im Bette saß, eine Feder in der Hand, bereit, sie, die sein Leben genommen hatte, auch sein Hab und Gut nehmen zu lassen.

## VIII.

Die Sonne stand im Mittag, es war gerade die Stunde, wo die Schatten am kürzesten sind. Es sah sonntäglich aus auf dem Hof; das Steinpflaster war von jedem Strohhalm reingefegt, die Wege geharkt, die Gänge gejätet, ohne einen einzigen Abdruck von Fußspuren, die Rabatten gepußt, die Hecken beschnitten. An allen Fenstern hingen lange weiße Gardinen, alle Möbel waren mit weißem Zeug bezogen, und die Dielen, die frischgescheuert rochen, die Steintreppe und ein langer Streifen des Hofpflasters waren mit frischen duftenden Tannenreisern bestreut. Aber drinnen, in einem der kleinen Zimmer neben der großen Stube, lag Hans' Leiche weiß verhüllt im schwarzen Sarge, der auf vier Stühlen stand, mit Blumen und brennenden Lichtern auf einem Tisch hinter dem Kopfende.

Alles war reingescheuert und still, schimmernd und feierlich, und wartete, daß der erste Wagen mit schwarzgekleideten Gästen durch die Pforte gerollt kam, und dieselbe stumme Spannung hing über dem Hause, mit der die versammelte Gemeinde am Sonntag vor dem Gottesdienst auf dem Kirchhügel die Ankunft des Pastors abwartet. Die Knechte standen um alle Thüren und Scheunenwände herum, oder schlenderten zwecklos über den Hof, von der Knechtstube nach dem Stall, oder vom Stall nach der Knechtstube, mit feierlichen, gemessenen Schritten, in schwarzen Kleidern. Auf der Treppe zum Haupteingang des Wohnhauses standen die Ehrenwächter: der Dorf-

schneider, der die Ueberkleider in Empfang nehmen sollte, und der Maler, der Obermundschenk war, in unzugänglicher Würde, mit Gesichtern, aus welchen jeder Ausdruck verbannt war. Drinnen in der Gesindestube war der Kaffeetisch gedeckt mit Tassen und Kuchen — und Cognac; im Nebenzimmer standen Schalen mit Trauerconfect und ganze Batterien Gläser, aus denen die Gäste Rheinwein trinken sollten, während der Sargdeckel zugeschlagen und Alles zur Fahrt nach der Kirche gerüstet ward. Alles war leer, weiß, still. Bloß in der Küche, wo die alte Köchin zwischen Mädchen in weißen Schürzen regierte, war Laufen und Geschäftigkeit, ebenso draußen im Meiereigebäude, wo man mit der vielen Morgenmilch noch nicht fertig war.

Es ist gerade der Augenblick, wo die Sonne hoch im Zenith steht und die Hitze senkrecht auf den Hof fällt. Die alte Schlaguhr in der Gesindestube meldet die Mittagsstunde an, — mit demselben Schnarren, mit dem sie seit hundert Jahren die zwölfte Stunde angemeldet, fährt dann wie gewöhnlich in ihrem lauten, bedächtigen Ticktack fort, als wäre nichts geschehen, schnurrt plötzlich ingrinnig und schlägt den ersten Schlag so laut, daß er durch alle Zimmer und weit über den Hof zu hören ist. Die Frauensleute in der Küche verfallen in doppelte Geschäftigkeit, obgleich Alles parat ist; den Obermundschenk im Flur sieht Unruhe an, er kehrt sich mechanisch um und thut einen Gang durchs Zimmer, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung ist, obgleich es nichts nachzusehen giebt, und der Großknecht, der in Hemdsärmeln in der Thür seiner Kammer gestanden, will just hinein, da es ihm nun Zeit zu sein scheint, den langen schwarzen Tuchrock anzuziehen, — da bleibt er auf einmal stehen, den Blick auf das Dach der Meierei geheftet. Im nächsten Augenblick ist die Thür aufgeschlagen, er läuft in Hemdsärmeln über den Hof, Andere kommen dazu aus allen Thüren, es klappert von vielen Schuhen auf dem Steinpflaster, so daß der Mundschenk, der gerade beschäftigt ist, den Korken aus einer Cognacflasche zu ziehen, erstaunt mit seiner Berrichtung innehält; da durchschneidet plötzlich ein einziger Schrei die Stille, ein Weiberschrei, so gellend und lang, daß die Köchin vor Schreck die Kaffeekanne auf die Diele fallen läßt. — — —

Aber draußen über das Plattland ziehen sich die Wege wie gelbe Bänder, winden sich hin und her, kreuz und quer, heiß und leer in der Mittagsstunde, wo die Weiden keinen Schatten werfen. Hier und da erhebt sich eine Staubwolke; sie schiebt sich vorwärts, dazwischen theilt sie sich und läßt einen Wagen und Pferde in schönem Geschirr und Menschen in schwarzen Feiertagskleidern sichtbar werden. Und alle die gelben Punkte und alle die schwarzen Punkte, der Staub und die Fahrenden, laufen auf denselben Mittelpunkt zu, wie an einer Schnur gezogen, die von diesem Punkt nach allen Windrichtungen ausgepannt ist. Die scheuen Wagenpferde beugen die Köpfe unter straffen Zügeln, schnauben und tänzeln, ungeduldig trotz der Hitze.

Da auf einmal, gerade im Augenblick, da die Fläche am flachesten in ihrer sonnigen Schattenlosigkeit daliegt, strecken sich alle Hälse, geben alle Zügel



nach, sinken alle Peitschen. Darauf wirbeln die Staubwolken größer auf, die schwarzen Punkte eilen hastiger und laufen bald zusammen zu einem langen schwarzen Band auf den gelben Wegen und auf den Trauerhof zu, der wie ein langer weißer Sockel daliegt, von Feuer umwozt, einen riesigen, schwarzen Rauchpfeiler tragend, der in dem stillen Sommertag gerade aufgerichtet gen Himmel ragt — — — — —

— — Der Garten, zertrampelt und voll verbrannter Bäume, war bedeckt mit gerettetem Geräth: Möbel und Küchenachen, Speisen und Weinflaschen, Alles durcheinander geworfen. Die beim Löschen geholfen hatten, standen in Gruppen auf dem Rasen; draußen auf den Feldern und Wegen hielten die Wagen mit den vorgespannten, wildgewordenen Pferden. Auf einem geschützten Platz in einer Ecke des Gartens stand der Sarg und dort lag Hans seit zwei Stunden und wartete ganz geduldig, bis man Zeit gefunden ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Und als der Hof abgebrannt und nichts mehr zu retten war, wurde der Deckel zugeschraubt, der Leichenwagen vorgefahren, die Begleitwagen wurden bestiegen und der Zug setzte sich langsam und feierlich nach der Kirche zu in Bewegung, die ihr rothes Giebeldach über den Baumgruppen des Nachbardorfes erhob und deren Glocke schon zur letzten Handlung zu läuten begann. An der rauchgeschwärzten Mauer, wo ehemals die Eingangspforte gewesen, standen der Rätbner und der Großknecht, beide auf dem Hofe alt geworden. Und als der letzte Wagen bestiegen war und der Zug sich in Bewegung setzte, sprach der Großknecht, wie es alter Gebrauch war:

„Jetzt fährt der Wirth von seinem Hofe.“

„D nein,“ antwortete der Rätbner, „den wenigstens hat sie nicht gekriegt. Der Wirth und sein Hof gehörten zusammen.“





## Julius E. Feuerbachs Nachlaß.\*)

Von

Julius Duboc.

— Plauen bei Dresden. —

**A**ls ich als blutjunger Mensch, vor jetzt nahezu 40 Jahren L. Feuerbach in seiner Bruckberger Abgeschiedenheit aufsuchte, um ihm, lebhaft bewegt von dem Eindruck seiner Schriften, meine Verehrung zu bezeugen, fiel mir die tiefe Verstimmung des Mannes, der einen so hohen Rang in meiner Schätzung einnahm, peinlich auf. Ich hatte mir in meiner Unschuld einen „Weisen“ doch etwas weiser, etwas spinozistischer gedacht in dem Sinne von dessen Ausspruch, daß man die menschlichen Dinge weder beweinen, noch belachen, sondern verstehen lernen solle. Es muthete mich wunderbarlich an, daß der Philosoph gleich bei der ersten Begegnung aufwallend zu mir sagte, er möchte lieber den Spaten führen als noch länger die Feder für dies undankbare Geschlecht! Welch ein Bekenntniß! Feuerbach stand damals im fünfzigsten Lebensjahr, vor einem Duzend Jahren etwa waren die beiden ersten, rasch aufeinander folgenden Auflagen seines „Wesens des Christenthums“ erschienen und hatten ihn mit einem Schlage der Verborgenheit entrückt. Der bis dahin wenig gekannte und genannte Gelehrte war plötzlich eine Koryphäe der Berühmtheit geworden, sein Name, entweder mit Auszeichnung oder mit einem gewissen Schauer genannt, in Aller Mund und die junge Generation, die auf ihn als Führer blickte, hatte in dem Bewegungsjahr dafür gesorgt, daß trotz des Widerstrebens der machthabenden Gewalten der Gefeierte und Gefürchtete für eine Reihe von Vorlesungen das Katheder in Heidelberg besteigen durfte. Und nun doch dieser Ausbruch des Unmuths, diese Klage fruchtlosen Arbeitens!

\*) Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen von W. Bolin. Stuttgart, 1891.

Was im ersten Augenblick überraschte und mir, der ich den Zusammenhang im Einzelnen noch nicht übersah, damals schwer faßlich oder unberechtigt erschien, hatte aber gleichwohl eine gewisse innere Begründung. Die Thatsache, die Feuerbach verspürte, ohne sie in ihrer eigentlichen Bedeutung zu verstehen, die er als Undank auslegte, während sie doch nur einen Schritt in der Richtung der von ihm selbst angebahnten Umkehr darstellte, war vorhanden: seit seinem „Wesen des Christenthums“ war es ihm nicht mehr gelungen, die öffentliche Aufmerksamkeit in einem auch nur annähernd ähnlichen Grade auf sein Wirken und die Ziele, die er sich vorgesetzt hatte, zu sammeln wie bei jenem epochemachenden Werk. Der Sturm war vorübergebraust, eine schlaife Windstille — so erschien es ihm — war gefolgt, er war ein ungelesener, und also, da dies für den Schriftsteller ungefähr dasselbe bedeutet, ein vergessener Mann. Die Heidelberger Episode, die ihn sehr wider seine eigentliche Neigung in den Vordergrund gedrängt und in die Bewegung hineinzuzerren versucht hatte, war eben doch nur eine Episode gewesen. Sie konnte die immer sich erneuernde Erfahrung nicht aufheben, daß seinem geistigen Wirken die Aufmerksamkeit abgewendet worden war, daß seine ferneren Auseinandersetzungen auf taube oder nur zerstreut lauschende Ohren trafen. Und doch verfolgten eben diese Auseinandersetzungen den ihm so sehr am Herzen liegenden Zweck, die ihm bewusst gewordenen Lücken seines Hauptwerks auszufüllen, das „Wesen des Christenthums“ durch das „Wesen der Religion“ zu ergänzen und in den Thesen zur Reform der Philosophie dieser neue Bahnen anzuweisen.

Im Grunde wog die Erfahrung, die Feuerbach machte, eigentlich nicht schwerer als die, welche ungefähr gleichzeitig Strauß mit seiner Dogmatik zu verwinden hatte, und dieser Umstand hätte ihn über die Natur der Ablehnung, die ihm zu Theil wurde, aufklären müssen, wenn er über diesen Punkt einer Aufklärung überhaupt zugänglich gewesen wäre. Statt dessen befestigte er später mehr und mehr den Eindruck in sich, daß seine Schriften „wie auf Verabredung“ nicht beachtet würden. Es bedurfte dazu aber gar keiner Verabredung. Die Sache machte sich mit der Wendung, welche sich vollzog und an der Feuerbach selbst seinen thätigen Antheil hatte, ganz von selbst. Denn welches war der wesentliche Grund, der Strauß wie Feuerbach damals ein ähnliches Schicksal bereitete, aus welchem Anlaß verblaßte der Feuereifer, mit dem das „Leben Jesu“ wie das „Wesen des Christenthums“ bei ihrem ersten Erscheinen begrüßt worden waren, so schnell, daß Strauß verdienstvoller Dogmatik und Feuerbachs Ergänzungsschriften nur ein sehr kühler Empfang bereitet wurde?

Das „Leben Jesu“ wie das „Wesen des Christenthums“ — das letztere noch mehr wie das erstere — waren in gewissem Sinne revolutionäre Thaten oder sie wirkten wenigstens revolutionirend, denn sie legten durch die geübte Kritik die Art an bestehende Kircheneinrichtungen und damit an den bestehenden christlichen Staat. Die negirende Kritik der historischen Grund-

lagen, die Strauß, die Kritik der Vorstellungswelt, die Feuerbach geübt, fielen unmittelbar, ihrem Wesen nach, zusammen mit einer negirenden Kritik der Einrichtungen, die auf diesen Grundlagen erbaut waren, in dieser Vorstellungswelt wurzelten. Dieser revolutionäre, das Bestehende für fragwürdig und mehr oder minder unhaltbar erklärende Zug begegnete sich aber geraden Wegs mit dem Bedürfnis einer Zeit, die sich eben erst mit politischem Geist zu erfüllen anfing, einer Zeit, in der eine lange gestaute Unzufriedenheit zum gährenden Ausbruch sich sammelte.

Bei Feuerbach kam außerdem noch etwas Besonderes hinzu, um die Wirkung in dieser Richtung zu verstärken. Durch den gesamten Inhalt seines „Wesens des Christenthums“ schimmerte des Verfassers atheïstisches Bekenntniß so deutlich hindurch, daß eben dies als das eigentliche Signalement des Buches von dem bei Weitem größten Theil seiner Leser aufgefaßt wurde. Daher theils Wehgeschrei und Empörung, theils begeisterte Huldigung der Vorgesrittenen, d. h. jener, welche sich aus der Transcendenz, der religiösen wie speculativen, loszuwinden strebten und den Aufgaben, welche das Diesseits stellte, sich voll und ungetheilt hinzugeben für ihre Aufgabe hielten. In dieser Richtung ging aber seit Hegels Tod, seit der Ueberfättigung an aller Speculation, seit sich theils Apathie, theils Antipathie der Geister, namentlich der jüngeren, rüstigeren Elemente bemächtigt hatte, der große Zug der Zeit. Kein Wunder daher, daß eben auf Grund seiner atheïstischen Grundfärbung Feuerbachs „Wesens des Christenthums“ Vielen wie ein Evangelium der Neuzeit, wie ein Banner des reinen Menschenthums, dem dadurch erst Bahn gebrochen werde, erschien. Es ist gewiß nicht übertrieben, aber sehr bezeichnend, wenn Feuerbachs jüngerer Freund, der spätere Reichstagsabgeordnete Friedrich Kapp aus jener Zeit berichtet, daß ein Bekannter von ihm, der zu sterben wähnte, seine anwesenden Freunde bat, ihm doch einige Kapitel aus dem „Wesens des Christenthums“ vorzulesen.

Feuerbach selbst war von der fortwährenden Betonung seines „Atheismus“ sehr wenig erbaut. „Der Plebs bin ich,“ schreibt er an Christian Kapp, als dieser seine Berufung an die Heidelberger Universität — natürlich vergeblich — betrieb, „stets Atheïst, ein durchaus ‚ruchloser‘ Mensch.“ Und in den von Bolin erst jetzt edirten „Aufzeichnungen“: „Mein Princip ist nicht Gottesleugnung, sondern Gotteserklärung, Reduction Gottes aus den widerwärtigen Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten der Theologie auf sein wahres Wesen. Was ist ursprünglich Gott, was der Grund dieses Glaubens, was das unverhleierte Wesen der Religion?“ Mit anderen Worten, wie die Menschen, ihrer Natur und Veranlagung gemäß, dazu kommen, sich ein Etwas, das sie Gott nennen, grundzöglich gleichartig, wenn auch nationell und klimatisch abweichend gestaltet und gebildet, zu erschaffen, wollte Feuerbach aufzeigen; aufzeigen, wie er meinte, mit zwingender Beweiskraft, und er beanspruchte dafür die volle Aufmerksamkeit.

Aber von wem beanspruchte er diese? Von dem religiösen oder dem

rein wissenschaftlichen Menschen? Galt es dem letzteren, so handelte es sich ja ohnehin nur um eine im Verhältniß zu der Menge der Leser äußerst geringfügige Anzahl und selbst von dieser nur um den schmalen Bruchtheil, der im Stande ist und die Neigung besitzt, sich in psychologische Auseinandersetzungen, in Seelenforschungsstudien zu vertiefen. Wie Wenige vermögen das, wie Wenige haben Stimmung, Zeit und Befähigung dafür! Wie aber andererseits der religiöse Mensch, d. h. der Mensch, vom Standpunkt des religiösen Interesses aus, dazu kommen sollte, sich für diese Auseinandersetzungen besonders zu interessiren, ist gerade unter dem Gesichtspunkt, den Feuerbach für das Wesen der Religion aufstellte, gar nicht zu verstehen. Seiner Ansicht nach handelte es sich bei der Religion ja vor allen Dingen um Menschenwohl, soweit dies nicht unmittelbar durch menschliches Thun und Vermögen allein erreichbar ist. Gott als der Bollstrecker der menschlichen Wünsche ist ihm (im Sinne des religiösen Menschen) in erster Instanz ein praktischer, in zweiter und durch die erste vermittelt ein gemüthlicher Gegenstand. Sollte dies gelten, so war für Gott ein wirkliches — praktisches oder gemüthliches — Interesse doch nur so lange denkbar, als er da war, als er vorhanden war. Praktisch wichtig konnte für den religiösen Menschen in diesem Sinne doch nur sein entweder, daß ein Gott ist oder daß keiner ist. Ihm, wenn diese Frage im verneinenden Sinne einmal erledigt war, zumuthen, sich noch auf lange Erklärungen einzulassen, was denn eigentlich der nun bereits aufgehobene Gott gewesen, wie er im Menschen entstanden sei, hieß ihm etwas zu viel zumuthen. Hier begann für die Meisten die reine „Doktorfrage“.

Dies um so mehr, als diese retrospective Analyse ja überhaupt wiederum ein — wenn auch wissenschaftliches — Umschwärmen eines Jenseitigen bedeutete, dem Feuerbach selbst mit dem Brustton der Ueberzeugung die Concentration auf das Diesseits als die wahre Aufgabe der Gegenwart entgensetzte. Einst hatte er geschrieben: „Jetzt gilt es vor Allem den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich concentrirt, denn nur diese ungetheilte Concentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und Thaten zeugen. Statt unsterblicher Individuen hat die neue Religion vielmehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu postuliren. Die Gesundheit hat für sie mehr Werth als die Unsterblichkeit.“

Und nun sollte dieselbe Menschheit sich trotzdem vorzugsweise betrachtenden Speculationen über die Unsterblichkeit resp. über die Art und Weise, wie aus diesem Unsterblichkeitswunsch der Gott hervorgegangen sei, hingeben, statt ihre Gesundheit zu pflegen? Wenn sie das Diesseitigkeits-Evangelium und die Predigt von dem auf sich selbst angewiesenen Menschenthum in die später beliebt gewordene, etwas trivial verwässerte Devise:

Schafft hier das Leben gut und schön,  
Kein Jenseits giebt's, kein Wiederseh'n!

umsetzte, wenn sie frisch, fromm, fröhlich, frei allem Grübeln über transcendente Dinge, damit aber auch dem seine negirende Kritik weiter spinnenden, philosophischen Grübler den Laufpaß gab — war ihr das so sehr zu verdenken?

Wie wenig Feuerbach in diesem Sinne ungefähr der Zeiten Wechsel und was davon auf ihn überging und einwirkte, beurtheilte, geht am besten aus den Hoffnungen und Enttäuschungen hervor, die er an dem Schmerzenskind seiner gelehrten Thätigkeit, der 1857 erschienenen „Theogonie nach den Quellen des classischen, hebräischen und christlichen Alterthums“ erlebte. Die „Theogonie“ ist ihrem wesentlichen Gehalt nach eine philologisch aus den angeführten Quellen schöpfende Beleuchtung und Beweisführung dafür, daß die von Feuerbach bisher aufgestellte Zurückführung der religiösen Factoren auf gewisse innere Vorgänge im Menschen nicht willkürliche Annahmen seinerseits oder bloße psychologische Deductionen seien, sondern sich mittelst schriftlicher Zeugnisse aus hervorragenden Werken des Alterthums unwiderleglich beweisen ließen. Was bei Homer u. A. die Götter sind und thun, das sind und thun sie nur, wie die „Theogonie“ im Einzelnen darzulegen sich bemüht, weil sie auf der Ursprungsstelle erwachien sind, die Feuerbach bereits im „Wesen der Religion“ enthüllt hatte. Sie sagen selbst, nur indirect, was Feuerbach direct über sie gesagt hatte.

Die „Theogonie“ war eine mühsame, viel Quellenstudium erfordernde Arbeit. Sie hatte außerdem dem abseits lebenden Gelehrten im Verhältniß zu seinen Mitteln große Geldopfer auferlegt. Mit der Mühe, die er auf sie gewandt, mit der Befriedigung, die er über ihre Vollendung empfand, stieg seine Werthschätzung derselben. Diese neue Darstellung des Wesens der Religion erklärte er für seine einfachste, vollendetste, reifste Schrift, die Alles, was seine früheren Schriften in der Form ermüdender philosophischer Beweise dargelegt hätten, in der Form unmittelbarer, in sich selbiger Gewißheit ausspräche. Hier beurfunde und legitimize er sich daher als directen Homeriden. Und gerade diese Schrift blieb fast gänzlich unbeachtet, sofern ihr nicht wie von Ruge eine abfällige Beurtheilung zu Theil wurde!

Um die Thatjache zu verstehen, muß man sich hier wieder fragen: wen sollte und konnte die Schrift eigentlich interessiren? Hatte schon, aus den vorhin angeführten Gründen, das „Wesen der Religion“, der Nachweis der Genejis der Religionsvorstellungen, nur einen kleinen Kreis um sich zu sammeln vermocht, wie sollten philologische Belege zu diesem Nachweis einen größeren Kreis anziehen vermögen? Obnehin wandte sich das Buch seinem ganzen Zuschnitt nach doch weit überwiegend an die fachlich gelehrten Kreise und für diese fiel ein Umstand ins Gewicht, auf den Feuerbach in den „Aufzeichnungen“ selbst hinweist: „Meine Theogonie ist zu philologisch für die Philosophen und zu philosophisch für die Philologen. Wie sollte sie also Glück machen?“ Aber wenn dem auch anders gewesen wäre, wenn Feuerbach die Schrift populärer und demjenigen Theil der Gebildeten zugänglicher abgefaßt hätte, der sich, wenn auch ungläubig, des Nachdenkens über

religiöse Dinge doch noch nicht völlig begeben hatte, — das Thema selbst verhinderte eine ausgiebige Theilnahme weiterer Kreise. Weder das „Wesen der Religion“ noch die ihre Lehrsätze und Behauptungen mit Citaten belegende „Theogonie“ vermochten etwas Weiteres zu leisten, als was der vorsichtigerer Strauß später in die einfachen, aber treffenden Worte zusammenfaßte: „Wir schauen in eine Tiefe, die wir nicht mehr durchdringen können. Das aber können wir wissen, daß das Persönliche, das uns daraus entgegenzublicken scheint, nur das Spiegelbild des Hineinschauenden ist.“ Inwiefern dies Spiegelbild des Hineinschauenden zu Stande kommt, das und das ausschließlich war Feuerbachs Thema an dieser Stelle — wichtig genug ohne Zweifel durch die weitreichenden Folgen des Ergebnisses, unerläßlich für die wissenschaftliche Bewältigung des Gegenstandes, aber bedeutungsvoll und innerlich wesensangehörig doch nur einem sehr eng bemessenen psychologischen Untersuchungsgebiet.

Bei der „Theogonie“ fiel auch Ruge, der i. B. das „Wesen des Christenthums“ in allen Tönen gefeiert hatte, von Feuerbach ab. Er bezeichnete im Prug'schen „Museum“\*) daselbe als „sehr schöne Variationen über das im ‚Wesen des Christenthums‘ entwickelte Thema“, was allerdings eine ungenügende und unzutreffende Bezeichnung war. Feuerbach verdroß die Kritik seines vormaligen Anhängers nicht wenig. Er nannte Ruge einen Menschen, „der noch bis über die Ohren im Lethestrom der Hegel'schen Logik drinnen steckt“, und schrieb in den „Aufzeichnungen“: „Ruge kann mich verurtheilen, aber nicht beurtheilen. Er ist Meister, wo er beurtheilt, was unter ihm, unter seinem Standpunkt, aber Schüler, wo er beurtheilen will, was über ihm, außer seinem Standpunkt steht. Ruge hat von mir eigentlich nichts gelesen, wenigstens nichts capirt und verdaut, als das ‚Wesen des Christenthums‘. Selbst mein ‚Wesen der Religion‘, welches die Einseitigkeit des Wesens des Christenthums aufhebt, welches erst die wahre, vollständige, die den Fehler und Mangel desselben ergänzende Erklärung und Begründung der Religion enthält, ist ihm nicht in den Kopf gegangen, weil er für das lumen naturae kein Auge hat. Wie sollte er meiner Theogonie gerecht werden können?“

Ruge rührte in den hier erwähnten Briefen, während er die „Theogonie“ überhaupt nur vorübergehend berücksichtigte, aber noch an einen anderen Punkt, der ihm am Herzen lag, und hierbei traf er allerdings auf eine schwache Seite bei Feuerbach, ohne dieselbe indessen eingehender zu würdigen. Er warf Feuerbach vor, daß seine Religionsphilosophie ein Abfall vom Wesen der Hegel'schen und der Philosophie überhaupt sei, was nothwendig zu einem „Verzweifeln an den wahren Principien, zum Unglauben an Vernunft und menschlicher Freiheit“ führe, wie man dies an „Materialismus und den verhungern den Naturwissenschaften“ satzjam ersehen könne. Der letztere Ausdruck ist sehr charakteristisch und er trifft den Punkt, auf den es hier allein ankommt, wenn auch in etwas confuser Weise. Man brauchte noch

\*) Drei Briefe über Ludwig Feuerbach und seine Theogonie.

nicht gerade ein halber Hegelianer zu sein, wie es Kluge geblieben war, um die so gänzlich vorbehaltlose Capitulation Feuerbachs vor den sogenannten exacten Wissenschaften zu beanstanden. Feuerbach konnte das Verdienst beanspruchen, durch seine Kritik der Hegel'schen Philosophie\*) — eine seiner besten geschlossenen Arbeiten — der philosophischen Forschung die Fassung eines neuen Princip's, der Sinnlichkeit, in besonders bündiger Form vermittelt zu haben. Dieses Verdienst ward auch von Haym i. J. so vorbehaltlos anerkannt, daß er in seiner Schrift „Feuerbach und die Philosophie, ein Beitrag zur Kritik Beider“ ausdrücklich hervorhebt, daß der Weg der Geschichte der Philosophie von Hegel aus nirgends anders als durch die drängende Pforte der Feuerbach'schen Kritik der Religion und Speculation hindurchgehe. Aber auch er hielt gleichwohl an einer strengen Scheidung zwischen Empirie und Philosophie fest.

In der That, was folgte aus diesem Princip der Sinnlichkeit oder vielmehr, was folgte nicht aus ihm? Wenn Feuerbach in seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“ u. A. deducirte: „Der Beweis, daß Etwas ist, hat keinen anderen Sinn, als daß Etwas nicht nur Gedachtes ist. Dieser Beweis kann aber nicht aus dem Denken selbst geschöpft werden. Wenn zu einem Object des Denkens das Sein hinzukommen soll, so muß zum Denken selbst etwas vom Denken Unterschiedenes hinzukommen“, so folgte aus dieser sehr knappen und schlagenden Argumentation doch nicht, daß das Sinnlichsein, das Sinnliche, welches als Kriterium des Wirklich-Vorhandenen dem nur Gedachtsein entgegengesetzt wurde, nun einzig und allein so zu verstehen, anzuerkennen und zu behandeln sei, wie es die mit Messer, Maß und Wage arbeitende Naturforschung, also die Naturforschung im engeren Wortsinne versteht, anerkennt und behandelt. Wenn, wie es bei Feuerbach weiter heißt, „die Dinge nicht anders gedacht werden dürfen, als wie sie in der Wirklichkeit vorkommen“, so folgt daraus doch nicht, daß diese sinnlich zu nehmende und nicht mehr bloß gedachte Wirklichkeit durchaus nur so als Gegenstand begrenzt und erfasst werden dürfe, wie sie den sogenannten exacten naturwissenschaftlichen Disciplinen als Gegenstand in der ihrem Wesen eigenthümlichen Begrenzung dient. Im Gegentheil, die Frage nach der Begrenzung und Natur, nach dem Bereich dieses Wirklichen beginnt nun erst aufs Neue und ist keineswegs dadurch erledigt, daß die Naturwissenschaften und die Mehrzahl ihrer als berufen angesehenen Vertreter nur das als wirklich vorhanden ansehen und zulassen, was ihren Methoden, wie sie dormalen beschaffen sind, Rede und Antwort steht.

Aber hier zu unterscheiden — eine wichtige Unterscheidung! — und einen weiteren Horizont abzustechen, war Feuerbachs Sache nicht. Er kannte und anerkannte nur einen Gegensatz gegen die den Menschen verstümmelnde Metaphysik und Begriffspeculation: die Naturwissenschaft in der Gesamt-

\*) Weiterhin durch die „Grundsätze der Philosophie der Zukunft“.



heit ihrer Methode. „Alle abstracten Wissenschaften“ heißt es in seinem Curriculum vitae „verstümmeln den Menschen; die Naturwissenschaft ist es, die ihn in integrum restituirt, die den ganzen Menschen, alle seine Kräfte und Sinne in Anspruch nimmt“. Dieser restitutio in integrum zu Liebe, die er der Naturwissenschaft zuschrieb, wurde Alles mit dem Bann belegt, was das naturwissenschaftliche Examen nicht bestand, resp. wo die naturwissenschaftliche Methode eine Handhabe zur Zeit noch nicht anzulegen vermochte, was sie daher ignorirte oder verwarf. Hier war der sonst so heterodoxe Denker streng orthodox. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie bei meiner Anwesenheit in Bruckberg das Gespräch sich einmal auf das damals aufgekommene Tischrücken wandte und wie Feuerbach dagegen in der fulminantesten Weise zu Felde zog. Ich konnte den Anlaß zu dieser Philippika gar nicht verstehen, denn schließlich — was wußte und verstand man denn groß von dieser Curiosität? Vermuthlich war sie ein Humbug, aber konnte und durfte man sie deshalb nicht prüfen oder fiel man durch eine solche Prüfung auf den glücklich überwundenen Standpunkt, etwas nur Gedachtes für etwas wirklich Vorhandenes anzusehen, zurück? Keineswegs. Also wozu der Uebereifer? Daß man dem Ding mit den der naturwissenschaftlichen Forschung zu Gebote stehenden Mitteln einstweilen nicht recht beizukommen versuchte, wollte doch eigentlich nicht grade viel besagen. In Feuerbachs Augen war es aber doch so. Roma locuta est — der Jude wird verbrannt.

Feuerbachs Ueberstürzung in dieser Richtung ist bedauerlich. Sie hat u. A. zur Folge gehabt, daß die neueren Versuche, gewissen Phänomenen gegenüber, auf dem Boden der Erfahrung stehend, Stellung zu gewinnen, was in dem gewöhnlichen Anschauungs-Concept und mit dem Handwerkszeug der Naturwissenschaft nun einmal nicht zu beschaffen ist, sich statt an den ethisch gesünderen Feuerbach an Schopenhauer angelehnt haben, da dieser nicht wie jener allen jenen Versuchen einen Kiegel vorgeschoben hatte. Statt einer Erlösung der Naturphilosophie aus den Irrwegen des Nebels und der Ueberspannung und einer Reorganisation derselben auf einer erweiterten, erneuten Grundlage, was wenigstens den Versuch gelohnt hätte, erfolgte von seiner Seite ein Abfall zur Naturwissenschaft im engsten Wortverstand, der von den Einen mit Achselzucken betrachtet, von den Anderen ohne sonderlichen Dank und Anerkennung hingenommen wurde. Denn die Naturwissenschaft, jung und rüstig wie sie war, mit einem unjäglichen Arbeitsgebiet, das sich vor ihr ausbreitete, hatte viel zu viel mit sich selbst zu thun und war viel zu sehr von ihrer eigenen Unfehlbarkeit und maßgebenden Stellung erfüllt, um die ihr seitens Feuerbachs dargebrachte Huldigung anders als stillschweigend hinzunehmen. Von ihren namhafteren Vertretern ist es eigentlich nur Moleschott gewesen, der die Richtung, welche Feuerbach einschlug, mit begeisterten Worten feierte.

Feuerbach wird von seinen nächsten Freunden eine große Bescheidenheit nachgerühmt und er besaß sie in dem Sinn, daß er allen lärmenden Aus-

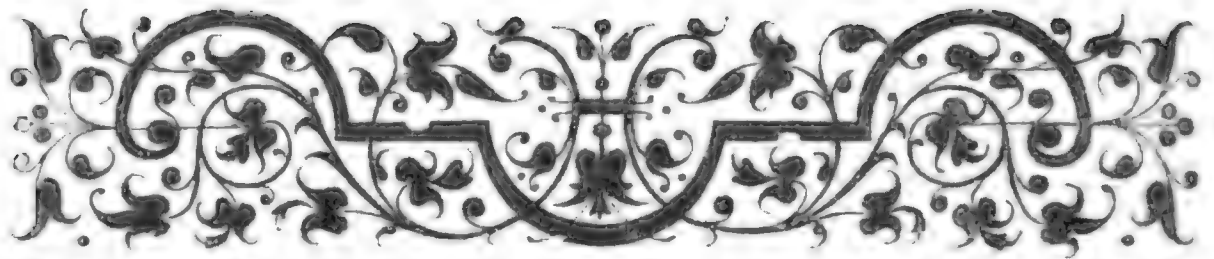
zeichnungen, allem Reclamewesen, allem Vordrängen und sich Vordrängen-lassen gründlich Feind war und ihm stets aus dem Wege ging. Aber er hatte andererseits doch ein großes Selbstbewußtsein, dem nur ein entsprechendes Maß von Anerkennung genug thun konnte. Er bezeichnete sich gesprächsweise (aber keineswegs scherzweise) einmal selbst als Luther II. und in einer eigenhändigen Bemerkung seiner „Aufzeichnungen“ heißt es: „Feuerbach ist das auf den höchsten, den einfachsten Ausdruck gebrachte Wesen der modernen Naturwissenschaft. Er hat nichts über Naturwissenschaft geschrieben, weiß aber doch eben so viel, wo nicht mehr und zwar nicht nur aus Büchern, sondern aus der Anschauung, der Beobachtung, dem Leben selbst von der Natur, als die Naturphilosophen seligen Andenkens.“ Einer solchen Selbstschätzung konnte nur eine vorbehaltlose, allseitige Zustimmung entsprechen, die sich mit dem „Wesen des Christenthums“ anzubahnen schien, von da ab aber mehr und mehr an Geltung verlor und schließlich fast gänzlich versagte. Denn auch die Biographie seines Vaters, die er, um einer Pietätspflicht zu genügen, unternommen hatte, und seine letzte 1866 erschienene Schrift (der zehnte Band der Gesamtausgabe): „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ fanden eine nur kühle Aufnahme. In dieser Schrift, sowie in späteren fragmentarischen Aufzeichnungen beschäftigten ihn ethische Fragen, und man hat in seiner Bearbeitung einen höchst verdienstlichen Anlauf zu einer anthropologischen Ethik auf der Grundlage des menschlichen Gemeinnsinns erblicken wollen. Jodl in seiner „Geschichte der Ethik“ weist den Feuerbach'schen Ausführungen eine hohe Stelle an. Es würde mich zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle nachweisen wollte, warum ich diese Auffassung nicht theile. Jedenfalls wurde denselben von seinen Zeitgenossen eine solcher Werthschätzung entsprechende Aufnahme nicht zu Theil.

Es giebt nichts Ermüdenderes als Jahr aus Jahr ein zu arbeiten, ohne sich durch einen Zusammenhang mit geistigen Genossen erfrischt zu fühlen, ja ohne eigentlich ein sichtbares Ziel zu treffen! Letzteres fiel dem Philosophen mehr und mehr schwer auf die Seele. Er klagte Anfang der 60er Jahre über diese „Beschäftigung mit dem leeren Papier“. Herzlich satt habe er die Schriftstellerei. Das bloße Schreiben, im Gegensatz zum unmittelbar auf bestimmte Menschenkreise gerichteten Wirken, erscheine ihm so sinn- und erfolglos wie sein geladenes Gewehr in die leere Luft abzuschießen. So verzehrte er sich allmählich in einem ihn geistig bedrückenden Ungenügen. Dazu kamen dann erschwerende äußere Lebensverhältnisse. Schon bei meinem vorher erwähnten Besuch auf Bruckberg hingen dieselben wie eine schwere Wetterwolke drohend über seiner Zukunft. Bald entlud sich dieselbe. Die Porzellanfabrik in dem reizend belegenen alten markgräflichen Schloß, dessen langjähriger Bewohner er gewesen war, mußte aufgegeben, ein anderer Wohnort aufgesucht werden. Die geschäftliche Calamität verschlang den größten Theil seiner kleinen, in dem geschäftlichen Unternehmen angelegten Ersparnisse. In jeder Richtung häufte sich Last auf Last, Sorge auf Sorge. Einem Brief, den ich ihm Ende 1860 nach Bruckberg (irrthümlicherweise) sandte, antwortete er: „Sie haben

mich noch in Bruckberg gesucht, aber ein infames, von meiner Seite gänzlich unverschuldetes Schickjal hat mich von meinem 24jährigen Musensitz vertrieben und dadurch eine Störung in meinen gewohnten Lebens- und Gedankenlauf gebracht, die ich vielleicht nie mehr persönlich überwinden werde.“ Und er behielt Recht. „Nur mit Mühe, ja Widerwillen“, wie es weiter heißt, entschloß sich der gebeugte Mann gelegentlich noch einmal „die vom Sturm des Schickjals zerstreuten Gedanken zusammenzuklauben“. Mehrere Jahre noch wehrte seine gute, ungemein rüstige Natur wenigstens dem physischen Verfall. Als er mich 1864 in Berlin aufsuchte, fand ich ihn trotz seiner zurückgelegten 60 Jahre wenig gealtert und verhältnißmäßig frisch. Aber bald darauf traf ihn ein erster leichter Schlaganfall, dem einige Jahre darauf ein zweiter schwerer und 1872 ein gänzlichcs Erlöschen seiner Kräfte folgte. Am 13. September setzte eine Lungenlähmung den vielen Mühen und Sorgen seiner letzten Lebensstage ein Ziel.

Dem ihm in den letzten Jahren sehr nahe stehenden trefflichen „Bauernphilosophen“ Konrad Deubler gegenüber äußerte Feuerbach einmal: „Meine Zeit kommt noch. Also nur Geduld.“ Ist nun diese Zeit, beinahe 20 Jahre nach des Philosophen Tod, endlich gekommen? In gewissem Sinne kann man dies sicherlich nur bejahen, und die bereits angeführte Schrift von W. Bolin: „Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen“ ist ein besonders sprechender Beleg dafür. Bolin, der der Universitäts-Bibliothek in Helsingfors vorsteht, in Petersburg geboren, väterlicherseits von schwedischer, mütterlicherseits von deutscher Abstammung, war in jüngeren Jahren mehrfach in nahe Beziehung zu Feuerbach getreten und hat ihm ein besonders treues Andenken bewahrt. Er gerieth vor einigen Jahren durch Feuerbachs Tochter in den Besitz von gewissen handschriftlichen, theils Persönliches, theils Sachliches betreffenden Aufzeichnungen des einsamen Denkers, die er in dem vorliegenden Band in sehr dankenswerther und geschickter Weise verwerthet hat. Dabei ist er freilich von der Ueberzeugung geleitet gewesen, daß „Feuerbach seiner Zeit weit vorangeschritten, daß er daher unverstanden und vereinsamt war,“ daß aber jetzt „die Nebel, die seine glänzende Größe umhüllt, endlich gewichen“ seien und daß es nunmehr Aufgabe der Wissenschaft sei, „die sich zu ihrem eigenen Schaden hartnäckig von ihm abgewandt gehalten habe, den Ertrag alles dessen, was er gewollt, geleistet oder wozu er die Pfade gewiesen, voll auszubeuten.“ Ich theile, wie aus dem Vorstehenden zur Genüge hervorgeht, diese Auffassung nur in sehr bedingtem Grade. Ich vermiße namentlich in Feuerbachs ethischen Ausführungen eine vertieftere Durchführung des an sich richtigen Grundprincips, daß jeder Trieb ein Glückseligkeitstrieb sei, es bleibt da, wie so häufig bei Feuerbach, bei sprungweise fortschreitenden, oft wichtige Zwischenglieder überspringenden und dadurch in die Irre gerathenden Anläufen. Feuerbach war, nicht immer aber häufig ein Franc tireur, ein Plänkler auf philosophischem Gebiet, uner schöpfl ich und unermü dlich im Gesecht, brillant in polemischer Hinsicht, aber nicht selten

sich überstürzend in seinen Schlußfolgerungen. Es fehlte ihm etwas an einem inneren Hemmschuh. Die wünschenswerthe Besonnenheit litt nicht selten unter der mit ihm verwachsenen Ungeduld, die meistens zu unruhig war, um alle möglichen Einreden abzuwarten und zu beantworten. Schon seine erste Schrift, die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“, war in gewisser Hinsicht eine Ueberstürzung, da sie die anfechtbare Frage, wie es mit der Entbindung von der uns einzig bekannten Form des Daseins (was man gewöhnlich Sterben nennt) bestellt sei — eine Frage, vor der auch ein Lessing Halt gemacht hatte — in kategorischer Weise übers Knie brach. Aber wie geistvoll ist andererseits wieder Alles, was ihm bei diesem summarischen Proceß durch den Sinn fährt, wie tiefsinnig verwerthet er die speculativen und methaphysischen Gesichtspunkte; das Ganze gestaltet sich unter seinen Händen, wie der entsetzte Tiedge nicht unzutreffend bemerkte, zu „einem feurigen Hymnus auf die Vernichtung vernünftiger Individualität.“ Von Himmels Höhen holt er das Feuer hinunter, mit dem er den zur Selbstverbrennung geschichteten Scheiterhaufen anzündet. Und so strömt seine ganze Schriftstellerei von Geist und Lebendigkeit, Fülle und Gedankentiefe. In Vielem bleibt er unwiderleglich, in Allem originell. Nur gänzlichem Mißverstehen und Sach-Unkenntniß konnte sich zu dem Ausspruch versteigen, daß Feuerbachs ganzes Wirken durch M. Stirner „für ewig ad absurdum“ geführt sei. Dem ist J. Z. A. Rau in einem gegen F. v. Hartmann gerichteten Artikel im „Magazin“ mit berechtigter Schärfe entgegengetreten. Es giebt ein eignes Capitel, einen eigenen Abschnitt in der deutschen philosophischen Geistesarbeit, der Feuerbachs Namen als Inschrift trägt, und darin ist der Person und dem Inhalt nach genug Bedeutjames enthalten — abgesehen von den historischen Schriften die Auseinandersetzung mit Hegel, die Begründung des Princips der Sinnlichkeit, die psychologische Deduction der Gottesperson als Spiegelbild des Menschen — um einen ausführlichen Commentar zu Feuerbachs Leben und Wirken höchst dankenswerth erscheinen zu lassen. Diesen Commentar enthält die Volin'sche Schrift, die sich daher mit Recht als einen Beitrag zur Geschichte der neueren Philosophie bezeichnen darf. Mit großem bibliographischen Fleiß gearbeitet, der den Quellen und persönlichen Beziehungen aller in den Feuerbach'schen Lebensgang irgendwie eingreifenden Personen unermüdelich nachgegangen ist, entwickelt sie in den Abschnitten: „Arnold Ruge und dessen Kritiken, Vereinsamt, Zeitgeschichtliches und Erlebtes, D. S. Strauß, Nächste Anhängerische, Jünger und Gleichgesinnte, Polemisches Verhalten,“ ein reichhaltiges und fesselndes Zeitgemälde, indem sie andererseits gleichzeitig bemüht ist, den festgehaltenen Standpunkt von Feuerbachs überragender Bedeutung durch Beweisführung zu erhärten. Auch in dieser Hinsicht wirkt die verdienstvolle Schrift, möge man sich nun ablehnend oder zustimmend zu der Meinung des Verfassers verhalten, ebenso anregend wie belehrend.



## Julius Duboc.

Von

Karl Joël.

— Dresden. —

**D**ie deutsche Philosophie war in ihrer langen classischen Periode geradezu ausschließlich Universitätsphilosophie und sie wird es wieder sein dereinst in einer neuen classischen Periode. Denn die Classik bedeutet im geistigen Sinne Harmonie von Kraft und Stoff, das ist für die Philosophie innere Harmonie, volle Durchdringung höchster Speculation und tiefster Gelehrsamkeit — die Gelehrsamkeit aber wird im Vaterlande Fausts immer bei den „Müttern“ wohnen, aus den Brüsten der almae matres fließen. Doch die Speculation kann aus den heiligen akademischen Hallen hinauswandern zum Leben, zum Volke, wie sie aus dem Leben und dem Volke hineingewandert ist. Der Vorclassik und der heutigen Nachclassik der deutschen Philosophie ist ihr theilweise inofficieller Charakter, eine gewisse Unabhängigkeit von der akademischen Lehr- und Pflanzstätte gemeinsam. Meister Eckhart, Jakob Böhme, Leibniz, Mendelssohn u. a. waren keine Professoren und der der deutschen Gedankenwelt so wichtige Spinoza hat den Ruf nach Heidelberg abgelehnt. Dann aber ward die Philosophie die Zierde und Leuchte der Universitäten nicht nur in den großen Gestirnen Kant, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Schelling, Herbart: auch unter den *dii minores* von Chr. Wolff bis Fr. C. Beneke kann man lange suchen nach einem Namen ohne professorale Krönung. Als aber das neue Jahrhundert zur Mittagshöhe gestiegen war, kam die große Geisteswende und die neuen Helden der Zeit, die Strauß, Feuerbach, Schopenhauer, — und soll man auch Dühring hinzurechnen? — gaben die akademische Carrière nach kurzem Anlauf auf, freiwillig oder ge-

zwungen, und wurden zumeist eifrige Gegner der Universitätsphilosophie. Dann kam der Artilleriehauptmann a. D. Ed. v. Hartmann und schoß die schöne Welt in Trümmer; aber er ist geradezu ein Mann von professoraler Strenge gegen den Denker, den, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Lanze der Zeit zum neuesten Helden erkoren. Von Friedrich Nietzsche kann man sagen: so lange er Professor war, war er kein Philosoph, und als er Philosoph wurde — in der Sonnenluft des Südens — war er nicht mehr Professor. Nietzsches Schriften haben am wenigsten akademisches Gepräge, sie sind Philosophie als Feuilleton. Man kann von der heutigen Universitätsphilosophie sehr groß denken — gab sie uns doch die Classik der Philosophiegeschichte, die festere Begründung und reichere Befruchtung der empirischen Psychologie und manche Erweiterung der Erkenntnistheorie — sie steht unter dem hohen Zeichen der Gelehrsamkeit, der Arbeit, sie arbeitet selbstlos der Zukunft entgegen und darum hat sie Alles — nur nicht das Ohr der Zeit. Die Zeit ist laut und darum hört sie nur laute Propheten, ist sie empfänglich nur für den schneidenden Klang der Paradoxie, des Radikalismus und der Negation. Das aber sind Gestalten, die nicht recht in den Talar des Akademikers passen. Die Zeit, die Feuerbach und Strauß als Religionsstürmer schätzte, die dann den Pessimismus pikant, Dührings Polemik interessant, und den Barockstil Nietzsches ergötzlich findet, läßt die „gemüthverjöhnende“ Philosophie Loges und Fechners wie feine Töne, nur von feinen Ohren vernommen, ohne Echo an sich vorüberziehen und schenkt den ernstesten Studien anderer Professoren noch weniger Beachtung. Es handelt sich nicht um eine Werthabschätzung der „freien“ und akademischen Philosophie: aber es bleibt eine Thatsache, daß die nervöse Zeit die vornehme Besonnenheit, die der officielle Charakter garantirt, bei Ministern, Pastoren, Richtern, kurz bei Allen schätzt, nur nicht bei den Autoren, die sie liest. Von ihren Autoren will sie angeregt, aber nicht belehrt, mit Stacheln gepeitscht, aber nicht erhoben werden. Doch es ist der Fluch jeder Eintheilung, daß sie die Extreme herausstreicht und für die mittleren Grade versagt. Man kann ein „freier“ Denker sein, die anregende Frische und Selbständigkeit eines solchen, die „Freiluststimmung“, die jüngst Jemand an Nietzsche gerühmt, verbinden mit jener vornehmen Besonnenheit, der der paradox-radikale Stachel fremd. Dann ist dem Zeitgeist sozusagen das Concept verrückt, er weiß sich nicht zu verhalten und hört mit halbem Ohr zu. Ein Mann von solcher Art und solcher Wirkung ist Julius Duboc. Man weiß ihn nicht zu rubriciren; die Einen werden sagen, er schreibe abstract wie ein Philosoph, und die Anderen, er habe den leichten Fluß des Feuilletonisten, die Einen nennen ihn vielleicht einen radikalen Freigeist und die Anderen einen mystischen Idealisten. Für einen Denker wie Duboc, der weder für bloße Fachmänner noch für bloße Parteimänner schreibt, der rein als Denker gewogen sein will, fehlt in dem einseitig zerrissenen Zeitgeist das rechte Milieu. Man sagt, das scharfgeschnittene Geistesprofil schaffe für sich selbst Neclame, aber man ver-

wechelt nur zu oft das Scharfe mit dem Groben, fernhin Markirten und vergißt, daß sich oft die feinen Züge weit schärfer erweisen und ein vollendeter Charakterkopf entsteht, — wenn man nur näher tritt.

Julius Duboc ist am 10. October 1829 zu Hamburg geboren. Vergleicht man einen gemeinsamen real kritischen, individualistischen Zug in dem Königsberger Kant, dem Danziger Schopenhauer und dem Oldenburger Herbart mit dem hochstrebenden Idealkultus eines Fichte, Hegel, Schelling, so steigt unwillkürlich der Gedanke auf, daß auch geistig vom Meere ein anderer Hauch wehen muß als von den mittel- und süddeutschen Bergen. Am Meere gedeiht nicht die Schwärmerei, aber die Sinnigkeit, nicht der Schillergeist, der Idealismus mit seinem Höhenblick, auch nicht der phantasie-lose Naturalismus, wohl aber weckt die frische Brise einen kräftigen Realismus. Namentlich der Hamburger Denker wird auch jenen niederdeutschen „Membrandtgeist“ eingesogen haben, der nicht Leidenschaft, nicht gestaltloses Pathos ist, sondern objective Klarheit, Besonnenheit und vor Allem Plastik, der ein Geist nicht des Sollens, der Klage und Anklage, sondern der Liebe zum Sein ist. Aber das Sein ist nicht todte Ruhe. Wie erlaben sich die Augen, nährt sich das Denken an dem tausendfältigen Treiben in dem weitgedehnten Mastenwald des Hafens! Wie regt sich die Menschenkraft, wie sucht sich Alles seinen Weg an der viel durchkreuzten Alster, in den dunklen Fleeten, in den winkelreichen, geschwärzten Gassen der alten Handelsempor! Da liegt nicht die volle Sonne gerade auf träger Bahn: die Hamburger Atmosphäre giebt der Anschauung einen leichten Stich ins Helldunkle und Individuelle, Charakteristische, doch beileibe nicht ins Finstere und Enge. Die Stadtluft machte schon in alten Zeiten frei und in der stolzen freien Reichsstadt war der Sinn für Freiheit, für eine kraft- und rechtbewusste, sich männlich tragende Selbständigkeit ein Naturgewächs. Realistische Sinnigkeit und Plastik, Liebe zum lebendigen triebkräftigen Sein, Freiheit und Selbständigkeit mit Anerkennung der „Würde“ und des „Gebührenden“, auch eine leichte charakteristische Beschattung — alle diese heimischen Momente finden wir als constituirende Grundelemente in Dubocs Weltanschauung wieder.

Aber mit dem Einfluß der Heimat verband und kreuzte sich das Familien- element: Duboc hat den philosophischen Trieb von seinem Vater geerbt, der mit Hegel in eifriger Correspondenz stand und mit Reinhold eng befreundet war. Interessant ist, daß derselbe, der noch vor der Geburt des jüngsten Sohnes starb, eine Schrift veröffentlicht hatte *de la dignité de l'homme etc.*, ein Begriff, der für jenen später wichtig wurde. Aber auch der poetische Trieb hatte sich schon in dem Vater entfaltet und wie sehr dieser Trieb in der Familie lebendig war, dafür legt ja der Name des älteren Bruders Eduard, bekannt unter dem Pseudonym Robert Waldmüller, genügend Zeugniß ab. Ueber die lebendige plastische Realität ergoß sich so weichere, intimere Empfindung und künstlerische Verklärung. Der vertiefte Optimist, der Liebespsychologe, der

Autor der „Herzensgeschichten“, der seine Dichterinterpret in Duboc wird dadurch verständlich. Auch eine ausgeprochene Vornehmheit des geistigen Wesens muß gewissermaßen genealogisch angelegt sein; aber diese Vornehmheit ist keine starre Würde, sie bethätigt sich als geistige Gentilität und das führt uns auf den wichtigen Umstand, daß der Vater Dubocs, wie der Name verräth, kein Deutscher war. Es scheint, daß die Blutmischung der deutschen Speculation sehr günstig ist: um nur Große zu nennen, Kants Ahnenreihe weist theilweise nach Schottland, Fichtes nach Schweden, Schopenhauers nach Holland. Vielleicht zeigt das Beispiel Nietzsche, wie ein Tropfen fremden, hier polnischen Blutes den schweren deutschen Geist so verdünnt und belebt, daß ein Stil heraustritt, gestenreich, von leichtem Glanz und leichtem Feuer. Dubocs Stil ist nun kein solches Feuerwerk ohne Ende, kein ewig tanzendes Facettenspiel, aber seine Sprache hat doch so ausgeprägten Eigenwerth, daß sie unsern Autor ohne Bedenken unter die ersten lebenden Stilisten stellen heißt. Der Gedanke ist nach deutscher Art, ernst und gründlich, aber er liegt nach französischer Art tiefer in der Form, die nicht ein schablonenhaft, lose und ungeschickt umgehängtes Mäntelchen ist. Die Sprache ist voller plastischer Anschaulichkeit und poetischer Bildlichkeit, das Denken voller Distinctionen und doch fügt sich der abstracte Gedanke in die Breite der Realität so glatt gegossen, so knapp anliegend wie es nur der französische Zuschnitt fertig bringt. Die Sprache ist sozusagen à la Titus frisirt, kurzgeschritten und doch weichlockig. Sparsam und doch ausgiebig sucht sie ihre Wirkung nicht in der bloßen Rundung ineinanderfluthender Perioden, sondern in dem festen Griff, der feinen Schlagkraft, Bestimmtheit und Ganzheit wohlgeählter Worte. Das giebt ihr den Reiz der Individualität — und wieviel Sprachindividualitäten giebt es heute in Deutschland? Dann aber liegt im ganzen Wesen Dubocs als französisches Erbgut ein deutlich mitsprechendes Taftgefühl, ein lebhaft entwickeltes Geschmacksurtheil, ein ästhetischer Instinct, der auch das Denken kritisch bestimmt und ihn vor Manchem bewahrt, das in der deutschen Speculation eckig, abstrus, phantastisch erscheint. Der Deutsche kann mit seinem Glauben am Himmel hängen und mit seinem Denken Materialist sein. Duboc aber protestirt in romanischem Sinne gegen die „doppelte Buchführung.“ Der Deutsche kann sein Fühlen und Sehnen allmächtig in alle Winde schicken und zugleich real als Leibeigener an der Scholle kleben: er kann sich philosophisch in die Höhle der Weltverachtung vergraben und als Praktiker im Eden des Genusses spazieren gehen; in langen Faustmonologen kündigt er seine Seelenspaltung. Der Romane kennt keine Philosophie des absoluten Ichs und des absoluten Nichts, der absoluten Materie und des absoluten Denkens. Er ist wie politisch so auch menschlich mehr Centralist, bei aller socialen Hassensfähigkeit versöhnlicher in sich und mit der Welt, er ist von oben gesehen natürlicher, von unten gesehen ästhetischer, kurz einheitlicher in der Empfindung und darum leichter im Empfindungsanschlag, geschickter im Aus-



druck und in alledem gleicht er mehr dem Weibe, das daher auch weit stärker in sein Leben hineinspielt. Auch für Duboc ist der Pessimismus widernatürlich, der Eudämonismus selbstverständlich. Seine geschickte Hand weiß auch den unästhetischen, widerhaarigsten Stoff ästhetisch zu glätten und zu verfeinern. Der Mensch ist ihm hauptsächlich auf die Empfindung hin angelegt, ein *Problem du sentiment*, sein innerlichstes Gegenprincip charakteristischer Weise — der Efel. Dieser ausgesprochene Sensualismus, die ganze ethisch-psychologische Auffassung des Menschen als „Triebwerk“ und der Selbstliebe als Grundtrieb erinnern an Frankreich, wo der Sensualismus heimisch war von Condillac, Bonnet und Cabanis bis in unsere Tage (Ribot) und die ethische Mechanik im eudämonistischen Sinne sich besonders in Helvetius und Lamettrie entfaltet. Aber die Empfindung gilt Duboc darum so viel, weil sie ihm den Menschen als psycho-physische Einheit liefert, und unter den Empfindungen stellt er am höchsten die totalste, die Liebe, in der er die seelische wie die sinnliche Einseitigkeit verwirft. So interessiert ihn auch als Psychologen und Socialschriftsteller das Weib in der Erniedrigung der Prostitution wie in der Höhe des Liebezuschwungs. Aber Duboc selbst zeigt in seinem geistigen Wesen eine Totalität, die der zu fachmännischer Einseitigkeit neigende Deutsche schwer und selten erreicht. Auch das erinnert an das Land, in welchem Philosophen geschickte Diplomaten und Advocaten fähige Kriegsminister abgeben. Duboc kann von seinem Geistesinteresse sagen, daß ihm *nil humani alienum*. Er verfolgt das Menschliche im lauten politischen Getriebe und verfolgt es in den feinsten Spitzen der Litterarhistorie, er fühlt ihm als Sozialkritiker den Puls und schaut ihm als Dichter ins Herz, er weiß in den rauschenden Wellen des Tages das Ruder zu führen — als Journalist, und er weiß auch auf ewige Höhen zu steigen und ohne Schwindel herabzuschauen, im Aether zu athmen — als Philosoph. Diese Vereinigung des Journalisten und Philosophen, des actuell flüssigen und monumentalen Denkens ist besonders merkwürdig. Duboc besitzt als Philosoph, der er zeitlebens gewesen, so viel romanische Versatilität und Actualität des Geistes, daß er auch Journalist sein konnte — allerdings mehr im Sinne der Franzosen und Engländer, bei denen, wie er selbst in der Einleitung zur „Geschichte der englischen Presse“ sagt, namentlich die geistige Elite der Nation zur Feder des Journalisten greift. Aber man überschätze nicht das französische Element in Duboc, das überhaupt wesentlich instinctiv wirkt und auffallend wenig als directer Einfluß. Es giebt dem Gesamtbilde hauptsächlich den Email des Interessanten, unter dem sich die Züge in deutschem Sinne bis zur leisen Herbheit vertiefen. Vertieft ist z. B. die Mechanik der sensations zur ethischen Triblehre, der Eudämonismus zur optimistischen Weltanschauung mit transcendentalem Sehnsuchtsblick. Von deutscher Herbheit ist z. B. die immer Principien suchende, begriffsanalytische kritische Methode. Der pikanten Schönrednerei, der Macht der Phrase, der der gallische Geist so leicht anheimfällt, ist Duboc todt-

feindlich gesinnt. Der Wahrheitsfönn, der nicht rechts noch links blickt, kein Parteischlagwort passiren läßt, der vor keiner Consequenz zurückschreckt, selbst wenn sie extrem, selbst wenn sie — was mehr sagen will — dem Gegner zu Gute kommt und dem eigenen Princip ins Fleisch schneidet, der Wahrheitsfönn, den er im „protestantischen“ Geiste des „kerndeutschen Luther“, wie er ihn einmal als Ideal aufstellt, als moralische Kraft fordert in einer Zeit, die nach ihm mehr noch in Selbstbethörung als in Heuchelei verfallen ist, dieser Wahrheitsfönn ist vielleicht Dubocs beste Eigenschaft. Was ihm nur zeitweilig in die Arme fällt, aufhaltend, aber nicht hemmend im Wege zum Ziel, ist — das Gemüth, das bis zum Ueberströmen sich an deutschen Dichtern genährt, nicht an den großen, ins kosmopolitische Licht gerückten Bildungsdichtern, sondern an den weiter hinten stehenden, specifischen Dichtern der lyrischen Innerlichkeit und des Volksgemüthes wie Jean Paul, Bürger, Rückert, Anzengruber, die er meist in den besten seiner Essays zu feinsinniger, congenialer Würdigung bringt.

Das dritte Hauptmoment für die Bildung der geistigen Persönlichkeit, die Zeit, war für Duboc gewissermaßen doppelt zu rechnen. Man rechne nur: wer 1829 geboren war, der war in den Tagen von 48 gerade fähig zum Mitschauen, wenn auch nicht zum Mithandeln. Und wenn man nun gar auf dem Forum zuschauen durfte, wo die ganze Bewegung ihre besten Kräfte sammelte, wenn man im Jahre 1848 — 18 Jahre alt — in Frankfurt a. M. weilen durfte — „ich beneide mich selbst“, sagt Duboc in den „Erinnerungen an Achtundvierzig“ (Reben und Ranken), „wenn ich an diesen Frühlingstraum zurückdenke.“ Wir sehen nach frischer Erinnerung die Primaner die Zeitgenossen spielen, wir sehen die Hauptacteurs des Vor- und Nationalparlaments in fein skizzirten Gestalten auftreten. Als Augenzeuge schildert Duboc den Exceß des rothen Metternich, die „wahrhaft ergreifende“ Verhandlung nach dem Waffenstillstand von Malmö, als das Parlament „die Ehre Deutschlands“ verrieth, die vergeblichen Bemühungen der Volksdeputation, die Linke zur neuen Revolution zu bewegen. Der freiheitliche Schwung blieb in Duboc aus jenen Tagen unverlierbar haften, aber seine Jugend war elastisch genug, aus den Thatfachen zu lernen. Der Frühling, den die Nation für sich gekommen glaubte, der leuchtete dem in doppeltem Glanze, der selbst den Frühling des Lebens feierte, und daß jener nur ein Traum war, das nahm ihm im jungen Herzen nichts von seiner Leuchtkraft, das ließ nur jenen ewigen Sonnenschein, jenen unverlöschlichen Goldschimmer zurück, der die Schriften Dubocs in ihrer verklärten Grundstimmung so weit abhebt von anderen literarischen Darbietungen unserer rauheren Tage.

Einige äußere Lebensdaten sind hier nachzuholen: als Duboc im Jahre 1844 auch seine Mutter verloren hatte, war der verwaisete Jüngling zu Verwandten erst nach Offenbach, dann nach Frankfurt a. M. gekommen, wo er bis 1850 das Gymnasium besuchte. Dann studirte er in Gießen und Leipzig Mathematik und Physik, um sich für das Bergbaufach vorzubereiten.

Doch 1853 trat er eine Reise nach Australien an, von wo er erst 1857 heimkehrte. Es läßt sich errathen, wie diese Reise, die so ganz aus dem Lebensprogramm eines deutschen Denkers herausfällt, geistig niederichlug. Die exotische Sonne breitete über die Anschauung Helle und Wärme, Gesundheit und Farbenkraft und jog alles Stubenhafte, Düstere mit der Wurzel aus der sinnenden Seele, sie so auf einen ideal verklärten Naturalismus hinleitend. Aber war diese Weltreise nicht auch die beste Vorbereitung für einen Bekenner und Fortbildner der Strauß'schen Weltallsreligion? Zwar Strauß war für Duboc, obgleich er seine poetischen Bekenntnisse schätzt, zu „herzenskühl“, unpsychologisch, naturalistisch. Aber auch Feuerbach beneidet in einem späteren Briefe Duboc „wegen der großen Reisen, die zuletzt doch allein die wahre „Weltanschauung“ gewähren“ und für diesen blieb die Ehrfurcht vor der Allmacht und Weite, der Schönheit, den Räthseln des Weltalls religiöser Grundton.

Es wehte allerdings eine andere Atmosphäre im australischen Busch, wo er mit den Wilden ritt und lagerte, als in der „Metropole der Intelligenz“, in welcher der Heimgekehrte zunächst seine Studien wieder aufnahm, die er in der Doctorpromotion zum äußeren Abschluß brachte. Bald ergriffen ihn wieder die Wogen der freiheitlichen Bewegung, die jetzt in den ruhigeren Bahnen der Parteipolitik dahinschoß. Er ward Journalist und zwar zunächst als Mitredacteur der bald eingegangenen „Deutschen Zeitung“. 1861—1863 war er als Chefredacteur der „Westfälischen Zeitung“ in Dortmund thätig, von wo er seine lebenswürdige Gattin, die Schwester unseres bekanntesten lebenden Kunsthistorikers, Wilhelm Lübkes, heimführte. Zur Landtagswahl im Dortmunder Kreise (1863) hatte Duboc die Candidatur Löwe-Calbe's als eines Mannes „der alten Garde“ vorgeschlagen und durchgesetzt; das brachte ihn in engere persönliche Berührung mit dem letzten Präsidenten des deutschen Nationalparlamentes, für den schon der Jüngling geschwärmt hatte. Auch Ed. Lasker kannte Duboc bereits vor dessen parlamentarischer Carrière und behielt seine Hochachtung vor dem Idealismus des Redners, wenn er auch an dem Schriftsteller eine scharfe, oft glänzend satirische Kritik übte (vergl. den Aufsatz „Ein dunkler Philosoph“ in „Gegen den Strom“).

Sein erster Aufsatz im Februarheft der „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur“ 1862, dieser damals angesehensten deutschen Zeitschrift, deren Herausgeber G. B. Oppenheim Duboc befreundet war, hieß „Ein Besuch im Zellengefängniß zu Bruchsal“ und war angeregt durch Holzendorff. Der Einfluß des großen Juristen, dessen persönlichen Umgang Duboc in Berlin genoß, verräth sich hier wohl auch in dem didaktischen Scharfsinn der Behandlung und in der humanen Tendenz; vergl. den Aufsatz „Zur Frage der Todesstrafe“ in „Plandereien und Mehr“. Der Einfluß von Holzendorff's wirkte auch im antipietistischen Sinne; dem ersten Aufsatz in den „Deutschen Jahrbüchern“, dem bald mehrere folgten, hatte Duboc bereits eine andere

größere Veröffentlichung vorangehen lassen: „Das Johannesstift und die Propaganda des Rauhen Hauses. Eine Warnung.“ (Barth, Leipzig 1861). Die Broschüre, deren Gegenstand dem geborenen Hamburger besonders nahe lag, schlägt geradezu die Gründung eines Antimissionsvereins vor. Dieser ersten sensationellen Broschüre folgten mehrere andere, z. B. über Schleswig-Holstein (vor dem Kriege), über die öffentliche Sittenlosigkeit (6. Aufl. Grüning, Hamburg — auch im antipietistischen Sinne) und 1873 (3. Aufl. Hamburg, Grüning) die „socialen Briefe,“ bemerkenswerth ebenso durch den vorurtheilshosen feinen psychologischen Blick in die Zeit wie die sittliche Energie im beredten Eifer gegen die Zeitkrankheit des Mammonismus und der allgemeinen, auch geistig „moralischen Prostitution“. Diese Briefe, so sehr sie in dem Gründerthum ihren besonderen Zeitanlaß hatten, weisen doch auf weitergreifende, tiefere Studien, zu denen jetzt Duboc mehr Muße fand; 1853 von Dortmund nach Berlin übersiedelt war er in die Redaction der „Nationalzeitung“ eingetreten, in der er bis 1870 thätig blieb. So fruchtbar diese Thätigkeit war, so sehnte er sich doch nach ruhigerer tieferer Entfaltung. Was er suchte, fand er in Dresden, in dessen literarischen Kreisen die anregende, feingeistige Persönlichkeit Julius Dubocs ein Ansehen und eine Beliebtheit genießt, die auf den schaffenskräftigen Geist wohlthuend zurückwirken. Man unterschätze nicht den Einfluß der umgebenden Sphäre auf den Autor; sagt es nicht viel, daß Dubocs umfangreichstes Werk mit dem Titel: „Der Optimismus als Weltanschauung“ die Inschrift trägt: „Den Meinigen in Liebe gewidmet“? Doch vor den Hauptchristen des Dresdener Philosophen ist noch die „Geschichte der englischen Presse nach J. Grants Newspaper Press frei bearbeitet“ zu nennen, in deren Einleitung Duboc gewissermaßen mit dem deutschen Journalismus abrechnet. Zu dessen Hebung fordert er eine Concentration auf wenige große Organe mit besseren Kräften als das Ergebnis einer durch geschärften Unternehmungsgeist gesteigerten Concurrenz.

Das war das Testament des Journalisten: nun konnte der Philosoph zu Worte kommen.

Das philosophische Interesse hatte sich früh in Duboc geregt; schon der Student, zur Vorbereitung auf den praktischen Beruf genöthigt, ließ sich die philosophischen Collegien als Nebenstudien nicht entgehen. Daß er aber den nährenden Quell seiner Weltanschauung an anderer Stelle suchte, das zeigt der Brief des Dreißigjährigen an — Ludwig Feuerbach. Duboc hat die gerichteten Briefe seines verstorbenen „Freundes und Lehrers“ 1873 in der „Deutschen Warte“ veröffentlicht. Sie sondern sich äußerlich und innerlich in zwei Gruppen. Die ersten (aus dem Sommer 1853) zeigen den früh sich regenden ethischen Psychologen Duboc sowohl in der von ihm aufgeworfenen Frage der Willensfreiheit, wie in den Ausstellungen, die er an der extrem anthropophysischen Auffassung Feuerbachs macht, der dem schlimmsten Säuser das Freiheitsgefühl zuspricht. Feuerbach selbst ist von seinen Antworten nicht befriedigt und die ganze Frage interessirt ihn „insbesondere als Sohn eines

Hauptcriminalisten.“ Am 22. Juli schreibt Feuerbach zum Schluß: „Bruckberg hat allerdings Wirthshäuser, aber das für Sie geeignete ist allein mein Wohnhaus, wo Sie mir und meiner kleinen Familie herzlich willkommen sein werden.“ Sein Besuch im Bruckberger „Schloße“ hat Duboc einen unverlöschlichen Eindruck hinterlassen und weder die australische Reise noch die Berliner Studienjahre vermochten mit der Unterbrechung der Correspondenz das Band zwischen Meister und Schüler zu zerreißen. Im Gegentheil, die zweite Gruppe der Briefe (1860—62) zeigt erst die wahre geistige Gemeinschaft. Duboc hat jetzt an den Quellsprung aller philosophischen Richtungen, die erkenntnistheoretische Frage gerührt und Feuerbach stimmt mit lebhaftem Interesse dem Raisonnement des „jüngeren Freundes“ ausdrücklich bei (Brief IV); nach dem letzten Briefe hat er Dubocs Aufsatz „wider die Grundanschauungen des philosophischen Idealismus“ in den „Deutschen Jahrbüchern“ mit derselben Gründlichkeit gelesen, mit welcher er geschrieben ist. „Ich stimme Ihnen vollkommen bei sowohl in dem, was Sie aus mir über mich, als in dem, was Sie aus sich selbst über Raum, Causalität und Identitätsgesetz sagen. Ich habe Sie früher nur für einen philosophischen Dilettanten gehalten, aber Sie haben dies Vorurtheil gründlich widerlegt. Darum hat mich auch Ihr Urtheil als ein auf Sachkenntniß gegründetes innerlichst erfreut und ermuntert.“ Er verspricht eine Benutzung Duboc'scher Gedanken bei Veröffentlichung seiner eigenen Aufzeichnungen, die namentlich in Bezug auf das Identitäts-Gesetz mit Duboc „fast verboten“ übereinstimmen. „Ich wünsche nur, daß Ihre Redactionsgeschäfte Ihnen erlauben mögen, öfters Proben von der modernen — nicht absolutistischen, nicht monarchischen, sondern socialistischen, gemeinschaftlich denkenden Philosophie zu geben. Mit diesem Wunsch Ihr ergebenster L. Feuerbach.“ So hatte denn der Knappe vom Fürsten den Ritterschlag erhalten und war zu selbständigen philosophischen Thaten berufen als Streiter in der gemeinsamen Sache. Der erwähnte Aufsatz (abgedruckt in der Sammlung „Gegen den Strom“) feiert allerdings Feuerbach gegenüber Schopenhauer als „Bannerträger des modernen Zeitbewußtseins“ und bekennet seine Parteiliebe im Materialismus und Sensualismus, in der Anerkennung des Satzes: Wahrheit, Wirklichkeit, Simulichkeit sind identisch. Aber es ist ein feinerer Sensualismus, der statt der Aposteriorität die „Simultanität“ der Raumform und des Identitätsbegriffes behauptet, die nicht auf einem Sammelwerk von Erfahrungen ruhen, sondern in den ununterbrochen einströmenden Erfahrungen selbst mit aufgebaut werden sollen. Charakteristisch ist die Erklärung der Causalität als vermittelt durch das Leben selbst, insofern sich daselbe als wirksam, Wirkung setzend, an unserm eigenem Dasein erweist (z. B. die Speise, die meinen Hunger stillt, erweist sich mir unmittelbar als wirkend) und insofern es ohne Wirksamsein (= Causalität) todt d. i. verneint wäre. Charakteristisch ist dies, weil das Leben Dubocs späteres Grundprinzip ist. Aber bei näherem Zusehen zeigen sich schon in dem frü-

heren Aufsatz noch andere feine Trennungslinien zwischen Duboc und Feuerbach. Kurz gesagt, dieser ist anthropologischer, individualistischer, jener realistischer, pannaturalistischer. Sein Sensualismus streift damals tiefer in die Physiologie; er geht von den realen äußeren Dingen aus und giebt „zunächst und vor Allem zu bedenken, daß wir nur ein Theil dieses großen Natur-Ganzen sind, in absolut nichts Anderem, als eben in ihm wurzeln. Die Aussagen unserer Sinne, unseres Intellects über dasselbe sind doch in letzter Instanz nicht unsere Aussagen, sondern immer nur „Aussagen der Natur von sich selbst, die darin nur ihr wahres Wesen offenbaren kann.“ Was antwortet Feuerbach darauf? Er stimmt ungefähr zu, betont nur das menschlich Wahre, „weil es ja die menschliche Natur ist, als welche und durch welche die Natur sich ausspricht. Ich gehe übrigens — nicht vom Ich gegenüber dem physikalischen oder natürlichen Ding aus, sondern von dem Ich, welches außer sich und sich gegenüber ein Du hat“ u., kurz es folgt eine Entwicklung, die Feuerbach als den umgekehrten Fichte erscheinen läßt. In Wahrheit entwickelt sich Feuerbach dialektisch aus Fichte und Hegel, den er nie ganz verwunden. Duboc aber arbeitet bei aller Gemeinschaft nach anderer Richtung, mit andern Freunden gegen andere Feinde; er hängt sozusagen mit seinem Meister Feuerbach am andern Ende zusammen, als dieser mit seinem Meister Hegel und er brauchte sich nicht aus Hegel herauszuarbeiten, weil er gar nicht mit ihm verbunden war. Vielmehr kehrt er dem Idealismus den Rücken und streitet in dem Aufsatz nur gegen Aprioristen wie Kant und Schopenhauer, Halbaprioristen wie Lange und Waitz und den Will'schen Empirismus, der die objective Causalnotwendigkeit nicht festhalten kann. Aber es besteht nicht nur ein Unterschied der Stellungnahme, erklärbar aus der verschiedenen Blickrichtung im zweiten und dritten Menschenalter des Jahrhunderts, sondern noch ein weiterer Unterschied der Methoden und ein tieferer der Temperamente. Der Kritiker des Christenthums ist gewissermaßen Dramatiker, eine heiße Kampfnatur wie Fichte und nicht minder ist der Autor der Theogonie ein Epiker, der die historische Fülle ausbreitet. Duboc aber, der Liebespsychologe, ist ein Lyriker, der Gefühl sucht und Gefühl giebt, und zugleich ein Didaktiker in seinen Analysen, der für Feuerbach, selbst wo er dem Resultat zustimmt, zu sehr auf dem „hölzerne Katheder“ steht (Brief VIII). Dieser ist zwar eine Sturmnatur wie Fichte, aber Fichte, der Mann des positiven Thatwillens, hätte im Jahre 48 noch einmal Reden an die deutsche Nation gehalten — in der Frankfurter Paulskirche. Feuerbach blieb der stauenden Demokratie den Führer schuldig; seine Leidenschaft zeigt mehr Negativität wie sein Leben mehr Abperrung. Schon das deutet auf nothwendige Sympathieen für Schopenhauer und Briefe an Bolin vom Jahre 61 verrathen ja auch, daß er dessen Preisschriften mit Befriedigung theilweise „mit Entzücken“ gelesen, und seine Klagen in den Briefen an Duboc über die Jämmerlichkeit der jetzigen deutschen Philosophie, Literatur und Politik erinnern an den Tenor des Pessimisten. Für Dubocs

Natur kann es keinen größeren Gegensatz geben, als das, was in Feuerbach an Fichte und Schopenhauer erinnert. In dem sympathischen Aufsatz über Feuerbachs Nachlaß erzählt Duboc, daß ihn bei der ersten persönlichen Begegnung mit jenem nichts mehr frappirte, als der ungestüme holerisch aufbrausende Zug, und 1864, als der Meister den Freund und Schüler in Berlin besucht, stehen sich Beide politisch wie Skeptiker und Optimist gegenüber. Als Feuerbach in seinem letzten Werke auf das Gebiet der Ethik sich begab, mußten auch die wissenschaftlichen Gegensätze hervorbrechen und die Kritik Dubocs in der „Augsb. Allg. Zeitung“ machte bei aller Anerkennung doch so wesentliche Ausstellungen, daß sie Feuerbach dauernd verstimmte. Der feinere Psychologe findet namentlich Feuerbachs mehr äußerlichen Sensualismus unfähig zur Ableitung der höheren ethischen Momente: Gewissen, Pflicht, Rechtsbewußtsein, und er vermist charakteristischer Weise bei ihm die nothwendige „scharfe Begriffsbestimmung und psychologische Detailarbeit.“ Trotz aller Differenzen sind der gemeinsamen Grundanschauungen doch zu viele — in religiöser Hinsicht Atheismus, in erkenntnistheoretischer Sensualismus, Materialismus, in ethischer Determinismus, Eudämonismus —, als daß man nicht den Schüler dem Meister sehr nahe rücken sollte. Wie Duboc sich selbst als Schüler Feuerbachs fühlt, so verbanden ihn persönliche Beziehungen mit drei Freunden desselben, die in dessen späterer Correspondenz die Hauptrolle spielten, mit Fr. Kapp, mit dem Bavernphilosophen Konrad Deubler, den Duboc in seinen herrlichen Bergen aufgesucht und dessen naturfrische, geistig starke und hingebende Art ihm mehrere warnherzige, Alpenluft athmende Schilderungen entlockten, endlich mit W. Volin (z. Z. Bibliothekar in Helsingfors), dem Duboc die Sammlung „Gegen den Strom“ freundschaftlichst zugeeignet hat.

Dem Andenken Feuerbachs gewidmet ist das eine der beiden Werke, welche den Namen Dubocs in weite Kreise trugen — „Das Leben ohne Gott“ (Kümpler, Hannover 1875) — wegen dieses historischen Zusammenschlusses sei es der nur ein Jahr älteren „Psychologie der Liebe“ vorangestellt. Die beiden Schriften repräsentiren ersichtlich schon stofflich die zwei Seiten der Duboc'schen Geistesart: die eine mehr die Seite nach dem objectiven Sein, der Natur, die plastische Seite, die andre mehr die Subjects- und Gefühlsseite, die lyrische Seite, die eine die centrifugale Richtung der Freiheit, Abstoßung, Aufweitung, die andere die centripetale Richtung der Innerlichkeit, Innigkeit, Verklärung, die eine Feuerbach zugewandt, die andere mit dem Blick auf Jean Paul. Aber nun glaube man nicht, daß sie sich auch wie Verstand und Herz, wie negative Kritik und positiver Aufbau gegenüberstehen. „Das Leben ohne Gott“ hat Strauß und Feuerbach schon hinter sich, es arbeitet sich nicht erst den Weg der Kritik hinauf, sondern es steht bereits oben und prüft die Aussicht, aber nicht die Aussicht der logischen Existenz, sondern gerade die Aussicht des Gemüths, kurz es schätzt den ethischen Gehalt des Atheismus gegenüber dem des Theismus ab und bietet so

keine Parallele, sondern eine positive Ergänzung namentlich zu Strauß. Duboc stellt schon an den Anfang den Satz: „Der Atheismus ist eine Thatsache im Geistesleben der Gegenwart“. Allerdings erscheint er kalt, poesielos, nüchtern. So muthet auch den aus der traulichen Enge des Heimathsdörfchens Kommenden das Treiben der großen Stadt an und doch giebt es neben der Poesie der Idylle auch eine Poesie des Dramas. Der Atheist ist nicht des Gemüths enterbter Sohn, auch ihm ist die Welt mit Rückert ein „hunter, blumengeschmückter Dom“. Denn die Schönheit der Welt und deren wohlthuende Empfindung ruhen auf festen subjectiv-objectiven Verhältnissen und die persönliche Beziehung des „ans HerzwachSENS“ der leblosen Umgebung bleibt als menschliche Eigenschaft. Auch als Wunder von unergründlicher Majestät, als einziges, unermessliches Räthselwort bleibt die Welt bestehen. Der grundlegende, werthvollste Theil des religiösen Empfindens ist Ehrfurcht. Eine überaus feine Analyse dieses Gefühls (vergl. die Sonderbehandlung in „Gegen den Strom“) ergiebt nun als Resultat, daß die Ehrfurcht erwächst aus dem Verhältniß eines Ueberragenden zu dem davon beschatteten Subject. Wohl hauptsächlich ein Einwand Pfeleiderers, daß hier eine Verwechslung der Ehrfurcht mit dem Gefühl des Erhabenen vorliegt, veranlaßte Duboc zu dem trefflichen Aufsatz über dieses Gefühl („Neben und Ranken), der sich in noch zarteren Distinctionen ergeht. Das Wesentliche ist, daß beim Erhabenen der Accent der Empfindung auf dem Ueberragenden liegt, bei der Ehrfurcht aber auf dem von diesem beschatteten, sich geschmälert fühlenden Subject. Duboc geht über Strauß hinaus — im Idealismus: er fordert und erhofft eine Cultusform für die Weltallsreligion. In Bezug auf die ethische Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens kommt er zu einem negativen Ergebnis. Derselbe ist kindisch, sofern er aus dem naiven Schauer vor dem Tode hervorgeht; denn dieser Schauer entstammt nur dem subjectiven Standpunkt der ihre Verneinung denkenden Lebensbejahung. Derselbe widerspricht ferner der Würde der Lebensauffassung. Wer zum Leben wie zu einem Freunde spricht, dem er Alles verdankt: „ich bin ja doch ewig dein Schuldner,“ wer das Seinige erwartet mit einem innerlichen Gefühl des Händefaltens, weil er die Lebensgesetzlichkeit desselben erkennt, und mit einem versöhnten Sinn, weil er das Leben als der Güter höchstes schätzt, wer so mit Rückert den Schmerz nicht niederringt, sondern im Himmelsäther erstickt, der wahr am besten die Würde des Menschen. Würde erkennt dann eine feinsinnige Untersuchung dem zu, der seiner Stellung entspricht in Wissen, Leistung und Anspruch. Hierauf folgt eine Apologie des Glaubens gegen den Vorwurf des Egoismus. Wenn man in der wunderbaren Erscheinung des religiösen Märtyrertums alle auch sonst verständlichen und häufigen Nebenmotive streicht, so bleibt noch als Motiv der Lebenshingabe die Macht der Ueberzeugung als solche. Aber das hierzu nöthige Durchdrungensein des ganzen Wesens fand in den wahrhaft gläubigen Seelen weit eher statt als bei den heutigen, die zwischen der gläubigen Erziehung und dem ungläubigen Denken wie zwischen zwei Welten schwankend stehen. So



folgen mit originellen und tiefen Blicken in die Kindesseele Anweisungen einer Erziehung, die der Tendenz folgt, wahrere und klarere Menschen zu bilden. Wirkt der Theismus auch noch wohlthätig als Mahner und Tröster auf viele gut geartete Geister, so ist er doch ohnmächtig gegenüber der sittlichen Zeitkrankheit des Materialismus, dessen echte Kennzeichen geschwächte Ueberzeugungskraft und Mangel an „Bravheit“ und dessen Nebenerscheinungen Pessimismus, Indifferentismus und Cynismus sind. Das Resultat ist, daß der moderne Mensch, dessen Wissensbesitz dem Theismus widerstreitet, als totaler Mensch nur in dem Ideal der „Würde des Lebens“ Befriedigung finden kann. Wenn „der Gedanke dem Reich des Lebendigen anzugehören, aus dem gestalt- und vernunftlosen Nichtsein zum Spiegel des Weltalls erhöht worden zu sein und selbstschöpferisch im All mitzuwirken sich unserer Seele bemächtigt und uns zu einer gewissen ruhigen Höhe im Aether des Geistes emporhebt“, so können auch wir mit dem Psalmisten rufen: „Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott!“

Kein Gedankenauszug des Buches kann von dem Sammeteschmelz seiner Diction, der stählernen Feinheit der durch Beispiele gehobenen Beweisführung eine Vorstellung geben. Die Literatur ist bettelarm an Werken, die so das fortiter in re, suaviter in modo als Motto auf jeder Seite tragen. Dem inneren Werth ist das von Nutzen, der Beachtung aber zum Schaden. Man erwartet vom Apostel des Atheismus, daß er auf offenem Markte Sturm blase — aber man hört Töne der Orgel — und er kann sie spielen, der da sagt: „die Orgel muß in uns sein, die den Choral der Weihe ertönen lassen soll, von außen, aus dem Leben, stammt nur der Lusthauch, der den Ton erichwellen lassen kann, der aber vor den geschlossenen Pforten des Herzens und der Sinne klanglos vorüberfährt.“ Aber das ist mehr als Bild: ein Atheist, der, wie er selbst erzählt, nach alter Gewohnheit jeden Morgen einen Choral spielt, der das Bild der Pietà vor das Titelblatt seines Buches setzt — „ich werde unsinnig“, ruft der aufs Schimpfen gefasste Mönch, als er des Räuberhauptmanns Karl Moor hochherzige Neben hört. Das ist es: man begreift den Atheisten in der Siedehitze der Leidenschaft, allenfalls auch in der Herzenskälte, aber nicht in der natürlichen Wärme des Idealismus. Was hier ausgespielt wird, ist nicht Verstand gegen Herz, sondern Herz gegen Herz. Ich schwöre nicht auf dieses Buch; man kann entschiedener Gegner desselben sein, aber niemals Feind, denn selbst den Fanatiker kann es nicht verletzen, sondern nur zur Achtung zwingen vor seinem tief sittlichen Kern. Wer bestreiten will, daß der Atheismus religiös sein könne, muß sich an dieses Buch halten. Man erkennt den Menschen bekanntlich an seinen Freunden und Feinden: die glaubensstarken Naturen wie Luther, Arndt, Claudius citirt Duboc mit sympathischem Verstehen, die Halb- und Viertelsgläubigen, den „ausgehöhlten Eierschalenglauben“ befehdet er. Charakteristisch sind zwei kritische Aufsätze, der eine: Eduard von Hartmanns Berechnung des Weltelends als Anhang zum „Leben ohne Gott“, der andere: die Be-

rechtiung des Theismus vom Standpunkt der Seelenfrage in „Neben und Ranken“. Der Pessimismus, der doch auch ein Atheismus ist, erhält dort das Prädicat „einer innerlich morschen, jeder tieferen logischen und ethischen Begründung baren Doctrin“, der Theismus Fehners aber erscheint hier Duboc als „eine der interessantesten, gedankentiefsten Leistungen in der deutschen Geistesarbeit der Neuzeit“. Beiden tritt Duboc als scharfer Psychologe entgegen, doch spricht aus der Kritik Fehners eine warme Sympathie, die übrigens auch in eine persönliche Beziehung überging. Als Grund dafür nennt Duboc die „Sinnes-treue“, den immanenten Zug der Fehner'schen Anschauung. Aber es ist noch ein Anderes. Ich möchte Fehner den Jean Paul der Philosophie nennen und man wird zugeben, daß er mit diesem den Tiefsinn der Subjectivität, den warmen Humor, die feingeäderte, empfindsame, gemüthsreiche Eigenart, die kühne unerhörliche Analogistik, den Blick ins Kleine und den Sternenzug, die Liebe spendende, alles beseelende, harmonisirende Phantasie, tropenhaft aufblühend wie ein Garten, in dem ein guter Gärtner waltet, kurz eine gewisse Weiblichkeit des Charakters, aber auch den systematischen Sammeltrieb und schließlich auch — eine gewisse Unmodernität gemein hat. Der Name Jean Paul erinnert uns an den andern Pol der Duboc'schen Geistesart. „Das Leben ohne Gott“ diene der wahren und klaren Lebensüberzeugung. „Nun es giebt,“ heißt es da, „nichts Idealeres als die Ueberzeugung. Nur dem Liebesgefühl kann für eine bestimmte, kurz bemessene Frist der Anspruch auf eine gleiche ideale Geltung im Leben des Menschen zuerkannt werden.“

„Die Psychologie der Liebe“ (Hannover, Kümpler 1874) bietet sich als eine Analyse, die „der Naturforscher auf geistigem Gebiet“ vollzieht. Sie scheidet zunächst wie Wurzel, Stamm und Krone die drei Stufen der Liebe: 1. Erfassung des Ideals, 2. höchste Beseeligung der natürlichen Selbstliebe durch gewährte Gegenliebe, 3. Umschlag der Selbstliebe und völlige Dahingabe des Ich an das geliebte Du als Lebensinhalt. Sie scheidet ferner von der Liebe nach der Seite der überwiegenden Sinnlichkeit die Begier ab, die entsagungsunfähig ist; nach der anderen Seite die sogen. geistige Liebe, die in Wahrheit nur ein geschlechtlich angehauchtes Sympathieverhältniß und zur Tragik der Liebe unfähig ist; ferner scheidet sie ab den Don-Juanismus sinnlicher wie geistig künstlerischer Art, weiter die falsche Idealbildung, die auf der bloßen Befriedigung der Eitelkeit ruht. Gegenüber der auf Zuverlässigkeit ausgehenden, daher nur der reiferen Männlichkeit erblühenden Freundschaft zeigt sich die geschlechtliche Liebe als täuschungsfroh, gegenüber jeder anderen Liebe als irrational und stets ungewollt, gegenüber der auf der Suprematie des Geistes ruhenden Pflicht als seelisch-sinnliche Totalität. Ich nenne noch die Postulirung des Ekels als einzig unbedingt tödtlich für die Liebe, dann eine feine Charakteristik der Weiblichkeit als der ewigen Jugend des Menschengeschlechts, ferner die Heiligprechung der Mutterliebe und ein Verdikt über die Emancipationsbestrebungen, die das

Weib seiner heiligen Berufspflicht, der Keimpflege der Menschheit, entfremden wollen, ein Verdikt aber auch über die Töchter der höheren Stände, die ob ihrer Gewöhnung und berechnenden Ansprüche an Wohlleben zur Poesie des Weibes, der Liebe unfähig ist; endlich die feine Diagnose eines als Beispiel dienenden Falles aus den *mémoires d'une idéaliste* (vgl. den interessanten Aufsatz „Aus alter Zeit“ in „Gegen den Strom“). Natürlich bringt auch hier (1. Aufl.) der Anhang eine ausführliche, vernichtende Kritik der Speculationen Schopenhauers und Hartmanns auf dem gleichen Gebiet; wieder tritt der auf der Gesundheit des natürlichen Thatbestandes fußende Psychologe und Anthropologe namentlich den „absurden“, „widerlichen“ Dualismen des Seelichen und Körperlichen bei den Metaphysikern entgegen.

Die Psychologie der Liebe vollzieht in ihrem Verlaufe einen fortwährenden Scheidungsproceß, und zwar, von den inneren Stufen der Liebe abgesehen, wesentlich nach außen. So ist es ein beständiger Läuterungsproceß, der schließlich das reine Gold der Liebe auf der Höhe des Ideals leuchten läßt, wo die höchsten Ansprüche der Aufopferungsfähigkeit als ihre Kennzeichen gelten. Es scheint, daß mit diesem idealistischen Hochbau, zu dem der lyrische Schwung, der schöne Vollklang der Sprache harmonirt, die sonst anerkennende Kritik nicht einverstanden war — das deutet ein Nachtrag als eine geistreiche Kritik der Kritik in „Gegen den Strom“ an. Doch Dubocs Sprache ist erhebend aber nicht berauschend, sie trägt Feierkleider, aber sie sind anliegend, heben die Formen des Gegenstandes und zeigen nirgends den wallenden Bausch der Rhetorik. Das ist es, was ihn unter die wenigen lebenden Sprachmeister stellt, daß sich zum lyrischen Schwung eine scharfe Plastik gesellt, die keinen Hauch der Phrase und keinen Rest von Mystik duldet, und ferner, daß er zarte Verästelungen der Subjectivität, dumpfe Zwischenglieder der Erscheinungen, die Andere nicht sehen und hören, in voller Klarheit des Ausdrucks präsentirt. Diese Kunst der Zerlegung und Beherrschung der Subjectivität macht Duboc zur Behandlung eines so subjectiv-complicirten Gegenstandes wie die Liebe besonders fähig und zwar einer Behandlung, die gleich weit entfernt ist von der pikanten Oberflächlichkeit mancher Franzosen wie von der in glänzenden Wolken sich wiegenden Dialektik Schleiermachers. Auch Dubocs Liebesbegriff sitzt auf idealem Throne; aber es ist ein Idealismus der Bestimmtheit. Mit fester Hand wird eine genau bezeichnete Erscheinung als die gesuchte, hier einzig berechnete herausgehoben, aber auch die ausgeschlossenen neben dem, unten am Throne erhalten ja ihre bestimmt lautenden Prädicate. Man könnte also höchstens die zu scharfe Präcision der Begriffe tabeln — wenn das zu tabeln ist. Aber es sind ja nicht Begriffe ohne Leben, ohne reale Unterlage: Niemand kann verkennen, daß sie aus der quellenden Fülle psychischen Lebens von einem feinen und geübten Blick abstrahirt sind. Abgesehen davon, abgesehen auch von den in dem Werke selbst zur Exemplification herangezogenen Fällen hat Duboc auch sonst bewiesen, daß er nicht graue Theorie, sondern angewandte

Herzenspsychologie treibt. Namentlich die drei Aufsätze: Jean Pauls Charakter in seinem Liebesleben (Neben und Ranken), Jean Pauls letzte Geliebte (Plaudereien und Mehr), Bürgers Charakter in seinem Liebesleben (Gegen den Strom), besonders der erste, sind Meisterstücke einer psychologischen Interpretationskunst, welche eine eigenartige, ergänzende Art innerlicher Literaturgeschichte liefert. 1888 erschienen seine „Herzensgeschichten“, ein Novellenstrauß (Dresden, Grumbkow), welche, um kurz zu sein, vielleicht nicht in der malerischen Schärfe und Gluth des Coloritz, im kühnen Wurf der Phantasiestalten, wohl aber in der Wärme und Tiefe der Empfindung, im schönen Strom der Sprache, in der weichen sonnigen Verklärung und doch wahren Charakteristik den Heyse'schen Novellen gleichkommen und zum mindesten im ethischen Gehalt sie übertreffen. Es ist begreiflich, daß die beiden formfeinen innerlich sonnigen Geister, einig im lyrischen Zuge, in der Schätzung des Liebesgefühls wie in der plastischen Welt- und Sinnesfreudigkeit, einig im Optimismus wie im Atheismus (Heyse, Kinder der Welt) sich gegenseitig anzogen und die Widmung von „Neben und Ranken“ legt von ihrer Freundschaft Zeugniß ab. Was an den „Herzensgeschichten“ noch besonders zu schätzen, ist, daß die Figuren nicht Beispiele, Marionetten in der Hand des Theoretikers erscheinen und doch sich wunderbar in den vom Liebespsychologen aufgestellten Empfindungsformen wider spiegeln. Frei und ungesucht, ohne gegenseitige Anpassung fügen sich Theorie und poetische Praxis ineinander und die bunte Gestaltenfülle, in der diese einzig und immer wieder die Liebe sich ergehen läßt, zeigt, aus welchem Reichthum jene geschöpft hat. Aber ist es nicht bloß ein poetischer Reichthum? Wenn die poetischen Figuren den Ansprüchen des Liebespsychologen entsprechen, aber schon höhere Gestalten des Lebens wie Jean Paul und Bürger sich in Dubocs strenger Kritik jagen lassen müssen, daß sie hier und dort die Vollendungsstufe der Liebe nicht erreicht, ist dann nicht der Vorwurf des Idealismus berechtigt? Ja, nur daß es kein Vorwurf ist, wie der moderne realistische Fanatismus will. Dubocs Lebensbegriff ist aristokratisch, aber damit ist er zum mindesten eine nothwendige Ergänzung zu der modernen naturwissenschaftlichen Psychologie, die bei aller Fruchtbarkeit zu einseitig die niederen Massenformen berücksichtigt. Er ist aristokratisch, aber der höhere künstlerische Liebesbegriff gehört eben mit Verlaub auch zur Psychologie. Er ist aristokratisch — aber jede Ruhmagd kann ihn erfüllen, ohne daß sie der Polizeibericht als Selbstmörderin registriert. Die Liebe ist ein hohes Gefühl, sagt Duboc in dem Aufsatz über Jean Paul, sie braucht einen hohen Thorweg und passirt nicht, wo es im Menschen niedrig hergeht. Ein Heiligthum neben dem Heiligthum der Pflicht — nennt sie die „Psychologie“. Auf ihr, heißt es da zum Schluß, liegt ein Verklärungsglanz, wie auf den Worten der Botschaft an die Hirten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Das weist auf den Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart (Vom,

Emil Strauß 1881). Hier feiert der „lebendige Gott“ am Schluß des „Lebens ohne Gott“ mit dem Friedensgott am Schluß der Liebespsychologie seine Vereinigung und die drei gewonnenen idealen Grundbegriffe, die Ehrfurcht vor dem Weltallsräthsel, die Würde der Lebenserscheinung und die Liebe, die „allemal nur ist, wo Leben sich des Lebens freut“, schließen sich hier zusammen. Die früheren Werke geben nur Grundmauern, die späteren festere Unterlagen und Seitenflügel, der Optimismus giebt das eigentliche Centralwerk, den Hochbau, die Sonne der Weltanschauung, von der die anderen nur Strahlenbrechungen, und diese Sonne leuchtet — sie ist Optimismus. Der psychologische Naturforscher erhebt sich zum construirenden Idealisten, und der im „Leben ohne Gott“ da steht, wohin Feuerbach von der Glaubenshöhe hinabgestiegen war, der steigt jetzt wieder zur religiösen Idealität hinauf — doch nein, er steigt nicht, er bleibt in der Immanenz und geht nur vorwärts bis dahin, wo die Immanenz ideal wird. Die Blicksrichtung, nicht der Gedanke ändert sich: focht dort Duboc mit der Zeit gegen den Glauben, so wendet er sich hier gegen den Niedergang des religiösen Bewußtseins in der Zeit, fehlte es auch dort nicht an idealen Ausblicken, so nimmt hier der Idealismus einen entschiedenen Anlauf gewinnt tiefere Färbung. Kurz gesagt: er stellt der ideallosen Zeit die Actualität des Mystereums vor Augen, unter dem er ein hohes, hehres, der verstandesmäßigen Ergründung unerreichbares Seinsverhältniß versteht. Die von Feuerbach inaugurierte Bewegung zur Erschütterung des Jenseits hat schließlich nach der Gemüthsseite zur materialistischen Verrohung, nach der intellectuellen Seite zur Verengung des Horizontes geführt, die z. B. den Spiritismus ohne gefessuchende Prüfung verdammt. Dem gegenüber will Duboc im Geheimniß des Unübersehbaren im Weltproceß und des Unendlichen das Weltwunder gewahrt wissen. Dessen hehrer Charakter vernichte der den Sinn des Daseins leugnende Pessimismus, der nun sowohl als quietistischer Entrüstungspessimismus wie als neuer Suchhepessimismus, der mit Resignation genießt, glänzend charakterisirt und als unhaltbar aufgezeigt wird. Die Empfindung ist Grundthatfache alles Lebens und das in ihr wurzelnde, ihr correspondirende Streben geht unfehlbar auf einen geglaubten besseren Zustand — scheinbar widersprechende Erscheinungen werden psychologisch aufgelöst. Der Einzelne ist nur der Träger des Lebensprincips, im Empfinden empfindet die Weltsubstanz sich selbst, was sie mehr ist als bloßer Mechanismus wird darin offenbar, und die nothwendige Bewegungsform des unendlichen Fortschrittes, zunächst in der singulären Erscheinung des Lebensprocesses begriffen, wird nun als einheitlich kosmisch gefolgert und als im „All-Eins“ herrschend begriffen, so daß selbst das Absterben eines Sterns nur die Ablösung für eine höchst nähere Daseinsstufe bedeutet. Ueber die Verminderung des Egoismus läßt uns Culturgeschichte und Moralstatistik im Dunkel. Licht fällt hier nur aus einer eudämonistischen Trieblehre. Die höhere Sittlichkeit, verbunden mit größerem Wohlfsein, wird nun charakte-

ristischerweise bestimmt als höhere Entwicklung 1. nach der auf der Liebe ruhenden ästhetischen Seite, 2. nach der auf Pflicht, Gewissen ruhenden moralischen Seite. Die „Preisgebung des Individuums im Weltproceß“, mit der sich die religiöse Anschauung durch die Compensationsidee, die Antike durch den Verschuldungsgedanken abzufinden suchte, wird für den modernen Menschen versöhnlich, wenn er den ganzen Weltproceß als Lichtgestaltungsproceß begreift, an dem Alle Theil nehmen. Dann fällt das Weltleid mit der Existenznothwendigkeit des Werdens zusammen, „die Mauern deiner Umgebung, seien sie nun geschmückt oder kahl und traurig, weichen dann zurück und verschwinden, die wohlbekanntesten Erdenstimmen verfliegen fern und ferner, wie du selig in den Ocean des Allseins hinabtauchst“, und dieses Abwenden und Loslösen von der Individualität ist die beste Vorübung für den Tod. Das Gewissen ruht auf dem Princip des „Gebührenden“, das zunächst der egoistische Wille des Individuums für seine Kraft fordert, zugleich aber auch seine Vernunft für die Kraft des Andern anerkennen muß, denn die menschliche Organisation hat nur als Einheit Bestand und die Gewissenlosigkeit, die Willensforderung für sich ohne die Vernunftanerkennung für Andere, würde in jene den Widerspruch tragen. Den freudlosen Vernunftact des Gewissens bereichert aber der Optimismus mit wärmerem Gefühl, indem er dem Rechtthum und Gutsein ja die Bedeutung giebt, daß es dem Weltübel Abbruch thut, während der Pessimismus höchstens auf dem Princip des Efels Sittlichkeit schaffen kann. Aber für Duboc giebt es nichts Sinnloseres als die Lieblosigkeit oder Freudlosigkeit. „Hast Du die Liebe oder Freude verloren, so starrt Dir überall das große Warum entgegen. Warum, wozu Alles, was mich umgiebt? Was soll es mir? was soll ich ihm? Welt und Geschöpf, Leben und Arbeiten, Werden und Vergehen — nichts hat einen eigentlichen Sinn mehr und alles Grübeln bewahrt Dich nicht vor dem Sturz in eine bodenlose Tiefe. Nur die Liebe rettet Dir den Zusammenhang des Ganzen und Dich innerhalb dieses Zusammenhangs.“

Sieht man den „Optimismus“ im Vergleich mit den früheren Werken von der formalen Seite an, so schlägt hier der Idealismus an den Höhepunkten wohl noch höhere Flammen, aber die Sprache ist logisch durchsichtiger geworden, die Psychologie bis in die Erkenntnistheorie vertieft und die wissenschaftliche Stellungnahme schärfer, wie dies die gründlichen Auseinandersetzungen zeigen mit pessimistischen, naturalistischen und sonstigen Zeitrichtungen. Zu Feuerbachs Individualismus wird jetzt der Gegensatz klar durch Dubocs Abwendung vom sensualistischen Materialismus. Das zeigt sich deutlicher in der folgenden Schrift: „Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus mit Bezugnahme auf die moderne Tragödie“ (Hamburg, Grüning 1886). Feuerbachs Satz von der Identität der Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit im Aufsatz vom Jahre 1861, ausdrücklich anerkannt, erfährt hier entschiedenen Widerspruch. Zwischen dem materialistischen Sensualismus (Feuerbach) und dem Idealismus (Hegel) wird der ideale

Realismus inthronisirt, der weder das nackte Thatjächliche, noch das nur Gedachte, sondern das Lebendige zum Princip setzt. In einem Punkte finde ich Vater, Sohn und Enkel einig: Hegel, Feuerbach und Duboc halten fest an der Identität oder besser dem Kreischluß von Sein und Denken. Sein ist, sagt Duboc, weil nur Sein Sinn, Unsein (Nichts) Unsinn ist. Die Unterstellung eines Anderssein ist ein vollständiger Ungedanke. Damit aber steht Duboc als Monist dem Dualismus sowohl des Theismus wie des Kantianismus und des Pessimismus gegenüber und unterscheidet sich von Hegel und Feuerbach nur darin, daß jener das Sein auf das Denken, dieser das Denken auf das Sein bezieht und Duboc gewissermaßen von der Medianten, dem Leben ausgehend, demselben das Sein als Unterlage, das Denken als Vollendung giebt.

Wie findet sich der Optimismus mit der Tragik ab? Die Antwort folgt aus dem Früheren: Die Schicksalstragödie ist ein Beispiel von der Preisgebung des Individuums im aufsteigenden Weltproceß. Die tragische Kunst soll die Weltbewegung in Gemüthsbewegung umsetzen und wie im Weltproceß die Menschheit zur geistig-sittlichen Erhebung (repräsentirt durch die specifisch menschliche Gestaltaufrichtung) bestimmt erscheint, so soll auch die Kunst der Erhebung dienen, den Schmerz im Himmelsäther ersticken, nicht beim bloß Erschütternden als Genußobject stehen bleiben, was — ein Zeichen des Verfalls — die sensationelle oder pikante Tragödie thut, leider die moderne, wie an Wilbenbruch und Vulthaupt namentlich fein ausgeführt wird. Als die einzigen sacrosancten Principien, denen der Held sich preisgiebt, werden wieder das Sittlichkeitsideal und das Schönheitsideal (Liebe) prädicirt. Zahlreiche kritische Erörterungen gegen moderne Aesthetiker geben der „Tragik“ eine sachliche Gründlichkeit.

Es weht im Optimismus nicht nur speculativer Geist, es zeigt sich auch eine Bereicherung durch weitere historische Fühlung, durch ritische Aufnahme der zeitlichen philosophischen Gegensätze. Diese Gegensätze treten als Entwicklung auseinander in dem folgenden Werk: „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik“. Leipzig, Otto Wigand. 1889. Der Optimismus“ hatte gerungen mit dem einseitigen Diesseitsstandpunkt Feuerbachs, der eine Reaction bedeutete gegen das ihm zeitlich vorgehobene speculative Zeitalter, ferner mit dem Pessimismus, dann mit der materialistischen Gemüthsverrohung, endlich mit der naturwissenschaftlichen Nüchternheit, die sich im Kreislauf des Werdens und Vergehens befriedigt findet. Zu manchen der Zeitrichtung widersprechenden Erscheinungen (Spiritismus) nahm er eine Mittelstellung ein. So begreift sich folgende Disposition: 1. Das metaphysische Zeitalter. 2. Der realistische Idealismus der vierziger Jahre. 3. Der Pessimismus und der Zeitgeist, 4. Der ethische Materialismus und seine Einwirkungen. 5. Der naturalistische Realismus. 6. Rückläufige Bewegungen im Zeitgeist. 7. Evolution und Revolution (Zukunftsperspective). Das giebt nicht entfernt eine Vorstellung von dem Reichthum wahrhaft interessanter Erörterungen, die mit

glücklichem Griff die charakteristischen Erscheinungen aus der fluctuirenden Seele der Zeit herausgreifen. Der Psychologe, Aesthetiker und Socialschriftsteller haben sich hier vereinigt, die wirren Gestaltungen, welche die wechselnde Zeit hervortreibt, zu plastischer Klarheit zu heben und von einer Kritik hochethischer Färbung durchleuchten zu lassen. So zeigt das reife Werk Dubocs Meisterchaft im psychologischen Innengriff, in der Objectivirung des Subjectiven und stellt sich dar — trotz mancher Lücken bei der Fülle des Materials — als originaler, glücklicher Versuch einer Geschichtspsychologie des Jahrhunderts. Der fruchtbare, charakteristische Gesichtspunkt der Duboc'schen Auffassung ist auch hier wieder der ästhetisch-sensualistische, der die Zeitrichtungen als Geschmacksrichtungen erscheinen läßt, welche bei Ueberättigung nach dem Gesetz des seelischen Stoffwechsels einander folgen.

Duboc ist im Kern seines Wesens Psychologe. Auch sein transcendentaler Optimismus hatte den Rhythmus des Weltfortschrittes aus dem Rhythmus der Befriedigung suchenden Menschenseele herausgelesen und zur Begründung auf eine ethische Psychologie im eudämonistischen Sinne verwiesen, die nun sein jüngstes Werk bietet: „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus“ (Leipzig, D. Wigand, 1892). Eine längere Einleitung scheidet Dubocs Eudämonismus nach zwei Seiten: er rehabilitirt mit Kant gegen den Utilitarismus die Gesinnung und mit diesem gegen jenen die Lust. Gegen Kants „Thue, was Du sollst“, tritt als Motto „Thue, was Du willst“. Der Mensch ist ein Triebwerk im Sinne der ethischen Mechanik. Das Gewissen wird wie im Optimismus, aber gründlicher abgeleitet aus der Anerkennung des Gebührenden zugleich für das Ich und das Du, und die Einheit des menschlichen Wesens als Lebensgesetz schließt den Widerspruch aus. So wirkt die Gewissenspflicht elementar, sie ruft dem Menschen zu: „lebe!“ und führt ihn nur auf seinen eigenen Willen zurück. Sofern der Erfüllung jedes Triebes die Lust folgt, ist der Mensch auf Lust veranlagt, wie der Baum auf die Frucht. Die Lust ist also Ergebnis des organischen Verlaufes, weder bloß begleitender Vorgang noch absolut Zweck und Ziel. Am deutlichsten als Trieb ist — und hier sehen wir den Quellpunkt des Duboc'schen Triebprinzips — die Liebe, „der Trieb der Triebe.“ Es folgt eine feinsinnige Ausführung über „den Körper als Geberde des Geistes“ (vergl. Nord und Süd, Oct. 91) und eine tiefere Behandlung mancher Themen der Psychologie der Liebe. Die Vorstellung eines höchsten Gutes gehört zum menschlichen Gattungscharakter. Was Du als Mensch willst, ist nicht, was Du als Dieser oder Jener, sondern was Du als Jeder willst: d. i. das höchste Gut oder Glück. Im Culturfortschritt erfaßt sich die Menschheit immer mehr als Individuum und, da sie unsterblich, allumfassend u. s. w. ist, kann sie auf das allgemeine Wohlbefinden anders hinarbeiten als der Einzelne. Der innere Sittlichkeitsfortschritt fließt aus dem umgestaltenden Glückseligkeitstrieb, dem das Gewissen als elementare Willenskraft innewohnt, und sein Maßstab des Gebühr-



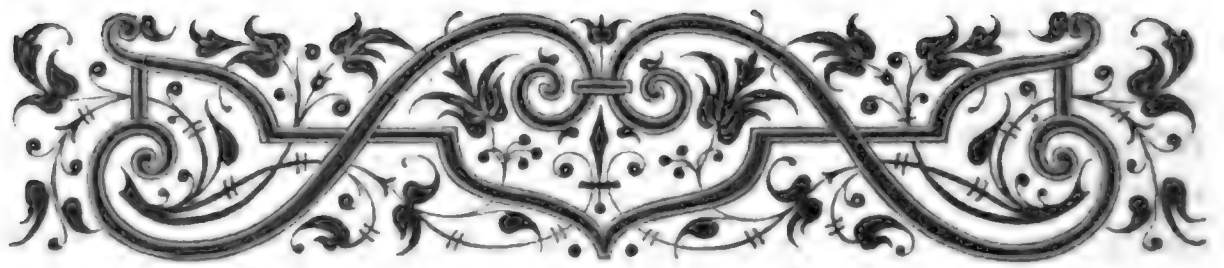
lichen verlegt sich allmählich vom Privileg der Kraft auf das Idealprincip der Menschlichkeit. Hinter dem Bilde der den Individualismus auflösenden Menschheit erstrahlt vertrauend der Optimismus und einiger Transcendenzschimmer der modernen Mystik. Im Uebrigen weht eine kühlere Gedankenluft in diesem wissenschaftlich gewichtigsten Werke des Autors. Beachtenswerthe erkenntnistheoretische Untersuchungen stützen die scharfe psychologische Analyse und die Kritik umfaßt die neuere Ethik von Hobbes und Spinoza bis Darwin, Paulsen, Steinthal u. Daneben aber verleugnet sich der populär verständliche Plastiker des Ausdrucks so wenig wie der interessante Socialschriftsteller, der die Katastrophe zu Meyering und Zeitungsnotizen für die Theorie originell verwerthet.

Die drei Essaysammlungen Dubocs, aus denen mehrere Aufsätze citirt wurden, sind „Gegen den Strom“ (Hannover, Rümpler 1877) „Neben und Ranken“ (Halle, Gesenius 1879) und „Plaudereien und mehr“, (Hamburg, Wünther 1884). Namentlich die letzte Sammlung mit joviel heiterer Laune in so glänzendem Fluß der Sprache hebt Duboc unter unsere ersten zeitgenössischen Feuilletonisten. Der poetische Optimist verleugnet sich nicht im Eintreten für die unmodernste Dichtungsgattung, die Idylle, welche „die von einem gesunden Frieden angehauchte Lebenserscheinung“ auffucht.

Ziehen wir das Facit: Die bedeutende Individualität Julius Duboc spricht zu drei Kreisen: als Novellist und Feuilletonist zum weiteren Publicum, als Psychologe und Ethiker zur Wissenschaft, in der allgemeinen religiös-ästhetischen Weltanschauung zu dem zwischen beiden fluktuirenden Zeitgeist. Die Philosophie mag heute tiefer in die exacte Stofflichkeit hinabsteigen und wenn der alte Baetrieb der Menschheit erwacht, mag die Metaphysik höhere Kreise ziehen. Duboc ist kein naturwissenschaftlicher Schachtgräber und kein speculativer Alpinist — eher denke ich ihn am Strande ruhend, sinnend, schauend auf die landenden Wellen und die sonnenglänzende Meeresferne. Er ist kein Genetiker, wenn es auch an genetischen Ansätzen und Ausblicken nicht fehlt, und er ist auch kein Systematiker. Seine scharfe Analyse scheidet mehr das Rechte vom Falschen als den Theil vom Theil, dient mehr der Kritik als der Gliederung. Selbst die „Trieblehre“ giebt mehr eine logisch associative Folge freier Erörterungen, keine Rubricirung der Triebe, keine „Schachtelung“ nach A, I, 1, a, wie z. B. Ed. v. Hartmann in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins.“ Kurz, er giebt kein constructives System, sondern eine mit analytischer Kritik begründete Lebensanschauung. Er protestirt gegen den scharfen Schnitt zwischen den psychischen Functionen und zwischen dem Seelischen und Sinnlichen, er bindet die Liebe, die Ueberzeugungskraft, das Gewissen an die Lebenstotalität, er eint die Causalität, den Weltallproceß mit dem Lebensproceß und läßt die Raum- und Identitätsform simultan in der Erfahrung erstehen, er gestaltet die Religion ästhetisch und die Tragik religiös und seine Hauptprincipien Leben, Liebe, Würde, Gebührend, Sinn (im Optimismus), Streben, Trieb, Geberde sind

sämmtlich Mittelgriffe zwischen Geistigem und Sinnlichem, Innerlichem und Formalem, Wollen und Fühlen u. s. w. Endlich aber feiert er das Aufgehen des Individuums in der Gattung und des hemmenden Leids im erlösenden All-Eins. So geht der Grundtrieb dieses Denkens auf Einigung, Totalität, auf Intimität und Hingabe, kurz, dieser Grundtrieb ist — Liebe. Das rückt unseren Denker in die Nähe von Schleiermacher, nur daß diesen zum mindesten der Zeitgeist ebenso tief in den Idealismus wie jenen in den Realismus hinabgetaucht hat, wo er auf das „Leben“ als Idealprincip stieß. Aber der große, heimlich als ungläubig geltende Theologe und der religiös, ja mystisch angehauchte Atheist reichen sich die Hände in der Grundschätzung des Gefühls. Ist nicht Schleiermacher der deutsche Liebesmetaphysiker, nicht „der Lyriker der Romantik“, ist nicht seine Einigung der Kirche und Kunst, sein Satz, daß Erregung des Gefühls für das Universum als solches Religion sei, Duboc aus der Seele gesprochen? In Beiden lebt ein Etwas, das edel weiblich anmuthet, und hierin sind sie entgegen dem „männlichen“ Kant auf seinem Riesenthron. Aber lassen wir alle Analogien der Vergangenheit! Duboc fordert seine Stelle in der Philosophie der Zeit und ich meine zum mindesten als der Antipodie des Pessimismus; denn er setzt der Philosophie des Todes die Philosophie des Lebens, dem Schopenhauer'schen Welthaß die Liebe entgegen; von Ed. v. Hartmann aber scheidet ihn gar die innerste geistige Function: er genießt das Sein und jener commandirt die verachteten Thatsachen. Mag man über die Geltung des Philosophen Duboc streiten, mag die Zukunft andere Wege wandeln, soviel ist sicher: er ist modern, sofern er einen tiefen Athemzug gethan aus dem Realismus, und er besitzt die plastische Klarheit, um in den Zeitgeist eingehen zu können. Aber er ist mehr als modern: in die drangvolle, dichtbewölkte Zeit trägt er den Ton des Friedens und den Schimmer geistiger Verklärung, in die irdische Enge das Ideal der Unermeßlichkeit und zur Rohheit des Materialismus, zur Blutarmuth des nüchternen Naturalismus, zur Melancholie des Pessimismus, zur Nervosität der Paradoxie verhält er sich wie schönheitsvolle Gesundheit.





## Ueber die Jüngsten und Neuesten im literarischen Frankreich.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

**B**is vor einigen Jahren durfte man glauben, daß das Einschachteln und Zusammenpferchen von so und so viel verschiedenartigen schriftstellerischen Individualitäten in bestimmte Schulen und Klassen allmählich aus der Mode gekommen sei. Wir sind mit dieser Art von Rubricirungen überhaupt ziemlich sparsam gewesen. Wir sprechen richtiger von der „Periode der Klassiker“, als von der „klassischen Schule“. Wir bezeichnen damit eben nur jenen glücklichen Zeitabschnitt unserer Literaturgeschichte, in dem unsere besten Dichter ihr Bestes gegeben haben, ohne durch diese Bezeichnung eine künstliche Verbindung und Gemeinsamkeit zwischen den selbstständigen, unabhängigen und voneinander weit verschiedenen Individualitäten der Dichter herstellen zu wollen.

Als die letzte eigentliche „Schule“ wäre in unserer Literatur wohl die romantische zu betrachten, deren Angehörige wenigstens durch ein ungefähr gleichgeartetes Streben nach demselben Ziel miteinander verknüpft waren. Gerade von den Dichtungen unserer Romantiker aber hat verhältnißmäßig nur wenig dem Sturm der Jahre Troß geboten; und es hat nicht einmal des Sturmes bedurft, die leichten Blätter sind ohnehin im Winde zerflattert und vergilbt. Nur eine kindische und unverständige Klassificirungswuth kann Dichter wie Grillparzer und Heinrich von Kleist den Romantikern beigejellen. Ich möchte wohl wissen, wo im „Goldenen Vließ“, in „Des Meeres und der Liebe Wellen“, in der „Hermannsschlacht“ und im „Zerbrochenen Krug“

die Romantik steckt. — Das „Junge Deutschland“ war auch mehr ein Zeit-, als ein Schulbegriff; denn Diejenigen, die in den schematisirenden Literaturgeschichten als Führer dieser literarischen Bewegung bezeichnet werden, bilden — auch abgesehen von der Verschiedenartigkeit der Begabung — in ihrem schriftstellerischen Wesen, in ihrer ästhetischen Auffassung, in ihrer Tendenz, mit einem Worte: in ihrem ganzen Können und Wollen die schroffsten Gegensätze zu einander. Seitdem hat man es vollends unterlassen, für die Tüchtigeren des letzten und des mitlebenden Geschlechts ein gemeinsames Stichwort zu erfinden, und Niemand scheint sich über diese Unterlassung beschwert zu haben.

Auch in Frankreich, das für solche Stichworte eine besondere Vorliebe besitzt und in deren Erfindung oft eine bemerkenswerthe Kunst bewährt, hatte man seit dem „Romantisme“ auf die willkürliche Zusammenwürfelung der gleichzeitig schaffenden Schriftsteller unter eine gemeinsame, durchaus ungeeignete Etikette glücklicherweise verzichtet. Vielleicht weil man sich überzeugt hatte, daß man in der Erfindung dieses letzten Collectivbegriffs nicht eben glücklich gewesen war. Man konnte in der That auch kaum eine unpassendere Bezeichnung als „Romantiker“ für die damals jungen Poeten, die unmittelbar vor und nach der Julirevolution gleichzeitig in Frankreich auftauchten, erfinden. Sie paßte nicht einmal für den bedeutendsten und allseitig als den eigentlichen Chorführer unbestritten anerkannten Victor Hugo. Sie paßte noch weniger auf die Anderen. Diejenigen, die der kritische Aberwitz gemeinsam in den Käfig des sogenannten Romantismus eingesperrt hatte, hatten überdies in ihrem geistigen Schaffen nicht die geringste Gemeinsamkeit. Das einzige Bindeglied, das zwischen ihnen bestand, war der Haß gegen die tyrannische Starrheit der dichterischen Form, wie sie die sogenannten Klassiker als die für die französische Dichtung allein maßgebende festgestellt hatten, — war der Drang der Befreiung von einer unwürdigen Knechtschaft.

Wenn ein Dramatiker nach der Julirevolution ein Kostümstück in Versen schrieb, in dem die bewußten drei Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung auf das Gewissenhafteste nicht gewahrt waren, so war er schon aus diesem rein äußerlichen Grunde ein „Romantiker“, mochte im Uebrigen das Drama selbst die Negation des Romantismus sein. Und wenn ein Lyriker sich herausnahm, im Alexandriner die Cäsur ein bißchen zu verschieben, den Reim durch den gedanklichen Inhalt des Verses zu verdecken und für das Ohr nicht gleich wahrnehmbar zu machen, oder eine einfache Wendung der alltäglichen Sprache, den nächstliegenden Ausdruck für das Gewöhnliche in seine Verse hineinzubringen, so war er wieder ein „Romantiker“, wenn auch in seinen Athern nicht ein Tröpflein romantischen Bluts rollte.

Das folgende schriftstellerische Geschlecht in Frankreich hat sich ohne Collectionnamen behelfen wollen. Man hat sich auch da mit der einfachen Zeitangabe begnügt, man hat sie die „Dichter des zweiten Kaiserreichs“ genannt.

Die jungen Leute von heute scheinen nun das dringende Bedürfniß zu

empfinden, das Versäumte nachzuholen. Es hat die Gegner Emile Zolas, der durch seine ungewöhnliche Begabung, seinen riesigen Fleiß und den Einfluß, den seine kräftige Individualität auf die Literatur seines Landes und des Auslandes geübt hat, wie auch durch seine äußeren Erfolge in der zeitgenössischen Literatur eine der ersten Stellen einnimmt, nicht ruhen lassen, daß dieser verhasste Mann, dessen schriftstellerisches Wesen ja allerdings eine starke und leidenschaftliche Opposition der Andersgläubigen erklärlich macht, das Haupt einer neuen Schule, des Naturalismus, sein solle. Sie haben sich gesagt, daß es nachgerade wohl an der Zeit sei, das Neue durch Neueres und Neuestes zu verdrängen und neben der Hauptschule des Naturalismus, oder richtiger: ihr gegenüber eine neue Schule zu begründen. Und da nun ungefähr gleichzeitig so und so Viele auf denselben gescheidten Gedanken verfallen sind, die sich untereinander ebensowenig vertragen konnten wie Rabe und Maus, so hat jeder Einzelne für sich, unter gefälliger Mitwirkung einiger guten Freunde vom Stammtisch der benachbarten Brauerei, seine kleine Privatschule ins Leben gerufen.

Gerade wie die jungen Hitzköpfe von 1830, die nur in einem Punkte einig waren: in der Bekämpfung des verhassten Gegners, in der Beseitigung der veralteten und schimmelig gewordenen starren Regeln der Metrik und der Prosodie, so haben auch die Neuesten eigentlich nur eine Gemeinsamkeit: die Bekämpfung Zolas und der naturalistischen Schule. Im Uebrigen besteht zwischen den Theilnehmern an der jüngsten literarischen Bewegung und den Altvordern der Julirevolution allerdings nicht die geringste Ähnlichkeit. Die Schriftsteller und Kritiker von 1830 hießen Victor Hugo, Théophile Gautier, Sainte-Beuve; die Hauptmänner des literarischen Ansturms an der Wende des Jahrhunderts heißen — ja, wie heißen sie?

Es ist zu befürchten, daß wir ihre Namen niemals erfahren haben oder doch schwerlich behalten würden, wenn nicht ein sündiger, ungewöhnlich gescheidter Zeitungsschreiber, die Perle aller Reporter und Interviewer, Jules Huret, auf den originellen Einfall gekommen wäre, die ganze Gesellschaft, Einen nach dem Andern, sowie auch deren Gegner, die Naturalisten selbst, und endlich diejenigen Schriftsteller, die sich vor und neben Zola eine vom Naturalismus wie von jedem andern Schulzwang unabhängige Stellung in der Literatur gemacht haben, zu besuchen und aus jedem Einzelnen ein literarisches Glaubensbekenntniß herauszupressen, das er mit protokollmäßiger Objectivität und großem Scharfsinn in der Berichterstattung zunächst in einer Pariser Tageszeitung veröffentlicht und jetzt nach Abschluß der unendlich mühsamen, aber auch recht verdienstvollen Arbeit als selbstständigen Band unter dem Titel: „Zeugenverhör in Sachen des literarischen Umschwungs in Frankreich“ — „Enquête sur l'évolution littéraire“\*) — herausgegeben hat.

Alle Achtung vor der Herkulesarbeit des Herrn Huret! Vom März bis

\*) Paris. G. Charpentier. 1892.

zum Juli des vergangenen Jahres ist er bei nicht weniger als vierundsechzig Dichtern, Kritikern und Aesthetikern hausiren gegangen; und seiner Geschicklichkeit und Tüchtigkeit ist es gelungen, sie Alle fast ohne Ausnahme zu umfassenden mündlichen oder schriftlichen Ausagen über die ihnen vorgelegten Fragen zu bewegen. Den Jüngsten, die ihre literarischen Erzeugnisse in den von ihnen selbst veröffentlichten und kaum noch von Anderen als den unmittelbar Betheiligten gelesenen kleinen Revuen erscheinen lassen, hat er damit ja einen offenbaren Gefallen erwiesen. Er hat ihnen eine großartige Reclame gemacht. Und es ist ganz begreiflich, daß sie sich gern haben ausfragen lassen, daß es ihnen in hohem Maße erwünscht gewesen ist, einmal vor dem großen Publikum ausführlicher von ihrer eigenen werthen Person und von ihren eigenen Werken zu sprechen. Neben diesen aber hat Huret auch Schriftsteller aufgesucht, die wie Zola, Edmond de Goncourt, Maupassant, Leconte de Lisle, Catulle Mendès, François Coppée, Sully-Brud'homme, Bacquerie, Claretie, Cherbuliez, Renan, nicht auf den Interviewer zu warten brauchten, um dem großen Publikum zu sagen, wer sie seien und was sie wollen. Und auch all die hier Genannten, — Alle, bis auf den unglücklichen Maupassant, der schon damals schwer leidend war, — hat er dazu bewogen, ihm Rede und Antwort zu stehen, vor ihm ihre Ansichten über den augenblicklichen Stand der literarischen Dinge in Frankreich zu entwickeln und über deren voraussichtliche Entwicklung wohlbedachte und für die Deffentlichkeit berechnete Vorträge zu halten. Denn Herr Huret hat die von ihm heimgesuchten Herren keineswegs hinterrücks überfallen. Er hat sie auf seinen Besuch jedesmal vorbereitet und ihnen einen vollkommenen Fragebogen vorher eingeschickt. Die von ihm angerufenen Untersuchungszeugen haben im „Echo de Paris“ die von Huret nach jedem Verhör angefertigten Protokolle gelesen und ganz genau gewußt, wie mit ihren eigenen Aeußerungen verfahren werden würde. Von einer journalistischen Indiscretion kann unter solchen Verhältnissen nicht die Rede sein. Alle Diejenigen, die zu dem Werke des Herrn Huret beigetragen, haben es vielmehr für nützlich gehalten, einmal vor der Deffentlichkeit den zu ihrem dichterischen Wirken hergestellten persönlich ästhetischen Katechismus herzusagen.

Und so darf denn diese „Enquête“, wenn sie auch nicht dazu führt, die Schuldigen zu ermitteln und die Vertreter der guten Sache deutlicher zu erkennen, doch als ein in der Literaturgeschichte einzig dastehendes Document gelten. Jedermann, dem es nicht gelingen sollte, sich aus den Werken der mitlebenden französischen Schriftsteller ein Urtheil über deren dichterische Absichten, über deren Freundschaften und Feindschaften zu bilden, braucht nur im Huret nachzuschlagen, dann weiß er ganz genau, was er davon zu halten hat.

Ich will den Werth der Huret'schen Protocolle nicht überschätzen; aber amüsant sind sie und in einem gewissen Sinne ohne Zweifel auch lehrreich.

Es fragt sich nur, ob es der Mühe verlohnt, gerade darüber belehrt zu werden, was wir hier Neues erfahren.

Der Leser dieses Buches befindet sich in der That in einem eigenthümlichen Zwiespalte. Das Wichtigste, das, was vielleicht sogar der künftigen Literaturgeschichte sich einmal nützlich zu erweisen geeignet wäre: das Urtheil der Autoritäten, der bedeutenden Schriftsteller, wie der vorgeannten, ist leider das wenigst Interessante und wenigst Ergiebige in dieser Zusammenstellung. Ungleich scherzhafter und fesselnder sind die Glaubensbekenntnisse der Neuesten, ihre leidenschaftlichen Angriffe auf die erfolgreichen Schriftsteller, auf die bewußten „Götzen des Tages“, ihre Theorien und Systeme.

Gerade diese haben indessen im Großen und Ganzen so gut wie gar keinen literargeschichtlichen Werth, und hat man sie einmal gelesen, so wird sich schwerlich die Gelegenheit darbieten, noch einmal im Leben darauf zurückzukommen. Es sind kurzweilige Feuilletons, in denen die seltsamsten und verschrobensten Theorien in einem ungeheuren Schwulst wie pomphaste Glaubenssätze allerneuester Erfindung vorgetragen werden, oder schonungslose, sacksiedegrobe Angriffe auf mehr oder weniger bekannte und erfolgreiche Autoren.

\* \* \*

Darüber scheinen die meisten Gelehrten einig zu sein, daß sich gegenwärtig in dem literarischen Frankreich ein „Umschwung“ vollzieht, der durch die neuen Schulen herbeigeführt worden ist und zugleich die Daseinsberechtigung dieser Schulen und Schülchen aufweist.

Was die Weisen unseres Nachbarlandes dazu veranlaßt, diesen vermeintlichen „Umschwung“ gerade auf den bestimmten Zeitraum des letzten Jahrzehnts zu verlegen, verstehe ich nicht recht. Die Literatur steht ebenso wenig still wie die Kultur, deren Ausdruck sie ist, mit deren Bedingungen sie im Wesentlichen zusammenhängen muß. Daß in unseren Tagen der Dampfkraft und der Elektrizität, der Tödtung der Entfernung, des täglichen Austausch von Land zu Land und von Welttheil zu Welttheil, die Dichtung eine andere sein muß, als sie zu Zeiten des alten Hellas und Roms sein konnte, und daß diese sich wiederum von dem Schlachtgeheul der Wilden, die in den Urwäldern Germaniens hausten, unterscheiden mußte, braucht wohl nicht lang und breit auseinandergesetzt zu werden. In der Literatur vollzieht sich eben ein steter und ununterbrochener „Umschwung“, dessen Resultate allerdings erst wahrnehmbar werden, wenn man sie von einer gewissen zeitlichen Entfernung aus überschauen kann. Das französische Wort „évolution“, für das wir keine andere Uebersetzung haben als „Umschwung“, bezeichnet nach dem lateinischen Stammworte das Wesen dieses steten Werdeprocesses noch besser als unser deutsches Wort.

Die furchtbare blutige Lehre, die die französische Ueberhebung im letzten

Kriege empfangen hat, die Beseitigung des abenteuernden Kaiserreichs mit seinen großschnäuzigen Gloirebedürfnissen, die Einsetzung der neuen Staatsform haben naturgemäß in der Literatur seit 1870 einen mehr oder weniger deutlich erkennbaren Ausdruck gewinnen müssen; und als Vertreter dieser neuen Literatur der bittersten Enttäuschung, des berechtigten Schmerzes, der rauhesten Wahrheit scheint mir gerade Emile Zola die vollste Beachtung zu verdienen. Wer in den Schriften dieses Meisters nicht den Aufschrei des Zorns und der Empörung über die Verlotterung des Kaiserreichs vernimmt, der muß wirklich recht schwerhörig sein. Auch die Ungeberdigkeit und Verbtheit in der Form hängt gewiß mit dem Republikaner zusammen, der von der Arbeit, den Thron gestürzt zu haben, noch feucht und sich nicht in der Stimmung befindet, seine Ausdrücke zu wählen und zu wägen und nach den Bedürfnissen des Hofschranzenthums zu striegeln. Das Ausland betrachtet denn auch ganz allgemein Emile Zola als das eigentliche Haupt dieser Literatur der zweiten Republik; und in dieser Beziehung ist vielleicht gerade dem Urtheil des gebildeten Auslandes, das von den kleinen Frochmäuslerkafbalgereien, die sich in der französischen Heimat abspielen, wenig oder nichts erfährt, einiger Werth beizumessen.

Nun ist freilich auch zu uns ein dumpfes Gerücht gedrungen, daß dem Dichter des „Assommoir“, der „Nana“, des „Germinal“ und der „Bête humaine“ die Qualitäten, die wir ihm beilegen, energisch bestritten werden. Wir haben gelegentlich auch einmal vernommen, daß sich einige junge Leute, deren Namen wir bis dahin niemals gehört und seitdem wieder vergessen, zusammengethan haben, um gegen die Unflätigkeiten und Zotereien, die Zola in „La Terre“ verschwenderisch ausgegeben hatte, zu protestiren und dem Meister von Médan einen geharnischten Abschiedsbrief zu schreiben. Die Sache hatte für uns bei der ungenügenden Bedeutung der Unterzeichner dieses literarischen Pronunciamento kein besonderes Interesse. Dann lasen wir in größeren Abständen hier und da vereinzelt Berichte über seltsame Gedichtbücher, die in Frankreich erschienen, über merkwürdige Theaterstücke, die auf der dortigen „Freien Bühne“ zur Aufführung gebracht waren. Aber wir wußten nicht recht, was wir mit all dem anfangen sollten.

Dieses Dunkel wird nun, soweit es möglich ist, durch die Guret'sche Veröffentlichung erhellt. Und wenn wir nach der Lectüre des dickleibigen, 450 Seiten zählenden Bandes auch nicht viel mehr wissen, als wir zuvor gewußt haben, so ist das jedenfalls nicht der Fehler des Berichterstatters; es liegt vielmehr an den jungen Leuten, die selbst nicht wissen, was sie wollen, die vielmehr auch in der Literatur einstweilen nur dem bekannten Grundsatz der radicalen politischen Unklarheit huldigen: „Es muß Allens verrungenirt werden.“

Die nebelhafte Verschwommenheit ihrer Ideen, gepaart mit der Ueberhebung und Großmannsjucht, die der Unklarheit und Leistungsunfähigkeit zu



eigen zu sein pflegen, zeigt sich schon darin, daß eigentlich jeder Einzelne der Chef seiner besonderen „Schule“ sein will.

Huret theilt die Gegner des Naturalismus, abgesehen von den „Parnassians“, den Dichtern, die wie Vaconte de Visle, Mendès, Coppée, Sully-Prud'homme, Silvestre, mit den früheren Dichtergeschlechtern der Klassiker und Romantiker noch Fühlung behalten haben, — den ernsthaftesten, die gerade deswegen am meisten von den Jüngsten gehaßt und verachtet werden, — in vier Hauptgruppen. Ich muß noch entschuldigend bemerken, daß ich für die barbarischen Sprachwidrigkeiten in den Bezeichnungen der verschiedenen Secten nicht verantwortlich zu machen bin. Erstens: die Psychologen, zweitens: die Magisten, drittens: die Symbolisten und Decadentisten und viertens: die Neorealisten. Aber diese summarische Gruppierung stößt bei jedem Einzelnen auf Widerspruch. Da werden noch alle möglichen feinen Unterscheidungen gemacht. Jeder Einzelne beansprucht für sich oder für einen Collegen einen besondern Schulausdruck, wie Positivist, Materialist, Realist, Idealist, Evolutionist, Occultist, Spiritualist, Egotist, Synthetist, Trombonist, Instrumentist, Magnificist u. s. w.

Alle diese Bezeichnungen finden sich in der Huret'schen Berichterstattung, und jede einzelne wird eingehend motivirt, mit einer scharfen Bezeichnung der Unterscheidung von der benachbarten Schattirung!

Schon bei dieser Vertheilung der Schriftsteller in die Sectionen, die sie selber beanspruchen, oder die ihnen als die einzig richtigen angewiesen werden, wird uns von alle dem so dumm, als ging' uns ein Mühlrad im Kopf herum. Wir haben bisher all die Neuen gemüthlich in den einen großen Topf geworfen, auf den Zola die Etiketete des „Naturalismus“, dieser neuesten und radicalsten Form des Realismus, geklebt hatte; und nun merken wir auf einmal, wie es in diesem Topfe krabbelt, sich beföhdet, fragt, zerfleischt, verschlingt, wie da die erbittertsten Todfeinde den Kampf des literarischen Daseins ausfechten, wie jeder Einzelne für sich das Recht eines eigensten „ismus“ und nach der scharfsinnigen Definition, die Goethe von gewissen Originalen giebt: ein Narr auf eigene Faust zu sein, in Anspruch nimmt.

Wollte man dem Verlangen dieser jugendlichen Chorföhrer gerecht werden und jedem Einzelnen die besondere Stelle, die er beansprucht, anweisen, unter genauer Innehaltung der bezeichnenden Unterscheidungslinien, so würde man vor lauter Klassificirung vollständig verwirrt werden. Zum Glück vereinfacht sich die krause Geschichte, wenn man etwas genauer hinsieht. Ganze Gruppen lassen sich bequem in eine einzige geräumige Gummizelle für literarische Tobfüchtige unterbringen. Und wenn die Injassen denn durchaus „isten“ sein müssen und wollen, so wüßte ich für sie keine bessere Bezeichnung, als die von Girardi erfundene: „Blödisten“.

Man glaubt in der That einen ganzen Chor von hunderttausend Narren sprechen zu hören!

Während wir uns mit vieler Mühe und Anstrengung allmählich aus der

Schwerfälligkeit und Unverständlichkeit, dem Wust und Schmutz, der Unklarheit und bildlichen Ueberlastung der Sprache zur Einfachheit, Deutlichkeit, Knappheit und Klarheit durchzuarbeiten versucht haben, machen diese jungen Franzosen, die sich der Wohlthat einer überkommenen Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des Ausdruckes erfreuen, gerade das Gegentheil. Sie verzeihen geflissentlich ihr Französisch mit entlegenen Fachausdrücken eines überwundenen Philosophenstils, und wenn sie es auf diese Weise fertigbringen, einen ganz dürftigen Gedanken so aufzubauen, daß der Wortklang zunächst wirkt, als ob Gott weiß was dahinter steckt, dann meinen sie ein außerordentliches Kunststück geleistet zu haben. Es ist eitel Schwindel, lediglich darauf berechnet, dem Denksfaulen zu imponiren!

Es liest sich freilich verwünscht schwer, was die jungen Leute da schreiben, und überall bleibt man an irgend einer schrullenhaften Floskel kleben. Sieht man sich aber die Mühe, verstehen zu wollen, und kommt man endlich dahinter, was der unklare Kopf etwa gemeint haben mag, und was er, da er darüber selbst nicht zu klarer Einsicht gekommen ist, in verschwommenen Andeutungen nur errathen läßt, so macht man die betrübende Wahrnehmung, daß es eigentlich gar nicht der Mühe verlohnt hat, sich den Kopf zu zerbrechen. Die Nuß war freilich hart zu knacken, aber der Kern ist wurmfressig und geschmacklos.

Der Hauptvertreter des Zola'schen Naturalismus in der Kritik, Gustave Geffroy, ein Mann mit gesundem Urtheil, ein klarer Kopf, sagt sehr richtig: in den Dichtungen dieser Jüngsten höre man wohl etwas Harmonisches murmeln, rauschen und surren, man wisse nur nicht recht, was. „Und wie soll ich mich,“ fährt er fort, „für Dinge interessiren, die ich nicht verstehe? Und noch schlimmer steht die Sache, wenn es mir mittels zahlloser Nachschlagebücher und Aufschlüsse gelingt, dahinter zu kommen, was eigentlich gemeint ist. Denn dann finde ich schließlich doch nur Gedanken, die wirklich zu dünn-schichtig sind, um einer solchen Arbeit zu lohnen.“ Der alte Leconte de Lisle charakterisirt kräftig und treffend die ganze neue Richtung mit dem einen Worte: „Totale Verfinsterung der Sprache, der Klarheit und des gesunden Menschenverstandes.“

\* \* \*

Am ehrlichsten sind vielleicht die Anhänger des „Magismus“, die wenigstens das Eine vor den Andern voraus haben, daß sie erklären, sie seien sich selbst darüber im Unklaren, was sie eigentlich wollten und was sie machten. Willenlos folgen sie dem so allgemein beliebten dunklen Drange. Natürlich spielen da mystische Schwärmereien eine Rolle.

Der Unkundige wird sich nach dieser Definition von dem Wesen des Magismus freilich kaum eine wahre Vorstellung machen können. Aber auch der kundige Adept geräth in einige Verlegenheit, wenn man ihm die Pistole auf die Brust setzt und ihn fragt: Was ist denn eigentlich Magismus? Ja

sogar der Kundigste von Allen, der Hohepriester dieses dichterischen Geheimcultus, Josephin Béladan, der sich eine chaldäische Würde beigelegt hat und sich „Sar Josephin Béladan“ nennt, läßt uns darüber im Unklaren. „Sar“ soll, wie man mir sagt, im Chaldäischen ungefähr soviel heißen wie Wirklicher Geheimrath mit dem Prädicate Excellenz.

„Was Magismus ist?“ antwortet der merkwürdige Sar auf Guret's Frage. Ich gestehe, daß ich auf die Antwort gespannt war. Ich las nun Folgendes: „Der Magismus ist die äußerste Cultur, die Synthese, die alle Analysen voraussetzt, das höchste combinirte Ergebniß der mit der Empirie vereinigten Hypothese, das Patriciat der Intelligenz und die Krönung der Wissenschaft mit der Kunst.“ Nun wissen wir es also ganz genau! Also das Patriciat der analytischen Synthese, die Krönung der Empirie mit der Hypothese der Wissenschaft — ich glaube, so war's ja wohl? Man kann das durcheinanderschütteln und durcheinanderwürfeln wie man will, es bleibt immer gleich verständlich. In demselben Stile ist die ganze Aussage des Sar Josephin Béladan gehalten!

Als Guret ihn über den Naturalismus interpellirt, will Béladan vermuthlich sagen, er hasse diese Literatur, die für ihn der Ausdruck der Rohheit und des Pöbels sei, und dafür findet er folgenden Satz: „Ich erblicke im Naturalismus den Synchronismus des allgemeinen Stimmrechts und den antiästhetischen Protagonismus der Canaille.“ Das geht ja auch!

Mit diesen „ismen“ und „isten“ thut sich etwas! Diese eigenthümlichen Substantivbildungen sind bei dem ganzen gegenwärtigen Geschlechte der französischen Schriftsteller und vor Allem bei den Jüngsten geradezu zu einer widerwärtigen Marotte geworden. Der Ausdruck für das Gefühl der „höheren Würdigkeit“, um das durch Bismarck literaturfähig gewordene Wort hier zu citiren, heißt jetzt im Französischen der „menfichisme“ oder der „zutisme“, gebildet aus „je m'enfiche“ und dem unübersetzbaren Ausruf des Pariser Janhagels „zut!“, was in deutscher Nachbildung ungefähr mit „Wasblase-drauferei“ oder „Rehrnichnichtdranerei“ wiedergegeben werden könnte. Es giebt auch jetzt im Französischen ein „aquoibonisme“, eine „Zuwelchem-zweckerei“! Heiliger Vittró!

Von Sar Josephin Béladan, der der Führer seiner kleinen Gemeinde zu sein scheint, ist manchmal sogar in deutschen Blättern die Rede gewesen. Die Andern erfreuen sich des Ungekanntseins in den weitesten Kreisen. Zu diesen gehört der junge Paul Adam, ein prächtiger Typus des Magismus, ein Flüchtling aus dem Lager der Naturalisten, der nun in der Dichtung der vierten Dimension herumkult, die Wunder des Spiritismus für erwiesene Phänomene hält, an Tischrücken, Geisterklopfen und dergleichen „Du-Prelizmen“ glaubt und unter der geheimnißvollen Gewalt einer höheren Kraft seine noch unverstandenen Dichtungen niederschreibt. Aber was macht er sich daraus, daß er noch nicht verstanden und gewürdigt wird? „Ich schreibe ja nicht,“ sagt er, „um mich zu zerstreuen oder um die Leute zu unterhalten. Wir

wäre es sogar vollkommen gleichgültig, wenn ich augenblicklich gar nicht gelesen würde; denn ich habe die Ueberzeugung, daß in fünfundzwanzig bis dreißig Jahren die fünfzehnhundert Leser, die mich augenblicklich schon verstehen, zu zehntausend angewachsen sein werden, und daß es in demselben Verhältniß so weitergeht.“

„Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!  
Geseht, daß ich von Nachwelt reden wollte,  
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?“

Paul Adam unterschätzt übrigens seine Gabe, die Mitwelt zu belustigen. Für ihn sind — er hat die französische Liebhaberei der Aufzählung — die Gipfel der Literatur: Moses, Aeschylos, Virgil, Dante, Mabelais, Shakespeare, Goethe, Flaubert und Laforgue. Jawohl, Laforgue! Vielleicht könnte er auch sagen: Adam der Alte, Homer, Ronsard, Molière, Klinger, Byron, Leon Treptow und Adam (Paul) der Jüngere.

Eine erheblich größere Bedeutung als diese kleine Secte haben die „Symbolisten“ und „Niedergänger“ oder „Verfallsler“, wie Johannes Scherr Décadents und Décadentistes vielleicht übersetzt haben würde. Auch diese Bezeichnungen sind übrigens nichts weniger als zutreffend. Die Meisten erklären denn auch ganz ehrlich, sie wüßten eigentlich selbst nicht, wie sie zu dem Namen „Symbolisten“ gekommen seien; und wenn sie unmittelbar befragt werden, was sie denn eigentlich unter dem Begriff des Symbolismus verstanden wissen möchten, so erklären die Einen, die Ehrlichen: darauf wüßten sie beim besten Willen nichts zu erwidern, während sich die Andern in ästhetisirenden Unverständlichkeiten und bombastischen Phrasen abquälen, aus denen man ungefähr errathen kann, daß sie etwa meinen, was Goethe mit seiner wundervollen Klarheit ausgesprochen hat: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

Es ist überhaupt merkwürdig, wie der Leser des Guret'schen Buches, man darf beinahe sagen, bei jeder einzelnen charakteristischen Neußerung dahin gedrängt, ja, dazu gezwungen wird, sich der Goethe'schen Weisheiten zu erinnern. Alles, aber auch Alles, was diese Jüngsten als allerneueste Erfindungen ihres kühnen und originellen Geistes ausgebrütet zu haben wännen, Alles das hat unser Goethe in seinem stillen Weimar vorgeahnt, gewußt und von seiner olympischen Höhe mit lächelndem und überlegenem Wohlwollen abgethan. Die ganze Vaccalaureus-Scene des zweiten Theiles des „Faust“ könnte als eine unvergleichliche und herrliche Satire der Bestrebungen dieser „Neusten“, die sich „grenzenlos erdreusten“, betrachtet werden. Und bei dem Abschiede von jedem Einzelnen möchte man ausrufen:

„Original, fahr' hin in deiner Pracht! —  
Wie würde dich die Einsicht kränken:  
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,  
Was nicht die Vorwelt schon gedacht.“

Wenn diese jungen Herren von den mitlebenden Meistern der Dichtung, namentlich von Zola, sprechen, so glaubt man den harmlos rührend frechen Baccalaureus und seinesgleichen lebhaftig vor sich zu sehen und zu hören. Da führt der Eine zum Beweise der Thatsache, daß dieser gute Zola gänzlich veraltet und verschimmelt sei, daß seine neuesten Schriften ungenießbar und längst überwunden seien, die erschütternde Thatsache an, daß sich in der Redaction „jeines Blattes“ — ein Blatt, dessen Titel über die Viertelche des Lateinischen Viertels hinaus nicht bekannt geworden ist — nicht ein einziger Mitarbeiter gefunden, der es über sich vermocht habe, die „Bête humaine“ mit genügender Aufmerksamkeit zu lesen, um darüber öffentlich zu sprechen!

Ein Anderer, der allerdings mit dreiundzwanzig Jahren loszusteigern begonnen hat und jetzt schon nahezu achtundzwanzig Jahre alt ist, sagt zu Guret von den Symbolisten, die etwas bekannter geworden sind: „Sie haben die Leute ja gesehen und wissen, wie es um sie steht. Als ich mit ihnen noch verkehrte, wackelten sie schon mit dem Kopfe! Der Eine war beinahe vierzig Jahre alt, ein Anderer hatte sogar die Mitte der Vierzig schon überschritten! Die sind also gründlich fertig! Die haben längst Alles gegeben, was sie haben geben können.“ Genau so zieht der brave Baccalaureus die Altersgrenze für das wirklich Tüchtige:

„Das Alter ist ein kaltes Fieber  
Im Frost von grillenhafter Noth;  
Hat Einer dreißig Jahr vorüber,  
So ist er schon so gut wie todt.  
Am besten wär's, Euch zeitig todtzuschlagen.“

Die ganze wüste Opposition der Zola-Abtrünnigen gegen ihren früheren Freund und Meister läßt sich ebenfalls nicht verständlicher machen, als durch die Worte des Mephisto:

„Wenn man der Jugend reine Weisheit sagt,  
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,  
Sie aber hinterdrein nach Jahren  
Das Alles derb an eigner Haut erfahren,  
Dann bünkeln sie, es küm' aus eignem Schopf;  
Da heißt es denn: der Meister war ein Tropf.“

Es ist auffällig, daß diese jungen Leute, die vor den Andern, von denen sie die Ueberzeugung haben, nicht controlirt werden zu können, sich so geberden, als ob sie ihren Goethe am Schnürchen hätten, niemals auf den naheliegenden Einfall gekommen sind, zwischen dem Gebaren der jüngsten Poeten Frankreichs und dem des Baccalaureus eine Parallele zu ziehen.

Einer der „Décadentisten“, und zwar einer der gediegensten und unterrichtetsten, der Belgier Maeterlinck, bezeichnet sogar Goethe'sche Dichtungen als die grundlegenden Werke des Symbolismus, und er nennt außer dem zweiten Theil des „Faust“ „einige Goethe'sche Erzählungen, insbesondere sein berühmtes ‚Märchen aller Märchen‘“.

Nun giebt es freilich keine Goethe'sche Dichtung, die diesen Titel führt, aber er macht sich gut; und wenn man auch die entlegeneren Goethe'schen Werke im Kopf hat, wird man vielleicht errathen, daß Maeterlinck wahrscheinlich die siebente und letzte der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, von Goethe schlechtweg „Das Märchen“ genannt, meint, dessen räthselhafte Symbolik für die neue Dichterschule jenseits der Bogen einen ganz besondern Reiz haben mag. Meyer von Walbeck hat all die ergöglichen Deutungen, die diese Dichtung erfahren hat, zusammengestellt. Die wichtigsten Deutungsversuche, die in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe mitgetheilt werden, geben dem Leser die erfreuliche Gewißheit, daß er nach deren Kenntnißnahme von dem „Märchen“ noch ein bißchen weniger versteht als zuvor. Und Goethe selbst hat das vorhergesehen. Er schreibt im September 1795 an Schiller: „Ich hoffe, die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen als so viel Räthsel dem Räthselliebenden willkommen sein.“ Auch Schiller verspottet in seinen Xenien schon im Voraus die Ausleger:

„Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.  
Nun, was machen sie denn alle? „Das Märchen, mein Freund.““

Ist es nicht charakteristisch, daß diese Herren Symbolisten neuesten Schlages gerade diese Goethe'sche Dichtung herauskrabbeln und als den Katechismus ihrer dichterischen Glaubenslehre in besondern Ehren halten? Goethe hat doch wirklich recht viel Anderes geschrieben, aus dem jugendliche Dichter erheblich mehr lernen könnten.

Bei den meisten der „Symbolisten“ ist übrigens von wirklichem Symbolismus so gut wie nichts zu verspüren, und da sie über den Begriff des Symbols und dessen Zusammenhang mit ihrer eigenen Schöpfung im Dunkel hilflos umhertappen, halten sich die namhaftesten Dichter dieser Schule mehr an das Aeußerliche, an die Form, um sich von den dichterischen Underzgläubigen, namentlich denjenigen, die mit den Klassikern und Romantikern einige Fühlung behalten haben, deutlicher zu unterscheiden. Ja, man darf beinahe sagen, die sogenannten symbolistischen Dichter sind einfach die Dichter der freieren Form.

\* \* \*

Man weiß, die starre Form der Dichtung ist in Frankreich bisher mit einer Strenge gewahrt worden, die uns geradezu unbegreiflich erscheint. Nach den Auffassungen, die dort bisher als die allein maßgebenden betrachtet worden sind, giebt es einfach keinen Vers, der mehr als zwölf Silben zählt. Es giebt keinen Vers, in dem ein Hiatus vorkommt. \*) Die unentbehr-

\*) „Gardez qu'une voyelle, à courir trop hâtée,  
„Ne soit d'une voyelle en son chemin hurtée.“

lehrt der brave zopfhafte Boileau, dessen Vorschriften in der „Art poétique“ noch immer als die unanfechtbaren Erkenntnisse des technisch-poetischen Obertribunals respectirt werden.

lichsten sprachlichen Wendungen sind dadurch in der französischen Dichtung unmöglich geworden. Man darf z. B. in der gebundenen Form niemals sagen: „il y a,“ „j'ai eu,“ „j'ai été,“ u. s. w.“

Es giebt ferner keinen französischen Vers, der nicht orthographisch richtig, also nicht bloß für das Ohr hörbar, sondern auch für das Auge sichtbar, mit einem andern gereimt ist. Während uns die Assonanz vollkommen genügt, ist es dem französischen Dichter sogar schon verjagt, einen Singular mit einem Plural zu reimen! „Roi“ reimt nach den strengsten Regeln vollkommen gut mit „effroi“. Der ganz ebenso ausgesprochene Plural „rois“ reimt aber absolut nicht mehr mit „effroi“, ebensowenig wie der Plural „doigts“ mit dem ganz gleichlautenden „doit“, obwohl das Schluß-s absolut unhörbar ist. Ein solcher Reim wäre ein grober Fehler, den sich kein einziger Dichter bisher hat zu Schulden kommen lassen.

Unreine Reime, die bei unsern Klassikern beinahe ebenso oft vorkommen wie die reinen, jedenfalls so oft, daß wir sie gar nicht mehr bemerken („neu“, „sei“; „vieren“, „Bäckerthüren“; „zieht“, „blüht“; „erbittern“, „erschüttern“; „Dichterhöhe“, „Nähe“; „vergönnt“, „Element“; „glühn“, „hin“; „Blätter“, „Götter“; „Bühnen“, „Maschinen“; „Schnelle“, „Hölle“; — allesammt aus dem „Vorpiel auf dem Theater“; „Höh“, „See“; „steil“, „Geheul“; „zurückkehrt“, „gehört“; „befiehlt“, „hinweggespült“; „heulen“, „Weilen“; „Wasserhöhle“, „Seele“; „Kande“, „wandte“; „rief“, „Felsenriff“; „Rede“, „Dede“; „Gefühl“, „Spiel“; „kühn“, „hin“; — aus dem „Taucher“), oder gar Assonanzen, bloße Lautanflänge, die unsern größten Dichtern unter Umständen als Ersatz für den Reim vollauf genügen („Haus“ und „schaust“, „beschäftigt“ und „bemächtigt“ u. dergl.), sind in der französischen Reimsprache einfach undenkbar, vollkommen unverständlich. Es würde für das Ohr des französischen Lesers nicht einmal wahrnehmbar werden, wenn mit der Zusammenstellung von Wörtern wie etwa „tige“ und „déluge“ „rime“ und „écume“, „heure“ und „frère“ auch nur die Absicht, etwas Reimverwandtes herzustellen, verbunden sein sollte. Selbst beinahe vollkommen gleichlautende Wörter, die sich nur durch das freilich nicht ganz „stumme“, aber doch kaum hörbare e unterscheiden, wie „pair“ und „père“, „mer“ und „mère“, „arc“ und „arque“, „soi“ und „soie“, sind nicht bloß schlechte und unzulässige, es sind überhaupt gar keine Reime!

Besteht dagegen zwischen den Schlußbuchstaben der Reimwörter die von den Gesetzgebern des französischen Parnas als unerläßlich erachtete Uebereinstimmung, so ist den Forderungen für den Reim Genüge geschehen, — ohne alle Rücksicht auf die Aussprache und den Lautklang! Also „pis“ und „fils“, „net“ und „satisfait“ sind, wenn auch nicht gerade sehr schöne, doch ganz correcte und zulässige Reime.

„Madame, voulez-vous que je vous parle *net*?  
De vos façons d'agir je suis mal *satisfait*.“

(Misanthrope).

„Oh! vraiment, tout cela n'est rien au prix du fils:  
Et si vous l'aviez vu, vous diriez: C'est bien pis!“

(Tartuffe).

Wenn auch der leichtfertigste Reimschmied bei uns auf den Einfall käme, Verszeilen mit den Wörtern „nett“ und „jäh“ oder „Spieß“ und „nie“ auslaufen zu lassen, so würde kein deutscher Leser sich vorstellen können, daß das Reime sein sollen. Im Französischen aber reimen die den deutschen Nicht-Reimen ganz genau entsprechenden Wörter, weil sie eben im Schlußbuchstaben orthographisch übereinstimmen. Es sind freilich ziemlich dürftige Reime, aber immerhin sind es Reime.

Es giebt auch keine französische Dichtung mit zwei oder mehr aufeinanderfolgenden männlichen oder mit zwei oder mehr aufeinanderfolgenden weiblichen Reimpaaren. Also eine Reimstellung in einem französischen Gedichte etwa wie die folgende: „sentiment“, „seulement“, „soir“, „voir“, „éveillée“, „habillée“, „joie“, „soie“, wäre ein durchaus unleidlicher Verstöß gegen die Regel. Die Reime müssen vielmehr unbedingt abwechseln, männlich, weiblich; also: „sentiment“, „seulement“, „éveillée“, „habillée“, „soir“, „voir“, „joie“, „soie“. „Joie“ und „soie“ sind für das Ohr allerdings männliche Reime, für das Auge aber, das in der französischen Prosodie das entscheidende Wort abgiebt, sind es weibliche.

In der strengen Dichtung, in der dramatischen vor Allem, die, bis auf verschwindend wenige Ausnahmen, nur den Alexandriner kennt, müssen die männlichen und weiblichen Reimpaare ganz regelmäßig abwechseln; männlich, weiblich, wie ich es eben angegeben habe. In der freieren Form der Lyrik darf sich zwischen ein männliches Reimpaar ein weibliches einschachteln oder umgekehrt. Da wäre also eine Reimstellung wie die folgende statthaft: „sentiment“, „éveillée“, „habillée“, „seulement“. Die Regel aber, daß beim Eintritt eines jeden neuen Reimes männlicher und weiblicher Reim unweigerlich zu alterniren hat, duldet keine Ausnahme!

Alle diese Pedanterien der französischen Versbaukunst sind allerdings schrecklich, und schon die Dichter der Julirevolution haben, damals freilich noch ziemlich zaghaft, gegen diese Tyrannei anzukämpfen versucht; namentlich hat Alfred de Musset sich über den thörichten Zwang der Unterordnung des Gedankens unter die Gewalt des herrischen Versbaus bitter beklagt, er hat sogar einigemal mit absichtlichem Uebermuth dagegen verstoßen. Aber das war doch nur ein Ausnahmefall. Im Allgemeinen beschränkten sich die damaligen Anstürmer gegen die Legitimität des klassischen Verses darauf, die Cäsur, die im klassischen Alexandriner immer in der Mitte des Verses nach dem sechsten Fuße angebracht ist, durch den sinnlichen Inhalt zu verschieben und den Reim weniger hörbar zu machen.\*) Als ein klassisches Beispiel für

\*) „Que toujours dans vos vers, le sens coupant les mots,  
Suspende l'hémistiche; en marque le repos.“

Boileau, Art poétique.



diese freiere, cäsurverachtende Behandlung des Alexandriners könnten die Victor Hugo'schen Verse gelten:

„On disait: qui sont-ils? D'où viennent-ils? Ils sont  
Ceux qui paraissent, ceux qui jugent, ceux qui vont.“

Wenn man diese Verse so liest, wie sie dem Sinne nach gelesen werden müssen, so ist allerdings von der Cäsur keine Spur mehr zu bemerken und der Reim für das Ohr kaum noch wahrnehmbar. Aber immerhin entsprechen diese beiden Alexandriner den Regeln der französischen Verskunst vollkommen.

Die Symbolisten dagegen gehen viel weiter. Sie zählen nicht mehr die zu dem Alexandriner erforderlichen Silben an den Fingern ab, sie schreiben Verse von vierzehn, sechzehn Füßen.

„Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?  
Bei alledem kommt nichts heraus.“

Es kommt ihnen auch gar nicht darauf an, einen gehörigen Hiatus, der das empfindliche französische Ohr tödtlich beleidigt, anzubringen, wenn es ihnen gerade paßt. Auch mit dem Reim schalten und walten sie in größter Freiheit.

Diejenigen, die sich der längst festgestellten und als unveränderlich betrachteten strengen Form der französischen Dichtung, die selbst von Victor Hugo, Musset, Lamartine, Barbier, Eugène in Ehren gehalten ist, noch heute bedienen, wie Coppée, Sully-Prud'homme, Mendès &c., haben ganz Recht, wenn sie von ihrem Standpunkt aus erklären: das, was die Symbolisten machen, sei überhaupt keine Poesie in gebundener Form, es sei nichts Anderes, als sonderbare Prosa mit einigen mehr oder minder auffälligen Reimen.

Länger, als mir lieb ist, habe ich mich bei diesen Neußerlichkeiten der französischen Verskunst aufhalten müssen. Der Fernstehende würde ohne diese eingehendere Auseinandersetzung kaum begreifen können, was das heutige Dichtergeschlecht in Frankreich in die zwei feindlichen Lager spaltet, die sich leidenschaftlich bekämpfen: die Aelteren, vornehmlich die „Parnassiens“, die wie auch die kühnsten Romantiker an den Boileau'schen Satzungen festhalten, die Jüngsten, namentlich die „Symbolisten“, die in der Anwendung des freien Verses das Heil für Frankreichs neue Dichtung erblicken.

Für uns hat dieser ganze Streit über die Versform nur ein geringeres Interesse.

Wir sind von unseren Klassikern selbst zur freisten Auffassung der poetischen Form erzogen worden, und unsere Sympathien sind daher naturgemäß mehr für die Jungen, als für die Diejenigen, die an den Ueberlieferungen der klassischen Form für nun und alle Zeiten unbedingt festhalten zu müssen glauben.

Aber die jungen „Symbolisten“ dürfen sich nur ja nicht einbilden, daß sie mit ihren Forderungen der freieren Behandlung des Alexandriners etwas Funkelnagelneues und Originelles erfunden haben! Wenn sie in der Weltliteratur ein bißchen besser Bescheid wüßten, als dies thatsächlich der Fall

ist, so würden sie vielleicht in Erfahrung gebracht haben, daß schon vor sechzig Jahren Ferdinand Freiligrath diese Freiheit für den Alexandriner nicht bloß theoretisch beansprucht, sondern auch von den Wohlthaten dieser Freiheit den herrlichsten praktischen Gebrauch gemacht hat:

„Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!  
 Mein Wildling! — Solch ein Thier bewältiget kein Schah . . .  
 Auszuschlagen, das Gebiß verachtend, stehst du da!  
 Mit deinem losen Stirnhaar buhlet  
 Der Wind; dein Auge blitzt und deine Flanke schäumt: —  
 Das ist der Kenner nicht, den Boileau gezäumt,  
 Und mit Franzosentwiß geschulet!  
 Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur;  
 Ein Heerstraßgraben ist die leidige Gäßur  
 Für diesen feinen saubern Alten.  
 Doch dir, mein flammend Thier, ist sie ein Felsenriß  
 Des Sinai; — zerbricht, Springriemen und Gebiß! —  
 Du jagst hinan, da klast die Riße!“

Unbegreiflich, daß sechzig Jahre erforderlich gewesen sind, um den Widerhall dieser donnernden Verse über den Rhein zu tragen, und daß Diejenigen, die jetzt dasselbe, nur weniger gut sagen, sich für Neuerer halten und der Freiheit eine Gasse zu brechen wännen.

\* \* \*

Noch durch eine andere Neusehlichkeit suchen sich einzelne der Jüngsten in einen deutlich erkennbaren Gegensatz zu den Naturalisten zu stellen. Gegenüber der naturalistischen Sprache, die auch vor den häßlichsten Ausgeburten des Argot der Kneipen, Künstlerateliers, Kasernen und Verbrecher-spelunken nicht zurückschreckt, macht sich in der Diction einiger der französischen Poeten neuesten Datums leider mit störender Absichtlichkeit das Bestreben geltend, durch Wiederaufnahme außer Cours gerathener Wörter und Wendungen des alten Französisch dem allerdings einigermaßen verlotterten und charakterlos gewordenen Stile der heutigen französischen Schriftsprache eine reizvolle Eigenart, Wohlklang, Rundung und Kraft zu geben.

Gegen ein solches Bestreben läßt sich grundsätzlich sicherlich nichts einwenden. In allen Cultursprachen zeigt sich die betrübende Erscheinung, wie kräftige, gesunde, bezeichnende Ausdrücke, die in der Vergangenheit gang und gäbe waren, mit der Zeit von späteren Geschlechtern ganz vergessen werden. Die berufenen Priester des Heiligthums der Sprache, die hervorragenden Dichter aller Länder, haben es daher auch immer als eine ernsthafte Aufgabe betrachtet, gegen das ungerechte und unverdiente Schicksal dieser wohlgerathenen Stiefkinder der Sprache anzukämpfen. Sie haben sie aus dem tiefen Schutt, unter dem sie begraben lagen, hervorgeholt und das Alte, das gewöhnlich viel besser und tüchtiger war als das Neue, das sich an dessen Stelle gesetzt hatte, wieder zu Ehren gebracht. Es braucht nicht daran er-

innert zu werden, welche Schätze Goethe für seinen „Götz“ aus der Sprache der Reformation gerettet hat. Wir brauchen auch auf die Neueren, auf Gustav Freytag in seinem Werke „Die Ahnen“, auf Richard Wagner in den Dichtungen seiner Musikdramen nur zu verweisen.

Aber mit der ernstesten gewinnbringenden Arbeit dieser Goldgräber läßt sich das thörichte Herumbuddeln der albernen Narren, die vergnügt sind, wenn sie Regenwürmer finden, nicht vergleichen. Einige der Werke unserer jungfranzösischen Dichter wimmeln von kindischen Spielereien mit entlegenen, schwer verständlichen Wörtern, von Archaismen und dialektischen Schnurpfeifereien, die keinen andern Werth haben, als daß sie in Vergessenheit gerathen oder nur in einem engen Bezirke überhaupt gebräuchlich oder endlich nur von den Kennern der französischen Sprachmutter zu verstehen sind. Da wird das rühmenswerthe Bestreben, die Sprache der Gegenwart durch wiedergehobene Schätze aus der vergangenen Sprache zu bereichern, zu stärken und zu verschönen, zur lächerlichen Manierirtheit, zur Verschrobenheit und Ziererei.

Was soll man von dem Französisch eines Saint-Pol-Roux-le-Magnifique, der sich, wie das von ihm selbst sich beigelegte und dem großartigen Medicäer Lorenzo il Magnifico entlehnte Prädicat schon erkennen läßt, zur Schule des Magnificismus rechnet — einer jener großartigen Dichterschulen, in der er vermuthlich der Director, der Hauptlehrer, der Hilfslehrer und einzige Schüler ist —, was soll man von dem Französisch dieses Herrn sagen, der sich wahrscheinlich für furchtbar originell hält, wenn er für die einfachsten, natürlichsten und statthaftesten Ausdrücke der französischen Umgangssprache fragwürdige Latinismen und überflüssige Alterthümeleien anwendet, die keine andere Eigenschaft als die des Befremdlichen besitzen?

Dieser Saint-Pol-Roux beantwortet Hurets Brief. Das einfache Wort „lettre“ genügt ihm nicht, auch „épître“ ist ihm noch zu gewöhnlich, „épistole“ erscheint ihm bedeutender; und dieses Wortes bedient er sich. Er hat eine offenbare Freude daran, wenn ihm so schöne Eigenschaftswörter wie „vetuste“, „impavide“, „tabide“ einfallen, wenn er von einem Freunde und Genossen nicht als von „ami“ oder „compagnon“, sondern von seinem „compaign“ spricht, wenn er das im heutigen Französisch nur im Participe „ambulant“ gebräuchliche Verbum in die vollen Rechte eines in allen Zeiten conjugirbaren Verbuns einsetzt und für „marcher“ lieber „ambuler“ sagt. Was sollen diese Schrullen, die durchaus werthlos sind und keinem Menschen Vergnügen machen als dem davon Befallenen?

Dieser „Magnificist“, dem übrigens von mancher Seite eine wirkliche Begabung nachgerühmt wird, scheint mir doch, nach seiner „Epistul“ zu urtheilen, der Verschrobenste von Allen zu sein. Seine Sentenzen sind manchmal zum Todtlachen. Er schreibt: „Le poète est le Sage-homme de la Beauté“, was wohl kaum anders zu übersetzen wäre, als: „Der Dichter ist der Hebeammerich der Schönheit.“

Er behauptet, daß unsere jetzige Literaturzeit gewissermaßen die Wehen

der Wiedergeburt einer neuen goldenen Literatur darstellt, und daß also unsere Gegenwart dieselben ungewöhnlichen Erscheinungen aufweist, wie die Tage vor der Renaissance. Um das zu beweisen, stellt er in der beliebten französischen Manier verschiedene Namen auf, die für ihn die bezeichnenden Träger der Ideen sind. Da finden sich denn folgende Zusammenkoppelungen: Montaigne-Laine, Macchiavelli-Zola, Paracelsus-Guyssmans, Kopernikus-Octave Mirabeau, und endlich Luther-Richard Wagner. Man könnte auch noch sagen: Herakleit-Wilhelm Busch, Sokrates-Gilka u. s. w. Uebrigens habe ich den guten Magnifico in Verdacht, daß ihm bei der Zusammenstellung von Luther und Richard Wagner die Berliner Weinfirma von Lutter & Wegner vorgeschwebt hat, von der er gehört haben mag, da sie ja die Stammkneipe des wunderbarerweise in Frankreich bekanntesten deutschen Schriftstellers G. T. A. Hoffmann gewesen ist.

Und solche Leute verlangen, daß man sie ernst nehme!

Wenn sie wenigstens etwas leisteten! — Aber wo sind ihre Leistungen?

\* \* \*

„Das Lied, das Lied hat Flügel!“ sagt einer unserer lebenswürdigsten Dichter. Die Gedichte Victor Hugos, Alfred de Mussets, François Coppées u. s. w., die Dramen Augiers, Dumas', Sardous, die Romane der Goncourt, Zolas, Daudets, Maupassants und Bourgets sind vom Lande ihrer Geburt aufgeflogen und haben ihren Zug über die ganze civilisirte Erde genommen. Deshalb wissen denn selbst Diejenigen, die an der französischen Literatur ein besonderes Interesse nehmen, von den Allerbedeutendsten dieser Jüngsten so gut wie nichts? Woher kommt es, daß sie diesen Namen überhaupt zum ersten Male in dem Guret'schen Buche begegnen? Sollte das nicht daran liegen, daß diese Leistungen an sich nicht bedeutend genug sind, um die Aufmerksamkeit der weiten Kreise der Gebildeten zu verdienen?

Wir Fernstehenden sind höflich genug, diese Auffassung in die bescheidene Form einer Frage zu kleiden. Die Nahestehenden und Kundigen, und unter ihnen der Kundigsten einer, Emile Zola, brauchen weniger vorsichtig zu sein und sprechen diese Ansicht als eine unwiderlegliche Thatsache in der bestimmtesten Form aus.

„Wer sind denn die Leute,“ sagt er, „die uns Naturalisten bei Seite schieben und vernichten und auf den Trümmern des Naturalismus eine neue Literatur aufbauen wollen? Ich kenne sie ganz genau! Seit einem Jahrzehnt verfolge ich ihr Thun und Treiben mit wirklicher Sympathie und Theilnahme. Es sind ja recht nette Leute, die ich sehr gern habe, um so mehr, als sie ungefährlich sind, und als sich in ihrer Schaar auch nicht ein Einziger befindet, der uns verdrängen könnte. Ich lese ihre Arbeiten, lese ihre kleinen Neuen, so lange sie erscheinen, und immer wieder lege ich mir die Frage vor: Wo wird denn nun eigentlich die mörderische Kugel gegoßen, die uns

zerschmettern soll? Vor etwa zehn Jahren hörte ich von gemeinsamen Freunden: „Der größte lebende Dichter ist Charles Morice! Passen Sie nur auf, was uns der noch geben wird, passen Sie nur auf!“ Nun, ich habe gewartet und aufgepaßt und nichts erspäht. Ich habe einen Band zusammengestellter Kritiken von ihm gelesen, ganz geschickt in den Wendungen, aber von lächerlicher Voreingenommenheit und Parteilichkeit. Das ist aber auch Alles. Sie sagen mir jetzt wiederum, nächstens würden seine Gedichte erscheinen. Immer die alte Leier! Nächstens! Gerade wie die Socialisten. Hören Sie nur ihre Reden: in sechs Monaten sind sie am Ruder. Das sagen sie schon seit Jahren. Und es rührt und rückt sich nichts vom Fleck.“

Wenn Zola unsern Heine besser kannte, würde er nicht verfehlt haben, daran zu erinnern, wie Heine sich beständig über Platen lustig macht, daß dieser von seinen künftigen Werken, von den prahlend angekündigten Odyseen und Iliaden, die er dereinst schreiben werde, den Mund vollnimmt:

„Hier ist Rhodos! Komm und zeige  
Deine Kunst, hier wird getanzt!  
Oder trolle dich und schweige,  
Wenn du heut nicht tanzen kannst.“

„Augenblicklich,“ fährt Zola fort, „wird wieder von Moréas als dem großen Zukunftsdichter gesprochen. Von Zeit zu Zeit macht sich unsere Presse, die mitunter zu ulken liebt, den Spaß, irgend eine Berühmtheit in ihren Spalten loszulassen, um sich selbst daran zu belustigen und Andern einen Schabernack zu spielen. Wer ist denn dieser Moréas? Was hat er denn eigentlich gethan, um eine so unsagbare Unverschämtheit zu besitzen? „Victor Hugo und Ich; Ich und Victor Hugo!“ Sollte man es für möglich halten! Ist das nicht der reine Blödsinn? Er hat drei oder vier kleine Lieder geschrieben, in der Art des Béranger, das ist aber auch Alles. Alles Uebrige ist auf die Rechnung eines närrischen Wortsuchers und Grammatikers zu setzen, der nichts kann und keine Jugend besitzt. Alle diese jungen Leute wirken auf mich wie Muschalen, die auf dem Niagara tanzen. Sie haben nichts unter sich als eine gigantische und nichtige Prätension.“

Beim Abschiede giebt Zola dem Interviewer den freundschaftlichen Rath, den Huret auch befolgt hat: die in der Tageszeitung erschienenen Aufsätze der „Enquête“ zu einem Bande zusammenzustellen. „Ich muß das Buch durchaus in meiner Bibliothek haben,“ sagt er, „sei es auch nur, um eine Erinnerung an diese Bande von Haifischen zu bewahren, die, da sie uns nicht verschlingen können, sich gegenseitig auffressen.“ Wiederum begegnet sich Zola in diesem Ausspruch unbewußt mit einem deutschen Dichter und mit dem allerbesten:

„Jeder solcher Lumpenhunde  
Wird vom zweiten abgethan.  
Sei nur brav zu jeder Stunde,  
Niemand hat dir etwas an.“

Daß Zola diese jungen Leute nicht überaus freundlich beurtheilt, ist nicht eben verwunderlich. Wird er doch selbst von ihnen mit einer Respectlosigkeit und verächtlichen Geringschätzung behandelt, die in früheren Zeiten, als in Frankreich die erbittertsten literarischen Fehden noch mit dem Floret in behandschuhter Hand, nicht aber mit dem Knüttel in der schwieligen Faust ausgefochten wurden, unmöglich erschien.

Hören wir nur, wie der von Zola genannte Dichter und Kritiker Morice vom Roman und den modernen Romanschreibern spricht.

„Der Roman,“ jagt er, „ist die Fäulniß des Epos, und das Epos selbst, das Heldengedicht, ist ja auch nichts Anderes, als das literarische Lallen und Stammeln der Völker, als sie noch in den Windeln lagen . . . Zola könnte ruhig aufhören zu schreiben, er ist fertig! . . . Maupassant würde geschiedter thun, an der Börse Geschäfte zu machen, als in der Literatur . . . Und was die Bühnenschriftsteller anbetrifft, so sind die Dumas und Sardou längst todt und begraben, wenn sie auch noch Skandal machen und Unfug treiben. Sie sollten endlich sich ruhig verhalten.“

Einige Andere machen, wie sich durchaus nicht in Abrede stellen läßt, über Zola auch viel richtige und zutreffende Bemerkungen und haben dessen große Schwächen wohl erkannt. Man kann Josephin Caraguel nicht Unrecht geben, wenn er jagt: „Sie wissen, wie Meister Zola Reclame macht. Seinen Widersachern versagt er jede Gerechtigkeit, seine Racheiferer schiebt er bei Seite, und nur den knechtischen Götzendienern erkennt er die Existenzberechtigung zu. Und nun erst seine Nachbeter mit ihrem engen Gesichtskreise, ihrem kindischen Pessimismus, der langweiligen Breite ihrer Beschreibungen!“ u. s. w.

Lucien Descaves, der Verfasser der „Sous-Ofs“ — eines pamphletartigen Buches, das viel Lärm gemacht und auch im Auslande Beachtung gefunden hat —, findet, daß Zola allmählich erlahmt. Seit „Germinal“ sei er in deutlich erkennbarem Niedergange begriffen. „Er macht auf mich den Eindruck eines großen Bauunternehmers, der in den literarischen Arbeitervierteln mächtige sechsstöckige Miethskasernen auführt. Immer dieselbe Raumvertheilung, dieselben Treppen, dieselben Thüren und Klingeln. Zur Zeit seiner ersten Romane war er ein Architekt, der geschmackvoll eingerichtete Räume herzustellen verstand; jetzt ist er der Maurerpolier, der auf Bestellung hin liefert, was geliefert werden muß. Er schreibt seine Romane wie Zeitungsartikel und mit derselben Leichtigkeit, wie man eine beliebige Vermischte Nachricht schreiben würde. Heute sind dreihundert Zeilen nöthig? Da sind sie! Er liefert eben seinen jährlich fälligen Roman pünktlich ab.“

Zola beruft sich beständig auf seine kolossalen Erfolge, das heißt auf den unerhört starken buchhändlerischen Absatz. Die ersten fünfzig- bis sechzigtausend Exemplare der Romane von Zola werden bekanntlich stets auf den ersten Ansturm genommen, und bei den erfolgreichsten überschreitet der buchhändlerische Absatz die Hunderttausend. Auf diese Thatsache verweist

Zola beständig zur Erhärtung seines literarischen Genies. Demgegenüber bemerkt der schnoddrige Paul Adam ganz richtig: „Das beweist eigentlich recht wenig! Zola sollte daran denken, daß auch Ohnet und Daudet ungefähr ebensoviel verkaufen, und daß diese trotzdem von den Künstlern, die nicht gerade bei ihnen zu Tisch essen, nicht übermäßig hochgeschätzt werden. Er sollte vor allen Dingen daran denken, daß von den hunderttausend Käufern der ‚Mana‘ neunundneunzigtausendneunhundert sich für zwei Franken fünf- undsiebzig das Vergnügen gönnen wollen, die vier oder fünf sinnlichsten, schlüpfrigsten und gemeinsten Stellen, die in dem Buche enthalten sind, herauszufischen. Von den Hunderttausend bleiben etwa Hundert übrig, die an dem Buche künstlerisches Wohlbehagen finden.“

\* \* \*

Nur eine sehr geringe Anzahl von Schriftstellern haben dem von Huret an sie gestellten Verlangen nicht entsprochen. Zu diesen gehört Jean Richopin, der den Eindruck, den die Lectüre der von Huret veröffentlichten Zeitungsartikel auf ihn macht, mit den Worten wiedergibt: „Ihre Enquête vergegenwärtigt mir das Bild eines fauligen Sumpfes mit gallig bitterm Wasser, mit einigen aufrechtstehenden Stieren und einigen wiederkäuenden Ochsen, zu deren Füßen die Frösche ihr furchtbares Gequacke ertönen lassen: ‚Ich, ich, ich, ich!‘ Den Leuten, die darumstehen, mögen Sie vielleicht Spaß machen; den wahren Literaturfreunden kann es nur ein schmerzliches Schauspiel sein.“

Der Wichtigste von den Jüngsten schreibt an Huret nur eine Zeile: „Lassen Sie mich mit Ihrem Interview ungeschoren. Sie wissen ja, was ich sagen werde: ‚Nur meine Freunde und ich haben Genie.‘ Und wenn ich sage, meine Freunde — — — Herzlichen Gruß!“

Was dieser junge Mann hier in eine scherzhafte Form kleidet, ist eine sehr ernste Wahrheit. All diese kleinen literarischen Gevatterschaften und Coterien erklären so volltönig wie nur möglich, daß sie allein im Besitz der einzigen, wahren und echten Dichtung seien, und daß es außerhalb ihrer Clique kein literarisches Seelenheil und überhaupt keine Dichtung gebe.

„Par nos lois, prose et vers, tout nous sera soumis,  
Nul n'aura de l'esprit hors nous et nos amis.“

Wie oft ruft man, wenn man diese kleinen Kerlchen sich aufblähen sieht, wenn man ihr thörichtes Gewäsch, ihre Fragenhaftigkeiten und Verzerrtheiten liest, aus: Ist denn kein Molière da, der diesem Geschmeiß mit seinem köstlichen Humor, mit seinem wunderbaren Geschmack, mit seiner Klarheit und Tüchtigkeit ein Ende macht! Der mit all diesen „isten“ neuesten Schlags gerade so verfährt, wie der geniale Spötter mit den Trijotins, Radius und den Precieusen des Hotel Rambouillet!

Aber ach! auch in dem einst so heitern Frankreich, das ehemals so stol:

auf sein gottbegnadetes Lachen war, ist der rechte Frohsinn, der aus dem Herzen kommt, erloschen. Die lebenswürdigsten und anmuthigsten Schriftsteller lassen die Köpfe hängen, werden schwermüthig und nehmen ein trauriges, tief beklagenswerthes Ende.

Der arme Guy de Maupassant, der Dichter der geistvollsten, schärfsten und zugleich lustigsten Satire, die vielleicht in diesem Jahrhundert geschrieben worden ist: „Boule de suif“!

Als Guret Guy de Maupassant besuchte, war der Dichter entschieden schon schwerkrank. Guret ahnte es nicht und hielt die ziemlich schroffe Abweisung, die er erfuhr, für eine Aeußerung ungerechten Poetendünkels.

Die Persönlichkeit des Dichters enttäuscht den Journalisten. Er sieht einen unbedeutend wirkenden kleinen Mann vor sich mit starkem, bräunlich gelbem Schnurrbart, der, sobald Guret das Gespräch auf Literatur lenken will, gelangweilt und ärgerlich sich abwendet und langsam wie ein spleeniger Engländer sagt: „Ach, um Gottes willen, lassen Sie mich mit der Literatur zufrieden! Ich leide an heftigen Nervenschmerzen und will übermorgen nach Nizza abreisen. Der Arzt hat es mir dringlich angerathen. Ich kann die Pariser Luft nicht vertragen, diesen ewigen Skandal, dieses unruhige Treiben. Ich bin wirklich hier sehr krank!“

Guret macht einige theilnehmende Redensarten und versucht, auf den Gegenstand, der ihn dazu veranlaßt, Maupassant zu besuchen, zurückzukommen.

„Ich spreche wirklich nie von Literatur,“ antwortet Maupassant. „Ich schreibe, wenn es mir Spaß macht, aber ich spreche nie davon. Ich verkehre auch gar nicht mit Schriftstellern. Ich stehe auf gutem Fuß mit Zola und Goncourt, aber ich sehe sie sehr selten und Andere überhaupt nie. Ich kenne nur noch Dumas, aber wir haben gar keine literarischen Berührungspunkte und sprechen deshalb auch nie davon. Es giebt soviel andere Dinge, über die man sich unterhalten kann. Lassen Sie mich mit den literarischen Kasbalgereien zufrieden! Meine Freunde haben mir einen Sessel in der Akademie zugesichert; auf achtundzwanzig Stimmen (von den vierzig) durfte ich mit Sicherheit zählen. Ich habe dafür gedankt, ebenso für Orden. Alles das interessirt mich nicht. Wenn es Ihnen recht ist, sprechen wir nicht von Literatur. Ich bitte Sie sehr darum.“

Maupassant complimentirte den Interviewer dann hinaus, und dieser ließ den Unwillen über den ungnädigen Empfang, den er gefunden hatte, in seinem sonst sehr objectiven Berichte deutlich durchschimmern. Bei einer nächsten Auflage wird er, nachdem er jetzt weiß, daß der arme Maupassant schon damals unbedingt sehr schwer krank war, und daß er keine Komödie gespielt hat, als er von seinem Nervenleiden und seiner Ruhebedürftigkeit sprach, vielleicht einen erklärenden Zusatz zu machen für seine Pflicht halten.

Im Ganzen muß man, wenn man die Lectüre des Buches vollendet hat, denen beistimmen, die da erklären, daß diese Untersuchung ohne irgend welches Resultat geblieben ist. Das war auch vornherein zu erwarten. Einen

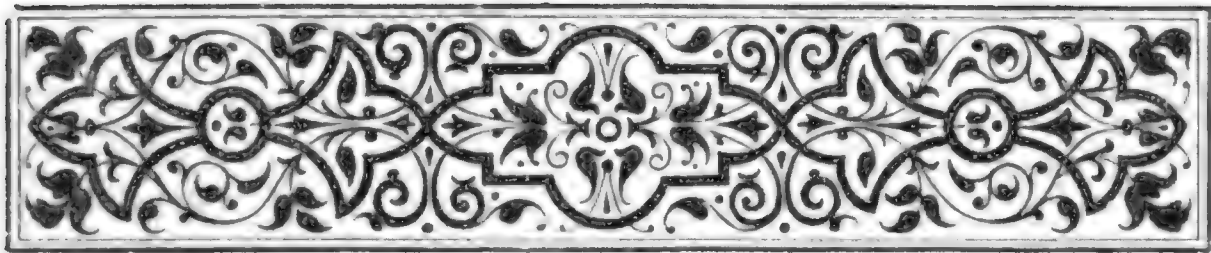


Ausgleich der Gegensätze, eine verjöhnliche Stimmung unter den Gegnern herbeizuführen, Mißverständnisse aufzuklären, Irrthümer zu vernichten, die Anerkennung der Gegner zu erzwingen, das geht weit über die Fähigkeit und über die Kraft des Berichterstatters hinaus, der es lediglich als seine Aufgabe erblickt hat, ohne irgend welche Voreingenommenheit sachlich und nüchtern das zu wiederholen, was er bei den Besuchen der älteren und jüngsten Schriftsteller seines Landes vernommen hat. Und diese Aufgabe hat Guret meisterlich gelöst.

Es ist bemerkenswerth, wie rücksichtslose Verurtheilung, Schonungslosigkeit im Angriff, Grobheit, Ueberhebung, Respectlosigkeit und Unduldsamkeit ausschließlich auf der Seite der Allerjüngsten und Derjenigen, die am wenigsten leisten, zu finden ist, während die älteren, bekannten und berühmten Schriftsteller und Dichter zumeist mit Milde und Wohlwollen urtheilen, den Besuchen der Jüngsten wirkliche Theilnahme entgegenbringen und sogar für das, was sie nach ihrer Auffassung für Verirrungen und für Schlimmeres halten, noch begütigende Worte suchen und finden. Die freundlichsten Richter sind Claretie, Goncourt, Catulle Mendès, Silvestre, Prud'homme, der alte Vacquerie &c. Guret selbst zieht die Bilanz mit den Worten: „Bei den Jüngeren, die sich auf Kosten der Aelteren mästen wollen, Verherrlichung der neuen Versuche, Herunterreißen der anerkannt tüchtigen Kunstwerke.“ Und Ernest Renan laßt seine Kritik dieser Jüngeren in das eine Wort zusammen: „Daumenfutscher“ — „Ce sont des enfants qui se sucent le pouce“.

Mit diesem Worte Renans schließt das Buch. Es mag auch den Abschluß unserer Besprechung bilden.





## Aus dem mittelalterlichen Studentenleben an deutschen Universitäten.

Von

Anton Chroust.

— Graz. —

**I**n viel höherem Grade als der modernen, verleihen der mittelalterlichen Universität die Studenten ihr eigenthümliches Gepräge. Diese Thatfache erklärt sich sowohl aus der Gründungsgeschichte der ältesten Universitäten, als auch aus dem Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern, das jenes strengen Gegensatzes entbehrte, der in dieser Hinsicht die heutige Universitätsverfassung beherrscht.

Wohl ist man von der Anschauung zurückgekommen, daß die Studenten allein die Gründer jener ältesten Universitäten seien, nach deren Muster die jüngeren gestaltet wurden; man darf heute vielmehr mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß die ältesten Hochschulen fast durchgehends sich an schon vorhandene Schulen angeschlossen, deren Lehrer und Schüler den Kern für das neue Studium abgaben, das, da es nicht einseitig auf das theologische oder juristische Studium oder gar auf den mittelalterlichen Elementar-Unterricht, das Trivium, ausdrücklich beschränkt war, allgemeines Studium, *studium generale*, im Gegensatz zum *Particularstudium* genannt wurde.

Von den zwei Universitäten, die von jeher als typische Muster für ihre mittelalterlichen Genossinnen gegolten haben, ist die Bologna aus der dortigen Stadtschule hervorgegangen, die von Paris aber aus jenen freien Schulen, vornehmlich auf der Seine-Insel bei Notre-Dame, die, unter dem Schutz und der Aufsicht des Bischofs und des Domcapitels stehend, schon im zwölften Jahrhundert sich eines bedeutenden Rufes und großen Zuspruchs erfreuten. Die Gründung der Universität Paris geschieht in der Weise, daß

um die Wende des zwölften Jahrhunderts die Lehrer jener Schulen zu einer Körperschaft, der *universitas magistrorum*, zusammentreten, die erst etwas später eine Gliederung in die vier Facultäten erfährt, von denen hier freilich nur die theologische und die artistische — unsere philosophische — höhere Bedeutung gewinnen; denn wie in Bologna das Rechtsstudium, so wird in Paris vorzugsweise die Theologie gepflegt. Zu beiden ist aber die artistische Facultät nur eine Vorstufe; sie ersetzt dem Mittelalter jene Schulen, die heute fast ausschließlich der Vorbereitung auf das Universitätsstudium dienen. Der hervorragendste Kenner des mittelalterlichen Unterrichtswezens, F. Paulsen, vergleicht sie einem Obergymnasium, das aber der Universität einverleibt ist. Mit dem Studium der sieben freien Künste, der *artes liberales* — daher der Name der Facultät — begann für den vielleicht zehnjährigen Knaben das Universitätsstudium, nicht selten der Unterricht überhaupt; ebenso wie auf einer beliebigen Stadt- oder Klosterschule wurde er hier mit den Grundlagen der mittelalterlichen Wissenschaft, der Grammatik, Rhetorik und Dialektik bekannt gemacht, vom Trivium stieg er zum Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik) auf. Wer nicht gar zu unwissend auf die Universität kam, konnte in etwa vier Jahren den Abschluß der artistischen Studien in der Würde eines *magister artium* erreichen, der nunmehr selbst die sieben freien Künste zu lehren berechtigt war, daneben aber auch, wenn er Lust hatte, als Student auf einer der drei übrigen Facultäten, die sich die höheren nannten, weiteren Studien obliegen, — Lehrer und Schüler in einer Person vereint zu sehen, ist der Gegenwart allerdings ungewöhnlich, obgleich sie das *docendo discimus* noch immer gern im Munde führt.

An sich mußte die Artistenfacultät durch die Zahl ihrer Mitglieder, Lehrer und Schüler, die übrigen Facultäten überragen, dazu kam, daß die Mitglieder der höheren Facultäten meist Angehörige der Artistenfacultät verblieben, so daß die Zahl der Artisten der Zahl der Studenten an der mittelalterlichen Universität überhaupt ziemlich gleichkam.

So wird es begreiflich, daß die Gliederung der Studenten nach den Facultäten zu Anfang unbekannt war; für sie trat eine Eintheilung in die vier Nationen ein, die sich, ohne Jemanden zu übergehen, auf die Artistenfacultät allein beschränken konnte. So war es wenigstens zu Paris, wo die *Scolaren* — etwas später als die Lehrer — sich nach den Nationen der Franzosen, Picarden, Normannen und Engländer (später Deutschen) schieden. Man sieht leicht, daß diese Eintheilung nichts mit dem zu thun hat, was wir uns heute unter einer Gliederung nach nationalen Gesichtspunkten vorstellen; sie ist eine zu Zwecken der Verwaltung und der Disciplin getroffene rein äußerliche Viertheilung der Gesamtheit der Pariser *Scolaren* und der *Magister* der Artisten nach der Himmelsgegend der Heimat des Einzelnen. An der Spitze der Nation steht der *Procurator*, das Haupt aller vier ist der *Rector*, der zu Anfang durchaus nicht Oberhaupt der Universität ist, die sich vielmehr geraume Zeit ohne ein solches behalf. Er ist zunächst

der Führer der Studenten, dann, was ziemlich gleichwerthig war, Vorsteher der Artistenfacultät; von dieser Stellung aus unterwirft er sich allmählich die übrigen Facultäten, deren Decane lange vor ihm den Vorrang behaupten, und gewinnt endlich die Herrschaft über die gesammte Universität. Aber während auf den italienischen Universitäten, deren Entwicklung ich hier nicht verfolgen kann, der Rector ausschließlich von den Studenten und aus den Studenten gewählt wurde, ging er in Paris ausschließlich aus den lehrenden Magistern der Artistenfacultät hervor, die übrigens auch das active Wahlrecht in ihre Hände zu bringen mußten.

Weder die Vereinigung der Lehrer in den Facultäten, noch die der Scolaren in den Nationen macht für sich allein die Universität aus. Diese ist vielmehr eine freie, genossenschaftliche Vereinigung der Lehrenden und Lernenden zu gemeinschaftlicher Erreichung wissenschaftlicher Zwecke, zu gemeinsamem Schutze und gemeinsamer Abwehr. Das Wort, das heute noch unsere höchsten Bildungsanstalten bezeichnet, will von Anfang an die Einheit und Gemeinsamkeit der Interessen von Lehrern und Schülern zum Ausdruck bringen.

Das Wesen dieser Interessen beruht aber in der Wahrung der akademischen Freiheit, die die Universität durch so viele Privilegien der geistlichen und weltlichen Gewalten erworben hat. Jene Freiheit ist dem Mittelalter, das nichts von unserer Lehr- und Lernfreiheit weiß, der Inbegriff aller der Rechte, welche jener Genossenschaft die völlige Unabhängigkeit von den übrigen Mächten im Staate zusichern, das ist des besondern Gerichtsstandes vor dem Rector in Civil- und Criminalsachen, des Rechts sich selbst ein Oberhaupt zu führen, sich selbst Gesetze zu geben und das Vermögen der Universität selbstständig zu verwalten. Die Fülle von Freiheiten und Vorrechten, die Kaiser und Päpste, Fürsten und Bischöfe um die Wette auf die Universität häuften, giebt einen Begriff von der hohen Werthschätzung, von der ehrfurchtsvollen Scheu, die jene Zeit der Wissenschaft entgegenbrachte, keinen geringeren der Eifer, mit dem man aller Orten an die Gründung von Universitäten ging.

Die geistige Mutter aller unserer deutschen Universitäten ist die Pariser. Unter ihren Scolaren sind von jeher die Deutschen stark vertreten; dem Wandertriebe unseres Volkes folgend, durchziehen sie halb Europa, um an der echten Quelle der Weisheit den Erkenntnißdrang zu stillen. Geistliche und Weltliche aller Stände, ergraute Männer und unbärtige Knaben, suchen die entlegene Stätte der Gotteswissenschaft auf und lauschen begierig jener Lehre, die die welterobernden Absichten der weltentzugenden Kirche zum ersten Mal in ein großes geschlossenes System bringt, bis einer jener Pariser Studenten, kein geringerer als der deutsche König Karl IV., das Studium aus Frankreich auf damals deutschen Boden verpflanzt.

Sowie Prag, sind auch Wien, Krakau, Heidelberg, Köln und Erfurt, die deutschen Universitäten des XIV. Jahrhunderts, getreulich dem Pariser Muster nachgebildet. Es fehlen weder die vier Facultäten noch die vier

Nationen, die in Deutschland freilich nie jene Bedeutung gewonnen haben, wie auf den französischen und vollends auf den italienischen Universitäten. Leipzig, 1704 gegründet, ist die letzte, welche diese Gliederung der Scolaren durchführt; dafür hat sie sich hier und in Wien bis ins neunzehnte Jahrhundert erhalten.

Noch eine andere Einrichtung war von Paris nach Deutschland verpflanzt worden, die Bursen. Ursprünglich sind sie Wohlthätigkeitsanstalten, wie die Sorbonne aus frommen Stiftungen hervorgegangen und bestimmt, den armen Scolaren und den beaufsichtigenden Lehrern Wohnung und Lebensunterhalt für geringes Entgelt oder um Gotteslohn zu bieten. Die Vortheile dieses Zusammenlebens, die dadurch erleichterte Ueberwachung der Scolaren, bestimmten die Universitätsbehörden, das Aufkommen solcher Bursen zu begünstigen. Man richtet solche in den Universitätsgebäuden ein (Collegia) oder gestattet den Magistern der Artisten-Facultät zur Mehrung ihres Einkommens Privatbursen zu eröffnen; schließlich wird jeder Scholar, mindestens aber die Angehörigen der Artisten-Facultät verhalten, in einer Burse oder einem Collegium zu wohnen. Die Bedeutung dieser Anstalten erhellt am besten aus der Thatsache, daß der Name der ältesten Pariser Burse zur Bezeichnung dieser Universität selber geworden ist.

Die ganze Entwicklung zielt dahin, die Universität in eine Anzahl von Convicten oder Internaten aufzulösen (jede beherbergt dreißig bis vierzig Scolaren), die nicht nur die Aufsicht über die Studenten erleichtern, sondern auch einen Theil des Unterrichts abnehmen, wie dies auf den englischen Universitäten noch heute geschieht.

Auf die Ausbildung des mittelalterlichen Universitätswesens, besonders aber des Studententhums haben sie einen bedeutsamen Einfluß geübt. Sie haben es dem Mittellosen erleichtert, die langen Studienjahre zu überstehen, sie haben bei Lehrern und Schülern die Einfachheit der Lebensführung auch dann erhalten, als im fünfzehnten Jahrhundert der zunehmende Wohlstand in allen Ständen zu Genußsucht und Verschwendung führte, sie haben den geistigen Wechselverkehr zwischen Lehrenden und Lernenden, die derselbe Tisch speiste, dasselbe Dach deckte, beständig gemacht und haben, wie sie selbst nur auf Grund des ehelosen Lebens der Lehrer und Schüler bestehen konnten, vor Allem beigetragen, der Universität in ihrer äußeren Erscheinung ein kirchliches Gepräge, das ja nicht zum geringen Theil auf dem Cölibat beruhte, auch dann noch zu bewahren, als die Wissenschaft, die hier gelehrt wurde, aus einer Dienerin der Kirche längst zu einer selbständigen Macht geworden war. Eine Schilderung des mittelalterlichen Studentenlebens wird, wie sie von ihnen ausgehen muß, auch immer auf sie zurückkommen müssen.

Wer die Universität bezog und nach Erlegung der vorgeschriebenen Taren, die nach dem Stande des Aufzunehmenden bemessen wurden, beim Rector die Immatriculation erwirkt hatte, war verpflichtet, sich binnen kurzer Frist einer Burse oder einem Collegium anzuschließen, wollte er nicht aus der Matrikel alsbald wieder gestrichen werden. Nur vornehme Standespersonen,

hohe kirchliche Würdenträger, die wir bis zur Reformation nicht selten unter den Studenten finden, endlich solche, die bei ihren Eltern wohnten, waren (in Leipzig gegen Erlaubnißschein) von diesem Zwange frei, der aus dem jugendlichen Alter der meisten Scolaren verständlich wird.

Bevor der Ankömmling in die Gemeinschaft der Comburjalen aufgenommen wurde, hatte er sich, wenn er noch Bachant war — so hieß der, der zum ersten Male die Universität bezog — der Ceremonie der Deposition zu unterziehen, von der unsere Fuchstaufe ein sehr harmloses Ueberbleibsel ist. Die älteste Beschreibung des Vorganges giebt das *manuale scholarium*, ein mittelalterlicher Wegweiser für Studirende, der in lateinischen Wechselreden den Neuling in die wichtigsten Verhältnisse des Universitätslebens einführen will, ein Unternehmen, das auch heute noch mir nicht unzweckmäßig scheint.

Dem Bachanten wird eine Ochsenhaut übergeworfen, in der zwei stattliche Hörner befestigt sind, große hölzerne Zähne, die man ihm einsetzte, und mächtig lange Ohren vollenden die Ausstattung. Dann wird das Opfer in die Versammlung der Burjenmitglieder und Magister gebracht, die zuerst das unbekante Wunderthier anstauen, dann endlich unter sehr anzüglichen Redensarten als *Beanus*\*) erkennen und voll Mitleids ihm zu einem besseren Dasein zu verhelfen versprechen. Das Hauptstück der nun folgenden Deposition ist das Abjagen der Hörner, das sinnbildlich die Ablegung der Rohheit des Bachanten bedeuten soll; dann wird mit einer mächtigen Zange der Bachantenzahn ausgebrochen, der Bart mit hölzernem Messer geschoren, nachdem er mit einer Salbe, die verzweifelte Ähnlichkeit mit Schuhwichse hatte, eingerieben worden war. Unter diesen und ähnlichen Quälereien droht der *Beanus* zu unterliegen; man versucht mit einer Mirtur, deren Zusammensetzung anzugeben mir erlassen werde, ihm Lebenskraft einzulösen; als dies vergeblich scheint, wird ihm die Beichte abgenommen, die natürlich eine Reihe sehr bedenklicher Geständnisse zu Tage fördert. Endlich wird der *Beanus* absolvirt, worauf einer der anwesenden Magister an den Deponirten eine Ansprache hält, welche die symbolische Bedeutung des ganzen Vorgangs erörtert; auch von Luther ist eine solche erhalten. Ein Festichmaus auf Kosten des Neuaufgenommenen beschließt die Feier. — Ursprünglich war die Deposition ein von den Universitätsbehörden nicht nur anerkannter, sondern für die Aufnahme sogar geforderter Act; als aber dabei die Rohheit überhandnahm, schritt man gegen die Auswüchse ein; später konnte man für Geld sich davon loskaufen.

Die nächste Sorge des neuen Studenten war, jene Vorlesungen anzunehmen, die für die Erlangung des ersten akademischen Grades nöthig waren. Aber schon damals behalf man sich dabei mit dem geringsten zulässigen Ausmaß und hoffte überdies noch durch Anwesenheit in der ersten

\*) Das Wort wird zusammengebracht mit *bee jauno*, davon unser „Selbschnabel“, wohl auch mit altfr. *beer*, das Maul aufsperrn, also soviel wie „Maulaffe“.

und letzten Stunde seinen Pflichten genügt zu haben. Noch besser war es, wenn man bei einem gutmüthigen Magister die Vorlesungen und die ebenso obligatorischen Disputirübungen ganz schwänzte, obgleich die Universitätsstatuten darauf Relegation setzten. Wer in Greifswald öfter als dreimal in der Vorlesung fehlte, mußte sie neu annehmen.

Der Stundenplan der mittelalterlichen Universität ist ein fester; die für die Prüfung nöthigen Hauptcollegien wurden Vormittags gelesen, mitunter fing man schon um 5 Uhr früh an, die übrigen Nachmittags; Donnerstag und Sonntag waren frei; am Sonnabend fanden die Disputirübungen statt. Für das Verhalten in der Vorlesung giebt es zahlreiche Vorschriften, der Scolaer soll seinen Text, den der Magister erklärte, aufgeschlagen vor sich haben, zum mindesten sollten drei zusammen einen solchen besitzen. Bänke in den Hörsälen waren zu Anfang ein unbekannter Luxus, noch das älteste Wiener Universitätsiegel zeigt die Scolaren vor dem Katheder auf dem Boden sitzend. Späterhin ist es ein Ehrenvorzug, in der ersten Bank zu sitzen (Grafenbank), der aber durch eine höhere Einschreibgebühr erkaufte werden mußte. Während der Vorlesung sind Zeichen des Beifalls und des Mißfallens untersagt, die Scolaren sollen sich — so sagen die Statuten — verhalten wie schweigsame Jungfrauen.

Nach zwei Jahren konnte sich der Scolaer der Artistenfacultät zur ersten Prüfung melden. Vorher mußte er schwören, sich an den Examinatoren nicht zu rächen, auch seine Schulden gezahlt und die Vorlesungen ordnungsmäßig besucht zu haben. Wer schwach in den Wissenschaften war, that gut, die prüfenden Magister zu einem Schmaus vorher zu laden: das von mir erwähnte Manuale bietet dafür die entsprechenden Einladungsformeln. Glückte es, so gewann der Scolaer den Titel eines Baccalarius und damit das Recht, beziehungsweise die Pflicht, selbst Wiederholungsvorlesungen zu halten, während er gleichzeitig auf die Magisterprüfung studirte, die er nach weiteren zwei Jahren ablegen konnte.

Nach den Berechnungen Paulsens, der in einem Aufsatz über „die Organisation und Lebensordnungen der deutschen Universitäten im Mittelalter“ zuerst eine Zusammenfassung des weit verstreuten Materials unternommen hat, mag ungefähr der vierte Theil der Scolaren den ersten akademischen Grad erlangt haben, den heute nur noch die englischen Universitäten verleihen; von den Baccalarien erstrebte wieder nur ungefähr ein Viertel die Vollendung der artistischen Studien, die in der Magisterwürde gipfelten, deren Träger nach Ablauf einer bestimmten Zeit vollberechtigtes Mitglied der Facultät wurde und zur Abhaltung der ordentlichen, d. h. für die Prüfung geforderten Vorlesungen befugt war; daneben mochte er, wenn er Ehrgeiz hatte, sich jetzt den theologischen oder juristischen Studien zuwenden, die nach sechs bis zehn weiteren Jahren zum Gipfel aller akademischen Größe emporführten, zum Doctorat der Theologie. Wie selten aber ein derartiges Ereigniß war, lehrt

die Umständlichkeit und das große Aufheben, das man von einer solchen übrigens sehr kostspieligen Doctorpromotion machte.

In Wien versammelten sich Rector und Decane, Magister und Scolaren vor dem Hause des Doctoranden und geleiteten ihn in feierlichem Zuge unter dem Schall der großen Glocke nach der Stephanskirche. Im Beisein des Hofes und der städtischen Behörden eröffnete der Kanzler der Universität, dem als Vertreter der geistlichen Gewalt die Ertheilung der Licenz\*) nach erfolgter Billigung des Candidaten durch die Facultät zustand, mit einer Ansprache an den Doctoranden die Feierlichkeit. Auf des Kanzlers Aufforderung besteigt jener das Ratheder und bittet um Ertheilung der Abzeichen der Doctorwürde, worauf er dem Promoter Platz macht, der ihn zum Doctor proclamirt. Dann erheben sich alle anwesenden Doctoren der Theologie von ihren Sizen und bilden einen Kreis um den Doctoranden, der dann knieend die Abzeichen der Würde entgegennimmt, das aufgeschlagene und geschlossene Buch als Sinnbild der Lehre und Forschung, den Bruderkuß zum Zeichen der Eintracht und das Doctorbarett als Abzeichen der erlangten Würde. Dann besteigt der neue Doctor nochmals das Ratheder und hält einen Vortrag. Unter Trompeten- und Paukenschall und Glockengeläute wird er feierlich nach Hause geführt. Den Abschluß der Feierlichkeit bildet der Doctorschmaus, bei dem es so hoch herging, daß das Concil von Vienne eine obere Grenze der aufzuwendenden Summe festsetzte.

Auch die Promotionen der Juristen wurden mit großem Gepränge gefeiert; als ein Italiener 1463 zu Basel die juristische Doctorwürde erlangte, veranstaltete er neben anderen Festlichkeiten sogar ein Turnier auf dem Münsterplatz. Eine einzige juristische Promotion zu Wittenberg zieht sieben Schmäuse nach sich; an einem davon nehmen auch die Damen der Universität theil, nach dem Mahle wird getanzt.

Einen solchen Schmaus, der in der akademischen Sprache prandium Aristotelis hieß, gab natürlich mit geringerem Aufwand auch der neue magister artium; meistens aber thaten sich, um an den Kosten zu sparen, gleich mehrere zusammen. Noch im sechzehnten Jahrhundert legt die Artistenfacultät auf dieses Fest großes Gewicht. Im Grunde wird es von der Facultät auf Kosten der neuen Magister veranstaltet; der Decan bestimmt, wenn dies nicht schon die Statuten thun, wer zu laden sei, doch hat er hierbei im Einverständnis mit den Festgebern zu handeln, und soll nicht gegen deren Willen Personen herbeiziehen; er allein oder die ganze Facultät bestimmen das Gasthaus, wo der Schmaus stattfinden soll, falls er nicht in der Burse abgehalten wurde, desgleichen hat er die Verhandlungen mit dem Wirth zu pflegen. Die Statuten von Leipzig setzen dazu fest, wie viele Gänge zu reichen seien, von welcher Sorte Wein und Bier sein sollten. Die Festsetzungen darüber

---

\*) D. h. der Erlaubniß, allenthalben zu lehren, was den wesentlichen Inhalt des akademischen Grades ausmachte.



wurden in ein eigenes vom Decan der Artistenfacultät geführtes Buch mit dem bezeichnenden Titel: „liber culinarius“ eingetragen.

Die Promotionen waren nicht die alleinige Gelegenheit zu Festschmäusen; alle feierlichen Universitätsacte, Versammlungen und Wahlen, wurden mit einem Schmaus beschlossen; selbst die Prosa des Examens wurde angenehm unterbrochen durch die von den Satzungen vorgeschriebene anständige Erfrischung, die hoffentlich auch den zu Prüfenden zu Theil wurde.

Bei der Dürftigkeit des mittelalterlichen Alltagslebens, bei der durchschnittlichen Armuth von Lehrern und Schülern waren die Schmäuse für Viele die einzige Gelegenheit, sich einmal göttlich zu thun.

Denn was wir sonst aus Statuten, aus den Briefen der Dunkelmänner und aus gelegentlichen Aeußerungen über die Beköstigung in den Burjen und Collegien hören, steht zum Aufwand bei jenen Schmäusen in geradem Gegensatz. Zweimal des Tages geht man zu Tisch, um 10 Uhr nimmt man das prandium, um 5 Uhr die cena. Bei beiden Mahlzeiten spielen Grütze, Gemüse und mageres Rindsfleisch die Hauptrolle, dazu trank man, wenn es hoch herging, Dünnbier\*). Jede Burje führte ihre eigene Küche; zu dem Aufwand trug Jeder nach Verhältnis bei, nur die Armen, welche als famuli Hausdienerdienst verjahren, wurden dafür freigehalten — Klagen über spärliche und schlechte Kost begleiten uns bis zur Aufhebung dieser Convicte.

Auch sonst hat man die Comburjalen nicht verwöhnt; das gemeinsame Speisezimmer, auch für Wiederholungs- und Disputationsübungen verwendet, ist nicht selten der einzige heizbare Raum des Hauses; die Schlafkammern der Scolaren blieben ungeheizt; dafür legte man ihrer wohl zehn und zwölf in eine Kammer. Bei solcher Vertheilung versteht man, wie eine ganze Universität, das gut dotirte Greifswald, mit Hörsälen, Aula, Berathungszimmer, Bibliothek, Carcer, etlichen Professorenwohnungen und Studentenkammern, unter ein Dach gebracht werden konnte; um nichts luxuriöser war die Basler Universität eingerichtet.

Früh, bei der Primglocke, die in Wien aus Rücksicht für das Schlafbedürfnis der Jugend eine Stunde geläutet werden soll, stand man auf, schon wegen der zeitigen Vorlesungen, früh ging man zu Bett, das Hantiren mit Lichtern und Fackeln wurde ungern gesehen. Mit dem Schall der Wachtglocke, um acht oder neun Uhr Abends, wurde die Burje geschlossen; den Hausthor Schlüssel hatte der Vorsteher der Burje in sorgfältige Verwahrung zu nehmen. Wer nach der Thorisperre heim kam, hatte eine Geldstrafe zu entrichten, Ein- und Aussteigen durchs Fenster war aufs Strengste verpönt.

Der Vorsteher der Burje (Conventor) war für das Verhalten der ihm

\*) Die Statuten des großen Leipziger Collegiums von 1412 setzen genau fest, wie oft im Jahre eine Extraspeise auf den Tisch zu kommen habe mit Wein und Früchten, dreimal alljährlich giebt es gebratene Gänse, für Jeden ein Viertel. Wer auswärts speist, soll seinen Antheil an die Uebrigen fallen, aber nicht abholen lassen.

Anbefohlenen den Universitätsbehörden verantwortlich. War er zu nachsichtig gegen Vergehen der Scolaren, brachte er sie nicht zur Anzeige, um sich starken Zuzug zu gewinnen, so schloß ihm der Rector die Burse, d. h. er verbot den Universitätsangehörigen, in ihr zu wohnen. Aber auch wer die Scolaren ungebührlich benachtheiligte oder sie aus einer anderen Burse in die seine zu locken suchte, erfuhr solche Ahndung.

Das Leben in den Bursen und Collegien, die gewöhnlich im Universitätsgebäude selbst sich befanden, hat durchaus klösterlichen Zuschnitt. Täglich wird die Frühmesse gehört, gemeinsame Andachten sind vorgeschrieben, während der Mahlzeit wird aus einem Erbauungsbuch vorgelesen. Wer Streit bei Tisch erhebt, muß in Leipzig mit zehn Groschen Strafe büßen; erst nach Erlegung des Strafgeldes wird ihm sein Antheil weiter gereicht. Lautes Geben, Musik und weltlicher Sang werden als unangemessen verwiesen. Vergehen gegen die Hausordnung bringt ein Aufseher, der Lupus, den der Vorsteher insgeheim aus den Scolaren erwählt, zur Anzeige. Auch wer sich vom Lupus beim Gebrauch der deutschen Sprache betreten läßt, die in den Convicten bis ins achtzehnte Jahrhundert verpönt war, hat diese Verachtung der Sprache Ciceros am Ende der Woche mit einer Geldstrafe zu sühnen, nicht minder auch, wer sich unbefugt in der Küche des Hauses zu schaffen macht.

Geldstrafen spielen in der akademischen Disciplin überhaupt eine große Rolle. Wer in der Burse die Wände bemalte, das Holzwerk beschädigte, wer heimlich die Burse verließ, wer verdächtige Personen ins Haus brachte, wer um Geld spielte, wurde zu Gunsten des gemeinsamen Säckels der Burse um Geld gestraft; aber auch Raufhändel, selbst Todtschlag konnten auf diese Weise gesühnt werden, wenn die schwerste akademische Strafe, die Relegation, in Gnaden nachgesehen wurde, welche zumeist auch die Auslieferung an die weltliche (landesherrliche oder städtische) Gerichtsbarkeit zur Folge hatte. Solche Geldstrafen machten einen Theil der Einnahmen der Universitätskasse aus, ein Theil davon floß in die Tasche des Bedells, einer für die mittelalterliche Universität sehr wichtigen Persönlichkeit.

Er übt im Namen des Rectors die Polizeigewalt über alle Angehörigen der Universität, er hat die Aufsicht über das Carcer, besorgt die Ladungen, fahndet auf Nachtschwärmer und nimmt Verhaftungen vor. Seine Entlohnung für eine so vielseitige Thätigkeit findet er in einer Prämie für jede Anzeige, außerdem in einer Collecte, zu der alljährlich alle Universitätsangehörigen nach festen Sätzen beizutragen haben. Der entsprechenden Bestimmung fügen die Wiener Statuten von 1389 noch bei: „aber Alle ermahnen wir, besonders aber die Abeligen und die sich wie Abelige halten, daß sie noch über den bestimmten Ansaß hinaus sich dem Bedell nobel und freigebig erweisen mögen.“

Er war in der That ein vielgeplagter Mann, namentlich auf den großen Universitäten wie Wien, Köln, Leipzig, Erfurt, wo einige tausend

Studenten unter seiner Obhut standen\*). Nicht seine geringste Mühe war es, darüber zu wachen, daß die Mandate des Rectors wegen der Kleiderordnung und wegen des Waffentragens gehörige Beachtung fanden; denn dem Clericus, dem halbgeistlichen Studenten, standen weder weltliche Kleider noch blankte Waffen an. Bei jeder Verlautbarung der Satzungen wird den Scholaren immer wieder eingeschärft, daß sie nicht einhergehen sollen mit Schnabelschuhen, mit Ueberröcken, welche zu kurz seien, mit Mänteln, die kaum die Schultern bedecken; desgleichen verboten waren die geschlitzten und bunt gefütterten Beinkleider, die allzu langen Aermel, die farbigen Barette, die man allenfalls den Adelligen hingehen ließ, wie später in Tübingen den Juristen die Schnabelschuhe. Die Wiener Statuten bringen darauf, daß die Scholaren sich schon äußerlich von den Bürgern unterscheiden, sie müssen den langen dunkeln Rock mit Aermeln tragen, dazu Gugeln, eine Art Kapuze, und Gürtel. Erst 1513, nach einer der großen Universitätsfehden, dem lateinischen Krieg, gestattet ihnen Max I. diese Zeichen des clericalen Standes abzulegen. Später kam die Landsknechttracht unter den Studenten in Schwang; im XVI. Jahrhundert wettern die Statuten gegen die zu weiten Beinkleider, wie sie die Feinde der Christenheit, die Türken trugen, und gegen die kleinen Mäntel, worauf die Tübinger Studenten zum Hohn sich in Bademäntel drapiren. Am Ende des XVII. Jahrhunderts dringt die französische Hoftracht auch auf den Universitäten ein; mit den Kleiderordnungen verschwinden die Klagen über die Eitelkeit der Studenten, ja im XVIII. Jahrhundert findet sogar ein Umschlag ins Gegentheil statt. In der Zeit des Naturburschenthums geht man in Jena mit Schlafrock und Nachtmütze ins Colleg.

Das Verbot des Waffentragens dagegen wurde nicht an allen Universitäten gleichmäßig gehandhabt. Sehr strenge war man in Wien, wo sogar der Besitz von Waffen untersagt war; andere Universitäten gestatteten den Scholaren stillschweigend dieses Ehrenrecht des freien Mannes und traten dagegen erst dann auf, wenn die Kaufhändler mit der Bürgerschaft kein Ende nehmen wollten oder zu Mord und Todtschlag geführt hatten. Kein Verbot blieb aber unwirksamer als dieses, zumal die Studenten sehr oft auch wirk-

\*) In einem der Briefe der Dunkelmänner (II., 46) wird die Zahl der Studenten in Wien und Köln auf je viertausend, in Leipzig und Erlant auf je zweitausend angegeben. Paulsen warnt mit Recht vor den übertriebenen Angaben der Zeitgenossen über den Besuch der Universitäten, deren beschränkte Raumverhältnisse schon Mißtrauen gegen hohe Frequenzziffern empfehlen; auch die obigen Zahlen, die der Zeit von 1515 entsprechen sollen, sind eher zu hoch gegriffen. Wie sich in Leipzig die Studenten auf die einzelnen Facultäten vertheilen, erfahren wir aus einem Bericht der Juristenfacultät an Herzog Georg, der in das erste Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts gehört. Sie giebt die Zahl ihrer eigenen Studenten auf hundert an, die der theologischen Facultät auf sechs bis sieben, der medicinischen gar nur auf vier bis sechs; alle übrigen Scholaren gehörten zur Artistenfacultät. Es ist anzunehmen, daß damals auf den übrigen deutschen Universitäten das Verhältniß für die höheren Facultäten auch nicht viel günstiger war.

lich der Waffen zur Vertheidigung gegen die auffässigen Bürger und Handwerker bedurften. Als 1654 den Jenensern das Waffentragen untersagt wurde, nahmen diese das Verbot des Rectors wörtlich und ließen sich ihre Degen auf Schubkarren nachschieben. — Im Ganzen haben die Studenten das Recht des Waffentragens behauptet, wenigstens bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, ja eine Erinnerung an dieses Recht haben die farbentragenden Verbindungen in unsere Tage herübergerettet.

Zweifellos hat die Sitte, Waffen zu tragen, vielfach den blutigen Ausgang der Raufhändel unter den Studenten verschuldet, aber diese Ausschreitungen waren im Ganzen selten, wenigstens bis zum 30jährigen Krieg. Das Duell, der Zweikampf unter Beobachtung feststehender Förmlichkeiten, ist am Ende des XVI. Jahrhunderts aus Frankreich nach Deutschland verpflanzt worden, tritt erst nach dem großen Krieg, der Deutschland auch in Art und Sitte ins Joch der Franzosen schlug, häufiger auf und erreicht im XVIII. Jahrhundert an den norddeutschen Universitäten seinen Höhepunkt; aber noch 1815 schlugen die 350 Studenten der Universität Jena in einer Woche 147 Mensuren. Kein Wunder, daß sorgsame Eltern sich scheuten, ihre Söhne überhaupt noch auf die Universität zu schicken, und ein Gönner der Studien, Herzog Rudolf August von Braunschweig, kennzeichnet schon am Ende des XVII. Jahrhunderts in einem Brief an v. d. Gardt, den Geschichtschreiber des Constanzer Concils, die verschiedenen Universitäten mit den Versen:

„Wer von Tübingen kommt ohne Weib,  
 Von Leipzig mit gesundem Leib,  
 Von Helmstädt ohne Wunden,  
 Von Jena ohne Schrunden,  
 Von Marbnrg un gefallen,  
 Hat nicht studirt auf allen.“

Erst als die Noth des Vaterlandes den Studenten zu ernstem, heiligem Zweck die Waffen in die Hand drückte, brach jene höhere Auffassung von Mannesmuth und Mannesehre sich Bahn, die auf den Schlachtfeldern sich bewährt hatte; es ist kein Zufall, daß gerade von Jena aus die Reform des deutschen Studententhums ihren Ausgang nimmt.

Im Ganzen gewährt das Zusammenleben der mittelalterlichen Studenten ein Bild selten getrübler Eintracht, was zu allen Zeiten ein sicheres Kennzeichen starken Standesgefühls ist; dafür standen die Scolaren in umso schlechterem Einvernehmen mit den sonstigen Bewohnern der Universitätsstadt, denn der große Sinn, der in den italienischen Städten Bologna, Padua, Siena die Bürgerchaft bejeelte, die in den mit namhaften Opfern erhaltenen Universitäten Kleinode ihres Gemeinwesens sahen, hat in den deutschen die längste Zeit gefehlt. Nur mit Neid sahen Bürger und Rath auf die Privilegien der Universität, auf den besonderen Gerichtsstand und auf die Steuer- und Abgabefreiheit aller ihrer Angehörigen, d. h. nicht bloß der Lehrer und

Studenten, sondern auch der Diener, der Abschreiber, später der Buchdrucker, Buchbinder, Buchhändler, der Apotheker und Wundärzte, selbst der Wäscherinnen, die alle mit ihrem Gesinde und ihrem liegenden Gut als Universitätsverwandte im Schutze der akademischen Freiheit standen. Man bedachte die Schädigung des Stadtsäckels; die Tübinger Wirthen ärgerten sich, daß die Lehrer, die einen Weingarten besaßen, das Recht des steuerfreien Ausschankes hatten; Jahrelang stritten sich der Leipziger Stadtrath und die verschiedenen Universitätscollegien wegen der steuerfreien Einfuhr des Bieres; die Bürgerschaft wurde immer empfindlicher gegen Ausschreitungen der Scolaren, gegen nächtliche Tumulte, die trotz aller Klagen beim Rector nicht entsprechend gehandelt wurden. Kämpfe zwischen der Stadtwache und den Studenten waren tägliche Vorkommnisse, die aber nicht immer zu Gunsten Letzterer ausgingen. Fiel einer der Scolaren, der sich vielleicht bei einem nächtlichen Ständchen überraschen ließ, den Schergen in die Hände, da vergaßen diese zu leicht der Verpflichtung, ihn dem Rector auszuliefern, und setzten ihn in das Stadtgefängniß, aus dem ihn öfter erst lange Verhandlungen mit dem Stadtrichter befreiten; in Greifswald ließ man darüber einen Studenten im Kerker erfrieren.

Fühlt sich die Universität in ihren Rechten und Freiheiten durch solche Unbill verletzt, so sucht sie als kirchliche Anstalt zunächst den Schutze der geistlichen Gewalt, des Bischofs, der als Kanzler der Universität auch die Pflicht hatte, die Privilegien der Universität zu wahren, wendet sich auch mit Klagen an den Landesherrn und droht endlich, wenn ihr nicht Recht wird, mit jenem eigenthümlichen Kampfmittel, das in der Geschichte der mittelalterlichen Universität eine so bedeutende Rolle spielt, mit dem Verlassen der Stadt, einer Art geistigen Interdicts.

So zogen einst die Bologneser Studenten aus, als die Stadt dem aus den Studenten allein gewählten Rector die Anerkennung versagte, und gründeten Padua; so wird von Oxford aus Cambridge gegründet, und aus der Prager Universität erwächst durch den Abzug der Deutschen die Leipziger. Auch in Wien hat man wiederholt daran gedacht, zu diesem äußersten Mittel zu greifen, Lehrer und Schüler waren darin durchaus eines Sinnes, denn auf der Wahrung der akademischen Freiheit schien Allen das Gedeihen des Studiums zu beruhen.\*)

1451 hatte in Wien die Spannung zwischen Universität und Bürgerschaft

---

\*) Für diese Auffassung besonders bezeichnend ist eine Rede, welche Dr. Kone in Gegenwart des Kurfürsten Friedrich hielt, als dieser den ersten Versuch machte, der Universität Leipzig Statuten vorzuschreiben; u. A. erklärte er: „Unsere Universität beruht ebenso wie die Pariser auf den Privilegien und Freiheiten; in diese hat sich Niemand zu mischen, weder der König noch der Kanzler; sie hat das Recht sich selber Statuten zu geben, sie abzuändern, zu verbessern nach der Zeiten Nothdurft und der Art der Geschäfte, und darum heißt sie freie Universität.“

wieder einmal die äußerste Grenze erreicht; der Rector, bemüht die Zwistigkeiten beizulegen, ruft die Vermittelung des Landesmarschalls an und sendet zu ihm eine Abordnung, bestehend aus dem Decan der Artisten, Johann Huber von FreinStadt, und vier Scolaren als Vertretern der vier Nationen an der Universität. Auf dem Rückweg werden die Abgesandten von bewaffneten Bürgern überfallen, drei der Scolaren retten sich, den vierten, der in die Hände der erregten Menge gefallen ist, befreit zwar der Decan, er selber aber wird zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und durch Stiche schwer verwundet; bloß die Tonsur, die den Geistlichen erkennen läßt, hält die Bürger von einer folgenschweren Mordthat zurück. Auf die Kunde von dem Geschehenen versammelt sich die Universität, die Einstellung der Vorlesungen wird beschlossen und eine Deputation an den Landesherrn abgesandt, die Bestrafung des Frevels verlangte. Friedrich IV. läßt die Abgesandten zwar nicht vor, den kaiserlichen Rätthen aber eröffnet der Wortführer, der berühmte und hochangesehene Theologe Thomas Ebendorfer von Haselbach, daß Lehrer und Studenten entschlossen seien, Wien zu verlassen, wenn sie gegen die Angriffe der Bürger, an denen der Stadtrath selbst Theil habe, fernerhin ungeschützt blieben. Das feste Auftreten bleibt nicht ohne Wirkung, Friedrich läßt sich herbei, zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln. Zum Unglück kommt es noch am selben Tag zu einer Schlägerei zwischen Studenten und Bürgern, bei der einer der letzteren schwer verwundet wurde. Kaum wird dies in der Stadt bekannt, so eilt die ganze Bürgerchaft zu den Waffen, während die Studenten auf Befehl des Rectors sich in die Bursen zurückziehen. Vor einer der Bursen in der Niemerstraße wird eine vorübergehende Schaar von Bürgern mit Pfeilen beschossen, sofort wird die Burse gestürmt, von deren Insassen sieben ergriffen (die übrigen hatten sich über die nächsten Dächer gerettet) und vor den Stadtrichter geschleppt, der über sie sogleich die Todesstrafe ausspricht; ein Zufall nur hindert die Ausführung des Urtheils. Erst am andern Morgen sind die Gemüther so weit beruhigt, daß Verhandlungen angebahnt werden können, in deren Verlauf auch die Gefangenen die Freiheit gewinnen.

Schlimmer verlief ein ähnliches Ereigniß zu Erfurt im Sommer 1510. Es hatte sich ein Streit zwischen Studenten und Landsknechten erhoben, in den sich zu Gunsten dieser auch Bürger und Handwerkergejellen mischten. Die Studenten, in der Minderzahl, ziehen sich in das große Collegium zurück, das sich im Universitätsgebäude befand. Wie in Wien so schießen sie auch hier auf die Menge, die draußen tobt, aus Handbüchsen. Die Bürger, dadurch noch mehr gereizt, schleppen zwei Kanonen herbei und richten sie gegen die Universität, das Thor wird gesprengt, die Menge ergießt sich ins Haus, plündert es und tobt seine Wuth, da die Studenten entwichen waren an Kathedern und Bänken und sonstiger Einrichtung aus, Alles wird vernichtet, auch Archiv und Bibliothek. — Die Universität steht zwar auf die dringenden Vorstellungen des Erfurter Rathes von dem Plan ab, Erfurt zu verlassen, aber sie kann nicht hindern, daß viele Scolaren nach Leipzig und

Wittenberg abziehen. Seit dem Studentenlärm verbleicht der Glanz der einst so berühmten Universität.

Mit den Gesellen der Handwerker leben die Studenten beständig auf Kriegsfuß. 1471 jenden die Leipziger Schustergejellen der Universität in aller Form einen Absagebrief, nicht minder kampflustig erweisen sich die Schneider. Einer der großen Leipziger Excesse, der allerdings schon ins Jahr 1533 fällt, nimmt damit seinen Anfang, daß am Pfingstmontag drei Schneidergesellen einen Angriff auf fünf junge Studenten machen und zwei davon tödtlich verwunden. Wiederholt erklären die Leipziger Studenten, daß sie ohne Waffen wegen der Feindseligkeit der Handwerker nicht bestehen und darum dem Waffenverbot nicht Folge geben könnten. 1478 unternehmen zu Greifswald die Schmiedegesellen die Erstürmung der Artistencollegien, wie der Berichterstatter argwöhnt, auf Anstiften einiger Rathsmitglieder. — Bei Ausflügen in die Umgebung giebt es auch Kämpfe mit den Bauern, in Wien besonders mit den übermüthigen Weinbauern, deren urwüchsigc Grobheit und Rauflust sich schon damals nicht ungern bethätigte.

Es darf aber nicht verkannt werden, daß die Studenten ihrerseits vielfachen Anlaß zu gerechten Klagen der Bürgerschaft boten. Es half wenig, daß die Universitätsstatuten nächtliche Ruhestörung hintanzuhalten suchen, den Studenten zur Nachtzeit das Betreten der Straßen nur ausnahmsweise und mit Lichtern gestatten, den Besuch der Schenken ganz untersagen, desgleichen die Theilnahme an den Festen der Bürgerschaft, besonders an den Tänzen auf dem Rathhaus und im Freien und an den Hochzeiten, bei denen Studenten sich auch ungeladen einfanden.

Das Tanzen an sich scheint man damals mit dem Stand des Clerikers nicht für unvereinbar gehalten zu haben. Die Studenten entschädigten sich späterhin dadurch, daß sie selber Tänze veranstalteten, so zu Tübingen und Wittenberg, nicht selten im Anschluß an Promotionsfeierlichkeiten. Der Stammbaum unserer Studenten- und Juristenbälle reicht ins sechzehnte Jahrhundert zurück.

Sehr alt sind die Umzüge in der Fastnacht, die freilich zu vielem Muthwillen und Aergerniß Anlaß gaben und daher fast in allen Statuten untersagt sind. Geholfen haben aber weder diese noch die anderen Verbote, wie die unzähligen Einschärfungen am besten beweisen. War der Klagen gar kein Ende, so entschlossen sich die Universitätsbehörden ein Exempel zu statuiren und relegirten den einen oder anderen der Rädelsführer.

War so dem Scolaren der Schutz der Universität gekündigt, fürchtete er die Nachstellungen rachsüchtiger Philister, stand er irgendwo zu tief in der Kreide oder trieb ihn nur die Wanderlust, so schnürte er sein Bündel und ward zum fahrenden Gesell. Während der durchschnittlich fünfjährigen Studienzeit fünf Universitäten besucht zu haben, ist unter mittelalterlichen Studenten etwas Gewöhnliches, die Seßhaftigkeit unserer akademischen Jugend lag ihnen nicht im Blute; ist doch das erste Privileg, dessen sich die Scolaren rühmen, Barbarossa's Authentica, nach dem Anfangswort die Habita genannt,

stets als Grundstein der akademischen Freiheit betrachtet, eine Verbriefung der Freizügigkeit.

Aus den engen Verhältnissen einer kleinen Universitätsstadt, aus den Fesseln drückender Disciplin erwächst die Sehnsucht nach dem ungebundenen Wanderleben des fahrenden Schülers. Um Reisegeld braucht er nicht viel zu sorgen, mildthätige Seelen findet er überall, in Bauernhäusern wie in Pfarrhöfen und Klöstern; sein geistliches Gewand, das er daheim mit Unmuth getragen hat, hier wird es ihm zum Segen. Vollends wer aus den Brennpunkten des Geisteslebens kommt, wer in erregten Zeiten Neues berichten kann, der wird auch aus den Schlössern des Adels nicht weggewiesen. Fette Bißten und klingender Lohn werden dem Bringer guter Nachrichten zu Theil.

In diesem freien Wanderleben wurzelt die Poesie der fahrenden Schüler, die freilich lange vor Entstehung der Universitäten begründet ward; aber der Ton, den die Lieder des Erzpoeten und die carmina Burana anschlagen, klingt nach durch alle Jahrhunderte bis in unsere Zeit herein; die sangbarsten unserer Studentenlieder sind zum guten Theil Wanderlieder.

Doch den Schattenseiten dieses sorgenlosen Wanderlebens dürfen wir uns nicht verschließen. Zu leicht wird aus dem wandernden Scholar ein Vagant, der jahraus . jahrein von einer Stadt zur andern zieht, nur vom Bettel sich ernährt, den er nicht einmal selbst übt, sondern von Jüngern, oft kleinen Knaben, üben läßt, die ihm von Gutgläubigen zur Obhut und zur Unterweisung in den Anfängen der Wissenschaft anvertraut werden. Je größer die Zahl dieser kleinen Schützen ist, desto bequemer lebt ihr Herr und Meister; den kleinen Burschen, die in den Dorfstraßen Lieder singen und Gaben heischen, giebt Jeder gern, aber sie müssen Alles ihrem Zwingherrn abliefern, der ihnen dafür trockene Brotrinde übrig läßt und sie höchstens dafür lehrt, Hühner und Gänse zu stehlen.

Ein anschauliches Bild eines solchen Wanderlebens bietet uns die Lebensbeschreibung des Thomas Platter, des armen Hirtenknaben aus dem Bispthal, von der G. Freytag in den „Bildern“ eine umfangreiche Inhaltsangabe geliefert hat. In tiefster Armuth, in völliger Einsamkeit wächst der Kleine auf, ein Ofen ist ihm so fremd, daß er auf seiner ersten Wanderschaft die im Mondlicht glänzenden Kacheln eines solchen für die Augen eines Kalbes hielt. Von seinen Gaisen weg kommt er zu einem Pfarrer in die Lehre, bei dem er nichts lernt, als bei den Bauern um Eier betteln und das salve singen. Da die Kost schmal, die Prügel reichlich waren, folgt er gern der Einladung seines Betters, eines Bachanten, der also erst auf die hohe Schule ziehen wollte und verspricht, ihn mit nach Deutschland zu nehmen, zu Anfang auch Unterricht im Latein zu ertheilen. Als Schütze führt nun Platter ein achtjähriges Wanderleben; mit seinem Bachanten durchzieht er Deutschland kreuz und quer, von Passau bis Straßburg, von Breslau bis Zürich und Luzern, hungernd und frierend, bettelnd und stehend. Die Enten und Gänse, die Platter, der in seiner Heimat solches Gethier nie gesehen, für zischende



Teufel hält, sind vor ihm und seinesgleichen ebenso sicher, wie vor dem Fuchs; ein Stück Tuch, das irgendwo ergattert worden war, wird ein Jahr lang immer wieder gutherzigen Leuten vorgewiesen, um den Macherlohn zu erbetteln, bis endlich Einer, der zufällig zum zweiten Mal um die Beisteuer angegangen wird, den Betrug erkennt. Die Bachanten, — es hatten sich ihrer mehrere zusammengethan — können das Zusammengebettelte gar nicht aufzehren, aber erst wenn das Brot schimmelig wurde, überlassen sie es den Schützen, allein wehe diesen, wenn sie eine Gabe ihren Herrn verheimlichen. Endlich entschließt sich Platter, seinem Peiniger zu entlaufen, dieser aber, der an dem treuherzigen Knaben, dem die Leute gerne spendeten, eine gute Pfründe verlor, setzt ihm durch halb Deutschland nach, zum Glück vergeblich. Achtzehn Jahre alt kommt Platter erst zu einem ordentlichen Schulunterricht; bei Myconius in Zürich muß er jedes Wort des Terenz durchdecliniren und conjugiren. Dann treibt ihn die Noth von der Schulbank in die Werkstatt, er wird Seilerlehrling und studirt während der Arbeit den Plautus, dessen einzelne Blätter er mit einer Holzgabel an dem zu fertigenden Seil befestigt. Später wird er Corrector einer Buchdruckerei, dann selbst Buchdrucker und endlich Rector der Lateinschule zu Basel. Seinen Sohn Felix, der gleichfalls eine Lebensbeschreibung hinterlassen hat, kann er schon zu Montpellier Medicin studiren lassen, dieser wird einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit.

Wir erfahren nur von denen, die sich aus Noth und Elend durchrangen zu einem menschenwürdigen Dasein; wie viele jedoch hinter dem Zaun verdarben oder froh sein mußten, irgendwo in niedrigen Diensten ein dürftiges Leben zu fristen, bleibt fast jedoch verborgen. Aber auch starken Naturen, wie Platter, bleibt als Wahrzeichen einer harten Jugend voll Entbehrungen und Erniedrigungen die unruhige Unternehmungslust und die argwöhnisch reizbare Empfindlichkeit, die aus gleicher Ursache so viele der Reformatoren kennzeichnet.

Gewiß ist aber Platter doch nur Einer von den Vielen, die den Weg zu reicherm Wissen, zu besserer Lebensstellung sich durch Dornen und Disteln zu bahnen gewußt haben, an sich kein unverächtliches Zeugniß dafür, welchen Werth das Mittelalter höherer Bildung beimaß. Freilich kam ihnen allen zu Gute, daß dem angehenden Geistlichen — als solcher wurde der Student noch lange später allgemein betrachtet — die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit frommer Leute aller Stände sehr weit entgegenkam. Das Bettlerthum warf keinen Makel auf den Studenten, hatte doch die alte Kirche selber diese Art des Erwerbs in den Bettelorden geheiligt und forderte sie doch mit Nachdruck die Almosenspende als Zeichen werththätiger Nächstenliebe, als einen der Wege zum ewigen Heil. Ein wohlhabender Mann, wie Bullinger, bedenkt sich nicht, seinen Sohn auf theilweisen Unterhalt durch Bettel anzuweisen, nicht aus Mitleid, sondern damit dieser das Los der Armuth aus eigener Erfahrung kennen lerne und später um so lieber Mildthätigkeit übe.

Solche arme Studenten machten freilich nur selten den ganzen Universitätskurs durch; wenn sie das Baccalariat erworben haben, die meisten sogar

noch früher, verlassen sie die Universität und übernehmen ein niedriges geistliches Amt, für das ihre Kenntnisse genügen, um vielleicht nach Jahren, wenn ihnen inzwischen das Glück gelächelt hatte, auf die Hochschule wieder zurückzukehren und ihre Studien zu vollenden, die sie in der kirchlichen Hierarchie zu höheren Stellen befördern. Das ist es ja, was dem mittelalterlichen Studium vor Allem zu seinem kirchlichen Gepräge verhilft, daß die mittelalterliche Kirche nicht bloß eine Reihe von Stiftungen hervorrast und fördert, die dem armen Scolaren wenigstens einen Theil der Mittel zum Unterhalt gewähren, sondern daß sie ihm nach beendigten Studien auch eine Versorgung in ihrem Dienst, in Pfarreien oder Klöstern, zu bieten weiß. — Als die Reformation eine Menge geistlicher Aemter überflüssig macht, eine Menge von Pfründen eingehen läßt, da leeren sich die Universitäten. Die reichen Abteien und Canonicate in den Domstiften, die früher den studirten jüngeren Söhnen des Adels zufielen, sind vom Landesherrn eingezogen, die vielen Klöster, die die Armeren und Niedrigeren aufnahmen, sind verödet. Sehr nachdrücklich muß dann Luther die Eltern an ihre Pflicht mahnen, die Kinder, wenn sie sonst begabt sind, studiren zu lassen, und er unterläßt nicht hinzuweisen, daß auch die neue Kirche der Arbeiter und Streiter bedürfe für Seelsorge und Lehramt.

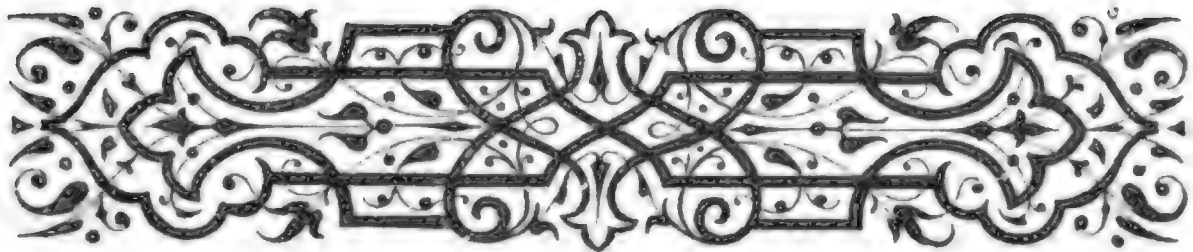
Als die Wogen des religiösen Streites sich ebnen, hebt sich auch wieder der Zufluß zu den Universitäten. Freilich sind es nicht mehr dieselben Stände wie im Mittelalter, deren Söhne die Hochschulen bevölkern. Die mit der religiösen verbundene sociale Umwälzung hat vor Allem den Bauernstand getroffen, er hat nicht mehr die Mittel, seine Söhne studiren zu lassen; der Handwerker- und Kleinbürgerstand befindet sich nicht in besserer Lage: am zahlreichsten finden wir auf den theologischen und philosophischen Facultäten, deren enge Verbindung noch immer anhält, die Söhne von Lehrern und Geistlichen, die damals jene Pastorendynastien begründeten, die in der Folge für die Entwicklung der Cultur im protestantischen Deutschland eine bedeutende Erscheinung geworden sind. In der juristischen Facultät — die medizinische hat damals noch jeder Bedeutung entbehrt — finden wir dagegen die Söhne des Adels und des wohlhabenderen Bürgerstandes, denen der Staat nunmehr Rang und Einkommen zu bieten hat.

Die Wandlungen in Lebensanschauung und Sitte, die seit der Reformation der Zeiten rascher Wechsel mit sich bringt, spiegeln sich im Studentenleben getreulich wider. Der reformatorische Ernst in Lehre und Leben, der den Studenten sogar die geistliche Tracht gewahrt wissen will, wird durch das Kleinliche Gezänke der Theologen den höheren Ständen verleidet, die, auf abstracte Erörterungen ohnehin nicht sehr erpicht, sich bald wieder jener naiven Genußsucht zuwenden, die, nur etwas entgeistigt und vergrößert, sich aus dem Mittelalter herübergerettet hatte. Auf den Universitäten reißt jetzt die Trunksucht ein, die Kaufhändler mehren sich, die Klagen über unsittlichen Lebenswandel der Studenten nehmen kein Ende. Während des

großen Krieges, der so viele deutsche Universitäten auch unmittelbar heim- suchte, wächst die Verrohung, die nach dem Eindringen der französischen Sitte, des à la mode-Besens wohl gemildert wird, da nunmehr raffinirter Egois- mus den sittlichen Zustand der höheren Gesellschaftschichten kennzeichnet. Es ist die Zeit, da der Penualismus ins Universitätsleben eindringt; an die Stelle der regellosen Kaufhändler tritt immer mehr das Duell, die Anfänge des Comment, der doch eigentlich aus der weltlichen Freude am Formenkram stammt, entspringen dieser Zeit. Die Vorliebe an geheimen Verbindungen, die besonders am Anfang des XVIII. Jahrhunderts alle Kreise beherrscht, kommt in den Studentenorden zum Ausdruck, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch die Landsmannschaften abgelöst werden. Wohl hält sich in diesen kleinen Verbänden manch alter löblicher Brauch, der aber nicht entschädigen kann für die Kleinherzigkeit der Gesinnung, die in diesen ängstlich abgezirkelten Kreisen großgezogen wird. Was an physischer und geistiger Kraft damals auf dem Pflasterboden und im Bierdorf zwecklos vergeudet wurde, dessen wurde man erst inne, als die große Katastrophe des deutschen Volkes und dessen Wiedererhebung in den Freiheitskriegen dem jungen Volke neue bessere Ideale schuf und es empfänglich machte für die größeren Pflichten gegen ein größeres Ganze.

Aus der Begeisterung der Freiheitskriege sind nicht nur unsere modernen Universitäten, die damals die geistige Führung unseres Volkes übernahmen, hervorgegangen, auch unser modernes Studenthum ist in und aus der gehobenen Stimmung jener großen Zeit entsprungen.





## Erinnerungen an den Grafen August von Werder.

Von

Gebhard Zernin.

— Darmstadt. —

(Schluß.)

IV.

**A**ls General von Werder am 21. Mai 1866 an der Spitze seiner Division von Stettin ausrückte, um zum ersten Male als Truppenführer an einem Kriege theilzunehmen, sah er den kommenden Dingen mit hoher Spannung, aber zugleich mit fester Entschlossenheit entgegen. Im Allgemeinen stand er auf dem Standpunkte, daß Alles, was König Wilhelm und seine treuen Berather Bismarck, Moltke und Roon beschloßen, zum Wohl des Vaterlandes ausschlagen müsse. General von Conrady erläutert dies näher in folgender Art:

Die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war das große Ziel, welches sich Preußen gesteckt. Deshalb mußte es stark sein. So wunderbar es Werder erschien: fest stand doch, daß die Idee eines einigen Deutschlands, für welche in den dreißiger Jahren so viele begeisterte Männer als Staatsverbrecher, der Demagogie angeklagt, in die Gefängnisse geworfen worden, daß dieselbe Idee jetzt vom Könige selbst und seinen Rätthen zum Ausgangspunkt preußischer Politik genommen wurde. Weil aber Oesterreich der alte Nebenbuhler Preußens in Deutschland, sich naturgemäß für eine solche Gestaltung der deutschen Verhältnisse nicht erwärmen konnte, mußte es zwischen beiden Reichen zum Conflict kommen. König Wilhelm war tief abgeneigt, gegen den alten Bundesgenossen aus den Freiheitskriegen aggressiv vorzugehen; er war aber ebenso abgeneigt, sich von Oesterreich

niederhalten zu lassen in seinen Bestrebungen, dem Haß und der Mißgunst der deutschen Männer unter einander, dem unberechtigten und die deutsche Kraft lähmenden Kampf der Sonderinteressen ein Ende zu machen. Jetzt war der deutsche Bund der franke Mann. König Wilhelm und Bismarck scheuten selbst die bitterste Medicin nicht, um die gründliche Heilung herbeizuführen.

Wir können hier nicht in die Schilderung die einzelnen Erlebnisse des Generals von Werder und seiner Truppen in Böhmen und Mähren eingehen und werden nur eine Uebersicht derselben geben. General v. Conrady hat zu seiner Darstellung hauptsächlich ein Kriegstagebuch benutzt, welches der damalige Generalstabs-Offizier der Division, Major (heute General-Lieutenant z. D.) v. Quistorp geführt und für das vorliegende Werk zur Verfügung gestellt hat; es ist später vom General von Werder selbst geprüft und mit Bemerkungen versehen worden, da es für den Druck bestimmt war, aus dem jedoch nichts geworden ist.\*)

Das Hauptgefecht des Generals im Feldzug 1866 war der Kampf bei Gitschin am 29. Juni. Er durfte mit den Erfolgen dieses Tages wohl zufrieden sein und schrieb darüber an seine Schwester Folgendes: „Bei Gitschin haben wir Alle ein rasendes Glück gehabt, es konnte uns recht schlecht gehen. Wir haben Alle, ich nicht ausgenommen, viele Fehler gemacht, — der liebe Gott wollte platterdings, daß wir siegen sollten. Unsere Schuldigkeit aber haben wir Alle gethan, so weit sie darin besteht, nach bestem Wissen und Gewissen die Sache anzufassen und durchzuführen. Der König hat sich wiederholt sehr anerkennend gegen mich ausgesprochen. Mein Versuch, das Verdienst von mir abzulehnen und den tapferen Truppen zuzuwenden, half nichts. „Die Truppen müssen doch geführt werden,“ meinte er. Ich wußte nichts Besseres zu thun, als die mir dargereichte Hand zu küssen!“

Das Glück des Generals von Werder und der Preußen überhaupt bei Gitschin, von welchem der General in diesem Schreiben spricht, erscheint leicht erklärlich, wenn man erwägt, daß in diesem Kampfe zwei preußische Divisionen (die 3. und 5.) gegen das österreichische 1. Corps und das sächsische Armee-Corps, also gegen eine doppelte Uebermacht fechten mußten. In einem späteren Briefe — vom August 1866 — kommt General von Werder nochmals auf das Gitschiner Gefecht zurück und sagt dabei Folgendes:

„In einem Deiner Briefe bedauerst Du, daß von der 3. Division in

---

\*) Diese Thatsache ist gewiß zu bedauern, sie ist auch in anderen Fällen vorgekommen. Uns persönlich ist z. B. bekannt, daß auch der Chef des Generalstabes des 5. damals von General von Steinmetz geführten Armee-Corps, Oberst von Wittich (der spätere Commandeur der 22. „Kilometer-Division“ im Kriege 1870/71) über den Feldzug 1866 ein ausführliches Tagbuch verfaßt hat, das nicht veröffentlicht worden ist. Der berühmte Verfasser hat dasselbe dem ritterlichen Prinzen Friedrich Karl von Preußen mitgetheilt, welcher mit besonderem Interesse von ihm Kenntniß genommen hat, wie uns General v. Wittich selbst 1869 erzählte.

den Zeitungen so wenig zu hören ist. Mir ist das ganz lieb. Diese Mittheilungen sind zum großen Theil sehr ungenau und laufen mitunter auf Uebertreibungen hinaus; sogar erweisen sie sich als reine Tartaren-Nachrichten, wie z. B., daß ein Unteroffizier vom Husaren-Regiment mit einigen Husaren persönlich über 300 Gefangene gemacht habe. Alles Unsinn, und wenn es wahr wäre, brauchte es immerhin keine Heldenthat zu sein. Hätte ich bei Gitschin Zeit gehabt, so würde ich ganz allein auch einige hundert Gefangene haben machen können. Sie lagen im Kornfelde, streckten die Hände in die Höhe und riefen Pardon! Pardon! Einige Offiziere kamen an mich heran sich zu ergeben. Ich verwies sie auf die Zukunft. Hätte ich nur ein Paar Ordonnanzen bei mir gehabt, so schleppte ich sie fort. So aber überließ ich sie Anderen; wahrscheinlich sind sie der 5. Division Tümpel in die Hände gefallen. Entkommen konnten sie ja keinesfalls. Wollte man aus jeder Mücke einen Elephanten machen, so gäbe es für Viele Stoff genug. Das ist aber eines ordentlichen Soldaten unwürdig und stimmt auch wirklich nicht mit dem überein, was die 3. Division in Wahrheit gethan. Es ist blutwenig. Daß wir nicht Gelegenheit gehabt mehr zu thun gleich anderen, ist, was mich betrübt. Der Feldzug war zu kurz.“

Am 3. Juli wurde die Entscheidungsschlacht des ganzen Feldzugs geschlagen: die von Königgrätz. General v. Werder nahm an derselben mit seinen Truppen mehrere Stunden hindurch Antheil, doch war diese Theilnahme nur eine passive. Seine Division war zur Unthätigkeit gezwungen, hatte jedoch immerhin einen Verlust von 7 Offizieren und 418 Mann; sie machte einige Gefangene, errang aber keine Trophäen. Der General schrieb darüber Folgendes:

„Wir haben ein Paar Dörfer mit Sturm genommen, sie waren nicht stark besetzt und dann 5 Stunden im heftigsten Granatfeuer gestanden, so gut, aber schwach genug gedeckt, wie es eben ging. Allerdings hätten wir Tausende verlieren können, es blieb aber bei 400 bis 500. Wir waren zur Action nicht bestimmt. Ein Vorgehen, wie es von einzelnen Abtheilungen versucht wurde, entsprach meiner Ansicht über die allgemeine Gefechtslage nicht und wäre ein unverantwortliches Hinopfern gewesen. Daher hatte ich alle Ausfälle gegen die feindlichen Batterien verboten. Als die Umgehung des Kronprinzen näher rückte, gingen wir vor, der Feind zog aber so rasch ab, daß wir wenigstens ihn nicht mehr zu erreichen vermochten und die Verfolgung der Cavallerie überlassen mußten. . .“

An seinen Bruder schrieb der General:

„ . . . Daß ich aber den Granaten nicht erlegen bin, ist fast ein Wunder zu nennen. Bei Königgrätz standen wir, die 3. Division, im tollsten Granatfeuer. Das Schnellfeuer war betäubend, dennoch waren bei mir nur geringe Verluste, etwa 500 Mann. Infanteriefeuer flücht besser. Bei Gitschin, wo meine Division das Glück hatte, einen weit überlegenen Feind zu werfen, wo aber Infanteriefeuer vorherrschend war, hat sie viel mehr Leute, nament-

lich viele Offiziere, verloren. Bei Königgrätz kosteten mir die Paar Ausfälle, die von einigen Führern in ihrem Eifer aus der einigermaßen gedeckten Position gegen die feindlichen Batterien gemacht wurden, und das Wegnehmen einiger Dörfer am meisten. Der 5 stündige Aufenthalt des rein passiven Verharrens im Granatfeuer machte mehr einen moralischen Eindruck, der aber glänzend überwunden ist. Meine Leute machten Witze oder sie schliefen, während die Granatsplitter um sie herumwirbelten wie Erbsen.“

Der Feldzug ging vorüber, und General v. Werder kehrte etwas unzufrieden mit dem Verlauf der Dinge in die Heimath zurück. Zum ersten Male hatte er Gelegenheit gehabt, sich als Führer zu erproben, und wie er sein ganzes Leben hindurch an seiner Vervollkommnung arbeitete, so war er nun eifrig bemüht, seine Fehler zu erkennen, um sie fortan zu vermeiden. Einer solchen strengen Selbstkritik durfte er später hervorragende Leistungen verdanken.

General v. Conrady giebt hierbei folgende recht aufrichtige Schilderung der Eigenschaften Werder's: „Praktisch beanlagt, mit einem zähen Körper, von hohem Pflichtgefühl, dem größten Wohlwollen und der Bereitschaft, stets für seine Untergebenen einzutreten, fern von jeder Eitelkeit, ausgestattet mit der besonderen Gabe, Ansprachen an die Truppen zu halten, besaß er Eigenschaften, welche dem gemeinen Mann und dem jüngeren Theil der Offiziere unbedingtes Vertrauen zu ihrem kleinen General einflößten. Aber ein unbezähmbarer Thätigkeitstrieb und die Neigung, zu sprechen, führten ihn in der Aufregung des Gefechts dazu, überall selbstthätig einzugreifen, viel zu befehlen, und da er sich nicht immer auf sein Gedächtniß verlassen konnte, ließ er oft über Unwesentlichem das Wesentliche unberücksichtigt. Ein seiner wohlwollenden und kameradschaftlichen Gesinnung sonst fremdes herrisches Wesen seiner Umgebung und Untergebenen gegenüber ließ ihn in der Action oft ganz unnahbar erscheinen, so daß sich Jeder hütete, sich mit einer Anfrage ihm zu nähern.

Er ritt meist einen großen Goldfuchs mit mächtigen Gängen, so daß seine Umgebung ihm kaum folgen konnte. Bei seiner Neigung, Alles befehlen zu wollen, und bei einer Nervosität, die ihn in Unruhe erhielt, waren Adjutanten und Ordonnanzen stets unterwegs, und da er seinen Generalstabs-Offizier in derselben Weise verwendete, befand er sich meist allein, und bei seinem Beschäftigungs-Bedürfniß griff er in die Details da ein, wo er sich gerade befand. Das war freilich immer die gefährlichste Stelle. Darüber aber verlor er den Ueberblick über die allgemeine Situation und die Verwendung seiner Truppen, und da sein Generalstabs-Offizier von ihm fortwährend verschickt wurde, war schließlich Niemand beim Stabe, der über die Truppen Auskunft geben konnte. So entstanden leicht Verwirrung und für die Truppen Unzuträglichkeiten, die bei einer geregelten Befehlsertheilung zu vermeiden gewesen wären.“

Das waren allerdings, wie General v. Conrady offen ausspricht, nicht

geringe Fehler. Allein in seiner mehrfach von uns hervorgehobenen ehrlichen Selbstprüfung, der sich Werder stets unterwarf, konnten ihm selbst dieselben nicht entgehen, und daß er sie künftig zu vermeiden suchen würde, hatte er sich nicht allein gelobt, sondern sollte er auch bald glänzend beweisen.

Die preussischen Führer, von denen am Feldzug 1864 nur verhältnißmäßig wenige theilgenommen hatten, waren dagegen während des zwar nur kurzen, aber höchst lehrreichen Krieges 1866 fast sämmtlich ins Feuer gekommen. Man hatte im Allgemeinen viel gelernt und war nun eifrig bemüht, im Hinblick auf einen kommenden, noch größeren Krieg die gesammelten Erfahrungen besonders auf dem taktischen Gebiet nutzbar zu machen. General von Werder wurde ein großer Förderer der kriegsgemäßen Ausbildung, besonders bei der Infanterie. In erster Linie hielt er jedoch darauf, daß die bewährten Einrichtungen beibehalten und Verbesserungen nur da eingeführt worden, wo es wirklich nothwendig war, — ganz im Sinne des Soldatenkönigs Wilhelm I.

Im Frühjahr 1870 verließ der Divisions-Commandeur von Werder Stettin und gebrauchte die Cur in Karlsbad. Kaum war er zurückgekehrt, so wurde des Dienstes gleichgestellte Uhr durch die Mobilmachung zum Stillstand gebracht: der Krieg gegen Frankreich war vor der Thür. Am 17. Juli schrieb der General an seinen Bruder Folgendes:

„In etwa 8 Tagen rücken wir ab. Wohin und unter wessen Commando — ich weiß es nicht . . . So leicht wie in Böhmen wird die Sache wohl nicht werden, aber ich habe das beste Vertrauen, namentlich auf unseren Herrgott, der die Frechen durch uns strafen will. Wenn alle Preußen und Deutschen denselben Geist im Leibe haben wie ich, so muß der Franzose schon vor dem Hauche hinsterben. Aber freilich wird der Kampf viel Opfer kosten, mehr wie im Jahre 1866, schon wegen des Chassepots. Die Chance des Heimkehrens ist geringer. Nun, wie Gott will, aber sollte mir etwas Menschliches passiren, so laß Dir meine Kinder empfohlen sein!“

Diese prophetischen Worte sind wohl sämmtlich zur Wahrheit geworden. Man ersieht daraus auch, daß in den Kreisen der preussischen Führer die französische Kriegsmacht vor Ausbruch des Krieges nicht unterschätzt und namentlich die Güte des Chassepot-Gewehrs, welche Waffe sich in der That leistungsfähiger erwiesen hat als das Zündnadelgewehr, richtig gewürdigt worden ist. Allerdings aber hat der deutsche Schütze seine Ueberlegenheit über den französischen bewiesen und, was noch sehr wichtig war, hat ferner das deutsche Feldgeschütz das französische glänzend aus dem Felde geschlagen.

General v. Werder wurde am 17. Juli von dem Commando seiner Division entbunden und dem Stabe des Obercommandos der III. Armee zugetheilt, wogegen dienstjüngere Generale das Commando über Armee-corps erhielten. Die Zeit war aber nicht darnach angethan, um empfindlich zu sein, jetzt galt es zu kämpfen und zu siegen! Und mit solchen Gesinnungen eilte er nach Carlruhe, um dort, falls die Franzosen etwa bei Straßburg



(bei Marau war dies thatsächlich beabsichtigt gewesen: nach dem von Marschall Lebœuf aufgestellten, vom Kaiser Napoleon III. gebilligten Plan\*) über den Rhein gehen sollten, den Befehl auf dem rechten Rheinufer über die durch das XI. Armeecorps verstärkten badischen Truppen zu übernehmen. Thatsächlich erhielt er zu Anfang August den Befehl über die zu einem „Corps Werder“ zusammengezogene württembergische und badische Division, welche den linken Flügel der III. Armee bildete.

Nunmehr begann der Feldzug. Auch hier können wir natürlich nicht auf Einzelheiten der Kriegsoperationen eingehen, dagegen wollen wir die beiden Hauptbegebenheiten in den Erlebnissen des Generals v. Werder und seines Corps während des Feldzuges 1870/71 berühren und deren Bedeutung hervorheben; es sind dies bekanntlich die Belagerung und Eroberung von Straßburg im Sommer und Herbst 1870 und die große dreitägige Schlacht an der Sijaine im Januar 1871. Damals, in den ersten Wochen des Krieges von 1870/71, hatte der General noch nicht die entfernteste Ahnung von den ihm vorbehaltenen glänzenden Thaten, denn sonst hätte er nicht unmuthig folgende Zeilen in die Heimat gesandt:

„ . . Mein Commando über die Badenser und Württemberger hat aufgehört, weil dieselben wieder zu Spezialzwecken getrennt worden sind. Ich kehre in's Hauptquartier des Kronprinzen zurück. Meine augenblickliche Beschäftigung besteht in Essen, Trinken und Schlafen, — ein mich sehr wenig ansprechendes Leben. Hätte man mir wahrhaft wohlgevollet, so hätte man mir gleich meinen Hinterleuten ein Corps geben sollen. Freilich hatte ich ein solches während einiger Tage, aber die Divisionen sind auseinander und ich das fünfte Rad. Indes ist noch nicht alle Hoffnung auf Verwendung verschwunden!“

Und eine solche Hoffnung erfüllte sich sehr bald, denn bereits am 14. August erhielt er die Nachricht, daß er den Befehl über das Belagerungscorps von Straßburg bekomme, und Tags darauf begab er sich vor die „wunderschöne Stadt“, welche für Deutschland zurückerobert werden sollte. Er mußte wieder seinem Charakter gemäß verschiedene Bedenken in sich niederkämpfen, die ihm selbst in Bezug auf die Lösung der neuen großen Aufgabe gekommen waren. Letztere war ihm in der Hauptsache fremd und wenig sympathisch. Aber darnach wird im Kriege ja nicht gefragt, und eine sehr maßgebende Persönlichkeit im Hauptquartier des Kronprinzen (wohl General v. Blumenthal?) hatte Werder, als dieser sich wenig befriedigt von seiner neuen Verwendung ausgesprochen, mit den prophetischen Worten getröstet: „Gehen Sie nur getrost dahin, Sie werden noch erleben, daß Sie in der Campagne den Vogel abschießen!“

\*) Man vergleiche die dem Kaiser Napoleon zugeschriebene Broschüre: *Campagne 1870: Les causes, qui ont amené la capitulation de Sedan etc. Bruxelles, 1870.*

Und er schloß nach sechs Wochen den ersten Vogel ab: am Nachmittag des 27. September zog der Feind die weiße Fahne auf dem weithin sichtbaren Münsterthurm auf, nachdem er lange und hartnäckig sich gegen den Belagerer gewehrt hatte. Noch an demselben Tage sandte König Wilhelm aus Schloß Ferridres an General von Werder das Telegramm:

„Ich ernenne Sie hierdurch zum General der Infanterie. Meinen Glückwunsch. Ihren Truppen verleihe Ich hundert eiserne Kreuze.“

Eine besondere Anerkennung gebührt dem General von Werder für die möglichst schonende Art, in welcher derselbe der Stadt Straßburg und ihren Einwohnern gegenüber während der ganzen Zeit der Belagerung aufgetreten ist. Bis zum 22. September — also bis fünf Tage vor dem Fall der Festung — hatte er gegen viertausend Einwohnern das Verlassen der Stadt gestattet; dem Commandanten General Urich hatte er mehrmals das größte Entgegenkommen bewiesen, so daß dieser in einem Schreiben an den Großherzog von Baden u. A. folgendes bemerkte:

„Die Beziehungen, die ich seit Beginn der Belagerung zu General von Werder gehabt habe, und die von seiner Seite immer den Stempel der Höflichkeit und Loyalität trugen, geben mir das Vertrauen, daß er mit Billigkeit und als ein ritterlicher Feind das Loos der Ueberlebenden bestimmen wird.“

Daß General von Werder besonders darüber sehr froh war, daß seinen Truppen ein letzter, sicher sehr verlustreicher Entscheidungskampf — der Sturm — durch die Uebergabe der Festung erspart blieb, hat er selbst später öfter ausgesprochen; ebenso beeilte er sich dem General Urich die Mittheilung zugehen zu lassen, daß er alle Maßregeln treffen werde, um „die Wunden der Stadt zu heilen.“

Gegen die zahlreichen Glückwünsche zur Eroberung Straßburgs verhielt er sich sehr ablehnend. Er schrieb darüber bezeichnend das Folgende:

„Weil Straßburg unter jetzigen besonderen Umständen eine große, mehr politische als militärische Wichtigkeit hat, bin ich auf einmal, was man so sagt, ein höllischer Kerl geworden. Wäre jenes nicht, und wir hätten Heldenthaten ausführen können, wenn z. B. Bitsch von mir belagert und genommen worden, kein Mensch spräche davon. Aber so ist einmal die Welt. Sie könnten Einen eitel machen, davor aber, denke ich, wird mich Gott bewahren. Ich werde ihm von Herzen dankbar sein, wenn er mich über jenen Punkt hinwegkommen läßt.“

Schon am 30. September erging aus dem großen Hauptquartier der Befehl, daß General von Werder mit seinem neugebildeten 14. Armeecorps den Vormarsch gegen die obere Seine antreten solle. Es folgte nun der Feldzug in Burgund, welcher manche Kämpfe und Gefahren, viele Mühen und Beschwerden brachte. Werder zweifelte niemals am Gelingen, doch mochte er dies stets „so billig als möglich haben,“ wie er sich ausdrückte. Bei dem Jahreswechsel machte er wieder eine Aufzeichnung, welche von dem Ernste seiner Stimmung Beweis liefert; darin heißt es u. a.:

„... Es war ein merkwürdiges, gewaltiges Jahr, das Jahr 1870. Um eine Bagatelle, die Wahl Leopold's von Hohenzollern zum Könige des unglücklichen Spaniens, entsteht ein Kampf, wie er gewaltiger noch nicht dagewesen. Es ist jetzt ein Ringen um das Leben und Tod, mehr ein Schlachten wie eine Schlacht zu nennen, ein Ringen zwischen Anarchie und Autorität, zwischen Socialismus und Ordnung, die im Königthum allein einen richtigen dauernden Ausdruck finden kann. Noch ist kein Ende abzusehen, und wie es auch kommen mag, ich zweifle nicht am endlichen Siege. Wenn Frieden ist, werden wir erst die Folgen dieses Krieges übersehen können“ . . .

In den ersten Januartagen erlangte General von Werder Gewißheit darüber, daß seine Gegner sich bei Besançon fortwährend verstärkten und Angriffspläne hegten. Am 5. meldete er nach Versailles, daß er die Armee Bourbaki's vor sich habe, worauf sofort Gegenmaßregeln getroffen und General von Manteuffel mit dem 2. und 7. Armeecorps, sowie der 14. Division nach Châtillon sur Seine gesandt wurde. Zwei Tage später kamen neue Directiven vom großen Hauptquartiere, wonach Werder so lange Widerstand leisten solle, bis das Eingreifen Manteuffel's fühlbar würde, und die Belagerung von Belfort unter allen Umständen zu decken wäre. Nunmehr galt es, eine gute Bertheidigungsstellung zu wählen und durch deren Ausnützung die numerische Schwäche der Truppen zu ergänzen, sowie die Stellung selbst durch alle bei Belfort entbehrliche Belagerungsgeschütze zu verstärken. Ueber ihre Wahl hat sich der General in folgender Art ausgesprochen:

„... Ich wußte schon, wo ich irgendwo eine leidlich gute Stellung fand. Weiter vorwärts, wie ich gern gewollt, konnte ich nicht mehr; der Feind war bereits gegen Arcey in Anmarsch. Ich hätte ihn angreifen müssen. Bei seiner Ueberlegenheit aber bot sich mir nur in einer energischen Bertheidigung Aussicht auf Erfolg. Griff mich der Feind irgendwo an, so konnte ich sehr leicht auf den Flanken umgangen und dem Feind der Weg nach Belfort geöffnet werden. Die einzige Stellung, die sich mir bot, war die von Chenebier über Héricourt bis Montbeliard.“

Am 11. Januar Abends erließ er den Befehl zur Bertheidigung der Stellung, und in der Nacht zum 12. begannen die Truppen sich darin einzurichten. Sie zeigten in diesen verhängnißvollen Tagen bis zu dem letzten Mann eine Entschlossenheit und Zuversicht, die bei den Führern die Hoffnung auf Erfolg zur Gewißheit machte. Trotz der mangelnden Verpflegung, schlechten Witterung, bitteren Kälte, des Schneewetters verließ die Truppen der Humor nicht. „Wir lassen Keinen durch!“ wurde zum geflügelten Worte. Am 15. Januar begann der Kampf, welcher am 17. entschieden war.

General von Werder nahm die Schlacht mit etwa 42 000 Mann an. Sein Gegner verfügte über eine fast vierfache Ueberlegenheit (150 000 Mann), allein dessen Kraft erlahmte bald, auch hatte er sich in der Annahme über die eigentliche Stellung der Deutschen getäuscht. Der Seelenzustand Werder's geht aus folgenden, nach der Schlacht geschriebenen Zeilen hervor:

„Die drei Tage vor Belfort möchte ich drei Tage aus dem Leben eines Spielers nennen, und zwar eines verzweiflungsvollen, wiewohl der Ausdruck den Zustand nicht richtig bezeichnet. Verzweiflungsvoll war ich nicht, und die Armee noch viel weniger. Ich erkannte aber von Hause aus das Bedenkliche der Lage und hatte eigentlich sehr geringe Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Nur Gott und die Untüchtigkeit und Ungeschicklichkeit des Gegners konnten helfen, sonst mußte er uns fassen. Beides ist zusammengekommen. Gott hat durch den Unverstand des Feindes uns geholfen, und die über alles Lob erhabene Tapferkeit unserer Truppen, die Umsicht und Fähigkeit der Führer.“

Der General hat vollkommen Recht, wenn er die Tapferkeit seiner braven Truppen in erster Linie anerkannt sehen will, denn diese hat in der That in den Tagen an der Lisaine Großartiges geleistet. Das ist auch von deutschen Männern aller Parteien richtig gewürdigt worden, und es erscheint uns hier sehr am Orte, daran zu erinnern, wie ein im Auslande lebender Deutscher, der bekannte Jacob Beneden sich schon im Jahre 1871 mit herzlicher Wärme über jene Kämpfe ausgelassen hat. Er schrieb damals:

„In diesen letzten Schlachten ist der Charakter, das Wesen dieses Krieges nur noch lebendiger an den Tag getreten. Das Werderische Corps, das so eigentlich kein besonderes Corps, sondern nach und nach zu einem kleinen Heer von Heeresabtheilungen aus allen Gauen Deutschlands, Baden, Württemberg, Westfalen, Holstein u. a. zusammengelesen ward, hat ein sehr einfaches, aber wunderbar großartiges Schauspiel von festem Muth und unerschütterlicher Standhaftigkeit der Massen dieses kleinen Heeres, des gemeinen Mannes, des Volkes, das in ihm vertreten war, gegeben. Vier Tage haben die deutschen Krieger hier nicht nur wie die Helden gekämpft — das hätten auch andere Völker gekonnt, die Franzosen vor allen vielleicht auch, — ja, nicht nur gekämpft, sondern auch gewacht, gehungert, gefroren, gedurstet, gelitten und überstanden, was je irgend einem Heer geboten worden ist. Wer darüber von den Mitkämpfenden sprechen, die Einzelheiten erzählen hört, dem wird es heiß und kalt im Herzen, der staunt und bewundert diese eisenfesten Männer. Es ist das Volk, es ist die deutsche Volkskraft, der deutsche Volksg Geist, der so zu leiden, zu dulden, zu darben, zu hungern, zu frieren vermochte und dann wieder Tag um Tag unerschütterlich und unerschütterlich dem tapferen, doppelt und dreifach starken Feind festen Fußes Widerstand leistete. Es überließ uns ein Schauer, als ein Verwundeter dieser Heldenschaar schlicht und einfach erzählte: „Wir sagten uns: hier kommt Niemand durch! Und es ist Niemand durchgekommen.“ Es war das Volk, das kämpfte, es war das deutsche Volksbewußtsein, zum Heldenmuth erwacht, das sich den ganzen Feldzug hindurch bewährt hat, das vom ersten bis zum letzten Schuß sich sagte: Hier kommt Niemand durch! Der General von Werder wird einen schönen klangreichen Namen in der Geschichte haben: das „Werderische Corps“ einen schöneren. Gern freuen wir uns, wenn der König-Kaiser dem Führer seinen Lohn in

dem höchsten Orden zuschickt; wir werden auch ihm eine Dotation freudig gönnen, die ihm etwa bevorsteht. Lohn dem General, Dank dem Heere. Dank! Dank!“ . . .

(General v. Conrady) möchte dem Heldenführer an der Visaine jedoch nicht den Antheil an der allgemeinsten Anerkennung verkümmert sehen. Er schreibt seinerseits:

„Die Feldherren von heute agiren, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, hinter den Couliſſen. Werder hatte seinen Standpunkt auf der Höhe nördlich Hericourt, zu Pferde, stehend, sitzend, den Schnee von den Stiefeln klopfend — hinter sich den Telegraphen — mit dem leiblichen Auge wenig sehend, alle geistigen Kräfte auf die eingehenden Meldungen concentrirt, geizig in der Ausgabe von Reserven. Das ist die Thätigkeit des heutigen Schlachtenlenkers, der aus seiner persönlichen Zurückgezogenheit allenfalls hervortritt, wenn er, nachdem Alles verloren scheint, mit den letzten Bataillonen, die Fahne in der Hand, sich in den Feind stürzt, um noch eine Wendung herbeizuführen oder ehrenvoll zu sterben. So würde auch Werder an der Durchbruchsstelle sich persönlich dem Feinde entgegengeworfen haben. Sein Verdienst aber war, daß er, obgleich er die Gefahr seines rechten Flügels erkannte, dorthin nicht eher Hilfe schickte, als bis sie dringend nothwendig geworden, daß er drei Tage sich nicht von der Stelle gerührt und nicht in den Fehler fiel, überall selbst sein zu wollen, sondern Vertrauen zu seinen Generalen hatte. Ein Feldherr, der überall sein will, ist gewiß nicht da, wo man nach seinen Befehlen fragen will. Eine Schlachtlinie von 2½ Meilen Ausdehnung läßt sich nicht anders leiten. Das Hin- und Hergaloppiren zeigt von persönlicher Unruhe, die sich leicht den Truppen mittheilt. Man muß als Feldherr Stoiker sein, und deshalb wurde auch Werder Doctor der Philosophie honoris causa!“

Aus dieser, wie uns dünkt, sehr richtigen Würdigung des Verhaltens des Feldherrn Werder in dem großen Entscheidungskampf an der Visaine kann man ersehen, daß der General mit bestem Erfolge bestrebt gewesen ist, die früher im Gefecht bewiesene Unruhe zu bemeistern und seine Thätigkeit auf das zu beschränken, was er als oberster Truppenführer vornehmlich zu thun und zu lassen hatte, dies dann aber auch in jeder Richtung zielbewußt durchzuführen. Seine Anordnungen für die drei Schlachten des 15., 16. und 17. Januar 1871 müssen als durchaus zweckmäßige, verständige, planvolle Vorschriften angesehen werden; es wirkte somit Alles zusammen: umsichtige Führung, Tapferkeit der Truppen und Soldatenglück, um einen durchschlagenden Erfolg zu sichern.

Gewiß hat General v. Werder in der Zeit vor dem Kriege 1870 reiflich über die beste Truppenführung nachgedacht und sich darüber ein eigenes System gebildet. Ueber diesem im Felde so äußerst wichtigen Gegenstand äußert sich ein geistvoller Militärschriftsteller der neuesten Zeit u. A. wie folgt:

„Wichtige Befehlsführung ist eine schwere Kunst. Im Leben lernt ein Jeder, daß es nicht darauf ankommt, was und wieviel, sondern wie befohlen wird. . . Andere als landläufige Regeln kennt auch die Kriegsführung nicht: es giebt eben keine höhere Weisheit. Die Regeln sind sehr einfach, aber ihre Anwendung im erschwerenden Elemente des Krieges ist darum nicht leicht. Im Kriege knüpft sich an jeden Befehl eine große Verantwortung. Bei guter Befehlsführung ist der Charakter noch mehr betheiligte als die Intelligenz. . . Das Ziel an Befehlen pflegt nur negativen Inhalts zu sein. . . Schließlich ruhen alle Befehle im Kriege auf sehr unsicherer Grundlage. Sie sind auf die Kenntniß vom Feinde gebaut, und diese ist nie ganz vollständig. Dadurch wird die Befolgung der Regel erschwert: nichts Unausführbares zu befehlen. Wenn diese Punkte gebührende Berücksichtigung fänden, wenn Jedermann nur befehlen wollte, wofür er auch die volle Verantwortung zu übernehmen geneigt ist, wenn niemals bloß Negatives befohlen würde, und wenn Niemand mehr anordnete, als sich nach seiner augenblicklichen Kenntniß schon mit Sicherheit übersehen läßt, wäre viel gewonnen. Dann ist noch ein richtiges Maß dafür ausfindig zu machen, wie weit man bei Befehlen in die Einzelheiten eingehen darf.“

Mit diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die Betrachtung der Vorgänge an der Lisaine abschließen. Wohlverdient war die Anerkennung des allerhöchsten Kriegsherrn, welcher in einer Depesche vom 18. Januar an die Kaiserin Augusta aussprach: „Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapfern Truppen“, wohlverdient auch das Großkreuz des eisernen Kreuzes, welches später die Brüst des Helden zierte.

Auch nach diesem großen Siege blieb Werder ebenso bescheiden, wie früher. Aus Anlaß der zahlreichen Beweise von Anerkennung und Bewunderung, die ihm von allen Seiten zukamen, schrieb der allen Schmeicheleien abgeneigte Mann Folgendes:

„Diese Ovationen sind mir peinlich, so weit sie meine Person betreffen. Wären wir nach dem tapfersten Widerstand nicht glücklich gewesen, so hätten Zeitungen, Communen u. mich und das 14. Corps mit Noth beworfen. Glück ist auch eine Eigenschaft, d. h. wenn Gott nicht mit uns war, so mußten wir das Spiel verlieren. Es blieb nur übrig, im Widerstande auszuharren, also, wenn der Sieg uns fehlte, — zu sterben!“

Auch die öfter auftretenden ungenauen Zeitungsberichte über den Verlauf der Kriegsbegebenheiten wurden für Werder mehrfach eine Quelle von Aerger. So gab er über einen Artikel einer deutschen Zeitung folgendes Urtheil ab:\*)

„Er plappert als Feuilletonist so in's Gelag hinein. Er will Gambetta

\*) Man vergleiche das vortreffliche Buch: „Das Volk in Waffen, ein Buch über Heerwesen und Kriegsführung unserer Zeit von Colmar Freiherrn von der Esch, R. Preuß. Oberstlieutenant (jetzt Generalmajor) 3. D. 3. Auflage. Berlin, 1890.

in's gehörige Licht setzen als verabscheuungswürdigen Menschenschlächter. Dabei bedenkt er nicht, daß er dem großen Publicum gegenüber die Thaten der deutschen Armee auf Null reduzirt. So ungefähr, wie er Bourbaki's Armee schilderte, war sie vor Belfort keineswegs. Man wußte mir an Ort und Stelle zu erzählen, wie siegesgewiß diese Leute gewesen waren, weil sie glaubten, als Rächer in Berlin einzuziehen zu können. Freilich Unsinn, aber doch kein Beweis von Niedergeschlagenheit. Die Artillerie war gut und an und für sich der unsrigen wohl gewachsen. Sie hat das Mögliche geleistet, konnte aber gegen unsere Belagerungsgeschütze nicht aufkommen. Cavallerie fehlte den Franzosen wohl ganz, wäre aber auch hier nicht zur Geltung gekommen. Dieser Mangel hat ihrem Nachrichtendienst großen Schaden gethan“.

Was General v. Werder in seinem Abschiedswort an sein 14. Armeecorps sehr hübsch ausgesprochen hat, kann auch auf ihn selbst bezogen werden. Es heißt darin:

„Mit dem ichönen Bewußtsein treu erfüllter Pflicht könnt Ihr zurückblicken auf Eure Theilnahme an diesen wichtigen, welthistorischen Kämpfen, auf Eure Leistungen, die unter Gottes gnädigem Beistande von reichem Erfolge gekrönt wurden und die allerhöchsten Anerkennungen fanden.“

Mit einiger Besorgniß erfüllte den General die Aussicht, commandirender General eines Armeecorps in einer außerpreussischen Residenz (Carlsruhe) zu werden. „Ich bin nicht zum Diplomaten geboren“ — äußerte er sich zu seiner Umgebung, — „ich bin für einen Hofmann ungeeignet. Wir preussischen Generale von der alten Schule sind die allerschlechtesten Diplomaten, um moralische Eroberungen zu machen.“

Ferner wurden ihm die Beweise allseitiger Anerkennung auf die Dauer äußerst peinlich. Er schrieb damals an seinen Bruder: „Uebrigens magst Du sagen, was Du willst, die Ovationen sind mir greulich. Am liebsten ginge ich nach Sibirien. Es ist schwer ein berühmter Mann zu sein, wenn man daran nicht gewöhnt ist.“\*)

General v. Werder stand in seinem 73. Lebensjahre, als er seine letzte Dienstzeit als commandirender General in Carlsruhe begann. Obwohl sich die Nachwehen des Feldzuges bei ihm ebenso geltend machten, wie bei anderen Feldherrn (so sagte einst der leider früh verstorbene General v. Goeben zum Schreiber dieser Zeilen: „Ich werde immer nach einem Feldzuge krank!“),

\*) Bisweilen waren in der That diese Ovationen nicht gerade taktvoll. So erhielt der General damals aus einem deutschen Weinlande einen antiken Helm und ein Ehrengeschenk von 1000 Flaschen edlen Rheinweins, was ganz wohlgemeint war. Nicht wohlgemeint war das begleitende Gedicht, dessen letzte Strophe lautete wie folgt:

„Dich aber, Mann von Eisen,  
Der Du geleistet das,  
Dich wird man ewig preisen,  
Deutschlands Leonidas!“

so verließ ihn sein angeborener Diensteifer keineswegs; er bereiste das Land, besichtigte Truppen und Exercirplätze, Kasernen und Turnanstalten, Lazarethe und Militärgefängnisse. Oft überkam ihn große Müdigkeit, so daß er gern wie Falstaff sagen mochte: „Ich wünschte, es wäre Schlafenszeit, und Alles wär' vorüber!“ Doch raffte er sich jedesmal auf, überwand das, was er für Schwäche hielt und arbeitete tapfer weiter. Ein Soldat aus der alten preußischen Schule, mit offenem Auge für die nothwendigen Fortschritte in der Ausbildung, übte er auf diese einen großen Einfluß aus. Er trat dem Glauben entgegen, daß, weil im Kriege Alles gut gegangen, nun auch Alles vortrefflich, ja vollkommen sei. Im Gegentheil machte er geltend, daß der Krieg gezeigt habe, wie sehr eine vervollkommnete Ausbildung zu künftigen Siegen nothwendig sei. Seine klar ausgesprochenen Ansichten und Meinungen fanden Eingang und Verständniß.

In ebenso eingehender wie wohlwollender Weise beschäftigte sich der commandirende General mit den persönlichen Verhältnissen seines ganzen Offiziercorps. Mit großer Objectivität beurtheilte er seine Untergebenen bis zum Lieutenant hinab. Jeden, der ihm nicht genügte, unterzog er einer gründlichen Beurtheilung mit der Erwägung, ob und unter welchen Umständen er noch gefördert werden könnte, da er der Ansicht war, daß Manchem durch Veretzung in andere Verhältnisse nachzuhelfen wäre, welches Mittel sich oft vortrefflich bewährt haben soll. Daß ein so hoher Vorgesetzter gerade in dieser Richtung unendlich viel Gutes wirken kann, ist klar; General v. Werder hat gewiß auch das Bewußtsein erlangt, nach Kräften das Wohl seiner Offiziere gefördert zu haben. Er hatte das Bestreben, sein 14. Armecorps auf eine möglichst hohe Stufe der Ausbildung zu bringen, bei seinen Untergebenen ein gutes Andenken zu hinterlassen und dann — das Schwert in die Scheide zu stecken.

Am 12. September 1875 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum und wurde durch die Verleihung des schwarzen Adler-Ordens ausgezeichnet. Einige Wochen darauf fand zu Freiburg die Enthüllung des großen Denkmals statt, welches das dankbare badische Land dem General v. Werder und seinen Truppen setzen ließ; Kaiser Wilhelm wohnte der Feier persönlich bei und zeichnete dabei den Helden der Vifaine vielfach aus. Letzterer verstand es, im Lande sich recht beliebt zu machen, er war wohlthätig, einfach, lebensfrisch und, was ihm besonders die Herzen gewann, „gemüthlich.“

Im Januar 1879 kaufte der General die Güter Gröjnow und Genzkow bei Belgard in Pommern als Fideicommissgüter, und am 30. März reichte er sein Abschiedsgesuch beim Kaiser ein. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er bei der Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte den Anforderungen seiner Stellung nicht mehr völlig gewachsen sei. Das Gesuch fand Annahme und zwar in sehr schmeichelhafter Form. „Se ehrenvoller die Dienstzeit“ — hieß es in dem allerhöchsten Schreiben — „desto größer auch der Anspruch auf Ruhe im Alter; es würde eine Härte gegen einen



hochverdienten Offizier sein, wenn Ich ihm die wohlverdiente Ruhe vorenthalten wollte“; das Schreiben war unterzeichnet: „Ihr dankbarer König Wilhelm.“ Zugleich wurde der General in den Grafenstand erhoben.\*)

General Graf von Werder zog nun aufs Land, um, wie er selbst sagte, „als Ackerbauer ein Einsiedlerleben zu beginnen.“ Mit schwerem Herzen schied er aus einer in allen Beziehungen bevorzugten Stellung. „Es muß gemacht werden,“ schrieb er, „also durch! ohne allzugroße Kühlung, vielmehr mit der Würde eines alten Kriegers.“ Als die schönen Frühlingstage von 1879 herankamen, verließ er Carlruhe, wo er das beste Andenken hinterlassen hat. In Grünow hat er dann noch acht Jahre das Leben eines Gutsbesizers geführt, hat die Freuden und Leiden eines solchen genossen und bis gegen Ende 1884 — also bis zum Anfange seines 77. Lebensjahres — sich einer im Ganzen recht kräftigen Gesundheit erfreut. Dann aber begann sein körperlicher Zustand sich zu verschlechtern. Der General, welcher früher stets seine geistige Entwicklung aufmerksam beobachtet und sich selbst einer sehr genauen Selbstprüfung unterzogen hatte, verwandte nunmehr auch auf seinen Gesundheitszustand hohe Aufmerksamkeit. Die von ihm regelmäßig geführten Tagebücher sind angefüllt mit Beobachtungen über seinen körperlichen Zustand, das Wetter und die Wirthschaftsjorgen. Unter der liebevollsten Pflege seiner Angehörigen flossen ihm die letzten Lebenstage dahin, bis er am 12. Sept. 1887 — an seinem 79. Geburtstag — in Folge eines Schlaganfalls sanft entschlief. Er war heimgegangen, nachdem er einen unvergänglichen Namen in den Jahrbüchern der Geschichte sich errungen; mit ihm starb ein tapferer Feldherr, ein tüchtiger Soldat, ein frommer Christ, ein guter Mensch.

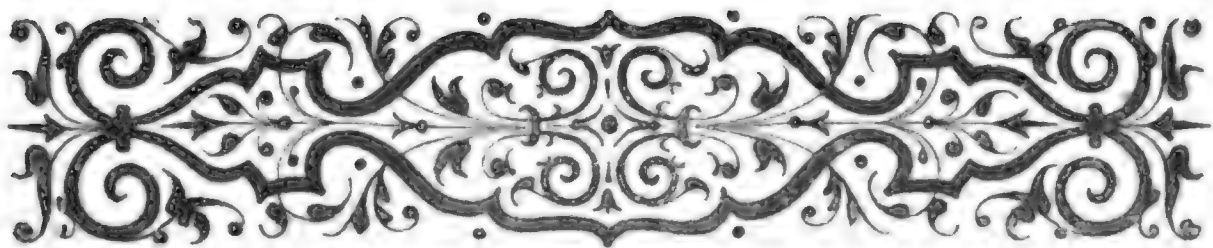
Auch der General Graf v. Werder gehört zu den Helden, von denen der ritterliche Dichter Theodor Körner singt:

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,  
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?  
Sie hielten aus in Kampf und Sturmestwintern  
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht!

\*) Unter den Entwürfen für das gräflich v. Werderische Wappen hatte Kaiser Wilhelm eigenhändig den Spruch gesetzt:

„Dem Freunde Schutz,  
Dem Feinde Trutz.“





## Nach dem Tode.

Skizze.

Von

Auguste Hauschner.

— Berlin. —

**S**ie fuhr aus unruhigem Schlummer auf und blickte verwirrt um. Wie kam sie in den Lehnstuhl? In das fremde Zimmer? Wo war sie? — Ach! — In der Bergroth'schen Klinik am Kronprinzen-Ufer — und dort im Bett lag ihr Mann schwer erkrankt. Drei Tage nach der Operation. Gestern Mittag noch die günstigsten Aussichten. Und Abends hohes Fieber. Sie durfte bei ihm bleiben. „Aber weder sprechen noch weinen, gnädige Frau. Sich hinsetzen und uns sorgen lassen.“ Es wurde ihr schwer, zu folgen. Nicht aufzuspringen, wenn er um sich griff, leise stöhnte. Zweimal war der Assistenzarzt Doctor Frank in der Nacht gekommen. Eben öffnete er wieder die Thür — das Geräusch hatte sie aufgeweckt — schob die Vorhänge bei Seite, öffnete das Fenster und trat an das Bett. „Wie geht es Ihnen jetzt, Herr Schröder?“ „Mir geht es gut, Herr Doctor.“ — „Lieber, lieber Franz, erkennst Du mich?“ „Meine gute Frau“ — hingehaucht mit einem matten Lächeln. „Ach, Herr Doctor,“ begann sie. Aber Doctor Frank musterte schon am Nebentisch die Flaschen: „Die Medicin muß gleich gemacht werden.“ — „Ich trage sie selbst in die Apotheke.“ Hedwig stülpte den Hut auf und lief auf die Straße. Sie dürstete nach einem Athemzug frischer Luft. Stirn und Augen brannten, in den Gliedern lag es wie Blei. Trotzdem ging sie rasch, Flasche und Recept fest in der Hand. Wie rührend seine Stimme geklungen hatte. „Meine gute Frau.“ Die Thränen liefen ihr die Wangen herab. Armer Franz! — Wird er wieder gesund werden?

Es war halb sechs Uhr Morgens. Die Menichen schliefen noch. Aber die Natur war ganz wach. Der Wind spielte mit dem Wasser, daß es jauchzend gegen die Ufersteine spritzte, und lustig schien die Sonne, als hätte sie nach erquickendem Schlaf die Augen hell aufgemacht.

In der Apotheke mußte Hedwig warten. Sie setzte sich auf einen Stuhl und sah den Handgriffen des Gehilfen zu. Eine müde Abspannung kam über sie. Eine Beruhigung in dem sauberen lichten Raum, bei den langsamen Bewegungen des Mannes. Aus dem Nebenzimmer kam ein junger Hund, beschnupperte sie und spielte mit ihrem Kleid. Und der Apotheker sah so gesund aus. Als sie wieder auf die Straße trat, begegnete ihr ein Paar. Große, hübsche Menschen — der Mann in die Frau eingehängt. Sie sahen sich liebevoll an und lachten herzlich und harmlos. Sie fühlte einen Stich mitten ins Herz. Es gab also noch Menschen, die gesund und vergnügt waren, Abends sorglos einschließen, Morgens erwachten, mit einander spazieren gingen — und lachten. Wie lange hatte sie nicht mehr gelacht? Wie lange schon lebte sie mit diesem Angstgefühl, diesem nagenden Schmerz, von Sorgen centnerschwer bedrückt? Konnte es noch einmal anders werden? Eine plötzliche Hoffnung überkam sie — eine Lebenssehnsucht. — Hastig betrat sie das Krankenzimmer. Ein Blick auf ihren Mann, und ihr Herz stand erschrocken still. Er hatte sich verändert. Der Blick stier, ohne Ausdruck. Schwere Athemzüge durch den geöffneten Mund. Und auf dem langgedehnten Antlitz eine Farbe — „Ach, Herr Doctor,“ stammelte sie ängstlich. Doctor Frank antwortete nicht. Ueber den Kranken gebeugt suchte er ihm Champagner einzulösen. „Er kann sich wieder erholen,“ meinte der Wärter beschwichtigend. „Kennst Du mich nicht, geliebtes Herz? Ich bin es, Deine Hebe.“ Die starren Augen gaben kein Erkennungszeichen. An der herabhängenden Kimmlade tropfte das Raß herab, das die Gurgel nicht mehr schlucken konnte. Hedwig sank auf einen Stuhl. Eine eisige Kälte kroch ihr den Rücken entlang. Sie hatte noch Niemanden sterben sehen — sollte das? — —

Sie wagte nicht, es auszudenken. Es erschien ihr wie eine Verfündigung an dem, der da lag, der noch lebte. War das noch Leben? Die Hände zusammengekrampft, saß sie und starrte in das geliebte, jetzt so fremde Gesicht. Mit Angst und Entsetzen, mit einer seltsamen athembeklemmenden Neugierde betrachtete sie den Todeskampf des Wesens, das ihr Welt und Dasein bedeutete. Vor zwei Jahren war er zum ersten Mal operirt worden. Schon damals mit Lebensgefahr. Seitdem hing das Damoklesschwert eines Unglücks über ihrem Haupt. Oft hatte sie in schlaflosen Nächten davor gebebt. Sich halb blind geweint bei dem Gedanken, ihn verlieren, von ihm Abschied nehmen zu sollen — auf immer. Und jetzt keine Thräne. Auch kein Wort, keine zärtliche schmeichelnde Pflege, wie sonst in seinen Schmerzensstunden. Wie gelähmt saß sie da, die Augen in seine Züge gebohrt. Sie sagte sich: „Es ist Dein Mann, der da liegt — er stirbt — Du bleibst

allein — es ist Alles, Alles aus!“ Und es drängte sie, ihm zu Füßen zu knien, seine Hand zu küssen — Noch ein letztes Wort — ein Abschiedsblick. Aber die fremden Menschen mit ihren geschäftsmäßigen kalten Mienen schüchtern sie ein. Sie gingen hin und wieder, Doctor Frank, der Wärter, andere Aerzte, andere Wärter, sie machten halblaute Bemerkungen, sahen auf die Uhr, fühlten seinen Puls, sein Herz. Es war wie ein böser Traum, unmöglich, unwirklich, es lag ihr wie ein Nebel auf dem Verstand. Sie sah und dachte eine Weile gar nichts. Dann zählte sie das Tapetenmuster. Da hinten in der Ecke waren die Carreaus schief an einander gefleht. Und auf einmal fiel ihr das blaue Kleid ein — mit einer weißen Weste weiter gemacht konnte es noch ganz gut — — war es möglich, hatte sie in dem Augenblick daran denken können? — „Es ist Dein Franz — Dein Alles — er liegt im Sterben — im — Sterben.“ — — Hirn und Herz waren wie gelähmt. Sie empfand gar nichts. Mechanisch blickte sie ihn an, die Finger in einander verkrallt. Eine plötzliche Veränderung in seinem Gesicht. Die verglasten Augen schlossen sich, ein milder Ausdruck glättete die gespannten Züge. Gewaltjam raffte sie sich auf, trat an sein Bett. „Franz,“ sagte sie leise und faßte seine schlaffen Hände. „Schläft er?“ Zu dem Arzte, der hinzugetreten. „Es ist Alles vorbei. Er ist todt.“ Und er band ihm ein weißes Tuch um den zurückgesunkenen Kopf. „Franz ist todt — Dein Mann ist todt — er wird niemals mehr zu Dir sprechen — Du wirst ihn nie mehr wiedersehen — niemals mehr.“ Sie bohrte sich die schmerzlichsten Vorstellungen wie ein Messer in die Brust. Vergeblich. In ihr war Alles fühllos. Eine Leere, als hätte man ihr das Innere geraubt, als sei sie nur noch eine seelenlose Hülle. Sie trat an das Bett. Eine Schen überkam sie vor dem langgestreckten regungslosen Körper. Das war ihr Franz nicht mehr, der ewig wechselnde, rastlos Lebendige. Mit einem langen sehnenenden Blick umfaßte sie die starre Form. „Lebe wohl, Geliebter, Theurer.“ Sie beugte sich auf seine Hände, aber sie scheute sich, seine Lippen zu küssen in Gegenwart der fremden Männer. Die gingen umher, ordneten, stellten, blickten sie an und flüsterten. Sie fühlte, sie war störend. Die Zeit jener Leute war gemessen. Sie gehörte den Lebenden. Mit dem Todten waren sie fertig. Sie ging. Sie verließ das Zimmer, in dem er ihr gestorben, wie sie jedes andere Zimmer verlassen hätte. An der Schwelle wankte sie. Doctor Frank, der sie begleitete, legte den Arm um sie. „Dieses schnelle Ende war ein Glück für ihn, es hat ihm viel Leiden erspart. Fassen Sie sich, gnädige Frau, denken Sie auch an Ihre Gesundheit.“ Sie sah ihn erstaunt an. War sie nicht unnatürlich herzlos gefast? Und ganz gesund, während er — —. Aber kein Wort hätte sie antworten können. Nur ein Wunsch in ihr. — „Nach Hause — allein sein.“ — „Sie können in diesem Zustande nicht nach Hause gehen. Ich lasse einen Wagen holen. Sie müssen auch etwas essen, sich erholen. Bitte hier in meiner Wohnung.“ Er öffnete die Thür mit dem Drücker. Willenlos

folgte sie, Obgleich sie ihn haßte. Was eben oben in der Klinik geschehen, was ihr Leben auf immer zerstört — ihm war es das Alltägliche, sein Beruf. Seine Pflicht gegen den Fremden war erfüllt, er war vergessen. Hier gehörte er sich an. Ein Lächeln ging über sein Gesicht, als er seine Kinder in ihrem Zimmer toben hörte. Er führte Hedwig in seinen Salon und überflog mit einem wohlgefälligen Blick die geschmackvolle Einrichtung. Daß sie Alles bemerkte, daß sie fühlte, wie ihr Verlust ihm nichts bedeutete, daß er nur einer Anregung bedurfte, um eine Unterhaltung mit ihr anzuspinnen. Erschöpft lehnte sie im Sessel. Die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten. Aber sie trank den Kaffee, den man ihr brachte. Sie war erbärmlich genug, Hunger zu fühlen und eine Stärkung, nachdem sie etwas genossen. Endlich der Wagen, zu dem sie der Arzt geleitete. Die Sonne, die ihr vorhin das Herz erleuchtet, that ihr weh. Sie schloß die Augen, um sie nicht zu sehen, nicht die Menschen, die liefen und lachten, als habe sie nicht eben ihren Mann verloren — ihr Lebensglück. — — — —

Zu Hause trat ihr ihr Schwager entgegen, der gekommen war Nachricht zu holen. „Franz ist soeben gestorben.“ Er drückte ihr tieferschüttelt die Hand. Sie hätte ihm um den Hals fallen sollen, weinen, jammern. Unmöglich. Die Kehle war zugeschnürt. Heiß und trocken drängten sich die Augen aus den Höhlen. „Ein Glück, daß Du das Kind hast.“ — „Das Kind“ — sie hatte es ganz vergessen. Nur um einen Punkt hatten sich seit Stunden ihre Gedanken gedreht. Und ihr erstes Gefühl war — „Warum das Kind? Ich will keine Pflicht mehr — allein nur allein — im Schmerz wühlen — darin untergehen.“ Als sie aber an das Bettchen trat, in dem die kleine Erna mit gerötheten Wäckchen schlief, als das Kind die braunen Augen aufschlug, — die Augen ihres Franz schienen sie ihr plötzlich — als es jauchzend aufsprang, sie umarmte „Mamadi, liebes Mamadi,“ da riß etwas in ihrem Innern. Sie sank an der Kleinen hin, vergrub ihr Gesicht in ihrem weichen, warmen Körper, und wimmerte: „Unser Papa ist todt, in dem fremden Hause ist er gestorben. Er hat uns verlassen — wir sind jetzt ganz allein. Oh, daß ich nun auch sterben könnte.“ Je mehr Erna schmeichelte „Nicht weinen, Mamadi, — Erni wird brav sein — sehr brav,“ desto wüthender schüttelte sie der Schmerz. Stromweise stürzten die Thränen herab, aufschreiendes Schluchzen durchzuckte sie. Das Kinder mädchen stand rathlos dabei. „Gnädige Frau sollten die Kleine nicht so aufregen, sie sieht ganz blaß aus.“ Hedwig fuhr auf. Natürlich, immer die Rücksicht auf Andere. Aber es brachte sie zu sich. Und das war gut. Denn sie hatte viel zu thun. Mit Schaudern dachte sie, als sie ihre behaglichen Räume durchschritt, daß er, der Alles geschaffen und eingerichtet, dort lag in der fahlen Stube, bei den gleichgiltigen Menschen. Ihn heimholen, so rasch als möglich.

Ihr Schwager wollte ihr alle Mühe abnehmen. Sie litt es nicht. Das Beste für ihren Mann zu thun, Niemand sollte es ihr wehren. Sie zog sich an, sie fuhr von Amt zu Amt. Wieder war ihr Unglück nur eine ge-

schäftliche Angelegenheit, eine Geld- und Zeitfrage. Oft trieb sie's sich hinzuworfen, zu schreien, aber sie blieb tapfer. Mit fester Stimme gab sie alle Antworten und Bestellungen. „Wenn ich zu Hause bin — in wenigen Stunden.“ Aber zu Hause bejann sie sich wieder der Pflichten, die sie gegen ihn hatte. Ihn allein betrauern, allein bestatten, wie sie ersehnte, durfte sie nicht. Sie war seinem Andenken schuldig, es nach seinem Sinn zu ehren. Er hatte die Menschen geliebt. So sollten ihm die Ehren werden, die sie ihm noch zu ertheilen hatten. Sie zwang den schmerzenden Kopf zu weltlichen Gedanken. Wer ihm wohlgewollt an angesehenen Persönlichkeiten, wessen Theilnahme ihn erfreuen würde, könnte er sie wahrnehmen. Sie schrieb Brief auf Brief. Immer dieselben traurigen Worte — bis sie ihr jede Bedeutung verloren. Dazwischen kamen Verwandte, Freunde. Sie sagten die gewöhnlichen Worte, trösteten eine Untröstbare. Sie ließ sich umarmen, küssen — mechanisch. Nur manchmal traf sie ein Ton, daß sie hinausstürzen mußte, sich ausweinen.

Als es dämmerte, fuhr sie nach dem verhassten Hause. Sie brachte es nicht über's Herz hinaufzugehen. Im Wagen harrte sie seiner, folgte dann dem schwarzen Gefährt, das ihn barg. Vor ihrer Wohnung trieb es sie weg. Nicht anzusehen, wie man ihn heraus hob, ihn hineinbrachte. Sie lief in eine Seitengasse, und stand zitternd, zerbrochen vor Weh. Ihr Blick fiel auf einen Blumenladen. Hinein und zusammengerafft, was sie an duftenden Blüthen fand. Er hatte die Blumen so geliebt. Langsam, zögernd ihrem Hause zu. Die Flurthüren waren weit geöffnet, den düsteren Gast zu empfangen, der eingezogen. Gedämpftes Weinen tönte ihr entgegen. Sie trat scheu ein. Eine Hand schloß hinter ihr die Thür. Sie war allein in ihrem Wohnzimmer. In der Gaskrone brannten alle Flammen. Die Möbel waren an die Wand gerückt und im Erker, seinem Lieblingsplatz, stand auf Stühlen — ein schlichter, schwarzer Sarg — ihr Mann. Mit einem Stöhnen, als müßte sie ein Herzkrampf ersticken, sank sie an ihm hin. „So kommst Du mir zurück, mein armer Franz.“ Sie überstreute ihn mit Blumen. „Und ich schlechte Person lebe noch — Du bist todt und ich lebe — oh verzeih' mir — wie gern läge ich an Deiner Stelle, mein Geliebter, mein einziges Glück.“

Jrgend Jemand faßte sie und zog sie hinaus. Sie wußte nichts mehr. Nicht ihr Bewußtsein, ihre Kraft war geschwunden. — Um am nächsten Morgen zurückzukehren. Eine unwahre, überspannte Kraft. Sie sprach mit Jedem, erzählte, ging umher. Es brannte in ihr wie ein Fieber, daß sie nicht allein sein, nicht schweigend ruhen konnte. Jede Blume, jeden Kranz trug sie ihm zu, legte sie ihm auf den Sarg, und sprach schmeichelnd zu ihm: „Siehst Du, wie man Deiner gedenkt, wie man Dich liebt, sieh' diese herrlichen Rosen, diese Maiglöckchen, Deine Lieblingsblumen.“ — Am Begräbnistag half sie ordnen und schmücken. Sie hatte vergessen, daß sie ihn allein bestatten

wollte. Ein Rausch war über sie gekommen, sein Andenken zu ehren. Sie zählte die Briefe, die Kränze, die Menschen. Wie er sich freuen würde, wenn er wüßte — Plötzlich kam sie auf einen Moment zu sich, sagte sich „Was für eine Komödie — fühle ich so, oder spiele ich eine Rolle?“ Und dann riß sie sie wieder mit sich, die Nervenreizung, die aufs Höchste geschraubte extatische Erregung. Nur draußen auf dem Friedhof, als der letzte schreckliche Augenblick sich nahte, als man den Sarg hinausstrug in das weite Feld, als man ihn abhob, und er ihren Blicken entchwand, da fiel alles Fremde ab, da fühlte sie jammernnd: Er wurde ihr genommen — auf immer — sie war allein, trotz all' der Menschen, die sie umgaben. Und sie sah ihn liegen in den schmalen Brettern, sie sank mit ihm in die feuchte Erde. Jede Scholle fiel ihr auf das eigene Herz. Plötzlich erwachte in ihr eine wilde Sehnsucht ihn herauszureißen — ihn noch einmal zu sehen. Vielleicht war er nicht wirklich todt. „Franz — Franz!“ schrie sie, und trat an den Grabesrand. Ihre Freunde — wie sie sie haßte in dem Augenblick! — zogen sie weg. Sie faßte sich, ihre Augen folgten ihm hungrnd, fest krampfte sie die Hände zusammen, wie um sich selbst festzuhalten. Nun war Alles aus. Er lag tief unten im Dunkeln — sie kehrte zurück in das helle Leben. — — — Er war todt — sie lebte. Sie empfand es als eine Sünde, als eine Untreue. Es empörte sie, als Abends Freunde und Verwandte sich bei ihr zusammenfanden, als die Lichter brannten, Speisen aufgetragen wurden, als man sprach, sogar lachte. Und eine Genugthuung war es ihr, als sie Nachts schlaflos dalag, in qualvollen geistigen und körperlichen Schmerzen, den Schrei nach Erlösung auf den Lippen. — — —

Nun der erste Rausch vorüber, wandelte sich ihr Herz in Bitterkeit. Die Besuche der Freunde folterten sie. Das Gesicht in traurigen Falten, redeten sie mit gedämpfter Stimme, wischten sich die Augen. Und in den Ecken besprachen sie die letzte Gesellschaft, Theater, Landpartieen. Warum auch nicht? Sie kehrten heim zu ihren Freunden, ihren Plänen. Was wußten sie, wie der zu Muth war, die nichts mehr ihr eigen nannte — kein Glück — keine Sorge. Keiner zwar, der ihr nicht sagte: „Wie gut, daß Sie das Kind haben. — Beschäftigung ist das beste Heilmittel. Das wird Sie abziehen und zerstreuen.“ — Vortrefflicher Rath! Sich mit der Vergangenheit abfinden. Ein Strich darunter, und mit den schalen Lebensresten ein neues Dasein begonnen. — Alles nur das nicht, nur nicht die jämmerliche Nüchternheit, die leere Dede der getrösteten Ergebung. Nach der Leidenschaft des Grams, der Wollust des Schmerzes, in der sie sich betauschte bis zur Bewußtlosigkeit. Jeder Gegenstand, der ihm gehört, den er berührt, der an ihn erinnerte — und erinnerte sie nicht Alles an ihn? — wurde ihr zur Reliquie. Ihre ganze Wohnung ein Schrein, in dem sie ihn verehrte. Alle seine Photographieen — mit keiner ganz zufrieden — und seine Briefe — sie besaß jeden Zettel, jedes flüchtige Wort, das sie miteinander getauscht. Den ganzen Tag über zitterte sie, daß es Nacht würde, daß sie ungestört, unbeobachtet zu ihm eilen

könne. Und dann versenkte sie sich in seine Liebesworte, in diese geschriebenen Zeugen ihres heißen innigen Glückes. Wie sie sich geliebt hatten, unverändert wie am ersten Tag. Nein — nicht unverändert. Bewußter, leidenschaftlicher von Jahr zu Jahr. Das war ihr Stolz gewesen, ihr heimlicher dankbarer Stolz. Dafür trug sie gerne manche Laune, manches Ungemach. Was wußten Jene, die sie trösten wollten, von ihrer Ehe, von diesem Miteinanderleben, Zueinanderaufgehen. Verzweifelnd küßte sie sein Abbild, seine Schrift. Ein Liebessehnen ergriff sie, wie sie es in den letzten Sorgenjahren nicht mehr gekannt. Sie streckte die Arme nach ihm aus, so jung noch, so liebebedürftig, und einsam für immer. Nie mehr in seinen Armen liegen, nie mehr seine beglückende Nähe fühlen — nie mehr! — —

Des Morgens trieb es sie dann zu ihm. Aber draußen an dem blumengeschmückten Hügel war er ihr weiter entfernt, als in dem Heim, das seinen Stempel trug. Und immer sah sie ihn tief unten in dem engen Sarg, die schwere Erde auf der Brust. Mit unerträglichem verzehrendem Mitleid. Und wieder nach Haus, und mit fiebernder Umrast neue Nahrung gesucht für ihren Herzenshunger, ihre krankhafte Erregung. — — Das Kind — was ging ihm ab? Die Mädchen pflegten es. Sein Lachen und Jubeln schnitt ihr oft genug wie Messer durch die wunde Seele. Und sein Recht sollte ihm werden. Reichlicher, großmüthiger, als ihr Mann es je geplant. Nur nicht jetzt — nicht gleich. Von Gram erschläfft, ganz entnerot von unaufhörlichem schmerzvollem Grübeln scheute sie die Berührung des nüchternen praktischen Lebens. Aber eine innere Stimme mahnte und mahnte — da entschloß sie sich plötzlich. Sie ging zum Rechtsanwalt. Zu einem ganz fremden. Nur kein bekanntes Gesicht. Bedrückt saß sie im Wartezimmer — zum ersten Mal als Witwe. Die Gleichgiltigkeit des Anwalts gab ihr die Ruhe wieder. „Sie wünschen gnädige Frau?“ Mit einem Blick auf ihre Karte, die sie ihm hineingeschickt. — „Ihren Rath. Ich möchte — ich bin — ich habe meinen — Mann verloren. Ich bin seine Universalerin, und möchte nun auch mein Testament machen. Meine Tochter zur Erbin einsetzen. — „Ihr Kind ist ja Ihre natürliche Erbin.“ — „Es ist ein angenommenes. Seit zweieinhalb Jahren. Wir wollten es adoptiren, aber ich weiß nicht, ob ich schon das Alter“ — „Darf ich fragen, wie alt?“ — „Bierunddreißig.“ — „Da müssen Sie allerdings noch sechs Jahre warten.“ — „Darum möchte ich sofort“ — „Haben Sie auch reiflich überlegt? Sie können noch ein Mal heirathen, noch eigene Kinder bekommen.“ — Wie von einem Schlag getroffen fuhr Hedwig zusammen. — „Es ist meine Pflicht, Ihnen das vorzustellen. Also zu Ihrer Erbin wollen Sie das Kind einsetzen? — „Abzüglich verschiedener Legate.“ — „Sie sind vielleicht so freundlich, die Sache nach Ihrem Sinne ein wenig aufzuschreiben und mir zu bringen. Dazu das Testament Ihres Gatten, und die Papiere der Kleinen. Sie heißt?“ — „Erna.“ — „Und mit dem Vatersnamen?“ — „Sie trägt den unsern.“ — „Aber noch nicht zu Recht. Wie heißen ihre



Eltern?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Sie kennen den Namen Ihres Kindes nicht?“ — „Mein Mann brachte es — er hat Alles geordnet.“ — „Aber Sie besitzen doch keine Papiere?“ — „Ich habe nichts gefunden.“ — Er sah sie befremdet an. — „Hatte Ihr Mann keinen Rechtsanwalt?“ — „So viel ich weiß, in den letzten Jahren nicht.“ — „Oder Freund?“ — „Er war sehr befreundet mit Doctor Leydecker.“ — „Dem bekannten Vertheidiger? Vielleicht ist der unterrichtet. Wollen Sie? — oder soll ich lieber? Ich werde mich also mit ihm in Verbindung setzen, und Ihnen sofort Mittheilung machen.“ Er nahm einen Stoß Akten, in denen er blätterte. Hedwig war entlassen. Sie ging mit einem Gefühl tiefer Beschämung. Wie albern mußte sie dem Mann erschienen sein, wie kindisch. Ein richtiges Frauenzimmer. In Unkenntniß über die wichtigsten Lebensfragen. Aber konnte sie ihm sagen, erklären, wie es sie stets geschmerzt, kinderlos zu sein! Hauptsächlich ihres Mannes wegen, weil derselbe so lebhaft wünschte — namentlich in der letzten Zeit — „Man könnte doch ein Kind annehmen. Sie würden älter, das Haus würde mit der Zeit öde, ein Kind würde Frische und Heiterkeit hineinbringen.“ — Jedes Wort that ihr grausam weh. Sie genügte ihm also nicht mehr, — sie war nicht jung genug — und sie war doch immer guter Laune, leicht beweglich, zeigte sich nie verstimmt, unlustig. Aber würde sie im Stande sein, seinen Wünschen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen? — Dann kam plötzlich die tückische Krankheit. Diese stechenden bohrenden Schmerzen in den Eingeweiden. Das Herz hätte sie sich aus dem Leibe reißen können, um ihm eine frohe Minute zu verschaffen. — Wieder fing er an: „Es wäre auch für Dich ein Glück, wenn wir ein Kind annähmen, ein lustiges kleines Mädel, es würde Dich erheitern. Ich habe eigentlich schon eins auf dem Strich. Bei einem Geschäftsgang habe ich es entdeckt. Ganz klein noch, aber so herzig, ich hätte es längst mitgebracht, ich wagte nur nicht“ — Sie schwieg. Es lag in ihrer Natur zu schweigen, wenn sie etwas tief erregte. Tage und Wochen lang mußte sie es in sich verarbeiten, ehe sie ruhig darüber sprechen konnte.

Als sie eines Tages von einem Ausgang heimkehrte, fand sie eine Gruppe in ihrem Wohnzimmer. Auf dem Sofa ein weißes, zappelndes Bündel. In stummer Bewunderung davor ihre beiden Mädchen. Und darüber gebeugt ihr Mann — in den Augen einen Ausdruck! — Heiß schoß ihr ein Gefühl ins Herz — etwas wie Haß, daß er ihr das angethan — — Er trat ihr verlegen entgegen. „Ich wollte es Dir nur einmal zeigen, es braucht nicht hier zu bleiben —“ Nach einer Pause — „Sogar Mathilde ist schon ganz verliebt in die Kleine.“ Sie antwortete nicht. Kaum daß sie das roßige Kindergesichtchen sah, durch den Schleier von Thränen, die ihre Augen füllten. Natürlich blieb es im Hause. Der Groll gerade, der Hedwig erfüllte, wurde Ernas Fürsprecher. Sie schämte sich seiner als einer unedlen eifersüchtigen Regung. Sie wollte das Kind nicht entgelten lassen, daß man es ihr aufgezwungen. Aber ihrem Mann konnte sie nicht so schnell verzeihen. Sie

ging jeder Erklärung aus dem Wege. Mit dem Stillschweigen, das bei ihr der einzige Ausdruck ihrer Kränkung war. Wie auf Uebereinkunft wurde Ernas Name kaum genannt. Dann, nach einigen Wochen, als sie sich endlich entschloß zu fragen, erklärte Franz. „Es ist vielleicht am besten, Du nimmst an, das Kind wäre vom Himmel gefallen. Eltern hat es ohnehin nicht, in ein paar Jahren dürfen wir es adoptiren, dann ist es Dir ganz wie ein eigenes.“ — Wie ein eigenes. Niemals! Das müßte eine andere Liebe sein. Etwas Opferwilliges, fast Fanatisches, wie sie es für ihren Mann empfand. Aber sie war dem Geschöpfchen gut. Es war von lieblicher Anmuth, gesund, lustig. Und es war hilflos, von ihrer Güte abhängig. Es gab ihr auch keinen weiteren Anlaß zur Eifersucht. Kurz nach seiner Ankunft im Hause erkrankte Franz heftiger. Er wurde operirt. Seitdem kränkelte er. Ganz mit sich beschäftigt, verlangte er die ausschließliche Theilnahme seiner Frau. Es fielen sogar Vorwürfe, daß sie ihn über dem Kinde vernachlässige. Und wenn klein Erna ihn mit ihrem drolligen Wesen zum Lachen brachte, war Hedwig ihr dankbar, als einer Verbündeten gegen den Kampf mit Schmerzen und Verstimmung. Zuweilen sprach er davon, das Testament zu ändern, das Kind zu bedenken. Aber das Thema war peinlich, so lange er so krank war. Später — sowie er gesundete. Und plötzlich das Ende — — Konnte sie das Alles dem Anwalt erzählen? Wär' es ihm nicht erst recht unverständlich gewesen? Was verstand ein Mann von den verwirrten Empfindungen der Frauenseele. „Praktische Sachen behandelt man praktisch — die erwünschte überspannte Empfindsamkeit!“ Wie oft hatte ihr Mann so gescholten. Und hatte er nicht Recht? Er war todt, sie stand allein, und wußte nichts von dem Kind, das wie ein eigenes in ihrem Hause aufwachsen sollte. In den Jahren der Sorge, der unaufhörlichen Erregung, war ihr das gar nicht aufgefallen. Jetzt konnte sie's nicht begreifen. Sie sann und sann nach einem Anhaltspunkt. — — Abends beim Auskleiden jagte sie zu Mathilde: „Wissen Sie noch wie Erna ins Haus kam?“ Es war mehr ein lauter Gedanke, als eine Frage. — „Na ob, wir haben uns ordentlich erschrocken.“ — „Mein — der Herr brachte sie.“ — „Der Herr brachte sie in einer Droschke, gnädige Frau waren eben aus.“ — „Daß nie Jemand nach ihr gefragt hat — ich hatte immer den Kopf so voll — aber es ist doch sonderbar“ — „Wie, meinen, gnädige Frau?“ — „Hat vielleicht Jemand nach ihr gefragt?“ — „Nein — ja — ach Gott — gnädige Frau werden es wohl selbst wissen — nur weil der Herr es damals so streng verboten hat.“ — „Was hatte er verboten?“ — „Daß wir der gnädigen Frau erzählen sollten —“ „Was denn? Nun — ich wünsche eine Antwort!“ — „Ach — es war nur — wie die olle Frau mal kam, die durchaus die Erna sehen wollte. Aber der Herr — er kam grad dazu — wurde furchtbar böse. Gnädige Frau wissen, wie böse er werden konnte. Hausgeschmissen hat er sie, und wenn sie nochmals kommt, ruft er die Polizei.“ — „Ich erinnere mich jetzt — wie hieß sie doch — Frau — Frau?“ — — „Frau Blume aus die Bartelstraße,

sagte sie, daß sie heißt.“ — „Es ist gut, — nein, heute nicht die Haare durchkämmen — ich habe Kopfschmerzen.“

Ihr Stolz verbot ihr, das Mädchen weiter auszufragen. Und doch wie sonderbar, daß ihr Mann ihr verheimlicht — Frau Blume aus der Bartelstraße, sie hatte den Namen nie gehört. Sie stand aus dem Bett auf, sie wühlte in den Büchern und Papieren ihres Mannes, — nichts — Frau Blume aus der Bartelstraße. Es verfolgte sie — im Adresskalender nichts — vielleicht verzogen. Schlaflos verbrachte sie die Nacht.

Am nächsten Morgen fuhr sie nach der Bartelstraße. Sie mußte — es ließ ihr keine Ruhe. Trepp' auf, Trepp' ab, von Haus zu Haus. „Hier nicht, vielleicht daneben.“ „Vielleicht auf 'm Hof oder gegenüber.“ Schmutzige Dienstboten öffneten ihr, Weiber, den Säugling auf dem Arm, freche Männer in nachlässiger Kleidung. Speisendunst, Seifenqualm, der Geruch allerlei Gewerbe strömten ihr ins Gesicht, Kindergeschrei, Hundegekläff mischten sich in die Musik. Angeekelt, übermüdet, war sie jedesmal entschlossen umzukehren. Und immer trieb es sie weiter. Trotz der Erschöpfung, trotz des Drucks auf Kopf und Herz, trotz des Gefühls, als thäte sie etwas Unrechtes, etwas Gemeines. Nur noch wenige Häuser. „Wohnt hier im Hause eine Frau Blume?“ — „Ne, die wohnt hier nich. Wat soll sie denn sin? Schneiderin?“ „Ich weiß nicht — ich glaube nicht — ich glaube — sie hatte ein Kind in Pflege — vor drei Jahren — ein kleines Mädchen.“ — „Weest du wat Vater, von 'ner Frau Blume, die in die Bartelstraße jewohnt hat, und 'n kleenes Mädchen in Pflege hatte?“ — Der Mann maß einer Nachbarin Kartoffeln in den Korb. — „Ne, ich nich. Sie vielleicht Frau Schulze? Sie sind doch hier geboren, und kennen jeden Stein in die Bartelstraße.“ — „Blume? — eene hab' ich jekannt, die Hebamme. Nebenan hat sie jewohnt, bei Mielfe's, Hof drei Treppen, aber die is verzogen zu ihre Tochter. Wat wollten Sie denn von ihr, liebe Dame?“ — Sechs neugierige Augen hefteten sich auf das blasses, schwarzverfälscherte Gesicht. Eine feine Dame, die nach der alten Hebamme Blume fragte! — „Ich wollte“ — Ja was wollte sie denn eigentlich? — „Ob oben ihre Adresse zu erfragen ist?“ — „Kann schon sin. Wenn Sie sich hinaufbemühen wollen. Aber es is 'ne eklich hohe Treppe.“ — Ja, hoch war sie. Die Füße trugen sie kaum mehr. An einer Thür klebte eine Karte: „Ernst Mielfe, Tapezierer.“ Sie klingelte. Ein Mädchen öffnete. „Ein Augenblick, ich mache gleich auf.“ Sie schloß von innen eine andere Thür auf, die gleichfalls in den Flur mündete. Hedwig trat in einen Raum, gute Stube und Musterlager zugleich. Ein Divan mit nachgeahmtem Teppich, zwei Jute-bezogene Lehnstühle, auf dem Tisch ein paar bunte Illustrationen. Die Proben der letzten Tapeziermode in der Bartelstraße. Sie sank auf einen Stuhl, gedankenlos stierten die Augen auf die Blätter. Da kam ihr ein Gedanke. Nur nicht wieder dieses neugierige Staunen bei ihrer Nachfrage. „Sie sind mir von einer Bekannten empfohlen, sagte sie

dem eintretenden Handwerker. „Ich will meine Schlafzimmermöbel neu beziehen lassen. Ich wohne in der Nähe, und da ich gerade vorüber komme —“ — „Da kann ich etwas sehr Schönes empfehlen. Habe gerade gestern eine Garnitur abgeliefert, an eine sehr feine Herrschaft. — Kiefe, bring doch mal die Muster von der blauen Cretonne, die der Herr Director gekriegt hat — oder vielleicht Jute, auch sehr schön, aber nicht so haltbar.“ Auf der Schwelle erschien die dicke Ehefrau. Ein Kind am Arm, eins an der Schürze hängend. „Sie müssen schon verzeihn meine Dame, ich bin grad beis Wäschespülen, da bin ich Angst, det sie nich ins Bottich fallen.“ Sie reichte ihrem Mann ein Packet Rattunmuster, und blieb neugierig und schwachbereit stehen. Hedwig nahm sich zusammen. „Was für ein hübsches Kind. Wie alt bist Du mein Junge?“ „Drei is er gewesen im März. Na Märchen, jieb doch die Dame ein Händchen.“ — „Ich weiß nicht — Sie kommen mir so bekannt vor. Ich muß schon einmal hier gewesen sein, von unserem Verein. Es hatte sich eine Frau gemeldet zur Kinderpflege — eine Frau Blume glaube ich.“ — „Ach die Blume'n. Ja die hat bei uns jewohnt. Na da war's och nich besonders aufgehoben. Man soll zwar 'ner Todten nichts Böses nachsagen.“ — „Ist die alte Frau gestorben?“ — „Vor vierzehn Tagen in Dramburg bei ihre Tochter, wohin sie verzogen is. Sie hatte noch 'nen Schrank bei uns, mit 'n paar Kleidern. Gott bei uns is ihr nichts wegjekommen.“ — Todt — welche Enttäuschung. — „Sie hatte damals — vor drei Jahren — ein kleines Mäddchen bei sich — blond mit schwarzen Augen.“ — „Woll die Erna? Der hat es jut jegangen. Der ihre Mutter war bei die Blume'n in den Wochen gestorben, grad wie ich mit mein Märchen zu liegen kam — still Junge, ich gehe ja schon — und weil der Vater, ein verheiratheter Mann, mit seine Frau keene Kinder nich hatte, hat er die Erna ins Haus jenommen.“ — „Ein verheiratheter Mann?“ — „Ja wat Allens in Berlin vorkommt. — Na am Ende, wenn's die Frau recht war.“ — „Woher wissen Sie?“ — „Bon der Blume'n selbst. Erst that sie sehr jeheimnißvoll und wollte es nich wahr haben. Aber sie wird woll zu velle Geld haben 'rauspressen wolln. Da is der Herr woll eklich jewordn, hat ihr 'rausjeschmißen, und mit die Polizei jedroht. Fuchswild is sie een Abend jekommen, und hat Allens 'rausjebuddert. Feine Leute, draußen im Thiergarten. — Wie hießen sie doch jleich, Vater?“ — „Inkomodir die Dame doch nich mit den fremden Angelegenheiten. — Das ist gerade ein sehr schöner Stoff, den Sie in der Hand haben, gnädige Frau. Nicht zu hell, und doch frisch.“ Hedwig war aufgestanden. — „Mir gefallen diese Muster nicht recht. Ich werde lieber noch einmal zu Heese gehen und andere holen. Bitte schreiben Sie auf, wie viel Sie brauchen.“ Sie ließ sich Maß und Preis auf einen Zettel schreiben. —

Langsam ging sie die steile Treppe hinab, vorbei an dem Grüntramkeller, aus dem ihr das Ehepaar neugierig nachblickte. Langsam ging sie

bis zum nächsten Droschkenplatz. Wie sie nach Hause gekommen, wußte sie nicht. Dem Mädchen, das ihr die Thür öffnete, sagte sie: „Mir ist sehr schlecht, Mathilde, machen Sie mir das Bett auf. Und wenn Besuch kommt, ich bin für Niemanden zu sprechen.“ In dem verdunkelten Zimmer warf sie sich angekleidet auf das Bett. Zuerst ein wohlthätiges Gefühl — das schwindende Bewußtsein. Bald aber wieder Besinnung und Klarheit. — —

Also ihr Mann war Erna's Vater. Er hatte ihr das Kind seiner Geliebten ins Haus geschmuggelt. Seiner Geliebten. — „Mein Mann hatte eine Geliebte.“ Sie sprach es laut vor sich hin. Vielleicht faßte sie es dann eher. — Erna war dreieinviertel Jahr alt. Also vor vier Jahren. Als sie zu ihrer kranken Mutter gerufen wurde. Wie schwer wurde ihnen die Trennung. „Das Leben ist so kurz, Menschen, die sich lieben, müssen mit jedem Augenblick des Zusammenseins geizen.“ Oder war es nur sie, die das gesagt? Und als selbstverständlich angenommen, daß sie Beide dasselbe dachten und fühlten? Wie gut sie sich an den Abend ihrer Abreise erinnerte. Sie stand am Fenster und wartete auf den Wagen, der sie nach dem Bahnhof führen sollte. Draußen stürmte der Herbstwind, der Regen klatschte gegen die Scheiben. Wie eine trübe Ahnung beklomm es ihr Herz. Franz war damals schon leidend. Wie würde er sie entbehren — wer würde ihn pflegen, ihn erheitern? — Dann die bangen Wochen bei der Mutter. Angst, Sorge, verwachte Nächte. Dazu die Sehnsucht nach Franz. Als einziger Lichtpunkt seine Briefe — seine guten zärtlichen Briefe. Endlich zu ihm zurück. Ungern ließ die Mutter sie ziehn. Mit schweren Kämpfen riß sie sich los. Erst im Coupé, als die Abschiedstränen getrocknet, kam ihr das volle Bewußtsein: „In ein paar Stunden bist du bei ihm.“ Wie thöricht, wie sinnlos verliebt sie in ihn war. Wie sie an seinem Halse hing, — wie sie, von all der Erregung bis ins Innerste aufgewühlt, ihn übersüttete mit heißen Liebkosungen. Allein, wie sich jetzt wußte, im dunkeln Zimmer, versteckte sie das Gesicht tief in die Kissen. Sie schämte sich. Was mochte er von ihr gedacht haben. Er, der von einer Andern kam. Der unter ihrer überströmenden Leidenschaft vielleicht gelächelt hatte: „Die Weiber sind doch alle gleich.“ — — Wie er sie wohl kennen gelernt hatte, diese Andere — und wie sie wohl ausjah. Gewiß war sie hübsch und jung. Jünger als sie. Die Jugend gilt ja den Männern Alles, besonders wenn sie selbst altern. Gedanken, Erfahrungen kamen ihr plötzlich — wie von einem Zauberstab berührt, riß der Schleier, der ihr bisher Schmutz und Gemeinheit verhüllte. Sie marterte ihr Gedächtniß nach der Zeit, die ihrer Rückkunft folgte. Nichts, das ihr aufgefallen. Launen und wechselnde Stimmungen war sie bei ihm gewohnt. Und nie fragte sie, woher er kam, wohin er ging. Eher hätte sie sich selbst beargwöhnt. — — —

Es litt sie nicht im Bett. Sie stand auf und schlich in ihr Wohnzimmer. War das noch der gewohnte Raum? War sie noch dieselbe Frau?

Gealtert fühlte sie sich — fremd ihre Umgebung. Wie ein Hohn all seine Bilder, seine Andenken. Und ihr Heiligstes — seine Briefe. Alle raffte sie zusammen und schloß sich wieder mit ihnen ein. Blatt um Blatt las sie. Wie glühende Nadeln bohrten sich ihr die Worte ins Herz. So offen — so zärtlich. Eine Erfahrenere hätte sich betrügen lassen. Betrügen — pfui, wie gemein! Lügen — nichts als Lügen. Sie warf sie in den Kamin, sie zündete sie an. Hell flammten sie auf, rollten sich zusammen, verkohlten, zerfielen — grell beleuchtet hier und da ein Wort — dann Alles grau. Sie kauerte mit stieren Augen davor. Als die Gluth verlosch, sank sie wimmernd zusammen. Nun hatte sie nichts mehr von ihm — ihr ganzes Leben hatte sie auf dem Roß verbrannt — Erinnerung — Vertrauen — Liebe. Qualvolle Tage, noch qualvollere Nächte. Immer nur der eine Gedanke. Peinigendes Wühlen in der Vergangenheit. Wann hatte er sie zuerst betrogen? Was war noch ihr eigen? Vielleicht nicht einmal ihre wonnige Brautzeit, das strahlende Glück ihrer Flitterwochen. Nach dem blinden Glauben — der blinde Zweifel. Alles in ihr beschmutzt, vergiftet. —

Ein Brief kam von Doctor Leydecker „Geehrte gnädige Frau! Ich höre von meinem Collegen, daß Sie die Legitimationspapiere ihrer Pflegetochter suchen. Ihr Herr Gemahl hat sie mir anvertraut. Geburts- und Taufschein, Sterbeurkunde der Mutter. Wann darf ich mir erlauben, Ihnen dieselben zu bringen? Ich wagte bisher nicht, Ihre Zurückgezogenheit zu stören. Sagen muß ich Ihnen schon heute, daß Sie mit Ihrer edlen Absicht ganz im Sinne Ihres Vatters handeln. Oft sprach er mir den Wunsch aus, das Testament zu Gunsten der Kleinen zu ändern. Aber er fürchtete, Sie zu verletzen. Er wollte warten, bis Sie das Kind so lieb gewonnen, daß Sie selbst verlangten — —“

Hedwig lachte bitter auf. Diese Rücksicht, die einem bösen Gewissen entsprang. Und dem Freund hatte er anvertraut — Der wußte natürlich — ebenso wie ihre Mädchen — wie alle Freunde. „Merkwürdig, wie Erna Ihrem Manne gleicht“, hatte man ihr oft gesagt. Und sie hatte gelacht. — Närrin, die sie war — blöde blinde Närrin — zum Betrogenwerden geschaffen. Wenn man nicht vielleicht glaubte, daß auch sie — daß mit ihrer Zustimmung — — Und es nagte und bohrte in ihr, zu erfahren, wer Jene gewesen, wie sie ausgesehen. Wie mit Peitschen trieb es sie nach der Bartelstraße — zu forschen — vielleicht sogar eine Photographie. — Und doch wäre sie eher gestorben als noch einmal — Ebenjowenig wie sie es vermocht hätte, nochmals die Mädchen zu fragen. Schattenhaft schlich sie umher. Ein höfliches Lächeln auf den Lippen — äußerlich ruhig, doch ohne Antheil für ihre Umgebung, nur der inneren Stimme lauschend. Dem Kind ging sie aus dem Wege. Sie haßte es nicht. All ihr Groll erschöpfte sich gegen ihren Mann. Aber sein Anblick erregte bis zum Wahnsinn ihre krankhafte Neugier. Erna hatte Franz' Augen, aber die goldenen Haare, die rosige Haut, der kleine Mund — Minutenlang konnte sie ihr ins Gesicht starren. Und wenn

dann die Kleine sich verschüchtert an sie schmiegte, schleuderte sie sie von sich wie jengendes Feuer. Dieses weiche warme Fleisch — diese zärtliche Schmiegsamkeit — waren sie das Erbtheil der Mutter? Fieberheiße Phantasieen verfolgten sie — Tag und Nacht sah sie Gestalten, Bilder, ihren Mann mit der Anderen. Oh daß er lebte, daß sie ihm ins Gesicht schleudern konnte ihren Zorn, ihre Verachtung. Aber er war gestorben. Ihre zersfleischende, vergiftende Eifersucht galt einem Todten. Den sie vor sich sah in sündiger sinnlicher Bluth — er lag tief unten in der Erde — dem sie heimlich grollte in ohnmächtiger Wuth, den beweinte sie äußerlich in langwallendem Schleier. das Muster einer trauernden Witwe. Seit Wochen war sie nicht mehr bei ihm gewesen. Oft wenn sie gegen Morgen in kurzem Schlaf Vergessen gefunden, sagte sie sich in traumverwirrtem Erwachen: „Ich muß zu ihm — schnell — er wartet.“ Bis sie sich erinnerte — nein sie konnte nicht — Und doch marterte sie die Sehnsucht. Der innere Kampf schärfte alle Gefühle zu verzehrender Leidenschaft. Sie dachte ans Sterben — Ruhe — Ruhe im Gehirn, im Herzen, im Blut — Schlafen — schlafen — nichts mehr fühlen. Sie überlegte ernsthaft. Sich vom Balcon stürzen — deutlich hörte sie den schweren Schlag, sie sah sich blutüberströmt zerschmettert. Oder aus dem Wasser gezogen werden — umstanden von Gassern — Häßlich — häßlich. Sich Gift zu verschaffen fehlte ihr der Witz. Blieb nur noch der Revolver. Aber auch den zu kaufen war sie zu lässig, zu entschlußlos. Nur noch fähig zu brüten, zu grübeln. Für die Welt war ihre Trauer das Schild für jede Absonderlichkeit. Nur ihr Mädchen sah die Veränderung ihres Wesens, ihre vollständige Verstorung — und sie hatte ihre Gedanken. Aber sie wagte nicht. — Ein dumpfer Druck lag auf dem Haushalt. Selbst Erna's Kinderjauchzen verstummte. Schwül innen und außen. Mit Gewitter und Bluth war der Sommer eingezogen. Die Hitze steigerte Hedwigs Qualen, schlaflos verwachte sie die Stunden auf dem Balcon. Aber sie sah Gestalten in den dunkeln Schatten, sie hörte Laute in dem Rauschen der Bäume. Eines Nachts überwältigte sie das Angstgefühl. Menschen sehen — lebendigen Athem hören. Sie flüchtete in das Kinderzimmer. Die Lampe brannte. Mathilde saß wachend an Erna's Bett. — „Wünschen gnädige Frau etwas?“ — „Nein — ja — ich wollte nur — ist Erna krank?“ — „Sie ist schon seit ein paar Tagen nicht recht. Heut wollte sie durchaus nicht einschlafen. Sie weinte und verlangte nach ihrer Mamadi. Jetzt ist sie ruhig. Aber die Händchen sind ganz heiß. Wenn sie nur kein Fieber kriegt.“ Hedwig trat näher heran. Die Kleine athmete schwer. Auf den heißen Wäckchen standen noch ein paar Thränen. Mit den geschlossenen Augen war sie ihr weniger das Kind von Franz. Nur ein hilfloses, leidendes Geschöpfchen. Ein unerträgliches Mitleid ergriff sie, mit sich, mit der Kleinen, mit all der Creatur, die lebte, um zu leiden. „Arme kleine Erna, wie wohl wär' uns Beiden, wenn wir todt wären.“ Mathilde schluckte ein paar Mal wie um etwas hinterzuwürgen. „Verzeihen Sie gnädige Frau, aber wenn das bei uns

im Haus so weiter geht, so kann dazu Rath werden. Gnädige Frau zehren sich ja rein auf. Erna geht auch ordentlich ein. Als ob das Kind fühlt, daß es — gnädige Frau verzeihen schon — das es im Wege steht. Und gnädige Frau dürfen nicht böse werden — aber so sehr ich an die Herrschaft und an das süße Kind hänge — und wenn ich auf der Stelle fort müßte — ich muß meine Meinung einmal sagen — es drückt mir schon lange das Herz ab. Es war ja nicht recht vom Herrn — gewiß nicht — und gnädige Frau haben es sicher nicht um ihn verdient. Aber die Männer sind nun einmal so — und er war doch sonst immer gut zur gnädigen Frau, und hat gethan, was er ihr an den Augen absehen konnte — Und, verzeihen gnädige Frau meine Unverschämtheit, und daß ich so rede wie ich's verstehe. Aber wenn gnädige Frau den Herrn wirklich so schrecklich lieb gehabt haben, sollten Sie doch nicht so nachträglich sein — Erna ist doch immer sein Kind und ein theures Andenken — und wenn der Herr sehen könnte" — — „Wie können Sie sich unterstehen?“ Die Empörung hat ihr die Worte verschlagen — Sie zitterte vor Wuth und Schmerz. In ihre Schande, ihren heimlichen Gram so roh zu rühren — das Blut stieg ihr roth in die Schläfen, als ob sie sich auf das Mädchen stürzen wollte. Mathilde wich erschrocken zurück. Wurde die Frau wahnsinnig? — — Plötzlich ein Umschlag. Hedwig griff nach dem Herzen, schwankte — und ehe das Mädchen beispringen konnte, hatte sie sich auf den Fußboden geworfen und weinte — weinte — — wie am Todestage ihres Mannes schüttelte sie der Weinkrampf das Schreien, das Schluchzen, flossen die Thränen stromweise die Wangen herab. — — Durch das Geräusch erweckt, fing auch Erna an bitterlich zu weinen, ihre Mama zu rufen. Mathilde wickelte sie in ihre Decke und legte sie neben die Schluchzende auf den Teppich. „Bitte Deine Mama, daß sie Dich wieder lieb hat.“ — „Bitte bitte, liebe gute Mama, habe Erna wieder lieb —“ Mit übermenschlicher Anstrengung rang Hedwig nach Fassung, sie erhob sich mühsam, legte das Kind sanft auf seine Kissen, und schleppte sich in ihr Zimmer, dem Mädchen wehrend, das ihr folgen wollte. War es eine Ohnmacht? war es der bleierne Schlaf der Erschöpfung? — Sie wußte nichts von sich, viele Stunden. Sie erwachte elend und zer schlagen. Aber der Druck auf dem Herzen schien leichter. Das Gift das ihre Gedanken durchhägte, gemildert — — „Wenn die gnädige Frau den Herrn wirklich so geliebt hat, sollte sie weniger nachträglich sein.“ — War es wirklich nur die Liebe, durch die sie so litt? War es nicht auch die verletzte Eitelkeit — die Empfindlichkeit über seinen Undank. War er ihr denn wirklich so verpflichtet? Schuldete sie ihm gar nichts? — „Er war doch sonst immer gut zur gnädigen Frau.“ — Verdankte sie ihm nicht zahllose glückliche, beseligende Stunden, das Aufblühen aller seelischen Empfindungen? Sie hatte durch ihn die Liebe kennen gelernt, mit allen ihren Wonnen und Schmerzen. Das konnte ihr Niemand rauben. Und was sie für ihn gethan, so lange er lebte — es entsprang ihrer Natur, es war kein Verdienst. Jetzt zum ersten Mal sollte sich ihre



Liebe bewähren — nach seinem Tode. — Tagelang lag sie — regungslos, wortlos, und rang mit ihrem Herzen. Mathilde pflegte sie. Sie sprachen nicht zusammen, sie holten keinen Arzt. Die Seele mußte gesunden. Eines Morgens erhob sich Hedwig zeitig und kleidete sich zum Ausgehen. Lange und innig küßte sie Erna. Dann fuhr sie zu ihm. Nach fünf Wochen zum ersten Mal. An der Schwelle des Friedhofs zögerte sie. Ihr Herz klopfte, als sollte er ihr lebend entgentreten. Würde ihr Groll an seinem Grabe wieder aufleben — würde er sie wieder durchrütteln, der entsetzliche vernichtende Kampf? — — Nun stand sie vor dem Hügel. Noch schmückte ihn kein Stein. Nur eine Tafel mit seinem Namen, seinem Geburts- und Todestag. Ihr Lebensschicksal in den wenigen Worten. Und da überwältigte es sie — in Liebe — in Sehnsucht — in wehmüthigem Mitleid. Sie sank auf den Rasen — sie drückte das Gesicht in die blühenden Blumen — sie küßte die feuchte Erde — und sprach mit ihm — lange — lange — — Als sie aufstand, legte sie die Hand auf das Kopfende — „Wie mein eigenes — Franz“ — Sie hatte sich mit ihm versöhnt. Sie hatte ihm verziehen. Wird es ihr jemals gelingen zu vergessen? — — —





## Klimatische Veränderungen.

Von

G. Weisbrodt.

— Wien. —

**S**o viel ergibt sich aus den Forschungen der geologischen Wissenschaft mit Gewißheit, daß die klimatischen Bedingungen, der Erde in früheren geologischen Perioden andere waren, als sie es jetzt sind, und es hat wohl die Frage eine Berechtigung, ob dieser Wechsel innerhalb der historischen Zeit nachgewiesen werden kann. Es ist der Versuch gemacht worden, klimatische Veränderungen jeder Art festzustellen, Veränderungen sowohl, die die gesammte Erdoberfläche berühren, als solche, welche sich nur auf beschränkten Gebieten geltend machten und dann auf eine bestimmte Thätigkeit, z. B. auf die Anpflanzung oder auf die Ausrodung von Wäldern zurückzuführen waren und diese Frage ist in ein neues Stadium getreten, seit man das zahlreich vorhandene meteorologische Material in der Richtung verarbeitet hat, um durch dasselbe säculare Schwankungen des Klimas nachzuweisen. Die Veränderlichkeit der Gletscher hat diese Möglichkeit wahrscheinlich gemacht und Forel, Richter und Lang haben dargethan, daß diese Veränderlichkeit in Wechselbeziehung zu gleichen Veränderungen in der Masse gefallenen Wassers und in der Temperatur der Alpenwelt steht. Doch sind die letztgenannten Veränderungen keine Eigenthümlichkeit bloß der Alpen, sondern Brückner hat im Jahre 1887 erwiesen, daß die nämlichen Schwankungen in der Regenmenge in allen Ländern der nördlichen Hemisphäre beobachtet werden können, und zwar läßt sich dieser Beweis nicht nur durch die Wassermenge, wie sie der Wassermesser anzeigt, führen, sondern auch durch die lange dauernden Schwankungen in dem Wasserstand der Flüsse und Meere. Aber auch die Gebiete der südlichen Halbkugel nehmen, so weit wenigstens aus den betreffenden vereinzeltten Beobachtungen zu schließen, Theil an diesen Veränderungen und die Untersuchungen Siegers (Wien) über die Schwankungen der Seen und Meere haben neuerlich constatirt, daß solche Verschiedenheiten in der Regenmenge sich über die ganze Oberfläche der Erde ausbreiten.

Denselben Schwankungen, nur nicht so prononcirt, unterliegt die Temperatur der Luft: diese Schwankungen erfolgen — das ergibt sich aus den Untersuchungen über die winterliche Dauer der Eisbedeckung der Flüsse — so ziemlich in demselben Rhythmus wie in den Alpen.

Wir sind im Besitz eines meteorologischen Materials von ungefähr 500 Stationen, die zusammen 25 000 Beobachtungsjahre umfassen, und auf Grund dieses Materials läßt sich behaupten, daß das Klima aller Länder gleichzeitigen Veränderungen unter-

worfen und daß die Zahl derjenigen Gebiete, wo das nicht zutrifft, eine verschwindend geringe ist — die Küstenstriche nämlich. Je mehr man in das Innere der Länder eindringt, desto bemerkbarer werden die Schwankungen. Im laufenden Jahrhundert bilden die Jahre 1815, 1850 und 1881 ungefähr die Mitte von relativ feuchten, und die Jahre 1830 und 1860 die Mitte von relativ trockenen Perioden.

Ob diese klimatischen Schwankungen absolut periodisch sind oder ob ihre Dauer von Periode zu Periode variiert — das zu wissen ist natürlich von großem Interesse. Eine lange Reihe von Aufzählungen, die sich auf den Beginn der Zeit der Weinlese beziehen und die bis auf das Jahr 1200 zurückgehen, so wie Wasserstandsmessungen (seit dem Jahr 1700) in Seen und Flüssen gestatten, die mittlere Dauer einer Schwankung mit 36 Jahren zu bestimmen.

Die beobachteten Veränderungen in der Regenmenge müssen auf analogen Veränderungen der Windrichtung und des barometrischen Druckes beruhen. Sorgfältige und lange Jahre hindurch in Europa und im nördlichen Asien angestellte Beobachtungen über den atmosphärischen Druck berechtigen zu dem Schluß, daß säculare Veränderungen des Barometerstandes vorhanden sind. Beobachtungen aus dem Jahre 1826 constatiren, daß in der gemäßigten Zone des alten Continents jede Regenperiode (von 1841 bis 1855) von einer Verringerung aller Luftdruck-Unterschiede und jede trockene Periode (von 1826—1840 und von 1856—1865) von einer Erhöhung derselben begleitet ist, und das findet ebensowohl für die Druckunterschiede von Ort zu Ort, als für die jährliche Schwankungsgröße statt. Die Aenderungen im Druck erklären nicht nur die normalen Schwankungen der Regenmenge, sondern auch das Auftreten und Wiederverschwinden von Regionen mit abweichendem Verhalten. Diese Druckänderungen ihrerseits nun können keinen andere Ursache haben als einen Wechsel in der von der Erde empfangenen Wärmemenge; nur eine Steigerung der letzteren kann den Contrast zwischen dem Festland und dem Ocean innerhalb einer trockenen Periode verschärfen. Die Temperatur-Aenderungen sind aber auch ein Beweis des Wechsels der durch die Erde empfangenen Wärmemenge.

Die Schwankungen des Klimas sind übrigens noch nicht unter dem Gesichtspunkt ihres Zusammenwirkens und ihrer Gleichzeitigkeit behandelt, und doch ist das Thema von großer Bedeutung; denn jene Schwankungen beeinflussen das Niveau des Flußwassers, die Dauer des Winterfrostes und also auch die Schifffahrt, und sie haben nicht weniger große Bedeutung (besonders in den continentalen Gebieten) für die Landwirthschaft: ein Beweis dafür ist die starke Zunahme des Anbaus der trockenen Landstriche im westlichen Nordamerika, eine Zunahme, die mit der Vermehrung der Regenmenge der letzten trockenen Periode (um das Jahr 1860 herum) zusammenfällt.





## Illustrierte Bibliographie.

**Albrecht Dürer** von Anton Springer. Mit Tafeln und Illustrationen im Text.  
Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Als Anton Springer am 31. Mai 1891 starb, hinterließ er das Manuscript des 'Albrecht Dürer' vollständig druckfertig, hatte auch die Art der Drucklegung mit der Verlagsbuchhandlung vereinbart, sowie die Werke Dürers bestimmt, welche als Illustrationen in sein Buch aufgenommen werden sollten, und hatte auch die ersten Correcturabzüge nachgesehen.\* So berichtet im Nachwort des Buches der Sohn, welcher die Herausgabe besorgt hat. Als die letzte Gabe eines bedeutenden Gelehrten empfangen wir somit das vorliegende Werk und nehmen es in seiner Eigenart mit pietätvollem Dante auf. In einem Bande von dem mäßigen Umfange von 164 Seiten hat Anton Springer das Bild von Dürer entworfen, wie es sich ihm aus seinem ein Leben lang dauernden Studium des großen deutschen Meisters gestaltet hatte. Bereits gegen Ende der sechziger Jahre hatte er, wie wir in seiner Lebensgeschichte lesen, den Plan zu einer Monographie über Dürer gefaßt. Da er von der gleichen Absicht Moriz Thausing's hörte, welcher sich auf die seiner Aufsicht unterstellte Sammlung der Albertina in Wien stützen konnte, legte er mit der Uneigennützigkeit des Forschers, der nur die Sache im Auge hat, seinen Plan zurück. Inzwischen hat Thausing's Buch auf die Dürerforschung nach allen Seiten hin befruchtend und anregend gewirkt, zum Theil gerade deshalb, weil seine Ausführungen zu mannigfacher Widersprüche Anlaß gaben. Für die allgemeine Verbreitung der Kenntniß von Dürer's Kunst ist in den letzten zwei Jahrzehnten mehr geschehen, als je zuvor: wir erwähnen nur die monumentale Ausgabe von Dürer's Zeichnungen in Facsimilenachbildungen, welche Friedrich Lippmann begonnen hat, die vorzüglichen Reproduktionen der Reichsdruckerei, nach den besten Abdrücken ausgewählter Kupferstiche, sowie die äußerst dankenswerthe Nachbildung seiner vier Holzschnittfolgen durch die Helios-Gesellschaft in Berlin. Wer sich in die tief-sinnige, gemüthsreiche Kunst unseres deutschen Meisters vertiefen will, kann auch als Privatmann sich eine heinabe vollständige Reihe seiner Kupferstiche, Holzschnitte und Zeichnungen in vortrefflichen Nachbildungen anschaffen oder findet sie in jeder Museums-sammlung. Möchte nur endlich auch ein Corpus seiner malerischen Werke in guten photographischen Aufnahmen und würdiger Ausstattung zu Stande gebracht werden! — Diesem Stande der allgemeinen Kenntniß von Dürer's Kunst trägt auch Springer's Buch Rechnung; es ist geschrieben mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß seinen Lesern der Name Dürer nicht unbekannt and Ohr schlage und daß sie in der Lage sind, durch die Betrachtung von Originalen oder Nachbildungen seiner Werke, die ana-



Iskrenen Ausführungen des Verfassers zu controliren, die gegebenen Andeutungen weiter auszuspinnen. Nicht etwa, als ob das Buch irgendwie einen fragmentarischen Charakter trüge oder nicht in allen Theilen gleichmäßig ausgebaut wäre! Vielmehr



Dürers Selbstbildniß (1493). Gemälde im Museum zu Madrid.

Nach: Albrecht Dürer von Anton Springer. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

nicht die Darstellung, wie dies bei einem Meister des gesprochenen und geschriebenen Wortes, wie Springer selbstverständlich ist, im schönsten Gleichmaß dahin und nimmt von Anfang bis zu Ende den Leser zu herzlichster Antheilnahme gefangen. Das Buch ist eben von einem innigen Dürer-Verehrer für ebensolche geschrieben, oder der Verfasser



einer Sicherheit und Leichtigkeit hingeworfen, die Erstaunen und Bewunderung erregen. Alle Eigenschaften, die diesen vorzüglichen Künstler auszeichnen, treten in dem Album „Spiegelbilder aus dem Leben“ (München, K. A. Ackermanns Kunstverlag), in dem 41 „Scenen aus dem Highlife und dem Volke“ in tabellosen Reproduktionen nach den Originalen in Delmalerei und Tuschezeichnung vereinigt sind, in wahrhaft glänzendem Lichte hervor. Wenn man dies Album durchblättert und die einzelnen Bilder betrachtet und wieder betrachtet, so bedauert man fast, daß es der geniale Künstler bei dieser doch immerhin etwas flüchtig hingeworfenen und skizzenhaften Behandlung hat bewenden lassen. Viele darunter dürften es ruhig darauf ankommen lassen, sich in der vornehmsten und anspruchsvollsten Gestalt des Kunstwerks zu zeigen. Aber vielleicht liegt wiederum gerade in der skizzenhaften Flottheit der Behandlung ein besonderer Reiz. Wie lebensvoll wirken all' diese Gestalten! Wir kennen sie alle! Wir sind ihnen hundertmal begegnet, auf der Straße, im Wirthshaus, im Theater, im Salon — überall. Wir haben auch wohl dies und das an ihnen als eigenthümlich, als „komisch“ im Berliner Sinne des Wortes flüchtig wahrgenommen, aber es ist uns nicht besonders aufgefallen. Jedenfalls ist es nicht hasten geblieben; unser Blick hat die Erscheinungen eben nur gestreift und ist alsbald, von anderen Gegenständen angezogen, weiter gehuscht. Jetzt erst wird uns durch den Künstler, der das von uns früher achtlos Gesehene mit seinem scharfen Blicke durchdrungen und das Flüchtige mit seinem gehorsamen Pinsel gebannt hat, das Geheimniß offenbart. Jetzt erst wird uns klar, weshalb der Modeherr mit seinem gekrümmten Rücken ein bißchen lächerlich auf uns gewirkt hat: der Bursche hat ja eine ganz polizeiwidrige Haltung! Und das reizende junge Mädchen, das die Kleider zusammenrafft und in den Wagen steigt, um zum Valle zu fahren, — wir hatten es freilich nur auf einen Augenblick im Vorübergehen erspäht, aber das schnell vorüberfahrende Bild hatte uns doch angenehm berührt. Kein Wunder! Menó Meinicke giebt uns den gewünschten Aufschluß: das wunderhübsche Mädchen in dem duftigen Wallkleide, von der Wagenlaterne grell beleuchtet, ängstlich besorgt, daß ihre empfindliche Toilette beim Uberschreiten des Trottoirs und beim Besteigen der Equipage nicht beschädigt werde, — diese Juwend, diese Anmuth, dieser helle Schimmer in der unfreundlich dunkeln, schmutzigen Straße, — es ist wirklich ein reizendes Bild, das durch die Hand des Künstlers nur aufgefrißt zu werden braucht, um wieder in der vollen Kraft der Vergewärtigung vor unserem geistigen Auge zu erstehen.

Wenn wir diese Blätter beschauen, wissen wir in der That nicht, welchem einzelnen wir den Vorzug geben sollen. Wir erfreuen uns ebenso sehr am Toilettenreichtum und der Vornehmheit des Publikums, das den Ersten Rang des Hoftheaters einnimmt, wie an den wohlsituirten Insassen des Zweiten, wie endlich an der Aufmerksamkeit und Dankbarkeit der braven Bürgerleute des Dritten Ranges. Wir lachen herzlich über den Pierrot und seine lustige Begleiterin, die eben vom Maskenball kommen und, von dem Temperaturwechsel unangenehm berührt, mit hoherhobener Rechten laut und vergeblich nach einer „Droschke!“ brüllen. Wir lachen auch über die „Kaffeehauscherze“, die vielleicht gar nicht gut sind. Aber das Lachen steckt an, und die Münchener Kellnerinnen sind so urvergnügt, daß man sie nicht ansehen kann, ohne in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen. „Allgemeine“? Das ist nicht ganz richtig. Eine der Kellnerinnen ist etwas abseits sitzen geblieben, die lächelt kaum. Das arme Ding hat ein Tuch über die Wangen gebunden: es leidet an Zahnschmerzen. Es zieht ja so fürchterlich in dem verwünschten Casó!

Ganz köstlich sind auch die Pferdebahnbilder, unter denen namentlich die beiden letzten — „Complette“ durch die Lustigkeit der Gruppe auf der vorderen Plattform, und „Nachtomnibus“ durch die vorzügliche Charakteristik der beiden Insassen, des verschlafenen alten Herrn und der nachdenklichen jungen Schönen — bemerkenswerth sind. Bei einigen Blättern (der ergötzlichen Darstellung der „Kunstkritiker“ in der Ausstellung u. A.) streift die Lustigkeit der Darstellung die Caricatur. Das ist durchaus kein Unglück und soll keineswegs eine Müge sein. Bei einem so ernsten und vielseitigen Künstler wie Menó Meinicke, der die schaurigsten Tragödien des Alltagslebens so tief erfakt, so bedeutend schildert („Dämmerung“: zwei Obdachlose auf der Bank an einer belebten Promenade, der eine schon in tiefem Schlaf, in unbequemer Sitzung, den Kopf mit dem halb offenen Munde nach hinten; der andere, zerschlagen vom zwecklosen Herumlaufen, noch wach, in unerquicklichem Brüten) — bei einem solchen Künstler kann es vielmehr als ein Lob gelten, wenn man ihm nachsagt, daß er sich auch für die tolle



Laune Empfänglichkeit bewahrt hat und dem lustigen Einfall den übermüthigsten Ausdruck zu geben weiß.

Sollen wir unter den in diesen „Spiegelbildern aus dem Leben“ vereinigten Blättern durchaus Eines herausgreifen und ihm den ersten Preis zusprechen, so würde unsere Wahl auf das „Aschermittwoch“ benannte fallen. Der Morgen dämmt eben herauf. Es ist so etwa gegen 6 Uhr. Die Gaslaternen brennen noch. Vor einem herrschaftlichen Hause hält die Droschke. Der Herr, dessen Frackschöße unter dem modisch-kurzen Ueberzieher hervorsehen, steht mit krummem Rücken da und sucht das Fahrgeld zusammen, neben ihm die hübsche junge Frau, trotz des molligen warmen Ballumhangs fröstelnd, — Beide von den Strapazen der lustigen allzulangen Nacht abgespannt, ein wenig verkatert und in sichtbarem Verlangen nach der Behaglichkeit und Ruhe der Schlafstube. Diese Gruppe der Uebennächtlichen wird von einer alten Frau beobachtet, die etwa zwanzig Schritt von ihnen entfernt am Boden kauert und ihre harte, sorg bezahlte Arbeit des Lumpensammelns am grauen, kalten, nassen, häßlichen Wintermorgen einen Augenblick unterbricht, um zu sehen, wie die da mit ihrer schwierigen Arbeit, das Geld für den Droschkenkutscher abzuführen, fertig werden. Diese alte Proletarierin, die nichts Bombastisches, nichts Declamatorisches hat, ist in ihrer Einfachheit und Echtheit von ergreifendster Wirkung.

So bekräftigt denn dies Album im Einzelnen wie im Ganzen die Meinung, die wir uns von Meno Meinde schon nach seinen Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter“ hatten bilden dürfen, daß wir nämlich in ihm einen Künstler von schärfster Beobachtung der Wirklichkeit, von überaus glücklichem Erfassen des Charakteristischen, von empfänglichstem Sinn für den Ernst und den Scherz des Daseins, — dazu einen hervorragenden Zeichner und Maler zu begrüßen haben. Wenn er in Paris geboren wäre, — ja dann! . . .

P. I.

## Bibliographische Notizen.

**Civis Germanus sum.** Von einem Juden Deutscher Nation. Erster Theil. Berlin, Verlag von Richard Wilhelmi.

Dieser Titel enthält das vollständige Programm einer kleinen Schrift, welche einen werthvollen Beitrag zu der Literatur über die Judenfrage liefert. Sie ist in einem warmen Ton gehalten, und es berührt besonders wohlthuend, daß sie auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren läßt.

**Der Spuk von Bjolsk.** Roman von Karl Greg. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Auf etwas phantastischem Hintergrunde, in einem düsteren Grafenschloß des südlichen Rußland, spielt sich eine tragische Geschichte ab. Der „Spuk“ ist der Spielteufel, dem die Grafen Jeljin rettungslos verfallen sind. Der Verfasser arbeitet mit etwas starken Effecten: Bruderschaft, Juwelendiebstahl, Wahnsinn und ähnliche Dinge veranlassen die Schlußkatastrophe. Doch hat er den russischen Nationalcharakter in den beiden feindlichen Brüdern Dimitri und Michael Jeljin gut getroffen. In manchen Einzelheiten fehlt der Erzählung die geschlossene Durchführung; so wird das Motiv des klirrenden, zerspringenden Glases, das im An-

fang als unheil kündendes Zeichen eine solche Rolle spielt, nachher völlig aufgegeben. Selbst zart besaitete Leserinnen brauchen sich aber vor dem Buche nicht zu fürchten; denn grausig ist nur der Titel, von einer Gespenstergeschichte ist nicht die Rede.

**Die Wilde Madonna.** Novelle von Julius Freund. Berlin, Richard Wilhelmi.

Der Schauplatz der vorliegenden Novelle, das Riesengebirge, wird uns von dem Verfasser mit all der Liebe, die der Schlesier für seine schöne Gebirgswelt hegt, vor Augen gestellt. Wir lernen diese sowohl im Zauber der Morgenfrühe, als auch beim Abendweben kennen, und mit charakteristischer Kraft weiß der Verfasser den Aufruhr der Elemente bei einem abendlichen Gewitter zu schildern.

Mit Interesse folgen wir dem Lebensgang der Helbin, der „Wilden Madonna“, eines leidenschaftlichen Mädchens, das sich selbst in die Gebirgseinsamkeit verbannt hat, um hier von dem Schmerz um verlorenes Lebensglück zu gesunden.

Der tragische Ausgang, mit dem die Novelle schließt, wirkt milbernd und verführend.

mz.

**Ein müdes Herz.** Erzählung von Ossip Schubin. 2. Aufl. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Die oft gehörte Künstlergeschichte hat Ossip Schubin noch einmal erzählt, allerdings gut erzählt: Ein talentvoller, armer Maler, eine hübsche, einfache Italienerin. Zuerst viel Liebe und sehr wenig Geld, dann viel Geld und wenig Liebe; schließlich Eifersucht, Trennung und Selbstmord des verschmähten Weibes; Erwachen der Reue beim Gatten mit darauf folgender Nachahmung des Beispiels, das die einst so heiß Geliebte ihm gegeben. —

Empfindsame Seelen werden die Leidensgeschichte der armen Künstlerfrau und das tragische Ende des Paares nicht ohne Nührung lesen. Den aufmerksamen Leser werden hie und da einige stilistische Unkorrektheiten, wie sie bei Ossip Schubin Mode sind, stören. O. W.

**Unter altem Himmel.** Erzählungen von Wilhelm Fischer. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die letzte der hier gesammelten Erzählungen ist den Lesern von „Nord und Süd“ bereits bekannt. Der Verfasser wandelt die Bahnen Gottfried Kellers, ohne seine Selbständigkeit einzubüßen. — Seine Erzählungen sind reife Früchte eines echten epischen Talentes. — o.

**Harmlose Blandereien eines alten Münchners.** Von Otto Freih. von Bölsderndorff, München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Wer die Bekanntschaft dieses alten Münchner's noch nicht in der Münchener (früher Augsburger) Allgemeinen Zeitung gemacht hat, wo seine Blandereien während der Jahre 1872—1891 allmählich veröffentlicht worden sind, wird es nicht bereuen, wenn er in einer müßigen Stunde zu dem jetzt vorliegenden stattlichen Bande greift, der sie gesammelt enthält. Er lernt einen in Staats- und Welthändeln wohl-erfahrenen, mit stattlicher Bildung ausgerüsteten bairischen Juristen kennen, der von dem festen Boden der geliebten Heimat aus — ein Partikularist genannt zu werden würde er sich wahrscheinlich energisch verbitten — mit heiteren Augen den Weltlauf betrachtet und bald nach dieser, bald nach jener Seite seine humoristischen Streiflichter darauf

fallen läßt. Lesenswerthe Erinnerungen an Münchener Verhältnisse und Persönlichkeiten aus früherer Zeit wechseln ab mit satirischen Besprechungen gleichzeitiger Ereignisse, bei denen ein schalkhafter Humor und gesunder Verstand oft den Nagel auf den Kopf treffen; dazwischen schieben sich frisch empfundene Reisebilder und gelegentlich auch eine mit gründlicher Belesenheit zur Erlebigung gebrachte wissenschaftliche Schrulle. Alles in Allem nehmen wir am Schlusse des Bandes von dem kernigen Alten, der so vornehm empfindet und so klar denkt, mit Hochachtung und Dankbarkeit Abschied und wünschen ihm noch manches Jahr harmloser Blanderlust! M. S.

**Alumpe-Dumpe und andere Märchen.** Von Hanna Schomaker. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter).

Das Büchlein enthält drei Märchen voll Sinnigkeit und reizender Schalkhaftigkeit. Wenn wir darauf hinweisen, daß das eine derselben: „Das junge Ehepaar“ in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden ist, glauben wir das Beste zur Empfehlung des Büchleins gethan zu haben. O. W.

**Schlehdorn und Rosen.** Von Paul Herzohn. Linden, Brill; Leipzig, K. F. Köhler.

Der Verfasser dieser Gedichtsammlung zeigt seine Belesenheit durch eine große Anzahl eingestreuter Citate aus fremden Literaturen; unter seinen eigenen Iyrischen Dichtungen sind viele recht ansprechend. Bei anderen stört theils der Mangel an Originalität (manche erinnern stark an Heinrich Heine oder Friedrich Bodenstedt!), theils der Mangel an fein durchgebildetem Geschmack, namentlich in Bezug auf die sprachliche und metrische Form. Zum Beweise citire ich folgende Verse: schon sie schwimmt — Bewegung seh' ich, S. 18; Rosen und Muscat ich schlürf' S. 37; Rothe Rose, dich ich auffuch', S. 83; Aehnliches findet sich nicht selten. Der Verfasser hätte seine Gedichte nach Inhalt und Form strenger sichten sollen, wenn er sie der Oeffentlichkeit vorlegen wollte. Die Ausstattung ist glänzend, aber der Druck stellenweise unsauber und nicht scharf ausgedr.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Annuaire de l'Enseignement des Langues Vivantes.** Publié par A. Wolfram 1891. Paris, A. Laisney.
- Aus fremden Zungen.** Eine Halbmonatsschrift. Herausg. von J. Kürschner Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Bolleau's Satiren in freier Nachbildung** von E. Weyhe. Mit einem Briefe von Julius Wolf als Vorwort. Leipzig, A. Oehmigke's Verlag.
- Braddon, M. E.,** Wer war der Mörder? Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von H. Mordant. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Brecher, A.,** Im Schaukelstuhl. Heitere Studien. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Brücke, E.,** Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder? Wien und Leipzig, W. Braumüller.
- Cervantes de Saavedra, M.,** Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. 4. Aufl. Mit Illustration. Lieferung 15—18. Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchh.
- Coppée, Fr.,** Flüchtige Erzählungen. Berechtigte Uebersetzung von E. Burger. Dresden, E. Pierson.
- Dresdner Wochenblätter für Kunst und Leben.** Herausgeber: Heinr. Pudor. Heft 1. Dresden, Exped. d. Dresdner Wochenblätter für Kunst und Leben.
- Egbert, W.,** Im Garten der Semiramis und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Elsner, K.,** Psychopathia spiritualis. Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft. Leipzig, W. Friedrich.
- Falke, G.,** Mynhoer der Tod und andere Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Forstenheim, C.,** Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Germania.** Ein deutscher Sang. Dem grössten Deutschen, dem Fürsten Bismarck in ehrfurchtvoller Treue gewidmet von einem Süddeutschen. Hamburg, Herold'sche Buchh.
- Geyer, Fl.,** Gieb uns Brot, Kaiser! Ein Dichtervort. Berlin, Friedrichs & Co.
- Geyer, Fl.,** Der 27. Januar 1959. Ein Traumgesicht. Leipzig, C. Jacobson.
- Das Gudrunlied.** Neuhochdeutsche Bearbeitung von W. Hübbe. Hamburg, Herold'sche Buchh.
- Hesse, A.,** Esther. Roman. Zwei Theile in einem Bande. Dresden, E. Pierson.
- Hillebrand, K.,** Zeiten, Völker und Menschen. Band III. Aus und über England. 2. Aufl. Strassburg, K. J. Trübner.
- Himmel und Erde.** Illustr. Naturw. Monatschrift IV. Jahrg. Heft 4. Herm. Paetel, Berlin.
- Hindersin, Fr. v.,** Luther. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, C. G. Naumann.
- Hippler, W.,** Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die Deutsche Jugend und ihren Kaiser. Leipzig, C. Jacobson.
- Holz, A.,** Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Zweite vorm. Aufl. Berlin, J. Fontane & Co.
- Höpfner, Th.,** Mr. Isaacs. Eine Erzählung aus dem heutigen Indien. Autoris. Uebersetzung a. d. Englischen. Berlin, G. Reimer.
- Janitschek, M.,** Lichthungrige Leute. Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Kirchhoff, A.,** Länderkunde von Europa. Lief. 102—104. Wien und Prag, F. Tempsky.
- Lacroma, P. M.,** Die Modellini. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Meyer, V.,** Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Heidelberg, C. Winter.
- Müller-Gattenbrunn, A.,** Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman. Dritte Auflage. Dresden, E. Pierson.
- Nemfrowitsch-Dantschenko, W.,** Die Fürsten der Börse. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Russ. von Markow u. Stein. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Nordau, M.,** Seelenanalysen. Novellen. Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde.
- Ostermann, W.,** Der psychologische Materialismus. Vortrag gehalten am 21. Feb. 1891. Hamburg, Herold'sche Buchh.
- Paar, J.,** Mehr Licht! Photographische Beleuchtungsstudio. Breslau-Scheitnig, Selbstverlag.
- Petöfl, A.,** Der Apostel. Ein episches Gedicht. Deutsch von Ludwig Stein-Atai. Leipzig, W. Friedrich.
- Poë, E. A.,** Ausgewählte Gedichte. Uebers. von H. Lachmann. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Poradowska, M.,** Mische. Sittenbild aus Galizien. Autoris. Uebers. a. d. Französ. von A. Scheibe. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. 8. Jahrgang Band 11.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Perfall, A.,** Freiherr v., Unterwühlter Grund. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Reder, H. v.,** Wotan's Heere. Eine Märe aus dem Odenwald. Dresden, E. Pierson.
- Reiten, W. v.,** Das gnädige Fräulein. Dresden, E. Pierson.
- Roquette, O.,** Ul von Haslach. — Der fahrende Schüler. — Spindel und Thyrsus. — Ambrogios Beichte. — Paris der Bossere. Erzählende Dichtungen. Berlin, F. Fontane & Co.
- Silberstein, A.,** Dorfmusik, Heitere Geschichten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Sperling, R.,** Lieder eines einsamen Spatzen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Der Stein der Weisen.** Illustr. Halbmonatsschrift für Haus und Familie. IV. Jahrg. Heft 1. Wien, A. Hartleben.
- Teuber, O.,** Im Kreuzgang. Skizzen und Gesch. aus der Klosterwelt. Dresden, E. Pierson.
- Tinseau, L. de,** Cousine Aschenbrödel. Roman. Autoris. Uebers. von A. Schulze. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Török, A. v.,** Miscellen. Erstes Heft. Budapest, Martin Bago & Sohn.
- Trüg, L. J.,** Die menschliche Stimme nach Charles Lunn's „Philosophy of voice.“ Unter Anleitung des Verf. bearb. und ins Deutsche übertragen. Düsseldorf, L. Schwann.
- Waugenheim, W.,** Freiherr v., Die norwegischen Schneeschuhe (Ski). Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Westarp, A.,** Graf v., Bismarck, komm zurück! Berlin, M. Hoffschlüger.
- Die nächste Zukunft der deutschen Nation in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht.** Erörterungen aus Anlass der neuen Handelsverträge. Gotha, K. Schwalbe.
- Zöllner, L.,** Frau Minne. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit. Nebst einem lyrischen Anhang. Kaiserslautern, A. Gotthold.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen  
und  
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 <sup>20</sup> R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 <sup>8</sup> "
Theresienbrunn	47 <sup>1</sup> "
Neubrunn . .	47 <sup>3</sup> "
Marktbrunn .	34 <sup>5</sup> "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33 <sup>4</sup> "
Kaiserbrunn .	39 <sup>1</sup> "

— † —

Karlsbader  
**TRINKKUR**  
im  
**Hause**

Quellen-  
Producte

KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisirt.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Seife.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

**Karlsbader Mineralwasser-Versendung**

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

---

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen  
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und  
Krügen:—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

Einundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:

Graf Leo von Caprivi, Eduard Gröhner, Ludwig Barnay.



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottlaender.

## Inhalt des 61. Bandes.

April. — Mai. — Juni.  
1892.

	Seite
Th. Uchelis in Bremen. Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis. ....	214
Jacob von Falke in Wien. Das architektonische Wien. ....	60
Otto Felsing in Berlin. Charles Bradlaugh. Ein Charakterbild... ..	241
Eudwig Fuld in Mainz. Die Criminalität in Deutschland.. ..	93
Julius Gesellhofen in Breslau. Die todte Stelle. Novelle. ....	402
Robert Hassencamp in Ostrowo. Ein Liebesroman des Dichters Chr. Martin Wieland.....	76
J. Hutten in Tilsit. Des Vaters Vermächtniß.....	234
J. Janitsch in Breslau. Eduard Gröhner.....	202
Eily von Kretschman in Berlin. Helene, Herzogin von Orléans.....	110
Kurd Laßwitz in Gotha. Prinzessin Jaja. Ein Märchen. ....	130
Paul Lindau in Dresden. Hängendes Moos. Roman .....	I. 153. 291







Schlesische Buchdruckerei,

Kunst- und Verlags-Anstalt

vormals S. Schottlaender, Breslau.

---

Seit fünfzehn Jahren behauptet

# Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Herausgegeben

von

**Paul Lindau**

unter den vornehmsten Zeitschriften Deutschlands eine hervorragende Stelle.

Die 60 stattlichen Bände, die 180 Monatshefte, die von unserer Zeitschrift erschienen sind, bekunden, daß wir bestrebt gewesen sind, mit Eifer und, wie wir hinzufügen dürfen, auch mit Erfolg die Versprechungen, mit denen unser Unternehmen ins Leben gerufen worden ist, zu erfüllen.

„Nord und Süd“ hat der Pflege der modernen erzählenden Dichtkunst, der Verbreitung der Fortschritte und neuen Forschungen auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft, der Entwicklung der Künste, den Bewegungen auf dem staatlichen Gebiete, die gleiche Sorgfalt und Aufmerksamkeit zugewandt. Niemals hat sich unsere Zeitschrift in den Dienst einer bestimmten Parteirichtung gestellt, vielmehr sich von jeder Einseitigkeit, von jeder Voreingenommenheit ferngehalten.

Die bedeutendsten Dichter und Gelehrten unseres Vaterlandes, denen sich erste Autoren des Auslandes angeschlossen haben, sind unserer Zeitschrift treue Mitarbeiter geblieben. Dem 151. Hefte ist seinerzeit ein Verzeichniß der Mitarbeiter von „Nord und Süd“ vorangeschickt worden; es zeigt die klangvollsten und besten Namen, welche Dichtung, Kunst und Wissenschaft unserer Epoche aufzuweisen haben.

Neben der Bedeutung des Inhalts und der gefälligen Form der Beiträge hat „Nord und Süd“ von jeher auch auf die Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Anordnung des reichen Stoffes besonderen Werth gelegt.

Bestimmter und schärfer als allgemeine Auseinandersetzungen mag die einfache Angabe des Inhalts des nächsten (181.) Heftes bekunden, was wir erstreben, was wir vermögen.









# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

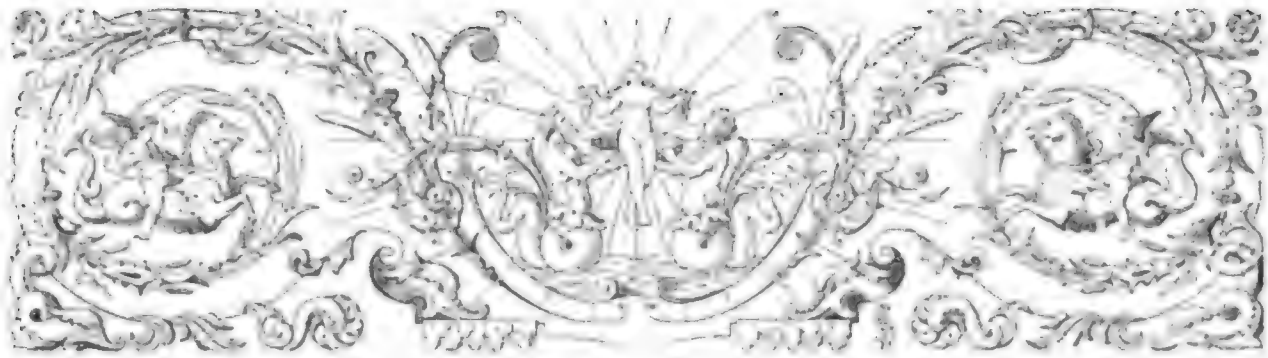
LXI. Band. — April 1892. — Heft 181.

(Mit einem Portrait in Radirung: Graf Leo von Caprioli).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vormals E. Schottlaender.



## Hängendes Moos.

Roman.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

1873.

**F**elix Welsheim war seines Glückes Schmied. Er war stolz darauf und erzählte Jedem, der es hören wollte, und auch denen, die nicht danach verlangten, wie er im tollen Jahre 1848 als kaum fünfzehnjähriger Junge nach Berlin gekommen war — mit zerrissenen Stiefeln und einem Paarvermögen von sechs guten Groschen — und wie er als Laufbursche im Hause E. Tillmann & Söhne seine kaufmännische Laufbahn begonnen hatte. Es war ein altes patriarchalisches Geschäft, still, solide, nicht gerade bedeutend, aber sehr respectabel und respectirt. Der damalige Chef Ewald Tillmann war der Enkel des Begründers der Firma, die sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit allen Ehren behauptete.

Der würdige Herr Tillmann hatte in dem jungen Felix mit gutem Blick einen brauchbaren und aufgeweckten Burschen erkannt und Gefallen an ihm gefunden. Versuchsweise gab er ihm Aufträge, die über die Anforderungen, welche man an einen Laufburschen zu stellen berechtigt ist, hinausgingen, und nachdem diese zu seiner vollsten Zufriedenheit erledigt waren, ließ er Felix eines Morgens in sein Cabinet kommen und eröffnete ihm, während er schmunzelnd sein glattrasirtes Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger einklemmte, daß er ihn als Lehrling ins Geschäft nehmen und ihm als besondere Begünstigung ausnahmsweise den Lohn, den Felix als Laufbursche bezogen hatte, als Salair belassen wolle — unter der Bedingung, daß kein Mensch im Comptoir etwas davon erführe. Fünf Jahre später konnte Herr Tillmann seinen Schützling als „jungen Mann“ auf die Börse schicken; und Felix Welsheim machte sich da so gut, bekundete ein so ausge-



günstigen Boden. Als Frau Delponie merkte, daß der junge deutsche Banquier ihrer Leonie sicherlich in den nächsten Tagen einen Antrag machen werde, telegraphirte sie an ihren Mann in Amsterdam, er möge in Berlin zuverlässige Erkundigungen einziehen. Die Auskunft lautete befriedigend und Leonie erhielt die Erlaubniß, die Bewerbungen des Herrn Welsheim mit sittsam gesehnten Lidern sich gefallen zu lassen und ihn zu gehöriger Stunde erröthend an Mama zu verweisen. Die Geschichte nahm ihren vorchriftsmäßigen Verlauf. Anfang October des Jahres 1868 verlobte sich Herr Felix Welsheim mit Fräulein Leonie Delponie, Mitte December fand die Hochzeit statt, und Ausgang Januar 1869 kam das junge Paar, das seine Flitterwochen in Cannes und Nizza verbracht hatte, in Berlin an.

Leonie machte in der Berliner Gesellschaft nicht geringes Aufsehen. Sie war sicherlich, wenn nicht eine der schönsten, wenigstens eine der elegantesten und pikantesten jungen Frauen. Ihr kleiner Kopf mit den üppigen dunkeln Haaren saß herrlich auf dem schlanken Halse, ihre Schultern, ihr Nacken, ihre Arme erregten die Bewunderung der Männer und den Neid der Weiber. Sie kleidete sich mit bestem Geschmack einfach und doch eigenartig. Das Reizvollste an ihr aber waren ihre merkwürdigen Augen, nicht übermäßig groß, eigentlich auch nicht schön, aber von einem ganz sonderbaren verlangenden Ausdruck, mit wasserblauer Iris, unruhig, flatternd, mit irrendem, weit schweifendem Blick, der Personen und Gegenstände nur flüchtig streifte, hastig weiterhüchte und sich in die Leere zu verlieren schien.

Leonie war sehr kokett. Ihre Unterhaltung war lebhaft, und da sie die verwegendsten Behauptungen mit erstaunlicher Reckheit aufstellte, erwarb sie sich schnell den Ruf einer geistreichen Frau. Mit iber Sicherheit einer Fürstin sprach sie in der That über alles Mögliche und Unmögliche, und sie sagte gewöhnlich das Gegentheil von dem, was die Andern sagten. Durchgefallene Stücke fand sie hervortragend, erfolgreiche elend, Kunstwerke, die Sensation machten, erklärte sie für stümperhafte Holzhackerarbeit und in dem verkommenen Urheber irgend eines wüsten Verbrechens witterte sie den Märtyrer der socialen Vorurtheile.

Einen entschiedenen Vorzug vor den Damen, die ihr social gleichgestellt waren, besaß Leonie unzweifelhaft: sie war großstädtischer. Sie hatte mehr gesehen und gehört und sich die anmuthige Ungezwungenheit im Umgange in höherem Maße anzueignen gewußt, als die meisten Ihresgleichen. Sie war eine der Wenigen, vielleicht die Einzige, die zu einer Zeit, als Berlin noch in den Windeln des weltstädtischen Wesens lag, einen Kreis um sich zu bilden gewußt hatte, der mit dem Charakter des kosmopolitischen Salons einige Aehnlichkeit besaß. Mit angeborenem und durch eine gute Erziehung vervollkommenem Takt wußte sie zwischen den verschiedenartigen Elementen, die sich ohne besondere Einladung an den Dienstag-Abenden bei ihr zusammenzufinden pflegten, eine angenehme und behagliche Einheitlichkeit herzustellen. Jeder der jungen Herren, ob er nun der Diplomatie oder dem Heere, der

Kunst oder Wissenschaft angehörte, als Industrieller oder an der Börse eine Rolle spielte, bildete sich ein, von der reizenden Wirthin besonders bevorzugt zu werden, und glaubte mit einiger Berechtigung aus einem mühelos aufgefangenen, sonderbar verheißungsvollen Blick der schwärmerischen Augen so etwas wie eine Zusage auf eine verfängliche Frage, die stummberedete Versicherung, am Vorabende eines schönen Ereignisses zu sein, herauslesen zu dürfen.

Welsheim hatte während des deutsch-französischen Krieges sein Vermögen verdreifacht. Er gehörte jetzt zu den beachteten Persönlichkeiten der Berliner Börse. Man kannte seine Beziehungen zu Leuten, die in der Lage waren, über die politischen Vorgänge gut unterrichtet zu sein, und umringte ihn, wenn er über diese oder jene Tagesfrage orakelte. Er sah dann immer sehr feierlich aus, legte die Stirn in tiefe Falten, steckte die beiden Hände in die Hosentaschen und wiegte den Körper, der mit dem zunehmenden Wohlstande auch an Gewicht gewonnen hatte, auf Sohle und Absatz hin und her. Seine Scherze brauchten garnicht gut zu sein, um die Kunde während der Börsenstunden zu machen und alsbald von der Burgstraße ihren Weg nach dem Thiergarten zu nehmen. Mit einem Worte, Welsheim war ein wichtiger Börsenmann geworden, Anfänger fühlten sich geschmeichelt, wenn er mit ihnen sprach, und er selbst blickte nun mit lächelnder Ueberlegenheit auf den alten Tillmann, den er längst überflügelt hatte, herab.

Dieser in seinem geschäftlichen Wirkungskreise so einflußreiche und gebieterische Mann schrumpfte in seiner eigenen Häuslichkeit zu beklagenswerther Nichtigkeit zusammen. Leonie hatte sich nie viel aus ihm gemacht, es erschien ihr ganz selbstverständlich, daß sie ihn beherrschte. Sie allein entschied, ohne auch nur den Versuch der Einmischung, geschweige denn des Widerspruches zu kennen, über alle wesentlichen und unwesentlichen Fragen. Sie bestimmte die Einladungen, die zu erlassen waren, die Annahme oder Ablehnung der eingegangenen, die Theaterabende, den Sommeraufenthalt, die Neuankäufe. Felix hatte nicht einmal eine beratende Stimme dabei. Wenn er sich manchmal wunderte und mit einer gewissen Unbeholfenheit, die zu dem selbstbewußten Auftreten des Geschäftsmannes einen seltsamen Gegensatz bildete, um eine Aufklärung in aller Bescheidenheit zu bitten sich unterging, so schnitt sie mit den Worten: „mon ami, cela ne te regarde pas,“ — in solchen Fällen pflegte sich Leonie der französischen Sprache zu bedienen — jede weitere Erörterung lächelnd ab.

Unter den jungen Leuten, die an keinem Dienstag im Salon der reizenden Frau Leonie fehlten, schien sich der junge Schriftsteller Dr. Hugo Hall der besonderen Gunst der gefeierten Wirthin zu erfreuen. Im Jahre 1872 war Dr. Hall bei Welsheims eingeführt worden. Er zählte damals 29 Jahre. Er hatte ursprünglich Naturwissenschaften, insbesondere Botanik studirt. Der Erfolg eines Bändchens recht hübscher Gedichte hatte ihn dazu veranlaßt, sein Studium an den Nagel zu hängen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er erfreute sich des Rufs einer ganz ungewöhnlichen

Begabung, ja des Genies, obgleich er bis zur Stunde noch nichts geleistet hatte, um diesen Ruf zu rechtfertigen. Die Aufsätze, die er in langen Zwischenräumen veröffentlichte, machten zwar durch das Paradoxe des Inhalts und die bizarre Form einiges Aufsehen, aber sie wirkten doch wie die gequälten Hervorbringungen eines krankhaften Geistes. Aber Diejenigen, die von der Bedeutung Halls überzeugt waren, mochten diesen Kleinigkeiten auch gar keinen besonderen Werth beilegen; sie meinten, Hall habe noch ganz andere Pfeile in seinem Köcher, und die Welt werde staunen, wenn er einmal losschösse. Das kommende Werk Hugo Halls, von dem Niemand sagen konnte, ob es in Prosa oder in Versen abgefaßt, ob es ein Roman oder ein Drama sei, war schon berühmt, ehe noch eine Zeile davon geschrieben war. Und dazu hatte vor allem Frau Leonie Welsheim beigetragen.

Nicht wenig wurde der anticipirte Ruf des Dichters durch die Persönlichkeit gefördert. Hugo Hall war in der That ein sehr schöner Mann, groß, breitschultrig, elastisch und gewandt in seinen Bewegungen. Er sah aus wie ein echter Germane. Er trug das aschblonde Haupthaar kurz geschoren, ebenso den losen Backenbart, am Kinn war der weiche blonde Bart spitz zugeschnitten. Die hohe und gewölbte faltenlose glänzende Stirn ließ auf nicht gewöhnliche Geistesgaben schließen, der schön geformte Mund mit den üppigen Lippen verrieth sinnliche Neigungen. Das große, grünblaue, dunkel wirkende Auge wechselte beim Sprechen beständig den Ausdruck und begleitete die Worte mit einem sehr beredten Commentar. Hall gefiel allen Frauen, und wenn nicht alle Zeichen trügten, Leonie ganz ausnehmend. Er war sich der wohlgefälligen Wirkung, die er auf das weibliche Geschlecht ausübte, auch sehr wohl bewußt und offenbar bestrebt, sich diese Macht zu erhalten. Obgleich es ihm recht kümmerlich ging und er beständig von Geldsorgen gepeinigt wurde, gab er für seine Kleidung doch gerade so viel aus, wie die bekanntesten Stutzer. Sobald er in Damengesellschaft sich befand, setzte er sich in Scene, beobachtete seine Haltung, und gab, je nach Bedarf, seinem ausdrucksfähigen Gesicht den Charakter des grübelnden Denkers, des weltchmerzlichen Melancholikers, des wildleidenschaftlichen Eroberers, des reinen Thoren.

Gleich bei der ersten Begegnung hatte Leonie einen besondern Eindruck auf ihn gemacht, und sie selbst, die grundsätzlich jeden jungen Mann in dem Wahn bestärkte, daß sie ihn vor allen übrigen bevorzuge und ihm in kaum noch statthafter Weise gewogen sei, hatte sich für den schönen Hugo Hall mit den schweremüthigen und doch so feurigen Augen lebhafter und wahrer interessirt, als sie es sich selbst gestehen mochte. Sie hatten, nach den unvermeidlichen Banalitäten bei der Anknüpfung einer jeden neuen Bekanntschaft, kaum fünf Minuten miteinander gesprochen, so merkten sie auch schon und gleichzeitig, daß sie als ebenbürtige Gegner einander gegenüberstanden, die in den kleinen Fechterkünsten der Salonplänkelei gleichermaßen bewandert und gewandt waren. Sie hatten auch Beide das instinctive Gefühl, daß es zwischen ihnen bei den oberflächlichen Scherzen schwerlich sein Bewenden

haben würde, daß etwas Gewitterisches zwischen ihnen lag, daß sie verhängnisvoll aneinander getrieben werden würden, und Beide fürchteten sich davor. Sie waren Beide ohne irgend welchen erkennbaren Grund in einer gereizten Stimmung gegen einander, als ob sie sich gegenseitig gekränkt fühlten.

Leonie, die nur über Abwesende böshafte, mitunter auch witzige Bemerkungen machte, war allen ihren Gästen gegenüber von ausgefuchter Artigkeit. Es war ihr aber geradezu unmöglich, Hugo auch nur eine freundliche Trivialität zu sagen. Sie war spitzig, unverbindlich, beinahe ungezogen. Hugo, der durch gute Behandlung sehr verwöhnt war, war davon durchaus nicht überrascht; er schien es erwartet zu haben und ganz in der Ordnung zu finden. Er reizte durch seine Kühle und erkünstelte Ueberlegenheit die junge Frau nur noch mehr. Sie erzürnte sich sogar ganz ernstlich und schied von ihm mit einer beabsichtigten Unhöflichkeit.

„Sie haben nicht das Recht, in der Weise zu lächeln,“ sagte sie ihm, während die Blicke aus ihren wasserblauen Augen die feinigsten umhüschten, „dazu sind Sie wirklich noch zu jung und noch nicht berühmt genug.“

Sie wandte ihm den Rücken und trat, sich langsam fächelnd, an eine Gruppe plaudernder Gäste heran. Diesen gegenüber fand sie mühelos den Ton bestrickender Liebenswürdigkeit wieder. Obwohl sie sich anscheinend um den unberühmten Dichter, den sie so unfreundlich abgetrumpft hatte, gar nicht mehr kümmerte, dachte sie doch an keinen Andern als an ihn, und er allein schien in dem überfüllten Salon ein lebendiges Wesen zu sein, alle Andern waren ihr Schatten und Schemen. Und als sie ihn auf einige Zeit aus den Augen verloren hatte und meinte, er habe sich ohne Abschied unauffällig entfernt, überfiel sie eine sonderliche Unruhe. Sie brach die Unterhaltung, an der sie theilgenommen hatte, jäh ab, entschuldigte sich mit den Pflichten der Wirthin und suchte ihn.

Hugo hatte allerdings zunächst die Absicht gehabt, sich aus dem vielgerühmten Hause, dessen Wirthin so herausfordernd unverbindlich gegen ihn gewesen war, unbemerkt davon zu schleichen, aber er war geblieben, weil er eben bleiben mußte. Er redete sich zwar ein, daß er Frau Leonie den Triumph nicht gönnen dürfe, ihn beim ersten Angriff aus dem Felde geschlagen zu haben. In Wahrheit aber handelte es sich für ihn weder um Sieg noch um Niederlage. Er fühlte sich in Leonies Nähe gebannt. Ob sie ihn gut oder schlecht behandelte, war gleichgiltig, die Hauptsache war, daß er bei ihr war, sie sehen und hören konnte. Er sah, wie an dem Refleze ihrer eigenartigen Anmuth sich alle Gesichter aufhellten, wenn sie mit ihrem entzückenden Lächeln an diese oder jene Gruppe herantrat, er bewunderte die schöne, schlanke Gestalt, die Pracht des blendenden Nackens, des lieblich gerundeten Halses, mit dem wundervollen, durch Kokett kleine Löckchen begrenzten Ansatz des vollen, weichen, fast schwarzen Haares, und er dachte nicht mehr daran, daß er sich über Leonie eigentlich zu beklagen hatte. Er fühlte sich wohl im Begehren, er hatte auch eine gewisse stolze Ahnung des Gewinnens.

Jetzt bemerkte er, wie Leonie mit jener besonderen Art des Grüßens und Lächelns, die den Wunsch, nicht durch eine Auredede aufgehalten zu werden, deutlich ausspricht, langsam den Salon durchschritt und ihre Blicke systematisch durch den ganzen Raum schweifen ließ. Noch hatte sie ihn in der Vertiefung des Erkers hinter dem mächtigen Blumenaufsätze nicht erspäht, noch hatte er Zeit, sich diejenige Stellung und seinem Gesicht denjenigen Ausdruck zu geben, die ihm am angemessensten und wirksamsten erschienen. Er entschied sich für lässige Bornehmheit in der Haltung und heitere Unbefangtheit der Physiognomie. Da plötzlich sah sie ihn. Ihre Blicke kreuzten sich im Nu, dem unmeßbaren Bruchtheile einer Sekunde, aber es durchfuhr sie Beide, und ihre Herzen hämmerten. Dann ging sie ruhig, lächelnd, wie sie vorher gelächelt hatte, vorüber und sagte einer jungen Frau: „Wo treiben Sie nur die köstlichen Gardenien auf? Meinem Gärtner gebe ich den Laufpaß. Man bekommt von ihm seit Monaten nichts als elende Krüppel auf Draht.“

Die Dame gab ihr die Adresse ihres Gärtners, den sie angelegentlich empfahl. Leonie dankte mit großer Wärme. Sie hatte garnicht hingehört. Als ob sie sich um Gardenien, um Blumen mit Stengeln oder auf Draht in diesem Augenblick bekümmert hätte!

Sie sprach mit Hugo Hall kein Wort mehr. Erst als er sich gegen zwei Uhr Morgens als einer der letzten Gäste empfahl, sagte sie ihm, und jetzt mit wirklicher Freundlichkeit: „Man sieht Sie doch bald wieder?“

„Sobald Sie gestatten . . . . nächsten Dienstag, wenn es nicht indiscret ist.“

„Ah! das ist viel zu lange! Bis dahin würde sich die Meinung, die Sie jetzt von mir haben dürfen, zu fest setzen. Und mir liegt daran, daß Sie mich bald besser kennen lernen.“

„Ich denke schon das Allerbeste von Ihnen, aber es würde mir natürlich eine Ehre und Freude sein . . .“

„Haben Sie sich für morgen Abend schon vergeben?“

„Wenn ich Sie morgen sehen darf, nein.“

„Also begleiten Sie uns morgen ins Schauspielhaus! Von dem neuen Stücke wird so viel Gutes gesagt. Liedtke, die Erhartt und der alte Doering sollen ja brillant sein. Haben Sie die Premiere gesehen?“

„Nein, gnädige Frau!“

„Ich darf also auf Sie rechnen? . . . Ich schicke Ihnen morgen Nachmittag das Billet . . . Wir werden allein sein . . . mit meinem Manne.“

„Zu gütig, gnädige Frau. Also auf morgen!“

„Auf morgen.“

Sie reichte ihm die Hand, von der sie, während sie gesprochen, den Handschuh gestreift hatte. Er führte die kleinen Finger an seine Lippen und empfahl sich mit respectvoller Verbeugung.

Als bald darauf der letzte Gast das Zimmer verlassen hatte und Welsheim mit einem Kuß auf die Stirn seiner Frau gute Nacht wünschte, sagte Leonie:

„Ich brauche für morgen eine Loge im Schauspielhause.“

Welsheim blickte erstaunt auf.

„Du hast mir doch heute Vormittag, als ich Dich fragte, gesagt . . .“

„Heute Vormittag hatte ich eben keine Lust, und jetzt brauche ich sie, lieber Freund!“

„Aber, liebes Kind, das wird sehr schwer halten! Nach dem gestrigen Erfolge ist das Haus für morgen bereits vollkommen ausverkauft . . .“

„Du wirst schon Mittel und Wege finden,“ lächelte Leonie. „Ich habe das vollste Vertrauen zu Dir.“

„Ich will mir alle Mühe geben . . . aber versprechen kann ich nichts.“

„Ich bin ganz unbesorgt . . . Ich habe heute so viel Gutes von dem Stück gehört . . .“

„Ja, ja . . . Na, was ich thun kann, soll geschehen.“

„Ach ja,“ warf Leonie, die sich bereits der Thüre zugewandt hatte, gleichgiltig hin, „den jungen Doctor, den Ringstetter uns zugeführt hat, den Schriftsteller . . . wie heißt er doch gleich?“

„Doctor Hall.“

„Ja! Den Doctor Hall habe ich gebeten, uns zu begleiten. Du kennst wohl seine Adresse und wirst die Freundlichkeit haben, ihm das Billet im Laufe des Nachmittags zu schicken . . . Nochmals, gute Nacht!“

Am andern Mittag erstand Welsheim an der Börse für den dreifachen Preis die Loge und schickte das Billet an Herrn Dr. H. Hall bei Frau Regierungsräthin Breuer, Brüderstraße.

\* \* \*

Seit jenem Abend, den Hugo Hall mit Leonie Welsheim — unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Felix Welsheim — in der Loge des Schauspielhauses verbracht hatte, waren sechs Monate vergangen. Es war im April des Jahres 1873, als Dr. Ringstetter, der ebenso geistvolle wie böshafte Herumträger aller unangenehmen Geschichten, seiner verehrten Gönnerin nebenher mittheilte, daß ihr jugendlicher Schützling wohl nur auf die Vollendung und den Erfolg seines Schauspiels, an dem er seit seiner Bekanntschaft mit Leonie mit großer Begeisterung arbeitete, warte, um sich mit seiner Wirthstochter, einem Fräulein Martha Breuer, mit der er schon seit länger als einem Jahre verlobt sei, zu verheirathen.

Leonie hatte die Mittheilung zunächst für einen ziemlich geschmacklosen Scherz gehalten. Aber Ringstetter gab eine solche Fülle von Einzelheiten, die durchaus glaubhaft wirkten, daß sie an der Wahrheit der überraschenden Reniqaite nicht mehr zweifeln durfte. Sie affectirte nun eine übertriebene Lustigkeit, fand die Sache zu amüsan, zu komisch und lachte so stürmisch, daß Ringstetters Verdacht über die intimen Beziehungen, die sich zwischen den Beiden geknüpft hätten, erheblich verstärkt wurde. Sie erkundigte sich un-

auffällig, für Ringstetters Feinsühligkeit aber doch nicht unauffällig genug, nach der Kleinen und erfuhr, daß diese Martha Breuer heiße und die Tochter der verwittweten Frau Regierungsräthin Breuer, geborenen Mölldorf, sei, einer mittellosen Wittwe, die zu ihrer kärglichen Pension durch Vermietzung von Zimmern einige Thaler hinzu sorgte, gerade genug, um für sich und ihr fränkliches Kind die Kosten der unerläßlichsten Bedingungen des Daseins bestreiten zu können. Hugo Hall wohnte schon seit über fünf Jahren bei Frau Emilie Breuer. Die blasser Martha mit den unheimlich glänzenden großen blauen Augen und den an den Backenknochen seltsam gerötheten, sonst so bleichen Wangen und der durchsichtigen Haut, durch die die Aderchen an den Schläfen bläulich hindurchschimmerten, hatte ihn gerührt und gefesselt. Er hatte manche Abende in dem kleinen Hinterstübchen der Regierungsräthin verbracht, hatte Martha, die mit leuchtenden Blicken seinen Worten lauschte, seine Gedichte vorgelesen, und ohne daß er zu sagen vermocht hätte, wie er dazu gekommen war, hatte er um Marthas Hand angehalten und sich nachher eingeredet, daß er in sie verliebt sei. Martha war von dem Antrage nicht minder überrascht als Hugo, der ihn gestellt hatte. Von Kindheit an leidend und in großer Dürftigkeit aufgewachsen, hatte sie still und wunschlos für sich hingelebt; es war ihr nie eingefallen, daß sie ein Weib sei und geliebt werden könne. Sie hatte fast gar keinen Verkehr. Es war ihr nie der Hof gemacht worden, und wenn sie von einer ihrer Bekannten gelegentlich einmal irgend eine Bemerkung über diesen oder jenen jungen Herrn hörte, so lächelte sie, weil sie nichts zu sagen hatte. Sie wich fast nie von der Seite ihrer Mutter, die beständig über das traurige Loos der unbenittelten Wittwen, über die theuren Zeiten, die Härtherzigkeit der Menschen und die Ungerechtigkeit des Schicksals klagte, und arbeitete, so weit ihre Kräfte es gestatteten, im Geheimen für ein großes Stickereigeschäft, um monatlich ein paar Groschen zu den Kosten des Unterhalts beizusteuern. Sie hielt sich für vollkommen reizlos. Mit Unrecht. Denn sie war ein liebes, einfaches, geschicktes und, wenn man genauer hinsah, sogar sehr hübsches Mädchen. Aber man mußte eben genauer hinschauen, auch ihre Schönheit war wie verächtelt. Die Fülle der prachtvollen blonden Haare, die die hauptsächlichste Kraft des schwachen Kindes aufzujaugen schienen, ließ sich in der einfachen Tracht kaum errathen. Nur wenn sie lachte, und sie lachte selten, sah man die schönen, glänzenden, milchfarbenen Zähne. Sie war ziemlich groß, mager und mit achtzehn Jahren noch unentwickelt wie ein Kind. Sie brauchte einige Zeit, um sich klar zu machen, was Herr Dr. Hall, der bisher nur der Miether der großen Stube gewesen war, mit seinem Antrage eigentlich hatte sagen wollen. Als ihr der erste lange Kuß, den Hugo auf ihren kleinen Mund drückte — der erste Kuß, den sie mit geschlossenen Augen erwiderte, der ihre schmalen Lippen siedend durchglühte und dann eisig kühlte — die Erleuchtung brachte, überkam sie ein Gefühl namenloser Glückseligkeit; es war, als ob in ihrem Innern plötzlich der Frühling ausgebrochen, als ob auf einmal ihre

jungfräulich keusche Weiblichkeit vom Eise befreit sei. Sie fühlte sich Weib und hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und dankbarer Liebe an dem Mann, der ihr das wunderbarste Geheimniß des Daseins offenbart, der sie erweckt hatte. Die holde Kleinheit, die vertrauende Ergebenheit des Mädchens hatten Hugo tief gerührt. Er meinte, unbewußt wirklich das Richtige getroffen und durch die gütige Fügung des Geschickes die Eine, die ihm bestimmt war, die er liebte, oder die er lieben würde, gefunden zu haben. Und so war denn die erste Zeit des Brautstandes sonnig und schön. Martha war wie umgewandelt. Ihre lässigen müden Bewegungen hatten an Lebendigkeit und Bestimmtheit gewonnen, ihre bleichen Wangen hatten sich leicht geröthet, sie war frischer und gesünder geworden. Hugo arbeitete mit mehr Lust und Liebe denn je. Jetzt hatte er ein Ziel vor Augen, er fühlte, daß er ernste Pflichten übernommen hatte; und es war sein ehrliches Bemühen, diesen Pflichten zu genügen.

Der Winter kam. Es war Hugo ein Leichtes, seiner Braut, die ihm blindlings glaubte, klar zu machen, daß er als Schriftsteller, der das moderne Leben der Großstadt zu seinem besonderen Studium sich ausersehen hatte, sich nicht vergraben dürfe, daß er Gesellschaften, so sehr sie ihn auch, wie er betheuerte, langweilten, aufsuchen müsse. Ebenso verstand es sich von selbst, daß Martha, für deren einfachste anständige Kleidung der erfinderische Scharfsinn der Mutter schon auf's Aeußerste sich anzuspannen hatte, ihn dorthin nicht begleitete. Ohne Klage blieb sie daheim und lächelte ihm nach, wenn er im Frack, der ihn so gut kleidete, mit der kunstvoll leicht geschlungenen weißen Cravatte sich verabschiedete. Manchmal regte sich freilich in ihr der geheime Wunsch, auch eine der glänzenden Festlichkeiten, die Hugo, wie ihr schien, allzu geringschätzig behandelte, mitzumachen. Aber sie war verständig genug, um einzusehen, daß sie Unmögliches begehrte. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß später, wenn Hugo den verdienten Lohn seines Talentès empfangen, alles anders, besser werden würde. Sie wollte geduldig ausharren. Ja, geduldig! Es mußte wohl recht schwierig sein, das Leben und Treiben der bevorzugten Welt, in der ihr Bräutigam sich bewegte, kennen zu lernen. Die gesellschaftlichen Pflichten Hugos mehrten sich unausgesetzt. Er mußte fast allabendlich ausgehen und kam gewöhnlich erst zu sehr später Stunde nach Hause. Sie hörte ihn jedesmal kommen, hörte schon die Hausthür sich öffnen und schließen und den Schlüssel im Schlosse der Corridor-thür. Dann erst schlief sie ein. Oft mit recht schwerem Herzen. Weshalb nur Hugo, wenn er so spät nach Hause kam, am andern Tage unaufgefordert eine frühere als die richtige Stunde angab? Gewiß, um sie zu schonen. Er war ja so gut. Und sie bedurfte wieder einiger Schonung. Denn die vergänglichsten Rosen, die der Liebesfrühling auf ihre Wangen getrieben hatte, waren in den langen schlaflosen Nächten längst wieder gewelkt. Martha sah mitunter geisterhaft fahl aus, und ihre feucht glänzenden, seltsam strahlenden Augen erschienen in den schattigen Ringen, die sich um sie gezogen hatten, unnatürlich groß.



Von der Verlobung war nach gegenseitiger Uebereinkunft wenig Aufheben gemacht worden. Da die Verhältnisse es noch nicht gestatteten, daß sich die Beiden zusammen zeigten, so würde das Bekanntwerden nur zu unangenehmen Scherereien und lästigen Fragen veranlaßt haben. Hugo hatte offenbar ganz Recht: was brauchte die gleichgiltige Welt von ihrem Glück zu wissen!

Da aber keine Thatjache verborgen bleibt, so hatte doch Dieser und Jener erfahren, daß Hugo über sein Herz und seine Hand schon verfügt hatte. Er selbst sprach aber nicht davon; und es stand ihm Niemand so nahe, um ohne Aufforderung mit ihm davon zu sprechen. Seinem Benehmen im Salon hätte aber auch der Scharfsichtigste den heimlich Verlobten nicht angemerkt. Er benahm sich hübschen Mädchen, und besonders hübschen jungen Frauen gegenüber so ungebunden und frei wie nur möglich. Seitdem er in den intimsten Kreis der Frau Leonie Welsheim gezogen war, mußte eine solche Vermuthung vollends gegenstandslos erscheinen.

Bis zur Stunde hatte Leonie in der That nichts geahnt. Als Ringstetter ihr den Streich versetzte, fühlte sie etwas ganz Sonderbares, nie Bekanntes in ihrer Brust, als ob ihr Herz plötzlich in eisiges Wasser getaucht sei — ein schmerzliches Unbehagen, das sie zwang, während des hohlen lauten Lachens unwillkürlich die Lider zu senken. Und als Ringstetter sich verabschiedet hatte und sie allein war, verzerrte sich ihr Gesicht, sie sah mit einem Schlage zehn Jahre älter aus, als sie war. Sie machte einige hastige Schritte und drückte dann den Knopf der elektrischen Klingel. Ihre erste Empfindung war, sich den Hut aufzusetzen, den Wagen vorfahren zu lassen und das Mädchen aufzusuchen. Daß die Geschichte wahr war, galt ihr als zweifellos; sie erklärte ihr Alles, was ihr bisher unverständlich gewesen war: die plötzliche Niedergeschlagenheit Hugos inmitten der tollsten Ausgelassenheit, seine Scheu, sich oft öffentlich mit ihr zu zeigen, seine dunkeln Redewendungen, — Alles mit einem Worte. Sie mußte das Mädchen sehen, sie mußte ihr sagen . . . Was mußte, ja, was konnte sie ihr sagen? Womit den auffälligen und compromittirenden Versuch rechtfertigen — vor ihr und vor ihm? . . .

„Es ist gut!“ sagte sie dem Diener, der in der Thür erschienen war. „Ich bedarf Ihrer nicht!“

Jean verneigte sich und verschwand wieder.

Leonie setzte sich auf das niedrige Polster im Erker und blickte durch das durchsichtige Gewebe hinüber auf die grauen Stämme, die eben das erste Grün ansetzten. Die Frühlingssonne schien goldig herab. Das heitere Licht des schönen Nachmittags taugte schlecht zu ihrer finsternen Stimmung. Sie athmete tief und seufzte so laut, daß sie selbst darüber erschrak. Sie ließ Alles, was sich zwischen ihnen ereignet hatte — seit ihrer ersten Begegnung und seit dem verhängnißvollen Theaterabend, an dem sie seine auf der Lehne des Sessels ruhende Hand warm an ihrer Schulter gefühlt und doch keinen Versuch gemacht hatte, ihre Stellung zu verändern — an ihrem

Geiste vorüberziehen. Sie klagte sich an, daß sie an demselben Abend seinen langen, bedeutungsvollen, vielbegehrenden Händedruck beim Abschied ebenso innig und vielverheißend erwidert und dabei merklich gezittert hatte, obwohl sie ohne besondere Anstrengung ruhig hätte bleiben können. Sie hatte Hugo nicht nur in ihrer Umgebung geduldet, sie hatte ihn in ihre Nähe gezogen; nicht wie mit den Anderen hatte sie oberflächlich mit ihm kokettirt, sie hatte ihm unausgesetzt gezeigt, daß ihre Gefühle für ihn ernster waren. Sie hatte ihm das Recht zugestanden, ihr über ihre Gefallsucht Vorwürfe zu machen, sie hatte sich mit unverkennbarer Freude von ihm schulmeistern lassen, hatte seine Wünsche, diesen und jenen ihrer Freunde mit verletzender Kälte zu behandeln und ihrem Hause zu entfremden, erfüllt und mit einem wunderlichen Frohgefühl die Regungen seiner Eifersucht wahrgenommen und sich ungerecht quälen lassen.

Gewiß war sie die Mitschuldige . . . Aber der Schuldige war Er! Wenn er sie wirklich liebte, sie allein, dann sollte ihm Alles vergeben sein! Aber wie sollte sie ihm das jetzt noch glauben, — ihm, der seit einem halben Jahre mit einer Lüge oder doch mit einer verschwiegenen Wahrheit ihr gegenübertrat? Der einer Anderen dasselbe gesagt hatte und zur Stunde noch immer sagen mußte, was er ihr durch den begehrliehen Blick seiner blauen Augen, durch den Druck seiner Hand, durch das leise Aufsteigen seiner Brust, durch sein ganzes Sein und Wesen unablässig sagen wollte? Er hatte eine Braut, die er vor Gott und der ganzen Welt in seine Arme schließen und küssen durfte, ohne angstvoll nach der Pfortüre zu spähen und bei dem leisesten Geräusch zusammenzufahren. Und das hatte er vor ihr verschweigen können!

Sie fühlte, wie ein flammendes Roth ihre Wangen färbte. Sie war außer sich — nicht bloß vor Zorn. Sie hatte ein Gefühl der tiefsten Beschämung und Demüthigung . . . daß ihr sein Herz streitig gemacht wurde — von einer solchen Person! Es war ja offenbar eine ausgefeimte Kokette, die ihn in ihre Netze gezogen hatte. Was konnte an ihr sein, die die erniedrigende Situation, sich verschweigen zu lassen, ruhig hinnahm? . . .

Leonie öffnete einen Flügel des Fensters und ließ die reine frische Luft in das Zimmer strömen, in dem das Kaminfeuer noch immer brannte. Ihr Kopf war wirr und wüß, und die Kühle that ihr wohl. Vergeblich hatte sie sich bemüht, zu einem Entschlusse zu gelangen, wie sie ihr Verhalten Hugo gegenüber zu regeln habe. Einfaches Ignoriren wäre vielleicht das Vernünftigste gewesen. Aber sie sagte sich, daß sie außer Stande sein würde, diese Komödie durchzuführen. Sollte sie ihm eine heftige Scene machen und mit einem Gelat den Bruch herbeiführen? Sollte sie ihn verletzen und langsam entfernen? Sollte sie zum Aeußersten schreiten, ihm die Alternative stellen, zwischen Jener und ihr zu wählen, und um den Preis des Opfers, das ihre Eifersucht heischte, ihm gewähren, was er unablässig forderte, und was sie ihm bis zur Stunde verweigert hatte?

Alles erschien ihr gleichermaßen unmöglich, am unmöglichsten aber, daß

es zwischen ihr und Hugo beim Alten bleiben könne. Sie mußten jetzt nothgedrungen auseinandergeprengt oder völlig aneinandergetrieben werden. Leonie schauderte fröstelnd und schloß das Fenster. Sie war erstaunt, als sie auf die Uhr blickte und berechnete, daß seit Ringstetters Abschied wenigstens eine Stunde verflossen war. Zum Ausfahren war's nun auf alle Fälle zu spät. Welsheim war vermuthlich schon nach Hause gekommen, in einer halben Stunde wurde das Diner aufgetragen.

Sie wußte nicht recht, was sie mit sich anfangen sollte. Ohne besonderen Vorfaß trat sie in ihr Toilettenzimmer und musterte die Frühlingsgarderoben, die gestern aus Paris eingetroffen waren. Die auffälligste jagte ihr heute gerade am meisten zu. Sie rief ihre Kammerjungfer Germaine, die sie aus Holland mitgebracht hatte, und sagte ihr, sie wolle sich zum Diner umkleiden.

„Ist denn Gesellschaft?“ fragte Germaine, der Leonie erlaubt hatte, auch zu sprechen, ohne gefragt zu sein, und die sogar selbst Fragen zu stellen sich verstaten durfte.

„Nein,“ antwortete Leonie mit einer Schroffheit, die dem guten Mädchen auffiel.

„Aber für den Herrn allein ist das Kleid doch zu schade,“ meinte Germaine.

„Ich wünsche es anzuziehen. Also bitte,“ erwiderte Leonie noch barscher als vorher.

„Wie gnädige Frau befehlen,“ bemerkte Germaine unterwürfig. Und nach einiger Zeit, während ihre geschickten Hände das Worth'sche Wunderwerk der schlanken Gestalt der Herrin anschniegten, setzte sie kleinlaut hinzu: „Gnädige Frau sind heute recht ungehalten. Haben gnädige Frau Verdruß gehabt? Gnädige Frau sehen wirklich recht angegriffen aus!“

Welsheim hatte eine ausnehmend gute Börse gehabt und war seelenvergnügt.

„Ah!“ rief er bewundernd aus, als Leonie in dem lichten Kleide in den Salon rauschte, „das lasse ich mir gefallen! Wirklich famos! Ja, diese Franzosen! . . . Wenn wir erst soweit wären! . . . Laß Dich doch erst einmal ordentlich anschauen. So rasch wird die Suppe nicht kalt werden.“

„Bitte, komm!“ sagte Leonie, die sich der Thür zum Speisesaale schon genähert hatte.

„Zu Ehren der neuen Toilette,“ begann Welsheim das Gespräch bei Tisch, „sollten wir eigentlich irgend etwas unternehmen. Für mich allein ist sie wirklich zu schade.“

Leonie mußte bei der Erinnerung daran, daß Germaine vor einer halben Stunde dasselbe mit denselben Worten gesagt hatte, unwillkürlich lächeln.

„Wie Du meinst,“ entgegnete sie mit gespielter Gleichgültigkeit. Sie war fest entschlossen, sich von ihrem Manne dazu überreden zu lassen, den Abend gemeinsam mit Hall zu verbringen. Aus tausend Gründen hielt sie es für das Richtige, daß ihre erste Begegnung mit ihm unter dem Zwange, den die Gegenwart ihres Mannes ihr auferlegte, stattfände. Zugleich wurde

sie auch von dem Verlangen verzehrt, das Mädchen zu sehen, heute noch. Sie ahnte, daß nur ihr Mann in unverfänglicher Weise ihr dazu verhelfen könne; sie wußte zwar für den Augenblick noch nicht recht, wie das überhaupt zu machen sei, aber sie erhoffte von ihrem oft erprobten Mittel, Welsheim ihre eigenen Wünsche zu suppeditiren, das Beste. Unruhig flatterten ihre Blicke von einem Gegenstand zum andern.

„Wollen wir in irgend ein Theater gehen? . . . Nein? Mir auch recht! . . . In den Circus? . . . Auch nicht? Schön . . . da fällt mir ein, in den Reichshallen soll jetzt ein gutes Programm sein, ausgezeichnete amerikanische Turner, eine bildhübsche Chansonettenjüngerin aus Wien, eine sehr lustige Pantomime . . . Was meinst Du? Ich lasse eine Loge holen . . . wir nehmen noch ein paar gute Freunde mit . . .“

„Gleich ein paar?“

„Oder einen guten Freund . . . ganz nach Deinem Belieben . . . Doctor Hall zum Beispiel?“

Leonie fürchte die Brauen.

„Weshalb denn nicht?“ fuhr Felix fort, und mit veränderter Stimme setzte er hinzu: „Ich begreife Dich nicht, Leonie! Seit einiger Zeit bist Du gegen unsern armen Doctor geradezu verletzend kalt. Nein, nein! Bestreite es nicht! Ich habe gute Augen, und mir entgeht nichts. Du thust dem armen Menschen wehe! Er verehrt Dich — Du darfst es mir glauben! Sei doch ein bißchen freundlicher zu ihm! Dir ist es ein Leichtes, und Du erfreust einen braven Kerl!“

„Du irrst . . . ich habe nicht das Geringste gegen den Doctor . . .“

„Dann wirkst Du jedenfalls unfreundlicher, als es Deine Absicht ist.“

„Das mag sein.“

„Aber es ist mir, offen gesagt, unangenehm. Ich habe für Hall sehr viel übrig, und es würde mir leid thun, wenn Du ihn durch Deine Schroffheiten, die vielleicht gar nicht böse gemeint sind, verschrecktest. Du siehst ja, Andere, die sich früher so wohl bei uns fühlten, haben es sich auch nicht gefallen lassen und sind schließlich weggeblieben — darunter sehr nette Menschen, die Dir früher ausnehmend gefallen haben. Du hast wirklich einen etwas zu starken menschlichen Verbrauch.“

Leonie zuckte die Achseln.

„Ich will Dir das Gegentheil beweisen,“ sagte sie mit schläfrigem Ausdruck. „Gehen wir meinethalben in die Reichshallen und holen wir den Doctor ab, wenn Du es durchaus willst. Wir können ja im Wagen vor der Thür warten.“ Ohne ihrem Manne Zeit zu der Einwendung zu lassen, daß es ihm garnicht eingefallen sei, Hugo abholen zu wollen, fuhr sie fort: „Es ist allerdings ein bißchen sonderbar, daß wir vor der Wohnung eines Junggefellens vorfahren. Aber ich bin vorurtheilsfrei, und da Du es wünschest . . . deutlicher kann ich dem Doctor freilich nicht zeigen, daß ich nichts gegen ihn habe; hoffentlich wirst Du damit endlich zufriedengestellt sein.“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte Welsheim etwas zerstreut, während er das Glas, aus dem er eben getrunken hatte, auf den Tisch setzte und die Serviette an seine Lippen führte. Hatte er denn wirklich Leonie den Vorschlag gemacht, Hall abzuholen? Er konnte sich dessen gar nicht erinnern, aber es sagte ihm zu, und da Leonie damit einverstanden war, wandte er sich zum Diener: „Um halb acht den Landauer!“

Als Leonie zur festgesetzten Zeit mit einem entzückenden Gut auf dem kunstvoll frisirten Kopfe und einem neiderweckenden Ueberwurfe im Salon erschien und die Handschuhe bedächtigt zuknöpfte, sagte sie zu Welsheim, der mit den beiden Operngläsern in der Hand schon seit einigen Minuten auf sie wartete:

„Wir wollen doch lieber direct in die Reichshallen fahren. Jean kann ja den Doctor in unserm Namen bitten . . .“

„Aber nein,“ erwiderte Welsheim etwas ungehalten. „Dazu ist es nun zu spät. Mein Gott, sei doch nicht so zimperlich! Die Sache ist doch völlig harmlos . . . in meiner Gesellschaft.“

„Wenn Du meinst . . . Wohnt Doctor Hall eigentlich hübsch?“

„Ich bin nie in seiner Wohnung gewesen.“

„Sieh Dich ein bißchen um, wenn Du bei ihm bist. Es würde mich interessieren, einmal einen Blick in die Werkstatt eines Dichters zu werfen. Man kann eigentlich einen Menschen erst richtig beurtheilen, wenn man gesehen hat, wie er haust.“

„Er wird wohnen, wie die meisten jungen Leute wohnen.“

„In dem Punkte kann ich Dir allerdings nicht widersprechen, daß das Atelier eines Künstlers, das Arbeitszimmer eines Schriftstellers etwas Anderes ist, als die Wohnstube des ersten Besten. Es ist, wie Du ganz richtig bemerkst, eine Art Museum, neutrales Gebiet . . .“

„In der That!“ bekräftigte Welsheim ein wenig überrascht. Er konnte sich gar nicht entsinnen, eine solche Bemerkung gemacht zu haben. „In der That . . . wie ein Museum.“

„Aber erlaube, lieber Freund,“ fiel Leonie, die gerade den letzten Knopf bewältigt hatte, mit lustigem Eifer ein, während sie ihren Arm in den seinigen legte und Felix zu beichleimigtem Ausbruch antrieb, „der Vorwurf der Zimperlichkeit, den Du mir machst, trifft mich doch nicht, wenn ich ein wenig zögere, in die Höhle des Löwen hinabzusteigen. Er wird mich freilich nicht zerfleischen, der Löwe, ich habe ja an Dir eine starke Stütze und den berufenen Bertheidiger . . .“

„Wie meinst Du?“ fragte Welsheim.

Sie waren vor der Hausthür angelangt.

„Brüderstraße, zu Doctor Hall,“ beschied Felix den harrenden Diener, der nach einer kurzen Verbeugung den Schlag vorsichtig schloß, auf den Bock kletterte und in kerzengerader Haltung seinen Platz neben dem dicken Kutscher einnahm.

„Amüsiren würde es mich natürlich,“ sagte Leonie, als der Wagen auf den Gummirädern fast geräuschlos und in scharfem Trabe der Stadt zurollte, „den guten Doctor in seinem Heim aufzustöbern. Ich persönlich finde ebenso wenig dabei wie Du. Aber ich weiß nicht, ob die Leute . . .“

„Du wolltest mit hinaufkommen?“ fragte Felix, wiederum einigermaßen überrascht.

„Wenn es Dir Spaß machen würde . . . ich würde es ruhig wagen,“ antwortete Leonie mit ihrem reizendsten Lächeln, während sie ihre kleine linke Hand auf die Rechte ihres Mannes legte und Fingerübungen machte. „Du sollst mir nicht ein zweites Mal vorwerfen, daß ich zu ängstlich sei . . . in Deiner Gesellschaft.“

„Daß Du mit mir einen guten Freund abholst — mir erscheint's durchaus unverfänglich. Ich fürchte nur, wir könnten den guten Doctor einigermaßen in Verlegenheit bringen, wenn wir ihm unangemeldet, so mir nichts dir nichts in's Haus fallen.“

„Das wäre ein köstlicher Spaß,“ lachte Leonie übermüthig. „Mitunter hast Du wirklich ausgezeichnete Einfälle! Würde der gute Doctor Augen machen, wenn er uns auf einmal vor sich sähe! Wie kommt solcher Glanz in seine Hütte! Denn es wird Dir nicht entgangen sein, daß ich mich heute ausnehmend schön gemacht habe . . .“

„Das stimmt,“ versetzte Felix mit stolzem Schmunzeln, während er Leonies Toilette, über die er sich schon gefreut hatte, abermals mit liebevollen Augen musterte. „Du hast Dich heute wirklich ganz besonders angestrengt.“

„Aber nicht mit Rücksicht auf den Doctor,“ lächelte sie. „Das schwöre ich Dir! Nun wirst Du mir am Ende gar noch einreden wollen, daß ich Halls wegen mein interessantestes Frühlingskleid angelegt und mein kokettestes Hütchen aufgesetzt habe . . . Du Undankbarer!“

„Du siehst wirklich wunderhübsch aus!“ rief Felix in zärtlichem Tone aus und führte die kleine Hand, die noch immer auf seiner Rechten munter fingerte, an seine Lippen.

„Ich verspreche mir einen großartigen Effect davon,“ fuhr Leonie in derselben heiteren Weise fort, „wenn wir Beide Hand in Hand in das Stübchen des Doctors eintreten.“

„Also ist es Dein Ernst? Du möchtest wirklich mit mir . . .“

„Ich möchte?“ fiel Leonie ein. „Ich möchte?“ wiederholte sie. „Aber Du vertauschest die Rollen, lieber Freund! Wenn Du das geringste Bedenken hast . . . ich kann ja ruhig im Wagen unten warten.“

„Du mißverstehst mich! Ich habe gar keine Bedenken.“

„Ich bleibe sogar lieber unten, ich wollte Dir nur den Spaß nicht verderben. Wenn Du aber meinst, daß die Leute . . .“

„Ach was! die Leute! Dummes Zeug! Eine Frau wird mit ihrem Manne doch wohl . . .“

„Also gut!“ Sie hatte seine Hand gedrückt, und die Beiden betrachteten

sich lächelnd. Leonie war froh, daß sie ihre Absicht, noch heute in die Häuslichkeit Hugos einzudringen, durchgesetzt hatte, und Welsheim freute sich über seine annuthige, elegante, lustige Frau und glaubte nun, daß er sie dazu bewogen habe, mit ihm den Doctor zu überfallen.

Der Wagen hielt vor einem ungastlichen Hause der alten Straße. Felix und Leonie traten ein. Die Treppen waren durch flackerndes Gas, das ohne Schutz und Dämpfung in einer dreispitzig auslaufenden Flamme brannte, ungenügend beleuchtet. Die Stiegen waren ausgetreten, die Abjäge in den einzelnen Stockwerken bildeten ein schmales, fast rechtwinkliges Dreieck, in jedem Schenkel dieses Winkels befand sich je eine weißlackirte Glasthür, deren Scheiben mit billigen Gardinen behangen waren. Es sah in dem Hause ordentlich und sauber, aber überaus dürftig aus. Im zweiten Stock rechter Hand war unter der Klingel mit einem Griff aus weißem Porzellan ein Porzellan Schild angebracht, auf dem in großen schwarzen gothischen Buchstaben die Aufschrift stand: „E. Breuer, verw. Regierungsräthin“; darunter befand sich mit Reißzwecken befestigt eine Visitenkarte, auf der „Dr. Hugo Hall“ zu lesen war.

Welsheim hatte die Schelle gezogen. Gleich darauf wurde eine Thür der Wohnung geöffnet und die Gardine ein wenig zurückgeschoben. Es entstand eine kurze Pause, wie eine Verlegenheitspause. Leonies Herz klopfte stürmisch, sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammennehmen, um ihre Fassung zu bewahren. Die Sturthür ging langsam auf, und auf der Schwelle erschien ein junges Mädchen, in der unvortheilhaften Beleuchtung gespensterhaft bleich, mit schlichtem, ungewöhnlich starkem blonden Haar, dessen Wucht das kleine Köpfchen niederzudrücken schien, mit großen glänzenden Augen. Sie trug ein einfaches dunkles Wollenkleid und eine saubere Schürze mit einem Besatz von gehäkelten Spizen. Leonie ließ ihre Blicke in fieberhafter Hast über das schwächliche Mädchen fliegen und ihre Lippen, die lächeln wollten, verzerrten sich. Martha hatte bei dem Anblick der eleganten vornehmen Dame, die unwillkürlich eine hochmüthige Haltung angenommen hatte, eine höchst unbehagliche Empfindung. Leonie, die sich unter der Braut Hugos eine ganz andere Persönlichkeit vorgestellt hatte, fand die kümmerliche, schmalbrüstige Kleine einfach lächerlich.

„Ist Herr Doctor Hall zu sprechen?“ fragte Welsheim, indem er Martha seine Karte reichte.

„Ich glaube wohl . . . Wollen die Herrschaften gefällig nähertreten?“

„Ich warte hier,“ sagte Leonie zu ihrem Manne. „Du wirst ja sehen, ob der Doctor mich empfangen kann.“

„Wenn Sie mit meinem Stübchen fürlieb nehmen wollen, gnädige Frau, hier ist's doch zu ungemüthlich.“

„Sehr artig, mein Fräulein,“ entgegnete Leonie, sich leicht verneigend.

Sie folgte ihr in das Hinterstübchen und setzte sich auf den Stuhl, den ihr Martha angeboten hatte. Welsheim war in dem halbdunklen, engen und

winkligen Corridor stehen geblieben. Martha kam sogleich zurück, klopfte an die Thür des Vorzimmers und trat auf den H hereinruf, der von innen kam, ein. Unmittelbar darauf erschien Hugo, der mit voller Stimme, die hier überlaut klang, ausrief: „Ist es denn möglich? Das ist aber eine Ueberschuldung! Bitte, treten Sie doch ein! Was verschafft mir denn das unverhoffte Vergnügen? . . .“

Die Thür wurde geschlossen. Man vernahm nur noch den Laut der Stimmen, nicht mehr die Worte.

Leonie hatte sich in dem ärmlichen Zimmer schnell umgesehen. Es war nicht viel zu sehen. Alte Möbel, die auch in ihren jungen Tagen nicht schön gewesen waren, gut gehalten, ein Sopha und zwei Sessel mit geschweiftem Holz, mit grünem Nipsbezug und gehäkelten Schutzdecken; auf dem Tisch, dessen bunte Plüschdecke ordentlich zusammengefaltet auf dem geschlossenen Pianino lag, ein Tischtuch mit zwei Gedecken und einer Theetaße; in der Mitte, von der Petroleumlampe hell beleuchtet, ein kleiner Teller mit kaltem Aufschnitt, eine Butterbüchse, ein Brotkorb, eine Flasche Tivolibier. An der Wand der Stich der Madonna della Sedia, darunter die Bilder des Kaisers, des Kronprinzen, Bismarcks und Moltkes. Ueber dem Pianino Beethoven in Steindruck. Ein hängendes Bücherregal mit ein paar Duzend Büchern in Fabrikeinband, über einem kleinen unbrauchbaren Schreibtisch; nahe dem Fenster ein Blumentisch mit einem Gummibaum, billigen Blumen vom Markte und einem Goldfischbecken. Daneben ein Nähtisch, an den ein Rahmen mit einer angefangenen Stickerei gelehnt war. Leonie wurde in ihrer flüchtigen Musterung dieser Armseligkeit nicht gestört, denn die Frau Regierungsräthin war noch in der Küche mit dem Kochen des Theewassers beschäftigt. Ein merkwürdiges Lächeln, ein Gemisch von Mitleid und Verachtung hob ihre Lippen.

„Und das lebt auch!“ sagte sie, langsam nickend, und die Brauen bis in die Mitte der Stirn hinaufziehend, warf sie die inhaltschwere Frage auf: „Wozu?“

Da trat Martha in das kleine Zimmer. Sie wurde etwas verlegen, als sie die ungewohnte Erscheinung der jungen Frau in strahlender, übermüthiger, herausfordernder Eleganz in dieser schlichten Dürftigkeit wiederum erblickte und den herauichenden, süßlich matten, krankhaft sinnlichen Gardenien-duft einjog, der Leonies Vorsteckstraube entströmte. Sie fühlte, ohne aufzusehen, wie sie von der Dame mit einer beinahe unhöflich zu nennenden Aufmerksamkeit gemustert wurde. Es war ihr zunächst peinlich, dann unheimlich; und mit einem gewissen abergläubischen Bangen hob sie die Lider und richtete trotzig den festen, ruhigen Blick ihrer großen leuchtenden Augen auf die Unbekannte. Sie erschrak fast, als sie von den spitzen, scharfen Blicken Leonies getroffen wurde. In diesen kleinen, irrenden Augen mit der zitternden Pupille lag etwas geradezu Feindseliges. Eine unerklärliche Ahnung, die fast die Deutlichkeit einer Warnung hatte, jagte Martha, daß diese vornehme,



elegante, schöne Frau ihr Unglück bringen und tiefes Weh bereiten werde. Sie wich unwillkürlich zurück und machte sich mit der Tischdecke auf dem Piano in überflüssiger Weise zu schaffen, um Leonie den Rücken wenden zu können.

Die Beiden sprachen kein Wort und Beide athmeten mit scharfgeschlossenen Lippen hörbar.

Zum Glück währte dieses peinigende Zusammensein nur wenige Augenblicke, die Martha freilich lang genug erschienen. Hugo öffnete hastig die Thür und rief mit lauter Stimme, als wolle er seine Befangenheit über-  
tönen:

„Das ist ja ungemein liebenswürdig, gnädige Frau! Eben sagt mir Ihr Mann . . . Wenn Sie vor einem bescheidenen und etwas wüsten Jung-  
gesellenheim nicht erschrecken . . . dürfte ich Sie bitten?“ . . .

Er reichte Leonie den Arm.

„Aber Sie dürfen sich nicht umsehen,“ setzte er hinzu, während er, ohne Martha anzusehen, mit Leonie das Stübchen verließ und die Thür hinter sich schloß.

Martha trat an die Thür und sah sie wie etwas Merkwürdiges an. Sie blieb da stehen, und da stand sie noch, als ihre Mutter mit dem Thee-  
topf aus der Küche kam.

„Hugo hat Besuch . . . einen Herrn und eine Dame“ . . .

„Eine Dame?“ fragte Frau Emilie erstaunt. „Wer ist denn das?“

„Ich kenne sie nicht. Ich habe den Namen auf der Karte des Herrn, der ihr Mann zu sein scheint, nicht gelesen. Ich denke mir, es wird Frau Welsheim sein.“

„Ist das der reiche Banquier, von dem Hugo manchmal gesprochen hat?“

„Ja.“

„Wie kommst Du gerade auf den?“

„Ich weiß es nicht . . . Ich denke es mir.“

„Ich wußte überhaupt nicht, daß Herr Welsheim verheirathet ist.“

„Hugo hat aber einmal den Namen der Frau Welsheim genannt, er wurde dabei ganz verlegen. Seitdem hat er nie mehr von ihr gesprochen. Ich glaube, es ist Frau Welsheim.“

„Nun, wir werden's ja erfahren . . . Jetzt setz' Dich! Der Thee hat genug gezogen.“

„Ich glaube sicher, es ist Frau Welsheim,“ wiederholte Martha, als sie sich ihrer Mutter gegenübersetzte. Sie war ganz fahl geworden, auf der dünnen Haut der mageren Wangen flammten unter den Augen zwei rothe Flecken. Sie rührte das Essen kaum an.

Leonie war, als sie an Hugos Arm in das geräumige Arbeitszimmer getreten war, von einer Art von Walgenhumor befallen. Sie triumphirte, daß sie erreicht, was sie gewollt hatte. Es hatte ihr eine kitzelnde Genug-

thuung bereitet, vor Martha von Hugo mit selbstverständlicher Artigkeit behandelt worden zu sein. Vor Allem hatte es ihr Spaß gemacht, daß Hugo in ihrer Gegenwart seine Braut keines Blickes gewürdigt, zu würdigen gewagt hatte. Das Frohgefühl dieses wohlfeilen Sieges überwog für den Augenblick alles Andere. Sie hatte jetzt alles Ungemach verschleudert, und sie war beinahe heiterer Stimmung, als sie Hugos Zimmer mit spähenden Blicken durchschritt.

„Also so sieht es bei einem Gelehrten und Dichter aus!“ sagte sie lächelnd.

Es war ein zweifenstriges Zimmer mit einem breiten Arbeitstisch, der quer vor dem einen Fenster stand, einem hohen mächtigen Bücherregal aus gestrichenem Holz, das beinahe die ganze Breite der den Fenstern gegenüberliegenden Wand einnahm, mit anspruchslosen, nicht schlechten Möbeln. Die Thür zu dem kleinen einfensterigen Schlafzimmer nebenan war geschlossen. Das Bücherregal war ganz gefüllt, mit zum größten Theil ungebundenen Schriften, die in den vier oberen Reihen in systematischer Ordnung aufgestellt waren. In den beiden unteren Schossen waren die Sachen untergebracht, die an Hugos früheres Studium erinnerten: Da stand ein Mikroskop, da lagen Herbarien und botanische Fachzeitschriften. Hier war auch an den beiden Ecken eine Art von Decoration angebracht, zur Rechten ein Büschel des schönen Pampasgrases, dessen goldig glänzende, mild crèmefarbene Federchen mit der Zeit durch Staub und Cigarrenrauch aschgrau geworden waren; auf der linken hing beinahe von Manneshöhe ein sonderbares Pflanzengewebe in dichten Strähnen bis auf den Fußboden herab von matt graugrünllicher Färbung, kraus verwüstetes Moos, leicht gewellt, von schweremüthiger, aber schöner Wirkung, wie ein Wittwenschleier.

„Was ist denn das?“ fragte Leonie, die mit ihren kleinen behandschuhten Fingern die vegetabilischen Flechten vorsichtig betupfte.

„Hängendes Moos“ nennen es die Laien. ‚*Tillandsia usneoides*‘ ist der botanische Name.“

„Sehr hübsch . . . wo wachsen denn diese Pflanzen?“

„In den südlichen Staaten der Amerikanischen Union und in Mexico kommen sie sehr häufig vor — als malerisch sehr schöner, aber verderblicher Schmuck der Bäume, namentlich der immergrünen Eichen und Cedern. Die Bäume, an die sie sich ansetzen, gehen gewöhnlich zu Grunde.“

„Es sind also Schmarotzer?“ fragte Leonie.

„Das eigentlich nicht. Aber Sie dürften sie getrost Schmarotzer nennen. Um Ihnen das Wesen der *Tillandsia* wissenschaftlich correct zu bezeichnen, müßte ich Ihnen eine Vorlesung halten, die Sie kaum interessieren möchte.“

„Im Gegentheil . . . es interessiert mich sehr!“

„Nun, ich kann's ja kurz machen. Parasiten oder Schmarotzer im eigentlichen Sinne nennen wir Botaniker solche Pflanzen, die eigene Saugfortsätze in's Gewebe der Wirthspflanze hineinsenken und aus deren Gewebe den Nahrungsaft aussaugen. Das thun die Tillandsien nicht. Sie hängen

sich an die Pflanze und wachsen nur auf den occupirten Theilen, ohne in deren Gewebe einzudringen. Wohl aber entzieht die Tillandsia, das überwuchernde und überspinnende hängende Moos, das Sie da sehen, dem überwachsenen Theile des Baumes, an den es sich angehängt hat, Licht und Luft, also die Kohlensäure, aus der der Pflanzentheil sich aufbaut, sie erstickt ihn also und hungert ihn aus.“

„Werkwürdig! Und der Baum stirbt?“

„Der Baum stirbt, aber die Tillandsia hat ein äußerst zähes Leben und wuchert auf der Baumleiche fröhlich weiter. Jeder kleine Theil, der vom Wind abgerissen zu einem andern noch freien Pflanzentheile gelangt und dort haften bleibt, wächst wieder zu einem solchen Alles überspinnenden Geslecht heran und entzieht der betroffenen Pflanze Luft und Licht. Aber die Bäume, an denen diese schönen Schleier herabwallen, sehen ganz wundervoll aus — herrlich in ihrem langsamen Dahinsiechen, zu dem ihnen die Tillandsia, die sie mordet, gewissermaßen den wehmüthigen Trauerschmuck selbst schenkt.“

„Sonderbar, wie starke Uebereinstimmungen in den verschiedenen Reichen der Natur bestehen.“

„Sonderbar wäre es, wenn es anders wäre. Das Leben ist überall dasselbe, immer und ewig der Kampf um's Dasein, die Abwehr des feindlichen Angriffs, die Eroberung der Macht der Anderen — dieses unausgesetzte Ringen, Angreifen, Vertheidigen, Behaupten und Unterliegen ist eben nur an verschiedene Bedingungen gebunden. Der Mensch macht es wie das Thier, wie die Pflanze, und wir sind wahrscheinlich nur nicht heillos genug, um das Gleiche beim Stein wahrzunehmen.“

„Ja, ja, das wird wohl so sein,“ fiel Welsheim ein, den die Unterhaltung zu langweilen anfing, der an die Pferde unten und an das Programm der Reichshallen dachte. „Und was wir Ihnen noch sagen wollten: wir wollen uns die Pantomime in den Reichshallen ansehen . . . Sie kommen doch mit? Ich habe eine Loge holen lassen. Unser Wagen steht vor der Thür.“

„Gewiß, sehr gern . . . danke vielmals . . . Einen Augenblick . . .“

„Wie viel Plätze hat denn die Loge?“ fragte Leonie.

„Sechs, glaube ich . . . Weshalb fragst Du?“

„Eine Idee . . .“ Und sich zu Hugo wendend, der schon die Thürklinge ergriffen hatte, um Hut und Ueberzieher aus dem Nebentübchen zu holen, sagte sie in leichtem Tone: „Wer ist denn das hübsche junge Mädchen, das uns die Thüre geöffnet und mich so artig bewillkommet hat?“

Hugo fühlte, daß er etwas bleich wurde. Er hatte es kommen sehen, daß diese Frage an ihn gestellt werden würde. Deshalb hatte er jetzt zum Ausbruch gedrängt. Nun war es ihm aber ganz angenehm, daß die Unannehmlichkeit sogleich abgethan wurde.

„Fräulein Martha Breuer,“ antwortete er ruhig. „Die Tochter der Frau Regierungsräthin Breuer, bei der ich schon seit Jahren wohne.“

„Ein zartes niedliches Weichöpf . . . Wird Ihnen die Nachbarschaft mit einem so jungen und so niedlichen Mädchen nicht manchmal ein bißchen . . . wie soll ich sagen? ein bißchen unheimlich?“

„Ganz und gar nicht, gnädige Frau! Ueber kurz oder lang werde ich Ihnen auch sagen dürfen, weshalb nicht. Für den Augenblick habe ich besondere Gründe, Sie zu bitten, auf einer weiteren Erörterung nicht bestehen zu wollen . . . Wenn ich Sie also um eine Minute Geduld bitten darf . . . ich will mir nur meinen Hut holen.“

„Holen Sie Ihren Hut!“

Sobald Leonie mit Felix allein war, flüsterte sie ihm schnell zu: „Die Kleine sah so traurig, so gedrückt aus . . . Du solltest sie und ihre Mama einladen, mit uns zu kommen . . . wir haben ja Platz genug!“

Ehe Welsheim, dem Leonie heut eine Ueberraschung um die andere bereitere, noch antworten konnte, war Hugo mit dem Hute in der Hand und dem Ueberzieher über dem Arm zurückgekehrt.

„Ich wäre bereit . . .“

„Meine Frau meint,“ begann Welsheim, aber er brach den Satz jäh ab, als er sich von Leonies unwilligem Blick getroffen fühlte. „Das heißt, die Idee ist eigentlich von mir, aber meine Frau hat nichts dagegen . . . Ich denke mir, es würde Fräulein Breuer . . . und der Frau Rätthin natürlich auch . . . es würde den Damen am Ende Spaß machen, sich auch . . . wir haben ja Platz genug in der Loge . . . und im Wagen zum Nothfall auch, wenn wir ein bißchen zusammenrücken . . . ich könnte mir ja auch auf dem Schloßplatz eine Droschke nehmen . . .“

Hugo hatte überrascht zugehört . . . Eine Einladung an Martha und Mutter? . . . Er durchschaute Alles. Leonie hatte erfahren, in welchem Verhältnisse er zu Martha stand, und wollte sich seine Braut ein bißchen näher ansehen. Daher der unerwartete Besuch, den der sonst so geschickte, seiner Frau gegenüber aber strafbar kindliche und mit Blindheit geschlagene Welsheim ermöglicht hatte . . . Jetzt nur keinen taktischen Fehler, keinen Widerspruch, der zu Weiterungen führen würde, sagte sich Hugo. Und mit verbindlichem Lächeln bemerkte er laut: „Sie sind wirklich zu liebenswürdig! Wenn Sie erlauben, vermittele ich sogleich die Bekanntschaft. Ich hoffe, daß die Damen Ihre so überaus artige Einladung annehmen werden . . .“

Er hoffte nicht nur das Gegentheil; er war davon sogar fest überzeugt.

Die Drei traten auf den engen Corridor. Hugo öffnete, nachdem auf sein Klopfen „Herein!“ gerufen worden war, die Thür des Hinterstübchens und rief schon auf der Schwelle: „Die Damen sind mit dem Abendessen fertig? Um so besser! Ich möchte die Herrschaften miteinander bekannt machen. Herr und Frau Welsheim, Frau Regierungsrätthin Breuer, Fräulein Breuer.“ Während sich die Borgestellten förmlich gegeneinander verneigten, fuhr Hugo fort: „Wir wollen in die Reichshallen gehen. Herr Welsheim

hat eine Loge. Wir sind bis jetzt nur drei . . . ja, und das Weitere muß ich Herrn Welsheim überlassen."

"Verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich mir erlaube . . ." begann Welsheim etwas stockend, "aber ich denke mir: die Freunde unserer Freunde . . . es soll wirklich sehr hübsch sein . . . in den Reichshallen . . . und wenn die Damen sich einiges Vergnügen von der Vorstellung versprechen könnten . . . wir würden sehr glücklich sein, meine Frau und ich, wenn Sie ganz sans gêne den Abend mit uns in unserer Loge verbringen wollten."

"Wir würden uns sehr freuen," flötete Leonie mit ihrer süßesten Stimme, um die Verlegenheitspause, die eingetreten war, zu füllen.

Frau Emilie Breuer sah auf ihre Tochter, auf deren fahlen Wangen die rothen Flecken brennend erglühten, und antwortete:

"Wir sind Ihnen für Ihre Freundlichkeit, die wir vollkommen zu schätzen wissen, sehr verbunden . . . meine Tochter und ich . . . aber Sie sehen ja, wir sind auf den Besuch eines Theaters so wenig vorbereitet, daß wir mit wirklichem Bedauern dankend ablehnen müssen."

"Wegen der Toilette?" fragte Leonie heiter. "Aber Sie wissen doch, daß man da keine Toilette macht. Ich bin zufällig viel zu gepuht! Sie sind richtig angezogen, ich nicht! Wenn ich Ihnen zu auffallend, zu elegant erscheine . . . ich fahre schnell nach Hause, in zehn Minuten bin ich umgezogen, ich komme eine halbe Stunde später. Es ist eine Kleinigkeit!"

"Ich weiß gar nicht, wie wir Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken sollen, aber es geht wirklich nicht! . . . Nicht wahr, Martha?"

Martha blieb ihrer Mutter die erwartete Zustimmung schuldig. Ein schmerzhaftes Gefühl, das sie bisher nicht gekannt hatte, presste ihr Herz zusammen, etwas eisig Kaltes, das ihr fast den Athem benahm. Ihre Nasenflügel zitterten ein wenig, die Zunge wurde ihr trocken, sie hatte einen bitteren Geschmack im Munde. Hastig hob und senkte sich ihre schmale, flache Kinderbrust. Alle Glieder thaten ihr weh. Sie fühlte ganz deutlich: das ist das Weib, das mir mein Glück stehlen will, mir vielleicht schon gestohlen hat! Sie war eifersüchtig bis zum Wahnsinn. Aber es bereitete ihr ein unerklärliches Wohlgefühl, in ihrem Schmerze zu wühlen, die Qualen, die sie erduldet, zu verschärfen. Sie begriff Leonies Verlangen und theilte es.

Zu ihrer Mutter und Hugos größter Ueberraschung antwortete sie: "Ganz offen gestanden, mir würde es Freude machen . . . und da die Herrschaften so ungemein freundlich sind . . . wenn Du es erlaubst, nehme ich die Einladung an . . . Es ist natürlich nicht nöthig, daß die gnädige Frau erst noch einmal nach Hause fährt . . . Sie müssen eben mit mir fürlieb nehmen, wie ich bin."

Martha und Leonie warfen gleichzeitig einen flüchtigen Seitenblick auf Hugo. In diesem Momente bestand zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen eine gewisse Gemeinsamkeit. Es bereitete Beiden ein sonderliches schaden-

frohes Behagen, sich an der peinlichen Befangenheit Hugos, die er bei aller Selbstbeherrschung doch nicht völlig meistern konnte, zu weiden.

„Aber Sie sehen ja allerliebste aus!“ ermunterte Leonie in dem angenehmen Bewußtsein ihrer unerreichbaren Ueberlegenheit.

„Wenn es Dir so viel Spaß macht . . . meinetwegen!“ verjette die Rätthin. „Aber mich müssen die Herrschaften entschuldigen. Ich kam wirklich nicht mitkommen!“

„Wie schade!“ rief Leonie. „Sie dürfen uns Ihr Fräulein Tochter ruhig anvertrauen. Wir begleiten sie natürlich nach Hause.“

Martha eilte in das Zimmer neben der Küche, in dem sie und ihre Mutter schliefen. Sie legte die Schürze ab, setzte ihren Hut auf, ohne auch nur in den Spiegel zu sehen, und zog das im vorigen Jahre in einem großen Mantelgeschäft zu herabgesetzten Preisen erstandene Jaquet an, Fabrikwaare, die eine schätzbare Eleganz heuchelte. Sie wußte, daß sie in der äußeren Erscheinung den Kampf mit Leonie nicht aufnehmen könne; bei der Bergegenwärtigung des Toilettenluxus, den die reiche Frau entfaltete, mochte sie sich gar nicht ansehen. Sie wollte gar nicht so schön sein, weil sie fühlte, daß sie nicht so schön sein konnte; sie wollte nur mitgenommen sein.

„Ich gönne es dem Kinde,“ jagte Frau Emilie, als Martha gegangen war; „es kommt so wenig hinaus!“

Hugo hatte das Verwickelte der Situation sogleich erkannt, er fühlte, daß er etwas thun müsse, um sie zu vereinfachen, und mit lächelndem Munde jagte er, zu Leonie gewandt: „Sie wissen gar nicht, wie tief Sie mich durch Ihre Freundlichkeit gegen Fräulein Martha verpflichten. Ich will's Ihnen sagen, obgleich wir eigentlich übereingekommen sind, davon noch nicht zu sprechen . . . aber es würde Ihnen sonst Manches ein bißchen sonderbar vorkommen können. Also: Sie dürfen mir gratuliren . . . ich bin schon seit längerer Zeit mit Fräulein Breuer verlobt.“

„Ist es denn möglich!“ rief Welsheim aus. „Und das erfahren Ihre besten Freunde nur zufällig?“ Er schüttelte fortwährend Hugos Hand. „Donnerwetter! Sie können aber schweigen, alter Freund! Also von ganzem Herzen das Schönste, Beste . . . Freut mich ganz riesig . . .“ Er ließ endlich Hugos Hand los und näherte sich der Rätthin, die inzwischen mit Leonie unter gegenseitigem nichts jagendem Lächeln einen Händedruck ausgetauscht hatte. „Auch Sie, Frau Rätthin, wollen mir gestatten . . . Freut mich wirklich unbändig!“

„Sie wissen, werther Freund,“ jagte Leonie, „daß wir an Ihrem Glücke aufrichtig theilnehmen.“

Er erfaßte die kleine Hand, die sie ihm reichte, und drückte sie — nicht wie man für einen Glückwunsch seinen Dank kundgibt. Er drückte sie mit Leidenschaft, mit Begehrlichkeit, als wollte er sagen: zweifle nicht an mir, ich werde Alles aufklären, zwischen uns bleibt es beim Alten! Und Leonie erhörte seine flehende Bitte und preßte ihre Fingerspitzen so tief in

seine Handsflache, daß er ihre langen Nägel unter dem Leder des schwedischen Handschuh deutlich fühlte. Ein doppeltes Verbrechen war begangen.

„Und da ist sie ja schon, die liebe kleine Braut!“ rief Welsheim der eintretenden Martha entgegen. „Ja, mein Fräulein, wir wissen Alles! Und wir wünschen Ihnen von Herzen Glück. Sie bekommen einen braven, tüchtigen . . . einen talentvollen Mann . . . ja, wir kennen unser Doctorchen . . . wir sind wohl seine besten Freunde . . . Freut mich wirklich ganz ungemein! Und wenn's heute eine halbe Stunde später wird, meine verehrte Frau Rätthin, oder ein Stündchen — dann werden Sie sich nicht beunruhigen. Ihr Fräulein Tochter ist gut aufgehoben! Und das lassen wir uns nun einmal durchaus nicht nehmen: auf das Wohl des Bräutigams müssen wir anstoßen und die Stöpsel müssen knallen.“

„Die Braut unseres Freundes Doctor Hall darf meiner wahrsten Sympathie versichert sein, ich gratulire Ihnen aufrichtig! Hoffentlich werden auch Sie sich wohl bei uns fühlen,“ sprach Leonie mit gleichnerischem Lächeln und reichte Martha die Hand, die von dem Verrathe an Martha noch warm war.

Martha empfand die Lüge, die in ihre eisige, hagere Hand gedrückt wurde, ganz deutlich, ihr großes feuchtes Auge richtete sich strafend und vorwurfsvoll auf Leonie, und ihre Stimme klang heiser und zitterte, als sie mit erzwungenem Lächeln entgegnete: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, gnädige Frau!“

„Nun aber . . . verzeihen Sie, wenn ich zum Ausbruch mahne!“ rief Welsheim. „Wahrhaftig, schon drei Viertel auf neun!“ fuhr er fort, nachdem er auf seine Uhr gesehen hatte. „Wenn wir überhaupt noch etwas sehen wollen, müssen wir uns sputen.“

Die Vier verabschiedeten sich von der Frau Rätthin, die ihnen noch nachrief: „Aber nicht gar zu spät“ — worauf Welsheim, der schon im ersten Stock angelangt war, lachend erwiderte: „Heute stehen wir für nichts!“ Und zehn Minuten später nahmen sie in der Loge Platz: Welsheim hinter Martha, Hall hinter Leonie.

\* \* \*

Von den Zuschauern in der Loge war nur Einer, der sich für die Vorgänge auf der Bühne interessirte: das war Welsheim. Die drei Anderen hatten ganz Anderes zu thun.

Ein größerer Gegensatz als der zwischen den beiden Damen, die auf den Vorderstühlen saßen, war kaum denkbar. Leonie strahlte im Luxus ihrer glänzenden Toilette. Sie fühlte sich wie zu Hause, vollkommen ungezwungen und frei, und musterte mit der durch die Gewohnheit erlangten Sicherheit durch ihr kleines Perlmutter-Duchesseglas die verschiedenen Logen und Parquetreihen, — lediglich, um sich darüber zu versichern, ob sie von Bekannten beobachtet werden könne. Sie schien befriedigt zu sein: sie sah nur fremde Gesichter.

Neben der schönen Weltbame wirkte Martha wie eine verschüchterte Gouvernante, die man aus Gnade und Erbarmen mitgenommen hat — unbeholfen und ängstlich. Sie kam sich jetzt im hellen Lichte der mächtigen Gasfrone so ärmlich, so geduldet vor. Während Leonie in lässiger Haltung, nach vorn gebeugt, den Ellbogen auf die Ballustrade stützte und in der vom Knappen, vorzüglich sitzenden Handschuh unspannten Hand das reizende kleine Opernglas vor den Augen hielt, saß Martha gerade auf ihrem Sessel wie ein Schulkind auf der Bank und hatte die Hände auf den Schoß gelegt, weil sie bemerkt hatte, daß die oft getragenen, tiefsaltigen dunkelbraunen Handschuhe an den Fingerspitzen eine verdächtige hellere Schattirung angenommen hatten. Das prächtige Kleid ihrer Nachbarin streifte ihr altes dunkles Wollenkleid. So verhaßt ihr der Anblick war, sie konnte nicht umhin, die Kostbarkeit des Stoffes, die leuchtende Schönheit der Farbe zu bewundern. Und leise jeuzend hob sie das Auge, und es überkam sie ein Gefühl des Neides, als sie die in vornehmer Nachlässigkeit dasitzende Frau betrachtete, den entzückenden Umhang, der etwas herabgeglitten war, um die anmuthige Rundung der Schultern zu zeigen, das graziöse Hütchen, das federleicht auf dem von Künstlerhand geordneten Haar saß. Du lieber Gott! Das kleine Hütchen kostete mehr, als sie das ganze Jahr für den Aufwand ihrer Kleidung verausgabte. Und diese herrlichen Brillantenboutons in den kleinen rosigen Ohren, und dieser Gardenienstrauß auf der Brust mit seinem penetranten Dufte sinnlicher Corruption . . . Ja, diese Frau durfte lächeln, durfte ihre wundervollen kleinen Zähne zeigen! Sie war glücklich, reich, gefeiert. Sie war das Bild des Wohllebens, der Gesundheit. Ihre runden Wangen waren blühend und frisch! . . .

Wie jämmerlich kam sich die arme Martha in ihrer dunklen Dürftigkeit daneben vor! Sie hatte sich zuviel zugemuthet. Sie fühlte sich niedrig, beschämt, freuzunglücklich, — ohnmächtig gegenüber einer Gegnerin, deren Kriegskasse gefüllt war, und die in ihrem Arsenal Waffen von unerreichbarer Ueberlegenheit besaß.

Was Martha geahnt hatte, wurde ihr nun zur Gewißheit. Sie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Hugo, den sie allein zu besitzen vermeint hatte, ganz und gar im Banne dieses übermüthig stolzen Weibes mit den unruhigen wasserblauen Augen war . . .

Wie glühend sie diese Leonie haßte, die sich jetzt nicht einmal mehr die Mühe gab, Freundlichkeit oder auch nur oberflächliche Theilnahme für sie zu heucheln, für die sie gar nicht mehr zu existiren schien, und die in geradezu schamloser Weise das laute Spiel des Orchesters dazu benutzte, um Hugo Verfängliches zuzutuscheln, arglos lächelnd und mit dem Fächer geschickt manövrirend. Ja, es waren sicherlich Verfänglichkeiten, die Leonie ihm zufächelte, wenn sie sich an den Rücken des Sessels lehnte und den Kopf nach hinten warf! Martha horchte mit fieberhafter Anspannung auf, aber sie vernahm nur abgerissene Laute der Beiden und das laute Klopfen ihres eigenen



Herzens, das seine Blutwellen durch den armjeligen Körper jagte, an den Pulsen der Handgelenke, am Halse, an den Schläfen hart hämmerte.

Was hatten sie sich nur zu sagen? Was besprachen sie?

„Sie haben — es giebt kein anderes Wort: eine nichtswürdige Komödie mit mir gespielt, mein Lieber! Und jetzt, da Sie mir nicht mehr gefährlich sein können, will ich Ihnen ehrlich bekennen, daß Sie mir gefährlich gewesen sind. Denn ich Thörin habe geglaubt, daß Sie mich liebten. Was haben Sie sich denn eigentlich bei Ihren Bewerbungen gedacht? Haben Sie sich etwa eingeredet, daß ich eine jener Frauen bin, die man gelegentlich einmal zur Geliebten nimmt? Dann haben Sie sich in mir getäuscht. Ich bin ein bißchen ernsthafter, als ich wirke.“

Das Haus ertönte von dem schallenden Beifall, der den halsbrecherischen Luftsprüngen eines wundervoll gewachsenen, kaum dem Kindesalter entrückten Mädchens, das von einem schwebenden Trapez zum andern flog, gespendet wurde. Welsheim war ganz hingerissen von der Grazie und Sicherheit der jungen Künstlerin, und Hugo klatschte mit, während er, sich nach vorn beugend, mit zitternder Stimme erklärte:

„Ich habe Ihnen gegenüber niemals gelogen, weder in Worten noch in Handlungen. Ich habe nie daran gedacht, Sie zu unterschätzen. Die Frivolität, die Sie bei mir voraussetzen, liegt mir fern. Was ich durchgemacht habe, seit ich Sie kenne — ich kann's Ihnen nicht sagen . . . hier am allerwenigsten. Vielleicht werden Sie doch einmal einsehen, daß Sie mir schweres Unrecht anthun!“

„Und Ihre Braut?“

„Ich kann jetzt nicht davon sprechen! Es ist unmöglich! Ich weiche der Auseinandersetzung nicht aus! Im Gegentheil: ich bitte Sie inständig, mir die Gelegenheit dazu zu verschaffen.“

Vom Beifall der Stammgäste begrüßt, betrat jetzt die Wiener Volksängerin die Bretter, eine stattliche Erscheinung, nicht mehr ganz jung, aber mit jugendlichen Bewegungen, flott und feisch in ihrem Auftreten, die die Schönheiten des lieben Wien in allen denkbaren Varianten pries. Während des Gesanges, der von der Kapelle discret begleitet und vom Publikum aufmerksam belauscht wurde, stockte die Unterhaltung zwischen den Beiden, und Hugo benutzte die Gelegenheit, um Martha, die zum Erschrecken bleich aussah, einige gleichgiltige Worte zu sagen. Martha fühlte sich von der Vernachlässigung ihres Bräutigams tödtlich verletzt. Ohne zu verstehen, was die Beiden sich zuflüsterten, wußte sie ganz genau, daß ein schöder Verrath an ihr begangen wurde. Sie war vor schmerzhafter Aufregung fast besinnungslos und machte eine schroff abwehrende Bewegung. Es empörte sie, daß ihr jetzt ein Almosen hingeworfen wurde.

Bei der nächsten Nummer des Programms, japanische Akrobaten und Gaukler, war das Orchester wieder so laut, daß das unterbrochene Gespräch von Hugo wieder aufgenommen werden konnte.

„Ich begreife ja vollkommen, daß Sie an mir haben irre werden müssen,“ sagte er, seinen Bart streichelnd und mit der Hand seine Lippen bedeckend. „Es ist mir lieb, daß Alles so gekommen ist, denn nun werde ich den Muth finden, Ihnen etwas zu sagen, was mir auf der Seele brennt. Und es wird und muß mir gelingen, den Irrthum aufzuklären.“

„Ich glaube es kaum.“

„Sie müssen mir Gehör geben! Wann kann ich Sie sprechen — ungestört?“

Leonie fächelte sich und blickte auf die Bühne.

„Ich bitte Sie inständig, sagen Sie mir, wann und wo?“

„Morgen Mittag halb eins bei mir,“ antwortete Leonie, den Fächer in demselben Tempo wie vorher bewegend und ohne den Blick von der Bühne abzuwenden.

Martha hustete hart und trocken. Sie hatte Leonies Antwort gehört. Es durchschneidet ihr das Herz und wühlte grausam in der schmalen, kranken Brust. Und wiederum entflammte auf den Backenknochen die unheimliche Röthe. Sie drückte ihr Taschentuch fest an den Mund, um den Schall des heftigen Hustens zu dämpfen. Als sie es vom Munde nahm, war es röthlich besetzt. Sie allein sah es, und ein Lächeln von unendlicher Traurigkeit hob ihre Lippen.

„Das ist aber eine böse Erkältung!“ bemerkte Welsheim mit Theilnahme. „In der Conditorei finden wir vielleicht Pastillen, jedenfalls Bonbons . . .“ Er wollte sich erheben.

„Ich bitte Sie dringend,“ entgegnete Martha, „bemühen Sie sich nicht! Es ist schon vorüber!“

Ihre Stimme klang so seltsam hohl, daß es Hugo auffiel.

„Dir scheint wirklich nicht wohl zu sein. Kann ich irgend etwas für Dich thun?“

„Bringe mich an eine Droschke . . . Es thut mir unendlich leid, wenn ich das Vergnügen des Abends störe,“ fügte sie hinzu, sich mehr an Welsheim als an Leonie wendend. „Aber ich muß Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich gehe. Es ist mir hier zu heiß und zu viel Rauch. Um meine Lunge ist es nicht zum Besten bestellt, ich muß mich in Acht nehmen. Es ist noch früh, ich komme vor Thoreschluß nach Hause. Ich habe nur eine Bitte: incommodiren Sie sich meinethalben nicht!“

Sie hatte sich erhoben.

„Davon kann natürlich nicht die Rede sein,“ erklärte Welsheim. „Wir haben Ihrer Mama versprochen . . . Unser Wagen . . .“

Martha hatte sich an Welsheim vorübergedrängt und war mit den Worten: „Entschuldigen Sie mich, bitte!“ an die Logenthür getreten. Ihr Ausbruch war so plötzlich, daß man an eine acute Aeußerung ihrer Krankheit glauben mußte. Sie verließ die Loge mit einer hastigen Verbeugung. Hugo war aufgestanden, hatte seinen Hut ergriffen und rief:

„Ich hoffe, bald zurückzukommen und sie Ihnen wiederzubringen. Es hat nichts auf sich, es geht schnell vorüber.“ Er folgte ihr.

Auch Welsheim schickte sich an, die Loge zu verlassen.

„Du wirst mich doch hier nicht allein lassen?“ jagte Leonie. „Du hörst ja, es ist nichts von Bedeutung.“

Der Vorsicht halber nahm Hugo für alle Fälle an der Thür eine Contremarke.

Martha hatte das bestimmte Gefühl, daß sie sich nicht würde beherrschen können, wenn sie mit Hugo jetzt zusammenblieb. Und sie wollte sich nicht verrathen.

„Laß mich allein nach Hause fahren!“ bat sie, als sie vor der Droschke standen, deren Kutscher sich gemächlich zur Abfahrt vorbereitete. „Mir ist schon wieder ganz wohl in der freien Luft. Du erweist mir einen Gefallen, wenn Du mich nicht begleitest.“

„Aber das ist doch unmöglich! Du wirst einsehen . . .“

„Weshalb soll es unmöglich sein? Das Haus ist noch offen. Du verpflichstest mich, wenn Du von der Geschichte kein Aufheben machst. Ich bin jetzt am liebsten allein.“

„Aber Martha . . .“

„Quäle mich doch nicht! . . . Daß Du mich gern begleiten würdest, daran werden Deine Freunde ja keinen Augenblick zweifeln. Sie werden verstehen, daß Du meinen ernstgemeinten Wunsch erfüllt hast . . . Also bitte, kein Wort mehr! . . . Kutscher, Brüderstraße!“

Sie zog die Wagenthür fest an und grüßte mit der Hand, als sich das Pferd zu einem bequemen Trab entschloß. Dann aber warf sie sich zurück, weinte und schluchzte so heftig, daß ihr ganzer Körper erschüttert wurde, weinte um ihn, den sie verloren hatte.

Zum Glück hatte die Räthin das Licht schon gelöscht, als Martha vorsichtig in das Schlafzimmer trat. Die Mutter fuhr aus dem Halbschlaf auf: „Schon da? Was ist denn geschehen?“

„Nichts, Mama. Im Theater war so stickige, schlechte Luft, daß ich meines dummen Hustens wegen nicht länger bleiben mochte. Es war übrigens langweilig. Hugo hat mich begleitet . . . Schlaf wohl, Mama, gute Nacht!“

Sie beugte sich über ihre Mutter und küßte sie. Ohne Licht anzuzünden, entkleidete sie sich. Als sie im Bett lag, vergrub sie ihr Gesicht in das Kopfkissen und zog die Decke über sich, um unbemerkt weinen zu können. Ihre Mutter war, wie sie an den ruhigen, regelmäßigen Athemzügen erkannte, eingeschlafen.

Hugo mochte sich keine Rechenschaft davon ablegen, daß Martha ihn nicht besonders dringlich darum hätte zu bitten brauchen, sie nicht nach Hause zu begleiten. Es drängte ihn gewaltsam zu Leonie. Es war doch gut, daß er eine Contremarke genommen hatte.

Ein Lächeln der Befriedigung überslog Leonies Lippen, als Hugo in die Loge zurückkehrte. Er aber hatte eine Empfindung der Befangenheit und Scham und brachte ziemlich schwerfällig und unbeholfen die Erklärung hervor, daß Martha ihm geradezu befohlen habe, umzukehren. Es ginge ihr übrigens wieder vollkommen gut, sie fürchte nur die vom Tabaksqualm verdorbene Luft, sie sei heiter und vergnügt nach Hause gefahren und habe ihn noch beauftragt, den Herrschaften zu danken und insbesondere die gnädige Frau herzlich zu grüßen.

Leonie schloß dankend die Augen.

Es war Hugo unmöglich, die rechte Stimmung wiederzufinden. Eine unerklärliche Macht hatte ihn in Leonies Nähe getrieben. Nun, da er sie fühlte, wenn seine Hand auf der Lehne ihres Sessels ruhte, da er sie in ihrem vollem Liebreiz vor sich sah und den betäubenden Duft ihrer Gardenien einsog, da sein Verlangen gestillt war, da er zwangloser als vorher mit ihr hätte plaudern dürfen, — denn Welsheim hatte Auge und Ohr nur für das, was auf dem Podium vorging, — nun verstummte er und wurde von einer tief verstimmenden Unbefriedigung beherrscht, die er nicht abschütteln konnte. Er machte sich Vorwürfe. Er dachte an Martha, die jetzt in der alten Droische allein ihrer unerfreulichen Behausung zufuhr. Er suchte nichts mehr zu beschönigen. Er sagte sich, daß er sich gegen ein armes krankes Kind, das er aus seiner Seelenruhe aufgeschreckt hatte, in unverantwortlichster Weise benahm. Wenn ein Irrthum begangen worden war, so war es ausschließlich seine Schuld, und er allein hatte dafür zu büßen. Die Wahrheit, daß er sie nicht so liebe, wie er sich und ihr eingeredet hatte, durfte er ihr nicht eingestehen: es würde ihr das Herz gebrochen haben. Er traute sich Willenskraft genug zu, um diese Wahrheit ewig verborgen vor ihr zu halten. Sie sollte nicht leiden, die Aermste! Und wer weiß, das gerechte Geschick würde ihn für seinen Heroismus am Ende doch noch belohnen und ihn glücklich machen in der Erfüllung seiner sittlichen Pflicht. Er würde Martha anders lieben, als er zu lieben einst geträumt hatte, aber vielleicht nicht schlechter.

Sein Entschluß war gefaßt: er wollte sich dem verhängnißvollen Einflusse Leonies entziehen, so sehr er darunter auch leiden mochte. Sein Leben sollte fortan lediglich den Pflichten gehören, die er Martha gegenüber übernommen hatte. Freilich würde er einen harten Kampf zu bestehen haben . . . um so verdienstlicher und edler der Sieg. Nur sich selbst, nur seine eigenen Gelüste hatte er zu bekämpfen: er wußte, daß die stolze Leonie keinen Versuch machen würde, ihn zurückzuhalten, wenn er zu gehen entschlossen war. Er brauchte ihr nur anzudeuten, daß er sich in seinem Gewissen beunruhigt fühle, daß er den ferneren Verkehr mit ihr als ein Unrecht gegen seine Braut betrachte, um sicher zu sein, von ihr selbst den Laufpaß zu erhalten. Noch hatten sie nur in Gedanken und Worten gesündigt, noch waren nicht Fesseln zu sprengen, die sie durch geheime schuldige Thaten aneinandergeschmiedet hatten. Noch war es möglich, daß sie sich über Jahr und Tag einander

gegenübertreten konnten, ohne die Augen niederzuschlagen, daß sie über das Geschehene wie über eine holde Jugendeseele lachen durften.

Es mußte sein!

Er gab sich keinen Täuschungen darüber hin, daß das Ausscheiden Leonies aus seinem Dasein eine erschreckliche Leere schaffen würde. Der Reiz ihrer Erscheinung war nur der erste Vermittler gewesen. So empfänglich seine Sinne auch für die äußeren Vorzüge waren, für Leonies eigenartige Schönheit, für die vom Wohlstande ihr gewährten Bedingungen, diese Schönheit mit ausgefuchtester Sorgfalt zu pflegen und durch den Geschmack und Luxus und durch die ausgeklügeltsten Toilettenkünste zu heben, für die behagliche und prächtige Umrahmung ihrer Häuslichkeit, — nicht das war es gewesen, was ihn an Leonie gefesselt, was sein Herz und seine Seele ihr zugewandt hatte. Es war ihr feinfühliges Verständniß für seine geistigen Bestrebungen und Leistungen, ihre ungeheuchelte Theilnahme an dem, was er schuf, ihre stete Anregung und Förderung. Er gestand sich ganz ehrlich, daß er das Schauspiel, an dem er jetzt mit reinsten Schaffensfreude arbeitete, und das seiner Vollendung zureifte, ohne sie so, wie es sich in den letzten Wochen gestaltet hatte, niemals hätte schreiben können. Er fühlte einen mächtigen Drang, ihr jede Zeile, die er niedergeschrieben hatte, vorzulesen. Niemals sagte sie eine Banalität, jede ihrer Bemerkungen traf in's Schwarze. Ihren Bedenken wußte sie die verbindlichste und klügste Form zu geben, sie verstand es, ihn zu überzeugen, ohne ihn jemals durch eine Schroffheit zu verletzen. Ihr Lob war warm wie Sonnenschein, der Verkehr mit ihr war ihm eine unausgesetzte Aufmunterung.

Hugo konnte nicht ahnen, daß Martha ebenso richtig und vielleicht noch tiefer mit seiner Arbeit fühlte. Martha war im Ausdruck aller ihrer Empfindungen unbeholfen. Sie besaß für ihre Gefühle nur ein höchst mangelhaftes Vocabular. Sie wagte nicht zu tadeln, sie verstand nicht zu loben. Sie hörte ihm mit ihren seltsam leuchtenden Augen aufmerksam zu, lächelte befriedigt oder verlegen, schwieg oder sagte Nichts sagendes. Und so stellte sich bei Hugo regelmäßig eine lähmende Verstimmung ein, wenn er seiner Braut die eben geschriebene Scene vorlas, während er von Leonie mit gehobener Arbeitsfreudigkeit an sein Pult zurückeilte. Martha belastete ihn mit Blei, Leonie gab ihm Schwingen. So war es gekommen, daß Hugo seit einiger Zeit überhaupt darauf verzichtet hatte, Martha, von der er meinte, daß sie ihn ja doch nicht verstände, mit dem, was er schuf, bekannt zu machen, während ihm Leonies echte, kluge und mittheilsame Theilnahme der Sporn zu fröhlichster Thatkraft geworden war.

Aber gleichviel! Auch damit hatte er sich nun abzufinden, nachdem er es als seine Pflicht erkannt hatte, dem unerträglichen und unmöglichen Doppelspiel ein Ende zu machen und der armen Martha gegenüber zu handeln, wie er als ehrlicher Mann handeln mußte. Er gab die Hoffnung nicht auf, Martha mit der Zeit heranzubilden und zu seiner Höhe zu erheben.

Alles das schoß durch Hugos Hirn, als er jetzt wieder hinter Leonie saß, nun ernst und schweigsam. Schweigsam seit einigen Minuten, die Leonie eine Ewigkeit dünkten.

Ohne Hugos Gesicht sehen zu können, errieth sie, was in ihm vorging. Sie wollte sich indessen von der Richtigkeit ihrer Vermuthungen noch überzeugen. Wenn sie sich doch täuschen möchte!

„Da wir leider auf das Vergnügen verzichten müssen,“ begann sie vorsichtig, „Fräulein Breuer heut Abend in unserer Gesellschaft zu sehen, hat unser Zusammenbleiben nach der Vorstellung eigentlich keinen Zweck mehr — es fehlt ihm der Mittelpunkt. Ich denke, wie verschieben die intime Feier auf einen andern Tag . . .“

„Die Feier, meinethalben!“ fiel Welsheim ein. „Aber wir können doch gemüthlich zusammenbleiben und irgendwo ein Glas Wein trinken . . .“

Hugo schwieg.

„Was meinen Sie?“ fragte Welsheim.

„Ich kann der gnädigen Frau eigentlich nicht Unrecht geben,“ antwortete Hugo trocken.

Leonie erbleichte ein wenig, sie preßte die Lippen zusammen und athmete durch die Nase. Sie hatte sich also nicht getäuscht! Wie würde er sonst, gestern noch, noch vor ein paar Stunden, alles Erdenkliche gethan haben, um das Zusammensein mit ihr zu verlängern! Und jetzt, da er nur ein Wort zu sagen brauchte, um das zu erreichen, war er außer Stande, dieses eine Wort über seine Lippen zu bringen, und er beeiferte sich, durch die Thür, die Leonie ihm geöffnet hatte, zu ent schlüpfen.

Nach einer kurzen Pause nahm Leonie wieder das Wort: „Uebrigens muß ich gestehen, daß meine Wißbegier befriedigt ist. Ich denke, wir brechen auf . . .“

Hugo schwieg wiederum.

„Aber das Beste kommt ja erst! Die Pantomime!“ warf Welsheim ein.

Leonie wartete eine Secunde, ob Hall sich melden würde. Da er in seinem Schweigen beharrte, sagte sie mit gespielter Mattigkeit: „Ich fühle mich ein wenig angegriffen . . . Mir wär's lieber . . .“

„Wenn Du Dich unwohl fühlst, ist mir Dein Wunsch natürlich Befehl. Ist es aber keine zu starke Zumuthung . . . mir würde es Spaß machen, mir die Pantomime anzusehen . . .“

Jetzt mischte sich endlich Hugo ein: „Da die gnädige Frau abgesspannt zu sein scheint . . . wir versäumen sicher nicht viel, wenn wir uns die Pantomime schenken. Es ist ja immer die alte Geschichte: Prügel, Fußtritte, Stolpern und Fallen . . .“

„Also gehen wir!“ sagte Leonie, indem sie sich unwillig erhob.

Welsheim schickte sich in das Unvermeidliche und folgte mit Bedauern seiner Frau, der Hugo den Arm geboten hatte.

„Also es bleibt dabei,“ flüsterte er ihr zu, als sie die Treppe hinabstiegen, „morgen Mittag halb eins?“

Leonie schloß zustimmend langsam die Augen.

Welsheims Einladung, seinen Wagen mit zu benutzen, lehnte Hall dankend ab. Er wolle noch ein paar Freunde und Kollegen auffuchen, die er in einer in unmittelbarer Nähe gelegenen Restauration sicherlich finden werde.

Leonie heuchelte Kopfweh, wie immer, wenn sie nicht sprechen wollte.

Als sie zu Hause angekommen waren, wo in dem kleinen Speisezimmer, in dem nur in den ziemlich seltenen Fällen, daß sie keinen Gast hatten, die Mahlzeiten eingenommen wurden, die Vorbereitungen zum Abendessen getroffen waren, bat Leonie ihren Mann, sie zu entschuldigen, daß sie ihm nicht Gesellschaft leiste, sie fühle sich wirklich recht elend und wolle sich gleich zur Ruhe begeben. Sie fügte sogleich hinzu, Felix brauche sich durchaus nicht zu beunruhigen. Ein paar Stunden Ruhe, und Alles würde vorüber sein. Sie bot ihrem Mann die Stirn zum Kusse und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, das neben dem ihres Gatten lag. Sie schloß die Verbindungsthür.

Germaine hatte der gnädigen Frau Gut und Ueberwurf abgenommen und harpte nun der weiteren Befehle der Herrin.

Es war ein großer Raum, dem Garten zu gelegen, in hellen Farben gehalten. Auch die Möbel waren aus lichtigem Ahorn gefertigt; das breite Bett stand in einer tiefen Nische mit verschließbaren Vorhängen, die in Uebereinstimmung mit den Bezügen der niedrigen Polstermöbel aus einem leichten Seidenstoff in zarten Tönen mit einem Blumenmuster im Popsstile gefertigt waren. Am Fuße des Bettes stand eine Ottomane mit einem schwellenden Kissen und einer federleichten Decke aus Eiderdaunen. Dort pflegte Leonie am Nachmittage hinter den halb herabgelassenen Vorhängen zu ruhen. Gegenüber zwischen den beiden breiten Fenstern befand sich eine mächtige Chiffonniere, mit einem großen Spiegel in der Mitte, der bis auf den Fußboden hinabreichte, an beiden Seiten größere und kleinere Kästen, die einen verschließbar, die anderen offen, in denen allerhand Krimskrams untergebracht war: Handschuhe, Fächer, Taschentücher, Fichus, der einfache Schmuck, den sie gewöhnlich trug, auch Briefe und Schreibereien aller Art, leichte Lectüre, alles Mögliche mit einem Worte. An jeder Seite des Spiegels waren dreiarmlige Leuchter angebracht, in denen jetzt die Kerzen brannten, denn Leonie liebte auch am Abend Tageshelle.

Sie hatte eine Weile auf der Couchette gefessen und ziemlich gedankenlos auf die Rosensträuße und den kastanienbraunen Rand des Aubussonteppichs geblickt. Sie erhob sich nun mit einer gewissen Anstrengung und winkte ihrer Germaine, die kerzengerade in einer Ecke stehen geblieben und bemüht gewesen war, ihre Anwesenheit nicht durch die leiseste Bewegung, nicht durch einen Athemzug zu verrathen.

Germaine getraute sich nun, während sie das Kleid der Herrin abstreifte, mit gutmüthigem Ausdruck zu bemerken:

„Gnädige Frau sollten immer nur helle Kleider tragen. Gnädige Frau sehen heute Abend zu schön aus.“

Leonie lächelte müde.

„Gnädige Frau scheinen aber etwas abgESPANNT zu sein. Vielleicht trinken gnädige Frau eine Tasse Thee? Das thut so gut! Und es ist ja noch früh. Kaum elf Uhr.“

Während sie das sagte, hatte sie das Kleid wie lieblosend in die richtigen Falten gestreichelt und trug es nun in das anstoßende Toilettenzimmer, um es in dem riesigen Schranke an dem dafür schon bestimmten Platz aufzuhängen.

Leonie hatte nicht geantwortet.

Germaine war zurückgekommen, kniete vor ihr nieder, zog die kofetten Halbschuhe von Leonies kleinen Füßchen und legte ihr die Pantoffeln an.

„Darf ich der gnädigen Frau eine Tasse Thee bringen?“ wiederholte Germaine, wie verliebt zu Leonie aufblickend.

„Nein, ich danke . . . Sie können gehen.“

Germaines Gesicht nahm den Ausdruck großer Verwunderung an.

„Wollen sich denn die Gnädige allein die Haare lösen?“

„Ja! Gute Nacht!“

„Soll ich nicht wenigstens die Lichter am Spiegel löschen?“

„Ich thue es schon selbst.“

„Wünsche der gnädigen Frau recht wohl zu ruhen,“ sagte Germaine ganz betroffen. Als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, schüttelte sie den Kopf. Das war ja etwas ganz Ungewöhnliches! „Ach Gott!“ jenzte sie mit einer gewissen Bangigkeit und begab sich nachdenklich in ihr Stübchen.

Leonie blieb lange Zeit halb entkleidet auf dem niedrigen Polster sitzen. Sie fühlte eine merkwürdige Schwere im Kopfe, eine dumpfe Denksfaulheit, ein allgemeines Unbehagen. Sie dachte eigentlich an gar nichts Bestimmtes. Sie war wie von einem wirren Traum befangen. Auf ihrer Stirn zeichnete sich immer scharfer und scharfer eine Falte, die senkrecht zwischen den dunklen Brauen zum Haaranfange aufstieg.

Mühsam erhob sie sich endlich und ging träge in das Toilettenzimmer, ohne den leichten Schlafrock, den Germaine bereit gelegt hatte, überzuwerfen. Sie setzte sich an den Toiletten Spiegel, ohne sich, wie sonst, aufmerksamer zu betrachten. Sie nahm eine Nadel um die andere aus dem üppigen, weichen, fast schwarzen Haar, das sich in welligen Strähnen löste und in sanften Ringeln auf ihren Nacken und die entblößten Schultern herabfiel. Dann warf sie den Kopf nach hinten und schüttelte ihn, so daß das volle Haar nun wie ein Mantel in gleichmäßiger Dichtigkeit sie umwallte. Sie bemerkte gar nicht, wie schön sie jetzt war. Gleichgiltig löschte sie die Kerzen und trat in das hellbeleuchtete Schlafzimmer zurück. Sie setzte sich wieder auf die Ottomane und verfiel auf's Neue in ihre unerfreulichen Grübeleien.

Allmählich lichtete sich die Wirrnitz. Aus der nebelhaften Verschwommenheit trat eine Gestalt in scharfen Umrißen und hellem Lichte hervor: Hugo!



Der vertraute Verkehr, der unausgesetzte geistige Austausch mit ihm war ihr zur Gewohnheit geworden. Sie hatte es als etwas Selbstverständliches zu betrachten sich gewöhnt, daß sie Hugo fast täglich sah, mit ihm Alles besprach, was für ihn von Interesse sein konnte und was sie selbst betraf — Dinge, von denen sie keinem Andern gegenüber sprechen mochte — daß sie seine Verbungen, die mitunter, durch die Gelegenheit geschürt, ziemlich stürmisch wurden, mit erdichteter Freundschaft und Schwesterlichkeit milde zurückwies. Hugo gehörte zu ihr und ihrem Dasein mehr als irgend ein Anderer. Und jetzt stand sie der Möglichkeit gegenüber, ihn zu verlieren, ja der Wahrscheinlichkeit! Ein böses Lachen umspielte ihren Mund. O über die Undankbarkeit der Männer! Sie hatte ganz Recht, mit ihnen allen wie mit Marionetten zu spielen! Unrecht hatte sie nur gehabt, zu Gunsten dieses Einzigen eine Ausnahme zu machen. Er war auch nicht mehr werth, als die Andern alle!

Ja wahrhaftig, der beste von ihnen allen war noch ihr Mann, der glücklich war, wenn er ihr einen Wunsch von den Augen ablesen konnte, der sie auf Händen trug. Wäre er nicht ihr Mann gewesen, so hätten sie die Beweise seiner Verehrung vielleicht sogar rühren können. Daß sie ihm aber als unwissendes Kind auf Gnade und Ungnade zu eigen gegeben war, daß sie ihm angehörte, ohne Liebe — das war es, was sie ihm nicht vergeben konnte, was sie innerlich aufbrachte, was sie mit Widerwillen erfüllte, ja ein Gefühl des Ekels in ihr hervorrief. Jetzt fühlte sie, daß die Reinheit ihres Umgangs mit Hugo ihr zu einem nothwendigen idealen Gegengewicht gegen die rechtmäßig erworbene Intimität ihres Mannes, die ihr nun wie eine abscheuliche Unkeuschheit erschien, geworden war. Sie bedurfte des liebenden Freundes, um an der Seite des ungeliebten Mannes athmen zu können. Daß sie Felix nicht liebte, war ihr erst zum Bewußtsein gekommen, als Hugo ihr nahe gerückt war. Und für diese Erkenntniß, so qualvoll sie war, war sie dem Freunde dankbar aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele. Willig ertrug sie seine Launen, die Wallungen seiner lästigen Eifersucht. Was sollte aus ihr werden, wenn er ihr fehlen würde?

Mußte es denn wirklich sein? Konnte es sein?

Sie hob den Kopf, den sie in ihren trübseligen Betrachtungen allmählich auf die Brust hatte sinken lassen, und ihr Blick traf von ungefähr ihr Bild im Spiegel gegenüber. Es machte einen so unerwarteten Eindruck auf sie, daß sie das Auge fester als gewöhnlich auf das Spiegelbild richtete. Die Frau, die sie in voller Beleuchtung da erblickte auf dem hellen Polster etwas nach vorn gebeugt, mit dem aufgelösten vollen Haar, das sich zufällig so gelegt hatte, daß es die rechte Schulter und den wunderbaren Arm frei ließ, im Spitzenhemd, das von dem dunkelfarbigen Atlascorsett unspannt war, mit den graziösen Pantoffeln, die auf dem kleinen Fuß tanzten — ja, die Frau war schön und begehrenswerth.

Sie erhob sich und trat ganz dicht an den Spiegel heran. Sie lächelte

und schüttelte mit kindischer Freude den dunkeln natürlichen Mantel, der vom Scheitel herabfiel. Ohne es zu wollen, nahm sie die feste Positur einer spanischen Tänzerin an, die sich zum Bolero anschiebt und hob unwillkürlich die eine Seite ihres Rockes etwas auf, um mit Wohlbehagen ihre zarten Knöchel unter der verschönenden Umhüllung des hellen straffen Seidenstrumpfs zu betrachten. Und den Kopf langsam nach hinten beugend, mit halbgeschlossenen Augen, öffnete sie lächelnd den Mund und hauchte: „Hugo!“

Mußte sie ihn denn wirklich verlieren? Konnte es sein?

Zu Tode erschreckt fuhr sie mit einem leisen Aufschrei zusammen. Die Thür öffnete sich, und Welsheim erschien auf der Schwelle. Mit einem Sprunge war sie in die Nische geflüchtet und warf nun in fieberhafter Hast den Schlafrock über.

„Ja, was ist denn das?“ fragte er in höchstem Erstaunen. „Ich denke, Du liegst seit einer Stunde in tiefem Schlafe, und als ich vorsichtig in mein Zimmer trete, sehe ich durch die Thürspalte den Lichtschimmer . . .“

„Wie kann man Einen nur so erschrecken!“ rief Leonie unwillig. „Ich zittere an allen Gliedern!“ Und in steigender Entrüstung fuhr sie fort: „Es ist doch unerhört, daß eine Frau auch nicht ein Plätzchen hat, so groß wie eine Hand, an dem sie nicht zu jeder Stunde des Tages und der Nacht überfallen werden darf.“

Leonie hatte sich noch nie zu einer Festigkeit Felix gegenüber hinreißen lassen. Sie hatte bisher mit Kühle und Gelassenheit Alles durchgesetzt.

Welsheim sah ganz verdußt auf die weiße Gestalt, die sich hinter dem Vorhange vor ihm verbarg.

„Verzeihe,“ stammelte er betroffen. „Aber es ist doch ganz natürlich, daß ich hier eintrete . . . Du klagst über Unwohlsein . . . ich sehe Licht . . . ich bin beunruhigt und trete ein . . . es ist doch ganz natürlich!“

„Nun ja!“ lenkte Leonie ein. „Aber Du hast mich so furchtbar erschreckt . . . Ich habe bis jetzt auf dem Divan gelegen . . . ich fühlte mich so unwohl . . . ich wollte mich gerade zur Ruhe begeben, als Du unerwartet . . .“

„Verzeihe! . . . Und wie geht es Dir denn jetzt?“

„Besser, ich danke.“

„Na, dann schlafe recht wohl!“

Er hatte sich Leonie genähert, seinen Arm um sie gelegt und drückte sie an sich. Leonie suchte sich der Umarmung sanft zu entwinden.

„Ich bitte Dich!“ sagte sie leise.

Er schloß sie noch fester an sich und küßte sie.

„Ich bitte Dich!“ wiederholte sie.

„Und Du hast mir verziehen?“ flüsterte Felix zärtlich, Leonie noch immer in seinem Arm haltend.

„Ja, aber ich bitte Dich, laß mich jetzt allein. Ich bin matt zum Umsinken.“

„Gute Nacht denn!“ flüsterte Felix, sie abermals zärtlich küßend.

„Gute Nacht!“ erwiderte Leonie und athmete tief auf, als Felix sie freigab.

„Soll ich die Lichter ausmachen?“

„Nein, ich danke. Ich will sie brennen lassen. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Als Felix die Thür hinter sich geschlossen hatte, schauderte Leonie zusammen. Mit einem wahren Ekel warf sie den Schlafrock ab, der in seinen Falten noch die Spuren seiner Umarmung wies. Sie entkleidete sich hastig und geräuschlos, als habe sie Angst, dem nebenan ihre Gegenwart zu verrathen, ließ die Kerzen brennen und gab sich nicht einmal mehr die Mühe, ihr Haar aufzustecken. Sie zog die Vorhänge ihrer Nische so fest zu, daß kein Lichtschimmer durchdrang und huschte ins Bett.

Noch einige Minuten lag sie angstvoll mit klopfendem Herzen da, dann beruhigte sie sich allmählich und schlief ein . . .

Zu verhältnißmäßig früher Stunde, viel früher, als Martha erwartet hatte, hörte das fiebernde arme Kind den Schlüssel in der Corridorhür. Hugo hatte sich geraden Wegs von den Reichshallen nach Hause begeben.

„Gott sei Dank,“ seufzte sie leise und presste ihre Handfläche auf die linke Seite, als wolle sie den hart hämmern den Schlag ihres Herzens dämpfen.

\* \* \*

Mit wirklicher Theilnahme erkundigte sich Hugo am anderen Morgen nach Marthas Befinden.

„Oh, es geht mir wieder ganz gut,“ sagte sie, aber die erschreckende Bleiche ihres Gesichts und die dunklen, bräunlichen Ringe um ihre schönen Augen strafte sie Lügen. „Sage Mama nicht,“ flüsterte sie schnell, „daß ich allein nach Hause gefahren bin.“

„Ich habe mir ernsthafte Vorwürfe gemacht, daß ich Dich nicht begleitet habe.“

„Mir war's lieber so.“

„Wichtig war es nicht!“ versetzte Hugo und schlug die Augen nieder.

„Habt Ihr Euch noch gut unterhalten?“

„Frau Welsheim hat die Sitzung schnell aufgehoben, und mir war's so am liebsten. Ich bin bald nach Dir nach Hause gekommen.“

„Ja, ich war noch wach und habe Dich kommen hören.“

„Gefallen Dir Welsheims? Wir müssen in den nächsten Tagen unseren Gegenbesuch machen.“

„Wenn Du meinst . . .“

„Es sind liebe Leute, und wenn Du sie näher kennen lernst . . .“

„Ich zweifle nicht an ihrer Liebenswürdigkeit. Ich fürchte nur, wir passen nicht recht zusammen. Sie sind sehr reich, ich bin arm. Halte mich

nicht für eitel, wenn ich Dir sage: der Luxus der eleganten Dame beschämt mich ein wenig.“

„Das begreife ich vollkommen. Das Mißverhältniß zwischen dem Leben, das Welsheims führen dürfen, und dem Dasein, das uns beschieden ist, ist auch die hauptsächlichliche Veranlassung dazu gewesen, daß ich Eure Bekanntschaft nicht früher vermittelt habe. In einen gegenseitigen intimeren Verkehr habe ich nicht gedacht. Ich habe nur die Erfüllung der Pflichten der Artigkeit im Auge . . .“

„Ich thue das, was Du für das Richtige hältst . . . Hast Du heute etwas Besonderes vor?“ fragte Martha mit vollkommener Selbstbeherrschung in unverfänglichem Tone.

„Nichts Besonderes,“ gab Hugo zur Antwort. „In der Mittagsstunde muß ich auf kurze Zeit ausgehen . . .“

Martha sah ihn ruhig an. Nichts verrieth, was in ihr vorging.

„Mit einem Freunde, den ich gestern Abend getroffen habe, habe ich eine Verabredung.“ fühlte sich Hugo veranlaßt hinzuzusetzen.

„Gestern Abend?“ wiederholte Martha, „Du sagtest mir doch, daß Du von den Reichshallen direct . . .“

Hugo verbarg seine Verlegenheit, die er als ertappter Lügner empfand, hinter gespielter Lustigkeit.

„Du inquirirst ja wie ein Untersuchungsrichter. Wenn ich gestern sagte, meinte ich natürlich vorgestern . . . Weshwegen fragst Du überhaupt?“

„Ich wollte Dich bitten, mit mir einen Spaziergang zu machen. Das Wetter ist so schön, und ich glaube, es würde mir gut gethan haben.“

„Den ganzen Nachmittag stehe ich zu Deiner Verfügung!“

„Laß es nur gut sein,“ versetzte Martha ohne alle Bitterkeit. „Ich sehnte mich gerade nach der Mittagssonne. Wenn Du mich nicht begleiten kannst, gehe ich vielleicht allein . . . ich habe ohnehin einige kleine Besorgungen: ich muß mir Seide und Wolle zum Sticken holen, die Noten umtauschen . . .“

„Das könntest Du doch auch am Nachmittag besorgen . . .“

„Wir haben ja noch Zeit, darüber zu sprechen,“ lächelte Martha . . .

Hugo war es peinlich gewesen, Martha vor seiner verabredeten Zusammenkunft mit Leonie noch einmal zu begegnen, — die erste Nothlüge war ihm schon schwer genug geworden und ungeschickt genug ausgefallen. Er schlich sich so geräuschlos wie möglich aus seiner Wohnung. Dieser Vorsicht hätte es gar nicht bedurft. Es war keine Gefahr vorhanden, daß Martha ihn hören würde, sie hatte bereits eine Viertelstunde vor ihm die Wohnung verlassen, mit ebenso klopfendem Herzen und ebenso leise. Aus einer gelegentlichen Aeußerung Welsheims hatte sie gestern Abend erfahren, daß er in der Victoriastraße wohne; sie hatte im Adreßbuche nachgesehen und sich versichert, daß sie richtig gehört hatte. Sie nahm nun die erste Pferdebahn, die sie zur Potsdamerbrücke führte. Es war etwa ein Viertel auf Eins, als sie in

die Victoriastraße einbog. Sie ging langsam an dem Hause vorüber, in dem die Verhaftete ihren Geliebten jetzt erwartete. Wenn er ihr hier begegnen würde, — ihr war's einerlei! Mochte er dann vor Scham in den Boden sinken, mochte er im Gefühle des an ihr begangenen Unrechts den Bruch herbeiführen, — sie war auf Alles gefaßt. Sie wollte klar sehen um jeden Preis, wollte sich nicht länger belügen lassen, — das war ihr einziges Verlangen, dessen Erfüllung der Trost, der sich dieses sonst so weichen und duldsamen Mädchens bemächtigt hatte, ihr gewährleistete. Sie ging langsam die ganze Straße bis zum Thiergarten hinab, dann überschritt sie den Fahrdamm und kehrte um. Wiederum betrachtete sie das Haus mit fiebernder Aufmerksamkeit. Wenn auch die gestickten Gardinen und die schweren Draperien den Blick in das Innere wehrten, so blickte sie doch mit weitgeöffneten Augen hinauf, und ihre Phantasie lüstete die festgeschlossenen Vorhänge. Sie sah die prachtvollen Räume viel feenhafter und verführerischer, als sie in Wirklichkeit waren, und sah auf dem Divan ausgestreckt ein unheimlich schönes Weib mit herrlichem schwarzen Haar, mit merkwürdigen Augen, wie sie den fabelhaften Geschöpfen des Meeres angedichtet werden, sah, wie sie verlangend die Hände ausstreckte . . .

Martha klopfte das Herz zum Zerspringen; das widerwärtige Bild, das ihre erhitzten Sinne ihr vorgegaukelt hatten, zerrann auf einmal, um dem noch widerwärtigeren Bilde der Wirklichkeit Raum zu geben. Sie sah, kaum fünfzig Schritte von sich, auf der gegenüberliegenden Seite, wo Welsheims Haus stand, Hugo, der ziemlich schnellen Schrittes daher kam und, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte, sich noch mehr beeilte.

Er hatte Martha nicht gesehen. Schnell entschlossen durchschritt sie den kleinen Vorgarten des Hauses, vor dem sie gerade stand, und zog die Glocke. Die Thür wurde geöffnet, aber sie blieb eine Weile davor stehen . . . Nun hatte sie sich überzeugt, Hugo war eingetreten.

Die Portierfrau, die den Kopf durch das Fensterchen gesteckt hatte, antwortete auf ihre Frage: ob hier eine Frau Regierungsräthin Breuer wohne, verneinend, setzte aber hinzu, im Nebenhause wohne eine Frau Rätin; ob die Breuer heiße, könne sie nicht sagen. Martha dankte und entfernte sich.

Obwohl sie nur das gesehen hatte, was sie zu sehen ganz sicher gewesen war, war sie doch, nachdem sich das Erwartete nun erfüllt hatte, wie betäubt.

Mit dumpfem Kopfe ging sie durch den Thiergarten, der an dem milden Frühlingsmittag sehr belebt war, über die Linden langsam nach Hause, fast ohne Bewußtsein, wie eine Nachtwandlerin, ohne einen Blick auf ihre Umgebung zu werfen, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte führten. Sie war ganz verwundert, als sie auf einmal merkte, daß sie richtig angekommen war. Sie sagte ihrer Mutter, daß sie gar nicht dazu gekommen sei, in der Musikalienhandlung die Noten umzutauschen. Das schöne Wetter habe sie zu einem kleinen Spaziergange verlockt. Aber sie habe ihre Kräfte überschätzt. Plötzlich sei eine große Mattigkeit über sie gekommen. Nur mit Mühe habe

sie sich bis hierher geschleppt. Nun fühle sie sich so abgespannt, daß sie ein wenig in dem kleinen Stübchen neben der Küche ausruhen wolle.

Frau Emilie bedauerte das arme Kind, legte ihr ein Kopfkissen unter, breitete das Plaid über ihre Füße und ließ das grüne Rouleau herunter. Dann entfernte sie sich behutjam. Martha blickte unverwandt auf die geschmacklose Malerei dieses Rouleaus: ein verliebtes Paar in mittelalterlicher Tracht, von einem Altan, der in einen kornblumenblauen See gebaut war, Schwäne fütternd. Sie starrte auf das Bild, das sie tausendmal gesehen hatte, ohne es anzublicken. Erst heute fiel ihr die Uebertheit und Häßlichkeit auf. So lag sie lange da, mit weit offenen Augen die kindisch gemalte Gruppe betrachtend, unfähig, einen Gedanken zu fassen; sie fühlte auch nichts, — nicht einmal die schmerzhafteste Empfindung, die ihre Hand unwillkürlich an die linke Seite der Brust führte und sie dort drücken ließ . . .

Martha hatte mit ihres Geistes Augen ahnungsvoll die Erscheinung ihrer Nebenbuhlerin richtig erschaut.

Hugo war ganz betroffen, als er, in das kleine Boudoir neben dem Erkerfalon geführt, Leonie gegenübertrat.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so empfangen,“ sagte sie ruhig, während sie sich auf die Chaiselongue setzte und Hugo einlud, auf dem ihr nächststehenden Sessel Platz zu nehmen. „Ich habe mich in der Zeit geirrt und bin mit meiner Toilette nicht fertig geworden. Ich wollte Sie nicht warten lassen.“

Sie hatte in der Erinnerung an das Bild, das ihr gestern der Spiegel gezeigt hatte, ihre Haare nicht aufgesteckt, die wiederum in wundervollen schwarzglänzenden Wellen bis über die Hüfte hinabfloßen. Hugo blickte mit ehrlicher Bewunderung auf die Pracht und Fülle dieser Haare. Er sah jetzt zum ersten Male die schöne Rundung des Kopfes, die sonst durch die modische Frisur unkenntlich gemacht wurde. Leonie trug einen Schlafrock in orientalischem Schnitt aus cremefarbenem Cachemir, mit sehr weiten Ärmeln, die bei jeder Bewegung die Hälfte des nackten Armes und mehr noch dem Blicke darboten. Um die Hüfte war eine starke aus Seide gewirbelte Schnur mit Quasten von derselben gelblich weißen Farbe geschlungen.

Hugo blickte schweigend auf die schöne Frau. So verführerisch liebrend, so morgenfrisch hatte er sie nie gesehen. Er schwieg so lange, daß Leonie auf's Neue das Wort nehmen mußte.

„Ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Wir werden nicht gestört werden. Felix ist auf der Börse. Ich habe mir jeden andern Besuch verboten. Was haben Sie mir nun zu sagen?“

„Ich bitte Sie, hören Sie mich nachsichtig an! Und werden Sie nicht ungeduldig! Ich will mich so kurz wie möglich fassen. Ich habe Ihre Bekanntschaft gesucht — ich gestehe es ehrlich: aus Neugier. Man hatte mir viel von Ihrem Hause, von Ihren Eigenschaften als Wirthin erzählt. Ich wollte Sie und Ihre Gesellschaft beobachten, wollte bei Ihnen lernen — wenn

ich mich zugleich dabei amüsiren würde, um so besser! Ich war damals schon verlobt. Aus materiellen Gründen waren wir, Fräulein Martha und ich, übereingekommen, die Verlobung erst unmittelbar vor unserer Vermählung bekannt zu machen. Ich hatte keine Veranlassung, hatte nicht einmal das Recht, damals mit Ihnen von der Sache zu sprechen."

"Damals! . . . Aber dann?"

"Sie wissen, wie unbegreiflich schnell wir uns einander näherten. Als ich mit Ihnen zwei-, dreimal zusammengetroffen war, hatte ich mit Ihnen schon Dinge besprochen, wie sie nur in vollster Intimität zur Sprache kommen. Mein Vertrauen zu Ihnen war grenzenlos. Ich fühlte das mächtigste Bedürfnis, Sie in die geheimsten Verborgenseiten meiner Seele blicken zu lassen. Ich hatte nie ein solches Verständniß, ein solches Mitfühlen gefunden, niemals eine solche Anregung. Was soll ich nach Umschreibungen suchen! Ich war in Sie verliebt! Meiner Braut hatte ich in meinem Herzen die Treue gebrochen! Hätten auch Sie mir die Beweise Ihrer Liebe gegeben . . . Sie haben es nicht gethan! . . . Ich kämpfte mit mir. Sollte ich ihr die Wahrheit sagen? Sie würde das schwache Kind vernichtet haben. Und vielleicht täuschte ich mich über meine Gefühle! Vielleicht war es doch nur ein vorübergehender Rausch . . . Vielleicht brachte mich Ihre leidenschaftslose Ruhe wieder zur Vernunft. Ich hatte nicht den Muth, dem armen Geschöpf den tödtlichen Streich zu versetzen. Und sollte ich's Ihnen sagen?"

"Ja!"

"Nein! Denn ich liebte Sie bis zum Wahnsinn. Ich konnte nicht ohne Sie athmen . . . Sie aber hatten meine Werbungen als Liebender zurückgewiesen, hatten mir nur gestattet, Sie als Freundin zu verehren . . ."

"Ach so!" griff Leonie jetzt mit bitterem Lächeln ein. „Und die Freundin hatte keinen Anspruch auf Ihr Vertrauen! . . . Fühlen Sie denn nicht, wie jämmerlich Ihre Argumente sind, wie Sie sich winden und drehen? Sie lassen Ihre Braut in dem Wahn, daß Sie sie lieben. Sie thun Alles, was Sie vermögen, um mich glauben zu machen, daß Sie mich lieben. Lüge hüben, Lüge drüben! Und nun wollen Sie mir auseinandersetzen, daß das Alles ganz in Ordnung ist? Strengen Sie sich nicht weiter an! Wir sind mit einander fertig. Und wenn Sie mir noch einen letzten guten Rath gestatten wollen, so ist es der, haben Sie nun wenigstens den Muth, auch Ihrer Braut klar zu machen, daß Sie mit ihr fertig sind! Sie haben mir ja deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Sie Ihre Braut geopfert haben würden, wenn ich Ihre Geliebte geworden wäre.“

"Wenn Sie es geworden wären!" rief Hugo, durch den höhnischen Ton Leonies gereizt. „Ja, was dann geschehen wäre, — ich weiß es freilich nicht! Aber Sie sind's nicht geworden! Sie sind mir im wahrsten Sinne des Wortes eine Freundin gewesen, eine theilnahmvolle, fördernde Freundin, der ich, was immer geschehen mag, stets dankbar sein werde. Was wollen Sie also? Sind Sie meine Freundin, so können Sie in meiner Braut keine

Nebenbuhlerin erblicken. Daß ich Ihnen meine Verlobung verschwiegen habe, darf Sie dann verwundern, verstimmen, vielleicht sogar verletzen, aber Sie haben nicht das Recht, mir eine Treulosigkeit, eine Lüge vorzuwerfen.“

„Ich bin doch eine begehrlichere Freundin gewesen, als Sie sich denken, mein Lieber. Ich habe Alles von Ihnen gewollt: all Ihre Zuneigung, all Ihr Empfinden, Ihr ganzes Herz! Und ich habe Ihnen Alles dafür gegeben, Alles, was mir gehörte, — meine Seele! Was nicht mehr mir gehörte, habe ich dem, dem es zu eigen ist, allerdings nicht wieder gestohlen, um es Ihnen heimlich zu geben, wie ein Dieb dem Hehler. Das ist's, was Sie mir jetzt zum Vorwurf machen, was Sie in ihrer sittlichen Auffassung berechtigt, seit langen Monden vor mir etwas zu verschweigen, was Ihnen auf den Lippen brennt, was Sie, wie Sie ganz genau wissen, mir sagen mußten! Fechten Sie nicht mit hohlen Worten! Ihre Verlobung war eine Treulosigkeit an mir, Ihre Freundschaft eine Treulosigkeit an Ihrer Braut.“

„An meiner Braut habe ich mich verjündigt! Ja! Ich will's auch ehrlich bekennen, und sie wird mir vergeben.“

„Was!“ rief Leonie fast entsetzt. „Sie wollen das arme thörichte Ding durch Ihre Sophistereien bethören? Wollen ihr die kindische Fabel von dem vorübergehenden Raub austischen, die Sie in ihrer schuldberufenen Befangenheit eben vor mir zum Besten gegeben haben? Wollen sie an eine Verirrung glauben machen? Wollen den reinigen Sünder spielen, der den rechten Weg zu ihrem Herzen wiedergefunden hat? . . . Sie sollten sich schämen! Ob Sie mich je geliebt haben . . . ich weiß es nicht. Ich habe es geglaubt! Daß Sie aber das blasse Mädchen nicht lieben, daß weiß ich so gewiß, wie ich weiß, daß Sie mir jetzt Abscheu einflößen! Gehen Sie!“

Sie hatte sich erhoben, und auch Hugo war aufgestanden. In ihren kleinen Augen blitzte Zorn und Haß. Alles empörte sich in ihr bei dem Gedanken, daß er jetzt, der Fesseln, die ihn an sie gebunden hatten, ledig, zu ihr, dem franken unbedeutenden Wesen zurückkehren würde. Ah, die unerfahrene Thörin, die einfach in ihn vernarrt war, würde ihm beim ersten Kusse glauben und verzeihen. Mit der würde er spielend fertig werden . . . Es wühlte grausam in Leonies Brust, ihr Herz krampfte zusammen, sie war fast von Sinnen vor Eifersucht. Sie lachte hohl auf, als sie einen Blick auffing, der nach dem Gute spähte . . . er wollte gehen, wie sie es ihm befohlen hatte! Er konnte so von ihr gehen!

„Sie verjagen mich! Ich muß gehorchen! Wenn ich später einmal . . .“

Leonie schüttelte heftig den Kopf, den die dunklen Locken wunderbar umspielten.

„Nie!“ rief sie mit fast kreischender Stimme.

„Und so soll ich von Ihnen scheiden? Ohne Ihnen auch nur ein Wort des Dankes sagen zu dürfen für Alles . . .“

Leonie schüttelte wiederum die dunkel glänzenden Wellen.

„Gehen Sie!“ wiederholte sie, jetzt mit leiser Stimme. „Ich hasse Sie!“



Sie standen sich dicht gegenüber. Der berauschte Duft, der dem herrlichen Haar entströmte, umnebelte Hugos Sinne. Er hörte ihre hastigen Athemzüge und fühlte deren warmen Hauch. Er sah sie an, fragend. Eine schmerzhafteste Falte zeichnete sich auf ihrer Stirn. Ein klagender, vorwurfsvoller — ein trauriger und unendlich zärtlicher Blick traf ihn — traf ihn mitten in's Herz. Und dieser Blick entzündete die Gluth, die der verliebte Thor zu ersticken gewöhnt hatte, wiederum zu lodrender Flamme. Er dachte an nichts mehr auf dieser weiten Welt als an das wundervolle Weib, das er dicht vor sich sah, das er fühlte. Er hatte alles Andere vergessen, alle bösen Worte, die er gehört, alle guten Absichten, die er mitgebracht hatte. Ihm war zu Muth, als ob eine unsichtbare Faust seinen Kopf duckte. Auch er athmete schwer und mit offenen Lippen schlürfte er den Athem aus ihrem Munde. Sie blieb regungslos. Er lächelte sonderbar. Als aber sein Arm sich um ihre schmiegsame Hüfte legte, als er die schlanke Gestalt sanft an seine Brust zog und dann fest an sich drückte, als seine glühenden Lippen die ihrigen berührten, da sank ihr Kopf wie leblos nach hinten, und sie zitterte und bebte heftig am ganzen Leibe, wie das gehetzte Reh, das kein Entrinnen mehr sieht.

„Geh! geh!“ hauchte sie schmerzlich lächelnd, ohne ihre Lippen von den seinigen zu trennen.

Er preßte sie noch inniger an sein klopfendes Herz, und er fühlte, wie sie ihn seufzend mit ihren nackten Armen umschlang.

Sie hielten sich umfassen, Mund an Mund, mit halb geschlossenen Lidern, lächelnd und seufzend, und hauchten sich kosend Unverständliches zu. Sie hatten sich Alles vergeben. Sie wußten nicht einmal mehr, daß sie sich etwas zu vergeben hatten. Sie betrachteten sich verwundert, ungläubig, selig.

Er kniete vor ihr, bedeckte ihre Hand mit Küßen, küßte ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund und streichelte, dankbar zärtliche Laute lallend, das weiche duftende Haar, das von dem niedrigen Divan bis auf den Teppich herabfiel. Sie lächelte unter seinen Liebkosungen und erwiderte sie mit halb geöffneten Lippen und halb geschlossenen Lidern, glücklich und versöhnt.

„Nun weißt Du, daß ich Dich liebe,“ flüsterte sie ihm in's Ohr.

„Ja!“

„Und Du liebst mich auch? Nur mich?“

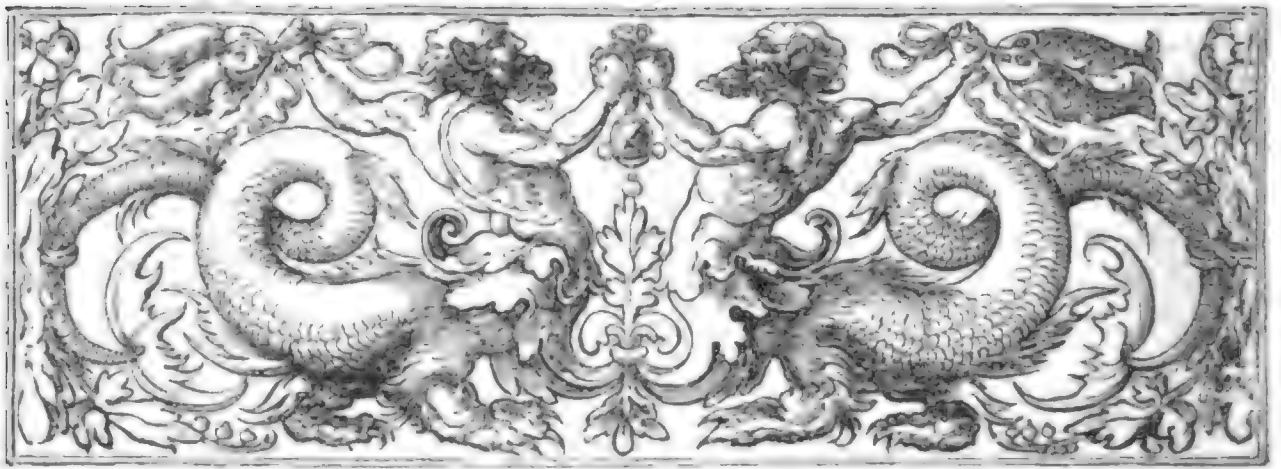
„Nur Dich! Du weißt es ja!“

„Ja!“ hauchte sie kaum vernehmbar.

Wohl trat vor ihrer Beider Seele jetzt schattenhaft die Gestalt eines blassen, kranken Mädchens mit leuchtenden Augen. Aber sie zerfloß im Sonnenglanze, der die Glücklichen erhellte, wie geistlicher Spuk im Frühlichte.

Marthas Name wurde zwischen ihnen nicht mehr ausgesprochen.

(Fortsetzung folgt.)



## Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler\*).

Don

\* \* \*

**A**ls Fürst Bismarck am 20. März 1890 die Entlassung erhalten hatte, erhielt der überraschende Vorgang alsbald eine Deutung, die sich als Legende festgesetzt hat. Unter vielen Legenden, die die Geschichte erzeugt hat, ist die auf den Abgang des Fürsten Bismarck bezügliche jedoch eine der falschesten. Sie sagt: Fürst Bismarck ist gegangen, weil Alter und Jugend in der Regel nicht einträchtigen Schrittes wandeln können.

Hier traf jedoch die Regel so wenig zu, daß vielmehr die Nothwendigkeit sich aufdrängte, dem verheerenden Feuer dieses Alters Einhalt zu thun. In dem berühmten Heldenbuch des persischen Dichters Firdusi findet sich eine ergreifende Episode von Rustom, dem Helden, dessen ungebändigte Kraft den eigenen Sohn erschlägt. Fürst Bismarck hatte Vieles geschaffen, aber es beliebte ihm nicht, wie dem Saladin Lessings, Gottes Gärtner zu werden. Alle die Bildungen, denen er selbst Platz geschaffen und die Wege gewiesen, genügten ihm nicht mehr, schienen ihm im Wege zu stehen; er schickte sich an, sie auszureißen und wegzuworfen.

Diese Andeutung muß hier genügen. Einzelheiten über jenen Vorgang sind genug veröffentlicht worden, und vieles davon stimmt mit den That-

---

\*) Auch bei der Veröffentlichung dieser Abhandlung glauben wir daran erinnern zu sollen, daß die Redaction von „Nord und Süd“ sich niemals für verpflichtet oder auch nur für befugt gehalten hat, ihren Mitarbeitern im freien Ausdruck ihrer Ueberzeugung und in der Entwicklung ihrer Meinungen irgendwelche Beschränkung aufzuerlegen.

sachen überein. Indes handelt es auch hier sich um das geistige Band; wer will, mag dieses der obigen Andeutung entnehmen.

Wir wenden uns jetzt der Betrachtung zu: wie hatte Fürst Bismarck regiert? welche Wege konnte und mußte sein Nachfolger einschlagen, um regieren zu können?

Derjenige Charakterzug des Bismarck'schen Regimentes, der es vielleicht für alle Zeiten zu dem einzigen seiner Art stempeln wird, besteht in Folgendem: der Fürst regierte mit einer fast unumschränkten Macht, der allerdings häufige und zahlreiche Widerstände sich entgegenwarfen, die aber ausnahmslos zeriprengt oder zertreten wurden. Diese Macht aber, und das ist das kaum Vergleichbare, wurde nicht auf der Grundlage einer absoluten Regierungsgewalt geübt, sondern auf der Grundlage einer Verfassung, die dem öffentlichen Geist jede Freiheit der Bewegung gestattete, neben parlamentarischen und bundesstaatlichen Gewalten, und für einen Theil der Regierungsfunktion an der Spitze eines collegialischen Ministeriums. Vielleicht wird eine spätere Zeit einmal fragen, wie war es nur möglich, bei einem solchen Ueberfluß organischer Formen, die jede Art von Widerstand begünstigten, eine so durchgreifende Herrschaft so lange Jahre auszuüben? Man kann nicht sagen, daß Aehnliches niemals in der Geschichte vorgekommen. Es giebt in der Vergangenheit noch einige Beispiele einer Macht, die nicht auf einem gewaltigen Apparat mechanischer Mittel, wie er für die despotischen Herrscher errichtet wird, sondern allein auf der Macht der herrschenden Persönlichkeit beruhte, die einen Gehorsam erzwang, der darum ein freiwilliger blieb, weil er durch keine Art von physischem Zwang herbeigeführt wurde. Nur an den Grad reicht kein früheres Beispiel. Fürst Bismarck blieb der herrschende Staatsmann, weil von allen Männern oder Parteien, die einen Widerstand gegen ihn versuchten, kein einziger und keine einzige den Glauben erwecken konnte, daß sie auch nur einen Tag im Stande seien, den verwickelten und immer wieder gefährdeten Staatsbau zusammenzuhalten. Fürst Bismarck hatte diese Fähigkeit so lange mit nie versagendem Erfolg bewährt, daß die deutsche Nation in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl jede Besorgniß verloren, ja beinahe den Gedanken verlernt hatte, daß dem Gebäude, in dem sie wohnte, eine ernste Gefahr drohen könnte. Dieses allgemeine unerschütterliche Vertrauen, das im Grunde selbst die Hasser des Fürsten theilten, machte es ihm leicht, jeden Versuch des Widerstandes mit rücksichtslosen Waffen vor der öffentlichen Meinung niederzuschlagen, bevor er einige Ausbreitung und Dauer erlangen konnte.

Allerdings begann dieses Vertrauen nach dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers sich zu lockern. Es giebt aber keinen physischen Körper, worin die Erschütterung sich so schnell fortpflanzt, wie in dem Strom des moralischen Einflusses. Was wir hier sagen, wollen wir scharf unterschieden wissen von der elenden Abhängigkeit der Staatsmänner, die in parlamentarisch regierten Ländern immerfort vor der öffentlichen Meinung zittern,

deren Athemzüge sie sorgfältig belauschen, deren Launen sie schmeichelnd zuvorkommen müssen. Es wäre mehr als lächerlich, die Rolle eines solchen Höflings der öffentlichen Meinung dem Fürsten Bismarck zuzuschreiben. Wenn die öffentliche Meinung seinem Einfluß unterlag, so folgte sie nicht dem erprobten Diener ihrer Launen, sondern sie schrak in sich zusammen, wie der Löwe im Käfig vor dem furchtbaren Blick des Wändigers. Wenn aber auch nur einmal der Zauber dieses Blickes verjagt, so ist es um den Wändiger geschehen.

Das Vertrauen auf den Fürsten Bismarck war im Schwinden, noch ehe der Kaiser es ihm entzog. Dieses Vertrauen war erlangt worden durch ein unvergleichliches Geschick und eine unvergleichliche Kühnheit in der Herbeiführung und Durchführung großer Actionen, die aber nicht willkürlich gesucht wurden, sondern auf dem Wege des deutschen Volkes lagen, den es zurücklegen mußte, um tausendjährige Fehler und Verjämniße nachzuholen. Vielleicht war die Reihe dieser nothwendigen Actionen noch nicht abgeschlossen, vielleicht war das größte Felsenhor, das eine den heutigen Weltansichten entsprechende Zukunft aufschließt, noch zu sprengen. Der Fürst aber erklärte die Reihe der großen Actionen für geschlossen, Deutschland für „saturirt“. Gewiß, im Kampfe muß die Sprache dem Staatsmanne dienen, die Gedanken zu verbergen, so oft das nöthig ist. Ob jenes Wort einen solchen Zweck hatte, lassen wir objectiv dahingestellt. Nach subjectivem Dafürhalten war es dem Fürsten damit völliger Ernst. Aber nun begann eine Reihe kleinlicher Actionen, deren Verständniß auch dem willigen Ahnungsvermögen eingewurzelter Bewunderung unzugänglich blieb. Die zahlreichen Bedürfnisse praktischer Institutionen, deren Förderung das Volk von seinem gesicherten Staatsbau erhofft hatte, blieben unerhört, unerwogen. Dann kam die gedrohte Anwendung chirurgischer Waffen gegen Uebel, die diese Waffen nicht erfordern und ihnen unzugänglich sind. Endlich kam die Aussicht doch noch einer großen Action, vielleicht der letzten, aber nach einer Seite und mit Bundesgenossen, gegen die sich der unaustilgbare Instinct des deutschen Volkes auflehnte.

So standen diese Dinge, als der Kaiser sich zu der Trennung von dem Kanzler entschloß, ein Entschluß, dessen Schwere er der Nation nicht verborgen hat. Den Nachfolger fand er leicht, Fürst Bismarck selbst hatte ihn wiederholt und schon bei Lebzeiten des alten Kaisers bezeichnet, so daß die Augen der Herrscher auf ihn gelenkt waren, lange bevor Fürst Bismarck an Rücktritt dachte. Ob die Bezeichnung in den Tagen, welche zum Abschied führten, wiederholt worden, ist gleichgiltig. Aber bloße Fabel ist alles, was von anderen Stimmen erzählt wird, die in den Tagen der Krisis die Berufung des Generals von Caprivi empfohlen haben sollen. Die Wahl und der Entschluß gehören dem Kaiser und nur ihm. So kommen wir denn zu dem Mann, dessen Kenntniß, soweit sie der Deffentlichkeit gebührt und erlangbar ist, der Zweck dieses Aufsatzes ist. Aber auch im weiteren Verlauf

der Betrachtung werden wir uns mehr mit der Natur der Aufgabe, als mit der bereits erreichten Lösung beschäftigen. Denn die Aufgabe reicht weit über den Zeitraum, der ihr bis jetzt zuzurechnen war.

Georg Leo von Caprivi wurde am 24. Februar 1831 zu Charlottenburg geboren. Der Vater, Leopold von Caprivi, starb als Geheimer Obertribunalsrath und Kronsyndikus den 25. December 1865 zu Berlin, nachdem er die Stufen der richterlichen Laufbahn bis zur höchsten im preussischen Staate erstiegen. Die Mutter, Emilie, geb. Köpfe, war die Tochter des rühmlich bekannten Directors am Grauen Kloster zu Berlin; sie starb am 10. Januar 1871. Leo von Caprivi war der älteste von fünf Geschwistern. Kindheit und erste Jugend verfloßen während des wechselnden Aufenthaltes, wie er dem Vater als aufsteigendem Beamten geboten war. Dieser wurde von Charlottenburg nach Glatz, dann nach Frankfurt a./D. und im Anfang der vierziger Jahre nach Berlin versetzt. Der älteste Sohn empfing den ersten Unterricht zu Frankfurt a./D., den Anfang des höheren Unterrichts auf dem dortigen Gymnasium, und beschloß den Gymnasialkursus auf dem Friedrich-Werderischen Gymnasium zu Berlin, das er Ostern 1849, achtzehn Jahre alt, mit dem Zeugniß der Reife verließ, um sofort als Avantagieur im Garderegiment Kaiser Franz einzutreten. Er hat noch als Reichskanzler bemerkt: „Ich habe nie anders gewußt und gewünscht, als daß ich Soldat werden würde, und wenn ich heut noch einmal anfangen müßte, würde ich es wieder.“ Im Herbst 1850 wurde er in demselben Regiment Offizier, besuchte die Kriegsakademie, wurde von da Regimentsadjutant und hat darauf als Topograph zwei Sommer in Ostpreußen den Vermessungsarbeiten obgelegen. Er bemerkt darüber: „Ein sehr mühevoller Dienst, aber eine liebe Erinnerung. Man kommt mit Menschen aller Stände, namentlich mit kleinen Landwirthern in Verbindung und nimmt an ihren Anliegen Theil.“

Von der Kriegsakademie ward Leo von Caprivi vorübergehend zur Dienstleistung bei der Gardeartillerie commandirt. Schlank und hoch aufgewachsen, ward er nach einem anstrengenden Tage von einem Blutsturz betroffen, von dem er sich langsam erholte. Er konnte den Dienst nur fortsetzen bei einem sehr eingezogenen Leben, denn zehn Jahre hindurch erfolgte mit allmählich größer werdenden Unterbrechungen noch Blutausswurf. Die Vorgesetzten müssen den jungen Offizier bereits sehr geschätzt haben, sonst wäre ihm das Verbleiben im Dienst wohl nicht gestattet worden. Er aber, indem er außerhalb des Dienstes den Kräften die unerläßliche Schonung angedeihen ließ, ergab sich in dienstfreier Zeit sehr ernstlichen Studien.

Im Jahre 1861 wurde er aus dem Regiment Kaiser Franz als Hauptmann in den Generalstab versetzt und zwar zum ersten Armeecorps nach Königsberg. Nach zwei Jahren kam er Ende 1863 zur fünften Division, als sie im Begriff war, nach Holstein zu gehen, und wurde im folgenden Jahr bei der Demobilmachung als Generalstabsoffizier zur combinirten Division (Caustein) versetzt, die mit den Oesterreichern zusammen in den Herzog-

thümern stehen blieb. Damals richtete er das preussische Zeltlager auf der Lockstädter Haide ein, das nach langer Zeit das erste seiner Art war. Im Winter 1865 auf 1866 war er eine kurze Zeit Compagniechef im Regiment Nr. 64 in Prenzlau. Als jedoch die Vorbereitungen zum Kriege begannen, wurde er anfänglich in das damals im Entstehen begriffene Nachrichtenbureau des großen Generalstabs commandirt, bei Ausbruch des Krieges jedoch zum Major im Generalstab befördert und dem Stabe des Prinzen Friedrich Karl zugetheilt. Was er durch diesen Heerführer gelernt, hat er stets dankbar anerkannt. Nach dem Kriege wurde er bei dem Generalcommando des Gardecorps beschäftigt und kam von da im Frühjahr 1870 als Generalstabschef des zehnten Armeecorps nach Hannover. In dieser Stellung hat er unter dem commandirenden General von Voigts-Nheß Theil am französischen Krieg genommen. Nach dem Frieden wurde er zuerst sechs Jahre lang Abtheilungschef im Kriegsministerium, bis er im Jahre 1877 die fünfte Infanteriebrigade in Stettin bekam, von da die zweite Gardeinfanteriebrigade und 1882 eine Infanteriedivision in Metz. Von hier berief ihn bekanntlich 1883 Kaiser Wilhelm I. zum Chef der Admiralität an Stelle des Generals von Stosch. Nach fünfjährigem sehr bedeutenden Wirken in dieser Stellung, dessen Spuren noch heute überall hervortreten, erhielt er 1888 als commandirender General das zehnte Armeecorps, nach zwei Jahren aber bereits den höchsten Posten, den der Kaiser und König zu vergeben hat.

Wir haben den Leser nicht zu ermüden geglaubt, wenn wir die Stufen dieser Laufbahn Schritt um Schritt aufgezählt haben. Der Leser wird erkennen, daß hier das regelmäßige Aufsteigen eines Offiziers vorliegt, dem das Geschick weder eine hervorstechende Gelegenheit zum alleinigen Hervorthun, noch auch, wenigstens im Anfang, eine überraschende Beförderung durch das günstige Urtheil der Vorgesetzten zuwendet. Schritt vor Schritt geht er vorwärts und verläßt in Kurzem jede Stellung, weil er sich in jeder bewährt und die Befähigung zur nächst höheren darthut. Ueberraschend sind nur die beiden Stufen: die Berufung zum Chef der Admiralität und die Berufung zum Reichskanzler, zu einem Posten, der sich in dieser Art bei keinem anderen Volke findet und zwar darum nicht, weil kein anderes Volk einen solchen Posten braucht, der aber nur Bedeutung und Nutzen gewinnt, wenn man den seltenen Mann für ihn hat.

Wenn wir ausgesprochen haben, daß dem in regelmäßigem Schritt aufsteigenden Offizier keine außerordentlichen Gelegenheiten zur Auszeichnung erschienen seien, so wollen wir darum natürlich nicht übersehen, daß die ganze Geschichte der preussischen Armee in dreißig Jahren eine ununterbrochene Gelegenheit zur Auszeichnung geboten hat. Als der junge Hauptmann zum Generalcommando des ersten Armeecorps nach Königsberg versetzt war, brach der polnische Aufstand von 1863 aus: Truppenzusammenziehungen, Vereisung der Grenzen fielen ihm zu. Die Stellung bei der fünften Division in Holstein während des Jahres 1864 ergab keine Gelegen-

heit zu bedeutsamer Thätigkeit, doch wurde sie lehrreich durch die Anschauung der Dinge im Rücken einer Armee.

Durch die Schilderung eines Ausländers, des französischen Obersten Stoffel, hat zuerst die deutsche Laienwelt eine Vorstellung von der Function der Generalstabsoffiziere an Seiten der commandirenden Generale erhalten. Im Feldzug von 1870 auf 71 war, wie oben erwähnt, Oberstlieutenant von Caprivi dem commandirenden General des zehnten Armeecorps als Generalstabschef zur Seite gestellt. Von dem geistvollen und liebenswürdigen Charakter des Generals hat er stets mit Wärme und Hochachtung gesprochen. Um sich der Leistungen des Corps zu erinnern, genügen die Namen Bionville, Metz, Beaune le Rolande, Le Mans. Wer etwas näher die Kriegsgeschichte jener Zeit kennt, weiß, daß die Führung des zehnten Armeecorps bei Bionville und bei Le Mans entscheidend eingriff, indem sie die Verantwortung auf sich nahm, von den erhaltenen Befehlen abzuweichen, sobald sie erkannte, daß die angenommenen Voraussetzungen nicht zutrafen. Bei Beaune le Rolande hat das zehnte Armeecorps eine Aufgabe gelöst, die weit über die Kräfte der schwachen Truppenzahl hinauszugehen schien. Dem Generalstabschef eines Armeecorps fällt im Felde auch die Aufgabe zu, die Schlagfähigkeit der Truppen durch Unterbringung in den Quartieren, durch Ernährung, durch Ergänzung von Mannschaften, Pferden und Munition, durch Sorge für die Kranken und Verwundeten zu erhalten. Das zehnte Armeecorps hatte durch die ununterbrochenen Märsche und Gefechte zuletzt beträchtlich an Schlagfähigkeit eingebüßt, aber wenige Wochen nach dem Eintritt des Waffenstillstandes in und um Tours war die Truppe wieder tadellos.

Dem flüchtigen Ueberblick dieser Leistungen ist ein Zug hinzuzufügen, der den späteren Reichskanzler charakterisirt. Nach einem der köstlichsten Worte Goethes besteht die wahre Aufklärung des Menschen darin, daß er die Vorzüge seines jedesmaligen Zustandes begreift. Eine solche Aufklärung ist wesentlich die Bescheidenheit eines edlen Menschen, die ihn als gegebenen Vorzug seiner Lage ansehen läßt, was er seiner Lage abgewinnt. Leo von Caprivi erkannte die Gunst des Geschickes als junger Offizier im Kaiser Franz Regiment, die ihn in einem kameradschaftlichen Kreis voll wissenschaftlichen Strebens und von tüchtigen Vorbildern geführt; er erkennt freudig den Nutzen der Beschäftigung als Topograph nach der wissenschaftlichen und nach der menschlichen Seite. Nach einem gefährlichen Krankheitsanfall, dessen Folgen lange Jahre hindurch die peinliche Frage auslegen, ob der so theuer und lieb gewordene Beruf nicht aufgegeben werden muß, wird dieser Prüfung der Anlaß zum Erwerb einer tieferen und breiteren Bildung entnommen, als sie dem Soldaten meist erreichbar ist. Als später der Divisionscommandeur in Metz einen Wirkungskreis gefunden, der, soviel man weiß, kein vorzugsweise aufgesuchter ist, da findet der General in dem Zusammenstehen verschiedener Contingente des deutschen Heeres, in der bayrischen Brigade, die seiner Führung untergeben ist, in dem Pulvergeruch, der die Stätte eines

großen Kampfes noch erfüllt, überall Nahrung und Anregung für den militärischen Blick.

Der Richterstand und der Gelehrtenstand, diese im deutschen Volk zu bescheidener Tüchtigkeit ideal ausgeprägten Elemente, sind es, denen die Eltern des jetzigen Grafen von Caprivi angehören. Die Ehe der Eltern war eine vollkommene, das Familienleben ein schönes, die Jugend der Kinder eine glückliche. Aber im jugendlichen Alter durch die standhaft überwundene Sorge um die Gesundheit, in späteren Jahren durch die Anstrengung der sich rasch ablösenden und immer bedeutenderen Dienststellungen in Anspruch genommen, ist Graf v. Caprivi unvermählt geblieben.

\* \* \*

Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat nach Goethe ein gebildeter Soldat. Als unser greiser Kaiser den General von Caprivi von der Führung einer Infanteriedivision hinweg zum Chef der Admiralität berief, hat offenbar die Vereinigung von soldatischem Ernst und hoher Bildung seine Wahl angezogen. Es kam ihm weniger auf die technische Vorbildung an, als auf die Bildung, die denjenigen Punkt erfasst, auf welchem die Gleichheit aller Geistesthätigkeit beruht. Man weiß, daß die kaiserliche Wahl nicht fehlgegriffen.

Der nämliche Eindruck muß den Fürsten Bismarck bestimmt haben, wenn er schon jahrelang vor seinem Rücktritt den General von Caprivi als den geeigneten Nachfolger auf dem Kanzlerposten bezeichnete. Mit Sicherheit hat der große Staatsmann erkannt, was, abgesehen von allen besonderen Eigenschaften, das Unerläßliche für seinen Nachfolger sein würde: die Schnelligkeit und Bestimmtheit des Willens, die Fähigkeit sich in jeder fremden und ungewohnten Aufgabe zu orientiren.

\* \* \*

Als Fürst Bismarck noch im vollen Wirken stand, war es eine ebenso verbreitete als gedankenlos hingespochene Rede geworden, der Kanzlerposten mit dieser Ausstattung und mit dieser Organisation des übrigen Reichsdienstes sei lediglich auf den Fürsten Bismarck zugeschnitten, und das Erste nach seinem einstigen Abgang werde eine neue Organisation, vor allem die Einsetzung eines collegialischen Reichsministeriums sein müssen.

Fürwahr, eine gedankenlose Rede! Die Voraussetzung jedes collegialischen Ministeriums ist eine streng einheitliche Staatsverfassung und ein überwiegender Wille innerhalb des Ministeriums. Kann die Einheit nicht hergestellt werden durch die natürliche Bedeutung einer Persönlichkeit im Ministerium, so müssen Name, Herkunft, vererbtes Ansehen die geistige Bedeutung ersetzen, wie es oft genug in England geschieht. Der politische Zustand Deutschlands macht eine solche Einrichtung unmöglich. Hier muß ein geistig bedeutender Mann gefunden werden, wo man ihn auch suchen müsse. Dieser Mann aber, wenn



gefunden, kann zu der natürlichen Schwierigkeit der Aufgabe nicht auch die Last übernehmen, einem vielköpfigen Rath selbständiger Collegen die unentbehrliche einheitliche Direction aufzureden. Diese Last muß ihm durch formale Ueberordnung abgenommen werden. Denn der deutsche Kanzler hat den Bundesrath und den Reichstag zu leiten. Diese Arbeit soll er nach jener Meinung leisten, nachdem er die Einheit des Regierungswillens seinen Ministercollegen abgestritten hat, denen er nicht einmal mit dem Ansehen eines englischen Parteihauptes gegenübersteht. Mit den von der Reichsarbeit erschöpften Kräften soll er dann auch noch das preussische Ministerium, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus unter einen Hut bringen. An solche Möglichkeiten auch nur zu denken, verbietet jede ernste Ueberlegung. Wenn das deutsche Reich, wie es nun einmal durch die Geschichte geworden ist und auf lange Zeit nicht anders sein kann, fortbestehen soll, so kann es dies nur gerade mit derselben Regierung, wie sie Fürst Bismarck eingerichtet hat, der sich gerade darin als den großen Praktiker des Staatslebens gezeigt hat, als den Praktiker, der den gegebenen Widerspruch der Thatfachen auszugleichen weiß, ohne den Thatfachen eine unzeitige Gewalt anzuthun. Eine Reichsregierung ist in Deutschland möglich durch die pyramidenförmige Organisation des Reichsdienstes und ferner durch das Uebergreifen der höchsten Reichsstellen in den Staatsdienst Preußens, des größten Bundesstaates. So wird diese Einrichtung menschlicher Voraussicht nach noch eine lange Lebensdauer haben, und es liegt nicht außerhalb der Natur, daß in einem großen Volk von reicher Bildung, wie das deutsche, sich immer die ungewöhnliche Begabung für den Kanzlerposten findet, so lange weder Vorurtheil noch Parteimacht im Stande sein werden, dem Kaiser die Auswahl unter allen seinen Untertanen und Reichsgenossen zu verschränken.

\* \* \*

Einen Kanzler mußten wir wieder bekommen, das stand bei allen Männern von Urtheil bereits vor dem Abgang des Fürsten Bismarck fest. Aber sehr klein wird die Zahl derjenigen gewesen sein, die sich ein Bild der Aufgabe zu machen vermochten, die den Nachfolger des Fürsten Bismarck erwartete. Im Kampfe, wenn auch nicht immer im Waffenkampfe, mit einer gegen Deutschlands Auferstehung mißtrauischen und mißwollenden Staatenwelt hatte Fürst Bismarck diese Auferstehung bewirkt. Die Last dieser Aufgabe ermöglichte ihm, in den eigenen Augen wie in den Augen des Volkes, die Last mancher anderen Aufgabe unaufgehoben liegen zu lassen. Die Aufgaben, die er mit der sicheren Erkenntniß des Nothwendigen sich gewählt, waren ihrer Natur nach untheilbar. So ergab sich, nicht durch einen unausgesetzten Druck von oben, sondern durch eine Nothwendigkeit, die auch dem Instinct der großen Mehrzahl der Nation einleuchtete, die Dictatur des Staatsmannes. Dictatur aber ist gleichbedeutend mit dem Stillstand jeder freien Regsamkeit der Kräfte auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens. Bei keinem Volk ist

das Bedürfniß dieser Regsamkeit größer als bei dem deutschen, dem am vielseitigsten begabten. Jahrhunderte lang hatte das deutsche Volk den Reichtum seiner Kraft nutzlos verbraucht in gegeneinanderwirkender Zerplitterung. Gern ließen alle verständigen Vertreter dieser Kräfte sich Stillstand gebieten, um zuzusehen, wie ein herkulischer Arm das Gestrüpp eines Jahrtausends hinwegräumte, um ihnen Allen erst einmal Raum zu schaffen. Aber die Dauer eines solchen Stillstandes hängt mehr von der Möglichkeit ab, dem inneren Bedürfniß Ruhe zu gebieten, als von der äußeren Nothwendigkeit, durch welche diese Ruhe erfordert wird. Die Arbeit für die Sicherung der Machtstellung Deutschlands wird vielleicht niemals zu Ende kommen und wird jedenfalls in den nächsten Jahren drängender und anspannender als jemals werden. Aber die innere Entwicklung und die Schöpfung praktischer Institutionen, deren jene überall noch entbehrt, läßt sich nicht länger zurückdrängen, daher auch nicht der größere Antheil der Nation an der Weiterführung ihres Staatsbaues. Schon in den letzten Jahren der Bismarckschen Regierung erhob sich allmählich lauter das Murren über die Verjümpfung so vieler, nicht länger aufschiebbarer, gesetzgeberischen Aufgaben.

Nun erwäge man die Schwierigkeit für den Nachfolger des Fürsten Bismarck! Alle Welt erwartet und verlangt mit Recht, daß den nationalen Kräften ein größerer Antheil an der Staatsführung vergönnt werde, die an sich selbst, wenn nicht heroischer und großartiger, doch reicher und vielseitiger werden muß. Aber diese allseitige Erwartung bedachte bisher eines nicht: wie zerrissen noch immer in den theoretischen Voraussetzungen, aus denen die praktischen Bildungen hervorgehen sollen, der deutsche Volksgeist ist. Es ist ein großes Wort, das Goethesche: Verein' und leite. Es wird mit Recht gepriesen vor dem andern: Theil' und herrsche. Nur ist die Ausführung unermesslich schwerer und am meisten in Deutschland. Das deutsche Volk erträgt zahllose Dinge, die ihm gewaltjam aufgelegt werden. Es wird ihm unendlich schwer, aus freier Ueberzeugung große wie kleine Einschränkungen sich selbst aufzulegen und darin sich ohne Murren zu bewegen. So erwachsen dem Nachfolger des Fürsten Bismarck Schwierigkeiten, die nicht bloß in der ebenbürtigen Fortsetzung großer Leistungen liegen, sondern vielmehr solche Schwierigkeiten, die ein ganz neuer Theil des begonnenen Staatsbaues bei seiner Herstellung ergiebt.

Fürst Bismarck konnte Unvergleichliches vollbringen, oft im Widerspruch mit dem kurzichtigen und irgeleiteten Instinct seines Volkes. Das kann der Nachfolger kaum bei den Arbeiten, die nunmehr zu vollbringen sind. Deshalb reicht auch die Begabung des leitenden Staatsmannes, wie umfassend man sich dieselbe auch denken möge, für die glückliche Weiterarbeit nicht aus. Die besten Köpfe des Volkes müssen die hohe Pflicht erkennen, sich um den leitenden Staatsmann zu scharen, den sie nach unbefangener Prüfung als würdig seiner Aufgabe erkennen durften. Sie dürfen nicht in den Lärm der Kinder fallen, die bei dem ersten Mißverständnis, bei dem ersten befremdlichen

Wort Alles vom Tisch werfen wollen. Sie dürfen auch nicht die schlechte Gewohnheit der sogenannten parlamentarischen Regierung einführen wollen, die aus jeder Irrung einen Ministersturz macht, unbekümmert, ob ein Ersatz und welcher sich finden wird. Die Geschichte Deutschlands haben sich heute so zusammengezogen, daß sie nicht warten werden, bis das parlamentarische Wechelspiel wieder einen Mann heraufgeholt hat, der ihnen als Meister entgegentreten kann.

\* \* \*

Die erste That des neuen Kanzlers war eine Unterlassung, aber eine bedeutungsvolle. Das Socialistengesetz, das mit dem 1. October 1890 einen der vielen, immer wieder hinausgeschobenen Ablaufstermine erreichte, wurde stillschweigend fallen gelassen. Die Regierung brachte keinen Antrag auf eine neue Verlängerung ein, aber sie begründete auch diese Unterlassung nicht. Der am 25. Januar 1890 mit Ablauf seiner Wahlperiode geschlossene Reichstag hatte eine durch den damaligen Reichskanzler, Fürsten Bismarck, als Vertreter der verbündeten Regierungen verlangte Verschärfung des Socialistengesetzes, namentlich die Expatriirung der Socialisten in gewissen Fällen, nicht annehmen wollen, während für eine Verlängerung des bisherigen Gesetzes auf die Zustimmung des Reichstags gerechnet werden konnte. Die Erwartung war nun, daß das bisherige Gesetz, vielleicht mit einigen Milderungen, dem neuen Reichstag alsbald würde vorgelegt werden. Daß der neue Reichskanzler sogleich entschlossen war, ohne Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokratie durchzukommen, war ein Beweis von staatsmännischem Muth, dem eine auf dem Fuße folgende Erfahrung das Zeugniß staatsmännischer Weisheit zugefellt hat. Eine falschere Auslegung konnte diesem Schritt nicht gegeben werden, als die, er sei erfolgt, um die Socialdemokratie zu versöhnen. Diese Auslegung war ein ohnmächtiger Versuch, Muth und Weitblick des neuen Kanzlers zweifelhaft erscheinen zu lassen. Aber der Kanzler handelte vielmehr aus der vollkommen bewährten Erkenntniß, daß die Socialdemokratie mit der zurückgegebenen Freiheit der Bewegung nicht nur nicht im Stande sein würde, irgend welche Erfolge zu erreichen, sondern daß sie wohl oder übel die gespenstisch drohende Hülle, mit der sie ängstliche Gemüther geschreckt hatte, würde abwerfen müssen, um in ihrer thatsächlichen Schwäche dazustehen. Als das Ausnahmegesetz im Jahre 1878 gegeben wurde, war die Maßregel gleichwohl richtig. Wenn ein starker Mann auf seinem Wege von einer Rotte Buben verfolgt wird, die sich durch ihren Lärm bis zur Wildheit herauschen, dann ist es Zeit, daß er einmal kehrt macht, die Faust gegen den Schwarm erhebt und den ersten Besten, der sich herandrängt, niederzuschlagen droht. Damit wird der Lärm verstummen. Wenn nach einer Weile der Wanderer den Weg fortsetzt, wird jener Lärm nicht wieder beginnen, denn selbst den Lärmmachern wird die Komödie schal, wenn ihre Ohnmacht aufgedeckt worden. Den Socialistenführern, die ihre Schaaren wieder sammeln durften, folgten

diese Schaaren, aber sie verlangten nicht mehr das Signal zum Lärm, sondern entweder das Signal zur ernstesten That, oder, wenn diese noch nicht an der Zeit sei, Belehrung über ein nahe oder entferntes Ziel und über die Wege dazu. Anstatt dieser Belehrung konnten die Führer nur prahlerische, unverständliche Redensarten geben. Nun geschah, was in solchen Fällen immer geschieht: die Masse theilte sich. Ein Theil beschloß, bei den alten Führern auszuhalten; ein anderer Theil zog neuen Führern nach, die sich heftiger und bedrohlicher als die alten geberdeten, aber den Boden der That ebensowenig zu betreten wagten; ein dritter Theil predigte den isolirten Kampf der Einzelnen mit allerlei Mordwerkzeugen, ein Handwerk, das Vielen doch so gefährlich als zwecklos dünkte; ein vierter Theil endlich beschloß, den Weg der Vernunft, wenn auch zögernd und unter Vorantragen einer möglichst prahlerischen Fahne, zu betreten; man wolle Schritt für Schritt ohne Anwendung blutiger Mittel die alte Gesellschaft aus den Angeln heben. Da tönt denn wieder die Stimme der alten Führer: das könne nur die Dictatur des Proletariats, deren Erkämpfung das Erste sein müsse. Kurz, der Wirrwarr ist vollständig. Er zeigt eine, durch vernunftwidrige Vorspiegelungen aufgeregte Masse, die sich streitet, ob jene die Gaukler und diese die Propheten seien, oder umgekehrt; ein Schauspiel, über dessen Ungefährlichkeit über kurz oder lang die verzagtesten Herzen nicht in Zweifel sein werden. Es kann nicht lange dauern, bis die Masse sich ganz verläuft, bis alle Einzelnen aufhören, die Fäuste zu ballen. Dies wird nur geschehen in gleichem Schritt mit der Linderung der socialen Leiden, bis zu ihrer völligen Beseitigung. Diese aber ist keine Utopie. Unverschuldetes wirthschaftliches Elend braucht nicht in der Welt zu sein. Mit der Beseitigung solchen Elendes ist freilich noch nicht das Paradies auf Erden hergestellt, jenes Paradies, das von der Disharmonie der menschlichen Leidenschaften immer wieder in einen Schauplatz zeitweiliger Verfinsterung und wüsten Lärmes entstellt wird. Der kindische Wahn oder die kindische Lüge der Socialdemokratie ist die Versicherung, sie könne alle Menschen nicht nur wirthschaftlich gleichstellen, sondern auch alle Menschen gut und friedlich machen. Dazwischen kommt dann wieder die fanfaronnade du vice, daß in der Socialdemokratie es der Güte der Menschen nicht mehr bedürfe, weil da alle Laster freigegeben seien, aber damit auch alle Laster aufgehört hätten.

Es gehört wirklich eine starke Muthlosigkeit dazu, um zu fürchten, daß aus dieser Verwirrung ohnegleichen ein ernsthafter Angriff auf die Gesellschaft hervorgehen könne, wobei ja Niemand leugnet, daß einzelne Krawalle möglich sind. Auch diese sind nicht nöthig, nämlich nicht für die Socialdemokraten, so lange das allgemeine Stimmrecht ihnen die bequeme und wohlfeile Gelegenheit giebt zu Demonstrationen, die schwachen Leuten imponiren.

Es ist das große Verdienst unseres neuen Kanzlers, daß er die Kette von einem Gefangenen genommen hat, der nur in seiner unnüß verlängerten Gefangenschaft schrecklich schien. Seit er frei herumgeht, schreckt er Niemand

als die Leute, die vor allem erschrecken. Der denkende Menscheng Geist, der in der Gesellschaft wirkt, an der Jahrtausende geschaffen haben, richtet den Blick wieder ernst und ruhig auf seine nächsten Aufgaben, in deren Mittelpunkt allerdings die Heilung des wirthschaftlichen Elendes steht. Wo die Mittel dieser Heilung liegen, das läßt sich schon heute fast mit Sicherheit erkennen, aber die Angabe davon gehört nicht hierher.

\* \* \*

Eine weitere bedeutende Handlung des Grafen von Caprivi während seiner nunmehr zweijährigen Kanzlerschaft ist die Errichtung der mitteleuropäischen Handelsverträge. Auch diese Leistung ist einer, allerdings vereinzelt, dafür aber unglaublichen Kritik ausgesetzt gewesen. Man erwäge, welcher Zustand dem deutschen Handel am 1. Februar 1892 bevorstand, wenn Deutschlands Regierung die Dinge hätte gehen lassen. Deutschland hatte fast mit allen Nationen, selbstverständlich immer Rußland ausgenommen, Meistbegünstigungsverträge. Der bezügliche Vertrag mit Frankreich beruhte auf dem Frankfurter Frieden, und war, als der einzige dieser Art, unkündbar. Nun hatten aber die meisten Staaten Handelsverträge nicht nur mit Deutschland, sondern ebenso unter einander und namentlich mit Frankreich. Diese Verträge beschränkten sich nicht auf die Meistbegünstigung, sondern enthielten vielfache Bindungen von Tariffachen im Sinne mäßiger Zölle. Dieser Zustand war äußerst günstig für den deutschen Handel, denn Deutschland ist ein vorzugsweise ausführendes Land, und die deutsche Industrie strebte mit entschiedenem Erfolg nach der Vergrößerung ihres Marktes. Dies gelang ihr, abgesehen von der Güte ihrer Leistungen, hauptsächlich durch die Handelserleichterungen, die ihr vermöge der Meistbegünstigungsverträge in den Schooß fielen. Aber zum 1. Februar 1892 waren alle diese Verträge gekündigt worden. Namentlich Frankreich gewährte keinem Staat mehr die Bindung von Tariffachen und erhielt und erlangte demnach auch nicht für sich Einräumung von Gegenleistungen, deren Vortheil Deutschland ebenso zu Gute gekommen wäre, wie Frankreich selbst. Mit dem Wechsel aller Conventionaltarife hatten alle Staaten ihre Zollautonomie erlangt. Das bedeutete: Die deutsche Industrie wäre von allen mühsam eroberten Märkten durch neue Zollerhöhungen, deren Umfang bei dem allgemeinen Zollkrieg nicht abzusehen war, ausgeschlossen worden. Das bedeutete für die deutsche Industrie, wie man ohne Uebertreibung sagen darf und sagen muß, den Hum. Freilich, es gab kluge Leute bei uns, die in aller Schnelle von Frankreich etwas gelernt hatten. Dieses Land ist zu seinem Unglück unter die Herrschaft einer Majorität gerathen, für deren Ansprüche und Verwegenheit es kein Maß giebt, zum Entsetzen der erleuchteten Köpfe Frankreichs, die den Schaden ihres Landes voraussehen, aber gegen den herrschenden Unverstand nichts vermögen. Die französischen Schutzöllner nun hatten die kostbare Erfindung gemacht, einen Maximal- und einen Minimaltarif einzu-

führen. Der Minimaltarif sollte allen Nationen zu Gute kommen, die Frankreich Erleichterungen gewähren; die anderen Nationen sollten mit dem Maximaltarif erfreut werden. Nun ist aber der Minimaltarif bereits so hoch, daß es gar keinen Vortheil bringt, seinen Genuß mit Zugeständnissen zu erkaufen. Wenn Frankreich zur Strafe der Nationen, welche auf der Basis dieses Minimaltarifs nicht verhandeln wollen, mit dem Maximaltarif droht, so wird dies nur Gelächter erregen, da der Minimaltarif bereits ein reiner Prohibitionstarif ist. Diese Weisheit, an der Frankreich, wie wir bald erwähnen werden, nicht einmal festhalten konnte, ward nun die Weisheit einzelner deutscher Durchgänger. Die Herren riethen, entlehnter Weisheit froh, allen Ernstes, Deutschland solle einen hohen Minimaltarif einführen und dann die anderen Völker kommen lassen. Nur schade, daß kein einziges gekommen wäre. Deutschland ist ja ein bedeutender Abnehmer für Rohstoffe und Colonialartikel, aber nur für wenige Industrieartikel. Unsere Durchgänger, die jauchzend den französischen Vorgängern nachrennen wollten, hätten uns ganz einfach jeden europäischen Markt verschlossen. Dazu kam nun noch die Zerrüttung der überseeischen Märkte in Mittelamerika und Brasilien, das plötzliche Prohibitionssystem der Vereinigten Staaten und die Vollendung der russischen Absperrung.

Graf von Caprivi hatte, kaum im Amt, einen Blick auf diese bereits in nächste Nähe gerückte Zukunft geworfen, als er die ungeheure Gefahr erkannte. Mit der Kaltblütigkeit des Soldaten, der die Gefahr gleichzeitig erkennt und die Mittel findet, ihr zu begegnen, leitete er sogleich die Verhandlungen mit Oesterreich, Italien, der Schweiz und Belgien in die Wege, denen weitere Verhandlungen folgen werden. Das Resultat ist bekannt, die neuen Verträge sind an demselben Tage in Kraft getreten, wo die alten abliefen. Als der Abschluß der Verträge bekannt wurde, war die Wirkung auf Frankreich so stark, daß die französische Regierung sofort erklärte, sie könnte sich bei künftigen Zollverhandlungen nicht an den Minimaltarif binden. Die sonst, wenn es sich um die Folgsamkeit gegen ihre souveränen Beschlüsse handelt, so ungeberdige französische Deputirtenkammer nahm die Erklärung schweigend hin. Damit ist der Minimaltarif, der der höchste Preis sein sollte, auf die Stelle eines bloßen Vorschlags herabgedrückt, und der Maximaltarif stillschweigend unter den Tisch gefallen. Immerhin tritt dieser Minimaltarif jetzt in Kraft und bleibt bestehen, so lange nicht Verhandlungen von unsicherem Erfolge abgeschlossen sind, die man, nachdem der französischen Regierung der Schrecken über die deutschen Verträge in die Glieder gefahren, in Aussicht nimmt. Wie groß aber der Schaden einst sein wird, bevor man dahin gelangt ist, die willkürlich geschaffenen Ursachen wieder zu entfernen, das zu ermessen wird eines Tages für die Franzosen ein nicht erfreuliches Geschäft sein. Deutschland, und das ist das Verdienst seines Kanzlers, ist auf zwölf Jahre gegen neue Beeinträchtigungen seines Handels geschützt und hat einzelne, obgleich noch nicht umfangreiche Erleichterungen seines Handels

schon jetzt erlangt. Während dieses relativ günstigen und namentlich durch seine gesicherte Dauer werthvollen Zustandes haben die Staatsmänner und die Fachmänner Zeit auf Mittel zu denken, um namentlich der deutschen Landwirthschaft eine unentreibbar gesicherte Existenz zu verschaffen. Diese Mittel sind zu finden, nachdem die blinde Angst auf einen längeren Zeitraum zur Ruhe gebracht ist.

Als General von Caprivi den Reichskanzlerposten übernommen hatte und eine Art von Programm entwickelte, sagte er, es werde eine größere Selbständigkeit der Minister hervortreten. Diese Aeußerung entsprang dem Vorgefühl einer Lage, welche die Lösung mancher zurückgestellten Aufgaben der inneren Politik erforderte. Unmöglich kann der leitende Staatsmann alle Zweige der inneren Politik gleichmäßig durchdringen. Sollte eine gestaltende Arbeit auf diesem Gebiet beginnen, so mußte die Thätigkeit der Fachminister hervortreten, aber nicht bloß die Thätigkeit, sondern vor allem die Verantwortlichkeit. Diese Verantwortlichkeit kann nicht bis zur Loslösung von dem Zusammenhang der ganzen Politik getrieben werden. Der leitende Staatsmann bleibt als Reichskanzler wie als preussischer Ministerpräsident für die schöpferischen Versuche in jedem Fach verantwortlich, insofern er keine Maßregeln oder Vorschläge dulden darf, welche den einheitlichen Charakter der gesammten Politik in Frage stellen. Dagegen muß er berechtigt sein, die Verantwortung für einzelne Mißgriffe abzulehnen, und eine solche Ablehnung darf ihm nicht als Schwanken oder unzureichende Beherrschung seines Amtes zum Vorwurf gemacht werden.

Schon im Herbst 1890 traten drei preussische Minister mit eingreifenden und umfassenden Gesetzesvorschlägen hervor, jeder auf einem Gebiete, auf dem eine unzulängliche Gesetzgebung sich schon lange fühlbar gemacht hatte.

Die Steuerverfassung im Reich wie in Preußen war in einem höchst unvollkommenen Zustand, der auch bei weitem nicht überwunden ist. Man hatte die alte, folgerichtig aufgebaute Steuerverfassung Preußens unter dem Druck neuer Verhältnisse vielfach zerrissen, und auf die Risse nach augenblicklichem Bedürfniß Lappen von zweifelhafter Brauchbarkeit gesetzt. Im Reich vollends hatte man die schlechte reichswidrige Einrichtung der Matrikularbeiträge fortbestehen lassen und unter dem Druck der separatistischen Parteien sogar die natürliche Vermehrung der Reichseinnahmen mit ihren Erträgen von einer nicht hoch bemessenen Grenze an unnatürlich in die Canäle der Einzelstaaten geleitet, von wo sie als Matrikularbeiträge sogleich wieder dem Reich zufließen müssen. Das alles war nur geschehen, um den separatistischen Parteien augenblickliche Dienste abzukaufen. Ein anderer Grund der so schlecht gebliebenen Steuerverfassung war die Abneigung des Fürsten Bismarck gegen jedes praktische Werk, das aus der Totalität einer theoretischen Conception entstehen soll. Der große Praktiker war ein unbefehrbarer Empiriker, wie es viele Praktiker sind, und der Empiriker hält sich nur an das Nächste, Dringende, lebt von der Hand in den Mund.

Nun sollte an diese elende, lediglich durch Willkür elende Steuerverfassung endlich die bessernde Hand gelegt werden. Ein sehr bedeutender Fachmann war an die Spitze des Finanzministeriums gestellt worden. Der Finanzminister erkannte auch den ersten nothwendigen Schritt ganz richtig. Der Anfang mußte mit der Reform der Personalsteuer in Preußen gemacht werden. Aber der Reformvorschlag des gewiegten Finanzmannes bewegte sich im Geleise der populären öffentlichen Meinung. In dem vorgelegten Entwurf sollte die Selbstdeclaration des Einkommens die Grundlage der künftigen Steuereinschätzung bilden. Der Entwurf wurde mit Jubel zum Gesetz gemacht, und soeben ist die erste Einschätzung nach diesem Gesetz vollzogen worden. Das Schädliche kann leicht populär werden, so lange die Erfahrung der Schädlichkeit noch nicht gemacht ist, wenn es gleichzeitig den schlechten Instincten der Menschen entgegenkommt. Jeder Steuerzahler kennt irgend einen andern, der nach seiner Meinung zu wenig bezahlt. Daß dieser Andere tüchtig blute, ist der höchste Wunsch des Neiders. So groß ist dieser Wunsch, daß der Neider zunächst nicht an sich denkt. Nur leise wandelt ihn die Besorgniß an, daß auch er mehr bluten muß; aber er denkt, das wird nicht so schlimm werden, oder er werde Mittel finden, für die eigene Person sich die Sache möglichst vom Halse zu halten. Es ist unvermeidlich, daß in der Praxis die zahlreichen Mißstände der Sache, die der kurzfristige Neid noch nicht gesehen hat, mehr und mehr hervortreten. Das ist gefährlich, da es die Gelegenheit zu zahllosen und ungeredeten Beschwerden giebt, die mit Vergnügen der Regierung zur Last gelegt werden. Darum muß eine Regierung auf der Hut sein, durch anscheinend populäre Forderungen sich nicht in ungeahnte Schwierigkeiten verstricken zu lassen.

Wir haben diese Kritik nur ausgesprochen, um ein Beispiel zu geben, wie wir die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers verstanden wissen wollen. Der Kanzler kann nicht productiver Techniker in allen Fächern sein. Wenn ein bedeutender Techniker einen Vorschlag macht, der noch dazu die Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung für sich hat, so ist es nicht Sache des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten, diesem Vorschlag, auch wenn der Kanzler die Mängel vollständig übersieht, entgegenzutreten, denn dazu müßte er zu der ungeheuren Last seines Amtes noch die schöpferische Leistung im Finanzgebiet auf sich nehmen.

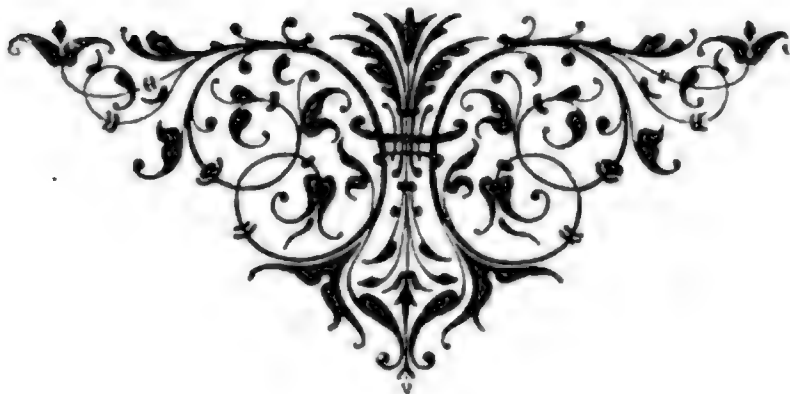
Der zweite Gesetzesvorschlag betraf die ländliche Gemeindeordnung. Er ging von einem ebenso vorsichtigen als seiner Sache sicheren, und wo sie erforderlich war, mit der nöthigen Entschlossenheit vorgehenden Techniker aus. Hier mußte der Reichskanzler jedoch, damit der Vorschlag zum Gesetz werde, die Autorität seiner Stellung in die Waagschale werfen, indem er die Folgen des fortgesetzten Widerstandes nicht verhehlte. Er durfte es, und er ließ es an dem entscheidenden Wort nicht fehlen.

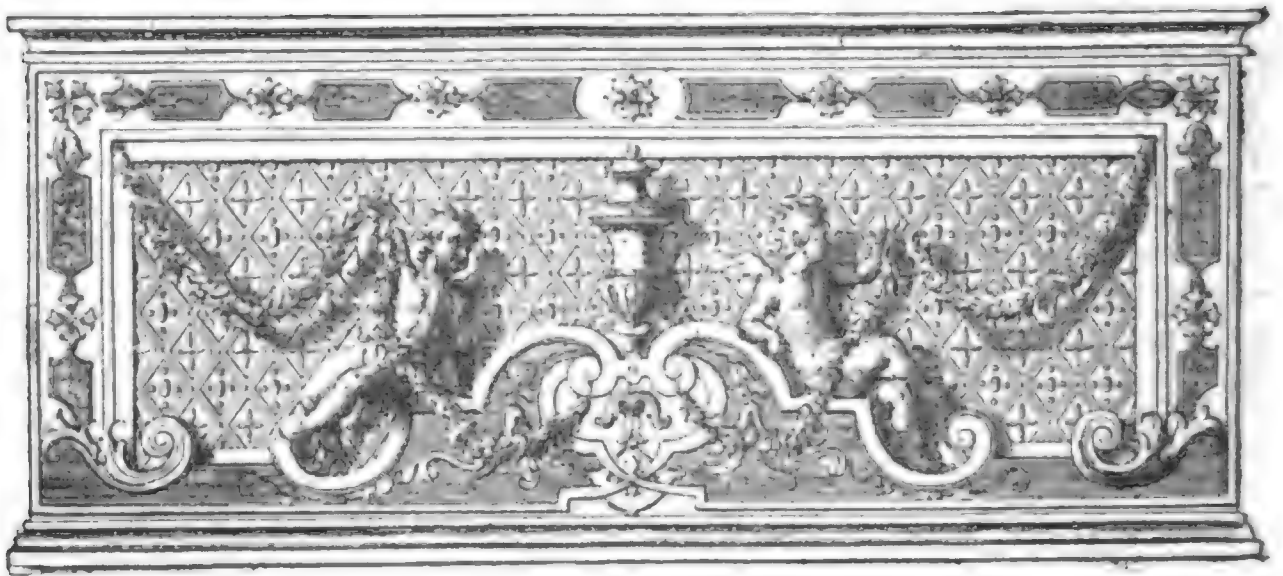
Der dritte Gesetzesvorschlag betraf die Ordnung der Volksschule im preussischen Staat und war von dem Cultusminister Gossler eingebracht. Aber das



Abgeordnetenhaus war durch zwei umfassende Gesetzentwürfe vollauf beschäftigt, und der Gesetzentwurf über die Volksschule begegnete mannigfaltigen Anständen. Die katholische Fraktion erhob selbstverständlich ihre nie zu befriedigenden Ansprüche; aber auch der Liberalismus, unter welchem Namen noch immer zwei im Wesen grundverschiedene Parteien zusammengefaßt werden, fühlte sich abgestoßen durch die verlangte Beschränkung der Gemeindebehörden in den großen Städten in Bezug auf die bisherige Zuständigkeit gegenüber der Volksschule. So kam der Entwurf nicht zur Berathung. Der Minister, der seines Amtes mit großem Verdienst gewaltet, ging, nachdem er in dem Sperrgeldergesetz die Sicherheit der Haltung in einem Grade verloren hatte, der ihn um die moralische Autorität im Parlament bringen mußte.

In den Streit, der jetzt in Deutschland überall um die Vorlage des Nachfolgers auflodert, nicht am wenigsten in den Bundesstaaten, für die das preussische Volksschulgesetz, wie man denken sollte, gar keine praktische Bedeutung hat, können wir in dem Zusammenhang dieses Aufsatzes nicht eintreten, um so weniger, als vorläufig der Ausgang noch ganz und gar nicht vorausgesehen werden kann.





## Das architektonische Wien.

Von

Jacob von Falke.

— Wien. —

I.

**D**as große Wien von heute steht mit einem kleinen Theil seiner Häuser auf dem Boden der alten Römerstadt Vindobona. Ist gar nichts von dieser Stadt übrig geblieben? Giebt es gar kein, Reste von ihr als ein paar Inschriftsteine oder einige mit Zeichen versehene Ziegel, welche man aus der Tiefe ausgegraben hat? giebt es keine Erinnerungen als den Lauf einiger Straßen, die ihre ehemalige Stelle im alten befestigten Römerlager behauptet haben? Freilich von Tempeln, Basiliken Theatern keine Spur, auch nicht Trümmer und Fundamente sind uns geblieben. Und doch giebt es eine lebendige Erinnerung von classischer Art, eine Erinnerung an das antike römische Haus, das einst auf diesem Boden stand. Zwar die Wände und die Grundmauern sind verschwunden aus dem oftmals umgewählten Erdreich, aber der Plan, die Anlage ist noch heute wirksam. In seiner Anlage hat das antike Haus fast zwei Jahrtausende überlebt, hat den Wechsel der Kunststile überstanden und ist noch heute im echten und alten Wiener Wohnhause deutlich erkennbar.

Zwei Grundformen des Wohnhauses unterscheiden sich nach Nord und Süd, wie in alten Zeiten so noch heute, wenn auch in der Mannigfaltigkeit des modernen Lebens, im Laufe der Geschichte, in der Verschiedenheit von Klima und Land die Unterschiede sich oft vermischt haben und vielfach Mischformen entstanden sind. Das nordische Haus, das Hallenhaus, wie ich es nenne, dem Ursprunge nach von der Halle als einzigem Raume ausgehend, enthält alle Gemächer unter einem Dache und führt ihnen Luft und Licht von außen zu. Umgekehrt lagern sich im südlichen Hause, im Hofhause,

alle Räume im Viereck um einen offenen, mit einem gedeckten Umgang versehenen Hof; nach außen geschlossen, erhalten sie ihr Licht vom Hofe aus, und im Umgang des Hofes befinden sich die Thüren. So das griechische Haus, so das römische Haus mit seinem offenen Atrium in der Mitte, so noch heute das Haus des Orientalen, und, trotz aller Veränderungen und Erweiterungen, trotz der Erhöhung in drei und vier Geschosse das Wiener Haus von alter traditioneller Bauart.

Das Wiener Haus ist ein Hofhaus, das in der Regel nur eine schmale Seite der Straße darbietet. Die Hauptmasse der Räume lagert sich um den viereckigen Hof (das Atrium), den Arkaden oder Galerien unten wie oben umlaufen, oder statt der offenen Galerien — schon in späterer Bauweise — auch geschlossene Gänge. Der Haupteingang führt von der Straße direct in den Hof, wie das Vestibül des antiken Hauses, und genau an jener Stelle, rückwärts zur Seite des Vestibüls, wo der antike Ostiarius, der Thürhüter, sein Geläß hatte, liegt heute die Wohnung des Hausmeisters. Auch die Lage der Stiege entspricht derjenigen im antiken Hause, wo sie vorhanden war.

Sucht man in Wien nach Häusern dieser Art, so findet man sie überall im Inneren der Stadt wie in den ehemaligen Vorstädten; man erkennt den Grundplan in den Palästen, in den Bürgerhäusern wie in den niedrigen, langgestreckten Häusern der Vorstädte. Selbst die Bauart des modernen Wien hat den Grundplan nicht vernichten können, so viele der alten Häuser ihr auch zum Opfer gefallen sind, so eines der schönsten Arkadenhäuser, das vor wenigen Jahren noch am Graben stand. Vielleicht sind es die Häuser in dem Viertel zwischen der Wollzeile und dem alten Fleischmarkt, Häuser, die größtentheils noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen, welche den geschilderten Typus am deutlichsten erhalten haben, und hier in der Bäckerstraße findet sich noch eine andere Reminiscenz von antiker Sitte und Bauart, eine Kleinigkeit zwar, aber sie ist doch charakteristisch und erwähnenswerth. Es ist die Einrichtung des Eingangs und der Auslage im Kaufgewölbe. Der Rundbogen des Eingangs in den Laden ist halb getheilt; die eine Hälfte bildet die Thüre, die andere Hälfte die Auslage, diese aber ruht auf einer festen, nur bis zur Thüre reichenden Parapetmauer, welche gleichsam einen Tisch bildet. Und als solcher, als Ladentisch, bestand sie gerade so im antiken Hause, dessen der Straße zugekehrte Seite gewöhnlich Verkaufsläden hatte. In den Häusern des alten Pompeji kann man noch vielfach die gleiche Einrichtung sehen, und auch sonst findet man sie wohl in italiischen Landstädten, schwerlich aber irgendwo im Norden Europas.

Das sind freilich Spuren des Alterthums, zu denen man nur auf gelehrtem Wege gelangt. Wer ohne diese Kenntniß die Straßen der Stadt durchwandert und sich die Häuser betrachtet, der sieht sie schwerlich; er findet überall nur die Zeugen viel, viel späterer Zeiten. Zerstörende Katastrophen sind in Gestalt einer zweifachen Belagerung über die Stadt dahingegangen und haben fast Alles vernichtet, was vor ihnen bestand. Von der mittelalter-

lichen Stadt können wir in den Straßenzügen verfolgen, wie sie nach und nach gewachsen ist, wie sie den Gürtel ihrer Ringmauern von jener kleinen Windobona aus mit ihrer Basis über dem Donaucanal immer weiter hinaus verlegen mußte, hinaus über den heutigen „Hof“ zu dem, was heute der „Graben“ heißt, und dann weiter zu den Mauern und Bastionen, die wir vor dreißig Jahren haben fallen sehen. Innerhalb dieser Mauern, welche schon am Ausgang des Mittelalters das alte Wien umschlossen, ist nichts übrig geblieben aus gothischer oder gar romanischer Bauepoche als kirchliche Bauten. Die alte Burg der Babenberger, die einst am „Hofe“ stand, ist verschwunden unter dem Kriegsgebäude, und nur der Name des Platzes, „Der Hof“, zeigt an, daß hier einstmals ein höfisches, ritterliches Leben bestand und der Adel im Turnier sich tummelte. Die neue Burg, die Burg der Habsburger, man kann sie wohl auf dem Papier reconstruiren, wie sie als gothischer Bau unter Friedrich III. bestand, aber was heute besteht, das gehört der Renaissance oder noch späteren Epochen an mit Ausnahme der gänzlich eingebauten Kapelle.

Nur die Kirche hat sich conservirt. Nur die Kirche hat Baudenkmäler des Mittelalters bewahrt, denen der ursprüngliche Charakter geblieben ist, andere freilich sind vom Kunstgeschmack späterer Zeiten fast unkenntlich umgearbeitet worden. Immerhin ist es eine stattliche Reihe und sie reicht bis in die Epoche des romanischen Kunststils, in diese freilich nur mit einem einzigen Monument. Es ist die Fassade von St. Stephan, eigentlich nur ein Theil derselben, das „Niesenthor“ mit seiner nächsten Umgebung und Einfassung, mit kleinen gekuppelten Arkaden, mit den Thierbildern zur Seite, echten Schöpfungen damaligen Geschmacks, über welchen nur bescheidenen Ueberresten sich schon die Gothik in Fenstern und Rosetten breit entfaltet hat. Dennoch lassen sie uns, so unbedeutend sie scheinen, jene werdende, noch gährende, aber phantasievolle Zeit des christlichen Mittelalters im Geiste aufsteigen, jene Zeit, als am Hofe der Babenberger sich die Sänger und Dichter sammelten und ein fröhlich ritterliches Leben gedieh.

Aber wie gesagt, nur allein ein Theil der Fassade gehört noch dieser so anziehenden und reizvollen Epoche an. Der ganze übrige gewaltige Kirchenbau von St. Stephan ist der strengen Gothik entwachsen. Er ist eine Schöpfung der nachfolgenden Periode, da die Städte sich frei machten und emporblühten, da das Bürgerthum sich kräftig entwickelte, sich zu fühlen begann und doch den frommen Sinn der alten Zeit sich bewahrt hatte, einen frommen Sinn, stark genug, um die Riesendome der Gothik entstehen zu lassen. Solch ein Zeugniß dieses Sinnes ist auch St. Stephan, die Schöpfung einer nüchternen, mehr berechnenden Kunst in der Ausführung, aber von grandiosem Gedanken und von nichts weniger als nüchterner Wirkung sowohl in den hohen langgestreckten Hallen des Inneren wie in dem reichen Zierwerk seiner Fenster und Giebel, wie auch in dem kühn aufbreitenden, mächtigen, mit Zacken und Spitzen und Nialen und Kreuzblumen und all den übrigen Ornamenten

der Gothik geschmückten Thurme. Auch an ihm, an dem ganzen Dome von St. Stephan, kann man verschiedene Zeiten und Epochen ablesen, insbesondere an den mannigfachen Sculpturen und steinernen Denkmälern, welche in seine Wände eingemauert sind, Denkmälern persönlicher oder geschichtlicher Erinnerung oder frommen Glaubens, aber sie reichen, mit wenigen und nicht bedeutenden späteren Ausnahmen, kaum über die Epoche der Gothik hinaus.

Noch ein anderes kirchliches Baudenkmal hat seinen mittelalterlichen Charakter rein bewahrt, aber er zeigt das Wesen der Gothik nicht so von der grandiosen als von seiner liebenswürdigen Seite. Das ist die reizende Kirche Maria Stiegen oder Maria am Gestade, so genannt, weil sie über der Stiege am Rande jener Höhe gelegen ist, welche das Gestade des heutigen Donaucanals begleitet. Leider liegt die Kirche sehr versteckt und nur mit ihrem Thurme macht sie sich aus der Ferne sichtbar. Die übrigen gothischen Kirchen Wiens haben ihren charakteristischen Schmuck verloren und stehen starr und nüchtern da wie die Minoritenkirche und die der Augustiner, oder sie haben eine Barockfacade erhalten wie St. Michael, oder sie sind ganz und gar umgebaut worden, wie die von außen so überaus leere und reizlose Kirche der Schotten, die erst in allerjüngster Zeit beginnt sich mit edlerem Schmuck und Geräth im Innern zu versehen.

Das ist so ziemlich Alles, was vom Mittelalter in Wien übrig geblieben, das Eine ebenso wohl ein Denkmal der Kunst wie des frommen und hohen Sinnes der Bürgerchaft, das Andere ein Zeugniß des wechselnden und wandelnden Geschmacks der Zeiten, vielleicht auch ein Ausdruck des Zwanges und der Nothwendigkeit, denn die Katastrophe der ersten Türkenbelagerung wird diese Bauten schwerlich verschont haben.

## § II.

Nach der ersten Türkenbelagerung im Jahre 1529 mußte ein neues Wien, nunmehr ein Wien der Renaissance erstehen, und von diesem neuen Wien sind noch zahlreiche Häuser übrig geblieben, ungeachtet der Türkenfugeln des Jahres 1683 und der großen Veränderungen, welche die bauliche Umwälzung unserer Tage auch in der inneren Stadt Wien hervorgerufen hat. Wenn man z. B. die Bäckerstraße oder die Sonnenselzgasse hinabgeht, kann man die Häuser des sechzehnten Jahrhunderts leicht erkennen. Sie machen sich bemerklich durch ihr im Rundbogen oder Flachbogen abgeschlossenes Portal, das, von Säulen oder Pfeilern flankirt, auch wohl mit wenig Ornament in den Zwickeln, gewöhnlich den einzigen Schmuck der schlicht gehaltenen Facade bildet. Schlicht und einfach erscheinen die Fenster, das ganze Haus, nur der Durchgang und der Hof mit seinen Galerien zeigen den antiken Grundplan, wie er oben geschildert worden.

In ihrem schlichten Charakter bilden diese Häuser fast einen Gegensatz zu der zierlichen, reich geschmückten Art der Häuser in den deutschen Städten, die eben zu jener Zeit jene malerischen, mit Detail überdeckten Bauformen

angenommen hatten, welche man als deutsche Renaissance zu bezeichnen pflegt, in der That eine Umwandlung gothischer Formen in eine andere Detailsprache. Der Deutsche konnte sich von seinem Sinne für Phantastik, für eine reiche, bunte, wechselvolle Erscheinung nicht befreien. In Wien war es anders. Daher nichts von jenen reichverzierten Façaden, wie jene berühmten am Heidelberger Schloß, nichts von den hohen spitzen Dächern mit ihren Thürmchen, Dachreitern, Giebeln und Fähnchen und sonstigem eisernen Schmuck, nichts von den mit Plastik geschmückten Thoren und Fenstern, wie wir dergleichen noch in Nürnberg, Rothenburg, selbst an den Ziegel- und Holzhäusern des nördlichen Deutschland, z. B. in Lübeck, Hildesheim, Braunschweig mit Vergnügen betrachten. An diesen schlichten Wiener Häusern mit ihren einfachen Façaden erkennt man vielmehr den großen geraden Kunstsinne der Italiener, deren Einfluß auch in der Folgezeit, im Gegensatz zu deutscher Art, sich fort und fort geltend gemacht hat. Wenn etwas, was noch aus dem sechzehnten Jahrhundert in Wien übrig ist, an deutschen Einfluß und deutsche Art erinnert, so ist es an der kaiserlichen Burg das goldig und farbig aufgefriichte Portal und der Durchgang zum Schweizerhof, ein Bau, den nach der Inschrift Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1552 aufführen ließ. Uebrigens auch hier die schlichte Façade von der Tiefe des Grabens herauf.

Diesen Charakter der italienischen Renaissance, den wir an einzelnen Häusern auch in seinem formalen Wandel verfolgen können, hat die Barockzeit gründlich geändert. Wien ist in Folge der Zerstörung durch die zweite Belagerung eine Stadt des Barockstils im eminenten Sinne geworden, kirchlich wie weltlich. An den Kirchen der inneren Stadt hat die Renaissance wenig geändert, noch hat sie neue aufgeführt. Nur die alte Universitätskirche zur Seite der Aula ist im Aeußeren wie im Innern ein schönes und interessantes Beispiel einer echten Renaissancekirche. Es war der Barockzeit vorbehalten, hier gründlich umzugestalten und neu zu schaffen.

Die schwere Belagerung des Jahres 1683 hat so viel Zerstörung gebracht, daß wiederum ein neues Wien geschaffen werden mußte und nicht bloß eine innere Stadt, sondern auch in der anwachsenden Kaiserstadt ein Kranz von Vorstädten. Was davon vorhanden gewesen, lag in Trümmern. Eben in der Epoche dieser Belagerung aber war es geschehen, daß der von Italien ausgegangene Barockstil über die Alpen gekommen war und in den österreichischen Landen nicht bloß eine eigene, fast selbständige Gestaltung angenommen hatte, sondern nun auch eine glänzende Bauperiode in großem Stile hervorrief. Er war fertig in seiner Art, als die Türkenfugeln das Renaissance-Wien zerstörten, und als leitender und herrschender Baustil trat er ein, das gesunkene Wien wieder aufzurichten. Und reicher, geschmückter, grandioser in den baulichen Ideen ließ er es jedenfalls wieder erstehen. Und ganz besonders ist es geschehen mit Bevorzugung der weltlichen Seite. Wien hat in dieser Periode eine Unzahl von Barockkirchen erhalten, wie die sämtlichen älteren Pfarrkirchen der Vorstädte; beispielsweise seien genannt die

Kirche der Serviten in der Hofbau, die Pfarrkirchen in der Mserstraße, in der Mariahilferstraße, St. Rochus auf der Landstraße, sodann im Innern der Stadt die Kirche auf dem Hof, die Kirchen der Dominikaner, der Schotten, aber sie alle können sich an Großartigkeit und Schönheit mit den weltlichen Gebäuden nicht messen. Nur die Karlskirche allein macht eine Ausnahme, ebenjowohl durch die Besonderheit ihres Baues wie durch ihre überaus glückliche und imponirende Erscheinung.

Jene Pfarrkirchen alle, deren Seitentheile meist ganz vernachlässigt sind, haben in ihren Facaden etwas ungemein Nüchternes und Leeres, das mit barocken, meist rohen steinernen Heiligenfiguren nur einen äußerlichen Aufputz erhielt. Selten zeichnen sie sich durch gute Verhältnisse aus, wie sie sonst wohl Barockfacaden besitzen; die Anordnung und Vertheilung kleiner Fenster giebt ihnen zuweilen mehr hausähnlichen als kirchlichen Charakter. Der Mangel an Thürmen, der eine besondere Unschönheit der alten Stadt Wien bis auf den heutigen Tag bildete, macht sie unwirksam für das schöne Gesamtbild, welches die große Stadt darbietet, wenn man sie von den umgebenden Höhen aus betrachtet. Ganz anders die Karlskirche, das geniale Werk Fischers von Verlach. Schon die Kuppel allein macht diese Kirche zu einem der anziehendsten und wirksamsten Punkte des Stadtbildes und läßt sie auffallend von allen Seiten her erscheinen. Die Lage auf leichter, freier Anhöhe, die großen Verhältnisse der Facade, der glückliche Gedanke der beiden Denksäulen, welche die Facade flankiren, das alles bringt eine Wirkung hervor, die, wir wollen nicht sagen, einzig in ihrer Art ist, denn wir gedenken der Peterskirche, wohl aber für Wien einzig unter all den Bauwerken, welche die Zeit nach der zweiten Belagerung geschaffen oder umgeschaffen hat.

Die Barockzeit hat Wien zu einer Stadt der Paläste gemacht. Nach der Befreiung von der Türkennoth war der Alp, die stete Sorge der Verwüstung, vom Lande gefallen, und es erwachte ein wahrer Wettstreit in der Ausführung großartiger Bauten. Die Provinzen sahen Stifter und Klöster entstehen, welche durch Lage, Größe und Ausstattung in gleicher Weise imponirten, auf den Herrnsitzen der Aristokratie erhoben sich in regelmäßiger breiter Entfaltung prachtvolle Schlösser an Stelle der zum guten Theil noch aus dem Mittelalter herrührenden Burgen mit ihren Thürmen und Gräben, ihren engen Stiegen und kleinen niedrigen Räumen. Und so füllte sich auch die Stadt Wien mit den Palästen der Aristokraten, mit Palästen der Behörden und der Gemeinde. Die Epoche von der Belagerung 1683 bis zur Thronbesteigung Maria Theresiens, vielmehr bis zum siebenjährigen Kriege schuf ein neues Wien, prächtiger als es je vorher gewesen. Und die neue Gestaltung betraf, wie schon gesagt, nicht bloß die innere Stadt innerhalb der Festungswälle, von der bisher nur die Rede sein konnte, sondern auch den Kranz der Vorstädte, welche rings um den Gürtel des Glacis aus der Asche wieder erstanden.

Die Paläste der Barockzeit unterscheiden sich wesentlich von den Wohn-

gebäuden der Renaissance und nicht bloß künstlerisch nach dem veränderten Zeitstil, sondern auch in ihrer Anlage. Sie sind nicht mehr Wohngebäude allein, sondern sie dienen der Würde, der Repräsentation eines großen und vornehmen Hauses. Wohnlichkeit darf man in ihnen nicht suchen, wohl aber den Stolz und die Herrlichkeit des Grand seigneur.

Allerdings behalten diese Barockpaläste den alten Hauptplan mit dem viereckigen Hof in ihrer Mitte, finden doch auch sie ihre Vorbilder in Italien, wo das antike Hofhaus fort und fort in den Burgenpalästen des Mittelalters, wie in den Palästen der Renaissance und der Barockzeit deutlich erkennbar geblieben. Aber die Arkaden und Galerien geben sie auf und ersetzen die Verbindung, den leichten Zugang zu den Gemächern, welche durch jene ermöglicht war, durch eine Menge von Nebenstiegen. Eine breite Entfaltung findet die Hauptstiege; sie wird zu einem Stiegenhause und dadurch zu einem nothwendigen und charakteristischen Theile des Barockpalastes. Im Liechtenstein-Palais in der Rossau sind es sogar zwei ganz gleiche Prunkstiegen, von denen die eine nur um der Symmetrie willen geschaffen worden. Und wie das Stiegenhaus, so wird eine gewaltige, hohe, reich und kunstvoll geschmückte Halle, wie sie das genannte Liechtensteinpalais und das Belvedere-Palais enthalten, fast gleicherweise zur Nothwendigkeit, wenigstens zur ausgesprochenen Eigenthümlichkeit dieser Paläste. Stiegen und Hallen prunken mit plastischem Schmuck, mit allegorischen Statuen in den Nischen, mit kostbarem Gestein, mit dem Glanze der geschliffenen Marmorwände, mit mächtigen Säulen und ihren vergoldeten Kapitälern, mit freien, bewegten Figuren um das Gesims und mit den flotten und freien perspectivischen Malereien auf dem breiten Spiegelgewölbe. Der wohl erhaltenen Beispiele giebt es noch heute in Wien genug; es sei nur der beiden Liechtenstein-Palais gedacht, jenes in der Rossau und jenes in der heutigen Bankgasse, der beiden Palais des Prinzen Eugen von Savoyen, des Belvedere und des heutigen Finanzministeriums, des fürstlich Kinsky'schen Palais auf der Freieing, des Trautheim-Palais, das heute von der ungarischen Garde bewohnt ist, des Palais Schönborn, zu denen ich, obwohl anderen Zwecken bestimmt, aber von gleichem architektonischem Geiste geschaffen, noch die alte Aula, die heutige Akademie der Wissenschaften und das alte Rathhaus hinzufügen will.

Dem großartigen Innern dieser Paläste entspricht das Aeußere, allein nicht gleichförmig, denn es lassen sich hier in dem Schmuck und dem Aufbau der Fassade zwei Richtungen unterscheiden, die eine prunkender, reicher, barocker, die andere einfacher, fast ungeschmückt, entsprechend der classischen Richtung der Architektur, welche durch das ganze siebzehnte Jahrhundert neben der Barocke einherging und gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zum Siege gelangte. Jene bilden wohl die Mehrzahl und beherrschen den Eindruck. Gewaltige Portale mit Pfeilern, die zum Theil über Eck gestellt sind, mit kräftigen Karyatiden oder Hermen als Trägern, Pilaster in der ganzen Höhe hinauf, große Fenster mit weitvorspringender Verdachung, desgleichen



das krönende Dachgesimse, das macht sie auffallend und sofort dem Blicke kenntlich, obwohl sie zumeist in engen Straßen liegen. Wie bescheiden dagegen erscheint das Aeußere der anderen Richtung, welcher beide Liechtenstein-Palais angehören! Jenes in der Stadt zeigt nur zwei barocke Portale als einzigen Schmuck, und jenes in der Rossau hat bei höchst bescheidenen Profilen nur Wirkung durch seine überaus schönen Verhältnisse und seine tiefe Durchgangshalle mit den offenen Bogen.

Sowie diese Paläste zweien Richtungen einer und derselben Kunstperiode angehören, so ist es selbstverständlich, daß sie, wie die noch zahlreich erhaltenen Wohnhäuser des Bürgerthums aus dieser Zeit, den Wechsel des Geschmacks innerhalb dieser Epoche in seinen Varianten erkennen lassen. Man kann unschwer unterscheiden, was noch unter Kaiser Leopold und Joseph I. entstand und was der architektonisch so glänzenden Regierungszeit Karls VI. angehört oder schon in Maria Theresias Zeiten fällt. Höchst auffallend ist aber, daß der schon gleichzeitig mit der österreichischen Barocke in Frankreich und Deutschland erblühende Stil des Rococo so gut wie gar keine Monumente uns hinterlassen hat, keines von irgend besonderer oder vorragender Bedeutung. Vor wenigen Jahren sah man noch in der Kärnthnerstraße ein kleines, überaus zierlich mit Rococo-Ornamenten überdecktes, wie mit Schmuck behängtes Haus. Auch dieses ist verschwunden, ein Opfer für die größere Ausnützung des Raumes. Es ist aber begreiflich: denn während das Rococo seine Blüthezeit in Frankreich bis 1750 und in Deutschland noch etwas länger hatte, stand der Barockstil in Oesterreich noch in voller Uebung, und als auch er zu erlöschen begann, hatte auch das Rococo schon seine Lebenskraft verloren.

Es mag dazu beigetragen haben, daß der Wechsel der Stilarten gerade in die Epoche der großen Kriege fällt, welche Maria Theresia gegen Friedrich den Großen zu führen hatte, eine Epoche, welche jedenfalls einen Stillstand in der allgemeinen Baukunst hervorrief. Und als der Hubertusburger Friede den siebenjährigen Krieg beendet hatte und Oesterreich sich wieder zu erholen begann, da neigte sich der Kunstgeschmack schon der strengeren Richtung, dem Classicismus, dem kommenden Empirestil zu. In dieser Epoche entstand dann aufs Neue eine Reihe Paläste, welche sich durch ihre großen Verhältnisse sowie durch ihre mächtigen Säulenstellungen auszeichnen. Das älteste derselben ist wohl das heutige Palais Pallavicini (ehemals Graf Fries) am Josephsplatz mit seinen schönen Caryatiden am Portal, das einen starken Contrast bildet mit seinem Gegenüber, der kaiserlichen Bibliothek und den Redoutensälen, die aus Karls VI. Epoche stammen, sowie mit seinem Nachbar, der noch kräftig gehaltenen Reitschule. An jenen Gebäuden, welche auf drei Seiten den Josephsplatz einschließen, sieht man den Barockstil schon zahmer werden und mit den Profilen gewissermaßen seine Hörner einziehen.

Das großartigste Bauwerk der neuen classieistischen Epoche, welche man, zeitlich mit der Regierung Kaiser Franz I. und künstlerisch mit dem schweren, in dorischer Ordnung erbauten äußeren Burghor abschließen muß, dürfte wohl

das gewaltige Liechtenstein-Palais in der Herrengasse sein, das sich in der engen Straße leider nicht in seiner vollen Wirkung genießen läßt. Glücklicher ist in dieser Beziehung das der gleichen Epoche angehörige Palais Harrach auf der Freieung, sowie das landständische Haus mit seinen mächtigen Halbsäulen. Man mag mit dem Stile nicht einverstanden sein, man mag ihn kalt, nüchtern, schematisch, phantasielos nennen, immerhin imponiren diese Paläste vor allen ihren Nachfolgern bis auf die jüngste Bauperiode durch die Größe des architektonischen Gedankens und die Mächtigkeit ihrer Verhältnisse.

Diesen ganzen Wechsel nun von etwa anderthalb Jahrhunderten haben die Vorstädte Wiens — nunmehr die Bezirke innerhalb der Linie — mitgemacht. Aus jenen Kunstperioden vor der zweiten Türkenbelagerung haben sich kaum die spärlichsten Ueberreste erhalten, nichts, was uns zu einer Bemerkung veranlaßt hätte. Anders aber seitdem. Wie gesagt, die Vorstädte haben an dem ganzen künstlerischen Wandel und Wechsel seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts theilgenommen, sie haben ihre Paläste und Häuser barock und antikisirend, ihre Ornamente in allen Varianten der Zeit, und doch ist das Gesamtbild ein wesentlich anderes.

Zu jener Zeit, da die Verkehrsmittel nicht so ausgebildet waren wie heute, da es nicht so leicht und bequem war, einen außerhalb der Stadt oder gar in weiter Ferne gelegenen Sommersitz zu erreichen, zu jener Zeit mußte der breite Gürtel der Vororte den Ersatz bieten. So entstanden hier ringsum zahlreiche Sommerpaläste des hohen Adels wie Landhäuser des Bürgerthums, die einen wie die anderen, die großen wie die kleinen, frei gelegen mit Vorgärten oder Vorhöfen, in mehr freier architektonischer Gestaltung, als die grade Straßenlinie und die angeschlossenen Nachbarhäuser im Innern der Stadt es erlaubten. Beispiele großen Stils bieten noch heute des Prinzen Eugen Belvedere und das Palais Schwarzenberg zwischen Heumarkt und Rennweg, das Palais des Erzherzogs Rainer und aus späterer Epoche das Palais Dietrichstein auf der Währinger Straße. Sie allein mit ihren französischen Gärten, mit ihren Alleen, Terrassen und Wasserkünsten ergaben ein völlig anderes Straßenbild, aber es traten in völligem Gegensatz ihnen die Häuser der kleinen Leute, zahlreicher Handwerker und Fabrikanten, kleiner Beamten, welche die größere Billigkeit in die Vorstädte hinaus verwies, hinzu und veränderten das Bild in sehr charakteristischer Weise. Im Gegensatz zu den Palästen und Gärten bildeten sie gerade Straßenzüge, theils dem Verkehr zu den Linien folgend, theils concentrisch mit dem Gürtel der Glacis.

Es ist wie eine andere Welt, wenn man die Straßen dieser Art in den Vorstädten durchwandert, dort, wo sie noch einigermaßen unberührt erhalten sind, wie z. B. zwischen der Franz-Josephbahn und der Rusdorfer Straße, im ehemaligen Althan, Thury und dem vom Fürsten Hans Adam von Liechtenstein erbauten Liechtenthal. Gerade Straßen, kleine niedrige Häuser, einstöckig oder auch nur ein Erdgeschoß, kleine Fenster, tiefe, schmale Höfe und häufig Gärten dahinter: so stellen sich uns diese Quartiere von Wien dar. Die Häuser

haben wenig Schmuck, nur an der Thüre und an den Fenstern, und doch erkennt man an dem Wenigen noch die Zeit ihrer Erbauung, welche, wie die von Liechtenthal, meist in das Ende des siebzehnten und in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt. Hier sieht man auch nicht selten noch Rococo-Ornamente, freilich von höchst bescheidener Art, auch wohl allerlei Haus- und Wahrzeichen, Figuren und Thierbilder in Reliefs oder freier Plastik.

Nicht lange wird es dauern, so wird man auch von diesen für die alten Vorstädte so charakteristischen Häusern nichts mehr erblicken. Die wachsende Großstadt nützt den Raum besser aus; der Verkehr, der nach den Linien und zu den Bahnhöfen hindrängt, hat in den Hauptstraßen schon längst Reihen großer drei- und vierstöckiger Häuser und zum Theil glänzender Läden entstehen lassen; selbst die Tramway, wo sie hindringt, räumt auf, macht Platz und stellt hohe Häuser an die Stelle der niederen. Aber nicht allein die kleinen Häuser und Quartiere des Kleinbürgerthums und der gewerblichen Arbeit trifft dieses Schicksal, auch alte vornehme Gartenpaläste werden niedergedrückt und die Gärten verbaut und von Straßen durchschnitten, wie es z. B. dem Metternichgarten zwischen Rennweg und Reissnerstraße ergangen ist. Die Bauperiode der letzten Jahrzehnte, die sogenannte Stadterweiterung, hat wiederum ein neues Wien geschaffen, das Wien der modernen Renaissance.

### III.

Das neue Wien, das in unseren Tagen geschaffen worden, ist eine Stadt der Zinshäuser, aber auch eine Stadt der Monumentalbauten. Beide neben einander sind die charakteristischen Erscheinungen. Die alten Paläste der Barockzeit stehen da, groß, vornehm, verschwenderisch im Raume, verschwenderisch mit der Kunst, Repräsentanten großer und stolzer Familien. Neben diesen Familien haben sich heute die Finanzgrößen erhoben; sie wollen glänzen, aber auch den Nutzen der Arbeit und des Vermögens haben. So sind die Paläste der Ringstraße nicht als Familiensitze erbaut; sie sollen stattlich sein, aber auch Zinsen tragen. Sie müssen vielen Familien zur Wohnung dienen und verleugnen diesen Charakter nicht. Das Glück aber hat es gefügt, daß neben ihm eine größere Anzahl monumentaler Bauten, sowohl von weltlicher wie von kirchlicher Bestimmung, entstehen konnte, zahlreicher und großartiger als die Barockzeit sie uns hinterlassen hat.

Das alte Wien hatte zwischen den Mauern der innern Stadt und den Vorstädten den breiten freien Gürtel der Glacis übrig gelassen, wie aufgespart für eine neue Umsturzepoche. Die Mauern fielen, die Gräben wurden gefüllt und das Glacis der Bebauung frei gegeben. Hier hat sich nun das neue Wien eingeschoben und ist strahlenförmig in die Vorstädte, zum Theil auch in die innere Stadt eingedrungen. Das Stadtbild ist damit ein völlig anderes geworden. Stadt und Vorstädte sind mit einander verbunden, der Raum zwischen ihnen ausgefüllt, aber nicht ohne künstlerische Disharmonie, nach der einen wie nach der anderen Seite. Die Gegenwart

hat eben ihren eigenen Geschmack, ihre eigene Bauliebe gehabt und hat sie eingeschoben mitten in das Wien der Barockzeit. Sie hat selbstverständlich ein Recht dazu gehabt.

Die erweckte Baulust fand glücklicherweise eine Anzahl großer Talente unter den Architekten vor, Architekten, die bereit waren, nach der nüchternen, entsagenden, sparsamen Herrschaft des Baubureaus, der Phantasie vollen Spielraum zu gewähren, bereit, neue Ideen, neue Aufgaben glänzend auszuführen. Aber in welchem Kunststil! Der Barockstil stand nicht mehr oder noch nicht wieder in Achtung, der antikisirende Stil war eben im Bureaukratismus abgestorben, die Gothik, mehrfach versucht, hatte doch nicht Feuer fangen wollen, die Renaissance blieb übrig. Sie lag, was ich nicht ausführen will, gewissermaßen in der Luft. Die Architekten von damals hatten in Italien ihre Schule vollendet, und wenn sie daneben ihre eigene Passion hatten, so sahen sie wohl ein, daß sie derselben nur unter besonderen Verhältnissen und bei besonderen Aufgaben genügen konnten, das will sagen bei Monumentalbauten. Im Stil der Renaissance ließ sich das, was das moderne Wohnhaus brauchte, durchführen, und so wurde das Zinshaus des modernen Wien im Renaissancestil erbaut. Erst später, gegen den Schluß dieser Bauepoche, entstanden auch einzelne Barockhäuser. Anfangs, bei den ersten Häusern, die am Kärnthner Ring und am Franz-Josephs-Quai sich erhoben, traten die Eigenschaften der Renaissance noch mit großer Schüchternheit auf; die Profile wagen sich nicht heraus, das Dachgesimse ist unbedeutend, die Eingangsthür klein, niedrig, die Fenster nur ganz flach umrahmt, das Erdgeschoß wie eingesunken, die Verhältnisse der Geschoße zu gleichförmig — kurzum, es mangelte an Muth und Kunst zugleich. Aber der Muth kommt und die Schwingen wachsen. Die Profile treten immer kräftiger heraus und die Fassade gewinnt Schatten und Licht, Balkone und Erker gesellen sich hinzu und verstärken die Wirkung; die Fenster werden von Säulen, Halbsäulen oder Pilastern flankirt, in Bogen gestaltet und mit Giebeln gekrönt; das Dachgesimse wird mächtiger und erhält eine reiche Profilirung, selbst Thürme und Kuppeln; schmälere Gesimse trennen die einzelnen Geschoße und zieren das Haus wie ein schmückender Kranz; plastischer Schmuck tritt hinzu und Figuren lagern sich auf den Fenstergiebeln oder in den Zwickeln; die Thore wachsen über das Mezzanin oder bis an das zweite Stockwerk mit ihrer reichen Architektur von Säulen, Pfeilern, Caryatiden, Giebeln und Bekrönungen; sie wachsen oftmals fast zu groß, als sollte das ganze Haus zum Thore herauspazieren. Weitans in der Mehrzahl ist die Fassade ein Verputzbau in grauen Tönen; im Verhältniß gering ist die Anzahl der Häuser, welche im Ziegelrohbau die Naturfarbe der gebrannten Ziegel bewahrt haben, aufgebaut auf steinernem Sockel und eingefast von Haussteinen. Der Verputz ahmt die Quadertheilung nach, von einer derben Rustica angefangen bis zur feingeschliffenen Fläche. Es giebt auch Gebäude dieser Art von echtem Material.

Aber wenn weitaus überwiegend die Mehrzahl der Häuser sich in den verschiedenen grauen Tönen hält und die Wirkung nur in der Plastik, im Wechsel und Gegensatz von Licht und Schatten sucht, so ist doch ein malerischer Schmuck nicht ausgeblieben. Wie die Architekten immer entschiedener in die Renaissance eingingen, haben sie auch ihren Schmuck adoptirt. So sind die grauen oder schwarzen Sgraffiten eingeführt, zuerst bei dem österreichischen Museum, dann bei der Universitätsbibliothek, in den Höfen der Museen und bei verschiedenen Privathäusern, und sie haben Frieze und Füllungen mit Figuren und Ornamenten lustig verziert. Man ist noch weiter gegangen wie bei dem Heinrichshof und den Zinshäusern am alten Schottenthor und hat den Figurenfranz in Farben und Gold ausgeführt, trotz dem Klima, daß solcher malerischen Verzierung keineswegs günstig ist. Man muß aber dem kühnen Unterfangen dennoch dankbar sein, denn solcher farbiger Schmuck giebt dem Stadt- und Straßenbild ein besonderes Leben und unterbricht das Einerlei der grauen Häuserfluchten wie ein fröhliches Lachen die Ruhe, den Gang einer gemessenen Unterhaltung.

Rein architektonisch betrachtet, läßt sich ein gewisser Fortschritt in der Gestaltung der Façaden leicht erkennen. Als Zinshäuser mußten diese Gebäude in den Höhenverhältnissen ihrer Stockwerke mehr Gleichförmigkeit zeigen als die alten Barockpaläste. Es galt diese Gleichheit künstlerisch zu überwinden. Bevor es gelang, bevor man auf ein entsprechendes Schema kam, ließ man die Geschosse ungetrennt oder schied sie alle gleichförmig durch schmale bandartige Gesimse — eine sehr langweilige Lösung. Dann versuchte man ein und das andere Geschöß architektonisch mit einander zu verbinden, so daß man dadurch verschiedene Verhältnisse erhielt. Man sieht das, wenn man die neuen Straßen durchwandert, gar mannigfach versucht. Am glücklichsten ist es jedenfalls in der Weise geschehen, daß man das Erdgeschöß mit dem Mezzanin (auch wohl mit dem ersten Stock, wenn kein Mezzanin vorhanden) künstlerisch als eine Einheit behandelt, ebenso das erste und zweite Geschöß verbindet, und sodann das dritte mit seinen Fenstern zu einem reichen krönenden Gesimse ausbildet. Dieses Schema ist dann auch am häufigsten zur Verwendung gekommen.

In solcher Ausbildung, welche sich ziemlich rasch vollzogen, zeigen die Straßen des neuen Wien im Geiste und in den Formen der Renaissance einen gleichmäßigen und harmonischen Charakter, den die wenigen und sehr gemäßigten Barockbauten, welche sich bisher inzwischen eingeschoben, nicht zu stören vermögen. Anders aber ist es mit den Monumentalbauten, in welchen die Passion, die Eigenart, die Phantasie des schaffenden Künstlers freier gewaltet hat. Daher sind alle Hauptstile der Architekturgegeschichte, griechische Bauformen, romanischer Stil, Gothik und Renaissance und Barock, Byzantinisches und Arabisches, Italienisches und Deutsches, an ihnen vertreten, zum Theil rein und ungetrübt, zum Theil im Gemisch, und sie müssen sich friedlich nebeneinander vertragen. So umstehen den Platz von der Botivkirche zum

Schottenthore Gothik, deutsche und italienische Renaissance, Barockbauten mit zwiebelförmigen Kuppeln und farbige Bauten im Ziegelrohbau mit malerischem Schmuck, und so stehen sich am Rathhausplatz Gothik und Renaissance, griechische Architektur und Renaissance einander gegenüber. Gartenanlagen, freilich nicht immer in richtiger Weise gestaltet, sind es, welche sie trennen und zugleich künstlerisch verbinden. Es ist ja nicht anders an berühmten historischen Plätzen vieler alten Städte, an deren heutigem Bilde Jahrhunderte gearbeitet haben.

Vergleicht man die älteren und die jüngeren Monumentalbauten dieser kurzen, bis heute auf drei Jahrzehnte beschränkten Bauepoche, so macht sich auch an ihnen ein Fortschritt bemerkbar wie in den Wohn- und Zinshäusern, ein Fortschritt vom Suchen nach dem Richtigen, von schwankender Unsicherheit zu einem sicheren Vorgehen, zu größerer Reinheit und zu kühnerer Entfaltung des Willens und der Kräfte. Von solchem Suchen zeugt das Bankgebäude Ferstels in der inneren Stadt, das, unglücklich eingefeilt, seine Facaden verschiedenen Straßen zugehrt. Nach der Herrngasse und der Strauchgasse zu baut sich ein romantischer Burgpalast auf wie aus der ritterlichen und höfischen Zeit des Sängerkrieges, während die Facade nach der Freiumg uns annuthet wie ein italienischer Renaissancebau mit seiner offenen Arkadenhalle. Gemischten Charakters ist auch Ban der Nulls Opernhaus, das sich als das erste Monumentalgebäude über dem alten Stadtgraben erhob. Wir wissen kaum zu sagen, welchem Stile wir diesen reich und phantasievoll geschmückten Bau, über dem ein südlicher, fast sicilianisch-normannischer Charakter liegt, zuschreiben sollen. Immerhin ist es mit seinen Arkaden der Unterfahrt und der hohen offenen, malerisch geschmückten Loggia eine Zierde der Ringstraße auch ohne des vielen Schönen und Gelungenen zu gedenken, das seine Kunst im Inneren darbietet.

Zu den Bauwerken gemischten Stils ist auch Schmidts imponirendes Rathhaus zu rechnen, das Werk eines Künstlers, „durch den die ganze Kunstgeschichte hindurchgegangen“. Wir citiren das Wort des Künstlers selber. Und in der That kann man Motive aus gar vielen Baustilen und Stilarten an diesem Gebäude entdecken, man wird aber dennoch nicht in Abrede stellen können, daß das Rathhaus wie ein gewaltiges Werk aus einem Guß erscheint, entsprungen aus einem Kopfe, der weiß, was er will, und seine Aufgabe beherrscht. Und ebenso wenig läßt sich leugnen, daß es die Gothik ist, welcher die anderen Stilarten alle sich unterordnen müssen, freilich nicht die Gothik mittelalterlicher Kirchen, auch nicht die Gothik deutscher und niederländischer Rathhäuser, sondern jene phantasievollere Gothik, wie sie uns an den Palästen Venedigs am Canal Grande entzückt oder wie wir sie im alten Siena bewundern. Leitet die Hauptfacade unsere Gedanken nach Venedig, so erwecken die Seiten unsere Erinnerung an Siena. Die gleiche, venetianisch uns annuthende Gothik hat Schmidt noch einmal angewendet, nur in zierlicherer Gestaltung, an dem Stiftungshause am Schottenring, das, als Sühnhaus auf

der Stelle des verbrannten Ringtheaters gedacht, Kirchliches und Weltliches — nicht allzu harmonisch — mit einander verbinden sollte.

Sonst hat die Gothik nur des Kirchenbaues sich bemächtigt und zwar so ausschließlich, daß kirchliche und weltliche Bauten in dem neuen Wien fast in Gegensatz getreten sind — hier Renaissance, dort Gothik. Während als das reichste Denkmal dieses Stils, und der Gründung nach auch als das älteste, Ferstels Botivkirche langsam im Laufe der Jahre emporstieg und langsam nur im Innern seinen Schmuck und seine Ausstattung erhielt, entstanden in rascher Folge Schmidts Kirchenbauten, die hochgelegene Lazzaristenkirche mit ihrem beherrschenden Thurm, die Fünfhausler Kirche mit ihrer gothisch construirten Kuppel, die einfacheren, mehr in schmucklosen Formen gehaltenen Kirchen unter den Weißgärbern und in der Brigittenau, zu denen noch die Sophienkirche Bergmanns zwischen dem Belvedere und der Favoritenstraße und die Kirche in Währing hinzugekommen sind. Sie alle stehen bedeutend an ihrer Stelle, obwohl nicht in stilgerechter Harmonie mit ihrer Umgebung, sie haben aber Eines für Wien gethan, sie haben die bis dahin an Thürmen arme Stadt reichlich mit Thürmen geschmückt und sind dadurch dem Gesamtbilde der Stadt wesentlich zum Vortheil geworden.

Die Gothik hat sich somit ein Verdienst um das neue Wien erworben, was man von dem griechischen Stil kaum sagen kann, der nur ein einziges, allerdings durch seine Kunst und seine Lage gleich bedeutendes Monument der Stadt eingefügt hat. Man kann den gewaltigen Bau des Reichsrathspalastes, der so recht aus der Vorliebe, aus der tiefsten künstlerischen Ueberzeugung Hansens hervorgegangen ist, für sich vollkommen anerkennen, man kann die classische Ruhe der Facaden preisen, obwohl man andererseits auch an dem Conglomerat von Tempeln und Häusern Anstoß nehmen mag, man kann den Reichthum seiner inneren Decoration rühmen, man wird aber niemals darüber hinwegkommen, daß dieser Bau isolirt steht, daß er eine Anomalie bildet, sowohl in dem ganzen neuen Wien, wie in seiner speciellen Umgebung. Er ist auch ohne Nachfolge geblieben.

Der Monumentalbau des neuen Wien gehört der Renaissance; sie hat seinen Charakter auf Jahrhunderte festgestellt. Es wird auch der Barockstil, der jetzt wieder in einige Vorliebe eintritt, daran nichts ändern können, denn die Plätze sind besetzt und die großen Aufgaben einstweilen erschöpft. Die Thätigkeit Sempers, Hasenauers, Ferstels hat hier das entscheidende Wort gesprochen. Fertig steht die Universität, die wohl von allen diesen Bauten den meisten Raum einnimmt, eine schwer zu bewältigende Aufgabe, wenn man alle die verschiedenartigen Anforderungen bedenkt, die hier an den Architekten gestellt wurden, Anforderungen, welche ebenso wohl das Außere wie das Innere betreffen: ein reich bewegter Bau in seiner Facade an der Ringstraße, eine ruhige Flucht der Seiten in den reinsten Motiven der edelsten Renaissance, als ob Musik ins Ohr töne, so treten sie in das Auge; eine originelle Gestaltung der Bibliotheksfacade auf der Rückseite mit ihren

Sgraffiten, welche die große Fläche bedecken. Fertig ist der Justizpalast von Wielemans, der mit seinem Schmuck, mit seinen Spitzen, Giebeln und Thürmchen mehr der pittoresken Gestaltung der Renaissance angehört, wie sie Deutschland und Frankreich ausgebildet haben. Fertig steht das neue Burgtheater mit seinem unregelmäßigen, von der Bestimmung und der Gestaltung des Inneren geschaffenen Lustprofil und seiner gedehnten Fassade, welche dem Architekten so viele und mannigfache Motive zu reichem und eigenartigem Schmuck geboten hat.

Alle diese Gebäude wirken zusammen aus der Ferne und nehmen wir noch dazu die gleichfalls im Stil der Renaissance und in monumentaler Art aufgeführten reich geschmückten Arkadenhäuser zu beiden Seiten des Rathhauses, so ist hier auf verhältnißmäßig kleinem Raum und gelagert in einen zum Garten gestalteten Platz ein großartiges Städtebild geschaffen worden, das in allen modernen Städten seines Gleichen sucht und nicht findet. Der Platz kann übersichtlicher gemacht werden, es kann und muß der heute absolut widersinnig angeordnete Garten geändert werden, um die Architektur zur vollen Wirkung gelangen zu lassen; es werden Brunnen mit Figuren und plastische Monumente sich einfänden — das ist Sache der Zukunft — aber auch so ist diese ganze Gegend vom alten Schottenthor zur Bellariastraße und darüber hinaus der Stolz des neuen Wien.

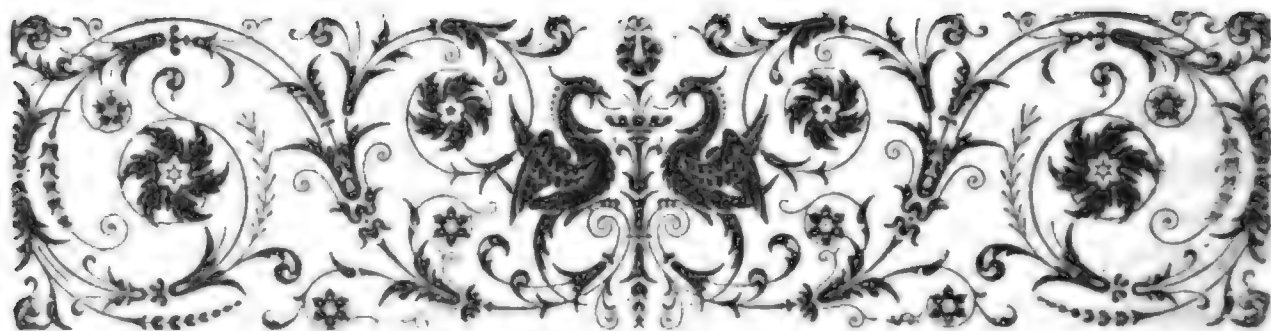
„Und darüber hinaus,“ sage ich, denn am Volksgarten hinauf wandernd, kommen wir an einen zweiten Platz, der, wenn einmal seine ihn ringsumgebende Architektur vollendet worden, ein Platz der Renaissance sein wird, wie er einheitlicher, geschlossener, großartiger kaum wird gedacht oder wieder geschaffen werden. Bis jetzt sind zwar nur die beiden Hofmuseen fertig, aber wie sie sich darstellen, in zwei Hauptgeschosse geschieden, im unteren eine schlichte, kräftige Rustica, im oberen eine edle, reiche und schmuckvolle Architektur, gekrönt von schön geschwungener Kuppel, im Innern in einer Weise ausgestattet, welche Architektur, Malerei, Sculptur und dazu die industriellen Künste zu einem großartig gedachten Zusammenklang vereinigt, so sind sie als Höhepunkte und Vollendung der ganzen architektonischen Bewegung zu betrachten, welche das neue Wien geschaffen hat. Noch mächtiger fast, doch völlig in stilgerechter Harmonie mit ihnen, wird sich der neue Bau der Kaiserburg neben ihnen erheben, dessen Größe und Gewalt wir jetzt aus dem aufsteigenden Gemäuer nur ahnen können. Ihr gegenüber wird einmal mit Nothwendigkeit — es kann nur eine Frage der Zeit sein — die Kaiserstallung durch ein anderes, dem Stil und der Großartigkeit des Platzes entsprechendes Gebäude ersetzt werden. Alsdann, und wahrscheinlich viel früher schon, wird das äußere Burgthor fallen, das, ein Denkmal der gräcifirenden Bureauepoche, plump und schwer in diese neue Welt einer heiteren Kunst hineinragt. So von allen Seiten von der Renaissance umschlossen, von der Ringstraße durchschnitten, mit Monumenten ausgestattet, mit Marmorbrunnen belebt, mit dem Grün eines architektonisch gehaltenen Gartens bedeckt, so



stellt sich dieser Museenplatz seinem Nachbar, dem Rathhausplatz, würdig, aber in größerer künstlerischer Einheit zur Seite.

Und diese beiden Plätze oder Gärten, wie man sie betrachten will, sind es nicht allein, mit denen uns das neue Wien beschenkt hat. Die Stadterweiterung in ihrem Plane hat uns manchen schönen Blick, manche schöne Aussicht geraubt. Wir erinnern uns beispielsweise des Blickes von der Höhe der Stadtmauer am alten Burgthore, welcher rechts fast die ganze Kette der grünen Berge überjah und links über das Glacis hinweg die Karlskirche zum Schlußeffect hatte; wir erinnern uns des Blickes von der Ferdinandsbrücke den Donaucanal hinauf bis weit in das Land hinein zum Leopoldsberg und Rahlenberg. Aber wir haben Ersatz erhalten durch andere Bilder, freilich von mehr geschlossener Art. Wir haben sie rund um die Ringstraße herum, stets in Verbindung von Architektur und Garten, von denen niemals auch nur eine Scholle hinweggenommen oder verbaut werden möge! Es ist das schönste Verdienst der Stadterweiterung, diesen „blüthenreichen Kranz duftiger Gärten“ uns gelassen oder geschaffen zu haben, eine Freude für Herz und Augen und eine Quelle der Gesundheit. Solchen Blick der geschilderten Art, frisches Grün und edlen Bau vereinigend, haben wir am alten Schottenthor hinüber zur Botivkirche, wir haben ihn desgleichen von der Ringstraße am Schwarzenbergplatze mit dem Monument im Vordergrund, dann dem gewaltigen Hochstrahlbrunnen und dem Schwarzenbergpalais auf abschließender Höhe, wir haben ihn mannigfach im Stadtpark, dem wir nur ein leichteres, graciöseres Gebäude gewünscht hätten, als diesen gedrückten, schwerfälligen Curjalon.

Aber auch der Blick von außen her, rückwärts auf die Stadt zurück ist ein wesentlich anderer und reicherer geworden. Ist die nächste Umgebung, da, wo die Vororte sich in das Freie verlieren, ringum sehr wenig malerisch, so ist doch der Blick reizvoll und groß zugleich, wenn er etwa von der Spinnerin am Kreuze oder von den Höhen herab wie z. B. vom Heuberg über Dornbach, die große Stadt und die weite Ebene überfliegt, zumal wenn die Strahlen der untergehenden Sonne die über der Stadt liegenden Dünste durchleuchten und vergolden. Was man früher vermisse, war die Bewegtheit des Stadtprofils; man vermisse den Reichthum mannigfach gestalteter Thürme, wie er so mancher deutschen Stadt zur Zierde gereicht. Diesen Mangel hat die Bauepoche der letzten dreißig Jahre beseitigt: sie hat das Wien der Gegenwart mit Thürmen und Thürmchen, mit großen und kleinen Kuppeln in bunter, phantasievoller Gestaltung reich geschmückt, ja sie hat in den Währinger Cottageanlagen, wenn man sie aus einiger Ferne betrachtet, das zierliche Bild einer altdeutschen Stadt mit ihren Thürmchen, Giebeln, Dachreitern, Erkern, allen ihren Einfällen einer glücklichen Laune, ein Bild wie aus dem Merian herausgeschnitten, dem großen Stadtbilde angefügt. Wenn uns noch ein Wunsch übrig bleibt, so ist es der, daß eine kommende Bauepoche die Stadt ringsum mit einem Kranze schöner Villen umgeben möge.



## Ein Liebesroman des Dichters Chr. Martin Wieland.

Nach ungedruckten Briefen des Dichters an Sophie von La Roche.

Von

Robert Hassencamp.

— Ostrowo. —

**U**eber keinen Theil aus dem Leben des Dichters Chr. Martin Wieland war man früher dürftiger unterrichtet, als über die erste Zeit seines Aufenthaltes in Wiberach bis zu seiner Verheirathung, also über die Jahre 1760 bis 1765. In der Schweiz hatten sich schon bald nach seiner Uebersiedlung in seine Vaterstadt vielerlei ungünstige Gerüchte über seine Herzensverirrungen, über seinen lockeren Lebenswandel verbreitet, und schon am 26. Oktober 1761 richtete sein ehemaliger Freund Martin Münzli an den Altmeister Bodmer die Aufforderung, Wieland nicht so seinem Schicksale zu überlassen, wie er es verdiene; sonst gehe er verloren: denn „multis — fügt er hinzu — ille bonus flebilis occidit, nulli flebilior quam tibi\*.“ Und doch ließen uns, wenn wir der Wahrheit jener Gerüchte nachgehen wollten, die „officiellen“ Biographen und Sammlungen der Briefe des Dichters früher vollständig im Stich. Wieland selbst sprach sich später über den damaligen Lebensabschnitt nur mit großer Zurückhaltung aus; sein Biograph Gruber verschweigt die Herzensneigungen des Dichters aus damaliger Zeit fast vollständig, und die Briefe Wielands, die aus dieser Zeit veröffentlicht waren, vermeiden geistlich die Mittheilung über Persönliches\*\*),

\*) Abgedruckt bei Ludwig Hirzel „Wieland, Martin und Regula Münzli“, Leipzig 1891. S. 140.

\*\*) Dies geht so weit, daß J. Horn in seiner Briefsammlung (C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche, Berl. 1820) alle persönlichen Mittheilungen ausgemerzt und sogar die Personennamen getilgt hat.

wie es ja nicht anders zu erwarten stand, da Freunde und Verwandte des Wieland'schen Hauses es waren, die die Herausgabe der Briefe besorgt haben.

Etwas gelüftet wurde der Schleier durch die Briefe der Julie von Bondeli an Zimmermann und Usteri, die Bodemann 1874 veröffentlichte\*). Diese berichten über mancherlei Herzensneigungen und Herzensverirrungen des Dichters, speciell über ein Verhältniß mit einem katholischen Bürgermädchen seiner Vaterstadt, bei dem er keine edle Rolle gespielt hat, und zeigen so deutlich, daß jene Schweizer Gerüchte über Wieland doch nicht so grundlos waren. Julie von Bondeli, die frühere Geliebte des Dichters, stützt sich hierbei auf die Mittheilungen der Frau Sophie von La Roche, der ersten Braut Wielands, die mit ihrem Gatten seit 1761 in dem bei Viberach gelegenen Warthausen lebte. Mit der Familie des Dichters verwandt und auch jetzt wieder mit ihm in einen nahen Verkehr tretend, kann diese entschieden als eingeweiht in dessen Verhältnisse gelten, und die auf ihre Mittheilungen gestützten Angaben der Bondeli sind daher als glaubwürdig zu bezeichnen. Trotzdem hat man vielfach die Richtigkeit der Angaben der Bondeli angezweifelt, und namentlich hat ein specieller Landsmann des Dichters, Ofterdinger, nicht Anstand genommen, die Mittheilungen der Briefe über das oben berührte Verhältniß des Dichters als reinen Frauenklatsch zu bezeichnen.\*\*)

Und doch haben sich jetzt diese Nachrichten als entschieden wahr herausgestellt. Im vorigen Jahre hatte nämlich der Schreiber dieser Zeilen das Glück, auf eine Sammlung von etwa 140 Wieland'schen Briefen zu stoßen, von denen bis jetzt nur die wenigsten gedruckt sind; fast alle sind an Sophie von La Roche gerichtet, und der größte Theil gehört dem Viberacher und Erfurter Aufenthalte des Dichters, also den Jahren 1760—1772 an. Wie diese Briefe nach vielen Richtungen hin gerade über die persönlichen Verhältnisse des Dichters neues Licht verbreiten, so bestätigen sie auch die oben berührten Angaben in den Briefen der Bondeli und lassen uns hierbei einen tiefen Blick in das Gemüths- und Seelenleben des Dichters thun.

Wesentlich auf sie stützt sich daher auch die folgende Darstellung, die jenen Herzensroman des Dichters dem Leser vorführen soll.

\* \* \*

Am Abend des 21. November 1761 war die bessere Gesellschaft der reichsfreien Stadt Viberach zu einer Festlichkeit vereint. Der dortige Caecilienverein hatte nämlich am Tage seiner Schutzpatronin ein Instrumental- und Vocalconcert veranstaltet, an dem Bürgerjöhne und Bürgertöchter mitwirkten und an das sich ein großer Ball angeschlossen.\*\*\*) Allerdings ging das Fest von

\*) G. Bodemann „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis“. Hammov. 1874.

\*\*) Ofterdinger „Chr. Mart. Wielands Leben und Wirken in Schwaben und der Schweiz.“ Heilbronn, 1877.

\*\*\*) Vgl. Ofterdinger a. a. O. S. 210.

den Katholiken aus, aber bei dem eigenthümlich paritätischen Charakter des Gemeinwesens — alle Beamtenstellen vom regierenden Bürgermeister bis zum Nachtwächter waren nämlich zwischen den beiden Confectionen ganz gleichmäßig vertheilt — war es natürlich, daß auch die protestantischen Herren Einladungen zu dieser Festlichkeit empfingen und ihnen Folge leisteten.

Unter ihnen war auch der achtundzwanzigjährige Wieland erschienen, der vor Jahresfrist zum Senator und Kanzleidirector seiner Vaterstadt erwählt war. Kurz vor dieser Festlichkeit war der Liebesbund zwischen ihm und der geistreichen Schweizerin Julie von Bondeli gelöst worden, und so empfand der Dichter gerade damals in seinem Inneren eine gewisse Oede und Vereinsamung; da er aber, wie er später an seinen Freund Zimmermann schrieb\*), das zärtlichste Herz von der Welt besaß, so können wir uns nicht wundern, daß gerade an jenem Caecilienfeste, wo der festlich geschmückte Damenflor von Biberach und Umgegend sich ihm vorstellte und ihm als einer literarischen Berühmtheit mancherlei Huldigungen entgegenbrachte, rasch wieder eine neue Neigung in unserem Dichter aufkeimte. Es war die neunzehnjährige Christine Hagel, die Tochter eines unbemittelten katholischen Bürgers, die schon während des Concertes durch ihre Anmuth und den ungemeynen Wohlklang ihrer Stimme einen tiefen Eindruck auf Wieland machte; nachher forderte er sie zum Tanze auf, und hier mußte das Mädchen durch sein thaurfrisches Wesen, durch seine einfache Natürlichkeit den entzündbaren Dichter völlig zu berücken.\*\*\*) Auch das unschuldige Herz des Mädchens hatte Feuer gefangen, und da Christinens Eltern nicht weit von Wielands Amtswohnung ihr Heim hatten, man sich also leicht sehen und begegnen konnte, so entwickelte sich bald zwischen den jungen Leuten ein förmliches Liebesverhältniß.

Wielands erste Absichten waren bei diesem Verhältnisse keineswegs edel. Der ehemals so „seraphische Dichter“, den einst ein unschuldiges Liebeslied von Gleim oder Uz in ein heiliges Feuer der Entrüstung hineintreiben konnte, hatte sich, seitdem er dem theologischen Schweizer Umgange entrückt war, unter dem Einflusse der französischen Literatur und schon ehe er im Schlosse des weltmännischen Grafen Stadion zu Warthausen Aufnahme gefunden hatte, zu einem Schüler Epikurs umgewandelt, der den Lebensgenuß auf seine Fahne geschrieben hatte: bei einem Manne, der schon 1760 an seine Cousine und ehemalige Braut Sophie von La Roche die Worte schreiben konnte, „alle Philosophie der Welt halte nicht Stich gegen die Beredsamkeit der Korallenlippen und des Malabasterbusens einer schönen Frau,“\*\*\*)) werden wir es nicht wunderbar finden, daß er auch diese junge Mädchenblüthe zu knicken gedachte.

\*) S. Wielands Brief an Zimmermann v. 7. Januar 1765 in „Ausgewählte Briefe Wielands an verschiedene Freunde.“ Zürich (bei Geßner) 1815 Bb. II.

\*\*) Vgl. Osterdinger S. 210.

\*\*\*)) Ungedruckter Brief Wielands an Sophie La Roche v. 20. Oct. 1760

Aber Christine — oder, wie der Dichter sie kösend nannte, Bibi, — mußte bei aller Zuneigung für Wieland ihn doch so sehr in Schranken zu halten und die Verbungen seiner stürmischen Leidenschaft so entschieden zurückzuweisen, daß der Dichter von seinen wenig ehrenhaften Plänen abstand. Voller Bewunderung schrieb er später an Sophie La Roche: „Glauben Sie mir, es giebt wenig Mädchen, die im Besitze aller der Vortheile, die Erziehung und Verkehr in der Gesellschaft darbieten, sechs Monate hindurch all den Versuchungen Widerstand leisten würden, die ich angewandt habe, um dies kleine Felsenherz zu rühren.“\*)

Ein zufälliger Umstand erleichterte es dem Dichter, sich von Christinen zurückzuziehen. Damals war gerade ein Fräulein Behringer in Viberach angekommen, eine sogenannte gute Partie, und Wielands Mutter, eifrigst bedacht, ihren Sohn unter die Haube zu bringen, wollte aus ihm und dieser Dame ein Paar machen. Wieland bemühte sich, auf die Wünsche seiner Mutter einzugehen, bot ja doch die Anknüpfung neuer Herzensbeziehungen ihm die beste Möglichkeit, Christinen zu vergessen: der Dichter suchte daher die Behringer liebenswürdig zu finden, umso mehr als er wahrzunehmen glaubte, daß sie von zärtlichen Gefühlen für ihn erfüllt sei; selbst den Namen „Bibi“, mit dem er seither Christine ausgezeichnet\*\*), übertrug er auf Fräulein Behringer; immer mehr nehmen die Beziehungen die Form eines stillschweigenden Verlöbnißes an, Ringe wurden gewechselt\*\*\*), und als Mai 1762 Fräulein Behringer wieder Viberach verließ, betrachtete sie sich als die Verlobte des Dichters.

Bibi aber blieb während dieser Zeit zurückgesetzt und vernachlässigt, allein gerade jetzt, als sie sich von Wieland verlassen sah, erkannte sie, wie tief die Neigung war, die sie zu dem Dichter hinzog. Als daher Wieland sie nach der Abreise der Behringer um eine Zusammenkunft ersuchte, leistete sie dieser Aufforderung Folge. Der Dichter theilte ihr seine demnächstige Vermählung mit jener jungen Dame mit, um die Wirkung dieser Nachricht zu erproben. Christine zitterte und konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten: sie zwang sich, ihre Bewegung zu verbergen, aber ihre Augen sprachen so beredt, daß mit einem Male Wielands Entschließungen umgeworfen wurden. Wieder erwachte die Neigung zu Bibi von Neuem in seinem Herzen, aber während der schwankende Dichter in den Sommermonaten des Jahres 1762 mehrfache Zusammenkünfte mit Christine hatte, wagte er doch nicht mit der Behringer zu brechen; er capitulirte, wie er sagte, mit seinem Herzen und glaubte eine platonische Liebe für Bibi mit seinen Beziehungen zu Fräulein Behringer vereinen zu können. †)

\*) Ungedruckter Brief W.'s an Sophie La Roche vom 10. 10. 1763.

\*\*) S. in eben demselben Briefe.

\*\*\*\*) Vgl. die Mittheilungen der Frau v. La Roche im Briefe der Julie von Wondelst an Zimmermann v. 22. Novbr. 1763 bei Bodemann a. a. O. S. 270.

†) S. den ungedruckten Brief W.'s an Sophie La Roche v. 10. Oct. 1763.

Aber ein Conflict, der zwischen der Familie der Behringer und den Verwandten des Dichters ausbrach, veränderte die ganze Situation: durch die Vermittlung des Hofraths La Roche wurde eine Lösung des Verhältnisses mit jener jungen Dame herbeigeführt; Fräulein Behringer gab die Ringe zurück, und Wieland hatte — um die Worte der La Roche zu gebrauchen — wenigstens diesen Dorn aus seinem Fuße entfernt. \*) Eine centnerschwere Last war mit dem Abbruche dieser Beziehungen dem Dichter abgenommen: er fühlte sich wie neugeboren und fand jetzt den Gedanken einer Vermählung mit Bibi nicht mehr so ungeheuerlich wie früher. Gerade als der Bruch mit der Behringer sich vollzog, war Christine verreist gewesen. Ungeduldig erwartete er ihre Heimkehr und suchte sie sofort auf, um ihr seine Liebe zu gestehen. Es bedurfte hierzu nicht langer Erklärung; ohne ein Wort zu äußern, fielen beide einander in die Arme. Wieland betonte dem Mädchen gegenüber, wie er lange fruchtlos gegen das Gefühl der Liebe angekämpft; jetzt sei er fest entschlossen, sie zu heirathen; aber freilich lägen die Verhältnisse so verzweifelt, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als ihr sein Lebensglück zu opfern und sich einer Reihe von Unannehmlichkeiten auszusetzen. Christine antwortete ihm, wie sie einzig und allein darnach trachte, seine Liebe zu besitzen; sie würde keinen Augenblick schwanken, mit Wieland auch in einer Einöde zu leben; aber ebenso sei ihr der Gedanke unerträglich, das Unglück des Dichters zu verschulden, und lieber wolle sie ihr Leben einbüßen, als ihn um ihrer Liebe willen Gefahren ausgesetzt sehen.

Inzwischen aber hatte Christinens Mutter ein Einverständnis des Mädchens mit dem jungen Manne wahrgenommen und eine Trennung der Liebenden für wünschenswerth erachtet. Wie aus den Wolken fiel daher der Dichter, als er hörte, daß Bibi bei einer adligen Familie in Wolfzegg als Jose eintreten sollte. Alle Beredsamkeit, die ganze Stufenleiter der Zärtlichkeit bot er auf, um diesen Plan zu vereiteln und um dem Mädchen statt dessen die Leitung des eigenen Hauswesens zu übertragen. Aber so heftig der verliebte Wieland unter zahllosen Küßen und Betheuerungen seiner Liebe das Mädchen auch bedrängte, Christine setzte seinen Werbungen entschiedenen Widerstand entgegen, sie zerfloß in Thränen und mit rührenden Worten bat sie ihn, mit ihrer Ehre Mitleid zu haben und das einzige Gut, das sie auf der Welt besitze, zu schonen. Zum zweiten Male wurde durch ihre Standhaftigkeit der Verführer entwaffnet, und es stellt daher der Dichter Christine noch weit über Pamela, die Titelheldin des damals viel gelesenen Richardson'schen Romans, die sich gleichfalls den ihrer Tugend gestellten Schlingen zu entziehen wußte. Es reiste in Folge dessen das Mädchen nach Wolfzegg ab, um dort seine neue Stellung anzutreten.

Aber der Aufenthalt war ihr hier bald unerträglich: nicht nur, daß

\*) Vgl. Julie v. Bonoeli an Zimmermann v. 22. 11. 1763 bei Bodemann a. a. O. S. 270.

ihr der Geliebte fehlte, der durch hunderte von Aufmerksamkeiten ihr Herz zu erfreuen wußte, auch die Behandlung, die sie hier fand, war eine äußerst unwürdige. Christine verließ daher schon December 1762 ihre Stellung und begab sich, da auch die Mutter für Wielands Plan gewonnen war, in das Haus des Dichters. So fiel ihm das, was er so lange erfolglos angestrebt hatte, jetzt auf einmal von selbst in den Schoß.

Die nächsten Wochen schildert Wieland als eine Zeit des reinsten Liebesglücks. Trotzdem ihm Christine nur unschuldige Gunstbezeugungen bewilligte, bezeichnete er doch später „die bloße Erinnerung an diese reizenden Tage“ als hinreichend, „um einen Schimmer des Glücks über seine Seele selbst mitten unter Ketten und Sklaverei zu verbreiten\*“). Ursprünglich war der Aufenthalt in seinem Hause nur bis März 1763 in Aussicht genommen; um diese Zeit sollte Bibi in ein Kloster nach Straßburg gebracht werden; aber das Project zerstückte sich aus unbekanntem Gründen (denn wenn Frau von La Roche an Julie von Bondeli schrieb, „weil Monsieur Wieland so viel Geld auf den Fuß der Mademoiselle verwendet hatte, daß nichts mehr für die Reise und die Pension übrig blieb“\*\*), so mag diese Begründung in erster Linie auf Stadtklatsch zurückzuführen sein) — und Christine blieb auch nachher noch im Hause Wielands. Hier lebte sie nur um ihn und nur für ihn, und auf sich und seine Geliebte wendet der Dichter die schönen Worte Shakespeares an\*\*\*), die Miranda im Sturm an Ferdinand richtet:

„Ich bin Eu'r Weib, wenn Ihr mich haben wollt;  
 Sonst sterb ich Eure Magd; Ihr könnt mir's weigern,  
 Gefährtin Euch zu sein; doch Dienerin  
 Will ich Euch sein, Ihr wolleet oder nicht.“ (Act III. Sc. 1.)

Wenig Verkehr pflog man mit der Außenwelt, selbst die dem Dichter verwandten Damen, Frau von La Roche und deren Schwester, die Bürgermeisterin von Hillern, bekamen Christine nur selten zu sehen, und eine Aufforderung, Bibi einmal in Warthausen singen zu lassen, wies er mit Entschiedenheit zurück †).

Trotzdem aber wurde das Verhältniß in der kleinen Stadt eifrig besprochen und beklatscht. Als Christine im December 1762 zu Wieland kam, weilte noch ein anderes junges Mädchen, von dem wir nur den Vornamen Felicie kennen, als Wirthschafterin unter seinem Dache; anfangs lebten beide Frauen in völliger Eintracht; allmählich aber mochte Felicie wahrgenommen haben, daß der Dichter Christine mehr auszeichne, und da erwachte die Eifer-

\*) Brief W.'s v. 10. 10. 1763.

\*\*) S. Bodemann a. a. D. S. 75.

\*\*\*) In einem undatirten Brieffragmente an Sophie La Roche, das Horn a. a. D. S. 52 abgedruckt hat.

†) S. den ungedruckten Brief an Sophie L. R. v. 15. 2. 1763.

sucht: es kam zu Zerwürfniſſen, Felicie verließ nach einigen Monaten das Haus und betrachtete es nun als ihre Aufgabe, Wielands Beziehungen zu Bibi mit allem Detail an die Deſſentlichkeit zu zerren und wußte dadurch ſelbſt zwischen dem Dichter und der befreundeten Familie La Roche eine vorübergehende Entfremdung herbeizuführen\*); auch der eigene Bruder Wielands, ein Kupferstecher in Viberach, betheiligte ſich an dieſen Klatschereien, und daß auch Frau von La Roche nicht von aller Medifance frei war, geht aus der eben angeführten Stelle des Briefes an Julie von Bondeli hervor.

Für alle dieſe Nadelſtiche fand der Dichter Entſchädigung im Verkehr mit dem geliebten Mädchen, aber der innige Umgang brachte es mit ſich, daß bei dem ſinnlich veranlagten Manne trotz aller guten Vorſätze die Leidenschaft doch wieder zum Ausbruche kam, und ſchließlich Chriſtine ſeinem ungeſtümen Liebeswerben erlag. „Enfin le platonisme s'épuisa; il faut que tout finisse, je sentis ce qui me manquait, et je crois que toute apologie là-dessus est superflue; la nature a ses droits, et elle sera plus forte que toutes les chiennes de conventions sociales, dont elle est si souvent l'esclave“ — mit dieſen banalen Redensarten ſuchte ſich der Dichter zu entſchuldigen.\*\*)

Freilich zeigte er ſich entſchloſſen, das Mädchen, das ihm Alles zum Opfer gebracht, als Gattin heimzuführen; er ſah das Verhältniß als einen für immer geſchloſſenen Bund an, dem nur der Segen der Kirche fehle. Aber unter den obwaltenden Umſtänden thürmten ſich gegen die Heirath noch mächtige Schwierigkeiten auf. Zunächst war Wielands Lebensſtellung noch durchaus nicht geſichert. Bezüglich des einen und gerade des einträglichſten ſeiner beiden Aemter war nämlich zwischen beiden Religionsparteien ein heftiger Kampf ausgebrochen, da die Katholiken behaupteten, daß das vom Dichter bekleidete Amt eines Kanzleiverwalters eigentlich ihnen gehöre; der Rechtsſtreit ſchwebte ſchon längere Zeit am Reichshofrath in Wien, und wenn er zu Ungunſten des Dichters entſchieden wurde, ſo war es für ihn ſlechterdings unmöglich, ein Weib zu ernähren. Andererſeits erſchien aber ein günſtiger Ausgang nur dann wahrſcheinlich, wenn ihn die proteſtantiſche Partei energiſch unterſtützte; dagegen ſtand nicht minder feſt, daß ſie ihm die Unterſtützung entziehen würde, wenn er ein katholiſches Mädchen heirathen würde; endlich war nicht zu vergeſſen, daß ſein Vater proteſtantiſcher Pfarrer und Senior der Geiſtlichkeit von Viberach und daher ebenſo wenig wie die ſtreng orthodoxe Mutter gewillt war, die Zuſtimmung zu einer Miſchehe des Sohnes zu ertheilen.

Schon weilte Chriſtine etwa acht Monate im Hauſe Wielands, da ſah ſie ſich genöthigt, bezüglich ihres Zuſtandes dem Geliebten ein Geſtändniß zu

\*) Vgl. einen undatirten, aber ſicher in den Sommer 1763 fallenden Brief des Dichters an Soph. La R.

\*\*\*) Brief v. 10. 10. 1763 an Soph. La R.



machen, das diesen in die höchste Aufregung versetzen sollte. Jetzt galt es, das Mädchen möglichst rasch und möglichst unbemerkt aus dem Hause, ja aus der Stadt zu entfernen. Aber wohin sollte man Bibi bringen? Wir wissen, daß schon im März 1763 sie vom Dichter in eine klösterliche Pension nach Straßburg gebracht werden sollte, daß dies Project aber gescheitert war. Wie, wenn man — so calculirte Wieland — jetzt den Plan wieder aufnähme? Es stand fest, daß die streng katholischen Eltern den Vorschlag gutheißen würden, und diese Art der Entfernung war ja auch die unverfänglichste für das Publikum der Stadt Viberach.

So verfiel er auf die Idee, das Mädchen in das Pensionat der englischen Fräulein nach Augsburg zu bringen, trotzdem der Aufenthalt in einem Kloster für Christine bei ihrem Zustande wohl am wenigsten geeignet war. Aber der leicht gesünzte Dichter mochte meinen, wenn die Geliebte nur erst einmal aus Viberach fort sei, dann sei es ein Leichtes, ihr später einen passenderen Aufenthalt ausfindig zu machen. Und als die englischen Fräulein das Mädchen wegen seines Alters nicht in ihre Pension aufnehmen wollten, da wandte sich Wieland an seine alte Freundin, die in Augsburg wohl bekannte und hoch angesehene Frau von La Roche und bat um ihre Empfehlung. Sophie ließ sich in der That auch dazu bestimmen, an die Vorsteherin zu schreiben; sie berichtete in diesem Briefe von der Jugend und dem guten Betragen des Mädchens und setzte durch, daß Christine im Sept. 1763 in die Pension aufgenommen wurde.\*)

Wielands Verfahren seiner Freundin La Roche gegenüber war völlig unbegreiflich: er sah die Briefe selbst ein, die Sophie an die Damen des Instituts geschrieben hatte, und wagte es nicht, ein offenes Wort über die wirkliche Lage der Dinge zu äußern, setzte also seine Freundin den ärgsten Unannehmlichkeiten aus. Ja auch in dem ersten Briefe\*\*), den er darauf an Frau v. La Roche schrieb, — dieselbe war bald darauf nach Bönigheim im Elsaß abgereist — scheute er sich noch immer, sein Herz der Freundin zu öffnen; er klagte über die Trennung von der Geliebten, deren Bild ihm selbst bei der Arbeit vorichwebte, aber auch hier äußerte er noch kein Wort über ihren Zustand. Und doch war der Dichter von der Nothwendigkeit, Christinen einen anderen Aufenthalt zu geben, völlig überzeugt, und der Gedanke an das Wie zermartete derart seine Seele, daß er zu literarischen Arbeiten so gut wie unfähig war, und daher auch der zweite Theil des Agathon, den er seinen Schweizer Freunden schon längst versprochen hatte, nicht fertig gestellt werden konnte\*\*\*). Endlich faßte er sich ein Herz und legte am 10. Oktober 1763 in einem zwölf Quartseiten umfassenden Briefe seiner Freundin La Roche General-

\*) Vgl. den Brief der Bondeli an Zimmermann v. 22. 11. 1763 bei Vodemann a. a. O. No. 36.

\*\*) S. den ungedruckten Brief W.'s an Soph. La R. v. 18. 9. 1763.

\*\*\*) Vgl. den Brief v. W. an Gekner in „Ausgewählte Briefe W.'s“, Zürich (bei Gekner) Bd. II.

beichte ab; er gab eine treue Geschichte seiner Beziehungen zu Christine, malte mit lebhaften Farben sein ehemaliges Liebesglück und schilderte zugleich mit rührenden Worten das Verzweifelte seiner gegenwärtigen Lage, um dann am Schlusse wieder den Rath seiner Freundin und ihres Gatten zu erflehen.

Zunächst sollte Frau von La Roche ihm dabei behilflich sein, daß seine Bibi unter irgend einem Vorwande aus dem Kloster entfernt werde; aber noch ein weiterer Dienst wurde von ihr verlangt: damals wünschte Wieland, Christine sobald als möglich (wenn thunlich, noch vor dem ersten Adventsonntage) zu seiner Gattin zu machen, aber die Ehe sollte zuerst eine Zeit lang geheim bleiben. Sophie sollte daher an eine angesehenere Persönlichkeit in Mainz schreiben, um hier einen Dispens für ihn zu erwirken, kraft dessen jeder Priester der Erzdiöcese ermächtigt werde, die Trauung ohne öffentliches Aufgebot zu vollziehen. Sei es unmöglich, einen derartigen Dispens in Mainz zu erlangen, so möge sie sich wenigstens erkundigen, ob man nicht durch den Nuntius in Luzern zum Ziele kommen könne.\*)

Sophie hatte ursprünglich die Meinung gehegt, daß Wieland sich Christinens habe entledigen wollen, als er sie zu den englischen Fräulein nach Augsburg sandte. Ziemlich böshast hatte sie an Julie von Bondeli geschrieben:\*\*) „W. ist zu dem Entschlusse gekommen, daß, wenn das Mädchen seine Gesinnungen für ihn ändern sollte, er sich deshalb nicht aufhängen, aber in seinem Leben nicht mehr lieben will. Augsburg ist der Ort, ihm diesen Dienst zu leisten. Der Bischof liebt die schönen Stimmen und hat außerdem einen italiänischen Kaplan, einen Schelm und Schmeichler, als Vorsteher der englischen Damen; das Mädchen ist schlicht und einfach, Wieland hat sie eitel gemacht, ich glaube, sie wird Wurzel schlagen in diesem Lande, und der arme Wieland wird von allen Sorgen befreit sein.“ Das Geständniß des Dichters zeigte ihr, daß sie jenes Verhältniß falsch aufgefaßt, und wenngleich sie arg über ihn aufgebracht war, weil er sie den englischen Fräulein gegenüber in Verlegenheit gebracht hatte, sie war doch zu sehr Weib, um nicht die unglücklichen Liebenden in Schutz zu nehmen und sich an der Lösung jener verworrenen Angelegenheit zu betheiligen.

Sofort beantwortete sie Wielands Brief und wies darauf hin, daß nach La Roches Ansicht sich der Erzbischof von Mainz unmöglich auf die Dispensangelegenheit einlassen werde; muthmaßlich hatte jener darauf aufmerksam gemacht, daß der Dichter, falls seine Trauung von einem katholischen Priester vollzogen werden sollte, das Versprechen abgeben müsse, seine Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen. In Folge dessen änderte Wieland seinen Plan. „Meine Kinder müssen“ — so schrieb er darauf an Frau von La Roche — „zu der Religion sich bekennen, der ich angehöre. Es handelt

\*) Vgl. des Postskriptum zum Briefe vom 10. 10. 1763.

\*\*) S. den Brief der Julie an Zimmermann v. 29. 9. 1763 (Rodemann a. a. D. S. 75).

sich hier nicht um theologische Gründe, aber ich habe andere Motive, die für einen Ehrenmann entscheidend genug sind. Wenn ich ein Mittel wüßte, um meine Kinder vor dem brutalen und finsternen Aberglauben zu schützen, mit dem die Katholiken Viberach und besonders die ehrenwerthe Familie meiner Kleinen erfüllt ist, wenn man mir die Freiheit ließe, sie nach meinem Wunsche zu erziehen, ohne daß sich Priester und Mönche hineinmischten, so würde es für mich gleichgiltig sein, ob sie katholisch werden oder nicht. Aber in meiner Lage, unter meinen Umständen würden bei Gelegenheit der Erziehung meiner Kinder Mißflänge entstehen, welche mir das Leben unerträglich machen würden.“ Deshalb will er jetzt seine Trauung durch einen lutherischen Geistlichen vollziehen lassen. Ein altes Factotum des Wieland'schen und La Roche'schen Hauses, ein gewisser Schmelz, soll daher nach Augsburg geschickt werden, um Christine aus dem Kloster zu holen; der Dichter will schon vorher nach Memmingen oder Ulm gehen und hier einen lutherischen Geistlichen aufsuchen, der ohne viel Förmlichkeit nach der Rückkehr der Kleinen die Ehe einsegnen soll; dann will er diese eine Zeit lang in seinem Hause verbergen, bis er einen ruhigen, sicheren Aufenthalt für sie ausfindig gemacht, wo sie ihre schwere Stunde abwarten könne.

Der Brief, in dem Wieland von diesen Projecten seiner Freundin Mittheilung macht, verräth große Aufregung und Unruhe; „sein Herz blute ihm — so schreibt er ihr — wenn er an die Unannehmlichkeiten denke, denen man das liebe, kleine Geschöpf aussetze“; daneben aber laufen merkwürdige Phantastereien unter: so will er schon jetzt ein Buch über Kindererziehung, Theano betitelt, schreiben und seiner Geliebten widmen, ein Werk, das an Bedeutung den jüngst erschienenen Emil Rousseaus übertreffen solle.\*)

Aber das Werk blieb ungeschrieben, — und die Zukunft nahm einen anderen Verlauf, wie sich Wieland geträumt hatte. Durch eine Viberacherin waren die englischen Fräulein von seiner Confession und dem Charakter seiner Beziehungen zu Bibi aufgeklärt worden und hatten darauf schleunigst an deren Mutter geschrieben. Zugleich hatte aber auch Christine ihren Geliebten von der Sachlage benachrichtigt, und da die Mutter — eine fanatische Katholikin und ein „Tugenddrache“, wie sie der Dichter charakterisirt — nicht in Viberach anwesend war, so hoffte Wieland mit dem schwerfälligen Vater leicht fertig zu werden; er ließ diesen kommen und setzte ihm auseinander, wie er entschlossen sei, Christinen von Augsburg wegzunehmen und nach Straßburg zu bringen; der Vater möge sie daher durch ein paar Zeilen davon in Kenntniß setzen, daß er selbst verhindert sei, sie abzuholen und daher gern zustimme, wenn Schmelz, der in eigenen Geschäften nach Augsburg reise, die Tochter nach Hause bringe. Der alte Hagel schien auch auf diesen Vorschlag einzugehen, doch weigerte er sich, den Brief an Ort und Stelle zu schreiben, und kaum hatte er sich aus Wielands Haus entfernt, da verließ er auch die Stadt

\*) Brief Wielands an Sophie La R. v. 19. 10. 1763.

und begab sich zu seiner Gemahlin, um diese vom Stande der Dinge zu benachrichtigen. Trotzdem sandte der Dichter seinen Vertrauten Schmelz mit zwei Briefen nach Augsburg; der eine war an die Oberin des Klosters gerichtet: in ihm wurde mit höflichen Worten die Zurücksendung Christinens erbeten; das andere Schreiben sollte der Geliebten heimlich zugesteckt werden: in ihm versuchte er ihr Muth zuzusprechen; auch betonte er, wie er selbst ein Freund der katholischen Religion und unablässig bemüht sei, einen Dispens zu erwirken, um die Heirath stattfinden zu lassen, wie ihn aber die Umstände nöthigten, diesen Schritt noch geheim zu halten. Ehe er aber von dem Erfolge der Sendung Kenntniß erhielt, war Christinens Mutter in Viberach angekommen und hatte dem Dichter einen Brief zukommen lassen, der mit folgenden Worten schloß: „Weil mir eine Zeit her alles sehr bedenklich und verdächtig vorgekommen, also haben wir uns entschlossen, von nun an wieder unsere Tochter zu uns zu nehmen und uns dieser Bekanntschaft völlig zu ent schlagen, da wir unmöglich das Gewissen auf eine so gefährliche Art beschweren können.“ Wieland gerieth bei Empfang dieses Briefes außer sich: den ganzen Verkehr hatte seither die Mutter geduldet, selbst zugelassen, daß das Mädchen acht Monate unter seinem Dache weilte, und nun auf einmal diese Zartheit des Gewissens; dabei mußte sie noch subtil behandelt werden, denn sonst war das „brutale Gewissen“ im Stande, einen Skandal in der Stadt hervorzurufen. Er forderte daher die Mutter zu einer Zusammenkunft auf, aber aus unzulänglichen Vorwänden lehnte diese ab.\*)

Verfolgen wir unterdessen, wie die Mission des Schmelz nach Augsburg abgelaufen war. Dieser hatte sich unmittelbar nach seiner Ankunft in das Kloster der englischen Fräulein begeben, aber zu seinem Erstaunen erfahren, daß die Mutter des Mädchens vor wenigen Tagen daselbst erschienen sei und den bestimmten Befehl hinterlassen habe, ihre Tochter an Niemanden, wie an den Vater abzuliefern; unter vielen Worten der Entschuldigung lehnte man daher im Kloster ein Eingehen auf Wielands Wünsche ab. Bald darauf erschien auch in der That der Vater, um die Tochter in Empfang zu nehmen, und alle drei traten zusammen die Rückreise an. Im benachbarten Dorfe Roth machte der Vater mit dem Mädchen Halt, um einen Sohn, der hier in das Kloster eingetreten war, zu besuchen und mit dem Prälaten Rücksprache zu nehmen, Schmelz aber eilte nach Viberach, um dem Dichter über den Mißerfolg der Sendung Bericht zu erstatten.

Inzwischen hatte die erregte Mutter bei einzelnen katholischen Damen der Stadt erzählt, daß Wieland ihre Tochter heirathen wolle, aber die Forderung stelle, daß die Kinder in der evangelischen oder reformirten Religion erzogen werden sollten, und diese Mittheilungen hatten in der kleinen Stadt einen dem Dichter äußerst unangenehmen Klatsch heraufbeschworen. Noch einmal suchte er daher eine Unterredung mit der Mutter Hagel, und dieses Mal er-

\*) Ungedruckter Brief W.'s an Sophie La R. v. 30. 10. 1763.

schien sie, „mehr einer Furie als einem Menschen gleichend.“ Sie gestand ihm, seitdem sie wisse, daß die Kinder ihrer Tochter in der evangelischen Religion erzogen werden sollten, habe sie keinen Augenblick Ruhe mehr; die Priester, denen sie sich in der Beichte anvertraut, hätten es als eine Todssünde bezeichnet, wenn sie auch nur den kleinsten Verkehr zwischen den beiden Liebenden dulde. Wieland versuchte sie zu beruhigen und erreichte auch die Erklärung: wenn er ein Mittel wüßte, den katholischen Clerus auf seine Seite zu bringen, würde sie der Heirath gern zustimmen, vor Allem aber müsse ihr Gewissen beruhigt sein.

Infolge dessen reiste der Dichter am 2. November 1763 nach Roth, von dem Wunsche geleitet, den Prälaten des Klosters zu gewinnen und dadurch auf Christinens Mutter einzuwirken. Der geistliche Herr gewährte ihm sofort eine Unterredung, und Wieland setzte hier auseinander, wie er fest entschlossen sei, die Heirath mit Christine zu vollziehen; er wünsche daher den Rath des Prälaten über die Mittel, die Verbindung am besten zu ermöglichen. Mit einer bezaubernden Liebenswürdigkeit nahm der Priester sein Verlangen auf; er wiederholte Wort für Wort die Unterhaltung, die er mit der Tochter gehabt — dieselbe war inzwischen mit ihrem Vater nach Viberach zurückgekehrt —, er betonte, wie thöricht die Mutter gehandelt, das Mädchen so rauh zu behandeln und von Priester zu Priester zu laufen, unter denen es doch auch ungeheuer Ignoranten gebe, die es nicht verständen, ein eingeschüchtertes Gewissen zu beruhigen; er sähe kein kanonisches Hinderniß, das dieser Verbindung entgegenstände, vorausgesetzt, daß sich der Dichter dazu entschließen würde, seine Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Schließlich aber wies er darauf hin, wie die Angelegenheit eigentlich nicht seiner Competenz unterstehe, und er daher schon dem Vater und der Tochter gerathen habe, alle anderen Geistlichen bei Seite zu lassen und sich in dieser Sache einzig und allein an den Dechanten von Viberach zu wenden. \*)

Aber Bibis Rückkehr aus dem Kloster, Wielands Reise nach Roth, die Redereien der Mutter hatten in der Stadt eine gewaltige Aufregung hervorgerufen, und der Dichter hielt es daher für dringend geboten, Christine wieder möglichst rasch aus Viberach zu entfernen, um die Masse von Gerüchten verstummen zu lassen. Ein Plan nach dem anderen wurde entworfen, um sofort wieder verworfen zu werden; schließlich verfiel er auf die Idee, sich auch seinerseits an den Dechanten zu wenden und dessen Vermittelung anzuflehen. Ein Viberacher Bürger, Joh. Dan. Dettenrieder sollte ihm hierbei behilflich sein; es war dies ein Büchsenmacher von Profession, der aber auf dem von Wieland eingerichteten Liebhabertheater große schauspielerische Talente verrieth, und daher auch später zur Bühne übertrat und unter dem Namen „Abt“ in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst keine unbedeutende

\*) Ungedruckter Brief W.'s an Sophie La M. v. 9. 11. 1763.

Rolle spielte. \*) Auf Wielands Bitten begab sich dieser mit einem Billet zum Dechanten, um ihn um eine geheime Unterredung in der Nacht vom 3. zum 4. November zu ersuchen; der Dechant jagte zu, und von seinem treuen Achates Dettenrieder begleitet, trat der Dichter um elf Uhr seine nächtliche Expedition in den Pfarrhof an. Der Dechant bestätigte ihm zunächst aus eigener Wahrnehmung, daß in den katholischen Kreisen viel von seinem Verhältnisse zu Christine gesprochen werde; wesentlich sei dies die Wirkung der Reden der Mutter Hagel; es sei daher dringend nöthig, einen Skandal zu vermeiden, und dies könne nur durch einen Abbruch seiner Beziehungen zu Christine geschehen. Der katholische Magistrat sei fest entschlossen, sich dieser Heirath zu widersetzen und überhaupt keine Verbindung katholischer Mädchen mit Männern anderer Religion zu dulden. Nur durch einen Proceß gegen beide Magistrate könne er die Heirath erzwingen; dann aber werde er sicherlich Stellung und Bürgerrecht einbüßen. Ohnedies kein mannhafter Charakter und durch diese Perspective völlig geknickt, erklärte der Dichter sich bereit, auf die Forderung des geistlichen Berathers einzugehen; er versicherte, er habe als Mann von Ehre an dem Mädchen handeln wollen, werde aber fürder keinen geheimen Briefwechsel mit ihr unterhalten und sich überhaupt gänzlich den Wünschen des Dechanten unterordnen, den er als seinen Schutzengel ansehe. In höchst gedrückter Stimmung verließ Wieland um ein Uhr den Pfarrhof.

Der Dechant aber bestimmte am folgenden Tage Christinens Eltern, ihre Tochter schleunigst aus der Stadt zu entfernen; auf etwaige Fragen nach dem Grunde der Abreise sollten sie angeben, sie hätten entdeckt, daß durch die Beziehungen ihrer Tochter zu Wieland deren Religion Gefahr drohe, und sie seien daher entschlossen, sie gänzlich seinem Anblicke zu entziehen. Infolge der Rücksprache des geistlichen Herrn mit den Eltern scheint dem Mädchen von diesen hart zugesetzt worden zu sein, so daß sie am folgenden Tage durch Dettenrieder an den Geliebten die Frage stellen ließ, ob es denn wahr sei, daß er der Mutter schriftlich erklärt habe, er wolle nichts mehr mit ihr zu thun haben und überlasse sie völlig ihrem Schicksale. Wieland wollte Christinen eine Nachricht zukommen lassen, aber die sorgfältige Bewachung der Mutter verhinderte es; nur von ferne konnte er die Geliebte in der Dachstube ihres Hauses erblicken, und um ihr durch eine Geste wenigstens zu erkennen zu geben, daß sie sich seiner Liebe versichert halten könne, preßte er seine Hand auf das Herz; Christine aber sank von Gemüthsaufregung überwältigt zusammen.

Mehrere Stunden überließ sich der Dichter dem lebhaftesten Schmerze, der dann einer düstern Melancholie Platz machte. Von Neuem brach die Verzweiflung aus, als er am 5. November erfuhr, daß man am Morgen seine geliebte Christine weggeführt habe, und selbst in dem Briefe, den er vier Tage später an die Vertraute richtet, klingt jene verzweiflungsvolle Stimmung

\*) S. Ofterdinger a. a. O. D. 205.

durch. „Am vergangenen Sonntag Morgen“ — schreibt er hier — „hat man sie weggeführt, und ich weiß nicht, wohin; die Mutter besuchte mich noch in der Nacht vor ihrer Abreise und versicherte mir, . . . sie werde um jeden Preis verhindern, daß ich etwas von ihr erfahre; ihr ganzes Heil hänge davon ab, für die Zukunft jede Verbindung zwischen uns zu hemmen, jede Erinnerung ihrer Tochter an mich erscheine ihr als Todsünde; diese und tausend ähnliche Dinge führte sie an. Taub blieb sie allen Worten gegenüber, die ich an sie richtete; ich erniedrigte mich dazu, sie zu rühren, aber sie blieb unerbittlich.“\*)

Nahezu zwei Wochen blieb der Dichter ohne jede Kunde, wohin man das Mädchen gebracht, und sein Brief vom 22. November 1763 an Frau von La Roche hallt daher wider von Ausbrüchen der Verzweiflung, von Anklagen gegen sich selbst und gegen die Grundsätze der Gesellschaft, deren Opfer die beiden Liebenden geworden wären, und um so trauriger erschien ihm sein Loos, als ihn grade damals die Ungewißheit über den Ausgang seines Processes auf das Heftigste peinigte.

Endlich empfing er von Christine ein Lebenszeichen: in einem Briefe theilte sie ihm ihren Aufenthalt mit, deutete an, wie ein Briefwechsel zwischen ihnen zu ermöglichen sei, und beschwor den Geliebten, ihr eine Zusammenkunft zu gewähren. Sie befand sich siebzehn Wegstunden von Biberach entfernt in der Nähe von Ulm bei einem Glaser, dessen Frau mit der Mutter Hagel verwandt war. Wieland erwog sofort die Möglichkeit einer Zusammenkunft, und da grade damals der Dichter in Ulm in der Buchhandlung von Bartholomaei jun. seinen Roman *Don Silvio di Rosalva* verlegen ließ, so wollte er unter dem plausiblem Vorwande, mit diesem Herrn wegen des Druckes Rücksprache zu nehmen, nach Ulm reisen und von dort aus Christine besuchen.\*\*)

Frau von La Roche hatte allerdings eine solche Begegnung widerrathen, aber ein neues Schreiben Christinens — man sieht, daß trotz aller dem Dechanten gegebenen Versprechungen die Correspondenz recht rege war — hatte die frühere Bitte wiederholt und den 6. December als Tag der Zusammenkunft vorge schlagen. Die Lebhaftigkeit, mit der sie ihre Wünsche äußerte, bestimmte Wieland nachzugeben, und so trat er am 6. December seine Reise an. „Ich habe also“ — schreibt er nach der Heimkehr — „dieses theuere Wesen gesehen, und so groß ist die unbeschreibliche Sympathie, die uns beide beherrscht, daß wir für alles, was wir erlitten haben, tausendfach belohnt sind durch einen einzigen dieser Augenblicke, wo unsere Thränen sich in unseren Augen mischten.“ Er lobt sodann in diesem Briefe ihr gutes Aussehen: „Sie wächst und verschönt sich, daß es ein Segen ist“; „das Aussehen eines Mitteldings zwischen Jungfrau und Mutter, das sie an sich hat, steht ihr ausnehmend gut“. „Ich hoffe,“ — sagt er dann an einer anderen Stelle jenes Briefes — „wenn der hündische Proceß glücklich ausgehen

\*) Brief W.'s an Sophie La R. v. 9. 11. 1763.

\*\*\*) Brief W.'s an S. La R. von 22. Nov. 1763.

wird, dann werde ich noch zum Ziele gelangen. Freilich ist es nöthig, daß sie noch einen bestimmten Schritt thun wird, der ihr viel Mühe kosten und große Unannehmlichkeiten mit sich bringen wird; aber es ist unbedingt nöthig, und die heiligsten Pflichten erfordern es.“\*)

Trotzdem näherte sich das Verhältniß schon seinem Ende und in einem Briefe, den etwa zwei Monate später Wieland an seine Freundin Sophie richtet, spricht er sich in einem wesentlich elegischen Tone über seine Beziehungen zu Bibi aus. „Beurtheilen Sie“ — heißt es hier — „die beinahe unerträgliche Härte meiner Lage! Ich muß nicht nur von ihr getrennt leben und in Umständen, wo ich die Sorge um sie nur mir allein anvertrauen möchte, sie plumpen und feilen Seelen überlassen, sondern, um das Maß des Unglücks voll zu machen, muß ich sie noch durch Hoffnungen täuschen, die ich selbst nicht habe. . . . Wie viel Schwierigkeiten stellen sich selbst dann noch zwischen mich und meine Ruhe, wenn mein Rechtsstreit zu meinen Gunsten entschieden sein sollte! Die Kleine darf und muß nur meine legitime Frau sein, und mein Kind muß anerkannt sein. Sie sehen also, was sie zu thun gezwungen ist, bevor sie mir angehören kann. Aber was werden die Folgen sein? Alles dies ist schrecklich, und wenn der Himmel nicht, meiner Verfolgung müde, mir ein Asyl außerhalb jener verruchten Stadt Diberach zeigt, wie wird es dann jemals möglich sein, meine Pflichten und mein Glück mit den Umständen in Einklang zu bringen!“\*\*) Dieselbe düstere hoffnungslose Stimmung verrieth sich auch in dem am 16. Februar 1764 geschriebenen Briefe des Dichters, und dies ist das letzte datirte Schreiben der Sammlung, in dem er seiner Freundin gegenüber Christinens gedenkt.

Wodurch es zu einem Abbruch der Beziehungen kam, darüber lassen sich nur Vermuthungen anstellen. Gerade bei einer so excentrischen und schwankenden Natur, wie Wieland, ist es leicht erklärlich, daß die monatelange Trennung von dem Gegenstande seiner Neigung eine Erkaltung seiner Liebe zur Folge haben mußte; die Unsicherheit seiner Zukunft peinigte ihn; die Unterredung mit dem Dechanten und mancherlei Verhandlungen mit den Häuptern des evangelischen Senats hatten ihm zur Genüge dargethan, welche Hindernisse seiner Verbindung mit einem katholischen Mädchen entgegenstanden, und so mag der Dichter, ohnehin kein mannhafter Charakter, der die Schwierigkeiten mit Energie aus dem Wege zu räumen weiß, selbst mit der Zeit eine Lösung des Verhältnisses angestrebt haben. Den letzten Anlaß zur Trennung bot, wie es scheint, jene Forderung, die Wieland selbst in den Briefen vom 21. Dec. 1763 und 9. Februar 1764 Sophie gegenüber andeutet. Hier spricht er zwar nur mit allgemeinen Worten von einem Schritte, den Christine thun müsse, ehe sie seine Gattin werde; aus dem ganzen Zusammenhang aber ist ersichtlich (und obendrein wird es durch einen

\*) Brief W.'s an Sophie La M. v. 11. 12. 1763.

\*\*) Brief W.'s an Sophie La M. v. 9. 2. 1764.



Brief der Bondeli an Zimmermann bestätigt)\*), daß hierunter ihr Uebertritt zum Protestantismus zu verstehen ist. Christine hatte sich sicherlich nur mit schwerem Herzen darauf eingelassen, daß ihre gemeinschaftlichen Kinder in der protestantischen Religion erzogen werden sollten; als nun aber die weitergehende Forderung an sie herantrat, setzte das Mädchen, wie dies bei der einfachen frommen Erziehung, die es genossen hatte, bei der ganzen geistigen Atmosphäre, in der es gelebt, nicht anders zu erwarten war, wohl einen energischen Widerstand entgegen; hatte sie dem Manne auch Alles geopfert, ihren Seelenfrieden wollte sie nicht preisgeben — und diese Weigerung scheint dann zur Lösung des Verhältnisses geführt haben.

Wann der Bruch vollzogen wurde, ist gleichfalls ungewiß. Im Frühlinge des Jahres 1764 scheint der Briefwechsel noch fortgedauert zu haben; im Mai oder Juni wurde sodann Christine von einem Mädchen entbunden, das in der Taufe nach der Schutzpatronin der Musik, die gleichsam die erste Ursache seiner Existenz war, den Namen Cäcilie empfing; außerdem wurde es nach seiner Mutter Christine und nach der Frau von La Roche, der Wieland schon vorher eine Patheustelle angeboten hatte\*\*), Sophie genannt. Das Kind wurde in Rempten untergebracht, die Mutter begab sich nach Augsburg, wo sie durch ihrer Hände Arbeit ihr Brodt verdiente. Der Dichter aber war durch ihr Loos so gerührt, daß er sich nochmals zu einer Begegnung mit Christine verstand, und bei Nacht legte die arme kleine Mutter fünf Wegstunden zu Fuß zurück, um den alten Freund wiederzusehen.\*\*\*) Bald darauf scheint Wieland definitiv seine Forderung bezüglich des Religionswechsels gestellt, und die Weigerung Christinens dann den Bruch zur Folge gehabt zu haben.

Das Kind Christinens aber mag wohl bald nach seiner Geburt wieder verschieden sein, wenigstens finden wir seiner in keinem Briefe mehr gedacht. Nach dem Tode des Kindes ist dann wahrscheinlich auch die Mutter wieder in die Heimat zurückgekehrt; ja, es hat sogar den Anschein, als ob sie noch einen Versuch der Annäherung an Wieland gemacht habe; wenigstens verwahrt sich dieser in einem Briefe an Frau von La Roche, der zwar nicht datirt ist, aber muthmaßlich in die zweite Hälfte des Jahres 1764 fällt, dagegen, daß er mit Christine wieder einen Verkehr angebahnt habe; er erklärt, er habe keinerlei Antheil an der Rückkehr des Mädchens, habe sie noch nicht gesprochen und nur einmal von ferne gesehen, muß aber zugestehen, daß Christine ihm einen Zettel zugesteckt habe.†)

Bald darauf aber scheint der Dichter jenes Weib, das er noch vor wenigen Wochen als das theuerste Wesen auf der Welt bezeichnet hatte, völlig

\*) S. Wobemann, a. a. O., S. 273.

\*\*) Brief v. 9. 2. 1764.

\*\*\*) S. den Brief der Julie v. Bondeli an Zimmermann v. 25. 7. 1764 (Wobemann a. a. O. S. 290).

†) Brief Wielands an Sophie La R.; in der Sammlung mit c. 9 bezeichnet.

vergeffen zu haben: noch im Laufe des Jahres 1764 erörterte er in einem Briefe an Frau von La Roche halb scherzhaft, halb im Ernste das Project, daß ihm seine Jugendfreundin ihre älteste Tochter Maximiliane, die damals noch in den Kinderschuhen steckte, als Gattin aufheben möge,\*) und als gegen das Ende des Jahres 1764 Sophiens Schwager, der Bürgermeister von Hillern, aus dem Leben geschieden war, hatte der Dichter nichts Eiligeres zu thun, als bei der trauernden jungen Wittwe Cateau von Hillern, als er ihr den Beileidsbesuch machte, um ihre Hand anzuhalten und — sich bei dieser Gelegenheit einen Korb zu holen.\*\*)

Im Laufe des Jahres 1765 aber reichte er dann der weder schönen noch geistreichen, aber nicht unbemittelten Dorothea Hillenbrand die Hand und ging einen Ehebund ein, der nach den excentrischen und phantastischen Herzensneigungen der Vergangenheit die reine Prosa darstellte.

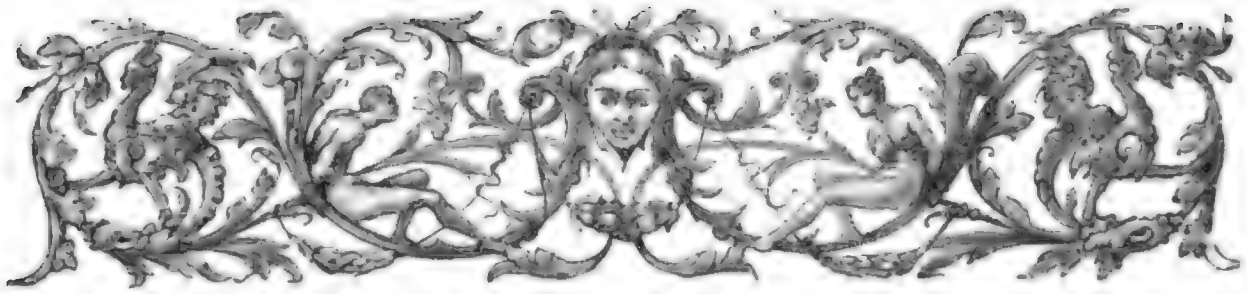
Und Christine? Nur durch das Kirchenbuch der katholischen Pfarrgemeinde in Biberach erfahren wir über sie einige kargliche Nachrichten.\*\*\*) Unter dem 15. Februar 1767 findet sich nämlich hier die Eintragung, daß Marie Christine Haglin an diesem Tage mit Franz Stowasser aus Betschau in Böhmen, Actuar bei dem löblichen k. k. Regiment Ungern, getraut worden sei; aus demselben Jahre stammt dann auch noch die Nachricht von der Geburt eines Kindes, und von da ab erlischt auch ihre Spur in den Tauf- und Todtenbüchern. Wahrscheinlich hat das Regiment bald darauf die Garnison gewechselt, und so ist denn auch damals das Ehepaar nach Osten gezogen.

Die Rolle aber, die Wieland bei diesem Liebesverhältniß gespielt, war keine edle, und man kann im Zweifel sein, ob man sich mehr wundern soll über den Mangel an Selbstbeherrschung bei der ausflodernden Leidenschaft und über die Leichtigkeit, mit der er sich über das Verwerfliche seines Vorgehens hinwegtäuscht, oder über die Verzagttheit, die er bei den Schwierigkeiten zeigt, und die Kleinmüthigkeit, mit der er schließlich das Mädchen aufgibt, das ihm ihr Alles geopfert. Es ist daher auch erklärlich, daß Wieland an diese Episode seiner Jugend in seinen späteren Jahren nicht gern erinnert sein mochte und der Name Christinens nicht mehr über seine Lippen kam. Ein kleines Denkmal hat er ihr indessen in einem seiner Werke gesetzt: Christine Hagel war es, die der guten, kunstlosen, sanfttherzigen Gullern, der schwarzen Hausgenossin Demokrits, im ersten Buche der Abderiten als Vorbild gedient hat.

\*) Undatirter Brief W.'s an Sophie La R. (d. 19. der Sammlung.)

\*\*\*) S. den Brief der Julie v. Vondeli an Zimmermann vom 19. Mai 1765 bei Bodemann a. a. O. S. 264. (Dort steht allerdings 1764, dies muß aber ein Irrthum sein, da damals noch Hillern lebte.)

\*\*\*\*) Ich verdanke diese Nachrichten der gütigen Mittheilung des Herrn Stadtpfarrers Müller in Biberach.



## Die Criminalität in Deutschland.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

**S**eit dem Jahre 1882 gehört das Deutsche Reich zu denjenigen Staaten, welche alljährlich sorgfältige, auf Zahlen beruhende Rechenschaftsberichte über die Ergebnisse der Strafrechtspflege und den Umfang und Inhalt der verbrecherischen Thätigkeit veröffentlichen, durch die Beschlüsse des Bundesrathes vom 5. December 1881 wurde die Herstellung einer auf das ganze Reichsgebiet sich beziehenden Strafstatistik in Aussicht genommen und damit die Möglichkeit zur Ausfüllung einer Lücke geschaffen, die sich der Wissenschaft nicht minder wie der Gesetzgebung höchst empfindlich bemerkbar gemacht hatte. Die Statistik der deutschen Strafrechtspflege, deren Bearbeitung durch das statistische Amt des Reiches und das Reichsjustizamt erfolgt, erstreckt sich nicht auf die Gesamtheit aller strafbaren Handlungen; es sind von ihr ausgeschlossen alle Uebertretungen, sowie alle diejenigen strafbaren Handlungen, welche ein Landesgesetz verletzen, sodaß also nur die Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze ihren Inhalt bilden; trotzdem beansprucht sie die höchste Bedeutung und Wichtigkeit und dieser Unvollständigkeit ungeachtet enthält sie ein getreues Bild der auf die Verletzung der Rechts- und Sittenordnung gerichteten Thätigkeit des deutschen Volkes. In den seit 1882 veröffentlichten Bänden, welche als Musterarbeiten auf statistischem Gebiete bezeichnet werden dürfen, ist ein überreiches Material zur Beurtheilung der socialen Zustände unseres Volkes enthalten; nicht nur der Criminalist kann aus ihm eine Fülle von Belehrungen schöpfen, sondern auch der Staatsmann und Volkswirth wird durch das Studium desselben Manches

lernen und von geradezu unschätzbarem Werthe sind diese statistischen Ergebnisse der Strafrechtspflege für den Völkerpsychologen, welcher es versteht, die Volksseele in ihren so mannigfachen Lebensäußerungen zu verfolgen und den mitunter so verborgenen und versteckten Wegen und Pfaden nachzugehen, auf welchen der Volksgeist wandelt; daß ohne die Kenntniß der Criminalstatistik auch der bedeutendste Culturhistoriker nicht im Stande ist, den derzeitigen Culturzustand der deutschen Nation in zutreffender Weise darzustellen, liegt auf der Hand. Leider wird diese Bedeutung der Criminalstatistik für die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens noch lange nicht in ausreichendem Maße gewürdigt und die so überaus verschiedenen Ansichten über die deutsche Criminalität der Gegenwart erklären sich nicht zuletzt daraus, daß die Statistik für die Meisten ein Buch mit sieben Siegeln ist, das man wohl dem Namen, aber nicht dem Inhalte nach kennt. Es mag daher wohl gestattet sein, einige der Hauptergebnisse der Criminalstatistik im Folgenden zur Kenntniß eines größeren Kreises zu bringen; von der Mittheilung von Zahlen sehen wir dabei so gut wie gänzlich ab, weil durch die Heranziehung dieses, für die wissenschaftliche Arbeit allerdings nicht zu entbehrenden Handwerkzeuges der Forschung die Darstellung eine schwerfällige und für den Leser ermüdende würde. —

Seit 1882 hat sich die Zahl der Verbrechen und Vergehen mit Ausnahme des Jahres 1888 ständig vermehrt; zur Zeit kommen auf 100 000 strafmündige Einwohner des Reichsgebietes 1102 verurtheilte Personen, dagegen 1418 strafbare Handlungen; die Zahl dieser vermehrt sich in erheblicherem Maße als die Zahl jener, woraus mit Recht gefolgert wird, daß das gelegentlich verübte Verbrechen mehr und mehr in den Hintergrund, das gewohnheitsmäßig begangene dagegen in den Vordergrund tritt, eine Thatsache, welche auch durch die höchst bedenkliche Zunahme der rückfälligen Verbrecher in mehr als genügendem Maße bewiesen wird. Die Zunahme der Criminalität ist eine weit stärkere als die der Bevölkerung; während diese sich in der letzten Periode nur um etwas mehr als 5% vermehrt hat, beträgt die Vermehrung der Verbrechen und Vergehen mehr als 12%, gewiß ein Zeichen dafür, daß die Bewegung der Criminalität eine wenig befriedigende genannt werden muß. An dem Gesamtbetrage der strafbaren Handlungen sind die einzelnen Delicte und Delictsgruppen in verschiedenem Grade betheiligte. Wie bei allen westeuropäischen Völkern entfällt auch bei den Deutschen der Hauptbetrag der alljährlich begangenen Verbrechen und Vergehen auf die Vermögensdelicte; der Einbruch der besitzlosen Volksklassen in die Vermögens- und Eigenthumsrechte der Besizenden bildet die Strafthat, gegen welche der Staat am häufigsten einschreiten muß; unter den Vermögensdelikten ist der Diebstahl in seinen verschiedenen Formen bei Weitem das wichtigste Delict, er ist nicht nur für die ganze Gruppe, sondern auch für das ganze Budget der Verbrechen und Vergehen maßgebend und die Vermehrung oder Verminderung der diebischen Antastungen des Eigenthums drückt sich in der Bewegung der

Criminalität überhaupt deutlich genug aus. Die Vermögensdelicte haben sich in Deutschland 1882—1886 ständig vermehrt, mit diesem Jahre trat eine Verminderung ein, die leider jedoch nur eine vorübergehende war und im Jahre 1889 einer starken Vermehrung Platz gemacht hat; die Gründe, welche hierfür maßgebend sind, sind unschwer festzustellen; die Verbrechen gegen das Vermögen werden in erster Linie durch Noth und Elend hervorgerufen, der Zustand der wirthschaftlichen Verhältnisse, die Höhe der Lebensmittelpreise sind für ihre größere oder geringere Häufigkeit von erheblichster Bedeutung, und wenn in der Criminalstatistik ein Satz allgemein anerkannt ist, so ist es der, daß die Vertheuerung der wichtigsten Lebensmittel eine Vermehrung der Vermögensdelicte und speciell der Diebstähle fast regelmäßig zur Folge hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir die so außerordentlich beträchtliche Zunahme dieser Delicte im Jahre 1889 auf die Erhöhung der Preise der Lebensmittel zurückzuführen haben, und es darf mit Sicherheit behauptet werden, daß eine rückläufige Bewegung erst dann zu constatiren sein wird, wenn die Massen der Bevölkerung wieder in der Lage sind, zu bescheideneren Preisen, die für ihren Lebensunterhalt nothwendige Nahrung sich beschaffen zu können. Der sociale Charakter der Verbrechen als Massenerscheinung zeigt sich bei keiner Delictsgruppe so deutlich, wie bei den Vermögensverbrechen, und nicht mit Unrecht hat man deshalb gesagt, daß in ihrer Zahl das Massenelend und die Massenarmuth zum Ausdruck komme. Je ärmer ein Landstrich, um so zahlreicher die Vermögensverbrechen, und die geographische Vertheilung derselben auf das Reichsgebiet bestätigt diesen Satz vollinhaltlich; in dem ärmeren Osten, an dem östlichen Grenzwall des Reiches erreichen die Verurtheilungen wegen Diebstahls die höchsten, in dem reicheren Westen und Südwesten die niedrigsten Zahlen.

Nächst den Vermögensverbrechen beanspruchen in dem Budget deutscher Criminalität die Verbrechen und Vergehen gegen die Person die größte Aufmerksamkeit; auch diese haben sich seit 1882 stetig vermehrt und besonders stark ist die Vermehrung bei dem wichtigsten Delicte der ganzen Gruppe, der Körperverletzung gewesen; in dem Jahre 1889 wurden wegen gefährlicher Körperverletzung 57 191 Personen verurtheilt, 1882 hingegen nur 38 291, die Statistik erweist also eine Vermehrung, die hinter der Verdoppelung nicht weit zurückbleibt; auch andere Delicte dieser Gruppe, so vor Allem die Sittlichkeitsverbrechen, weisen eine beachtenswerthe Zunahme auf, die jedoch auch nicht entfernt an die Vermehrung der eben genannten Delicte heranreicht. Zweifellos muß hierin ein vollgiltiger Beweis dafür erblickt werden, daß die Verrohung in bedenklicher Weise zugenommen hat, und höchst bedauerlich ist es, daß die Bestrafung der Körperverletzung, dieses Rohheitsdelictes par excellence, in vielen, ja geradezu in den meisten Fällen, eine überaus milde ist. Die Vermehrung der Körperverletzungen hängt mit der Ausbreitung der Trunksucht in erster Linie zusammen; die geographische Vertheilung derselben zeigt, daß in denjenigen Theilen des Reiches, in welchen am meisten getrunken

wird, die Zahl der Körperverletzungen die größte ist; während die bayrischen Gebiete in Ansehung der Zahl der Vermögensdelicte eine weit günstigere Stelle erhalten, als die östlichen und nördlichen Theile des Reiches, übertreffen sie diese, was den Umfang und die Häufigkeit der Verletzungen der körperlichen Integrität anlangt, bei Weitem und es ist bezeichnend, daß in einem von der Natur so reich gesegneten und blühenden Landstrich wie in der Rheinpfalz verhältnißmäßig die meisten Körperverletzungen verübt werden.

Das Verhältniß der Geschlechter unter den verurtheilten Personen hat während der ganzen Beobachtungsperiode keine wesentliche Veränderung erlitten: es betheiligen sich die weiblichen Personen in Deutschland in etwa fünf Mal geringerem Maße an den Verbrechen als die männlichen; natürlich bleibt sich dieses Verhältniß bei den einzelnen Delicten nicht gleich, bei manchen ist der verhältnißmäßige Antheil der weiblichen Personen ein weit erheblicherer, bei anderen wiederum ein wesentlich geringerer, zu jenen gehören Mord, Todtschlag, Meineid, einfacher Diebstahl, Fehlerei und Brandstiftung, zu diesen die Sittlichkeitsverbrechen, Raub und die mit dem öffentlichen Leben zusammenhängenden Straftthaten; die Bethheiligung des weiblichen Geschlechtes an Verbrechen giebt zu besonderen Bedenken keinen Anlaß, wenn auch wohl zu beachten ist, daß die Zahl der Rückfälligen unter den verurtheilten Frauen eine relativ erhebliche ist und daß sich unter den vorbestraften Frauen recht viele befinden, welche nicht einmal, sondern mehrmals bestraft wurden; es zeigt sich hier die Wahrheit der bekannten Erfahrung, daß, wenn erst das Weib einmal in die Schlingen des Verbrechens gefallen ist, der ersten Verfehlung weitere folgen.

Sehr ungünstige Ergebnisse bietet die Strafstatistik in Ansehung der Bethheiligung jugendlicher Personen am Verbrechen und vielleicht verdient kein Abschnitt der statistischen Darstellungen die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers in höherem Maße als der hierauf bezügliche. Die Bethheiligung der im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren stehenden Personen an den strafbaren Handlungen ist seit 1882 derart gestiegen, daß auf diese Personen nunmehr der zehnte Theil aller Verurtheilungen fällt; bei einzelnen Delicten ist dieselbe aber weit bedeutender, und die tiefe Entartung der jugendlichen Altersklassen wird vor Allem dadurch bewiesen, daß es die schwersten Verbrechen sind, an welchen sich die Jugend in besonders hervorragendem Maße betheiligt; es gehören hierher nicht nur Brandstiftung, schwerer Diebstahl, Raub und Erpressung, sondern auch die schwersten Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Weiter verdient hervorgehoben zu werden, daß von den bestrafteu Jugendlichen ein sehr großer Theil, mehr als der dritte, erst im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren steht und daß auch diese Personen wegen der Verübung der schwersten Verbrechen verurtheilt werden mußten. Die Verurtheilung einer im jugendlichen Alter stehenden Person kann aber nach deutschem Strafrechte nur erfolgen, wenn der Richter feststellt, daß sie in geistiger Beziehung die nöthige Reife besaß, um die Strafbarkeit der be-

treffenden Handlung einsehen zu können; wenn nun die Verurtheilung solcher Personen wegen schwerer Uebelthaten von Jahr zu Jahr in steigendem Umfange erfolgt, so kann allerdings nicht daran gezweifelt werden, daß die jugendlichen Altersklassen in bedenklichster Weise entartet sind, und der Criminalist hätte wohl Veranlassung, sich an das schöne Wort zu erinnern, welches der große Herzens- und Menschenkenner im Hamlet ausspricht:

Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an  
Zu oft noch eh' die Knospe sich erschließt,  
Und in der Früh' und frischem Thau der Jugend  
Ist giftiger Anhauch am gefährlichsten.

Auch die jugendlichen Verurtheilten weisen eine große Zahl Vorbestrafter auf und wie unter den erwachsenen Verbrechern, so hat sich auch unter den kaum dem Knabenalter entwachsenen Sündern der Antheil der Rückfälligen sehr erheblich vermehrt. Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Umständen eine Verminderung des Verbrecherthums für die nächste Zeit nicht erwartet werden kann, und die Perspektiven, welche uns die Statistik der jugendlichen Verbrecher eröffnet, können nur als höchst unerfreuliche bezeichnet werden; sind erst diese jugendlichen Uebelthäter vollständig herangewachsen, so werden sie die Reihen der Verbrecherbataillone verstärken und vor Allem dazu beitragen, daß das Gewerbs- und Gewohnheitsverbrecherthum die Thätigkeit der Polizei- und Gerichtsbehörden noch in weit höherem Maße feßelt, als dies jetzt der Fall ist.

Der Antheil, welcher von den alljährlich begangenen Verbrechen auf die Angehörigen der verschiedenen Religionen fällt, ist in der Hauptsache während der ganzen Beobachtungsperiode derselbe geblieben; im Allgemeinen ist die Criminalität der Katholiken größer als die der Protestanten, während diese die jüdische Criminalität bei Weitem übertrifft; selbstverständlich darf man diese Verschiedenheit nicht auf die religiösen Lehren zurückführen; die relativ größere Criminalität der Katholiken erklärt sich einfach durch die That- sache, daß die Gegenden, in welchen die Verbrechen und Vergehen besonders häufig begangen werden, von einer katholischen Einwohnerschaft vorzugsweise bewohnt sind, während für die Erklärung der geringeren Criminalität der jüdischen Bevölkerung in erster Linie auf deren größere Wohlhabenheit hinzuweisen ist; erheblicher als die Criminalität der christlichen Bevölkerung ist die der jüdischen bei Betrug, Urkundenfälschung und Erpressung, was durch die bekanntlich höchst rege Bethheiligung derselben an Handel und Gewerbe zu erklären ist, mit welchen Berufen die Gelegenheit zur Verübung dieser Straftthaten in reichem Maße verbunden ist. Einen praktischen Werth haben die Untersuchungen über die Stärke der einzelnen Religionen unter den Verbrechern überhaupt nicht, ein Einfluß der Religion auf die Criminalität muß, soweit die in Deutschland anerkannten, ihrem ethischen Gehalte nach in der Hauptsache übereinstimmenden Religionen in Betracht kommen, in Abrede

gestellt werden; das Moment der Religion trifft mit socialen Momenten zusammen, welche in ihrer Gesamtheit die mit Unrecht sonst der Religion beigelegte Wirkung haben, und die deutsche Statistik kann deshalb den Ausspruch eines geistvollen italienischen Gelehrten, der sagt: „Non e rapporto di causalita tra la religione e la moralita“ nur bestätigen.

Auch die Bethheiligung der einzelnen Berufe an den Verbrechen hat sich so gut wie nicht verändert; wenn man davon absieht, daß die Mehrheit der Verbrecher zu den Berufslosen gehört, so zeigen die dem Handel und Verkehr Angehörigen ungünstigere Verhältnisse als die in der Industrie und Landwirthschaft Thätigen, während die häuslichen Dienstboten die günstigsten aufweisen; in anderen Ländern ist das Verhältniß nicht dasselbe, so ist die Criminalität in Frankreich bei den Dienstboten besonders groß, während auch dort die Landwirthschaft wesentlich günstiger gestellt ist, als Handel und Verkehr. Daß die unselbständigen Personen einen größeren Antheil zu den Verbrechern stellen wie die Selbständigen, kann nicht überraschen. Was die Bethheiligung der verschiedenen Berufe an den einzelnen Delicten anlangt, so ist die landwirthschaftliche Bevölkerung bei gefährlicher Körperverletzung, Brandstiftung und Diebstahl stark, bei Sittlichkeitsdelicten und den eine gewisse Raffinirtheit erfordernden Vermögensverbrechen hingegen nur schwach betheilig; letztere bilden die Hauptdelicte der Angehörigen des Handels- und Industrie-standes; eine ziemlich ungünstige Stellung nehmen die sogenannten liberalen Berufe ein, sie stellen ein erhebliches Contingent zu den wegen Sittlichkeitsverbrechen verurtheilten Personen, eine Thatsache, die auch in anderen Ländern beobachtet worden ist. Es bedarf kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß auch das Moment des Berufes mit anderen socialen Momenten zusammen- trifft und deshalb nicht allein für die größere oder geringere Criminalität der einem bestimmten Berufe Angehörigen verantwortlich gemacht werden kann; die relativ günstige Stellung der Landwirthschaft erklärt sich vor Allem dadurch, daß der Gelegenheiten zur Verübung von Verbrechen in ihr die wenigsten sind; die Gelegenheit macht nicht nur, wie das Sprüchwort sagt, Diebe, sondern Verbrecher überhaupt.

Der Einfluß des Familienstandes auf die Criminalität läßt sich nur mit großer Vorsicht in richtiger Weise würdigen, da derselbe durch andere Momente wie Alter, wirthschaftliche Lage, Beruf zum größten Theile ver- wischt wird; die Ehe schlechthin als ein Palliativ gegen verbrecherische Ver- suchungen zu betrachten, kann nicht als richtig bezeichnet werden, doch stellen sich allerdings bei einer großen Anzahl von Delicten die Verheiratheten günstiger als die Ledigen; in den Altersklassen unter 40 Jahren ist die Criminalität der Unverehelichten bei den meisten Verbrechen stärker als die der Ver- heiratheten, während unter den im Alter von 40 bis 60 Jahren Stehenden der auf die letzteren entfallende Antheil an den Verbrechen überhaupt erheb- licher ist wie derjenige, den die ersteren stellen; auch im Greifenalter ist die Criminalität der Verheiratheten, mit Ausnahme bei Mord und Todtschlag,



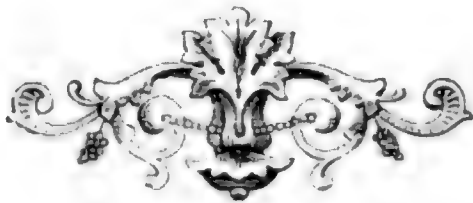
bedeutender als die der Ledigen, Geschiedenen und Verwitweten, und es muß hervorgehoben werden, daß der relative Procentsatz verheiratheter Personen unter den wegen Sittlichkeitsverbrechen Verurtheilten ein recht hoher ist. Französische und italienische Criminalisten haben dieser auffallenden Thatsache größere Erörterungen gewidmet und die Erklärung dafür vor Allem in dem Umstände gefunden, daß viele Ehen ohne Liebe geschlossen werden; „es giebt eine Art Auffassung der Ehe,“ sagt Tarde, „die der Libertinage und Debauche sehr nahekommt.“ Wir werden diese Erklärung auch für die deutschen Verhältnisse als zutreffend anzunehmen haben und demgemäß die vielverbreitete Anschauung zurückweisen müssen, daß die Ehe schlechthin eine Panacee gegen das Verbrechen bildet.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Zahl der rückfälligen Verbrecher von Jahr zu Jahr gestiegen ist; zur Zeit besteht fast der dritte Theil aller Verurtheilten aus vorbestraften Personen; eine besonders intensive Vermehrung hat die Zahl der mit mehreren Vorstrafen belegten Rückfälligen erfahren und für die geringe Wirksamkeit der Strafen ist es bezeichnend, daß der größte Theil der Rückfälligen in kürzester Frist seit der Verbüßung der letzten Strafe das neue Verbrechen begeht; gerade bei den schwersten Verbrechen ist die Zahl der Rückfälligen besonders groß und wohl oder übel muß die Strafrechtswissenschaft aus den Ergebnissen der Statistik den Schluß ziehen, daß ein Theil der Verbrecher zu den unverbesserlichen gehört, gegen welche sich die Gesellschaft nur dadurch zu schützen im Stande ist, daß sie dieselben dauernd unschädlich macht.

Werfen wir noch einen Blick auf die Angaben der Statistik über die Begehungszeit der strafbaren Handlungen, so erfahren wir, daß die meisten Verbrechen gegen die Person während des Sommers, die meisten Verbrechen gegen das Vermögen dagegen während des Winters verübt werden, nächst dem Winter bildet der Herbst die Jahreszeit, in welcher das Vermögen am häufigsten angetastet wird, während im Sommer und Frühling die Häufigkeit der Antastung annähernd dieselbe ist; für die Verbrechen gegen die Person ist nächst dem Sommer der Herbst die kritische Jahreszeit, während die Zahl dieser Delicte im Winter verhältnißmäßig am tiefsten sinkt. Der Höhepunkt der Sittlichkeitsverbrechen liegt in dem Sommer. Für die Erklärung dieser Vertheilung kommt einerseits der Einfluß der während des Winters stets fühlbareren wirthschaftlichen Noth in Betracht, andererseits aber der Einfluß der Temperatur. Wenn es auch übertrieben und geradezu falsch ist, mit Lombroso zu sagen, daß man ebenso einen Kalender der Verbrechen zusammenstellen könnte, wie auf Grund der Blüthezeit der Pflanzen einen botanischen Kalender, so ist doch andererseits nicht zu bezweifeln, daß die Steigerung der Temperatur die Widerstandskraft gegen gewisse Verbrechen abschwächt, und der Moralstatistik ist es längst bekannt, daß im Sommer nicht nur die Sittlichkeitsverbrechen, sondern auch die Selbstmord- und Irnsinnfälle ihren Höhepunkt erreichen. Die Anerkennung dieses Einflusses der Temperatur auf die ver-

brecherischen Neigungen zwingt uns natürlich nicht, der mechanisch-deterministischen Anschauung beizupflichten, welche behauptet, daß in Folge des während des Sommers geringeren Bedarfs an Stoffen zur Erhaltung der körperlichen Wärme ein Kräfteüberfluß eintritt, der im Zusammenhang mit einer größeren Reizbarkeit sich in verbrecherischen Handlungen äußert; die tiefere Betrachtung der Thatsache wird die Erklärung nicht sowohl auf dem physiologischen, sondern auf dem psychologischen Gebiete zu suchen haben, und die Verantwortlichkeit des Verbrechers für seine That wird durch die nachweisbaren Einflüsse der Temperatur nicht im Geringsten berührt.

Aus den vorstehenden Bemerkungen ergibt sich, daß die Criminalität in Deutschland nach mehr als einer Richtung ein recht ungünstiges und unbefriedigendes Bild darbietet, und leider kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Mittel, mit welchen der Staat das Verbrechen bekämpft, sich mehrfach als unbrauchbar und ungeeignet erwiesen haben. Die Reform des Strafrechtes und der Strafrechtspflege wird gegenwärtig in weiten Kreisen mit großer Lebhaftigkeit erörtert, angesehenere Vereine beschäftigen sich mit ihr, in einer schwer zu übersehenden Literatur werden die verschiedensten Reformvorschläge entwickelt und mehr und mehr drängt sich auch den Vertretern der alten Traditionen die Ueberzeugung auf, daß ohne eine durchgreifende Aenderung der geltenden Gesetzgebung eine wirksame Bekämpfung des Verbrechens nicht zu erhoffen ist. Die Criminalstatistik rechtfertigt diese Bestrebungen in vollem Maße, sie weist aber andererseits auch darauf hin, daß man von der Aenderung der Gesetzgebung nicht allein eine Besserung erwarten darf, sie bietet Material genug, um den engen Zusammenhang des Verbrechens mit den socialen Verhältnissen deutlich erkennen zu lassen. Das Verbrechen ist eine sociale Erscheinung; von diesem Satze muß die Gesetzgebung, muß die Strafrechtsreform ausgehen, und so lange derselbe nicht allenthalben in gebührendem Maße anerkannt wird, kann die Bekämpfung der Criminalität auf Erfolge nicht rechnen. Die Aufsehen erregenden Straffälle unserer Zeit bestätigen die Richtigkeit dieses Satzes, dessen Verkenning und Ignorirung in erster Linie dafür verantwortlich zu machen ist, daß am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts die Befriedigung, welche die Strafrechtspflege gewährt, von Jahr zu Jahr eine geringere wird.





## Henrik Ibsen als Frauenschilderer.

Von

L. Marholm.

— Berlin. —

**U**eber meinem Tisch hängt ein alter Stich nach einem Frauenportrait des jüngeren Holbein in der Windsorgalerie. Es ist ein ganz Hedda Gabler'sches Gesicht — Hedda Gabler vor dreihundert Jahren. Eine linienschöne Person nach der neuesten damaligen Mode gekleidet, einen halben Heiligenschein auf dem Kopf, mit hochgezogenen Puffenärmeln und hohem Kragen, Alles recht sittlich eingezwängt und eingeschnürt, und dazu ein unergründliches Gesicht mit kalten verschleierten Augen und einem schmalen Mund, der nichts Gutes verspricht. Es ist eine wohlerzogene Dame aus guter Familie, die bestimmt nicht abspringt, weder vom Zug noch vom Wagen, aber vielleicht zu sich einsteigen läßt. Und sie sieht so bewußt unschuldig und anständig lockend aus, als hätte sie auch einen Eckert Löoborg gehabt, um sie theoretisch in das Leben der jungen Männer einzuweihen.

Hedda Gabler — das ist die Dame aus der höheren Bourgeoisie, reinlich skelettirt und präparirt, daß jeder des Studiums der Lebenserscheinungen und des Standesgepräges Besessene sie mit Hilfe einiger Vorkenntnisse in ihrer inneren Structur, wenn ich so sagen darf, im Knochenbau ihrer Seele genau sondiren und studiren kann. Und um als alter Lebenskenner ein wenig von der Spur abzulenken, auf der er jagte, gab Ibsen die Parole aus: diesmal ist's bloß eine psychologische Studie, nichts von Gesellschaftskritik und Entrüstungspeffimismus. Liebe gute und schlechte Gesellschaft, du kannst ruhig sein!

Aber die Gesellschaft war nicht ruhig. Diese Hedda Gabler war ein

Stück, das ihr mißfiel. Zunächst hatte es alle Damen gegen sich, die mit einem solchen moralischen Ungeheuer kleinen Stils jede Gemeinschaft ablehnten, dann alle Damenverehrer, die das ganze Geschlecht durch sie gekränkt fanden, endlich die meisten Männer, die nichts Psychologisches, weder männliche noch weibliche Psychologie, darin zu entdecken vermochten.

Und das war nicht bloß so in Deutschland und nicht bloß so in England, der Heimat der Frauenemancipation und sittlichen Entrüstung, auch in des Dichters eigenem Skandinavien wurde man scheu. Die Priester, die das heilige Feuer auf den Altären des großen Geschiedenen hüteten, spitzten die Ohren: Was ist das, fängt er nun an, aus dem Grabe zu reden? und die keuschen Priesterinnen des reinen Ibsencultus beobachteten ein drohendes Schweigen. Es entstand eine Stille daheim und draußen um das gefährliche Stück — die Stille vor dem Gewitter, wo es Schlossen regnet.

Einem anderen Dichter hätte es gleich auf den Pelz gebrannt. Aber der große Name des großen Propheten hielt Hände und Zungen noch im Zaume.

Und unter uns, Ibsens freien Geistern: so ganz glücklich ist der greise Augur diesmal auch vielleicht nicht gewesen? Es ist diesmal ein bißchen mehr vom Schnürchen sichtbar im dramatischen Puppenspiel als gewöhnlich, und die beiden Pistolenschüsse in diesem bürgerlichen Bummelmilieu bringen uns nun vollends um die Illusion. Und nun noch gar: in verschiedenen Schönheitsgraden sterben! und mit und ohne Weinlaub im Haar leben! — a, lieber Gott, wo spricht man denn so, und vor Allem: wo, in der oberen oder unteren Welt, denkt man denn so?

Man muß das Gerüst abtragen und sein Handwerkszeug bei Seite schaffen, verehrter Meister, wenn das Haus fertig ist.

Und doch! so glatt ist die Geschichte nicht abgemacht. Es versteckt sich noch etwas im Stück, das nirgendwo mit einem Wort gesagt ist, das aber zuweilen zuckt und klopft wie ein kranker Nerv; und wer diesen Nerv zu fassen bekäme, der hielte das intimste Leben dieser Dichtung in der Hand. Nur daß man bei Ibsen nie weiß, ob man wirklich an den centralen Nerv rührt oder nicht rührt — vielleicht weil dieser Nerv keine Seelenschwingung ist, in der des Dichters ganzer Ichcomplex mitbebt, sondern ein Gedanken-zucken im Gehirn, das von anderen Factoren kommt.

Der Punkt aber, auf dessen Verührung die Walze in „Hedda Gabler“ sich zu drehen anfängt und das ganze Stück sich reinlich herunterspielt mit starker Resonanz und aufgeschlagenem Deckel ist: die Auflösung eines Ideals.

In „Nora“ formulirte Ibsen das moderne Frauenideal; in „Hedda Gabler“ löste er es auf. Was dazwischen liegt, ist langsame Miniarbeit. Der Bergmann ist (siehe die intimen Selbstbekenntnisse in Ibsens Gedichten) in die Tiefe gestiegen und gräbt und hackt im Dunkeln. Kein Tag scheint zu ihm hinein, er weiß selbst nicht, was er sucht, und er weiß nicht, was

er findet. Sind es Diamanten, sind es Kohlen? Im Dunkeln sitzend, wie er, entdeckte er das „unterdrückte Weib“ und holte es herauf und glaubte, er hätte den Schatz gehoben und den Diamanten gefunden. Aber als er ihn zu bearbeiten anfing, sah er, daß es nur Bergkrystall zu sein schien, und als er näher untersuchte, hielt er bloß Kohle in der Hand.

„Nora“ war der ungeschliffene Diamant, „die Frau vom Meere“ der geschliffene Bergkrystall, „Hedda Gabler“ ist Kohle, aber eine schlechte Gattung, die keine Wärme giebt.

Wie wurde Henrik Ibsen, „le célèbre bas-bleuiste“, wie ihn ein ebenso berühmter Landsmann nannte, zum Strindberg'schen Misogyn?

— „Der Mann schuf das Weib — woraus doch?“ sagt Nietzsche. „Aus einer Rippe seines Gottes, des Ideals.“

In diesem kleinen Bonmot des großen Lebenskenner's, scheint mir, haben wir Alles beisammen, was je vom Manne über das Weib gesagt, gedacht, gefühlt und gesungen worden ist — die ganze Dichtung des Mannes vom Weibe in nuce.

Alle seine Eitelkeiten und alle seine Bedürfnisse, die zartesten Melodien seiner Seele und die brutalsten Forderungen seiner Sinne, all sein Können und Nichtkönnen, seine ganze Feinheit und seine ganze Dummheit hat der Mann verewigt in seinem Liebe vom Weibe.

Das Weib schwieg. Oder wenn es sich hören ließ, so war es nichts Besonderes. In den alten Zeiten erhob es zuweilen ein Gezwitzcher wie ein Vogelweibchen — in den neuen Zeiten (man denke an die berühmten Schriftstellerinnen: George Sand, Georges Elliot, Frau Edgren zc.) bemoralisirte es den Mann. Und da das Geschlecht der modernen Schriftstellerinnen eine gewisse natürliche Anlage hat, sich in Hosen zu bewegen, so kann man sie eigentlich nicht unter die Kategorie „Frauen“ rechnen, sondern in eine Uebergangsformation.

Das intacte Weib hat sich nie verrathen, es hat nie über sich selbst aus der Schule geplaudert — warum? Das gehört nicht hierher — es hat geliebt und sich lieben lassen, so gut es konnte, es hat gehaßt und gequält, und das konnte es gut, und sein glücklich-unglückliches Versuchsobject hat gedichtet und gesungen, gejubelt und gelitten, gesungen und gedichtet . . .

Darum ist Alles, was der Mann vom Weibe geschrieben, eine Dichtung über des Mannes Vorstellung vom Weibe, ein Ausdruck von dem, was der Mann am Weibe bedarf, beim Weibe sucht, vom Weibe verlangt, bei ihm findet oder nicht findet, eine Spiegelung des wechselnden Spiels der Mannesseele durch alle Zeiten.

Darum schuf auch jeder Mann, jede Nation, jedes Zeitalter einen bestimmten Typus von Frauen.

Die französische Oberflächensensualität variierte durch die Jahrhunderte den Typus der saugenden, quecksilbernen Kofette, die beiden großen deutschen Frauendichter Goethe und Keller schufen das unreflectirte, innig-sinnliche

Naturkind, John Bull hat seit der Renaissance sich als Mann so gewissenhaft versimpelt, daß er gar keinen weibmenschlichen Typus mehr, nur noch Elfen und ähnliches reines Phantasiezeug zu schaffen vermochte, in der neuen skandinavischen Dichtung sind die Frauen eine internationale Leihcollection, mit Ausnahme der Strindberg'schen Gyäne und des Ibsen'schen „denkenden Weibes.“

Das Strindberg'sche Weib-Fatum, der grauenhafte Vampyr, der das Blut des in Wollust und Abicheu zuckenden Mannes saugt — ein Bild für eine Max Klinger'sche Radirung, für Félicien Rops' Nachtstück-Mysterien — kann nicht mit Worten ergründet und geschildert werden, kann nicht plastisch veranschaulicht werden — dazu bedarf es des Hellbunkels, der wirklich-unwirklichen Körperlichkeit in den Schöpfungen eines großen Malers. Bleibt übrig: das Ibsen'sche Weib.

Und das Ibsen'sche Weib hält jetzt seinen Zug durch Europa.

Grund genug, sie zu betrachten, wie sie vor uns steht in seiner Dichtung — wie sie vor uns steht im Leben.

Hedda, Ellida („Meerfrau“), Rebecca („Rosmersholm“), Gina, Hedwig („Wildente“), Frau Alving („Gespensster“), Nora, Petra („Volksfeind“), Selma („Bund der Jugend“), Lona („Stützen der Gesellschaft“), Solveig („Per Gynt“), Agnes („Brand“), Schwanhild („Komödie der Liebe“) — da haben wir Ibsens Production, seitdem er Ibsen wurde, er selbst, der Suchende, der Zersekende, der große Mißtrauer.

Der erste, ganz allgemeine Zug an allen diesen Frauengestalten ist: sie sind unverstanden.

Der zweite, ebenso allgemeine Zug ist: sie sind unverheirathet oder unglücklich verheirathet, d. h. sinnlich unbefriedigt; diese sinnliche Unbefriedigung setzt sich dann jedesmal ebenso ganz im Allgemeinen in geistige Unbefriedigt-heit um, ergo haben wir das denkende Weib, das lesende Weib, das sich bildende Weib, mit anderen Worten: die Dame aus der Bourgeoisie, die Zeit hat.

Ibsens allererste Periode gehörte dem traditionellen, aus Deutschland importirten historischen Drama; das romantisch-kritische, lyrisch-dramatische Gedicht („Brand“, „Per Gynt“ mit seinen überlieferten Männerretterinnen, weiblichen Engelsgestalten) schob sich dazwischen; alle seine übrigen Impulse als Dichter empfing er von der Gesellschaftskritik, näher bestimmt: von der Kritik der Mittelklassen.

Er war der Rebell gewordene Bourgeois, der gegen das Fleisch und die Ideale seines Milieus die Skorpionengeißel schwang, der Dichter der Bourgeoisie, in dem die Bourgeoisie sich selbst auflöste.

Jede seiner Dichtungen ist die Auflösung eines bürgerlichen Ideals, und jedesmal ist es das Weib der Bourgeoisie, durch das der Auflösungsproceß aus Licht gestellt wird.

Sein erstes gesellschaftzersekendes Stück war jene bitterste aller Parodien

auf die legitimen Verbindungen, die je geschrieben worden: „die Komödie der Liebe“. Niemals ist das Institut der Ehe lächerlicher gemacht und die Basis des Bürgerthums: seine Ehrbarkeit, unbarmherziger zerzaust worden. Und zugleich ist der Ibsen'sche Grundton für des Mannes Verhältniß zum Weibe, oder was dasselbe ist: des Weibes Verhältniß zum Manne, hier schon hart und sicher angeschlagen. Das Weib kann nicht mit dem Manne leben, mit keinem Manne; Schwanhild, die Falk liebt, giebt sich ihm nicht, weder für heute noch für immer — damit ihre Liebe intact bleibe: sie heirathet einen alten Raisonneur, und Falk zieht begeistert ab und singt ein Lied auf die ewige Jugend.

Es ist die Negation des Lebens selbst, die Naturlosigkeit des Einzelnen, der allein stehen will, aus der sich dieses bürgerliche Stück eines Bürgerlichen geformt hat. Ein tiefes, psycho-physisches Krankheitsmoment des Milieus? des Dichters? aller beider?

„Die Stützen der Gesellschaft“ sind eine Glorification des Weibes, des Weibes, das allein stehen kann, der alten Jungfer. Es sind drei alte Jungfern in dem Stücke, eine active und zwei passive, die die reine Gottesvorsehung auf Erden sind. Es war wirklich sehr hübsch von Ibsen, die Vielübersehenen auf den Hochsitz geführt zu haben — aber die Hauptjungfer, Lona, ein wunderliches Mann- und Emancipationsweib, will sich nicht verheirathen, hat einmal eine böje Erfahrung gemacht, will sich nicht selbst dransetzen im schauerlichsten und seligsten aller Wagespiele, will lieber am Ufer stehen und Vorsehung agiren. Selma („Bund der Jugend“), Petra („Volksfeind“), Gina, Hedwig („Wildente“) — vier echte Bourgeoisieproducte; Selma, das Zierpüppchen (Nora im Keim), die Poesie des reichen Kaufmannshauses, wie der reiche Kaufmann Poesie versteht, die nicht länger Poesie sein will und ihrem gutmüthigen Mann, als Alles zusammenbricht, Liebe und Ehe kündigt, weil er sie nicht hat „theilnehmen lassen“ an seinen Sorgen und Geschäften; Petra, die erwerbende Tochter eines dürftigen Bürgerhauses, das arme Neutrum, das vergessen hat, daß es Weib ist, und dem gegenüber der junge Mann das Weib in ihr vergift; Gina (in Ibsens tiefstem Stück) das Mittagstisch- und Haushaltungsfräulein ohne persönlichen Wahlinstinct, und ihr Kind, die bleichsüchtige, hysterisch-exaltirte Hedwig, echte Wirklichkeitserassungen und ebenso echte Weibnegationen in dem centralen Lebensmoment des Weibes; Nora endlich und Frau Alving, die beiden großen Ahnfrauen des ganzen Geschlechts der denkenden und schreibenden Gattinnen, das in Skandinavien in ihren Spuren empor schoß, Nora, dieses Doppelwesen, in dem die Beobachtung und die Reflexion des Dichters wie zwei getheilte Stämme nebeneinander wachsen, und Frau Alving, in der Ibsen selbst sich als Weib verkleidete, sie sind, jede einzeln und alle zusammen, die Freimachung des Weibes vom Hause, das durchschnittene Tisch Tuch auf dem bürgerlichen Tisch, die aufbrechende Fäulniß der bürgerlichen Ehe, die edlen Frauen, die an den schlechten Männern zu Grunde gehen würden, wenn sie

nicht die starken Frauen wären, die sich von den schwachen Männern losreißen und als Consequenz der einen naturwidrigen Seite dieses Processes, wie weiland Daphne in einen Lorbeer auf ihrer Flucht vor dem Mann verwandelt ward, in Neutra verwandelt werden auf ihrer Flucht vor der Ehe.

Bis hierher hatte Ibsens Dichtung zwei Seiten, die in scharfem Contrast zu einander standen: die eine ganz negativ, pessimistisch, richtend, war lauter Blätter im Schuldbuch des Bürgerthums als Gesellschaftsklasse, als die Gesellschaftsklasse, welche die herrschende ist, und welche er zugleich, auf Grund ihres moralischen Bankrotts, als die zerfallende betrachtet. Der Ort der Handlung ist immer ein fictiver, kosmopolitisch gefärbter; daß die handelnden Personen auf dem Continent für so norwegisch gelten, ist nicht Ibsens Schuld, er hatte sie, als geborener Norweger und späterer Einsiedler, kosmopolitisch genug angelegt. Die andere Seite ist ganz positiv, ganz Gläubigkeit als Ausgangs- und Zielpunkt: — die Verherrlichung des Weibes als Gefäß des Guten, als Gesellschaftsretterin, als das Gewissen des Mannes.

Da kam die „Wildente“. Die schärfste Personencharakteristik und der schwankendste Grund. Man wußte nicht mehr, wo man den Dichter hatte. Gregers Werle, der mit moralischen Forderungen in Tagelöhnerwohnungen rennt, die Lebenslüge, die auch ihre moralische Bedeutung hat, — das war Ibsen selbst, der über Ibsen Gerichtstag hielt. Und wie ein Antlitz, das sich in trübem Wasser spiegelt und verzerrt, glitten die Frauengestalten Gina und Hedwig an Einem vorüber. Lauter arme geplagte schuldig-unschuldige Menschen, keine Ideale, keine Moraltrumpeten. „Die Wildente“ war Ibsens Mannesthat.

Ein paar Jahre später kam „Nosmersholm.“ Ein Stuken durch die ganze Linie der geschmeichelten Frauen und ihrer Schmeichler. Keine Gesellschaft mehr, die durchgehehelt, kein Weib mehr, das verherrlicht wird. Das bürgerliche Milieu steht nicht mehr im ersten Plan, es verblaßt zur Hintergrunddecoration; den ganzen Raum nehmen zwei Menschen ein, zwei Persönlichkeiten schlechtweg: ein Mann und ein Weib in ihrem Kampf um und gegen einander. Und der Mann ist eine Adelsnatur, fein, schwach, von sensibler Noblesse, das Weib eine Plebejerin von Geburt und Seele, grobkörnig und rücksichtslos, zur Verbrecherin veranlagt. Auch hier der schwache Mann und das starke Weib — aber wie anders fallen Licht und Schatten.

Doch eins wirft der Dichter in die Wage des Weibes und bringt sie zum Sinken: das Weib ist muthig und tüchtig zum Leben, der Mann ist feig und lebensunfähig.

— Und es kam die „Meerfrau“.

Man stugte, man fragte sich: was ist das?

Das ist ein Stück zur Verherrlichung der wahren Ehe, sagten getrost die Ibsenverehrerinnen und weinten.

Um! diese hysterische Frau Ellida, die unaufhörlich auf einen Anderen wartet und mit ihrem Mann in einer platonischen Ehe lebt, die zum Schluß



in eine Ehe zur Erziehung der — sehr erwachsenen — Stieftöchter verwandelt wird — das sieht doch eher wie eine Analyse des Weibes aus. Was thut Frau Ellida? Sie schwärmt muthig, sie träumt groß — und als der Geträumte vor ihr steht, und als das große Glück kommt, das immer zugleich die große Gefahr ist — da erkennt sie ihn nicht, da graut ihr vor ihm, und sie sucht Schutz bei ihrer sicheren, angetrauten Nachtmühe, dem guten, geduldigen Wangel.

Sieht man nicht Ibsen hinter der Brille ein Auge zukneifen und mit dem andern zwinkern?

Ein Axiom, worauf die Verherrlichung des Weibes in seiner Dichtung sich aufbaute, war: das Weib ist edel.

Nora ist edel. — Rebecca ist nicht edel.

Ein anderes Axiom war: das Weib ist muthig und lebensstüchtig.

Rebecca ist muthig — Ellida ist feig.

— Und es wurde „Hedda Gabler“.

Hedda Gabler ist, was man in der älteren Sprache einen „Drachen“ nannte. Alles was sie thut und sagt, ihr Lächeln und ihr Liebeln ist Bosheit — sie ist von einer ewigen Schadenlust geplagt, es ist ein ohnmächtiges, feiges Lebensverlangen in ihr, das sich unablässig in einen neidischen Lebenshaß verwandelt, einen Lebenshaß, der sich bis auf die Frucht in ihrem Schoß erstreckt.

Aber sie ist noch mehr; sie ist ein Symbol.

Ibsen hat den Faden wieder aufgenommen, den er seit der „Wildente“ liegen ließ. Hedda Gabler ist die Tochter der höheren Bourgeoisie, jener Bourgeoisie, von deren Bankerott seine Gesellschaftsdramen handelten. Hedda Gabler ist die an Seele, Muth, Inhalt bankerotte Tochter eines bankerotten Standes, eine hohle Form für eine äußerliche Lebensregel, die Sterilität einer erschöpften Klasse, als Weib verkleidet.

Hedda Gabler ist aber noch etwas.

Sie ist die Rehrseite von Frau Alving. Frau Alving ist das gute Weib, das bestimmt war, an den Männern zu verderben, Hedda Gabler ist das böse Weib, an dem die Männer verderben.

Und noch eins ist Hedda Gabler. Sie ist die Auflösung des Weibes als „Ideal“, des Ibsen'schen Ideals, das er im Weibe verkörperte, des absoluten Guten, Starken, Klugen, Reinen, Muthigen etc., zu dessen Trägerinnen er die Frauen in seinen Dichtungen machte; sie ist die Absagung an die Kniebeugungen vor dem Weibe; sie ist die Absage an die Frauenphalanx, die er sich selbst im Norden großgezogen, die Frauenrechtlerinnen und Mannbekämpferinnen, die Eheunlustigen und Liebeverleugnerinnen, die Mißform des modernen Weibes, zusammengedrängt in Hedda, die die Frucht in ihrem Schoß haßt und verleugnet.

Darum wurde es so unheimlich still im Norden, als der große Verstorbene, le célèbre bas-bleuiste, anfang, aus dem Grabe zu reden.

— Ueberblickt man Ibsens Lebensarbeit, so kann man sagen: er hat jedes Ideal seiner Zeit, das er ergriffen hat, aufgelöst.

Er ergriff den absoluten Glauben, den christlichen Grundgedanken in „Brand“ — und löste ihn auf. Er ergriff die romantische Willkür in einer Spießbürgerseele in „Per Gynt“ — und löste sie auf. Er ergriff die Gesellschaftsordnung in seinen socialen Dramen — und löste sie auf. Er ergriff das Weib —

Ibsen ist kein Erotiker, und er wußte instinctiv wenig vom Weibe. Sie ist für ihn als solches keine Attraction, sie ist für ihn ein Begriff und eine Figur im Brettspiel. Und er fing an, die Figur hin- und herzuschieben. Seine ersten Frauen waren dialektische Gespenster. Er kannte das Weib noch nicht hinreichend durch eigene Anschauung, darum formte er es nach der literarischen Ueberlieferung, d. h. nach den Dichtungen früherer Generationen vom Weibe; so entstand die Verherrlichung der Mutterliebe (Agnes in „Brand“), die Verherrlichung des Wartens (Solweig in „Per Gynt“), Dichtungen voll poetischer Schönheit, denn Ibsen war in seiner Jugend ein großer Lyriker.

Seine socialen Dichtungen gingen von der Unzufriedenheit aus, und er suchte und fand das unzufriedene Weib. Hierbei ist seine Schaffensmethode beachtenswerth. Seine Männergestalten sind bunt, aber bei seinen Frauen und seinen Sentenzen liegt die Evolution auf der Hand. In einem seiner frühesten Stücke („Bund der Jugend“) enthält Selma schon „Nora“ im Keim, Petra ist wie eine Photographie nach Lona, Dr. Rank wird später zu Dswald, Frau Alving ist das Temperament, das sich zu Rebecca auswächst, sie steht vor der Möglichkeit des Mordes zweifelnd, Rebecca begeht ihn — beide ohne moralischen Schauder. Aber zugleich hat in Frau Alving die Frauenverherrlichung ihr Culmen erreicht, und wie sie sich vorher in der Motivirung der weiblichen Handlungen in aufsteigender Linie bewegte, bewegt sie sich jetzt in absteigender. Auf Rebecca folgt „die Frau vom Meere,“ auf „die Frau vom Meere“ „Hedda“ — Baiße, Baiße, Baiße! Es ist speciell immer eine Eigenschaft (wie ich oben angedeutet), die Ibsen von der einen Gestalt in die andere hinübernimmt und dann durch eine Reihe von Gestalten entweder steigert, oder auflöst. Z. B. Rebecca lebensverlangend und muthig, Ellida lebensdurstig, aber nicht muthig, Hedda nicht mehr muthig und nicht mehr lebensdurstig, aber feig und neugierig. Und in jeder läßt er ein Stückchen Ideal übrig, das in der nächsten zerlegt wird; das letzte Flicken Idealität, das Hedda dem nächsten Stück vermacht, ist: „in Schönheit sterben“.

Der constructive Weg, auf dem Ibsens Gestalten entstehen, deckt sich damit auf. —

— Aber ist alle Mannesdichtung über das Weib: Vorstellung des Mannes vom Weibe und Bedürfniß des Mannes nach dem Weibe, so ist das, was das Weib über sich geschrieben liest, Nichtschmerz für das Weib, zu werden, wie der Mann es sich denkt. Es ist des Weibes Natur, sich in

eine Form zu prägen und nach einer Form zu verlangen, in die es sich prägen könne. Wohlgemerkt, das ist und bleibt immer nur eine Oberflächenprägung in der Art sich zu geben, zu reden, zu denken, zu reagiren, zu fordern. Was auf dem Grunde liegt, das folgt ganz anderen Gesetzen, die selten vor den Augen des Mannes sichtbar werden. Und so geschah es, daß Ibsen, der seine Frauengestalten nicht aus dem Leben griff, seine Lona und Nora und Rebecca nach etlichen Jahren sich im Leben entgegenkommen sah; die Lona gründeten höhere weibliche Fortbildungsschulen, wurden und erzogen Studentinnen, die Nora wurden Schriftstellerinnen und verfaßten eine durch den ganzen Norden reichlich strömende Entrüstungsliteratur, und die Rebecca freiten mit dem Recht des dreißigjährigen Mädchens aus Leben um den Mann, den sie glücklich zu machen für würdig hielten.





## Helene, Herzogin von Orléans.

Von

Lily von Kretschman.

— Berlin. —



In allen Zeiten hat es Frauen gegeben, die, sei es aus Abenteuerlust, sei es aus Vaterlandsliebe oder Rachsucht, das Spinnrad mit dem Schwert, die Nadel mit der Pistole vertauschten. Von den jagenhaften Amazonen an bis zu den in Männerkleidung kämpfenden Frauen des amerikanischen und des preussischen Freiheitskrieges wird uns von einer ganzen Anzahl mehr oder weniger berühmter Heldinnen berichtet. Romantischer Zauber verklärt meist ihre Gestalten und eine gewisse stammende Bewunderung können wir ihnen nicht versagen. Ein größeres, ein bedeutungsvolleres Heldenthum aber ist es, das uns in den Frauen entgegentritt, die, ohne einen Augenblick ihre Weiblichkeit zu verletzen, der Gefahr muthig ins Auge sahen und sie oft, gerade durch ihre Weiblichkeit, besser abzuwenden vermochten, als kriegerischer Sinn es gethan hätte. Die Gattin Karl Augusts erhielt ihrem Gemahl das Land; sie allein hatte den Muth, dem fremden gefürchteten Eroberer entgegenzutreten und ihn durch ihre würdevolle Haltung zu entwaffnen. Königin Luise that es ihr gleich. Das ist das wahre Heldenthum der Frau und gilt tausend Mal mehr als das einer Jeanne d'Arc oder Charlotte Corday, und in die Reihen dieser Frauen gehört Helene, Herzogin von Orléans.

Ihre ersten Biographen, eine französische Gräfin und ein deutscher Professor, haben ihre Aufzeichnungen hauptsächlich ihrer persönlichen Bekanntschaft mit der Fürstin zu verdanken. Professor G. H. von Schubert\*), der sich durch seine naturwissenschaftlichen Werke einen Namen machte, war während der ersten Lebensjahre der Prinzessin als Erzieher ihres Bruders in ihrer Nähe

\*) Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin von Orléans. Zusammengestellt von Dr. G. H. von Schubert. München 1859. J. G. Cotta.

und schildert dieselbe besonders eingehend. Später stand er in dauerndem Briefwechsel mit ihr. Seine Erinnerungen an sie leiden unter einer ermüdenden, schwülstigen Breite, die es uns heute fast unmöglich macht, das Buch mit Interesse zu lesen. Die Marquise d'Harcourt\*), Hofdame der Herzogin, macht sich desselben Fehlers schuldig. Die Einseitigkeit beider Werke, die geschichtlichen Unrichtigkeiten, die blinde Vergötterung des Julikönigthums nöthigen uns oft ein Lächeln ab. Einem Biographen unserer Tage würde ein weit umfangreicheres Material vorliegen und er würde weit objectiver urtheilen, als es seinen beiden Vorgängern möglich war, die selbst noch zu sehr mitten in den Ereignissen standen. So sind zum Beispiel über die Jugendzeit und die Heirath der Prinzessin neuerdings durch Herrn von Hirschfeld\*\*) eine ganze Anzahl Briefe veröffentlicht worden, die eine Beschreibung derselben wesentlich ändern würden.

Mir selbst stand das Bild Helenens allzeit lebhaft vor Augen. Habe ich doch von klein auf jenes Gypsrelief bewundert, das im Zimmer meiner Großmutter hing und das zarte, liebliche Profil der Fürstin zeigte. Mit folgenden Zeilen hatte sie es ihrer Weimarer Freundin, Jenny von Pappenheim, von Ludwigslust aus gesandt, als sie selbst noch jung und froh war.

„Um einen freundlichen Blick meiner lieben Jenny möchte ich bitten, indem ich ihr das unbedeutende Dingelchen in die Hand drücke, welches meine Züge vor ihre lieben Augen führen möchte. Ruhn sie von Zeit zu Zeit auf dem todten Gyps, so werden sie auch Leben hineinhauchen und die Seele hervorrufen, die die ihrige liebt und versteht und sich in froher Vergangenheit vertraut mit ihr fühlte.“ — — —

Ja, sie verstand es, die Seele hinein zu hauchen; vielleicht daß es auch mir gelingt.

Im Jahre 1811 verließ Caroline Luise, Karl Augusts Tochter, Weimar, um dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin in die Heimat zu folgen. Welch ein Wechsel! Dort der glänzende Hof, hier das stille weltentrückte Ludwigslust, dort die gefeierte Tochter des gefeierten Fürsten, die Freundin Goethes, der Mittelpunkt eines Kreises erlesener, groß und frei denkender Geister, hier inmitten strengster Etiquette, fern der Außenwelt, nur im Verkehr mit den Gliedern eines ultra-orthodoxen, ultra-feudalen Hofstaates. So schwer sie dies auch empfand, die Liebe zu ihrem Gatten erleichterte es ihr. Friedrich Ludwig litt selbst unter dem strengen häuslichen Regiment, das ihn, [den thatkräftigen Mann, am Schaffen eines eigenen Wirkungskreises verhinderte und auch seinen lebhaften, dem Zuge der Neuzeit folgenden Geist zu fesseln suchte. In Caroline Luise fand er eine verständnißvolle Gefährtin und eine treue Mutter seiner Kinder Paul und

\*) Madame la duchesse d'Orléans. Paris 1859. Michel Lévy frères.

\*\*) Friedrich Franz II. und seine Vorgänger von Ludwig v. Hirschfeld. Leipzig 1891. Dunder und Humblot.

Marie aus der ersten Ehe mit der Tochter des Zars. Aber auch die zweite Gattin raubte ihm der Tod schon nach fünfjähriger Ehe. Zwei unmündige Kinder weinten mit dem Vater an ihrem Sarge: Prinz Albrecht und Prinzessin Helene. Schon lange hatte Caroline Luise sich krank gefühlt, aber ihr lebhafter Geist, ihr eisernes Pflichtgefühl, ein Kennzeichen der weimarischen Fürstentochter, hatten sie aufrecht erhalten. Ihre letzte Sorge galt den Kindern. Sie bat den Erbgroßherzog, ihnen bald eine neue Mutter zu geben und nannte ihm mit immer leiser werdender Stimme ihre Freundin, Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg. Er folgte dem Rathe der Sterbenden und hat es nicht zu bereuen brauchen. Prinzessin Auguste widerstrebte lange seiner Werbung, und es war weder Neigung noch Politik, was sie schließlich zur Annahme derselben trieb, sondern nur die schwärmerische Liebe zu der Todten, die sich ebenso auf die verwaisten Kinder übertrug. Sie nahm die Pflicht, ihnen die Mutter zu ersetzen, als die ihr bestimmte Lebensaufgabe auf sich, die keine leichte für sie war. Wenige Jahre nach ihrer Vermählung starb der Erbgroßherzog, ihr die ganze Verantwortung überlassend. In dem stillen Schloß zu Ludwigslust, das sie die „Friedensburg“ nannte, wurde es nun noch stiller. Ihre älteste Stieftochter Marie hatte sich mit dem Herzog Georg von Altenburg vermählt, ihr Stiefsohn Paul, der nunmehrige Erbgroßherzog, verlobte sich mit Prinzessin Alexandrine von Preußen, und Albrecht, Helenens Bruder, ging zur Vollendung seiner Studien nach der Schweiz. So konnte sie sich ganz der Erziehung Helenens widmen. In ihrer Umgebung, die natürlich auf die heranwachsende Prinzessin von einigem Einfluß sein mußte, waren die verschiedensten Elemente vertreten. Zuerst sei hier Fräulein von der Tann, die Freundin und Hofdame der verstorbenen Erbgroßherzogin, genannt. Sie war ihrer Herrin von Weimar aus gefolgt und brachte, wie diese, ein Stück weimarischen Geistes und Lebens nach dem stillen Mecklenburg. Nach dem Tode von Caroline Luise blieb sie bei ihren Kindern und sorgte dafür, daß Helene die geistige und leibliche Heimat ihrer Mutter auch als die ihrige betrachten lernte, daß ihr Blick ein klarer wurde, ihr Geist einen freieren Aufschwung nahm, als es in dem strengen, etwas engherzigen Mecklenburg sonst möglich gewesen wäre. Das Band verwandtschaftlicher Liebe, von dessen früherer Festigkeit unsere Generation kaum mehr eine Vorstellung hat, hielt die junge Prinzessin, wie ihre edle Mutter, zwar aufs Innigste mit den übrigen Familiengliedern zusammen, aber das geistige Band fehlte; die Bewohner der Friedensburg gingen ihre eigenen Wege, die sie immer weiter von denen des Großherzogs und seines Erben entfernten. So wurde es ihnen verdacht, daß alle Con-  
fessionen an ihrem Hof Aufnahme gefunden hatten: Fräulein von der Tann war streng katholisch, ebenso die lebenswürdige Goustavie de Sinclair; Nancy Salomon, Helenens Gouvernante, war reformirt und nur die Lehrer, welche den wissenschaftlichen Unterricht erteilten, gehörten der lutherischen Landeskirche an. Das Resultat des Zusammenlebens mit so verschieden-

artigen Menschen, war für Helenens geistige Entwicklung von höchster Bedeutung: sie lernte früh duldsam sein, das Gute, in welcher Form es sich auch zeige, anerkennen, die Menschen nicht nach der Art ihres Glaubens, sondern nach der Art ihrer Thaten beurtheilen. Der angeborene selbstständige Zug ihres Charakters trieb sie ohnedies schon dazu, Alles selbst sehen, selbst beurtheilen zu wollen und das einsame Leben machte sie nachdenklich und ernst. Niemand in ihrer Nähe konnte sich rühmen, unbedingten Einfluß auf sie zu haben.

Wie fast jeder Mensch, so hatte auch die junge Herzogin einen Ort, der ihr in ihrem späteren Leben als das Paradies ihrer Kindheit erschien; es war dies der Heilige Damm bei Dobberan. Wer jemals durch jene dunklen, alten Buchenwälder schritt und, hinausstretend, plötzlich das blaue Meer im Glanz der Abendsonne vor sich liegen sah, der begreift wohl, daß ein phantasiereiches Gemüth hier seinen schönsten Träumen nachhängen mußte. War es doch auch in einer Zeit, wo zwar Werthers Ruhm nicht mehr ganz auf der Höhe stand, aber eine Art von Gefühlsschwärmerei immer noch in der Luft lag. Prinzess Helene gehörte ganz in diese Zeit, nur daß ihr klarer Geist dem überströmenden Gefühl die Waagschale hielt. Am Heiligen Damm mag sie wohl zuerst von dem fernen, sonnigen Frankreich geträumt haben, das Fräulein von Sinclair ihr in so glühenden Farben beschrieb, von dem unglücklichen, durch innere Kämpfe zerrütteten Volk, das nur ein edler Herrscher wieder aufzurichten im Stande wäre.

In das Jahr 1827 fiel die erste größere Reise des damals 13jährigen Mädchens. Prinz Albrecht hielt sich in Zürich auf, wo die Erbgroßherzogin ihn mit Helene besuchte. So sehr diese den Verkehr mit ihm genoß, in den Naturschönheiten schwelgte, sehnte sie sich doch bald in ihre Heimat zurück, denn die Freunde ihres Bruders behagten ihr wenig. Im Hause Gekners des Schwiegerjohns von Lavater, versammelte sich ein Kreis schwärmender Jünglinge, der mit dem der Stolberge einige Aehnlichkeit hatte. Leider fehlte ihm nur der Hauch der Genialität und es erfüllte ihn ein unthätiger, stets an des Lebens „Zammerthal“ mahnender Geist. Das war kein Umgang für die kräftige, lebensvolle, lebensfreudige Natur der Prinzessin. Weit besser gefiel es ihr in Thüringen, wo sie sich oft bei ihrer Stiefschwester, der Herzogin von Sachsen-Altenburg, aufhielt, und in Weimar, wo sie der Gast ihres Großvaters Karl August und später der seines Nachfolgers war. Alle Welt kam ihr dort freundlich entgegen, schien doch die Mutter in ihr fortzuleben. Dem greisen Dichterkürsten fiel diese Aehnlichkeit zuerst auf; bedeutungsvoll genug! Ist es doch bekannt, daß er die Mutter aufrichtig bewundert und ihr Scheiden von Weimar schmerzlich empfunden hatte.

An dem abendlichen Theetisch der Großfürstin Maria Paulowna traf die junge Herzogin zuerst deren Hofdame Jenny von Pappenheim. Die Rede kam auf Goethe.

„Seine Größe lastet auf mir!“ bekannte Helene.

„Der Granit kann nicht die Eigenschaften des Eisdorns haben,“ entgegnete ihr die begeisterte Freundin des Goethe'schen Hauses, „auf diesem liegt es sich weich, der Kranke und Müde ruht sich darin aus, der Erstarrte findet neue Lebenswärme und darum ist es ein herrlich Ding. Aber der Granit hält eine ganze Erde stark zusammen, er trägt Jahrhunderte, trägt eine Welt — wie kann er Sie erschrecken?“

Seit dieser ersten Unterhaltung traten sich die beiden jungen Mädchen immer näher. Jenny von Vappenheims Mutter war eine Elsässerin, sie selbst in einer französischen Pension erzogen, Beides trug dazu bei, Helene anzuziehen, deren Interesse für Frankreich sich nur gesteigert hatte. So selbstständig, wie sie dachte und fühlte, beurtheilte sie auch die von ihr mit glühender Aufmerksamkeit verfolgte Juli-Revolution und gerieth dadurch in ernstern Conflict mit ihren mecklenburgischen Verwandten. Sie erwartete von Louis Philippe, dem Bürgerkönig, das Heil für Frankreich, während der größte Theil der deutschen Fürsten nur einen Usurpator in ihm sah und eine Krone aus den Händen des Volkes nicht des Tragens werth erachtete, war sie doch nicht „von Gottes Gnaden“. Die junge, damals erst 16 jährige Prinzessin wagte es, ihre entgegengesetzte Meinung auszusprechen, ruhig und bestimmt, unbekümmert um die versteinerten Mienen ihrer Umgebung.

Als sie das Jahr darauf nach Weimar kam, fand sie die Stimmung dort weit milder. Karl August war der erste deutsche Fürst gewesen, der mit Hilfe seines genialen Ministers von Gersdorff dem Lande eine Verfassung gegeben hatte, es dadurch für die Zukunft nicht nur vor inneren politischen Kämpfen bewahrend, sondern der Regierung auch den Stempel freierer Gesinnung auf die Stirne drückend. Sein Nachfolger änderte nichts daran und die aus allen Nationalitäten bestehende Gesellschaft war weit entfernt, auf irgendwelchem Gebiet reactionären Tendenzen zu huldigen. Das Interesse an den politischen Ereignissen war kein großes, aber man schwärmte mit Lord Byron für Alles, was den Namen „Freiheit“ und „Volksbeglückung“ trug, wenn man auch in der Praxis dem Ausspruch Napoleons folgte: *tout pour le peuple, mais rien avec lui!*

Helene von Mecklenburg fand Verständniß für ihre Gedanken, um so mehr, als zu gleicher Zeit ein Fürst der thüringischen Lande, Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha, die auch aus den Fluthen der Revolution emporgestiegene belgische Krone annahm. Sie ahnte ja nicht, daß Louis Philippe kein Leopold war! — Während ihres Aufenthaltes in Altenburg lernte sie die Königin von Bayern und deren Sohn Otto kennen, über den sie sich in begeisterten Worten aussprach. Voll Enthusiasmus für seine Pflicht, wurde er Griechenlands König, um, des Throns beraubt, vom Volk verlassen, schließlich in der Heimat zu sterben; glücklich und hoffnungsvoll zog Helene nach Frankreich und beendete in der Verbannung ihr schmerzreiches Leben!

Zu den Ausländern in Weimar, die nicht nur ihres Ranges, sondern auch ihrer Persönlichkeit wegen, eine einflußreiche Stellung hatten, gehörte



der französische Gesandte Graf Alfred Baudreuil, der mit seiner schönen Frau im Mittelpunkt des geselligen Lebens stand. Durch ihre neu gewonnene Freundin, Fräulein von Pappenheim, machte Helene die nähere Bekanntschaft des geistreichen Franzosen. Er unterstützte die Liebe der jungen Fürstin für sein Vaterland nach besten Kräften; es kam ihm vielleicht damals schon der Gedanke an die wichtigen Folgen dieses Gefühls. Bei einer größeren Gesellschaft wurde von französischer Literatur gesprochen und schon den nächsten Morgen erhielt Jenny von Pappenheim einen Zettel mit folgendem Inhalt: „Verzeiht mir meine liebe Fräulein Jenny, wenn ich eine Bitte, die ich am gestrigen Abend so gern an Sie gerichtet hätte, heute noch schriftlich ausspreche? Um unbeschränkt über das Großartige und Gute der jetzigen französischen Literatur zu urtheilen, nicht allein mit den immer wiederkehrenden Wellen und Zephyren Lamartines zu spielen, wie Graf Baudreuil behauptet, so bitte ich Sie, meine Liebe, ihn um die Namen und Werke jener zwei von ihm so gerühmten Schriftsteller zu fragen, von denen der Eine, glaube ich, Dumas heißt und sie mir, wenn ein Wiedersehen mich beglückt, zu sagen. Leben Sie wohl, liebes Herz. Es bleibt Ihnen ewig die treue Ergebenheit  
Ihrer Helene.“

Fräulein von Pappenheim sandte ihr die besprochenen Werke und bekam sie nach einiger Zeit mit den herzlichsten Dankesworten zurück. Die Correspondenz blieb eine ziemlich regelmäßige und drehte sich, besonders als Helene wieder in Mecklenburg war, meist um literarische Fragen. Wie sehr sie an Weimar hing, beweisen folgende Worte:

„— Mag auch die Vergangenheit immer mehr zur Vergangenheit werden, mögen gleich tausend Eindrücke das Gemüth berühren, sie wird nimmer zurückgedrängt, sondern wie ein Glanzpunkt meines Lebens mir unvergesslich bleiben. Sie, liebe Jenny, waren eine der freundlichsten Erscheinungen derselben und Ihr Andenken wird sich nie verwischen —“

Das Ereigniß, wodurch bald darauf alle Blicke auf die Herzogin gerichtet wurden, berühren ihre Briefe nicht.

Ihre Stiefmutter erkrankte und lange Zeit schien der Tod gewiß; Helene pflegte sie aufopfernd und begleitete sie dann nach Teplitz, wo sie mit König Friedrich Wilhelm III. und, scheinbar zufällig, mit dem französischen Gesandten in Berlin, Herrn Bresson, zusammentrafen. Wie in Weimar mit Graf Baudreuil, so unterhielt Helene sich hier besonders gern mit Bresson, der mit voller Energie das Ziel zu erreichen strebte, dem Julithron durch Verbindung mit einem legitimen Fürstenhaus eine Stellung nach außen hin zu verschaffen, die ihm vollständig fehlte und sehr nöthig war. Ohne daß dieser Gedanken ausgesprochen wurde, verbreitete er sich bald als öffentliches Geheimniß durch Deutschland und faßte bei den zunächst Betheiligten am tiefsten Wurzel. Um dem schon beginnenden Familienstreit zu Hause aus dem Wege zu gehen, schlugen die beiden Fürstinnen in Jena ihr Winterquartier auf. Dort be-

gann für Helene ein geistig bewegtes Leben, nicht nur durch den häufigen Verkehr mit ihren Weimarer Freunden, sondern auch durch den Umgang mit den Gelehrten der Hochschule. Vor allen Anderen war es der Professor der Philosophie Scheidler, den sie schätzte und dessen Lebensauffassung die ihre war. „Meine Philosophie ist die der Tapferkeit,“ konnte sie sagen, wie er, und wenn er es aussprach, daß man den Schmerz bekämpfen müsse, daß keine Feigheit, keine Klage uns vor uns selbst erniedrigen soll, so hat sie diesen Worten nachgelebt. Jenny von Pappenheim hatte sie mit Scheidler bekannt gemacht, denn der wegen seiner Taubheit menschen scheue Gelehrte kam sonst wenig in gesellige Kreise. Sie war es auch, die Helene nach wie vor mit französischer Lectüre versorgte. So sandte sie ihr Viktor Hugos Balladen und sein Drama „Hernani“ nach Eisenberg, dem lieblich gelegenen Landsitz des Herzogs von Altenburg. Von dort aus schickte die Prinzessin ihr die Bücher zurück und schrieb dazu:

Eisenberg, den 10. April 1834.

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, mein theures Fräulein, für die Freude, die mir Ihre Güte bereitete, und täuschen Sie nicht meine Hoffnung, die vertrauensvoll auf Ihre Rücksicht rechnete, als Ihr Büchlein Tage und Wochen — ja Monate bei mir ruhte. Meine Entschuldigung kann nur in meiner Vorliebe für dieses Werk und in dem sicheren, vielleicht zu sicheren Glauben an Sie bestehen. Nein, sicher genug kann nie der Glaube an die liebe, freundliche Jenny sein! Ein Herz wie das Ihre wird vergeben, wenn ich sage: daß der Besitzerin wegen ich das Büchlein hoch hielt und des Inhalts halber mir der Abschied schwer fällt. Sie sind der freundliche Engel meiner Lectüren gewesen, bleiben Sie es, und deuten Sie mir, ich bitte Sie, die Werke der Schriftsteller an, die Ihnen vielleicht noch Graf Vaudreuil als empfehlenswerth nannte, ehe er schied\*); denn seinem Geschmack glaube ich, kann ein flüchtiger Augenblick einen richtigen Blick verleihen, wir dürfen ihm getrost folgen, und die Perlen der neuen französischen Literatur mehr noch kennen zu lernen, nachdem so mancher rohe Stein, ein Auswurf der tobenden Zeit, mich erschreckt hatte, ist mein lebhafter Wunsch“ — —

Ueberall tritt uns ihr Interesse für Frankreich klar entgegen. Ihre stillen Träume sollten jäh unterbrochen werden. Schon seit einiger Zeit litt Herzog Albrecht, ihr Bruder, an einem qualvollen Kopfleiden, das er sich durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte. Im Herbst 1834 erlöste ihn der Tod. Ihre tiefe Trauer kennzeichnet am besten der Brief, den sie an die Freundin schrieb, und aus dem einige Zeilen hier folgen:

Ludwigslust, 12. November 1834.

„Den innigsten, den liebewärmsten Dank meiner lieben, theilnehmenden Jenny für die Worte, die in meinem Schmerz zu mir

\*) Graf Vaudreuil wurde als Gesandter nach München versetzt, wo er schon im November desselben Jahres starb.

reden, und die in ihrer seelenvollen Tiefe mich so innig rühren und erheben, daß ich sie oft wieder durchlese. Ihr Herz wird durch Gottes Gnade vor einem solchen Verlust bewahrt werden. Er, der Sie liebt und schützt, wird Sie durch freudigere Wege zum Ziele führen. Das ist mein Wunsch, denn je mehr ich leide, möchte ich die, die mir theuer sind, mit Glück und Freude umringen können“ —

„Mein Brief war gesiegelt, da öffnete ich das Zeitungsblatt und fand die Todesnachricht des Grafen Baudreuil. Nichts konnte mir unerwarteter sein; noch heute dachte ich an ihn, an seine Liebenswürdigeit und freute mich seiner Bekanntschaft. Auch er ist hinüber gezogen in das ‚stille Land‘; wie schmerzt es mich!“

Vom Jahre 35 stammt noch ein anderer, langer Brief, kurz nach dem 50jährigen Regierungsjubiläum ihres Großvaters geschrieben. Er enthält, wie die meisten Briefe jener Zeit, viel Gefühl und wenig Thatfachen. Das innere Leben galt für so viel wichtiger als das äußere, daß letzteres kaum erwähnt wurde. Auch in den späteren Briefen der Herzogin finden wir wenig davon, obwohl es sich jetzt so inhaltreich entwickelte.

Der Thronerbe Frankreichs, Herzog Ferdinand von Orléans, kam in Begleitung seines Bruders, des Herzogs von Nemours, nach Berlin. Mit offenkundiger Begeisterung begrüßte der liberale Theil der Bevölkerung die Söhne des Bürgerkönigs, deren Liebenswürdigeit und vortheilhafte Erscheinung noch das Uebrige dazu beitrugen, sie beliebt zu machen. Friedrich Wilhelm III. empfing sie freundlich und begünstigte das nun offen zur Sprache kommende Heirathsproject. Mit Zurückhaltung, ja sogar mit Widerwillen wurde es an den anderen Fürstenhöfen aufgenommen, am meisten in Mecklenburg selbst, dem conservativsten aller Länder. Der König von Preußen war der einzige, der sich für die Verbindung entschieden hatte, ohne jedoch seinem Wunsche auf die Dauer Nachdruck zu verleihen. „Macht, was ihr wollt,“ scheint er ärgerlich gesagt zu haben, als die Entscheidung immer näher rückte und die Gemüther sich mehr und mehr erhitzten. Der Kaiser von Rußland drückte sich am deutlichsten aus. Er schrieb seinem Neffen, dem Großherzog Paul, der eben den Thron von Mecklenburg bestiegen hatte:

St. Pétersbourg, 11. février 1837.

— — — „Je crois remplir un devoir d’ami, en vous parlant d’une circonstance et d’un bruit qui s’est répandu, mais qui est trop déshonorant pour votre famille, pour que je ne vous en parle franchement.

Est-il vrai, qu’il ait été question d’un projet de mariage de Madame votre soeur avec le fils aîné de Louis Philippe!!! il y a quelque chose de si odieux à une chose pareille, que je me refuse d’y croire . . . vous ne devez pas y donner votre consentement comme appartenant à deux familles sur lesquelles rejallirait la honte de votre consentement.“

Ebenso scharf urtheilte Prinz Wilhelm, unser späterer Kaiser, der Helene sehr schätzte und ihr Vorgehen nicht begriff. In einem seiner Briefe heißt es unter Anderem:

„— Wie habe ich mich in ihr getäuscht! Weder die deutsche Fürstin erkenne ich in ihr wieder, noch die besonnene, verständige Freundin! — Man mag die Dinge ansehen, von welcher Seite man will, so bleibt doch Louis Philipp ein Thronräuber, und er und seine Nachfolger tragen unrechtmäßiger Weise die Krone. Seine Dynastie mag sich nun Jahrhunderte lang erhalten oder nicht; — die Art, wie er zur Krone gelangte, wird die Geschichte mit unauslöschlichen Buchstaben als ein Unrecht bezeichnen“ — — —

„Was treibt sie zu einem Ehebündniß, vor dem mit Ausnahme sehr weniger Stimmen, alle ihr abrathen?“ — — —

Den Großherzog bestärkten diese Zuschriften nur in seinem Vorsatz, seine Einwilligung zu dieser Heirath nie und nimmer geben zu wollen. Es kam zu den ersten heftigen Auseinandersetzungen zwischen Bruder und Schwester, denn obwohl ihre Ansichten innerlich immer verschiedene waren, hatte doch bisher das Familienleben einen äußerlich herzlichen Eindruck gemacht, und Helene besonders hatte, dem Frieden zu Liebe, ihren abweichenden Meinungen selten Ausdruck gegeben. Sie lebte, sobald sie in Mecklenburg war, den Armen und Kranken, sich dem politischen Leben fern haltend, da sie doch nicht hoffen durfte, die ihr unsympathischen heimathlichen Zustände ändern zu können. Ihre Stiefmutter dachte ebenso; trotzdem versuchte auch sie die Verbindung mit dem Hause Orleans zu verhindern, nicht, weil sie im Princip dagegen war, sondern weil sie Frankreichs innere Wirren fürchtete und nicht den jugendlich-idealen Glauben ihrer Tochter theilte, die durch ihren Einfluß glaubte Frankreichs Volk glücklich machen zu können. Mit Prinz Wilhelm von Preußen fragen auch wir: was trieb sie zu diesem Ehebündniß? Liebe? Sie kannte den Herzog nicht. Ehrgeiz? Sie war weit entfernt davon. Und doch, so räthselhaft es uns erscheint, eine Erklärung ist nicht unmöglich. Wir haben Helene heranwachsen sehen. Durchaus verschiedene Elemente wirkten auf sie während ihrer Kindheit, keines davon vermochte ihren eigenartigen Charakter nach sich zu gestalten. Ihre Stiefmutter hatte naturgemäß am meisten Einfluß auf sie, der noch nachhaltiger geworden wäre, wenn sie nicht dem Grundsatz gehuldigt hätte, daß Geist und Charakter sich am besten aus sich heraus entwickeln und die Erziehung mehr eine leitende als eine bevormundende sein soll. Sie hatte damit in schärfstem Widerspruch zu dem verstorbenen Großherzog gestanden, und stand es jetzt zu ihrem Stiefsohn Paul.

Noch offenkundiger waren die Differenzen auf religiösem Gebiet zwischen ihr und ihm. Sie wie Helene waren von Herzen fromm gesinnt, aber weit entfernt von dem in Mecklenburg herrschenden Zelotenthum. So war die junge Fürstin geistig ihrer Umgebung entwachsen, ein Zustand, der selbst die geliebteste Heimat zur Fremde macht.

Es giebt wohl keinen Menschen, der in der Jugend nicht vom Glück der Zukunft träumt. Gewöhnliche Naturen verstehen darunter äußeres Wohleben mit möglichst geringer Anspannung der eigenen Kräfte, edle dagegen ein Leben, das ihren höheren Geistesgaben entspricht, Ansprüche an dieselben stellt und es ihnen möglich macht, nicht nur für sich, sondern auch für Andere erfolgreich thätig zu sein. Zu den letzteren gehörte Helene: ein Beruf, das war ihr Ziel. Dazu kamen ihre vielleicht etwas überspannt erscheinenden optimistischen Anschauungen und ihr Wunsch, den beengenden Verhältnissen Mecklenburgs zu entfliehen. Der Glaube an ein ihr von Gott bestimmtes Schicksal überzeugte sie vollends von der Richtigkeit ihres Handelns. Allem Abtrathen setzte sie den festesten Widerstand entgegen und nahm im Mai 1837 Abschied von der stillen Friedensburg. Noch heute zeigt man das Fenster, in das sie mit einem Diamanten die Worte einschrieb:

„So leb denn wohl, Du stilles Haus!  
Ich zieh' betrübt aus Dir hinaus;  
Winkt mir auch fern ein schönes Glück,  
Doch denk ich gern an Dich zurück.“

Mit Frühlingsblumen bekränzt war der Wagen, der die junge Braut diesem schönen Glück entgegenführte, Blumen streuten die Kinder auf ihren Weg, Blumen — und waren es auch nur einfache Sträußchen — brachte selbst der ärmste Mann der geliebten Fürstin, die es wie keine verstanden hatte, Thränen zu trocknen und Schmerzen zu lindern. Von ihren fürstlichen Verwandten gab Niemand als die treue Mutter ihr das Geleit. Ohne Erlaubniß, dem Drange seines Herzens folgend, ritt General von Both den Fürstinnen zur Seite und legte, heimgekehrt, seinen Degen zu Füßen des unverföhllichen Großherzogs nieder.

Ein Märchenzauber lag über Helenens Reise durch Deutschland: lachender Himmel, blühende Felder, Menschen, die das Fürstenkind anstaunten und liebgewannen, denn sie war selbst wie der Frühling. In Fulda ritt der Herzog von Broglie ihr mit glänzendem Gefolge entgegen und je näher der Zug, dessen Escorte preußische Schwadronen bildeten, der französischen Grenze kam, desto schöner schien die Erde zu blühen.

„Allen Schatten lasse ich hinter mir und fahre der Sonne entgegen,“ sagte Helene. Wie bald und wie blutig sollte diese Sonne untergehen!

Aus Rosen gebildet, leuchtete ihr von der Höhe eines gewaltigen Triumphbogens bei Saarbrücken zuerst das Wort „Frankreich“ entgegen; sie überschritt die Grenze, wo französische Regimenter ihr huldigend salutirten und das Volk sie jubelnd begrüßte. Wie ein Friedensengel stand sie auf dem Boden, auf dem 33 Jahre später so viel Blut fließen sollte. Der Herzog von Choiseul empfing Helene, und mit ihm, zu ihrer freudigen Ueberraschung, ihr Onkel, Herzog Bernhard von Weimar.

„Ich weiß, Weimar verläßt mich nicht!“ Mit diesen Worten dankte sie es ihm, daß er sie nicht wie eine Ausgestoßene in ihr neues Vaterland einziehen ließ.

In Metz war ihr Empfang noch großartiger, und die Begeisterung steigerte sich von Ort zu Ort. Der Ruf von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit verbreitete sich mit Windeseile; die Herzen Aller flogen ihr entgegen, auch derer, die in der Verbindung mit einem streng-conservativen Fürstenhause eine Schädigung der französischen Interessen sahen. „Elle est digne de son fiancé!“ sagte man als ihr bestes Lob, denn so wenig beliebt Louis Philippe war, so sehr war es sein Sohn. In Chalons-sur-Marne erwartete er die unbekannte Braut. Freudige Ueberraschung malte sich in den Zügen Beider, als sie sich zum ersten Mal ins Auge sahen, und als sie sich dann, strahlend im Glück, in Schönheit und Jugend dem Volke zeigten, umbrauste sie ein nichtendenwollender Jubel.

„Voyez l'avenir de la France“ rief eine Stimme und viele Tausende wiederholten diese Worte, die in wenigen Jahren schon mit derselben Begeisterung: „vive la république“ rufen sollten.

Die Ankunft der jungen Braut in Fontainebleau bildete den Schluß- und Höhepunkt ihres Triumphzuges. Wenige Tage später fand die feierliche Vermählung statt, nach welcher das fürstliche Paar das Schloßchen Sillier bezog, in der Nähe von Louis Philippes reizendem Landsitz Neuilly. Hier lebte die königliche Familie wie die eines Privatmannes und auf den ersten Blick schien es, als könne man sich kein glücklicheres Leben vorstellen. Hier fühlte sich der König am wohlsten und zeigte sich von seiner besten Seite. So lernte auch Helene ihn kennen und lieben; erst nach und nach durchschaute sie mit ihrem prüfenden Blick, daß er wohl für die Seinen sorgte, aber nicht für sein Reich, sondern auf Kosten desselben, daß er ein guter Familienvater, aber kein Landesvater war, den sie in ihm zu finden gehofft hatte. Um so feuriger schloß sie sich ihrem Gatten an, der mit ganzer Seele an Frankreich hing und nur zu oft, trotz aller Kindesliebe, andere Wege einschlug als der König. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine liberalen Ansichten, aus denen er kein Hehl machte, hatten ihn populär gemacht; jetzt, als seine Gemahlin in weiblicher Art dieselben Wege einschlug wie er, sich auf das Eingehendste mit Armen- und Krankenpflege beschäftigte, bedeutende Männer aller Parteien an ihren Hof zog und eine bei französischen Prinzessinnen unbekanntes Kenntniß der politischen und wirthschaftlichen Zustände zeigte — jetzt erreichte diese Popularität den höchsten Grad. Wenn Herzog Ferdinand mit der Gattin am Arm durch die Straßen schritt und das Volk sich dazu drängte, dann sagte er wohl mit dem ihm eigenen strahlenden Lächeln: „oui mes amis, c'est ma femme!“ Wie anders zeigte sich der Vater! Louis Philippe war steif und kühl, Königin Amélie ernst und gemeßen; der Herzog von Nemours galt für grenzenlos hochmüthig und die halb frömmelnde, halb geistreich sein wollende Umgebung des Hofes wurde mit Recht verispottet und verlästert. Es ist durchaus falsch, wenn man behauptet, Helene habe in den Tag hinein gelebt, ohne die Gährung im Lande zu bemerken, aber sie war zu optimistisch veranlagt, als daß sie auf den schlimmsten Ausgang gefaßt

gewesen wäre; auch sah sie in ihrem Gatten den zukünftigen Vöser aller Conflicte. Wie glücklich sie war, bezeugen die Worte, die sie an Professor Schubert schrieb:

„Ich habe meine Schritte nach Westen gerichtet, wohin die Stimme des Herzens mich zog, wo ich die Bestimmung meines Lebens ahnte, wo ich jetzt die Träume meiner Kindheit verwirklicht finde; wo die Kräfte meines inneren Lebens sich entwickeln und Nahrung finden im Kampfe um das Sein; wo ich einen hohen Beruf sehe, der mich zu ernstem Streben anspornt.“

Aus demselben Jahre stammt ein Brief an Jenny von Pappenheim, die sich inzwischen mit dem Freiherrn von Gustedt verlobt hatte. Er lautet, mit einigen Auslassungen, wie folgt:

Petit Trianon, den 8. October 1837.

„Wie sehr hat mich die Kunde Deines Glückes erfreut, meine liebe theure Jenny, wie innig theilt mein Herz die Gefühle, welche das Deinige erfüllen und ihm in der Zukunft so schöne gesegnete Tage verheißten. Laß mich es Dir aus voller Seele aussprechen, wie ich Dir das reiche Glück wünsche, welches der Himmel mir geschenkt hat. — — —

Nach allen diesen Bitten lege ich Dir noch die eine an's Herz: in allen Verhältnissen des Lebens auf meine Liebe zu rechnen und auf die warme treue Theilnahme, welche Dir immer widmen wird

Deine Freundin Helene.“

Am Weihnachtsabend 1837 schrieb sie an ihre Mutter:

„— — Dankbar bin ich auch heute, aber in anderer Beziehung dankbar, wie ich es vor einem Jahre war, als ich unter dem Tannenbaum von Frankreich träumte und mir vorstellen wollte, wie mein Geschick sich wohl gestalten möchte und nicht hoffen durste, denn ich dachte damals nicht, daß Gott mir ein so reiches, so schönes Glück zu Theil werden ließe.“

Ein Jahr später wurde der Graf von Paris geboren, und die Herzogin sah sich einer neuen Lebensaufgabe gegenüber. Sie erzog ihn, ich möchte sagen, vom ersten Jahre an, nur in dem Gedanken an Frankreich, dessen König dieser Sohn werden sollte. Während ihr Gatte an dem Feldzug in Algier theilnahm, zog sie sich von den großen Hoffesten vollständig zurück und lebte nur ihrem Kinde. Dunkle Gewitterwolken stiegen unterdessen immer drohender am Horizont auf. Die Verschwörungen gegen das Leben des Königs nahmen in erschreckender Weise zu, die Presse sprach die Forderungen des Volkes immer deutlicher aus, der Lärm der Reform-Bankette drang bis zu den Ohren der Herzogin. Ihr weibliches Gefühl hatte sie bisher davon abgehalten, ihre Meinung dem König gegenüber laut werden zu lassen. Jetzt hielt sie es für ihre Pflicht. Doch Louis Philippe hörte nicht, wollte nicht hören, ebenso wie er den Niedergang seiner Regierung nicht sehen wollte. Achselzuckend nannte er sie „eine deutsche Schwärmerin!“ Er meinte, der Feldzug in Algier, der von den Franzosen so sehr gewünschte Kriegsruhm

würde die Gedanken auf andere Bahnen lenken und die Angriffe der Opposition glänzend abwehren. Er täuschte sich; nicht nach Algier richteten sich die Blicke Aller, sondern sie hasteten forschend auf ihm und seinem Hof; sie sahen, wie um Aemter und Würden gehandelt wurde, wie Bestechungen aller Art an der Tagesordnung waren, wie ränkevolle Priester, um derenwillen Karl X. gestürzt worden war, sich jetzt bei seinem Nachfolger wieder eingenistet hatten. Louis Philippe sammelte ein ungeheures Vermögen; seine Beamten suchten es ihm gleich zu thun und die sittliche Corruption, die mit dem Tanz um das goldene Kalb stets verbunden ist, nahm Jahr um Jahr zu. Skandalprocesse aller Art sorgten dafür, daß dieser Zustand nur allzu genau bekannt wurde. Man murrte, man drohte laut und leise — als aber Herzog Ferdinand wieder gekommen war, und mit Helene einst langsam durch die Straßen fuhr, damit Jeder sein reizendes Söhnchen bewundern konnte, da jubelte das Volk noch wie einst. Ja, noch lebte „l'avenir de la France.“

Eines Tages — der Herzog hatte seine Gemahlin nach dem Badeort Plombières begleitet — gingen Beide an einem Kirchhof vorüber. Ein Blumenhändler bot Todtenkränze feil und nachdenklich meinte Herzog Ferdinand:

„Vielleicht schmückt dieser Kranz den Sarg eines Kindes.“ Erschrocken sah Helene ihn an, sie dachte ihrer Knaben. Der Prinz lächelte über ihren Aberglauben und sagte:

„Wer weiß, ob er nicht einem 32jährigen Manne bestimmt ist.“

Am nächsten Tage reiste der Herzog ab; eine Woche später jagte durch Nacht und Nebel ein dicht verhangener Wagen denselben Weg nach Paris zurück. Helene glaubte an das Krankenlager ihres Gatten zu eilen, sie fand schon den geschlossenen Sarg. Bei einer Fahrt nach Neuilly war der Herzog aus dem Wagen gestürzt und ohne wieder zu sich zu kommen kurz darauf gestorben.

„L'avenir de la France“ war todt; Helenens Glück, ihre Liebe, ihre Hoffnung lag auf immer begraben in der stillen Fürstengruft zu Dreux.

Schon zwei Jahre vor seinem Tode hatte der Herzog während seines Aufenthaltes in Algier sein Testament gemacht, das er von Toulon aus der Herzogin Clementine von Orléans sandte. Nichts charakterisirt ihn besser, als dieses Schriftstück, nichts zeigt genauer, welch ausgezeichneten Mann der Gatte Helenens war, wie unendlich viel sie, ihre Kinder, Frankreich an ihm verloren haben.

Ecrit adressé par le duc d'Orléans à la princesse Clémentine d'Orléans en date de Toulon 9 Avril 1840,

(lors de sa 2<sup>ème</sup> campagne d'Algèr, 2 ans avant sa mort, 5 mois avant la naissance du duc de Chartres. Dans les journées du 22 et 23 février 1848 ce testament a été saisi parmi toutes les correspondances intimes et documents de famille de Louis Philippe et de la duchesse d'Orléans; la Grande nation française ne respectant pas même les souvenirs les plus sacrés et les sentiments les plus délicats de ses victimes, les a éparpillés et abandonnés au public. Mr. d'Ahlefeld, secrétaire de la légation Danoise, a acheté ce do-



cument parmi d'autres papiers de ce genre et l'envoya à sa mère, qui le laisse circuler parmi les curieux.)

Si le devoir sacré que je vais remplir, doit être le dernier acte d'une carrière sans éclat mais sans tâche, je suis certain que toute ma famille ne verra dans l'expression de mes derniers vœux qu'une manière de plus de lui témoigner l'affection et la reconnaissance dont je suis pénétré en fournissant à tous les miens, lorsque je ne serai plus au milieu d'eux, le moyen de réaliser quelques-unes des pensées que j'aurai emportées avec moi. Mais avant d'indiquer ces vœux que je ne consigne peut-être pas ici dans une forme légale, sachant qu'entre nous cette précaution est inutile, j'éprouve le besoin, de faire agréer au Roi ma respectueuse reconnaissance, à lui qui a toujours été si bon pour moi ; à la Reine, à qui je dois tant et à ma tante qui m'a toujours traité comme un fils. — Quoique je sois certain que ma famille, dont je connais l'union indissoluble, fera pour moi ce que j'aurais fait en pareil cas pour chacun de ses membres, et se regardera comme associée intimement à toute mon affection pour ma chère Hélène, j'ose croire cependant qu'en recommandant de nouveau au Roi, à la Reine, à mon frère Nemours, à ma tante et à tous mes frères et soeurs celle qui m'a rendu si heureux, j'établirai un lien de plus entre elle et une famille, dont je me flatte qu'elle partagera en tous points les destinées. J'ai la confiance que lors même que ses devoirs vis-à-vis des enfans que je lui aurai laissés ne l'enchaîneraient plus au sort de ma famille, le souvenir de celui qui l'a aimée plus que tout au monde, l'associerait à toutes les chances de notre avenir et de la cause que nous servons. Hélène connaît mes idées ardentes et absolues à cet égard et sait ce que j'aurais à souffrir de la savoir dans un autre camp que celui où sont mes sympathies, où furent mes devoirs. C'est cette confiance si pleinement justifiée par le noble caractère, l'esprit élevé et la faculté de dévouement d'Hélène, qui me fait désirer qu'elle demeure sans contestation exclusivement chargée de l'éducation de nos enfans. — Mais je me hâte d'ajouter, que si, par malheur, l'autorité du Roi ne pouvait veiller sur mon fils aîné jusqu'à sa majorité, Hélène devrait empêcher que son nom fut prononcé pour la régence et désavouer hautement toute tentative qui se couvrirait de ce dangereux prétexte, pour enlever la régence à mon frère Nemours ou à son défaut à l'ainé de mes frères. En laissant, comme c'est son devoir et son intérêt tous les soins du gouvernement à des mains viriles et habituées à manier l'épée, Hélène se dévouerait toute entière à l'éducation de ses enfans, comme elle s'est dévouée à moi. — C'est une grande et difficile tâche que de préparer le comte de Paris à la destinée qui l'attend, car personne ne peut savoir dès à présent ce qui sera cet enfant lors qu'il s'agira de reconstruire sur des bases nouvelles une société qui ne repose aujourd'hui que sur les débris mutilés et mal assortis de ses organisations précédentes. Mais que le C<sup>te</sup>. de Paris soit un de ces instrumens brisés avant qu'il n'aient servi, ou qu'il devienne l'un des ouvriers de cette régénération sociale, qu'on n'entrevoit encore qu'à travers de grands obstacles et peut-être des flots de sang, qu'il soit Roi ou qu'il demeure défenseur obscur et méconnu d'une cause à laquelle nous appartenons tous, il faut qu'il soit avant tout un homme de son tems et de sa nation, qu'il soit catholique et serviteur *exclusif* et passionné de la France et de la révolution.

Je suis certain que toute en restant fidèle à ses convictions religieuses, Hélène élèvera scrupuleusement ses enfans dans la religion de leurs pères, dans cette religion qui fut de tous tems celle que la France a professée et défendue et dont le principe est si parfaitement d'accord avec les idées sociales nouvelles, au triomphe desquelles mon fils doit se consacrer. Sans vouloir ni

pouvoir tracer d'avance un plan d'éducation pour mon fils, j'indiquerai ici quelques points principaux, qu'il suivra. Je tiens à ce qu'il commence de bonne heure l'étude des langues étrangères et plus tard celle de l'histoire qu'il faudra lui faire sérieusement approfondir. Les talens d'agrément ne doivent l'occuper que très accessoirement, surtout pendant qu'il partagera l'éducation publique des ses contemporains. J'espère que d'ici là une réforme sérieuse de l'enseignement universitaire l'aura mis plus en harmonie avec les besoins de la société, mais quoiqu'il en soit, je demande formellement que mon fils soit soumis à cette épreuve de l'instruction publique qui peut seule dans un siècle où il n'y a d'autre hiérarchie possible que celle de l'intelligence et de l'énergie, assurer en lui le développement complet de ces deux facultés. Je désire même, sans vouloir faire entrer mon fils dans l'Ecole Polytechnique, qu'il subisse l'examen public d'admission à cette école. Lorsqu'il commencera sa carrière et ses travaux militaires, que ses premiers services soient dans l'infanterie, dans cette arme nationale des Français depuis tant de siècles et dans les rangs de laquelle le peuple tout entier devra entrer le jour où l'on tentera d'émeuter contre la France, contre ses idées et sa dynastie la sentence depuis longtemps rendue contre ses illustres contumaces.

Mais ce que je recommande surtout à ma chère Hélène, ce pourquoi j'ose compter aussi beaucoup sur la Reine, c'est la direction morale à donner à l'éducation de mon fils, ce sont les impressions qu'il ne trouvera ni dans les livres, ni dans les leçons de ses maîtres et que l'on ne saurait lui donner de trop bonne heure. — Hélène sait que ma foi politique m'est encore plus chère que ma foi religieuse : mes convictions étant après mes affections ce que j'ai de plus cher au monde, je tiens de les léguer à mon fils, non par le sot orgueil de me croire infailible, mais par un sentiment profond et raisonné de fidélité. C'est d'ailleurs le seul héritage que je puisse laisser à mon fils n'ayant à lui transmettre ni fortune, ni un nom que je me sois fait, ni une épée dont je me sois servie ; mais je lui léguerai mieux que cela ; je lui laisserai ce qui peut tenter une âme élevée : de grands devoirs à remplir et d'immenses obstacles à surmonter pour les accomplir. En lui léguant la défense d'un pays et d'un principe menacés je dois lui léguer en même tems la foi dans leur bon droit et leur triomphe final.

Que ces pensées et ce dévouement, morts en moi sans avoir été appliqués, germent dans le cœur de mon fils ; que dans son affection pour la France il sache toujours être son complice et jamais son gardien ; qu'il ne pense à ses aïeux que pour sentir combien la grandeur de la race ajoute encore à l'étendue de ses devoirs ; qu'il apprenne qu'il n'est de la première famille du monde que pour être fier et digne de tenir toujours dans ses mains la destinée de la cause la plus belle qui depuis le Christianisme ait été plaidée devant le genre humain. Qu'il soit l'Apôtre de cette cause et au besoin son Martyre. — Voilà ce que Hélène répétera encore à mon second fils, si c'est un fils auquel elle doit bientôt donner le jour. S'il en est ainsi, sans exprimer un vœu arrêté je dois dire que j'ai quelquefois songé à donner à cet enfant les noms de Robert-Philippe et à prier le Roi de lui accorder le titre de Prince d'Algèr.

(folgen Bestimmungen, seinen Nachlaß betreffend.)

Si je n'avais pas écrit ainsi à la hâte cette note que je n'aurai pas le tems de recopier, j'aurais dû avant tout et avant de parler de qui que ce soit dire que n'osant rien laisser au Roi ni à la Reine, je les prie de choisir dans tout ce qui m'a appartenu le souvenir de moi, qui leur plaira le mieux.

Je serais heureux qu'ils veuillent bien le garder. Quant à tous les autres membres de ma famille à qui j'éprouve le besoin de léguer un gage quelconque de mon dévouement sans bornes, pour eux je charge Hélène de désigner dans ce qui m'aura appartenu ce qui pourra le mieux convenir à chacun d'eux : je ne les nommerai ici que pour leur dire adieu du fond du coeur et leur répéter encore combien leur destinée m'est chère. — Je commence par Nemours parce qu'il sera le chef de la jeune famille ; je l'ai aimé encore plus que l'on n'aime un frère ; c'est la confiance que m'inspire son loyal caractère que je le vois chargé d'un avenir aussi grand que celui qui s'ouvre devant lui et je sais qu'il justifiera la devise : *uno avulso non difficile alter.*

(Folgt Abschied von jedem einzelnen Familienglieb.)

Je dis adieu à l'excellente G<sup>de</sup>. duchesse de Mecklenbourg que j'aime beaucoup et je laisse à Hélène le soin de dire si j'ai répondu à la confiance qu'elle m'a témoignée en me donnant sa fille. Je demande à toute ma famille si la G<sup>de</sup>. duchesse désirait s'établir en France de l'adopter comme une des nôtres.

Je recommande à tous mes frères et soeurs de tout sacrifier mutuellement à la conservation de l'union étroite qui règne entre nous et que j'aurais tant cherché à maintenir. Que tout soit commun entre eux, bourse, genre de vie, plaisirs, peines, pensées et émotions de tout genre ; qu'ils ne soient que les différens membres d'un même corps animé par une seule âme. Que leur principe soit : tous pour un, un pour tous et qu'ils ne songent plus désormais à moi que pour remplacer ce que la famille aura perdu de force en ajoutant à leur valeur individuelle par leur travail et leur honorable conduite.

Après les membres de ma famille que je viens de nommer, je nomme les personnes qui ont le plus contribué au mariage qui a fait le bonheur de ma vie et à qui je dois le plus ! Je ne sais si j'ose ici prononcer le nom du Roi à qui je suis personnellement attaché\*), Hélène jugera ce qui sera convenable, mais je nommerai Mrs. le prince de Wittgenstein, de Schilden, de Rantzau, les dames de Bassewitz et de Bontems (née Salomon), Mr. Thiers qui a entamé la négociation, le comte Bresson que je regarde comme un ami sûr et éclairé, le duc de Broglie qui a pris part aussi à cette affaire et le comte Molé qui l'a conclue.

(Folgen noch verschiedene Meinungen.)

Je désire que toutes les notes et mémoires que j'ai rédigés soient autant que possible brûlés et détruits.

Enfin puisqu'il faut arriver à dire un mot de moi, je désire que mon enterrement ait lieu sans pompe. J'ai évité pendant ma vie autant que j'ai pu, les comédies, et je ne voudrais ni ennuyer le monde après ma mort, ni surtout faire servir mon cadavre à une masquerade posthume, dont le résultat serait de faire bailler les indifférens et amuser les curieux. Mes vrais amis sauront bien où me trouver.

La dernière ligne de cet écrit sera pour demander pardon aux personnes que j'aurais pu offenser : pour dire encore adieu à ma famille à laquelle je

\*) Friedrich Wilhelm III.

lègue mon esprit d'union, trésor précieux, qui les mènera bien loin s'ils savent s'en servir; — pour exprimer mes vœux ardents pour le triomphe de la cause française dans le monde et mon dernier mot sera pour mes enfans et ma chère Hélène.

signé: Ferdinand-Philippe  
d'Orléans.

Toulon (Var) 9 Avril 1840.

Stumm, ohne Klage, versteinert in ihrem Schmerz, stand die Wittve ihrem ungeheuren Unglück gegenüber. Aber sie gehörte nicht zu den Frauen, die unthätig, murrend wider das Geschick, die Hände in den Schoß legen.

„Ich lese,“ schrieb sie, „in den Augen meiner Kinder, in den Augen des französischen Volkes die Mahnung: lebe für uns! Gott wird mich stärken, daß ich in Wahrheit leben kann für sie!“

Die Erziehung ihrer Kinder lag ihr besonders am Herzen. Es wurde ihr von der Familie des Königs verdacht, daß sie sich dabei keinem Einfluß unterwarf. Das Ziel, das sie verfolgte, kennzeichnet sie selbst folgendermaßen:

„Es ist mein Bestreben, den deutschen Geist, den, welchen ich in Weimar als den wahrhaft deutschen kennen gelernt habe, mit dem französischen zu verbinden, da ich glaube, daß sich darauf Frankreichs zukünftige Größe aufbauen wird.“

Nach und nach erschien sie wieder im Kreise der Familie und betheiligte sich an kleinen Ausfahrten. Bei einer solchen war es, wo die ganze königliche Familie nur durch die Geistesgegenwart eines Mannes dem Tode entging. Der König fuhr mit den Seinen zu einer militärischen Besichtigung. Man mußte eine Schleiße passiren, plötzlich öffnete sich dieselbe und schon stürzten die Vorderpferde in den fünfundzwanzig Fuß tiefen Abgrund, als der Kutsher sie mit riesiger Kraft zurückriß und den Wagen zum Stehen brachte. Außer Schmerzliche bewegt, dachte Helene an den geliebten Gemahl, der bei einem weit gefahrloser scheinenden Anlaß nicht gerettet werden konnte, und hielt nun mehr denn je daran fest, daß ihre Söhne zu Frankreichs Glück erhalten werden sollten. Das Jahr 1848 vernichtete auch diesen Glauben.

Es ist hier nicht der Ort, die allgemein bekannten Ereignisse, der Februar-Revolution zu schildern. Gedrängt durch die Ereignisse verstand Louis Philippe sich zu den gewünschten Reformen, aber schon waren die Leidenschaften entfesselt, es war zu spät. Kaum waren die ersten Schüsse gefallen, so tobte die Menge und überschrie denjenigen, der das neue Ministerium verkünden wollte. „Man tödtet das Volk: Rache! Rache!“ tönte es von allen Seiten. Der König hatte keine andere Antwort als: „Ich danke ab.“ Mit einem hoheitsvoll klingenden Pathos jagte er, daß er zu Gunsten seines Enkels die Krone niederlege, in Wirklichkeit jedoch überließ er ein Weib und einen neunjährigen Knaben der Wuth des empörten Volkes. Die Regentschaft fiel nach dem Gesetz dem Herzog von Nemours zu, während die Franzosen auf die der Herzogin von Orléans gehofft hatten

und dem unbeliebten Nemours ebenso feindlich begegneten, wie dem König. Der Herzog benahm sich tadellos, er war der einzige der Familie, der seine Schwägerin nicht im Stiche ließ. Als sie die tobenden Menschenmassen gegen das Schloß anstürmen sah und Nemours sie einem sicheren Versteck zuführen wollte, nahm sie, ohne einen Ausdruck des Schreckens, ihre Knaben an die Hand, führte sie unter das Bild des Vaters und jagte, sich zu ihrer verzweifeltsten Umgebung wendend:

„Herzog Ferdinands Wittve flieht nicht; an dieser Stelle wollen wir sterben.“

Nach und nach verhallte der Tumult und neue Hoffnung belebte die Fürstin. Sie vertraute ihrer Popularität, vertraute dem Volk und glaubte es durch Milde wieder zu gewinnen. Im Namen des jungen Königs befahl sie dem General Bourgand dem Kampf Einhalt zu gebieten und verließ allein, nur mit ihren Kindern, das Schloß, um furchtlos unter das Volk zu treten. Da begegnete ihr Herr Dupin, der sie in die Kammer der Deputirten geleiten wollte. „Eine zweite Maria Theresia“, so nannte er sie. „Mein Leben gehört Frankreich und meinen Söhnen,“ erwiderte die Herzogin und folgte ihm. „Vive la république,“ klang es ihr entgegen, sie wich um keinen Schritt zurück. Aus dem blassen Antlitz strahlten die blauen Augen in nie gesehenem Feuer; unwillkürlich beugte Einer oder der Andere sich vor der königlichen Gestalt, die Schreier verstummten, man machte ihr Platz und plötzlich schien der Bann gebrochen: „Vive la duchesse d'Orléans“ tönte es aus vielen hundert Kehlen. Als sie die Deputirtenkammer betrat, war es derselbe Ruf, der sie begrüßte. Dort war man bisher, trotz vielen Hin- und Herredens, zu keinem Resultat gekommen. Das Erscheinen der Herzogin war die erste That in diesen Räumen.

Nachdem Herr Dupin ihre Regentschaft proclamirt hatte, kam es zu neuen lebhaften Debatten und man forderte sie auf, theils aus Angst vor dem Einfluß, den ihre Gegenwart hier ausüben mußte, theils aus Sorge um ihre Sicherheit, den Saal zu verlassen.

„Wenn ich gehe, so findet mein Sohn den Weg nicht zurück,“ sagte sie und blieb. Crémieux, einer der Führer der Opposition, ließ ihr auf der Spitze eines Bajonetts einen Zettel reichen. Er wußte, daß draußen ein blutdürstiger Volkshaufen stand, jeden Augenblick bereit, in ihr Marie Antoinettes Schicksal zu erneuern; vom Mitleid getrieben, forderte er sie auf, sich zu entfernen. Helene las, legte die Hand auf das Haupt des jungen Königs, schüttelte verneinend den Kopf und blieb. In Odilon-Barrot fand sie einen beredten Fürsprecher ihrer Sache, so beredt, daß jubelnde Zurufe sie wie ihren feurigen Anwalt von allen Seiten begrüßten. Dankbar verzweigte sie sich und begann mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Wir sind gekommen, mein Sohn und ich —“

Wildes Geschrei ließ sie verstummen. Nationalgardisten und Schüler des Polytechnikums stürmten den Saal; ein Fleischer mit blutbespritzter

Schürze, das Messer in der Hand, ihnen voran. Entsetzt sprangen die Deputirten von den Plätzen; die Herzogin allein sah den Eindringenden ruhig entgegen und rührte sich nicht. Da erhob sich Lamartine, jener aus weltfremdem Idealismus und selbstgefälligem Phrasenheldenthum zusammengesetzte Poet. Seine Stimme galt etwas im Volk, wenn sie auch nicht so ausschlaggebend war, wie er es selbst in seiner Geschichte der Februar-Revolution gern glauben lassen möchte.

„Wo finden wir,“ sagte er, „unser Oberhaupt? Nur in der Volkssouveränität, aus der allein Ordnung, Wahrheit, Freiheit entspringt.“

Und das souveräne Volk drinnen und draußen brüllte Beifall, das souveräne Volk zertrümmerte die Thüren, das souveräne Volk riß die Frau, die Mutter, die Wohlthäterin von ihrem Sitz, griff mit blutiger Faust in das blaße Antlitz schuldloser Knaben. Und Lamartine sprach von Ordnung, Wahrheit, Freiheit! Jetzt machte Niemand mehr der unglücklichen Herzogin Platz, Niemand jubelte ihr zu; Frankreich, das sie liebte mit der ganzen Kraft ihres Herzens, hatte sie verlassen; die Unschuldige mußte büßen für den entflohenen Schuldigen. Im Hôtel des Invalides fand sie einen vorläufigen Zufluchtsort, wo ihre wenigen Freunde sich um sie versammelten. Ihr Geist blieb klar und ruhig, selbst als Einer nach dem Anderen mit immer trüberen Nachrichten bei ihr eintrat.

„Ich bleibe, so lange Einer unter Euch es noch für nöthig hält,“ rief sie aus, „braucht Frankreich meinen Sohn, so flieht er nicht, und wird' obwohl er nur ein König von neun Jahren ist, auch königlich zu sterben verstehen.“

Endlich, nach langen Bitten, entschloß sie sich zur Flucht. Jede Bekleidung verschmähend — „wenn man mich findet, soll man mich als Prinzessin finden —“ bestieg sie den Wagen, der sie zunächst einem einsamen Schloß in der Nähe zuführte. Auch dort noch hoffte sie! Vergebens! In dunkler Nacht, in Sturm und Regen, das Nöthigste entbehrend, floh sie mit ihren Kindern aus dem Lande, das sie in strahlendem Sonnenschein, unter Blumenportalen betreten hatte, begrüßt vom jubelnden Volk, vom geliebten Gatten.

Die treue Mutter traf in Ems mit der Herzogin zusammen. Sie war gebeugter, als Helene, ja diese lächelte sogar wehmüthig und tröstete sie: „Ich habe ja noch meine Kinder und hoffe Frankreich wiederzusehen.“

Ihr Schicksal fand auch in Mecklenburg, wo ihr Neffe inzwischen den Thron bestiegen hatte, die herzlichste Theilnahme. Friedrich Franz II., der seine Tante sehr liebte, sandte Boten über Boten, um sie nach Mecklenburg zu geleiten. Die verwitwete Großherzogin Alexandrine eilte selbst ihrer Schwägerin entgegen und wollte damit zuerst die Hand zur Verjöhnung reichen. Daß Helene sie zurückwies, war menschlich natürlich. Sie hatte schwer unter dem Zerwürfniß der Familie gelitten, sie hatte den Warnungen des Großherzogs Paul und seiner Gemahlin kein Gehör geschenkt und jetzt, da

sie diese Warnungen erfüllt sah, fürchtete sie eine Begegnung mit derjenigen, die am meisten gewarnt hatte. Ihre tief verwundete Seele zog sich in sich selbst zurück, allem Mitleid aus dem Wege gehend. Erst zwei Jahre später entschloß sie sich zu einem kurzen Besuch in Mecklenburg, wobei sie sich ganz mit ihrer Familie aussöhnte, fand sie doch in Friedrich Franz II. einen Fürsten, der wie wenige seinesgleichen sein Land zu regieren, sein Volk zu beglücken verstand.

Zu ständigem Aufenthalt wählte sie sich die Heimat ihres Geistes: Sachsen-Weimar. Großherzog Karl Friedrich hatte ihr sein Schloß in Eisenach zum Asyl angeboten, das sie freudigen Herzens annahm. Nicht wie eine flüchtende, ihrer Krone beraubte Frau wurde sie empfangen, sondern wie ein hoher, geliebter Gast.

„Wie wohl thut es mir, nach all' dem Haß, wieder von Liebe umgeben zu sein,“ schrieb sie, „ich danke Gott, der mir so treue Verwandte gegeben, der dieses herrliche Land geschaffen hat und den Geist großer Ahnen immer wieder erweckt und, mein Herz sagt es mir, ihm ewig junges Leben geben wird.“

Reisen nach England, wohin Louis Philippe geflohen war, und nach der Schweiz bildeten die einzige Unterbrechung ihres stillen Eisenacher Lebens.

Der schwerste Schlag, der ihre mit gläubigem Vertrauen auf eine günstige Wendung des Schicksals aufrecht erhaltene Hoffnung vernichten sollte, traf sie am 2. December 1852. Mit lebhaftem Interesse hatte sie Frankreichs politische Wirren verfolgt; sie erkannte nur zu genau, wie nöthig ihm ein thatkräftiger Herrscher war und glaubte ihren Sohn dazu berufen. Da setzte Napoleon III. sich die Kaiserkrone aufs Haupt. Zum ersten Mal in ihrem Leben, brach sie auf Augenblicke unter dem Eindruck dieses Ereignisses zusammen, sie sah sich getäuscht in Allem, was sie gehofft, geglaubt, wofür sie gelebt hatte. „Was sind wir nun!“ rief sie aus, „Menschen ohne Ziel, ohne Zukunft, ohne Hoffnung.“

Ihr großer Charakter half ihr auch dieses Leid überwinden. Sie war es, die, als Louis Philippe gestorben war, ihre Pflicht in der Nähe seiner geprüften Wittve selbstlos erfüllte. Sie verließ Eisenach, um das letzte Jahr ihres Lebens in England zuzubringen.

Am 17. Mai 1858 schloß Helene von Orléans die müden Augen. Man nennt sie eine unglückliche Fürstin, sie selbst aber schrieb von sich und diese Worte geben ihr Bild am schönsten wieder:

„Mein Leiden wiegt, wenn ich zurückblicke, das genossene Glück nicht auf. Einen edlen Vater, eine vortreffliche Mutter nannte ich mein, die herrlichste Jugendzeit durfte ich in Weimar verleben, gehoben und getragen durch das Walten unsterblicher Geister, den besten Gatten gab mir Gott, die lieblichsten Kinder und die nie versiegende Hoffnung, daß Frankreich einst doch noch seine Größe ihnen verdanken wird.“



## Prinzessin Jaja.

Ein Märchen.

Von

Kurd Laßwitz.

— Gotha. —

**E**s war einmal eine Prinzessin, die hieß Jaja; aber leider hatte es mit ihr einen Haken, und deshalb haben wir unsere Geschichte falsch angefangen. Eigentlich können wir gar nicht beginnen, denn der Haken war eben, daß die Prinzessin nicht wußte, ob sie war. Also fangen wir noch einmal von vorn an.

Es war also einmal eine Prinzessin, und die war nicht. Das ist aber auch noch nicht der richtige Anfang. Denn solange die Philosophen noch nicht klar darüber sind, was das wirkliche Sein wirklich sei und wie es mit dem Erkennen zusammenhängt, fragt es sich doch, ob die Prinzessin wirklich nicht war, oder ob sie bloß nicht wirklich war. Und da in den Märchen immer alle Dinge dreimal vorkommen und erst das dritte Mal die Sache gelingt, so sehen wir nicht ein, warum es nicht gleich mit dem Anfange auch so sein sollte und erst der dritte Anfang der richtige werde. Und nun kommt er. —

Es war einmal ein Königreich, das hieß Dräberundbrunter, und dazu gehörte auch ein König, Namens Hähäh. Dieser König besaß eine einzige Tochter, die reizende Prinzessin Jaja, mit der es leider den Haken hatte. Und das war so gekommen.

Die Prinzessin hatte eine Pathin, natürlich eine Fee, und zwar eine echte, die noch von den alten heidnischen Göttern stammte. Das sind nämlich die vornehmsten, und von diesen sind wieder diejenigen die gebildetsten, die ihren Stammbaum auf den Olymp zurückführen können. Mit der Mythologie aber stand die Prinzessin wie die meisten jungen Damen von siebzehn Jahren



auf schlechtem Fußewegen der vielen schwierigen Namen, und darum konnte auch Jaja die Fee Dysthymos Kräfeleia — so hieß die Pathin — nicht gut leiden.

Als die Prinzessin nun ihren achtzehnten Geburtstag feierte, kam auch Dysthymos Kräfeleia als Gratulantin und brachte ihr zum Geschenk einen Abreißkalender vom vergangenen Jahre, den sie in einem Schnittwaaren-geschäft zu bekommen hatte. Denn die Fee hielt viel auf Geschenke, die nichts kosteten, außer wenn sie für sie selbst bestimmt waren. Das ärgerte nun wieder die Prinzessin, und als sie mit Kräfeleia bei der Chokolade saß, sagte sie ganz trübseelig:

„Ach, liebe Pathin, mein Mythologielehrer versteht doch gar nichts. Neulich wußte er nicht einmal, wie Ihre werthe Frau Mama hieß.“

Das war aber ein Stich, denn die Fee hatte keine Mama, sondern bloß einen Papa, und das war eben das Feine an ihr. Die Fee sagte also etwas gereizt:

„Nun, Du solltest doch wissen, liebe Jaja, daß ich wie meine Schwester Pallas Athene keine Mutter habe. Wir beide rühmen uns, unmittelbar aus dem Götterkönig Zeus entsprungen zu sein.“

„So, so,“ sagte Jaja, „Sie sind auch aus dem Haupte des Zeus entsprungen?“

„Das gerade nicht, aber aus einem Auge des Zeus.“

„Und wo befand sich denn dieses Auge?“

„Naseweises Ding!“ rief die Fee aufgebracht. „Ein Hühnerauge war's, aus dem ich entsprungen bin, unter der kleinen Zehe saß es. Sehr übler Laune war der Götterfürst, denn er hatte damals gerade vergeblich der schönen Freya nachgestellt, die droben hinter Grönland im eisigen Norden haust. Da hatte er sich Schneeschuhe untergebunden, und davon war das Hühnerauge gekommen. Als nun Pallas Athene aus seinem Haupte sprang, da ernannte er sie zur Göttin des Wissens und Forschens, zur Herrin aller berechtigten Fragen, welche die Menschen stellen dürfen. Mich aber, als ich aus dem Hühnerauge sprang, ernannte er zur Göttin aller überflüssigen Fragen, zur Herrin der Räthselmacher, Steuerabschäzker, Polizisten und Metaphysiker. Und weil Du so überflüssige Fragen gestellt hast, so verwünsche ich Dich hiermit zur Strafe für Deine Neugier. Und Du sollst nicht eher einen Mann bekommen, bis Du die unnütze Frage der Welt gefunden und gelöst hast.“

Und damit verschwand Dysthymos Kräfeleia in Gestalt eines langen Fragezeichens.

Mit diesem Augenblicke kam ein großes Unglück über das Königreich Drüberunddrunter, es brach nämlich die Fragepest aus und gleich hinterdrein die Räthselseuche.

Daran war freilich Seine Majestät der König Hähäh selber schuld. Denn als er von der Verwünschung der Prinzessin hörte, war er gar nicht empört, sondern lächelte so allerbuhdvollst, daß dem Großvezier zwei Westentknöpfe vor Wonne absprangen, und sagte:

„Wozu habe ich denn meine Professoren, meine Oberbrahminen, meine Beziere und Oberhofchargen, wenn nicht wenigstens Einer darunter so dumm sein sollte, auf die allerunnützigste Frage zu verfallen? Und im Nothfalle bin ich selber noch da.“

„Euer Majestät,“ sagte der Großvezier, „bemerkten soeben allerhöchst scharfsinnig, daß Ihre königliche Hoheit die Prinzessin auch die Lösung der Frage muß finden können.“

„Sehr richtig,“ entgegnete der König, indem er den Würdenträger allerhöchsteigenfüßig auf den Rock klopfte, „dazu wird meine Tochter, die Prinzessin, schon klug genug sein. Aber die Frage, die Frage! Dazu gehört Dummheit, und die kann ich von meinen Beamten verlangen.“

Nun ließ der König eine Concurrrenz ausschreiben. Wer die überflüssigste Frage in der Welt stellte, der sollte soviel goldene Erbsen bekommen, daß er darauf spazieren gehen könnte; wenn aber die Prinzessin die Frage nicht herausbekäme, so müßte er die Goldstückchen in den Stiefeln tragen.

Da zerbrach man sich in Drüberunddrunter die Köpfe, daß es drunter und drüber ging.

Der Oberhofwolkengucker, welcher das Wetter anzufagen hatte, ob die Prinzessin den Sonnenschirm, den En-tous-cas oder den Regenschirm nehmen sollte, stellte die erste Frage.

„Warum geht die Sonne immer rechts herum und nicht links herum?“

Die Frage wurde für genügend überflüssig befunden, doch die Prinzessin konnte sie nicht lösen, und so bekam der Oberhofwolkengucker die goldenen Erbsen, aber inwendig.

„Was ist eher, der Tag oder die Nacht?“ fragte der Obernachtwächter. Da mußte er auch die goldverengten Stiefel anziehen.

Der Oberbrahmine fragte, warum die Welt geschaffen sei; aber er hatte gleichfalls kein Glück damit. Und da er nun Urlaub nehmen mußte, so fragte der Unterbrahmine, ob er nun Oberunterbrahmine oder Unteroberbrahmine wäre. Das wußte die Prinzessin erst recht nicht. Nun jagten sich die Fragen wie die Flocken im Decemberwind. Ist es besser, zuerst den rechten oder den linken Strumpf anzuziehen? Ist die Tugend grün oder carmoisingestreift? Was ist das Ding an sich? Wer hat den Häringssalat erfunden? Was ist ein Matschakerl? Warum nennt man die Kartoffeln nicht Haisische? Aber keine Frage erhielt den Preis, entweder waren sie nicht überflüssig genug, oder die Prinzessin konnte sie nicht lösen. Da gab es in Folge der Goldstiefeln bald soviel Hühneraugen in Drüberunddrunter, daß Kräteleia ihre Freude daran hatte.

Endlich kam der Oberhofgrundjaksfabrikant auf die feine Idee, die Sache müsse viel besser gehen, wenn man sie umkehre und nicht mit der Frage beginne, sondern mit der Antwort. Und wenn man die hätte, nachher könne man ja die Frage danach einrichten. Eine solche Einrichtung aber nennt man ein Räthsel.

Da ging den Leuten in Drüberunddrunter auf einmal ein Licht auf und sie fingen an Räthsel zu machen nach Herzenslust. Und damit die Prinzessin die Räthsel auch rathe, so hielten sie es für das Beste, sie alle auf den Namen der Prinzessin zuzuspitzen. Denn den müßte sie doch kennen, und wenn sie nur „Ja ja“ sagte, so wäre das Räthsel schon gerathen. Und dann wäre es immerhin eine erfreulich unnöthige Frage, nach dem Namen der Prinzessin zu forschen, weil ihn doch jedermann schon wisse. Mit dieser Philosophie stieg die Räthselseuche auf ihren Höhepunkt. Der Oberhofhurrabschreier schrie zuerst:

„Kommt Silbe Eins vor Silbe Zwei,  
So schreit vor Freude man Suchheil!  
Doch kommt die Zweite vor der Ersten,  
So möchte man vor Freude bersten.“

Das fand der König sehr gut.

Der Oberhofzoolog ließ sich ebenfalls hören und sprach:

„Drehst Du es um, so ist's das faulste Wesen,  
Von vorn kann es sogar ein Esel lesen.“

Er meinte nämlich, daß man Jaja auf J=a — J=a aussprechen könne, und dann giebt es umgekehrt das Faulthier Ny=Ny.

Hierin erblickte jedoch der Staatsanwalt eine tendenziöse Zerstückelung und Körperverletzung des Namens der Prinzessin, und der unglückliche Oberhofzoologe wurde mit einer auf drei Jahre herabgemilderten Todesstrafe belegt.

Dies hielt die Bewohner von Drüberunddrunter indessen nicht ab, immer neue Räthsel zu machen. Die Kinder in der Schule, die Bettler vor den Thüren, die Minister im Staatsrath und die Liebenden im Mondschein schmiedeten Räthsel. Die Geschäfte stockten, die Straßen verödeten, selbst die Eisenbahnzüge blieben stehen, weil die Lokomotiven anfangen, Räthsel zu fabriciren. Das Königreich drohte zu verhungern, die Räthselseuche raffte Tausende dahin. Sechszunddreißig Millionen Räthsel waren eingeliefert und der König ließ sich eine neue Perrücke machen, nur um sich vor Verzweiflung die Haare ausreißen zu können. Denn er wußte nicht, welches Räthsel das beste sei. Die arme Prinzessin aber mußte Tag und Nacht die Räthsel vorlesen und auf jedes „Jaja“ sagen.

Das wurde ihr denn doch zu bunt. Deshalb ging sie zu ihrem Herrn Vater und sprach:

„Euer Majestät wollen geruhen zu bedenken, daß doch alle diese Räthsel eigentlich nur einunddie selbe Frage sind. Aber es ist gar nicht bewiesen, daß diese Frage auch die überflüssigste ist, denn sonst hätte mir die Fee Kräkeleia sicher schon ihr Zeichen gegeben.“

„Poß Bliß,“ jagte Hähäh, und schlug sich vor seinen allerhöchsten Schädel, „da hast Du Recht, meine Tochter.“

„Sehr wahr,“ bemerkte der Großvezier. „Dies kann unmöglich die unnütze Frage sein.“

„Das hab' ich mir gleich gedacht,“ meinte der Unterobershofbrahmüne, „ich wollte es nur nicht sagen; aber wir waren offenbar auf dem Holzwege.“

Und nun sahen Alle ein, daß sie einen colossalen Unsinn ausgebrütet hatten. Der Staatsrath erließ ein Gesetz, daß bei Todesstrafe alles Räthselmachen von jetzt ab verboten sei. Die sechsunddreißig Millionen Räthsel wurden in einem großen Freudenfeuer verbrannt und der Staatsanwalt fuhr im ganzen Lande umher und fahndete überall auf Räthsel. Aber natürlich fand er keines mehr. Der Oberhofgrundsatzmacher aber, welcher die ganze Sache angestiftet hatte, bekam die engsten Stiefel, die aufzutreiben waren, mit Gold gefüllt und mußte darin die Landesgrenze überschreiten.

Die Prinzessin war nun zwar die Räthsel los, aber im Uebrigen war ihr nicht geholfen. Da ihr Niemand im ganzen Königreiche die überflüssigste Frage der Welt zu sagen wußte, so fing sie an, selbst darüber nachzugrübeln. Oft schickte sie ihre Hofdamen fort und ging allein in dem großen, weiten Parke spazieren, der von einer unübersteiglichen Mauer umschlossen war.

Mitten in diesem Parke befand sich ein Hügel, darauf stand ein uralter Thurm. Rings umher blühten die wilden Rosen und bunte Falter spielten um ihre Kelche. Hier wandelte die Prinzessin am liebsten, und ihre traurigen Augen glitten oft an dem grauen Gemäuer vorüber und an der seltsamen Gestalt, die vor der Thür des Thurmes saß und mit weltfernem Blick in die Weite sah. Wenn aber die Prinzessin sich abwandte, so folgten ihr die Augen des Wächters, und es glänzte darin geheimnißvoll, wie wenn der Nachthimmel sich im dunklen Bergsee spiegelt.

In dem Thurme hauste einsam und abgeschieden von der ganzen Welt der Oberhofkrondiamantenzerklopfer. Es lag nämlich unter dem Thurme in einem festen Gewölbe der größte Schatz des Königreiches, wie es keinen zweiten gab auf der Erde. Das war ein funkelnder Diamant, rein und weiß, und so groß wie ein Menschenherz. Niemand durfte ihn sehen und Niemand hatte ihn gesehen, auch der König nicht. Niemand auch konnte in das Gewölbe dringen, vor welchem ein Zauberthor befestigt hing, und außerdem war es Jedermann verboten, den Thurm zu betreten oder mit dem Oberhofkrondiamantenzerklopfer zu sprechen. Und dieser durfte nichts wissen von dem, was in der Welt vorging. Denn wenn von den Stimmen der Menschen oder dem Geräusch des Tages etwas bis zu dem Stein gedrungen wäre, so hätte der Stein blind werden müssen.

In einer schlaflosen Nacht war nämlich dem König eingefallen, daß vielleicht einmal der Feind eindringen und sich des Schatzes bemächtigen könne. Und da der König bei Nacht ein sehr kluger Mann war, so fiel ihm noch weiter ein, daß es das Sicherste sei, Jemanden anzustellen, der nichts weiter zu thun habe, als darauf zu warten, daß einmal der Feind käme.

Dann sollte er mit dem Zauber Schlüssel, der an der Wand hing, das Gewölbe aufschließen und mit dem großen Hammer daneben den Stein in Stücke schlagen. Denn der Feind sollte auch seinen Aerger haben. Und deswegen hatte er das Amt des Oberhofkrondiamantenzerklopfers geschaffen.

Da aber Niemand Oberhofkrondiamantenzerklopfer werden wollte, so ernannte er dazu seinen jüngsten Hirtenbuben. Der saß nun schon zehn Jahre in oder vor dem Thurm und wartete. Weil er gar nichts zu thun hatte, so ging seine Seele in der weiten Welt spazieren, und weil er mit Niemand sprechen durfte, so sprach er mit den Rosen am Hügel und mit den Wolken, die vorüberzogen, und in der Nacht mit den lichten Himmelssternen. Der Stein im Gewölbe aber durchstrahlte ihn mit einem unsichtbaren Lichte, und er wußte es nicht.

Als nun die Prinzessin eines Tages wieder von dem Thurm fortging, wandte sie sich einmal plötzlich um und sah, daß die Augen des Oberhofkrondiamantenzerklopfers auf ihr ruhten, und es war, als läge eine tiefe Frage in ihnen. Da dachte Jaja, daß es doch ihre Pflicht sei, auf alle Fragen zu achten, die sich ihr darböten, ob nicht etwa die überflüssigste dabei sei. So ging sie denn noch einmal am Thurm vorüber; da sie aber den Jüngling nicht anreden durfte, so konnte sie ihn nur mit ihren Augen fragen; und der Jüngling sah sie wieder an, aber er sagte nichts.

Das ging nun so viele Tage lang. Immer häufiger wandelte die Prinzessin am Diamantenthurm, und immer häufiger begegneten ihre fragenden Blicke den fragenden Augen des Oberhofkrondiamantenzerklopfers, und wenn sie beide wieder allein waren, zerbrachen sie sich den Kopf, was wohl die fragenden Blicke zu bedeuten hätten. Von dem vielen Gehen aber bekam die Prinzessin einen zarten Anflug von einem ganz, ganz kleinen Hühnerauge, und darüber war sie sehr glücklich. Denn erstens mußte sie dabei merkwürdigerweise immer an den Jüngling mit den dunkeln Augen denken, und zweitens hatte ihr die Fee Kräteleia sagen lassen, wenn sie auf dem richtigen Wege nach der unnützen Frage sei, so werde sie es an ihren Behen spüren.

Endlich faßte sich Jaja ein Herz, und in der Meinung, daß es ihr, als der Prinzessin, doch nicht gleich an den Kopf gehen würde, wenn sie das Gebot überträte, fragte sie den Oberhofkrondiamantenzerklopfer äußerst gnädig:

„Warum siehst Du mir nach, wenn ich vorübergehe?“

Der Jüngling schwieg eine Weile ganz erschrocken; denn seit zehn Jahren hatte ihn Niemand, angeredet und nun gar eine so schöne junge Dame; dann sagte er mit leiser, wohl lautender Stimme:

„Ich blicke Dir nach, Du Süße,  
Und tausend, tausend Grüße  
Send' ich Dir zu von fern;  
Und danke betend wieder,  
Daß Du uns stiegst hernieder  
Zu wandeln auf diesem Stern.“

Die Prinzessin erröthete ein wenig. Aber da auf einmal eine zweite Zehe sie zu schmerzen anfang, blieb sie stehen und fragte:

„Weißt Du denn nicht, wer ich bin?“

„Nein,“ erwiderte der Jüngling.

„Willst Du mich etwas fragen?“ fuhr sie fort. Und da der Jüngling schwieg, setzte sie hinzu: „Ich bin die Prinzessin Jaja.“

„Woher weißt Du das?“ fragte der Jüngling.

Nun schwieg die Prinzessin höchlichst überrascht. Alles hatte sie schon im Stillen in Frage gestellt, Sonne und Mond und den König Gähäh und sogar ihr Schosshündchen Fiffi. Aber ob sie selber sei, das war ihr noch nicht eingefallen zu bezweifeln.

„Alle Menschen sagen es,“ erwiderte sie endlich.

„Mir sagt es Niemand,“ sprach der Jüngling. „Ich weiß nichts von einer Prinzessin Jaja. Ich weiß nur, daß ich etwas Liebliches sehe und höre, und daß mir jetzt wohler ist, als wenn ich mit den Blumen und Wolken und Sternen rede. Warum muß es außerdem noch eine Prinzessin Jaja geben? Hier ist mein Glück und sonst weiß ich nichts.“

„Aber ich bin doch da!“ rief die Prinzessin und trat mit dem Fuße auf. Ach, das that weh! Und nun war sie böse, daß der Oberhofkron-diamantenzerklopfer an ihrer Existenz zweifelte. Sie drehte ihm den Rücken, ging mühsam nach Hause und zog sich Schlafschuhe an.

Aber schlafen konnte sie nicht. War sie vielleicht wirklich nicht da? Fast wollte es ihr so scheinen — es war Alles ganz anders als sonst. So fern und fremd, als wenn es nicht zu ihr gehöre, als gehöre sie sich selbst nicht mehr. Und es war auch Alles so gleichgiltig, mit Ausnahme — ja mit Ausnahme —. Wenn sie nur morgen wieder ausgehen könnte.

Das matte Ampellicht und der weiße Mondstrahl, der sich durch die Vorhänge schlich, schienen ein Zwiegespräch zu flüstern.

„Siehst Du die Prinzessin Jaja?“ fragte die Ampel.

„Nein,“ sprach der Mond, „ich sehe nur den Jüngling am Diamantenthurm, der zu mir heraufstarrt.“

„Im Vertrauen,“ sagte die Ampel, „ich sehe sie auch nicht mehr. Es liegt da zwar so etwas, das so aussieht; aber ich blicke in ihre Seele, die ist nicht mehr da, sie ist auf Deinen Strahlen zum Demantthurm gezogen.“

Die Prinzessin fuhr in die Höhe und klingelte.

„Der Oberhofbibliothekar!“ herrschte sie die Kammerzofe an. „Er soll mir sofort den Gothaischen Hofkalender bringen!“

Da half nun nichts, der Oberhofbibliothekar, der glücklicherweise noch im Casino saß, mußte heraus und auf die Bibliothek laufen. Zum Glück konnte er das Buch ausnahmsweise finden, denn es war das einzige Buch, welches die Bibliothek besaß, und so konnte er sich nicht irren.

Jaja riß ihm den Kalender aus der Hand und schickte ihn fort. Sie schickte Alle fort.

„Ich will wissen,“ rief sie aus, als sie allein war, „ob ich existire oder nicht! Hier muß es stehen, oder ich kann es nicht beweisen.“

Sie suchte und blätterte die ganze Nacht. Die Sonne stieg empor, da war sie mit dem Buche zu Ende, aber das Königreich Drüberunddrunter, den König Hähäh und die Prinzessin Jaja hatte sie nicht gefunden. Eine schöne Redaction!

Sie stand nicht im Gothaischen Hoffkalender!

„Man kann es nicht beweisen,“ rief sie unter Thränen, „daß ich wirklich bin. O Kräteleia, existire ich?“

Die Decke öffnete sich, Dysthymos Kräteleia erschien und überreichte Jaja zwei große Filzschuhe.

„Die Frage hast Du gefunden!“ rief Kräteleia hämisch lachend. „Nun magst Du diese Schuhe tragen, bis Dir auch die Frage gelöst ist, ob Du existirst.“

Der König, welcher über diese Frage höchst entsetzt war, die Minister und sämtliche Gelehrte des Königreiches bemühten sich zu beweisen, daß die Prinzessin existire — aber sie konnten sie nicht überzeugen. Die Schmerzen an den Füßen verschwanden nicht. Alle Mittel waren vergebens. Die Prinzessin wurde bleich und trübsinnig. Nur wenn sie sich in die Nähe des Thurmes tragen ließ und dann ein paar Schritte zwischen den Rosen machte, athmete sie wieder auf und vergaß ihren Kummer. Aber sie wagte den Jüngling nicht mehr anzureden, nur ganz von der Ferne warf sie einen Blick auf ihn. Auch er sah so traurig aus!

„Was machen wir?“ sagte der König zum Großvezier.

„Euer Majestät,“ erwiderte dieser, „geruhen soeben allerhöchst richtig zu bemerken, daß Ihre königliche Hoheit die Prinzessin — heirathen müsse.“

„Sehr wahr,“ sagte der König, „da habe ich wieder etwas sehr Gutes bemerkt.“

„Aber,“ fuhr der Kanzler fort. „Ew. Majestät geruhen zu wissen, daß die Prinzessin keinen Gemahl bekommt, ehe nicht die bewußte Frage gelöst ist.“

„Sehr gut! Was sagte ich doch gleich weiter?“

„Daß es demnach in allen Königreichen auszuschreiben sei: Wem es gelinge, der Prinzessin Jaja von Drüberunddrunter zu beweisen, daß sie existire, der solle die Prinzessin haben und das halbe Königreich dazu.“

„Das halbe?“ fragte der König. „Sagte ich nicht ein Drittel?“

„Das halbe ist das Gewöhnliche,“ meinte der Kanzler „und wir können uns nicht lumpen lassen — jagten Ew. Majestät.“

„Nun gut denn!“

Als bald drängten sich die Prinzen der benachbarten Königreiche am Hofe von Drüberunddrunter.

Der Prinz von Sensualien führte seinen Beweis mit großem Aufwande an Pracht und Schaukunst. Ein Orchester und ein Chor von tausend

Stimmen brachte der Prinzessin ein Morgenconcert; er meinte, wenn sie das höre, so werde sie doch wohl merken, daß sie da sei. Die Prinzessin aber sagte nur zu ihrer Dame: „Auf welchem Ohr klingt es mir?“ Er sandte ihr drei Kubikmeter Rosen, aber die Prinzessin sagte nur: „Es riecht nach dem Demantthurm.“ Er ließ ihr zu Ehren ein Feuerwerk abbrennen, das fünf Millionen Thaler kostete. Aber sie sagte nur: „Ich habe Funken vor den Augen.“

Da rief der Prinz:

„Nun sehen Sie doch, daß Sie existiren! Wie könnten Sie sonst Ohrenfausen und Funkensehen haben?“

„Das beweist nichts,“ entgegnete die Prinzessin. „Soviel weiß ich längst, es ist hier etwas, das hört, das riecht, das sieht. Ich rede sogar und kann fragen, und mir thun die Zehen weh. Aber daß ich es bin, daß ich existire, das ist ganz etwas Anderes. Ich nehme mich nur wahr, wie ich mir erscheine, nicht wie ich bin. Es fehlt mir etwas, ich weiß nur nicht was. Früher war ich Raja, jetzt bin ich nicht mehr Raja — ich bin zerflossen, zerstreut, zergangen in alle Dinge — ich bin nicht Ich und wer mich wiederbringt, der soll mich haben.“

Da kam der Prinz von Intellektel und bat um eine Unterredung.

„Prinzessin,“ sagte der Prinz, „denken Sie?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Raja.

„Wenn Sie nicht wissen, so denken Sie doch. Und wenn Sie denken, so sind Sie. Und wenn Sie sind, so sind Sie die Meine!“

„Fehlgeschossen,“ entgegnete die Prinzessin. „Ich habe auch Philosophie gelernt. Wenn ich denke, so bin ich darum noch keine Substanz. Sie können nur sagen, es denkt in mir. Und es denkt in mir, daß Sie sehr langweilig sind.“

Hierauf kam der Prinz Willibald von Moralien.

„Prinzessin,“ sagte der Prinz, „wollen Sie mich?“

„Nein,“ entgegnete die Prinzessin.

„Also Sie wollen doch etwas?“

„Ja, mich selbst.“

„Also sind Sie doch ein wollendes Wesen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie können doch nicht wollen, wenn nicht ein Centrum, eine Einheit vorausgesetzt ist, auf welche das Gewollte bezogen ist, als auf dasjenige, welches durch das Wollen in dieser Einheit zu realisiren ist? Denn dies heißt doch Wollen? Nicht wahr? Oder was verstehen Sie sonst unter Wollen? Wollen Sie mir dies definiren?“

„Das habe ich nicht nöthig,“ sagte Prinzessin. „Sie sehen doch, ich will mich, und ich habe mich doch nicht. Also was wollen Sie?“

Da mußte der Prinz gehen.

Und so kamen der Prinzen noch viele und mußten wieder abziehen, wie



sie gekommen waren, d. h. ohne die Prinzessin; und es war nur ein Glück, daß ihre Personen vor den Augen Jajas nicht mehr Gefallen fanden, als die Beweise für das Dasein der Prinzessin vor ihrem Verstande. Denn eine unglückliche Liebe können wir jetzt nicht mehr brauchen, oder unser Märchen müßte drei Schlüsse haben, wie es drei Anfänge hatte. Zum Glück aber hat es nur einen. Und es hat wirklich einen!

Allmählich verliefen sich die Prinzen und die Aerzte kamen. Das war noch viel schlimmer. Denn die Prinzessin wurde immer kränker und die Füße immer schmerzhafter; sie konnte die Filzschuhe nicht mehr ablegen. Der Oberhofjanitätsrath gedachte schließlich, die Sache sehr einfach zu erledigen. Wenn die Frage gelöst wäre, so würden die Filzschuhe verschwinden. Also umgekehrt, wenn man der Prinzessin die Füße abnähme, so wären die Schmerzen auch fort sammt den Schuhen — und das müßte demnach auf daselbe herauskommen.

Die Prinzessin, der schon Alles gleichgiltig geworden war, erklärte sich mit der Operation einverstanden. Aber ehe sie ihre Füße darangab, wollte sie noch einmal Gebrauch davon machen. Und so ging sie in ihren Filzschuhen zum Demantthurm.

Dort saß noch immer der Oberhofkrondiamantenzerklopfer und wußte nichts von der Welt und den Sorgen der Prinzessin. Nur daß er die Golde gar nicht mehr sah, die sonst hier wandelte, bekümmerte ihn. Er fragte sich, warum sie ihm wohl zürne, da ward er traurig. Dann dachte er wieder daran, wie schön sie sei, da ward er froh. Und in diesem Wechsel gingen seine Tage hin, und jeden Tag sprach er von Jaja zu den Rosen, die hier nie verblühten. Und gerade als die Prinzessin in ihren Filzschuhen ganz leise heraufstieg, sagte er:

„Im Dunkel meiner Seele quillt  
Empor die wirre Fluth der Fragen —  
Doch klar und heiter naht Dein Bild  
Wie Sonnenglanz in Nebeltagen.

Laß Deiner lieben Augen Licht  
Dem fernem Träumer wieder scheinen,  
Und meinem Glücke zürne nicht,  
Daß es umschlossen in dem Deinen!

O wüßtest Du, wieviel Du mir  
In Deinem Lächeln schon gegeben!  
Nur meine Wünsche danken Dir,  
Die um Dein Leben heimlich ichweben.

Sei glücklich! Wie ein still Gebet  
Klingt mir das Wort in Herzensgrunde,  
So oft zu Dir mein Denken geht,  
Und also klingt es jede Stunde:  
Sei glücklich!“

Die Prinzessin athmete tief, und zwei große Thränen traten in ihre Augen.

Der Jüngling erschrak, als er sie jetzt plötzlich erblickte, sie aber winkte ihm freundlich und setzte sich auf die Steinbank vor dem Thurme.

„Wer soll glücklich sein?“ fragte sie.

„Du,“ sagte er und sah sie an, daß sie die Augen niederschlagen mußte.

„Aber ich bin ja nicht,“ entgegnete sie traurig.

„Du bist nicht?“ fragte er ganz erstaunt.

„Die Prinzessin Jaja ist nicht, sagtest Du selbst.“

„Das weiß ich nicht, ob sie ist. Aber Du bist, hier bist Du, bist hiergewesen jeden Tag und jede Stunde!“

„Hier war ich?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Ist das wahr?“

„So wahr, wie ich bin. Denn Du bist die Luft, die ich athme, Du bist der Lichtglanz, den ich schaue, Du bist das Lied, das ich singe, und das Leben, das ich lebe — Du bist Alles in Einem, Du bist mein Ich.“

Da sprang die Prinzessin in die Höhe, denn auf einmal waren die Filzschuhe verschwunden, und mit einem Jubelschrei rief sie:

„Ich bin! Ich bin!“

Der Oberhoffrondiamantenzerklopfer aber nahm die Prinzessin in die Arme und führte sie in den Thurm. Und dort saßen sie und kummerten sich nicht darum, wie es in Drüberunddrunter ging.

Als es aber herauskam, wohin die Prinzessin verschwunden war, und man sie mit Gewalt holen wollte, da ging der Oberhoffrondiamantenzerklopfer in das Gewölbe und pochte mit seinem Hammer an den Stein. Der sprang auf, und sie konnten hineingehen, und es war ein herrliches Schloß darin und ein blühender Zaubergarten, von dem wußte kein Mensch. Da waren sie nun und brauchten gar nichts zu beweisen. Und so lebten sie herrlich und in Freuden.

Als nun der König die Prinzessin im Thurme suchte, fand er dort Niemand als die Fee Kräkeleia, die sagte zu ihm:

„Euer Majestät geruhen zu bemerken, daß die Prinzessin jetzt einen Mann bekommen hat.“

„Richtig, richtig,“ erwiderte der König, „wie hieß doch gleich der Prinz?“

„Glaube!“ sagte die Fee und verschwand.

„Sehr gut,“ meinte der König. „Glaube? Glaube? Wo liegt doch gleich das Königreich? Nun es wird ja wohl im Hofkalender stehen.“

Damit ging er heim und freute sich, daß er das halbe Königreich erspart hatte.





## Illustrierte Bibliographie.

**Deutsch-Osajrita.** Das Land und seine Bewohner, seine politische und wirtschaftliche Entwicklung, dargestellt von Paul Reichard. Mit 36 Vollbildern nach Original-photographien. Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer.

Wer sich über die politische und wirtschaftliche Entwicklung und über den gegenwärtigen Zustand unserer wichtigsten, größten und zukunftsreichsten Kolonie gründlich und eingehend unterrichten will, der nehme die ausführliche Darstellung Reichards zur Hand, ein Buch, das den Kenner Afrikas und aller seiner Verhältnisse auf jeder Seite verräth und darum den Eindruck widerspruchsfester Wahrheit in dem Leser hinterläßt.

Die ruhige Objectivität des Verfassers muthet uns besonders angenehm in dem Abschnitt an, wo er von dem Loos der Sklaven spricht. Da ist keine Spur von „Gefühlsduselei“ und „Humanitätsschwindel“ zu finden, sondern Reichard nimmt in der Sklavenfrage den einzig richtigen Standpunkt ein, wenn er (S. 477 f.) behauptet, die Sklaven, welche heutzutage immer werthvoller würden und immer weniger leisten wollten, seien keineswegs zu beklagen, es müßte denn sein, daß sie sich gerade im Besitze eines der wenigen grausamen Kraber befänden. Der Neger-Sklave im Besitze des Arabers bleibt vielmehr auf den europäischen Arbeiter mit einer Empfindung herab, die ein Gemisch von Mitleid und Verachtung ist. Ganz außerordentlich bezeichnend für diese Auffassung sind die Aeußerungen eines Neger-Sklaven über diesen Punkt; sie charakterisiren in wenigen Sätzen die Lage der sogenannten armen Sklaven. Der Betreffende hatte seiner Zeit die Reisen des Verfassers mitgemacht und erwiderte ihm auf die Mittheilung, daß es in Europa keine Sklaven gebe, wörtlich folgendes: „Du sagst, in Europa gebe es keine Sklaven, ich sage Dir aber nur das Eine, sind etwa eure Matrosen keine Sklaven? Können sie doch nichts verrichten ohne den Befehl der Vorgesetzten. Sie schlafen, erheben sich, wachen, essen, trinken auf Befehl, sie müssen exerciren, arbeiten oder ruhen auf den Wunsch dieser Herren, sie müssen auf dem Schiffe bleiben oder an Land gehen, ohne eigenen Willen, und solche Menschen sollen keine Sklaven sein? — Wer könnte uns, die ihr Sklaven nennt, zu solchen Dingen zwingen? Niemand auf der ganzen Erde. Eure Matrosen und Arbeiter sind wirkliche Sklaven, ich habe es in London gesehen, wir aber sind Freie.“





bereiche nach Möglichkeit zu unterdrücken. Die Ursachen dieser Erscheinung sieht er mit Recht in dem Aufblühen des Elfenbeinhandels und in dem Widerwillen der Negerbevölkerung gegen regelmäßige Arbeit.

Es giebt kaum eine Seite des menschlichen und des Naturlebens in Ostafrika, die der Verfasser unberücksichtigt gelassen hätte. Selbst über die afrikanischen Speisen (S. 308 ff.) erhalten wir eine ziemlich vollständige Uebersicht und erfahren, daß man ein herrliches Menu durchaus afrikanischen Ursprungs in der Nähe des Tanganika einnehmen kann, bestehend in kräftiger Fleischbrühe mit Leberklößchen und Büffelmark, in Büffelsteak mit Gurkensalat, in saftigem Büffelsteak, in Spinat mit Seceiern, in einer Art von Bratkartoffeln und einem methartigem Getränke von süßsäuerlichem Geschmacke und starkem, prickelndem Mouffeur; als dritter Gang folgt dann noch junges gebratenes Geflügel und Compot. Der Reisende muß freilich meist mit weit weniger auskommen und erhält im ungünstigsten Falle des Morgens um 6 Uhr drei bis vier Sorghumbrötchen nebst einem Becher entsecklicher brauner Brühe aus geröstetem Sorghum und nach einem Marsche von acht Stunden zwei Teller aus Sorghummehl, dazu vielleicht ein paar wilde Früchte.

Richards Werk ist nicht bloß inhaltlich überaus werthvoll, sondern auch in der Form angenehm und stilistisch vollendet, ein Vorzug, der gerade heutzutage sehr hoch angeschlagen werden muß. Die Illustrationen sind charakteristisch und deutlich.

H. J.

## Ein Jahrbuch des allgemeinen Wissens.

Wir sind mit Recht stolz auf unsere Conversations-Lexika. In Beziehung auf diese werthvollsten Nachschlagebücher, diese mentenbehrlichen Freunde und immer bewährten Rathgeber der gebildeten Leser ist unsere Literatur vor allen anderen bevorzugt. Wir unterschätzen keineswegs die bedeutenden encyclopädischen Werke der anderen Culturstaaten, vornehmlich Frankreichs, Englands und Nordamerikas; aber diese Werke besitzen im Vergleich zu den unsrigen doch sehr erhebliche Nachtheile. Sie sind zunächst im Verhältnis zu dem Gebotenen viel kostspieliger, ihre Herstellung ist langwieriger und schwerfälliger, und in Folge ihrer geringeren Verbreitung erscheinen sie in viel größeren Zwischenräumen, so daß viele Aufsätze veraltet sind und oft bahnbrechende Entdeckungen und Erfindungen auf lange Jahre hinaus völlig unberücksichtigt bleiben. Sie sind endlich — und darin erblicken wir ihren Hauptfehler — viel weniger universal. Sie behandeln Persönlichkeiten und Vorgänge im Auslande oft mit einer unleidlichen Oberflächlichkeit und Dürftigkeit.

Unsere beiden großen Conversations-Lexika — ob man sich nun für Meyer oder Brockhaus entscheidet, bleibt dem Geschmack des Einzelnen überlassen; der Besitzer einer einigermaßen ansehnlichen Bibliothek wird sich sowohl den einen wie den andern verschafft haben und wird bei der Vergleichung die Vorzüge des einen wie des andern in demselben Maße schätzen — zeichnen sich durch die Freiheit des Standpunktes, durch die Gründlichkeit des Inhalts, durch die Faßlichkeit und Gemeinverständlichkeit der Form und vor Allem eben durch ihre Universalität aus. Sie sind in Wahrheit kosmopolitische Werke, ledig aller Engherzigkeit, und beherrschen das gesammte weite Gebiet des menschlichen Erkennens, Wissens und Leistens.

Für heute wollen wir uns mit dem Meyer'schen Conversations-Lexikon beschäftigen, das im Jahre 1890 mit dem 17. Bande seine vierte gänzlich umgearbeitete Auflage abgeschlossen und seitdem einen Supplementband, den 18. der ganzen Folge, im gleichen Umfange wie die früheren, 1000 Seiten, mit zahlreichen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen, hat erscheinen lassen. Das schöne deutsche Wort: „Rost ich, so rost ich“ hat für kein anderes Erzeugniß des Buchhandels mehr Gültigkeit, als für das Conversations-Lexikon, das sozusagen mit jedem jungen Tage der Gefahr des Veraltens ausgesetzt ist. Wenn unsere periodischen Blätter ihre Aufgabe, uns über die Persönlichkeiten, die plötzlich aus dem bescheidenen Halbdunkel in die grellste Beleuchtung gerückt werden, oder die, bis zur Stunde vollkommen unbekannt, auf einmal zu Berühmtheiten heranwachsen, sowie über die wichtigsten neuen Entdeckungen und Feststellungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, über die hervorragendsten Kunstwerke, die soeben ent-

standen sind, und dergleichen Auskunft zu geben, nach Kräften erfüllen, so unterliegen diese Mittheilungen doch in hohem Maße dem Schicksal des Vergänglichen. Sie verschwinden sozusagen mit dem nächsten Blatte, das der kommende Tag bringt; und just wenn man sie braucht, sind sie nicht aufzutreiben. Aber auch über diese neuen Manner und neuen Dinge will man zu jeder Stunde Authentisches feststellen können, und es ist natürlich, daß da das immer bewährte Nachschlagebuch, das Conversations-Lexikon, das seinen ruhigen Gang durch das Alphabet geht, in solchen Fällen den Dienst versagen müßte. Im Jahre 1886, als der Band C erschien, konnte man beispielsweise noch nicht wissen, daß Graf Caprivi zur obersten Staffel der staatsmännischen Laufbahn steigen würde; und auch beim Abschlusse des Gesamtwerkes war der neue Stern am Himmel der italienischen Oper, Mascagni, noch nicht aufgegangen, die vielumstrittene Frage des Koch'schen Tuberkulin noch nicht auf's Tapet gebracht.

Nun verbietet es sich von selbst, daß das Auftreten einer noch so gewichtigen Persönlichkeit, ja, daß Vorgänge von weltumwälzender Bedeutung dazu angethan sind, jedesmal eine neue Auflage des Conversations-Lexikons herbeizuführen. Ja, wir möchten sogar die Bemerkung machen, daß sich die neuen Auflagen in den letzten Jahrzehnten etwas zu schnell auf dem Fuße folgen. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Erscheinen einer neuen Auflage die vorhergegangenen bedeutend entwerthet. Als Artikel des Büchermarktes werden sie nahezu werthlos. Nun sind die Conversations-Lexika, wenn sie auch verhältnißmäßig sehr wohlfeil sind, vielleicht sogar zu den allerwohlfeilsten Büchern gehören, doch für jeden Besitzer einer kleinen oder mittleren Bibliothek, der sein Budget für Bücherausgaben scharf zu überwachen hat, ein nennenswerthes Werthobject. Weiß der Bücherfreund aber, daß das Werk, das er mit beträchtlichen Opfern erstet, schon in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, in wenigen Jahren, so gut wie gar keinen Werth mehr repräsentirt, so besinnt er sich doch zweimal, bevor er sich zum Ankaufe entschließt, und unter dem Vorwande, die nächste Auflage abzuwarten, kauft er es überhaupt nicht. Die allzuschnelle Aufeinanderfolge der Auflagen bildet also auch für die Unternehmer eine nicht zu unterschätzende Gefahr.

Um nun einerseits dem berechtigten Wissensdrang nach dem Neuesten und Interessantesten Genüge zu thun, andererseits aber dem Besitzer des Conversations-Lexikons nicht sein eigenes Besitzthum zu verleiden, vielmehr die Freude an ihm zu erhöhen, hat man den richtigen Ausweg gefunden: unmittelbar nach Abschluß der neuesten Auflage Jahresbände folgen zu lassen, die sich in ihrer äußern Gestalt dem fertigen Werke anschließen.

Das Jahressupplement 1890 bis 1891, das den 18. Band von Meyers Conversations-Lexikon bildet (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1891), enthält außer Nachträgen, Ergänzungen und etwaigen Correcturen der in dem Hauptwerk erschienenen Aufsätze, in derselben alphabetischen Anordnung wie das Gesamtwerk, Alles, was das Jahr gebracht hat: eine Uebersicht der politischen Ereignisse in allen Staaten der Erde, die Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse, der Städte, der Armee, die Forschungsreisen, die Vorgänge auf dem Gebiete der Dichtung, der Kunst, des Unterrichtswesens, socialpolitische Abhandlungen, Aufsätze über Verkehrsweisen, Landwirthschaft, über die neuesten wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnisse, zugleich mit den Biographien aller der Persönlichkeiten, die in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich gelenkt haben, und die Ergänzungen zu den Biographien, die in dem Hauptwerk schon erschienen sind. — Wird das Hauptwerk hauptsächlich benutzt zum Nachschlagen, um sich über dies und das zu orientiren und gelegentlich zu unterrichten, so ist das Jahressupplement ganz dazu angethan, nicht bloß der gelegentlichen Benutzung, sondern zu ernster Lectüre in freien Stunden zu dienen. Die Aufsätze behandeln eben fast sammt und sonders Stoffe, mit denen wir uns erst in allerjüngster Zeit mehr oder minder ernsthaft beschäftigt haben, von denen wir jedenfalls haben sprechen hören, und über die es uns erwünscht sein muß, hier in möglichst knapper Form von einem Beherrscher des Stoffes unterrichtet zu werden. Das Jahressupplement hat also eine große innere Verwandtschaft mit den „Annales de la Revue des Deux Mondes.“ Es ist nur viel umfassender und in seiner alphabetischen Anordnung viel praktischer eingerichtet.

Dazu kommen die sehr wichtigen und guten illustrirten Beigaben. Man werfe nur einen Blick auf die Karte „Deutsch-französische Grenzbefestigungen“! Man sehe, wie die Franzosen ihre Ostgrenze von Dünkirchen bis Besançon mit Festungen und Forts geradezu gespickt haben, und man wird durch diesen einen Blick leichter erkennen, welche Gefahren

uns drohen, welche Schwierigkeiten wir zu überwinden haben, als durch bogenlange Abhandlungen und stundenlange Parlamentsreden. Man betrachte die criminalistischen Karten von Deutschland, Frankreich und Italien, und man wird über die grausige Verchwisterung des Pauperismus mit dem Verbrechen die anschaulichste aller Vorstellungen erhalten: wie sich in unsern armen Provinzen an der Ostgrenze das Dunkel der begangenen Verbrechen immer tiefer und tiefer färbt und sich im Westen, am gesegneten Rhein und im reichen Westfalen, immer heller lichtet.

Soweit wir die einzelnen Aufsätze auf ihren sachlichen Inhalt haben prüfen können, haben wir uns ihrer Gründlichkeit und ihrer Objectivität nur zu erfreuen gehabt. Das Jahressupplement steht in jeder Beziehung auf der Höhe des Hauptwerkes des Meyer'schen Conversations-Lexikons.

P. L.

## Schiller.

Von Otto Brahm. Zweiter Band, erste Hälfte. Berlin, W. Herz.

Bekanntlich haben in jüngster Zeit drei Schriftsteller — jeder mit den Mitteln und Methoden der modernen Literaturforschung vertraut, aber jeder in selbständiger und eigenthümlicher Weise vorgehend — sich die Aufgabe gestellt, Schillers Leben und Wirken auf Grund des bis in die letzten Jahre hin immer noch vermehrten Quellenmaterials unserer Zeit neu vorzuführen. Der zuerst hervorgetretene Wettkämpfer, Prof. M. Weltrich in München, ist mit den zwei bisher erschienenen Hefen (1885, 1889) noch nicht so weit in der Darstellung vorgeschritten wie die beiden anderen, O. Brahm in Berlin und Prof. Minor in Wien; und unter diesen hat jetzt der erstgenannte einen Vorsprung in der Veröffentlichung gewonnen. Aber auch er giebt für jetzt von seinem zweiten Bande nur die erste Hälfte, von der die ersten zwölf Bogen schon 1889 ausgedruckt waren. Während der zuletzt erschienene Band des großen Schillerwerkes von Minor, das in Heft 157 und 166 dieser Zeitschrift besprochen ist, mit dem „Don Carlos“ abschließt, führt Brahm seine Leser jetzt in knapper, aber geistreicher und gehaltvoller Darstellung über die Leipzig-Dresdener Zeit hinaus und durch die wissenschaftlichen „Lehrjahre“ des Dichters hindurch bis an die Schwelle der letzten Periode, bis vor die Annäherung Schillers an Goethe 1794.

Die längere Unterbrechung — der erste Band erschien 1888 — hat dem Gedeihen der Arbeit nicht geschadet. Der zweite Theil ist ebenso anziehend geschrieben wie der erste, aber er ist im Urtheil und im Stil gereifter; scharf pointirten und kurz abgebrochenen Sätzen, wie sie der Schüler Scherers früher besonders liebte, begegnen wir kaum noch, wohl aber einer fein durchdachten, die Gegensätze maßvoll abwägenden, an manchen Stellen auch im Satzbau meisterhaft abgerundeten Darstellung. Besonders treten diese Vorzüge bei der Besprechung des einzigen Dramas hervor, das in diesen Band fällt, bei dem „Don Carlos“. Dieser Abschnitt, der vor dem Erscheinen von Minors zweitem Bande bereits gedruckt war, zeigt sehr deutlich, daß Brahms Buch auch neben dem großen, allgemeine literarhistorische und kulturhistorische Bezüge umfassenden Werke von Minor seinen eigenthümlichen und bedeutenden Werth hat und behalten wird.

Minor hat auf 74 Seiten Großoctav die über fünf Jahre sich erstreckende Arbeit Schillers am „Don Carlos“ dargestellt und die Ausarbeitung der einzelnen Motive und Gestalten des Dramas mit häufigen Seitenblicken auf gleichzeitige und frühere Parallelen verfolgt — aber eine befriedigende Würdigung des ganzen Dramas sucht man in seiner rein literarhistorischen Darstellung vergebens. Er kommt am Schluß (S. 594) auf das Urtheil Hebbels zurück: „Don Carlos ist in allen Einzelheiten anzuerkennen, nur nicht in seiner Totalität“. Brahm dagegen giebt zwar zuerst auch eine bei aller Knappheit scharf gezeichnete Uebersicht der Entstehung des Werkes in Schillers Geiste und der Veränderungen des ersten Planes (S. 48—69); aber er schließt daran mit scharfer Sonderung die Erörterung des für uns viel bedeutameren dramaturgischen Problems (S. 69—91): wie ist Form und Gehalt des Dramas, das uns schließlich vom Dichter als ein Ganzes geboten wurde, zu kennzeichnen? In der klaren und fesselnden Beantwortung dieser Frage wird neben den anderen nie bezweifelten Vorzügen der Dichtung ausdrücklich anerkannt, daß auch vom dramaturgischen Standpunkte betrachtet das vollendete Stück ein Meisterwerk ist; ein Werk, dessen Einheit bei den mannigfachen Aenderungen und



Erweiterungen des Grundplanes nicht verloren gegangen, sondern mit wachsender Großartigkeit ausgebildet worden ist. Mit Recht betont Brahm S. 59 Schillers eigene — von Minor S. 543 kurz bei Seite geschobene — Aeußerung in der Rheinischen Thalia, daß auf der Situation und dem Charakter des Königs Philipp vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie beruhen werde.

Im ersten Entwurfe waren Philipp und Carlos die beiden Pole der Handlung; der zweite als der vorwärts treibende und strebende gab dem Drama den Namen. Zudem nun später der Marquis Bosa höhere Bedeutung gewann und auch andere Personen und Motive neu ausgestaltet und gehoben wurden, verlor zwar Carlos erheblich an Bedeutung für das Ganze, nicht aber Philipp. Zu diesem behalten und erhalten alle Personen ihre wichtigste Beziehung; ja, er handelt und leidet mit echt tragischer Wirkung gegenüber jeder bedeutenden Gestalt des Dramas. Das gilt von Carlos und von Bosa und von der Königin ebenso wie von Alba und Domingo, selbst von der Prinzessin Eboli und nicht am wenigsten von der erst zuletzt auf der Bühne erscheinenden gewaltigen Figur des Großinquisitors. Jeder der angedeuteten Conflicte hätte für sich allein den Stoff zu einer Tragödie bieten können; in dem großen Drama aber, in welchem Schiller sie alle zusammenwirken läßt, hängen sie auch alle innerlich und äußerlich so fest zusammen, daß man keinen auslösen könnte, ohne den Bau des Ganzen zu gefährden. Und so ist dieses Ganze ein dramatisches Kunstwerk geblieben bei aller Fülle der aufgenommenen Motive und trotz der kleinen Bedenken, die man an einzelnen untergeordneten Stellen gegen die Wahrscheinlichkeit der Verknüpfung und Motivirung erheben kann. Referent, der seiner Auffassung schon einmal in dieser Zeitschrift kurzen Ausdruck gegeben hat (Band 49 S. 409), freut sich den Ausführungen Brahms durchweg zustimmen zu können. Sie sind wohl das Beste, was über Schillers „Don Carlos“ bisher geschrieben ist.

Wir haben uns bei dieser Partie des Buches so lange aufgehalten, daß wir unser Urtheil über die übrigen hier nur kurz zusammenfassen können. Nach wohlüberlegter Oekonomie der Anordnung ist es Brahm gelungen, alles Wesentliche aus Schillers Leben und Wirken klar und anziehend darzustellen und dabei doch den Leser nirgends durch breite Erzählung oder Besprechung von Unbekanntem zu ermüden; vielmehr wird selbst der Fachmann durch manche neue Mittheilung und manches treffende Urtheil überrascht. So können wir dem Werke nur noch einen ebenso schön durchgeführten Abschluß wünschen; für Alle, die das Verständniß der klassischen Literaturperiode auch für unsere Zeit erhalten und neu belebt sehen wollen, ist das Erscheinen dieses Buches ein hoch erfreuliches Ereigniß.

dr.

## Musikalische Notizen.

**W. A. Mozart.** Von Otto Jahn. Dritte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. Zweiter Theil. Mit 2 Bildnissen und 10 Notenbeilagen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Der zweite und letzte Band der neuen Ausgabe der Jahn'schen Mozartbiographie ist nach denselben Principien und mit derselben Gewissenhaftigkeit bearbeitet worden, wie der vor Jahresfrist erschienene erste. Er umfaßt die Zeit von 1784 bis zu Mozarts Tode und enthält außer zahlreichen Nachträgen und Berichtigungen zum ersten Bande noch eine stattliche Anzahl von historischen und analytischen Beilagen, sowie zum Schluß ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher in der bei Breitkopf und Härtel erschienenen Ausgabe enthaltenen Werke Mozarts. Deiters hat die in den letzten beiden Decennien

über Mozart erschienene Literatur mit kritischem Scharfsinn benützt und die daraus gewonnenen sicheren Resultate theils in Form von Anmerkungen, theils im Text selbst dem Werke einverleibt. Wo es anging, ist der Wortlaut der ersten Ausgabe dem der zweiten vorgezogen worden und manche wichtige Einzelheit, die in der zweiten Ausgabe der Raumersparniß wegen gestrichen worden war, ist wieder aufgenommen worden. Jahns Darstellung ist selbstverständlich nicht nur in ihren Grundzügen, sondern auch in ihren charakteristischen Details pietätvoll beibehalten worden, und wo in Folge der Ergebnisse neuer Forschungen Änderungen unabweisbar waren, da sind diese in so umsichtiger und schonender Weise dem Texte einverleibt, daß die nachbessernde Hand des Herausgebers nur für den Eingeweihten

merkbar ist. — Jahn's Mozartsbiographie ist auch im neuen Gewande ein klassisches Buch geblieben.

**Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern.** Von C. Gerhard. Dresden-N., Verlag von Oskar Damm.

Eine Sammlung von zumeist bekannten Anekdoten, amüsant zu lesen, aber ohne jeden historischen oder künstlerischen Werth.

**Die „Unsterbliche Geliebte“ Beethovens Giulietta Guicciardi oder Therese Brunswid?** Von Dr. Mfr. Christlieb Kalischer.

Die von Thayer in Fluß gebrachte Frage, für wen die cis-moll Sonate (die sogenannte Mondscheinsonate) geschrieben sei, ist in der letzten Zeit zum Gegenstand eingehender Discussionen geworden, ohne daß ein unumstößliches Resultat erzielt worden wäre. Kalischer's Broschüre stellt das erschienene Material übersichtlich zusammen, vermag aber das herrschende Dunkel nicht aufzuhellen.

**Johannes Brahms in seinen Werken.** Eine Studie von Emil Krause. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillern.

Der biographische Theil des schwächtigen Bandes ist sehr dürrig ausgefallen, der kritische und analytische Theil ist ein solennes Panegyricus auf den Componisten und seine Werke, der nur bei unbedingten Brahms-Schwärmern Anklang finden wird. Die Schlußcapitel hingegen, die Verzeichnisse der bisher im Druck erschienenen Compositionen enthalten, sind von praktischem Werthe.

**Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt.** Von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die ursprünglich in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Artikel über bedeutende Musiker (Beethoven, Spohr, Marschner, Schubert, Liszt, Henselt und Volkmann) sind gewissermaßen Ergänzungen der wohlbekannteren „Musikalischen Studienköpfe“ derselben Verfasserin. Sie sind durchweg anziehend und interessant geschrieben, und besonders dadurch werthvoll, daß die dazu benützten Briefe und Documente originalgetreu wiedergegeben sind.

**Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe.** Nach Originalquellen von Josef Sittard. Zweiter Band, 1733—1793. Stuttgart, Verlag v. W. Kohlhammer.

Der zweite (Schluß-) Band basiert ebenso wie der vor Jahresfrist erschienene erste auf einem mit kritischem Scharfsinn benützten, zum größten Theil bisher unzugänglichen Quellenmaterial aus den Archiven zu Stuttgart und Ludwigsburg. Im Mittelpunkt des Buches steht die Stuttgarter Oper unter dem Herzog Carl Eugen und seinem Capellmeister Nicolo Jommelli, die damals eine der glänzendsten in ganz Deutschland war. Mit dem Tode des kunstliebenden Carl Eugen schießt das Werk ab, welches für den strengen Fachmann, wie für das musikalisch gebildete Laienpublikum von hohem Interesse ist.

**Die alten und die neuen Wege in der Musik** nebst einem Vorwort. Von Dr. Heinrich Budor. Dresden-N., Verlag von Oskar Damm.

Der Verfasser wünscht, daß unsere moderne Musik andere Wege einschlage, und verlangt, damit dieses Ziel erreicht werde, nicht mehr und nicht weniger, als daß wir das in Jahrhunderten mühsam Errungene schlankweg über den Haufen werfen und wieder von vorne, vom einfachen Volksliede, anfangen. Die Broschüre enthält manche beherzigenswerthe Wahrheit, geht aber in ihren Forderungen derartig ins Maßlose und Ungerhörliche, daß sie vermuthlich mehr Schaden als Nutzen stiften wird. — Interessanter finden wir eine sehr ausführliche Besprechung resp. Beurtheilung der Broschüre in den „Hamburger Signalen“ (4. Jahrgang Nr. 5 ff).

**Vorträge über Musik.** Gehalten am Conservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien von L. N. Zellner, 2 Bände. Wien, N. Hartlebens Verlag.

Diese Vorträge haben in erster Linie den Zweck, angehende Musiker mit der Natur des Klanges in wissenschaftlicher Hinsicht bekannt zu machen. Sie sind durchaus populär geschrieben und setzen beim Hören und Lesen keinerlei specielle Fachkenntnisse voraus. Der erste Band beschäftigt sich mit der physikalischen Entwicklung des Tonmaterials und verbreitet sich über die Natur sämtlicher gebräuchlichen Tonwerkzeuge; der zweite handelt von der Analyse der Klänge, vom Hören und von der künstlerischen Verwendung des Tonmaterials. —

Die Anschaulichkeit und Verständlichkeit der abgehandelten Materien wird wesentlich gefördert durch mehr als 300 Abbildungen im Texte, zahlreiche Notenbeispiele, Literatur-

nachweise, Register und sonstige wissenschaftliche Beilagen. — In der musikalischen Literatur steht das Zellner'sche Werk concurrenzlos da.

## Bibliographische Notizen.

### Illustriertes Conversations-Lexikon.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 7. Band, Q. R. S. mit 590 Textabbildungen, 6 Karten und 6 Thonbildern, Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Wir haben über die neue Auflage dieses volkstümlichen Werkes zu wiederholten Malen unseren Lesern berichtet. Es steht in Bezug auf Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts anderen Conversationslexika nicht nach, zeichnet sich vor ihnen aber durch den reichen Bilderschatz aus. Da es seine Leser hauptsächlich im großen Publicum und unter der studirenden Jugend sucht, ist diese Beigabe nicht zu unterschätzen. Die Anschauung belehrt mehr noch als das gedruckte Wort. Das Werk nimmt auch auf diese Beistimmung im Text besondere Rücksicht. Er ist sorgfältig und taktvoll behandelt, gemeinverständlich und von größter Knappheit in den einzelnen Artikeln. Den Zusatz auf dem Titelblatt „ein Hauschatz für das Volk“ verdient das Werk mit vollem Recht.

x.

**Flora von Deutschland.** Illustriertes Pflanzen-Buch von Dr. Wilhelm Medicus. Mit 73 Farbendrucktafeln mit über 300 farbigen Abbildungen. Vollständig in 10 Lieferungen à 1 M. Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlagsbuchhandlung.

Der Gedanke, eine illustrierte Flora von Deutschland zu schaffen, welche aus der überreichen Anzahl der einheimischen Gewächse eine gute Auswahl der wissenschaftlichsten und wichtigsten trifft, anstatt möglichst große Vollständigkeit zu erstreben, sagt dem Referenten sehr zu. Dennoch kann er sich nicht entschließen, das vorliegende Werk zu empfehlen, trotz des äußerst günstigen Gutachtens des Herrn Dr. Professor Dr. Glaser, welches dem Werke vorausgeschickt ist. Zunächst wäre doch von einer derartigen Flora zu verlangen, daß sie die wichtigsten Gefäßcryptogamen nicht übergeht. Sodann möchte der Ausdruck „Victuamenslappige Pflanzen, Polykotyledonen“ anstatt „Gymnospermen, nacktsamige Pflanzen“ wohl kaum noch irgendwo in Gebrauch sein. Die

Ausdrucksweise läßt ebenfalls vielfach außerordentlich zu wünschen übrig. Ungeheuerlichkeiten wie z. B.: „Liefert vortreffliche Masten und Resonanzböden zu Clavieren, Geigen u. s. w., Streichhölzer u. A.“ und „Sehr verbreitet wächst sie doch nicht gern auf Sandboden“ und ähnliche dürfen in einem Werke, welches für eine weite Verbreitung bestimmt ist, nicht vorkommen. Die Abbildungen zeigen ja gegen diejenigen, welche man vor vielleicht 20 Jahren zu einem ähnlichen Preise erhielt, einen bedeutenden Fortschritt, auf der Höhe der heutigen Technik aber stehen sie durchaus nicht. Man vergleiche sie nur mit den Abbildungen aus der Thomé'schen Flora (Berl. von Stöhrer, Gera-Untermyhaus) und man wird finden, daß sie mit diesen einen Vergleich ganz und gar nicht aushalten können, trotzdem letztere (abgesehen von dem größeren Umfange des Werkes) zu einem bedeutend billigeren Preise geliefert wurden. Manierlichkeiten wie das Marienkäferchen auf der Abbildung der Schnopfbirse (Taf. 8) sollten auch in einem ernsthaften Werke, welches auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, nicht vorkommen.

Wp.

### Allgemeine Geschichte der Literatur

von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart, von Gustav Karpeles, mit Illustrationen und Portraits. II. Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Karpeles' groß angelegtes Unternehmen, die Hauptströmungen der Gesamtliteratur kurz und zugleich allgemein verständlich zu schildern, liegt mit diesem II. Bande dem Leser abgeschlossen vor. Er umfaßt einen Theil der romanischen Völker, die germanischen und die slavischen, anhangsweise auch Finnen, Esthen und Ungarn. Den Hauptvorzug dieser neuen Universal-literatur bildet die Einfachheit und Art der Anlage und Eintheilung. Nur aus einer großen Kenntniß des Gesamtgebietes heraus war es möglich, in so klarer Weise das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das in seinen Nachwirkungen Bedeutende von dem Flüchtigen, das Hervorragende von dem Vorüber-

gehend Aufsehen Erregenden zu unterscheiden. Es ist begreiflich, daß ein Buch, das sich die Aufgabe stellt, die gesammte Literatur aller Völker zu erzählen, nicht ohne Mängel ist. Niemand ist heute im Stande, aus eigener Kenntniß das geistige Leben aller Nationen zu schildern. Da heißt es, sich aus den besten Quellen unterrichten und sorgfältig wählen. Das hat Karpeles mit großer Gewissenhaftigkeit gethan.

Er schließt sein Buch mit einer Angabe der Quellen, die mehr noch ein Rathgeber und Führer für den Leser ist, der sich nach einer bestimmten Seite weiter unterrichten will.

Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich. Die mit Sachkenntniß ausgewählten Bilder, die nichts gemein haben mit den üblichen illustrativen Zuthaten, sind selbst für den gut Unterrichteten ein wahrer Schatz; denn sie beruhen auf zuverlässigen Originalen und sind meist ausgezeichnet reproducirt.

Karpeles' Geschichte der Literatur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart wird sicherlich eine große Verbreitung finden und sie verdient sie. x.

**Die deutsche Götterlehre und ihre Verwerthung in Kunst und Dichtung** von Dr. Paul Hermanowski. In zwei Bänden. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung, M. Stricker.

Der Verfasser beabsichtigt in dem ersten Theil seines Werkes, die Kenntniß der deutschen Götterlehre auf Grund der Edden und alten Sagen weiteren Kreisen zu vermitteln; hauptsächlich zu dem Zwecke, um dadurch zu einer Verwerthung dieser Stoffe in Dichtung und bildender Kunst anzuregen. Der leitende Gedanke hierbei ist, daß es den modernen Künstlern einerseits an der nöthigen Kenntniß der nationalen Mythen und Sagen gebricht, und daß sie andererseits mit Rücksicht auf den Geschmack des Publikums vor ihrer Darstellung zurückzusehen, da immer noch die Antike und die christliche Legende in erster Reihe unsere künstlerischen Vorstellungen bestimmen. Uns dünkt, der Verfasser übersieht doch die tieferen Gründe, welche diese Verhältnisse bedingen und sich durch alle wohlgemeinten Anstrengungen nicht werden beseitigen lassen: es ist der Mangel an plastischer Bestimmtheit, an lebendiger Individualisirung, welcher bei den Gestalten des altgermanischen Götterglaubens vorherrscht und sie für die künstlerische Verkörperung ungeeignet erscheinen läßt. Hierauf die Probe zu machen, bietet interessanter

Weise der zweite Theil des vorliegenden Werkes selbst das Material. Denn hier hat der Verfasser mit dankenswerther Sorgfalt alle bisher unternommenen Versuche, diesen Stoffkreis für die Schöpfungen bildnerischer Kunst zu benutzen, zusammengestellt und besprochen. Seine Begeisterung für die Sache aber that der kritischen Schärfe der Betrachtung dabei offenbar Eintrag, sonst hätte er sich selbst nicht verhehlen können, wie entmuthigend für seine Bestrebungen diese Uebersicht ausgefallen ist. Fast durchweg Werke und Künstler zweiten Ranges — wenn wir von der Gruppe der Romantiker, Cornelius, Schnorr, Bendemann u. A. absehen, und von einer Vertiefung in den eigentlichen Geist der alten Mythen namentlich keine Spur. Bezeichnend auch für die Anspruchslosigkeit des Verfassers in dieser Hinsicht ist, daß er selbst Döplers Figurinen für die Costüme zu Wagners Nibelungenring, schließlich sogar die Decorationen im Wintergarten des Berliner Centralhotels in seine Aufzählung aufgenommen hat. — So fürchten wir bei aller Anerkennung für des Verfassers Gelehrsamkeit, Begeisterung und Gewissenhaftigkeit, daß er mit seinem Buche nur ähnliche Enttäuschungen erleben wird, wie alle diejenigen, welche bisher den bildenden Künsten Auswahl und Bildungsweise ihrer Stoffe vorzuschreiben unternommen haben.

M. S.

**Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Werke**, herausgegeben von Carl Bachmann. Dritte aufs Neue durchgesehene Auflage, besorgt durch Franz Muncker. 7. Band, Stuttgart, J. G. Böschens Verlagsbuchhandlung.

Der 7. Band dieser einzigen Lessing-Ausgabe bringt den Abschluß der Berliner Aufsätze aus dem Jahre 1775, die Arbeiten aus der darauf folgenden Leipziger Periode; Recensionen für die Berlinische privilegirte Zeitung, Vorreden zu Uebersetzungen und gesammelte Aufsätze für die Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Ausgabe der Sinngedichte von Logau und die Abhandlungen über die Fabel. Der neue Herausgeber ist auch bei diesem Bande mit der alten Sorgfalt und Vorsicht zu Werke gegangen. Die Recensionen hat er nur um drei zu vermehren gewagt. Aus den Aufsätzen „In der Bibliothek“ hat er reichlicher mitgetheilt, als man nach den Zweifeln anderer Herausgeber erwarten sollte. Er begründet sein Vorgehen durch die Streitigkeiten der Autorschaft. Die Logau'schen

Sinngebichte sind ganz abgedruckt, jedenfalls eine große Bequemlichkeit für den Leser. Wer sich ernstlich mit Lessing beschäftigen will oder wer auch nur den ganzen Lessing kennen lernen will, ist unbedingt auf die Lachmann-Muncker'sche Ausgabe angewiesen. x.

**Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.** Von G. Hauffe. Borna-Leipzig, A. Jahnke.

Wer die Hauptgedanken des berühmten Herder'schen Werkes im Auszuge kennen lernen will, kann von dem Schriftchen Gebrauch machen. Eigenes hat der Herausgeber nicht hinzugefügt. dr.

**Goethes Tasso und Kuno Fischer** nebst einem Anhang: Goethes Tasso und Goldonis Tasso. Von Franz Kern. Berlin, Nicolai.

Der Verfasser bekämpft mit Einsicht und Erfolg einige von Kuno Fischer ausgesprochene Ansichten und giebt schätzenswerthe Beiträge zum Verständniß einzelner Stellen des Goethe'schen Dramas. Auch weist er überzeugend nach, daß es in allem Wesentlichen von dem Drama des Italieners Goldoni völlig unabhängig ist, mag nun Goethe dasselbe gekannt haben oder nicht. dr.

**Der Kampf der Geschlechter.** Eine Studie aus dem Leben und für das Leben von Franz v. Kemmersdorf. Leipzig, Max Spohr.

Es ist ein sehr ernsthaftes Buch, das vor uns liegt, eine gedankenreiche Arbeit, die uns zu eigenem Nachdenken anregt. Der Verfasser, oder richtiger, die Verfasserin, hat keineswegs nur die Absicht, für die Emancipation der Frauen innerhalb unserer heutigen staatlichen und socialen Einrichtungen verschiedene Lanzen zu brechen; sie geht noch ein gutes Stück weiter und wendet sich gegen die Ungerechtigkeiten, die von jeher dadurch begangen worden, daß man die Frauen als das „schwache“ Geschlecht betrachtet, wodurch sich, theils durch Gesetz und theils durch Rechte, unbegründete Beeinträchtigungen als ewige Krankheit fortgeerbt haben. Es kann nicht unsere Absicht sein, die einzelnen Beweisführungen der Verfasserin nach ihrem Werthe zu prüfen — sehr häufig stimmen wir völlig mit ihr überein, um dann wieder

mit Entschiedenheit uns gegen sie zu wenden. Schlechthin mißlungen erscheint uns die Begründung ihrer Behauptungen durch die Casuistik, die sie jedem einzelnen Abschnitt ihrer Studie folgen läßt. Durch Beispiele wird es niemals gelingen, Abstractes erschöpfend zu beweisen; noch dazu aber leiden die meisten der angeführten Fälle an einer recht oberflächlichen Behandlung.

Immerhin aber wünschen wir dem Buche weiteste Verbreitung; was es will, ist jedenfalls ernstester Beachtung, und die Art, wie das Gewollte zum Ausdruck gebracht wird, freundlicher Anerkennung werth.

A. W.

**Die Sitte.** Schauspiel von Hans von Meinfels. Berlin, Verlag von Freund & Jeckel (Carl Freund).

Wenn jemals der alte Erfahrungsriß, daß die Polizei, sobald sie sich um ästhetische Dinge bekümmert, anstatt dem Unheil vorzubeugen, gewöhnlich nur Unheil anrichtet, sich bewahrheitet hat, so ist es mit diesem Schauspiel der Fall. Herr Hans von Januszkiewicz (Hans von Meinfels) schreibt, von der Luft der „Freien Bühne“ angeweht, ein Stück, in dem er mit der Naivetät des Unerfahrenen einen Vorwurf wählt, der aus dem Stoffgebiete der gynäkologischen Abtheilung der Poliklinik gegriffen ist. Aus einem Verbrechen, von dem die Gesellschaft zu sprechen sich scheut, geht die Handlung hervor. Jede unsittliche Tendenz, jede Absicht, durch Zweideutigkeiten und Lascivitäten ein scandalfrohes Publikum an sich zu locken, hat dem Verfasser offenbar ganz fern gelegen. Der Vorwurf ist einfach häßlich. Und da die Arbeit an sich auf Beachtung kaum Anspruch erheben darf, würde das Stück unter normalen Verhältnissen, wie so viele andere dilettantenhafte Arbeiten, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten, geräuschlos begraben worden sein, wenn ihm nicht das polizeiliche Verbot der Aufführung eine unverdiente Wichtigkeit beigelegt hätte. Der bescheidene Verfasser hat dies auch in der Vorrede, die er zu dem Stücke geschrieben, und die eigentlich das Beste an dem Buche ist, in richtiger Würdigung seiner Arbeit bereitwillig anerkannt. Der Polizei verdankt er wohl in erster Linie den Verleger und die Leser, die, wie er sich nicht verhehlt, das Buch mit „einer gewissen Enttäuschung“ aus der Hand legen werden.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Aschrott, P. F.**, Die Behandlung der vorwahrlosten und verbrecherischen Jugend und Vorschläge zur Reform. Berlin, O. Liebmann.
- Aus fremden Zungen.** Eine Halbmonatsschrift. Herausg. von Jos. Kürschner. 1892. Heft 23. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Berg, L.**, Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. München. Handelsdruckerel u. Verlagsanstalt. M. Poessl.
- Beruna, A.**, Darf die Frau denken? Minden, W. Köhler.
- Bibliothek der Gesamtliteratur, 25 Pf.-Ausgabe.** Halle, Otto Hendel. No. 554—559. Afraja, ein nordischer Roman von Theodor Mügge. No. 560. Elektra, Tragödie von Sophokles, übersetzt von Dr. Reinhold Körner. N. 561 b. 562. Demokritos oder Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen v. Julius Weber. XIX. Bch.: Die Nationen; 563 b. 564. Die Temporenbewegung von Barton von John Habberton, in deutscher Bearbeitung von F. Dobbert. No. 565—566. Federzeichnungen aus Holstein von L. Siegfried.
- Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn Bartholdy und Julius Schubring,** zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Oratoriums. Herausg. von J. Schubring. Leipz., Duncker & Humblot.
- Busch, E.**, Die Breslauer Frau Buchholzen. II. Serie. Breslau, I. Freund.
- Colombi, Im Reisfeld. Ohne Liebe.** Autorisirt Uebers. a. d. Italien. von F. Stegmüller. (Engelhorns allg. Romanbibl. VIII. Jahrg. Band 14.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Drucker, L.**, Ueber Verbrecher und Vertheidiger. Vortrag. Wien, Manz'sche K. u. K. Hof-Verlags- u. Univers. Buchh.
- Literarisches Echo, Rundschau für Literatur.** Herausg. von V. Ottmann. Jahrg. I. Heft 7. Leipzig, V. Ottmann.
- Eckstein, E.**, Humoristischer Hausschatz für das deutsche Volk. Neue Ausg. Erster Band. Berlin, R. Eckstein Nachf.
- Familien-Bücherschatz.** Neue Folge. Heft 16—22. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.
- Friedberg, Fr. v.**, Andreas Hofer. Ein historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Himmel und Erde.** Illustr. naturw. Monatsschrift. Herausg. v. der Gesellsch. Urania. IV. Jahrg. Heft 5. (Februar). Berlin, H. Paetel.
- Hipler, W.**, Der Ruin des Volksgewissens. Leipz., C. J. Cobsen.
- Konnan, G.**, Sibirien! — Deutsch v. F. Kirchner. Neue Folge. Siebente Aufl. Berlin, S. Cronbach.
- Freie Kritik.** Unterredungen eines freundschaftlichen Kreises über literarische Gegenstände. 2 Hefte. Richard Voss' „Die neue Zeit.“ Leipzig, Liter. Anstalt.
- Lewalter, J.**, Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Clavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen. Heft III. Hamburg, G. Fritzsche.
- Lieder eines Semiten.** Hamburg, H. Goldschmidt.
- Manuela, M.**, Rudolf von der Wart. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
- Meyers Kloines Conversations-Lexikon.** 5. gänzlich umgearbeitete u. vermehrte Auflage I. Band. 1. Heft. Leipzig, Bibliogr. Institut.
- Odlaga, Th.**, Ueber die Einflüsse der Romantik auf Heinrich Heine. Ein Vortrag. Leipzig, G. Fock.
- Pastor, W.**, Donatello. Eine evolutionistische Untersuchung auf kunsthistorischem Gebiet. Giessen, E. Treneckmann.
- Polenz, W. v.**, Die Versuchung. Eine Studie. Dresden, H. Minden.
- Rethwisch, E.**, Ariadne. Trauerspiel in fünf Acten. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Richter, E.**, Socialdemokratische Zukunftsbilder. Frei nach Babel. Berlin, Verlag „Fortschritt“, Actienges.
- Runge, R.**, Camoëns. Ein Dichterleben. Roman in Versen. Leipzig, Abel & Müller.
- Schmidt, J. v.**, Die vormals Kurhessische Armee-division im Sommer 1846. Kassel, M. Brannemann.
- Schultz, E.**, Die Ketten der Gesellschaft. Schauspiel in vier Acten. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Die heilige Schrift des Alten Testaments.** Uebers. u. herausg. von E. Kautzsch. Erster Halbband. Freiburg i. B., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr.
- Schulze, F. W.**, Nicht versetzt! Das alte Klage- lied. Beleuchtung der Ueberbürdungs-Frage von neuen Gesichtspunkten aus. Wurzen, Ad. Thieme.
- Singer, M.**, Die Wahrheit siegt. Roman mit 6. Vorrede von A. Silberstein. Budapest, C. Grill.
- Stiehl, C.**, Musikgeschichte der Stadt Lübeck nebst einem Anhang: Geschichte der Musik im Fürstenthum Lübeck. Lübeck, Lübeck & Hartmann.
- Stöckl, H.**, Auf der Schwelle des Lebens. Herzens- worte als Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen. Leipzig, Hirt & Sohn.
- Sybel, L. v.**, Wie die Griechen ihre Kunst erwarben. Akadem. Kaisergeburtstagsrede. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsh.
- Syrutschek, J.**, Ernestine Walter. Bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Verdler, M. F.**, Die Römern. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Wimpffen, M. Freiherr v.**, Kampf ums Dasein und Association. Wien, C. Konegen.
- Winter u. Wünsche,** Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 3. Trier, S. Mayer.
- Wolzogen, E. v.**, Der Thronfolger. Zwei Bände. (Engelhorns allg. Roman-Bibl. VIII. Jahrg. Bd. 12). Stuttgart, J. Engelhorn.
- Zeitschrift für bildende Gartenkunst.** Herausg. von Hampel u. Tintelmann. Zweiter Band. Berlin, B. Grundmann.
- Zeitschrift für Naturwissenschaften.** Herausg. von O. Luodocke. 64. Band. 4. u. 5. Heft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
- Zaeslin, E.**, Samuel Heazi. Trauerspiel. Basel, B. Schwabe.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen  
und  
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 <sup>20</sup> R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 <sup>8</sup> "
Theresienbrunn	47 <sup>1</sup> "
Keubrunn . .	47 <sup>3</sup> "
Marktbrunn .	34 <sup>5</sup> "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33 <sup>4</sup> "
Kaiserbrunn .	39 <sup>1</sup> "

Karlsbader  
**TRINKKUR**  
im  
**Hause**

Quellen-  
Producte

KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisirt.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Seife.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

## Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen  
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

---

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen  
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und  
Krügen:—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.





Mai 1892.  

## Inhalt.

	Seite
Paul Lindau in Dresden.	
Hängendes Moos. Roman. (Fortsetzung).....	153
J. Janitsch in Breslau.	
Eduard Grügner.....	202
Th. Achelis in Bremen.	
Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis.....	214
J. Hutten in Tilsit.	
Des Vaters Vermächtniß.....	234
Otto Felsing in Berlin.	
Charles Bradlaugh. Ein Charakterbild.....	241
Oskar Wilda in Breslau.	
Tod oder — ? .....	271
Bibliographie.....	276
Die Urgeschichte des Menschen. (Mit Illustrationen). — Die heilige Schrift des Alten Testaments.	
Bibliographische Notizen.....	281

---

Hierzu ein Portrait: Eduard Grügner.  
Radirung von Luise Stolz in München.

---

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

---

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

SECRET

UNIVERSITY OF  
CALIFORNIA



Edward Gutzmer.

Verlagsanstalt vorm. C. Schönländer in Bregenz

Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header.

Handwritten text in the upper middle section of the page.

Handwritten text in the center of the page.

Handwritten text in the lower middle section of the page.

Handwritten text in the lower section of the page.

Handwritten text at the bottom of the page.



# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

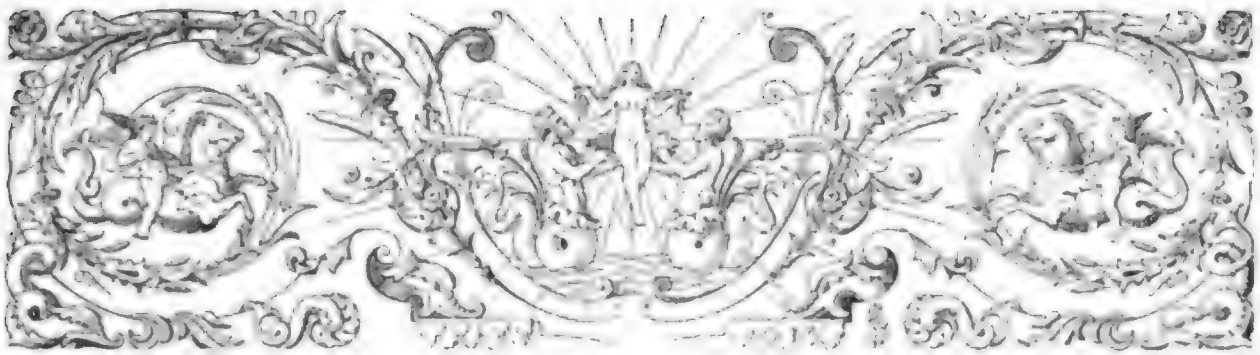
LXI. Band. — Mai 1892. — Heft 182.

(Mit einem Portrait in Radirung: Eduard Gröbner).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottlaender.



## Hängendes Moos.

Roman.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

(Fortsetzung.)

**I**n den Berliner Gesellschaftskreisen, die sich für das Theater besonders interessiren, war im Herbst des Jahres 1873 von nichts Andern die Rede, als von dem neuen Stücke, dessen erste Ausführung im königlichen Schauspielhause unmittelbar bevorstand. Es führte den Titel „Herkules und Omphale“, und der Verfasser war Dr. Hugo Hall.

Von Hall hatte man seit einiger Zeit in der Gesellschaft des Thiergartens ungewöhnlich viel gesprochen. Alle Welt wußte, daß der junge Dichter mit der eleganten und geistvollen Frau Leonie Welsheim auf dem allervertrautesten Fuße stand — alle Welt, außer dem glücklichen Herrn Felix Welsheim, der an der Börse großartige Geschäfte machte, der stolz auf seine schöne Frau und sein glänzendes Haus war.

Leonie und Hugo hatten sich eine Weile große Mühe gegeben, die strafbare Wahrheit vor der Welt zu verbergen. Es war ihnen zunächst auch gelungen. Mit der Zeit aber wurden sie zuversichtlicher und ließen sich diese oder jene geringfügige Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen, die von dem Einen bemerkt, einem Andern erzählt, eine symptomatische Bedeutung erlangte. Man brachte diese Kleinigkeiten mit den offenkundigen Thatsachen zusammen; das Besondere und das Allgemeine ließen sich sehr einfach erklären, sobald man das Vorhandensein eines Liebesverhältnisses zwischen den Beiden voraussetzte. Und so verbreitete sich das Gerücht, an dessen Berechtigung kein Mensch mehr zweifeln durfte.

Man sah Leonie und Hugo beständig zusammen, man sah, wie sie bei jedem Anlasse Blicke der Verständigung und des Einverständnisses tauschten. Diejenigen, die dem Welsheim'schen Hause näher standen, machten die Wahr-



war seiner Frau gegenüber von einer fast blöde zu nennenden Naivetät. Sie konnte mit ihm anfangen, was sie wollte. Sie redete ihm ein, daß er zu Allem, was sie gethan haben wollte, die Initiative ergriffen habe. Sie ließ ihn am Schnürchen tanzen wie eine Puppe; und er war im besten Glauben, daß er allein das Regiment führe und eine ungewöhnlich bequeme und folgsame Frau habe, die sich allen seinen Anordnungen füge. Er besaß das blindeste Vertrauen zu ihr. Für Hugo schwärmte er, und wenn er ihn ein paar Tage nicht gesehen hatte — weil Hugo dann zu Stunden kam, in denen der Gemahl an der Börse oder im Comptoir beschäftigt war —, so wurde er ganz beunruhigt und verlangte nach ihm.

Welsheim kannte das Hall'sche Stück natürlich nicht, aber er war Feuer und Flamme dafür.

Die Beziehungen zu Leonie hatten übrigens Hugo in der Gesellschaft ein besonderes Relief gegeben. Viele, die nie eine Zeile von ihm gelesen hatten, betrachteten ihn mit einem gewissen schmunzelnden Wohlwollen. Der Geliebte der schönen Leonie Welsheim, um die sich so Viele auf das Eifrigste bemüht hatten — und Alle vergeblich! — war offenbar nicht der Erste Beste.

„Da steht Dr. Hall!“ raunte die Eine der Andern zu.

„Der Freund der Frau Welsheim?“

„So sagt man.“

„Wo?“

„Da! Nicht weit von der Thür. Jetzt spricht er gerade mit seiner Freundin.“

„Ah . . . ja, jetzt sehe ich ihn! . . . Ein hübscher Mensch!“

„Sehr hübsch. Und er soll auch sehr talentvoll sein.“

Keine Wolke trübte den sonnigen Himmel dieser Ehe zu dritt. Welsheim war zufrieden, Leonie und Hugo waren glücklich. Mit einer merkwürdigen Philosophie hatte sich Leonie darein ergeben, daß ihr Geliebter Bräutigam war. Sie wußte sich nun geliebt und kümmerte sich nicht mehr um das unbedeutende armjelige Ding; sie lächelte jetzt, wenn sie sich vergewärtigte, daß sie sich über ein Mädchen wie Martha überhaupt niemals hatte aufregen können. Sie hatte das franke Kind im Hinterstübchen der Brüderstraße beinahe vollkommen vergessen. Zwischen Hugo und Leonie bestand ohne irgendwelche Verabredung die stillschweigende Uebereinkunft, die heikle Frage seiner Verlobung aus ihren Gesprächen vollkommen auszuscheiden. Leonie hatte die bestimmte Empfindung, daß sie nie im Leben davon wieder berührt werden würde.

Martha hatte die Sache weniger leicht aufgefaßt. Von jenem Wege nach der Victoriastraße, den sie im Frühling unternommen hatte, um sich von Hugos Untreue zu überzeugen, hatte sie eine ernsthafte Krankheit heimgebracht, ein tückisches Fieber, das sie drei Wochen an's Bett fesselte.

Hugo erkundigte sich täglich drei-, viermal nach Marthas Befinden. Er hatte Mitleid mit ihr. Aber er schwelgte im Honigmonde seiner glückseligen

Untreue; all seine Gedanken und Empfindungen theilten sich zwischen Leonie und der Arbeit an seinem dritten Acte, der damals der Vollendung zureifte. Da blieb für Martha freilich nicht viel übrig. Er freute sich, wenn er auf seine regelmäßige Frage: „Wie geht's Martha?“ von der Frau Rätthin die eben so regelmäßige Antwort erhielt: „Gottlob ein bißchen besser!“ Er wiederholte dann: „Ja, Gottlob!“ und kehrte erleichtert und seelenfroh zu seinem Pulte oder zu seiner Leonie zurück.

Die körperliche Erkrankung war für Martha eine seelische Kräftigung gewesen. Sie hatte vollauf Zeit gehabt, in den hellen Stunden des Tages und den schlaflosen Stunden der dunklen Nacht über die Sache nachzudenken.

Wieviel erschütternd beredete Reden hatte sie durchdacht, um ihm die Schändlichkeit seines Verhaltens vorzuwerfen, um ihm die Schamröthe auf die Stirn zu treiben und ihn bußfertig wieder zu gewinnen! Wie viel eindringliche Briefe in ihrem Geiste an ihn geschrieben, die ihn beschämen, rühren, ergreifen mußten!

Aber die arme Martha gehörte zu jenen unglücklichen Geschöpfen, bei denen auf dem Wege vom Vorsatze zur That die Kraft versagt, die tief und richtig empfinden und sich unbeholfen und trivial ausdrücken. Sie wußte ganz genau, was sie sagen wollte, was sie aber in Wahrheit sagte, blieb hinter dem Beabsichtigten weit zurück, und erst wenn es zu spät war, fiel ihr Alles das wieder ein, was sie zu sagen unterlassen hatte.

Als es Hugo zum ersten Mal gestattet wurde, die Reconvalescentin, die drei Wochen in dem engen Stübchen neben der Küche bettlägerig gewesen war, in der Berliner Stube, mit dem schrägstehenden Fenster auf den Hof hinaus, zu begrüßen, schluchzte sie zum Steinerweichen. Sie saß auf dem großen Korbstuhle am Fenster neben dem Blumentisch mit dem Gummibaum und dem Goldfischbecken, den Kopf an das Rissen gelehnt, dessen weißer Bezug die erschreckliche Blässe des Gesichtes stumpf gelblich, wächsern erscheinen ließ, die zarten durchsichtigen Hände auf das Plaid gestreckt, das die Mutter über ihre Füße gebreitet hatte. Sie empfand einen bohrenden Schmerz, als sie Hugo erblickte. Sie hatte ihm so viel zu sagen, und die Gelegenheit dazu war da, denn die Frau Rätthin hatte sich discret zurückgezogen. Als aber Hugo ihre magere, kalte Hand mit der seinigen umspannte, konnte sie kein Wort hervorbringen, sie war sogar außer Stande, ihm stillschweigend durch eine Geste, durch Entziehung ihrer Hand, durch einen strafenden Blick zu verstehen zu geben, was in ihr vorging. Und der Unwille über ihre völlige Hilflosigkeit und Ohnmacht brach sich in heißen Thränen, in einem convulsivischen Zucken und Schluchzen Bahn.

„Beruhige Dich nur! Es geht ja schon wieder besser, und bald wird Alles wieder gut werden!“ versuchte Hugo zu trösten. Aber seiner Tröstung fehlte die rechte Ueberzeugung. Er war von Marthas Aussehen ganz bestürzt. Er empfand mit dem unglücklichen Wesen tiefes Mitleid. Und als er ihre Thränen rinnen und den gebrechlichen Körper von den schluchzenden Stößen

erschüttern sah, wurde er wahrhaft gerührt; er biß die Zähne auf die Unterlippe, und er mußte sich ernste Mühe geben, um seine Erregung zu meistern. Er litt unsagbar unter der Lüge, die das Verhältniß zwischen Martha und ihm noch zusammenkittete. Dürfte er dem armen Kinde doch die Wahrheit sagen! Die Wahrheit, daß er einen schweren, verhängnißvollen Irrthum begangen, als er sie zu lieben geglaubt hatte, daß ihm davor graute, ihr Schicksal mit dem seinigen dauernd zu verknüpfen, daß er eine Andere liebte, Leonie, der sein ganzes Herz gehörte, ohne die er nicht mehr leben und schaffen konnte! Dürfte er ihr doch die Wahrheit sagen!

Unmöglich! Es wäre zu grausam gewesen! Zwischen der schonenden Lüge und der vernichtenden Wahrheit mußte er sich jetzt, da er das weinende schwache Kind, das ein rauher Hauch umbläsen würde, vor sich sah, für die Unwahrheit entscheiden.

„Beruhige Dich doch, meine arme Martha!“ wiederholte er mehrere Male, ihre magere Hand streichelnd. „Es wird ja bald Alles wieder gut!“

Martha schüttelte den Kopf.

„Ja, gewiß! Du mußt nur recht verständig sein und Dich nicht so aufregen! . . . Vor Allem mußt Du gesund werden. Du hast einstweilen gar nichts Anderes zu thun als das. Das ist auch eine Beschäftigung, und eine sehr ernste. Du darfst Dich nicht so gehen lassen, liebe Martha! Du mußt mit Deiner ganzen moralischen Kraft gegen Deine physische Schwäche ankämpfen. Weine nicht mehr!“

Martha trocknete ihre Thränen. Ihr war das Herz so voll! Sie mußte es vor Hugo ausschütten. Sie rang nach Worten. Wiederum vergeblich. Mit Mühe brachte sie endlich heraus:

„Ich habe Dich damals gesehen . . . als Du zu ihr gingst.“

Hugo verstand sofort, was sie meinte. Aber er stellte sich schwerhörig, und um Zeit zu finden, sich auf die Antwort zu besinnen, sagte er: „Was meinst Du? Du hast mich damals gesehen? Wann?“

„Ehe ich so krank wurde, am Tage nach dem Besuche der Reichshallen . . . da habe ich Dich gesehen . . . in der Victoriastraße.“

„So? Nun, und weiter?“

„Weiter?“ wiederholte Martha, durch Hugos Ruhe ganz betroffen. „Ich habe Dich in ihr Haus treten sehen.“

„Das ist ganz natürlich, wenn Du zu der Zeit in der Victoriastraße gewesen bist. Ich hatte mich mit Frau Leonie verabredet und bin pünktlich zur Stelle gewesen.“

„Du sagtest mir aber doch, daß Du mit einem Freunde . . .“

„Das habe ich Dir allerdings gesagt, weil ich Dir eine unnütze Aufregung ersparen wollte . . . Nun habe ich keinen Grund mehr, Dir die Wahrheit vorzuenthalten. Ich bin zu Frau Welsheim gegangen, um mich ehrlich und freundschaftlich mit ihr auseinander zu setzen, um festzustellen, wie sich Euer Verhältniß zu einander gestalten würde, und danach das meinige

einzurichten . . . Ich bin von ihr geschieden mit dem Bewußtsein, daß sich harmonische Beziehungen zwischen Euch nicht herstellen lassen werden. Ich habe Frau Welsheim auch deutlich zu verstehen gegeben, daß wir ihr die schulbige Visite nicht machen werden, und sie hat mich vollkommen verstanden. Mein Plan ist gefaßt: da es in hohem Grade undankbar wäre, mit einem Male ein Haus zu meiden, in dem ich nur Gutes empfangen habe, bin ich entschlossen, langsam und allmählich die bisherigen Beziehungen zu lockern, bis sie sich von selbst lösen . . . So, nun weißt Du Alles! Nun mußt Du aber auch Vertrauen zu mir haben und darfst Dich und mich nicht mit thörichten Grillen quälen! Sprechen wir nicht mehr von der Sache! Das ist das Gescheidteste!“

Es klang so aufrichtig, so einfach und vernünftig, was Hugo sagte, daß Martha sich beinahe schämte, gegen ihren Bräutigam so schlimmen Argwohn gehegt zu haben. Die Quelle der Beredsamkeit, die sich in ihren trüben Monologen so üppig ergoß, war nun versiegt. Sie wußte nichts zu erwidern und drückte mit ihren matten Fingern dankbar Hugos Hand.

Sie sprach nun nicht mehr von Leonie, obwohl ihr der verhaßte Name oft auf den Lippen braunte. Sie ahnte, wie es um die Beiden stand. Mit ihrem instinctiven Spürsinn konnte sie fast die Stunden bestimmen, zu denen sie sich sahen. Aber sie schwieg. Sie betäubte sich mit der gefälligen Selbstbelügung, daß zwischen den Beiden gewiß nichts Schlimmes vorkomme. Und allmählich beruhigte sie sich in der That damit. Und so gewöhnte sie sich endlich an die Ausgänge Hugos, die ihr in der ersten Zeit so fürchtbar gewesen waren, und fragte ihn nicht, wo er gewesen war. Hugo zeigte sich für diese Discretion durch verdoppelte Freundlichkeit erkenntlich . . .

Was sollte sie ihm auch sagen? Wenn es ihr auch wirklich gelingen sollte, ihm ihr Innerstes zu offenbaren — was war dann die nothwendige Voraussetzung? Daß sie sich mit Abscheu von dem Treulosen wenden müsse. Und die Folge? Daß sie ihn verlieren würde auf immerdar! Schon bei der Erwägung dieser Möglichkeit schauderte sie zusammen. Dazu fehlte ihr der Muth und die Kraft. Alles, nur das nicht! Lieber noch die langsame Peinigung, lieber die schmäbliche Gewöhnung. Nur keine Trennung!

Sie redete sich ein, daß sie eine Thörin sei, die selbstquälerisch Harmlosigkeit zu strafwürdigen Unerlaubtheiten aufbausche. Wenn ihm jene schöne Frau etwas sei, so wäre es sicherlich nur eine vorübergehende Laune. Sein Herz, das wisse sie, gehöre ihr, der Braut. Weshalb habe er sich denn sonst mit ihr verlobt? Sie habe ihm keine Neze gestellt. Freiwillig sei er zu ihr gekommen, weil er sie liebe und ihre unbewußte Liebe empfunden habe. Zu ihr werde er zurückkehren, wenn er sich für den Augenblick wirklich durch die verderblichen Reize der Weltbame habe bethören lassen. Denn er fühle sehr wohl, daß ihm kein Wesen auf der Welt so wahr und warm, so leidenschaftlich und aufrichtig, so uneigennützig und treu lieben könne, wie sie seine Martha . . .

Der Sommer war in's Land gekommen. Berlin war heiß und ungemüthlich, der Thiergarten hatte sich entvölkert. Seit ihrer Verheirathung war Leonie alljährlich mit ihren Eltern im Hochsommer in Ostende oder Scheveningen zusammengetroffen. Welsheim war daher einigermaßen erstaunt gewesen, als ihm seine Frau eines Tages erklärt hatte, daß sie sich in den modischen Seebädern langweile, daß sich da für sie das aufregende Leben der Großstadt nur in einer anderen Form fortsetze, und daß es ihr viel angenehmer sein würde, wenn sie die heißen Tage in der Nähe von Berlin in stiller Zurückgezogenheit verbringen könne — etwa an einem der schönen Havelseen, oder sonstwo. Sie fühle, daß ihr das wohlthun würde. In demselben Sinne hatte sie ihren Eltern geschrieben und gleichzeitig ihren Besuch für eine spätere Zeit in Aussicht gestellt.

Welsheim hatte am Wannsee eine hübsche Villa gefunden.

Was hatte Leonie nur zu ihrem sonderbaren Entschlusse veranlassen können? Sie hatte sich in Ostende immer vorzüglich unterhalten. Es wurde ihr gewiß nicht leicht, auf die Freude zu verzichten, ihr reizend kokettes Badekostüm bewundern zu lassen. Aber Hugo hatte ihr wiederholt und in bestimmtester Form erklärt, daß er sie nicht nach Ostende begleiten und Berlin nicht verlassen werde. Leonie hatte ihn richtig verstanden: daß er sie nicht begleiten könne. Sie kannte Geldsorgen freilich nur dem Namen nach, aber sie errieth doch, daß Hugo die erforderlichen Mittel zum Aufenthalte in Ostende nicht aufbringen könne. Daß sie aber den Geliebten jetzt auf Wochen und Monate verlassen solle — daran dachte sie gar nicht. So entstand plötzlich ihre Schwärmerei für die malerische Umgebung von Berlin.

Sie fühlte sich übrigens in der idyllischen Ruhe des Wannsees wirklich sehr wohl. Hugo besuchte sie wöchentlich drei-, viermal, und es waren vielleicht die glücklichsten Stunden ihres Lebens, wenn die Beiden auf der Veranda saßen, zu ihren Füßen der glatte Spiegel des Sees, gegenüber die mit dunklem Nadelholz bestandenen Hügel des Ufers, — allein, zärtliche Blicke tauschend. Oder wenn sie Hand in Hand durch den Wald gingen, Heiteres beschwägend, Ernstes besprechend. Gegen sechs Uhr kam Welsheim, regelmäßig schwer bepackt, aus der Stadt, dankte Hugo mit kräftigem Händedruck, daß er Leonie die langen Stunden kürze, und schmollte, daß er mit einem früheren als dem allerletzten Zuge nach Berlin zurückfahre.

Die Nachmittage, an denen die Beiden zusammen waren, erschienen ihnen endlos in ihrem Glücke, aber der Sommer war vorübergerauscht, ehe sie sich's verjahren. Die Abende des regnerischen Spätsommers wurden schon kühl und ungemüthlich. Und die Blumen im kleinen Vorgärtchen waren alle verblüht, bis auf die farbenprächtigen, aber so hölzern steifen, unpoetischen Georginen. Die Zeit der ersten Aufführung von „Herkules und Omphale“ rückte näher und näher. In der letzten Augustwoche übersiedelten Welsheims wieder nach der Victoriastraße.

Der Abschied von dem stillen Häuschen am Wannsee wurde Leonie wirklich schwer. Sie hatte sich nie glücklicher gefühlt. Sie jagte sich mit ungläubigem Erstaunen, daß sie im Grunde ihres Herzens doch besser sei, als sie geglaubt hatte. Die Liebe zu Hugo hatte in ihr die veredelnde Wandlung bewirkt, deren sie sich zu jeder Stunde inniglich erfreute. Sie hatte sich niemals einer solchen Echtheit und Stärke der Empfindung für fähig gehalten. Sie war also wohl gar nicht so leichtfertig, frivol und kokett, wie die dummen Leute glaubten, und wie sie es sich selbst eingeredet hatte? Ging sie nicht mit allen Fasern ihres Seins an ihm, an ihm allein? Hatte sie einen Gedanken, der einem Andern als ihm gegolten hätte?

Wenn sie diese Fragen in ihrem Alleinsein aufwarf und in einer Weise beantworten durfte, die sie ruhig, froh und zufrieden machte, so vergaß sie freilich, daß bis zur Stunde die Versuchung noch nicht an sie herangetreten war.

\*

\*

\*

Endlich war der große Tag der ersten Aufführung gekommen. Es war der letzte Dienstag im September. Leonie hatte schon acht Tage vorher an alle ihre Freunde und Bekannten Karten geschickt, daß an demselben Abend und an jedem folgenden Dienstag von zehn Uhr an ihr Salon geöffnet sein werde. Sie hatte zur Verherrlichung der Wiedereröffnung der Saison und zur Feier des Erfolgs, an dem sie nicht einen Augenblick zweifelte, sich ganz besonders angestrengt. Die Blumendecoration, die sie bestellt hatte, war von unerhörter Pracht. Sie hatte auch dafür gesorgt, daß außer dem interessanten Kreise, den sie stets um sich zu vereinigen wußte, diesmal einige besonders bemerkenswerthe Gäste bei ihr debütiren würden: die Künstler, die die Hauptrollen im Hall'schen Schauspiel darzustellen hatten, ein namhafter Klavierspieler aus London, der sich zufällig in Berlin aufhielt, und der Tenorist Ernst Ballini, der zum Schluß der letzten Spielzeit im Opernhause geradezu Sensation gemacht hatte und mit einer märchenhaften Gage für das königliche Opernhaus gewonnen worden war. Der Engländer und der deutsche Tenorist mit dem italienischen Namen hatten der unwiderstehlichen Leonie versprochen, bei ihr zu musiciren.

Alles das hatte sie ganz im Geheimen betrieben. Es sollte für alle Welt, es sollte ganz besonders für Hugo eine Ueberraschung sein. Für den Geliebten hatte sie noch andere kleine Aufmerksamkeiten erdacht. Das Büffet wurde kunstvoll um eine von Barbedienne bezogene Bronzegruppe, die den zu Füßen der Omphale spinnenden Herkules darstellte, gegliedert; es sollte das erste Geschenk sein, das Welsheim seinem genialen Freunde machen würde. Auf der großen Torte war der auf Atlas gedruckte Theaterzettel eingefügt. Selbstverständlich wurde auch der kolossale Lorbeerkranz mit gestickten Schleifen, die den Namen des Stückes und das Datum der ersten Aufführung trugen, im Versteck bereit gehalten.

Die helle Freude an diesen Scherzen dämpfte ein wenig die große Aufregung, die sich während der letzten Tage ihrer bemächtigt hatte, und die am Entscheidungstage sicherlich bedenklich geworden wäre, wenn sie nicht gerade durch diese Vorbereitungen zu ihrem ersten Empfangsabende über die Massen in Anspruch genommen worden wäre. Sie war viel aufgeregter als Hugo, der durch die anstrengende und nervenabspannende Arbeit auf den Proben müde geworden war und schließlich dem Ereigniß mit einer gewissen stumpfen Ruhe entgegen sah.

Gegen zwei Uhr Nachmittags kam Hugo zu ihr. Sie hatte sich, um ein wenig zu ruhen, auf die Chaiselongue im Erker gelegt und empfing ihn, ohne sich zu erheben. Hugo küßte die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und setzte sich auf das kleine Puff, das er dicht an die Chaiselongue geschoben hatte.

„Ich brauche doch nicht aufzustehen?“ fragte sie lächelnd. „Ich muß mit meinen Kräften heute haushälterisch umgehen, ich werde sie noch sehr nöthig brauchen . . . Aber weshalb siehst Du denn so griesgrämig aus?“ setzte sie mit veränderter Stimme hinzu. „Du solltest Dich heute nur freuen! Sei ganz unbesorgt! Es wird Alles gut werden! Mein Vertrauen ist felsfest.“

„Ich denke weniger an mein Stück und an dessen Schicksal, als . . .“

Er machte eine kleine Pause. Leonie richtete sich ein wenig auf, sah ihm gerade in's Auge und fragte, plötzlich sehr ernst geworden: „Woran denkst Du denn? Woran anders kannst Du überhaupt heut denken?“

„Ich will's Dir ehrlich sagen. Du wirst mich leicht verstehen. Ich bin in einiger Verlegenheit, wie ich's heut Abend nach der Vorstellung machen soll . . .“

„Ach, Du meinst für den Fall, daß der Erfolg ausbliebe? Es würde Dir dann unangenehm sein, in Gesellschaft zu gehen? Nun, mein liebes Herz, mit dem Factor rechne ich gar nicht. Du wirst Erfolg haben, großen Erfolg, verlaß Dich drauf. Und wenn das Unmögliche doch geschehen sollte . . . nun, dann schließen wir eben die Thür, kleben einen rothen Zettel an und sagen die Vorstellung im Salon wegen plötzlicher Erkrankung der Primadonna ab. Es würde nicht einmal eine Nothlüge sein, denn ich würde krank werden. Aber daran ist ja gar nicht zu denken!“

„Wenn auch Alles so glänzend verlaufen sollte, wie Du es hoffst,“ erwiderte Hugo unsicher und stockend, „auch dann würde ich mich in einer äußerst mißlichen Situation befinden.“

Leonie richtete sich jetzt ganz auf und setzte sich. Verwundert blickte sie ihn an.

„Ich verstehe Dich nicht, . . . wirklich nicht! Was meinst Du?“

„Was soll ich nach der Vorstellung beginnen?“ rief Hugo mit lebhafter Geberde und erhob sich.

„Was Du beginnen sollst? Du sollst zu mir kommen! Das ist doch sehr einfach.“

„Nicht ganz so einfach wie Du meinst. Du weißt doch . . .“ Er stockte und sagte dann leiser, in tieferem Tone: „Ich habe Verpflichtungen!“

Es war das erste Mal, daß Leonie von diesen Verpflichtungen etwas verspürte. Sie hatte mit der Zeit ganz vergessen, daß auch eine Andere als sie Ansprüche an Hugo habe. Es kochte wild in ihr auf, sie fühlte im ersten Augenblicke den Drang, ihrer Empörung leidenschaftlichen Ausdruck zu geben; aber sie meisterte ihre Erregung und sagte nach langer Pause ge-  
dehnt: „So?“

„Die Geschichte ist mir über alle Begriffe unangenehm, aber was soll ich machen? Wohin mich meine Neigungen führen würden, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich habe mir gar nicht denken können, daß ich den heutigen Abend anders als bei Dir, meiner unermüdblich thätigen Mitarbeiterin, zubringen würde . . . Aber . . . Als ich eben . . . vor einer Stunde der Rätthin die beiden Parquetsitze gebe, sagt sie mir dankend: ‚Und heute Abend nach der Vorstellung wollen wir recht vergnügt sein und Ihren Erfolg feiern. Martha freut sich schon seit Wochen darauf. Sie hat für Sie auch — im Vertrauen gesagt — eine Kleinigkeit gearbeitet!‘ Ich war ganz bestürzt und fand kein anderes Wort als: natürlich! natürlich! . . . Was soll ich nun machen? Rathe mir!“

Leonie ließ ihre Blicke unstät durch den Raum schweifen, beugte sich ein wenig vor und sagte dann mit ungewohnt tiefer Stimme: „Ja, mein Freund, da muß ich zurücktreten, so leid es mir thut! Das sehe ich ein. Es thut mir sehr, sehr leid! Das kann ich nicht leugnen. Alle Freunde, die uns heute nach dem Theater besuchen, erwarten mit Bestimmtheit, Dich hier zu finden . . . Dein Fernbleiben ist ganz dasselbe wie die officiële Anzeige Deiner Verlobung. Und das wolltest Du doch eigentlich vermeiden. Von mir und meinen Empfindungen will ich dabei gar nicht reden. Wie gesagt, es thut mir herzlich leid!“

Auch Leonie war nun aufgestanden und rauschte, mit der langen Schleppe ihrer Matinée den Teppich segnend, an ihm vorüber.

„Du bist mir böse?“ fragte Hugo kleinlaut, ohne den Muth zu haben, sich ihr zu nähern.

„Nicht böse! Ich bin nur sehr traurig! . . . Man soll sich nie auf etwas zu sehr freuen . . . Ich will Dich heut gewiß nicht quälen . . . aber Du kannst Dir ja denken, wie es mich kränkt und schmerzt, daß wir den heutigen Abend nicht zusammen genießen können . . . Vielleicht ist auch ein bißchen Eitelkeit im Spiele . . . Ich werde ein curioses Gesicht machen, wenn ich meinem Manne, wenn ich jedem einzelnen Gaste auf die natürlichste Frage: ‚Nun, und wo steckt denn Dr. Hall?‘ antworten muß: ‚Der Doctor hat eine andere Einladung angenommen.‘ Das ist recht unangenehm . . .



und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man zwischen uns Gott weiß welche heftige Scene voraussetzen wird.“

„Das habe ich mir ja Alles selbst gesagt! Ich darf vor Dir kaum wiederholen, welche unsinnigen Combinationen mir durch den Kopf geschossen sind, um mich aus dieser entsetzlichen Situation zu befreien. Ich würde vor dem Aeußersten nicht zurückgeschreckt sein — nicht vor dem Bruche.“ Leonie sah ihn scharf an. „Aber es ist unmöglich — unmöglich in dieser brutalen Plötzlichkeit. Martha ist ein bedauernswerthes schwaches Geschöpf. Der Schlag würde sie niederschmettern. Und wenn sie mir auch längst nicht mehr das ist, was sie mir sein sollte, — denn ich liebe nur Dich, Leonie, Dich allein! — so habe ich doch für die Arme, die mir nie ein Leid zugefügt hat, ein genügend starkes Gefühl anhänglicher Freundschaft und schonender Menschlichkeit, um sie nicht geradezu zu vernichten. Das ist keine Uebertreibung! Es ist volle, herbe Wahrheit! Mit welchen Empfindungen könnte ich bei Dir sein, an Deiner glänzenden Festlichkeit theilnehmen, wenn ich mir sagen müßte, daß zur selben Stunde ein armes Wesen mit dem Tode ringt, und daß ich es verschuldet habe? Ich habe nie an Martha gedacht, wenn ich in Deiner Nähe war. Heute Abend würde sich die Erinnerung an das Mädchen zwischen Dich und mich drängen, uns eifrig anwehen und alle Lust ersticken!“

„Nun, lieber Freund, wir können noch eine Stunde schwätzen und werden nicht einen Schritt weiterrücken. Wir müssen uns in das Unvermeidliche schicken . . . Vielleicht ließe sich noch irgend etwas ersinnen, um die leidige Sache wenigstens gesellschaftlich möglich zu machen . . .“

„Wenn ich später käme?“

„Wie lange würdest Du denn voraussichtlich da bleiben müssen?“

„Ach, da kann ich schon einen Vorwand finden, um die Sitzung abzukürzen! Marthas Gesundheitszustand . . . ich kann mich zu einer späten Stunde mit den Schauspielern verabredet haben . . . das läßt sich schon ganz plausibel machen! Gegen Mitternacht bin ich sicher frei!“

„Nun, dann schreibe mir ein paar Zeilen. Spiele den Nervösen! Du bist nach der Vorstellung zu aufgereggt, um Dich sogleich in den Strudel der Gesellschaft zu stürzen. Du mußt ein bißchen ruhen, ein Stündchen mit Dir allein sein! Du kommst später! . . . Ich lache Dich ein wenig aus! Du bist eben ein Original, dem man allerlei nachsehen muß. Und wenn Du dann wirklich gegen Mitternacht kommst, wird man Alles ganz in der Ordnung finden.“

„Ja, so geht's!“ rief Hugo. „Ach, mir fällt ein Stein von der Brust! . . . Ich hatte ja auch daran gedacht. Aber ich fürchtete, Du würdest so ungehalten sein, daß Du für meine Situation gar kein Verständniß haben und Dich lediglich von Deinen durchaus berechtigten Gefühlen leiten lassen würdest. Ich hatte nicht den Muth, Dir die Theilung vorzuschlagen . . . Ich danke Dir, Leonie, von ganzem Herzen! Du liebst mich wirklich! Ich

habe nie daran gezweifelt! Ich danke Dir für diesen neuen Beweis Deiner Liebe!“

Er war an Leonie, die langsam eine Gloire de Dijon-Rose des Blumen-aussages entblätterte, herangetreten und hatte seinen Kopf gebeugt, um sie zu küssen. Sie bot ihm die Stirn, er fühlte, daß sie unwillkürlich den Kopf zurücklehnte, sobald seine Lippen ihre Haut gestreift hatten.

„Du hast Recht, an meiner Liebe nicht zu zweifeln!“ sagte sie. Ihre Stimme hatte einen andern Klang als gewöhnlich. „Und nun schicke ich Dich fort . . . Felix kann jeden Augenblick kommen . . . Ich möchte nicht, daß wir die unangenehme Geschichte vor ihm noch einmal besprechen müßten . . . Also ich sehe Dich heute Abend . . . im Theater auf der Bühne . . . und gegen Mitternacht darf ich Dich hier erwarten?“

„Adieu, Leonie! Und jetzt — vor dem entscheidenden Abschlusse laß Dir noch einmal sagen, wie ich Dir danke! Wie ich Dich liebe! Wie immer der Würfel fallen mag, was ich Dir schulde, ist unermesslich! Ich danke Dir!“

Er zog sie an sich und küßte sie leidenschaftlich.

„Ich sage Dir kein Wort . . . Du weißt, wie ich fühle! Geh, mein Herz! . . . Wir sehen uns . . . während der Schlacht . . . und nach dem Siege!“

Als Hugo sie verlassen hatte, setzte sie sich in den Erker und starrte auf den regnerischen Himmel. Sie sah sehr ernst, weniger traurig als streng und hart aus. Was in ihr vorging, faßte sie in die Worte zusammen, die sie als Facit aus ihren Betrachtungen zu ziehen schien: „So kann's nicht weiter gehen! Eine Nebenkönigin vertrage ich nicht!“

Heute bereitete es ihr eine wirkliche Freude, als sie Welsheims Stimme im Nebenzimmer hörte. Er gab dem Diener noch einige Weisungen für den Abend. Sie erhob sich, trat an die nur durch Portiären geschlossene Thür des großen Salons und rief ihn. Felix eilte zu ihr und küßte sie auf die Stirn — zufällig auf dieselbe Stelle, die vor einer Viertelstunde Hugos Lippen gestreift hatten. Jetzt aber beugte sie sich nicht zurück.

„Hast Du zehn Minuten für mich übrig?“ fragte sie.

„Wie kannst Du nur fragen? Immer zu Deinen Diensten!“

„Nun dann setz Dich hier zu mir. Ich habe mit Dir ernsthaft zu sprechen . . . über Deinen Freund Dr. Hall. Du weißt, ich habe ihn auch sehr gern . . . und er beunruhigt mich.“

„Wiejo?“

„Er hat mich vor kurzem verlassen. Er war hier . . . um sich heut Abend zu entschuldigen.“

„Was?! Der Doctor will nicht kommen?! Das ist ja einfach unmöglich! Und unsere Gesellschaft? Und meine Gruppe von Barbedienne?“

„Ich habe es schließlich durchgesehen, daß er zu späterer Stunde doch noch kommt, und eine genügende Ausrede für die Verspätung erfunden. Das hat also nichts weiter auf sich. Was mich beunruhigt, ist etwas Anderes.“

Die beabsichtigte Abjage erfolgte, weil das Mädchen in der Brüderstraße . . .  
Du weißt ja, seine Braut . . .“

„Fräulein Breuer?“

„Weil Fräulein Breuer den Abend von ihm verlangt hat. Er wäre ja natürlich viel lieber zu uns gekommen. Er nimmt diese Verlobung also ganz ernsthaft, obwohl ich sicher bin, daß er das Mädchen nicht liebt, nicht lieben kann — er glaubt sich eben durch ein unüberlegtes und übereiltes Wort für's Leben gebunden — und das halte ich für sehr bedenklich.“

„Du hast vollkommen Recht!“

„Du hast ja das Mädchen gesehen: hinsällig, brustkrank, unbedeutend . . . und die Umgebung, diese Dürftigkeit und Nermlichkeit! Der Doctor würde da einfach zu Grunde gehen, die Ehe mit der unglücklichen Person wäre nichts weniger als das Grab seines Talentes, seiner Zukunft!“

„Ja, ja! Das fürchte ich auch!“

„Und das sollten wir, seine guten Freunde, ruhig mitansehen?“

„Nein, das dürfen wir nicht! Aber was ist da zu machen? Soll ich einmal ein ernsthaftes Wort mit dem Doctor reden? Ich schmeichle mir, einigen Einfluß auf ihn zu besitzen.“

„Ich unterschätze Deinen Einfluß nicht, aber dem Doctor wird schwer beizukommen sein, wie ich befürchte. Ich habe eben Alles reiflich durchdacht und habe eine andere Idee. Das Mädchen ist entschieden lungenkrank . . . die durchsichtige Haut, die wächserne Gesichtsfarbe, die rothen Flecken auf den Backenknochen, der unheimliche Glanz der Augen — jeder Zweifel erscheint mir ausgeschlossen. Es ist traurig, aber es ist nun einmal so! Das arme Kind muß nach dem Süden geschickt werden, in ein milderes Klima. Der Rätthin fehlt es offenbar nur an Geld. Das Geld mußt Du ihr unter irgend einem anständigen Vorwande zur Verfügung stellen. Wir werden nicht zu hungern brauchen, wenn wir ein paartausend Mark weniger haben, und für die Leute ist es ein Vermögen, eine dauernde Hilfe. Wenn die Rätthin mit ihrer Tochter aber erst einmal in Meran, Montreux oder in San Remo sitzt, dann hast Du gewonnenes Spiel! Dann wird auch der Doctor einem vernünftigen Worte, auf das er offenbar nur wartet, zugänglich sein. Dann ist es an der Zeit, Deinen Einfluß auf ihn geltend zu machen. Ich würde es aber für das Wichtigste halten, vor Allem mit der Mutter ernsthaft zu sprechen. Wenn sie ihr Kind liebt, wird sie selbst die Initiative zur Entlobung ergreifen.“

„Ja, ja! Das leuchtet mir Alles vollkommen ein! Ich bin auch selbstverständlich bereit, der Mutter die nöthigen Mittel zur Verfügung zu stellen, um ein halbes Jahr, meinethalben auch ein Jahr mit ihrer kranken Tochter im Süden zu bleiben. Ich weiß nur in der That nicht, wie ich ihr das beibringen soll.“

„Eine Mutter, die ihrem leidenden Kinde helfen kann, sieht über Alles hinweg! Uebrigens wird es am Ende nicht einmal erforderlich sein, daß Du

selbst als Wohlthäter hervortrittst. Das ließe sich vielleicht durch eine Mittelsperson machen — den Hausarzt oder sonst wen! Du bist so geschickt! Du wirst, da Du von der Nothwendigkeit überzeugt bist, daß etwas für den Doctor geschehen muß, schon das Richtige treffen. Ich theile übrigens Deine Meinung vollkommen.“

„Ja, ja!“ sagte Welsheim, nachdenklich sein Kinn streichelnd. „Das wollen wir schon machen! Ich lege mir die Sache bereits im Kopfe zurecht . . . Und weißt Du? Keine Zeit verlieren! Solche Geschichten muß man nicht auf die lange Bank schieben! Es thut mir leid, daß ich nicht auf der Stelle . . . aber heut geht's ja natürlich nicht. Na, morgen ist auch noch ein Tag! . . . Ich suche mir die Rätthin auf und sage ihr . . . Na, laß mich nur machen! . . . Uebrigens an der Börse war heute die Stimmung für Hall's Schauspiel sehr fest . . . Und ich darf sagen, ich habe das Meinige dazu gethan! . . . Es wurde von nichts Anderem gesprochen . . . Von nichts Anderem — ist zuviel gesagt! Unser heutiger Eröffnungsabend macht Furore, sage ich Dir! Zwanzig Leute haben mich gefragt: ‚Ist es denn wahr, Ballini kommt heute zu Ihnen . . . und singt?‘ Ein Bombeneffekt, sag' ich Dir! Ballini hat nämlich noch nie in einer Privatsoirée gesungen. Er hat im Frühjahr dem Geheimrath Genthiner, der ihm eine Stange Gold geboten hat, rundweg abgeschlagen, bei ihm zu singen . . . Er wird doch nicht im letzten Augenblicke . . .?“

„Sei ohne Sorge! . . . Aber Du erinnerst mich daran, daß ich noch allerlei für den Abend anzuordnen habe . . .“

„Natürlich, natürlich! Ich ja auch! . . . Die Blumen habe ich eben noch beim Gärtner im Vorüberfahren inspiciert. Wundervoll! Er kommt mit zwei Leuten Schlag sieben . . . Der Conditior hat mir eben auch noch gelobt . . . Na, es wird Alles klappen! Ich wollte eigentlich — es war eine Idee von mir — das Eis als Gruppe Herkules und Omphale serviren lassen . . .“

„Um des Himmels willen!“ rief Leonie entsetzt.

„Es geht nicht! Ich hab's aufgegeben. Der Conditior meinte, es würden fürchterliche Kerle . . . oder vielmehr ein fürchterlicher Kerl . . . mit einem Worte, es geht nicht. Ich habe mich für den üblichen Schwan entschieden — für Ballini's Tisch . . . eine Anspielung auf Lohengrin, Du verstehst? . . . Der Conditior bot mir noch eine Minerva an . . . mit der Gule . . . Symbol der Dichtung, meinte er . . . für Hall's Tisch . . . Ich habe aber auch verzichtet . . . das ist mir zu complicirt . . .“

„Du hast wohl daran gethan! . . . Wir essen heut um halb sechs.“

„Schön.“

„Bestell den Wagen zu dreiviertel auf sieben.“

„Ist schon geschehen . . . Nun will ich Dich also nicht mehr aufhalten . . . Du hast ja noch genug zu thun . . . Du bist wirklich als Witthin ein Genie! . . . Und Deine Toilette?“

„Sei ganz ruhig! Ich werde Dir keine Schande machen.“

„Das weiß ich, das weiß ich! Wenn ich Alles so genau wüßte! . . . Also um halb sechs! . . . Ich mache mich auch vorher fertig . . . Du wirst nicht zu warten brauchen!“

Er küßte seine Frau auf den Scheitel und entfernte sich, schnell wie immer.

Leonie conferirte noch mit dem Koch und dem Diener. Dann ver-  
scheuchte sie der Klavierstimmer, der den Steinway im großen Salon stimmte,  
aus den Vorderräumen, und sie flüchtete in ihr Toilettenzimmer, wo Germaine  
eben damit beschäftigt war, das erst am Vormittag eingetroffene Kleid von  
Worth vorsichtig auszubreiten. Sie hatte dabei wieder das eigenthümlich  
verliebte Lächeln, mit dem sie nur die gnädige Frau und deren neue Toiletten  
betrachtete.

\* \* \*

Es war prachtvolles Premièrenwetter. Der Abend war sehr kühl, beinahe  
kalt. Es hatte am Tage viel geregnet. Seit einer Stunde etwa hatte es  
aufgehört, aber der Himmel war immer noch schwarz.

Im hellen Theaterjaale war es behaglich warm. Von drei Viertel auf  
sieben an füllten sich die Parquetreihen und die Logen. Einige Minuten  
nach sieben war das Haus, das vollkommen ausverkauft war, beinahe ganz  
gefüllt. Die Abendkasse war gar nicht geöffnet worden, und die Billethändler,  
die glänzende Geschäfte gemacht hatten, waren schon vor sieben Uhr unsichtbar  
geworden. Auf Leonie, die diesmal ausnehmend pünktlich war, richteten sich  
alle Gläser, als sie in der Loge erschien. Sie schien es gar nicht zu be-  
merken, war vollkommen ungezwungen und reichte den beiden Herren, die sie  
zu sich geladen hatte, Dr. Ringstetter und Herrn von Janow, einem jungen,  
in der Berliner Gesellschaft allgemein beliebten Sportsman, anmuthig die  
Hand. Sie sah entzückend aus. Welsheim fühlte sich sehr geschmeichelt, als  
er bemerkte, welchen Effect seine schöne und elegante Frau machte.

Die Aufregung, die sich Leonies jetzt wiederum bemächtigte, färbte ihre  
runden Wangen rosig. Sie fächelte sich ein wenig und tauschte mit den  
Herren hinter ihr einige gleichgiltige Worte, um sich auch im Profil zu zeigen;  
dann nahm sie ihr kleines Opernglas vor die Augen, wechselte mit den Be-  
kannten Grüße und lächelte stärker als bei den Andern, als sie die auffällig  
tiefe Verbeugung eines Herrn, der in der gerade gegenüberliegenden Loge  
saß, erwiderte. Der Herr theilte übrigens mit Leonie die Ehre, vom Publikum,  
namentlich von dem weiblichen, mit auszeichnender Aufmerksamkeit bedacht  
zu werden. Wie seine Verbeugung, so hatte der ganze Mensch etwas Auf-  
fallendes: sein Gesicht, seine Gestalt, seine Kleidung, seine Haltung, seine  
Bewegungen. Der Kopf war zwar nicht bedeutend, aber eigentlich schön zu  
nennen, — wenigstens fanden ihn die Damen schön. Die Züge waren  
regelmäßig, die Augen groß und lebhaft, die Gesichtsfarbe war gesund. Das  
volle kastanienbraune Haar war sorgfältig frisirt und durch das Brenneisen

sanft gelockt. Dem helleren, vollen und weichen Schnurrbart war ein kühner Schwung gegeben, er ließ die Oberlippe vollkommen frei und strebte an den Mundwinkeln fest auf. Der Herr lächelte viel, vielleicht ein bißchen zu süßlich, und er zeigte beim Lächeln zwei Reihen prachtvoller Zähne. Die zu rundlichen Wangen gaben dem Gesichte etwas Weibisches. Das sehr tief ausgeschnittene Hemd, das den ungewöhnlich starken Hals bis zur Kehle frei ließ, war vorn durch drei große Brillantknöpfe geschlossen, die in bläulichem und röthlichem Feuer bligten. Die breite Cravatte war in wohlüberlegter künstlicher Vernachlässigung leicht geschlungen. Er trug den Frack vom extravagantesten Schnitte der allerneuesten Mode mit großer Gewandtheit. Er bewegte sich viel und sprach lebhaft mit seinen Nachbarn; wer genauer hinsah, konnte ihm anmerken, daß er sich beobachtet wußte. Seine tiefe Verbeugung gegen Leonie war denn auch vom halben Parquet bemerkt worden.

„Diese Künstler machen doch Alles anders als gewöhnliche Sterbliche,“ sagte Leonie, sich wieder nach hinten wendend. „Haben Sie gesehen, wie Ballini mich begrüßt hat?“

„Ob ich's gesehen habe?“ entgegnete Ringstetter. „Er grüßt eben . . . wie eine männliche Primadonna.“

„Machen Sie jetzt keine boshaften Bemerkungen über ihn! Sie wissen, daß Sie ihn heute Abend bei mir treffen werden. Ich muß ihn gut behandeln.“

„Heute? Dann wollen wir also morgen weiter über ihn sprechen. Ballini ist übrigens an gute Behandlung gewöhnt.“

„Das höre ich,“ versetzte Leonie. „Er soll allen Weibern die Köpfe verdrehen . . . Das genügt mir schon, um ihm ohne Furcht gegenüberzutreten. Mir würde er nie gefährlich werden.“

„Na, er soll so etwas vom Mattenfänger . . . oder vom Postillon von Conjumeau haben,“ warf Herr von Janow ein. „Haben Sie ihn singen hören?“

„Natürlich! Und er hat mich entzückt wie alle Welt. Er hat ja eine ganz wundervolle Stimme, ich habe nie einen bessern Manrico gehört . . . Der Künstler hat mich hingerissen, aber der Mensch interessirt mich nicht . . . Ach so, das darf ich ja jetzt noch nicht sagen! . . . Ich kann schöne Männer nicht leiden.“

„So?!“ fragte Ringstetter mit malitiösem Lächeln.

„Sie wollen mich wegen meiner Freundschaft für Dr. Hall hängen? Nun denken Sie sich: ich finde den Doctor ganz und gar nicht schön. Er sieht klug aus, interessant, aber schön ist er nach meinem Geschmack nicht. Ballini ist schön, und deshalb gefällt er mir nicht, so sehr ich für seine Stimme und seinen Gesang schwärme.“

„Das ist wirklich so!“ bekräftigte Welsheim. „Meine Frau ist in der Beziehung komisch. Ich kenne sie doch gewiß genau . . . aus schönen Männern macht sie sich gar nichts.“

„Sie unterschätzen sich,“ erwiderte Ringstetter. Und sich zu Leonie wendend, setzte er hinzu: „Für eine Dame, auf die Vallini nicht wirkt, kokettiren Sie übrigens ziemlich heftig mit ihm.“

Die Beiden hatten sich in der That sehr ausdrucksvoll angelächelt.

„Er will ja heute bei uns singen,“ antwortete Leonie. „Da muß man schon ein Uebriges thun . . . Worauf wird denn eigentlich gewartet? Es muß doch längst sieben sein.“

„Sie sehen ja, das Publikum ist noch sehr unruhig. Des schlechten Wetters wegen hat alle Welt Wagen genommen. Da dauert's immer ein bißchen länger. Uebrigens ist das akademische Viertel noch nicht vorüber,“ sagte Ringstetter, nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen hatte.

Von keinem Menschen im Hause wurde Leonie mit gespannterer Aufmerksamkeit gemustert, als von Martha Breuer, die neben ihrer Mutter auf der der Welsheim'schen Loge entgegengesetzten Seite des Hauses im Parquet am Eingange links saß, gerade unter Vallini. Sie hatte die schöne Frau seit dem Abende in den Reichshallen nicht wiedergesehen. Sie war darauf vorbereitet, daß sie ihr heute wiederbegegnen würde, und hatte beständig nach ihr Umschau gehalten. Als sie Leonie in die Loge treten sah, stockte ihr der Athem, sie erbleichte und kniff die Lippen zusammen, um den Seufzer, der sich gewaltjam aus ihrer Brust drängen wollte, zu ersticken. Sie fühlte dieselbe schreckliche Kühle auf der linken Seite und denselben stechenden Schmerz wie damals, und ihre großen Augen hatten denselben unheimlichen Glanz. Der Anblick war ihr qualvoll, aber sie vermochte es nicht, den Blick abzuwenden. Sie beneidete die Frau da oben um die Schönheit ihrer Erscheinung, um ihre Frische, die Eleganz ihrer Toilette, die unbefangene Sicherheit ihres Benehmens. Sie war empört darüber, wie diese Leonie jetzt schwagen und lachen konnte, wie sie sich im Saale umfah und nickte. Sie dachte nicht daran, daß es sie noch viel mehr empört, wenn sie in Leonies Gebaren die Zeichen der Aufregung wahrgenommen haben würde.

In Wahrheit war Leonie viel erregter als Martha. Martha legte sich von der Bedeutung des Abends für Hugo nicht Rechenenschaft ab, während Leonie ganz genau wußte, um was es sich handelte.

Die Glocke hinter der Bühne schlug an. Das dumpfe Gemurmel verstummte sogleich. Es wurde ganz still. Ein zweiter Anschlag des Timbres, und der Vorhang wurde rauschend aufgezogen.

Leonie fieberte während der ersten Scenen, die das Publikum aufmerksam, aber ohne sichtbare Zeichen des Wohlgefallens anhörte. Sie war innerlich entrüstet über diese frostige Gleichgiltigkeit, über diesen Mangel an Verständniß. Es erschien ihr unfassbar, daß einige reizende Feinheiten des Dialogs, von denen sie sich eine sichere Wirkung versprochen hatte, kaum ein freundliches Lächeln hervorrufen, daß sie so gut wie unbeachtet bleiben konnten. Jetzt auf einmal vergegenwärtigte sich ihr die Möglichkeit eines Mißerfolges.

Und in ihrer überreizten Phantasie sah sie das Schreckensbild in graufiger Anschaulichkeit, sah ringsumher die schadenfrohen, höhnisch grinsenden Gesichter und hörte die widerwärtigen scharfen Zischlaute des Spottes und der Schande.

Das Blut stockte ihr, ihre Lippen wurden kalt und bebten. Sie war wie abwesend, zwischen sie und die Bühne schob sich etwas wie ein dichter Schleier, der den Durchblick hemmte, sie wußte kaum noch, was da oben vorging, obwohl sie das Stück auswendig kannte. Ohne andere Absicht, als ihre Beklommenheit zu verbergen und sich eine Haltung zu geben, nahm sie das Glas vor die Augen und blickte geradeaus. Sie starrte in die Leere und sah nichts. Plötzlich aber wurde ihre Aufmerksamkeit rege. Sie merkte jetzt erst, daß sie während einer verhältnißmäßig langen Zeit gedankenlos beständig ihr Gegenüber ins Auge gefaßt hatte.

Ballini fühlte sich anscheinend geschmeichelt. Er lächelte zärtlich, schloß einigemal langsam und beziehungsweise die Augen und streichelte seinen starken weichen Schnurrbart in einer Weise, die mit einem verstohlenen Kußhändchen einige Aehnlichkeit hatte. Und als er merkte, daß Leonie nach wie vor das Glas fest auf ihn gerichtet hielt, wurde er noch zuversichtlicher, nahm gleichfalls den Operngucker vor die Augen und bewegte in einer eigenthümlich schmachtenden Art die Lippen, als ob er ihr leise ein süßes Geheimniß zuflüstere. Gerade in diesem Augenblicke erwachte Leonie aus ihrer Erstarrung. Sie sah plötzlich dicht vor sich zwei große kreisförmige Scheiben, die die gedämpften Lichter des Kronleuchters wiederpiegelten, sah hinter halb offenen Lippen glänzende Zähne, sah ein merkwürdiges Lächeln. Sie erschrak und nahm das Glas schnell von den Augen . . .

Ah, dieser Ballini hatte sich einen guten Augenblick ausgesucht, um mit ihr zu liebäugeln! Zuhören sollte er, sollte die Gewalt der Hall'schen Dichtung auf sich wirken lassen, anstatt sie selbstgefällig anzugaffen und anzuschmachten!

Und für solche Leute schrieb der arme Hugo! Das waren seine Richter! Er war ihr auf einmal unausstehlich, dieser verwöhnte, siegesbewußte Geck, der sich im Gefühle seiner Unwiderstehlichkeit hatte einbilden können, daß sie in diesem Augenblicke mit ihm tändelnde Zeichen der knospenden Sympathie austauschen würde!

Martha hatte allmählich Leonie ganz vergessen. Das Stück nahm sie ganz in Anspruch. Sie achtete nicht auf ihre Umgebung und hätte auch wohl schwerlich zu sagen gewußt, ob die Zuschauer der Dichtung kühl oder mit warmer Theilnahme folgten. Sie staunte darüber, wie klug und schön Alles gesagt sei, und war stolz bei dem Gedanken, daß Hugo dieses Werk geschrieben habe. Sie lächelte glücklich und ließ keinen Blick von der Bühne

Gegen Schluß des ersten Aufzuges hatte sich die Stimmung erheblich erwärmt, und als der Vorhang fiel, war der Beifall voll und echt. Die Hauptdarsteller erschienen unter lautem Händeklatschen zweimal vor der Gardine. Martha hatte es nicht anders erwartet und mit den Anderen fröhlich mitgeklatscht. Leonie war von dem einmüthigen Applause, der für sie durchaus



unerwartet kam, ganz bestürzt. Dann athmete sie wie befreit auf und lächelte, — lächelte in einer eigenen Weise, verlegen, wie über eine unverstandene Pointe.

Während des ersten und zweiten Aufzuges war nur eine kurze Pause. Die Zuschauer blieben auf ihren Plätzen sitzen und unterhielten sich nur mit ihren nächsten Nachbarn. Aber die Unterhaltung war so lebhaft und laut daß die Theaterkundigen schon jetzt einen guten Barometerstand erkennen und einen erfreulichen Erfolg in Aussicht zu stellen sich getrauten.

Der Einzige, der seinen Sitz verließ, war Ballini.

Es klopfte bald darauf an Welsheims Loge.

Lächelnd wie immer trat der schöne Künstler ein, grüßte die Herren und küßte Frau Leonie die Hand.

„Ich wollte mich nur nach dem Befinden meiner gnädigen Gönnerin erkundigen . . . Und darf man fragen, wie Sie sich amüsiren?“

Leonie, der in diesem Augenblicke jede Unterhaltung überaus unangenehm war, und die sich über Ballinis Besuch ärgerte, antwortete mit einem möglichst einfältigen Lächeln.

„Nicht wahr?“ fuhr Ballini fort, als ob Leonie auf seine Frage etwas erwidert hätte. „Es scheint sich zu machen? Ich finde es wenigstens bis jetzt sehr nett.“

Leonie sah den Tenoristen ganz betroffen an. „Sehr nett“ fand dieser Mensch die geistige Schöpfung Halls! Das Wort traf sie wie eine thätliche Beleidigung. Ballini sah Leonies sonderbaren Blick, aber er mißverstand ihn und sagte abschwächend: „Bis jetzt, sage ich! Wollen abwarten, wie es weiter geht . . . Ein bißchen zu ernst kommt mir die Geschichte vor. Es ist nicht genug zum Lachen. Und wenn ich ins Theater gehe, dann will ich lachen!“ Er schien sich auf diesen Satz etwas einzubilden, denn er blickte nun, im Lachen seine Zähne zeigend, die vier Insassen der Loge den Einen nach dem Anderen an, als ob er eine sehr beachtenswerthe Sentenz ausgesprochen hätte und Zustimmung forderte. „Da habe ich vor Kurzem in München ein Stück gesehen,“ fuhr er fort, und den angefangenen Satz unterbrechend, bemerkte er zu Leonie: „Sie haben wohl gelesen, daß ich in München war? Alle Zeitungen waren voll davon. Einen Erfolg habe ich gehabt . . . kolossal! Auch Majestät hat die Gnade gehabt, mich besonders auszuzeichnen. Ich habe dreimal vor Majestät zu singen die Ehre gehabt, zweimal auf Schloß Berg, einmal in Hohenschwangau . . . jedesmal in einer besonderen königlichen Equipage abgeholt . . . Die Collegen, die sich sonst übrigens charmant benahmen, waren einfach paß! . . . Majestät ließ mir auch am Tage meiner Abreise durch den Hofmarschall persönlich mit den schmeichelhaftesten Worten Allerhöchster Anerkennung eine prachtvolle Uhr mit der königlichen Chiffre in Brillanten überreichen . . . Ach richtig, ich kann sie Ihnen ja zeigen, ich habe sie zufällig bei mir . . .“ Er zog in der That eine sehr werthvolle Uhr aus der Tasche, die er mit einer offenbar

durch häufige Uebung erlangten Gewandtheit vom Karabinerhaken löste, und reichte sie Leonie mit den Worten: „Sie schlägt die Stunden, Viertelstunden und Minuten.“

Mit verlegenem Lächeln nahm Leonie die Uhr entgegen. Der Mensch neben ihr war ihr jetzt geradezu verächtlich. Jetzt sollte sie sich um seine Triumphe in München, jetzt um seine mit Brillanten besetzte Repetiruhr bekümmern — zu dieser Stunde, in der Hugo fiebernd hinter den Couliſſen stand, in der die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde!

„Sehr kostbar! In der That!“ begnügte sie sich zu bemerken, um wenigstens irgend etwas zu sagen. Und nachdem sie die Uhr gerade lange genug, um nicht unhöflich zu erscheinen, in der Hand behalten hatte, gab sie sie mit dem Worte: „Prachtvoll!“ dem glücklichen Besitzer zurück.

„Bitte meine Herren! Es ist keine Indiscretion,“ sagte Ballini und überließ das werthvolle Stück der Musterung der drei Herren, und sich wieder an Leonie wendend, fuhr er fort: „Es wird mich sehr interessieren, den Dichter heute Abend bei Ihnen kennen zu lernen. Ja, diese Dichter haben's gut! Sie schreiben, wann sie wollen, was sie wollen, wie sie wollen, — im Schlafrock, wenn's ihnen so paßt, — unjereins hat immer mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten. Wir sind abhängig von allem Möglichen, von den Mitwirkenden, vom Orchester, von der Akustik des Saales, von der Witterung! In Dresden, wo ich mit ganz riesigem Erfolge neulich geungen habe — Sie werden es wohl in den Blättern gelesen haben? so ein Erfolg ist seit Jahren nicht dagewesen, die braven Sachsen tobten wie die Besessenen — was wollte ich doch sagen? Ach ja! In Dresden mußte ich die letzte Vorstellung absagen, weil ich mich erkältet hatte . . . ganz einfach erkältet! Für einen gewöhnlichen Sterblichen, für einen Schriftsteller oder Maler, ist eine Erkältung eine Lappalie. Der bleibt zu Hause, trinkt Kamillenthee, und die Sache ist abgemacht. Für unsereins ist es ein Verlust von so und soviel, und davon abgesehen, — ich bin weiß Gott nicht eitel, aber es ist doch eine Unannehmlichkeit, wegen so einer dummen Erkältung auf alle die Ovationen, die vorbereitet waren, verzichten zu müssen. Es wäre ein großartiger Abend geworden! Ein paar Duzend Lorbeerkränze hat man mir noch ins Hotel geschickt — mit Schleifen . . . wunderbar! Aber das ist doch schließlich nicht dasselbe, nicht wahr? Und der gesammte Hof hatte sich angeſagt . . . Sie können sich denken, wie fatal mir die Sache war! Majestät geruhten, als die Abänderung der Vorstellung pflichtschuldig gemeldet wurde, Allergnädigst zu bemerken: ‚Schade! ich hatte mich auf den Abend gefreut.‘ Majestät hatten sich gefreut, und wegen der elenden Erkältung . . .“

Das Licht der Lampen wurde gedämpft, und der Glockenschlag verkündigte den Beginn des zweiten Aufzugs.

„Pardon!“ unterbrach sich Ballini. „Ich will meine Nachbarn nicht stören. Wir sehen uns ja noch.“ Er empfahl sich schnell mit tiefem Gruß.

Leonie seufzte erleichtert auf, als der eitle Narr die Logenthür hinter sich geschlossen hatte. Klingstetter und Janow tauschten mit überlegenem Lächeln Blicke des Einvernehmens, und Welsheim bemerkte wohlwollend: „Er hat eine so schöne Stimme, und er singt heute Abend bei uns!“

Während des zweiten Actes befestigte sich der Erfolg. Die gutgeführte Handlung fesselte ungemein, und die lyrisch stimmungsvolle Schlußscene brachte eine tiefe Wirkung hervor, die beim Fallen der Gardine in stürmischen Beifall ausbrach. Nach wiederholtem Hervorruf der Schauspieler wurde auch das Verlangen nach dem Dichter laut. Hall ließ sich ein wenig nöthigen, gab aber, als ihn die erste Heldin energisch bei der Hand faßte, den sanften Widerstand auf und erschien, vom Jubel des ganzen Hauses begrüßt, hinter der Rampe, geführt von der Künstlerin, deren vortrefflichem Spiel er viel zu danken hatte.

Martha war selig. Erst jetzt, da sie den Geliebten auf den Brettern sah, gefeiert als den Helden des Tages, vermochte sie die Bedeutung dieser Stunde einigermaßen zu erfassen, und ein Schauer der Wonne überrieselte sie. Ihre großen Augen funkelten mehr als je, und die heftige Röthe ihrer Wangen erglühete wunderjam und unheimlich. Aber ihr Glück währte nur einen Augenblick. Hugo wußte ganz genau, wo sie saß. Sie dürstete nach dem Blicke, der ihr Einssein besiegelte. Eine mächtige Enttäuschung überfiel sie und drückte sie zu Boden, als sie sah, wie Hugo, der sich auf der Bühne merkwürdig unansehnlich ausnahm und sich ungewöhnlich links verbeugte, seine Blicke flüchtig nach der entgegengesetzten Seite des Hauses richtete und mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck nach dem ersten Range hinauf sah — da, wo Leonie saß. Martha beobachtete auch, wie die elegante Frau den Blick des Freundes aufgefangen und mit einem müden, langsamen Schließen der Lider und einer kaum merklichen Neigung des Kopfes erwidert hatte. Martha war sehr unglücklich und führte die Linke an die Brust. Sie fühlte wiederum jene häßliche Kälte, die ihr so wehe that.

Geräuschvoll erhoben sich die Zuschauer, um in den schmalen Gängen und in der primitiven Conditorei ihre Meinungen über das Stück zum Besten zu geben, ihre Weisheit auszukramen und das Bonmot des Premierenwirthsbolds zu vernehmen und weiterzutragen. Die allgemeine Stimmung war dem Schauspiel und dessen Verfasser so günstig wie nur denkbar. Auch die Kritiker schienen zufrieden zu sein. Sie bewahrten eine wohlwollende Zurückhaltung. Absprechend im eigentlichen Sinne waren nur einige wenig erfolgreiche Collegen und diejenigen Theateragenten, zu deren Debit das Stück nicht gehörte.

Während Martha mit gebeugtem Rücken dasaß und auf die leeren Sitze vor sich starrte — sie hatte ihre Mutter gebeten, bei ihr zu bleiben —, bildete Leonie in ihrer Loge Cercle. Sie strahlte und nahm die Huldigungen der zahlreichen Besucher als etwas Selbstverständliches entgegen. Man gratulirte ihr zu dem Erfolge wie dem guten Kameraden: als wär's ein Stück von ihr. Sie hatte ihre volle Sicherheit wiedergewonnen und ärgerte sich nicht

mehr über Ballini, der auf ein paar Minuten in der Loge erschien, um zu erklären, daß das Stück in Hamburg großartig gespielt werden würde. Er habe da vor Kurzem eine Schauspielerin gesehen, die für die Hauptrolle wie geschaffen sei.

„Ueberhaupt Hamburg!“ fuhr er fort. „Das ist doch noch eine Theaterstadt! Sie werden's ja in den Zeitungen gelesen haben, wie man mich dort gefeiert hat. Es war einfach kolossal! . . . Ich habe sofort für's nächste Jahr wieder abgeschlossen . . . aber unter andern Bedingungen!“ fügte er lächelnd hinzu. „Ich sehe gar nicht ein, wozu wir den Directoren allein das Gold in die Tasche singen sollen. Wir Künstler geben Alles, unsere ganze Seele, unser Herzblut . . . Habe ich nicht Recht?“

„Natürlich haben Sie Recht!“ bekräftigte Ringstetter mit steinernem Ernste. „Herzblut kann gar nicht theuer genug bezahlt werden. Und Sie vergessen noch den göttlichen Funken . . .“

„Nicht wahr? . . . Ah, da sehe ich die blonde Commerzienrätthin, der ich längst einen Besuch schulde. Sie verzeihen?“ Mit Handkuß und höflicher Verbeugung empfahl sich Ballini, um dem nächsten Besuche Raum zu geben.

„Der Glückliche!“ rief ihm Janow nach. . . .

„Da oben sitzt Frau Welsheim,“ sagte Frau Emilie zu ihrer Tochter.

„So?“ antwortete Martha gedankenlos und müde.

„Sie benimmt sich recht auffällig,“ setzte die Rätthin hinzu.

Martha wandte langsam den Kopf nach Leonies Loge.

„Sie scheint sich über Hugos Erfolg zu freuen,“ sagte Martha gleichgiltig.

„Das Stück ist aber auch zu schön! Und wie sich das auf der Bühne Alles ganz anders macht! . . . Auf den letzten Act bin ich am gespanntesten. Den hat uns Hugo gar nicht vorgelesen . . . Ich habe mich eigentlich darüber gewundert, aber jetzt ist es mir ganz lieb. Nun hat man doch noch die Freude vor sich . . . Aber Du bist ja so still, Kind? Fühlst Du Dich nicht wohl?“

„Doch, Mama! Ich kann nur so schlecht sagen, was ich sagen möchte.“

„Strenge Dich nicht an. Du mußt nach dem Theater recht frisch sein. Kind, ich bin sehr glücklich! Das ist wirklich der schönste Abend, den ich seit langer, langer Zeit verbracht habe!“

„Ja, Mama!“

Währenddem hatte sich das Haus allmählich wieder gefüllt. Jetzt drängten sich nur noch einige Nachzügler durch die engen Reihen des Parquets. Mit wohlwollender Spannung und in erwartungsvollem Schweigen harrten die Zuschauer der Dinge, die da kommen sollten. Und die Erwartung wurde nicht getäuscht. Bis zur Mitte des Aufzugs war die Stimmung überaus günstig. Da kam eine verstimmende Scene, die den Erfolg des ganzen Abends zu gefährden schien. Das Publikum wurde unruhig, räusperte sich, hustete; das geheimnißvolle Wand zwischen den Künstlern auf den Brettern

und den Zuschauern im Hause lockerte, löste sich . . . es sah höchst bedenklich aus. Aber ein glückliches Wort führte die entscheidende Wendung zum Guten wieder herbei. Und von diesem Augenblicke bis zum Schlusse steigerte sich die Theilnahme stetig, und als der Vorhang zum letzten Male fiel, brach ein wahrer Beifallsturm los.

Leonie hatte Recht gehabt: es war ein großer, ein durchschlagender Erfolg!

Drei-, viermal mußte Hall auf den Brettern erscheinen, zuerst mit seinen Künstlern, schließlich allein, und jedesmal wurde sein Erscheinen mit brausendem Jubel begrüßt; jedesmal grüßte er in etwas unbeholfener Weise, zunächst ins Allgemeine hinein, dann aber mit einem verstohlenen Blicke noch besonders zu Leonies Loge hinauf. Jedesmal dankte Leonie in derselben Weise durch langsames Schließen der Augen und ein sonderbares Lächeln des halbgeöffneten Mundes, und jedesmal wurde dieser vertraute Austausch von der fiebernden Martha beobachtet.

In dem Augenblicke, als der überglückliche Hall sich zum letzten Male verneigte, fiel ihm plötzlich Martha ein; als er den Kopf erhob, blickte er nach der Richtung hin, wo er sie zu finden wußte. Es war eine Secunde zu spät. Der herabfallende Vorhang war schon so tief, daß Hugo nur noch die ersten beiden Parquetreihen auf einen flüchtigen Moment erspähen konnte. Dann trennte ihn die graufarbene Leinwand von seinen Zuschauern, die nun den Ausgängen zu drängten.

Auf der Bühne empfing der Dichter noch die überschwänglichen Beglückwünschungen der Künstler, die glücklich über den Erfolg waren. Er wurde umarmt, geküßt. Er stammelte einige Worte des Dankes, drückte dem Regisseur noch ein Dutzend mal kräftig die Hand, holte aus dem Conversationszimmer seinen Hut, Ueberzieher und Schirm und ging dann ganz langsam und nachdenklich über die labyrinthischen Gänge und Treppen nach dem Ausgange auf die Charlottenstraße.

Das Wetter war abscheulich geworden. Es regnete in Strömen. Der Schein der Laternen spiegelte sich in den kleinen Pfützen, die sich zwischen den Steinen des mangelhaften Pflasters gebildet hatten und sich unter den herabfallenden Tropfen ringelten. Dabei war es kalt. Hugo merkte es kaum; in seinem Innern war warmer Sonnenschein. Der scharf muffige, stockige Geruch der geschlossenen Droschke, die der Portier hatte vorfahren lassen, belästigte ihn nicht. Er war wie entrückt, und er fuhr ganz erstaunt auf, als der Kutscher vor dem Hause in der Brüderstraße hielt.

Während er wiederum sehr langsam die Treppe hinaufstieg, beschlich ihn wohl ein Gefühl des Bedauerns darüber, daß er nicht gleich zu Leonie eilen durfte; aber mit der armen Martha hatte er doch aufrichtiges Mitleid, und es war ihm eine gewisse Beruhigung, daß er ihr jetzt, wie er sich einredete, ein Opfer zu bringen hatte. Wenn es doch nur ein Mittel gäbe, ihr schonend die brutale Wahrheit beizubringen, daß er, bei aller Würdigung

ihrer guten Eigenschaften, sie nicht liebte, daß sein Herz einer Anderen gehörte! Dies Doppelspiel war ihm mit der Zeit unerträglich geworden. Er mußte ihm ein Ende machen. Würste er nur, wie er seinen Irrthum eingestehen, wie er dafür büßen solle, ohne das unglückliche Mädchen unter seiner Schuld allzusehr leiden zu lassen.

Zögernd hatte er den Drücker in das Schlüßelloch gesteckt. Er sah sehr ernst aus. Dann gab er sich einen Ruck, richtete sich auf, fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er ein unerfreuliches Bild, das er vor sich sah, wegwischen, und trat geräuschvoll ein.

Sogleich öffnete sich die Thür der Berliner Stube, Martha erschien auf der Schwelle, Frau Emilie hinter ihr. Die arme Braut war keines Wortes fähig, sie schlang ihren Arm um Hugos Hals und schluchzte vor Rührung, als ob ein Unglück zu beklagen gewesen wäre. Hugo war ganz ergriffen, auch ihm war das Weinen jetzt näher als das Lachen. Langsam und freundlich entzog er sich Marthas Umarmung, um nun an die Rätthin heranzutreten, die ihm freudestrahlend die Hand entgegenstreckte. Als er ihre Hand an seine Lippen führen wollte, überkam auch die arme Frau Emilie die Rührung; sie umarmte ihn herzlich und küßte ihn auf die beiden Wangen. Martha konnte sich noch immer nicht beruhigen, die heftigen Stöße des Schluchzens erschütterten ihren zarten Körper.

„Ist es nicht ein merkwürdiges Mädchen? So freut sie sich nun!“ rief Frau Emilie mit lieblosendem Vorwurf. „Sei vernünftig, Kind! Komm! Laß Dich von Deinem Bräutigam zu Tisch führen.“

Jetzt erst bemerkte Hugo den festlichen Schmuck des Tisches. Es war Alles eben so gut gemeint wie dürftig. Außer der Petroleumlampe standen heut noch zwei brennende Kerzen auf dem Tisch. Der kalte Aufschnitt war in doppelter Portion aufgetragen. Auf Hugos Platz lag ein armseliges kleines Kränzchen von Lorbeer, mit einer von Marthas Hand gearbeiteten wundervollen Schleife: „Meinem geliebten Hugo. Martha.“ auf dem einen, auf dem andern Bunde: „Herkules und Omphale. 30. September 1873.“, umrahmt von gestickten Lorbeer- und Eichenblättern. Neben Hugos Teller lag in einer Bowle, die zu einem Eiskühler verwerthet war, eine halbe Flasche Champagner.

Frau Emilie weidete sich stillvergnügt an Hugos freudigem Erstaunen über diese ungewöhnlichen Anstrengungen; sie schmunzelte befriedigt vor sich hin, als wollte sie sagen: „Nicht wahr, wir können uns sehen lassen?“

Von Marthas Arbeit war Hugo tief gerührt und wahrhaft beschämt. Er wagte kaum, sich zu bedanken. Er fühlte sich des liebevollen Geschenkes unwürdig. Mit herzlicher Zuneigung küßte er die zarten schmalen Finger, die die mühsame Arbeit so kunstvoll gefertigt hatten.

„Also Ihr seid zufrieden gewesen,“ nahm er endlich das Wort, während die Rätthin sich damit plagte, den Draht der Verforung zu lösen. „Und

ich darf auch zufrieden sein, nicht wahr? Es scheint mir doch ein wirklicher Erfolg gewesen zu sein?"

„Ich finde es wunderschön,“ entgegnete Martha, die sich allmählich gesammelt hatte.

„Und welchen Eindruck hast Du vom Publikum gewonnen?"

„Ach Gott, darauf habe ich wenig geachtet.“

„Du meinst doch aber auch, daß das Stück gefallen hat?"

„So weit ich es beurtheilen kann, gewiß! Aber ich verstehe mich so schlecht darauf, das Publikum richtig zu schätzen. Das mußt Du ja viel besser wissen.“

Sie sagte das ganz einfach und aufrichtig. Hugo war aber einigermaßen enttäuscht. Er hatte eine begeisterte Zustimmung zu seiner Auffassung mit Sicherheit erwartet.

„Und was meinen Sie?" fragte er die Rätthin, die endlich den gequollenen Pfropfen aus dem Flaschenhalse herausgebracht hatte.

„Ich glaube, es ist ein sehr schöner Erfolg. Es wurde ja auch soviel geklatscht, nicht wahr? Es war ganz gewiß ein Erfolg, und darauf, mein lieber Hugo, wollen wir anstoßen!" Sie hatte die nicht genügend abgekühlten Gläser kaum bis zur Hälfte füllen können, da der Schaum beim Eingießen gleich bis an den Rand gestiegen war. Sie stießen an, die Gläser klirrten, Hugo leerte den Inhalt bis auf die Reige, die beiden Damen nippten nur.

Es trat eine Pause ein. Hugo wurde von dem Verlangen verzehrt, von dem Stücke und von dessen Wirkung im Einzelnen, von der Aufnahme, die es gefunden hatte, etwas zu hören. Martha hatte ihm auch tausend schöne Dinge zu sagen, aber ihre Unbeholfenheit im Ausdruck verichloß ihre Lippen. Sie lächelte wehmüthig und nickte Hugo zu.

„Aber so greifen Sie doch zu!" ermunterte die Rätthin, die Hugos Glas auf's Neue gefüllt hatte.

„Was hat Dir denn nun am besten gefallen?" fragte Hugo, der die Nöthigung der Rätthin ganz überhört hatte.

„Mir hat das ganze Stück gefallen,“ antwortete Martha.

„Nun ja,“ versetzte Hugo, den die Einsilbigkeit sehr unangenehm berührte. „Aber es gelingt Einem doch nicht Alles in gleichem Maße. Da ist eine Scene, die den Zuschauer packt, da eine andere, die weniger anspricht. Ich meine, was hat nun besonders stark auf Dich gewirkt?"

„Ich verstehe schon,“ entgegnete Martha, nach Worten ringend. „Aber ich kann's wirklich nicht so sagen. Ich dachte, der erste Act sei der beste. Aber der zweite hat mir gerade so gefallen, und der dritte auch.“

„Und die andern Leute, Deine Nachbarn, was sagten denn die?"

„Die fanden ja auch alles wunderschön, wie ich glaube. Ich habe mich aber, wie ich Dir schon sagte, so wenig um die Anderen gekümmert. Da mußt Du schon einen Klügeren fragen!"

Hugo bekämpfte den wachsenden Unwillen und leerte das Glas zum zweiten Male.

„Aber Sie essen ja gar nichts!“ mahnte die Rätthin. „Der kalte Wein auf leeren Magen, — es kann Ihnen ja nicht bekommen.“

„Ich habe gar keinen Appetit, ich danke!“ erwiderte Hugo. Er sah nach der Uhr. Die Minuten krochen schwerfällig dahin. Er war verdrießlich, ungeduldig, gelangweilt. Um diese Stunde wurde er in dem glänzendsten Salon der Hauptstadt erwartet. Da war Alles vereinigt, was ihn froh und glücklich machen konnte. Da waren geistvolle Männer, die ihm in kluger und redegewandter Form das sagen würden, was er jetzt so gern hören wollte. Da waren schöne Frauen, die ihn mit süßen Schmeichelnworten verwöhnten. Da war sie, die schönste, die klügste, die theilnehmendste, die geliebte Frau, Leonie! Da wurde er umringt, gefeiert, da fühlte er sich als der Held des Tages. Und all die klugen und gebildeten Männer, und all die eleganten Damen in der glänzendsten Umgebung, in den wohlbehaglichen, geschmackvollen Räumen des Luxus und des Ueberflusses! Und nun saß er hier in diesem ärmlichen Stübchen gegenüber einer einfachen älteren Dame in dunklem Wollenkleid, neben einem wortkargen, bedauernswerthen kranken Mädchen. Die beiden Kerzen flackerten trübselig. Das kleine, fast schon geleerte Fläschchen erhöhte die betrübende Wirkung der dürstigen Tafel, und die reichgestickten Schleifen blickten ihn vorwurfsvoll an. So sollte sein erster Triumph gefeiert werden?!

Martha merkte es Hugo an, daß seine Gedanken in die Weite schweiften, daß er nach etwas Anderem verlangte, als sie ihm bieten konnte. Zweimal setzte sie an, um etwas zu sagen, das ihm Freude machen, das die Stimmung auffrischen würde. Aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

Träge und mühsam schleppte sich die Unterhaltung hin. Hugo hörte kaum noch, was gesagt wurde, und sprach mit, ohne recht zu wissen, was. Er war zerstreut, abwesend. Martha wußte ganz genau, wo er jetzt im Geiste weilte. Und als er wieder verstohlen nach der Uhr blickte, überkam sie die schmerzliche Lust, ihm den Ausbruch zu erleichtern.

„Ich finde es eigentlich nicht in der Ordnung, daß Du einen Abend wie diesen so still mit uns allein verbringen sollst . . .“

„Wenn ich's Dir ehrlich sagen darf . . . ich habe eigentlich eine Verabredung mit den Schauspielern . . . das ist so Sitte! Das heißt: es eilt gar nicht! Ich habe gleich erklärt, daß ich wahrscheinlich erst spät kommen würde . . . wenn es Dich irgendwie unangenehm berührt . . .“

„Ich verstehe es vollkommen,“ fiel Martha ein, „Du brauchst auf uns keine Rücksicht zu nehmen. Ich würde ohnehin nicht mehr lange in Deiner Gesellschaft bleiben können, denn ich fühle mich doch recht angegriffen.“

Sie erhob sich, und Hugo folgte ihrem Beispiel mit merklichem Eifer. Er küßte dankbar ihre kalte Stirn, drückte der Rätthin die Hand und wollte



sich möglichst schnell entfernen, als ihm Marthas Kranz einfiel. Er kehrte um, trat an den Tisch und nahm das so gutgemeinte, liebevolle Geschenk.

„Laß den Kranz lieber hier!“ jagte Martha. „Ich habe noch eine Kleinigkeit daran zu arbeiten.“

„Aber was fällt Dir ein?“ rief Hugo frisch, der nun auf einmal wieder lustig geworden war. „Wenn Du glaubst, daß ich mich von meiner ersten Trophäe heute trennen werde, dann bist Du im Irrthum! Morgen will ich ihn Dir allenfalls anvertrauen, wenn wirklich noch etwas daran zu basteln ist . . . aber heute: mein ist der Kranz, und mir gehört er zu!“

Martha schwieg.

„Nochmals herzlichen Dank und gute Nacht!“ rief Hugo und verließ hastig das Zimmer.

Die Räthin schüttelte den Kopf, als er die Thür hinter sich geschlossen hatte.

„Merkwürdig!“ jagte sie langsam. „Ich hatte mir den Abend anders gedacht.“

Martha war auf's Tiefste gekränkt. Sie fühlte sich belogen und betrogen. Wenn es wirklich die Schauspieler waren, die er jetzt aufsuchte, dann wollte sie ihm Alles vergeben, wollte reuig Abbitte leisten, — drängte es ihn aber zu jener Anderen, dann . . .

Sie mußte Gewißheit haben.

„Geh nur schlafen, Mama! Dir fallen ja die Augen zu. Ich besorge schon Alles!“

„Aber Du sagtest doch, Du fühltest Dich . . .“

„Das habe ich nur so gesagt, um es Hugo bequem zu machen.“

„Ja, ja . . . Hugo . . . Kind, weißt Du, wenn ich offen mit Dir sprechen darf, es gefällt mir Manches nicht . . .“

„Es ist spät, Mama, beinahe elf Uhr. Leg Dich zu Bett. Wir sprechen zu gelegener Zeit über Alles, was Du willst.“

„Gut, mein Kind! Und Du fühlst Dich wirklich . . .“

„Vollkommen wohl! Gute Nacht, Mama!“

„Na, dann gute Nacht, mein liebes Herz! Trödle nicht zu lange hier herum . . . Ich bin wirklich müde zum Umsinken! . . . Gute Nacht!“

Die Räthin, die während der letzten Worte schon mit dem Aufknöpfen des Kleides begonnen hatte, zog sich langsam zurück. Martha blies die Kerzen aus und stellte sie an ihren alten Platz, deckte den Tisch ab und setzte sich dann, Unerquickliches grübelnd, auf das harte Sopha. Ihr Herz that ihr wieder recht wehe, und sie drückte fest die Handfläche auf die linke Seite der Brust.

Sie hörte nun, wie Hugo, der sich zur Gesellschaft umgezogen hatte, seine Wohnung verließ und lauter als sonst die Treppe hinabstieg. Sie hörte auch, wie die Hausthür zugeworfen wurde.

Es regnete noch immer. So unbehaglich sich die Gäste des Welsheim'schen Hauses auf der Fahrt im nasskalten Regen des Herbstabends auch fühlen mußten, sobald sie die Schwelle überschritten hatten, überkam sie eine gemüthliche und warme Stimmung. Die breite Thür des Hauses stand offen. Die Treppe war taghell beleuchtet. Den Eintretenden wurden von den geschäftigen Dienern die feuchten Sachen sogleich abgenommen. In den hübsch eingerichteten Garderobenzimmern waren alle Vorkehrungen getroffen, um die geringfügigen Schäden, die die Toiletten etwa erlitten hatten, wieder gut zu machen. Und die Empfangsräume selbst zeigten zur Feier des Tages eine geradezu verblüffende Pracht. Das Erkerzimmer war in Wahrheit in einen Blumengarten umgewandelt. In der Mitte des Runddivans erhob sich ein Aufbau von weißen Kamelien und tiefrothen Rosen von wunderbarer Schönheit. Der ganze Erker war zu einer Laube mit blühenden Blumen aller Art hergerichtet. Schlingpflanzen rankten sich an den Seiten bis zur Decke hinauf und umschlangen die Ampel, deren Licht sie fast erstickten. Womöglich noch kostbarer und üppiger war der Blumenschmuck im großen Salon. Da standen in den vier Ecken vier mächtige, über mannshohe japanische Bronzevasen von tiefbrauner Färbung, um die sich in hellerem, goldigem Tone schuppige Ungeheuer, Drachen mit weitgeöffneten Mägen, phantastische Krokodile und fabelhafte Schlangen wanden. Die Riesensträuße in diesen Vasen waren von herrlichster decorativer Wirkung in Form und Farbe. Die Ausstattung in dem aufstossenden kleinen Salon war nicht minder reich und geschmackvoll. Der Speisesaal war für's Erste noch geschlossen.

Die Gäste waren entzückt von all der Pracht, die ihnen entgegenstrahlte und entgegenduftete. Mit doppelter Empfänglichkeit empfanden sie im Gegensatz zu der Nasskälte und dem Dunkel des unfreundlichen Abends hier die gemüthliche Wärme, die leuchtende Schönheit und Helle, und schlürften mit äußerstem Wohlbehagen den heißen Thee, der ihnen gleich beim Eintreten angeboten worden war. Sie waren Alle in fröhlicher Laune, Alle voll Freude über den glänzenden Verlauf des Theaterabends, die meisten kannten Hall persönlich, die Andern freuten sich auf die interessante Bekanntschaft. Leonie war in ihrem Glück von bestrickender Anmuth. Sie ließ den Brief, den Hugo auf ihre Veranlassung geschrieben hatte, die Kunde machen und scherzte in reizender Weise über die entzückende Kindlichkeit des Dichters, der sich erst in die Einsamkeit zurückziehen müsse, ehe er sich in den Kreis seiner besten Freunde und aufrichtigen Bewunderer hineinwage. Aber dem Original — wenn sie zu Damen sprach, sagte sie: dem Genie — müsse man alle kleinen Schrullen nachsehen.

Die meisten der Welsheim'schen Gäste waren ungefähr gleichzeitig, gleich nach Beendigung der Vorstellung, eingetroffen. Etwa eine halbe Stunde später kamen einige der Schauspieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke in wichtigen Rollen beschäftigt gewesen waren, und mit denen Wels-

heim durch Halls Vermittlung gesellschaftliche Fühlung gewonnen hatte. Sie wurden mit Complimenten überschüttet. Ballini, der von den Wirthen und den Gästen mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde, meinte sogar: man thue für die Schauspieler vielleicht doch ein bißchen des Guten zu viel. Was bleibe da für die übrig, die in die Stimme ihre ganze Seele hineinlegten, die ihr Herzblut gäben? . . .

Diejenigen, die aus diejem oder jenem Grunde der Vorstellung nicht beigewohnt hatten, ließen sich über das Stück und den durchschlagenden Erfolg berichten. Es war fast von nichts Anderm die Rede. Darüber herrschte nur eine Stimme, daß in Hugo Hall der deutschen Bühne ein ungewöhnlich begabter Dichter erstanden sei, der sicher eine große Zukunft habe. Ballini fand, daß man eigentlich ein bißchen zu viel von dem Dichter spreche, und er fühlte beständig den Drang, die Unterhaltung von dem Erfolge des Abends auf andere Erfolge hinüberzuleiten, die er vor kurzem gelegentlich seiner Gastspiele in Karlsruhe, Stuttgart, Breslau u. s. w. gefeiert habe.

So etwa um elf Uhr waren die Gäste, auf die man voraussichtlich rechnen durfte, vollzählig vereinigt. Die Gesellschaft, die etwa sechzig bis siebzig Personen zählen mochte, war glänzender und interessanter denn je. Es waren eigentlich nur Leute da, die sich durch angeborene oder erworbene Eigenschaften hervorthaten, darunter ein paar Duzend der allerbekanntesten Persönlichkeiten der Hauptstadt.

Der Augenblick war gekommen, da Leonie mit ihrem unwiderstehlichsten Lächeln an den Klaviervirtuosen, dessen freundliche Mitwirkung sie sich schon gesichert hatte, herantreten durfte, um ihm zu sagen, daß es reizend sei, wenn jetzt ein wenig musicirt würde, Alle freuten sich so unendlich darauf, den berühmten Künstler zu hören . . . Der Pianist ließ sich nicht lange bitten. Er schlug einige kräftige Accorde an . . . die Unterhaltung stockte. Er erzielte mit dem technisch meisterhaften Vortrage der zweiten Liszt'schen Rhapsodie eine große Wirkung.

Nach Ballini's Auffassung wurden dem Klavierspieler vielleicht sogar ein bißchen übertriebene Guldigungen dargebracht. Mit einem Instrumente, dem der bloße Schlag Töne entlockt, sei es kein Kunststück, eine Wirkung zu erzielen, da handle es sich doch nur um eine mehr oder weniger mechanische Ausbildung, um etwas, das sich schließlich lernen lasse. Wie anders der Künstler, der selbst, mit seinem eigenen Organe sich die Mittel zur Hervorbringung der künstlerischen Wirkung erst zu schaffen habe, der mit seinem Herzblute arbeite, der seine ganze Seele in den Ton lege! Da sei dann allerdings in gerechtem Ausgleich der Eindruck ein ganz anderer, als ihn irgend ein lebloses Instrument hervorbringen könne. Er erinnere sich zufällig der Wirkung, die er vor kurzem in Petersburg mit einer einfachen Cantilene von Bellini erzielt habe. Großfürstin Olga, Kaiserliche Hoheit, hätten Thränen vergossen. Und nachher dieser Sturm der Begeisterung! Aber er spreche da von bekannten Dingen: es habe ja in allen Zeitungen gestanden.

„Nun, mein hochgefeierter Herr und gottbegnadeter Sänger,“ sagte Leonie, die jetzt an Vallini herantrat, „Sie ahnen, um was ich betteln möchte! Seien Sie großartig! Machen Sie es mir nicht zu schwer!“ Sie lächelte so lieblich, wie sie es nur irgend vermochte, neigte den leicht vorgebeugten Kopf ein wenig auf die Seite und blickte wie ein Kind, das um Zuckerwerk bittet, rührend und verlangend zu dem schönen Künstler auf. Es war vollkommen abgemacht, daß Vallini singen würde, er hatte bestimmt zugesagt, er hatte die Noten im Ueberrock und mit dem Begleiter Nachmittags probirt. Aber er hielt es doch für richtig, den Naiven zu spielen.

„Ich ahne in der That nicht, schönste Frau, worauf Sie hinaus wollen?“

„Also Sie eriparen mir die Bitte nicht? Was könnte ich als Wirthin erst von Ihnen erbitten? Sie würden uns entzücken, wenn Sie uns irgend eine Kleinigkeit vorsingen wollten.“

„Aber, holdeste Gnädige, Sie wissen doch, daß ich niemals . . .“

„Ich weiß Alles! Ich weiß vor Allem, daß Sie galant sind und es nicht über's Herz bringen werden, mir eine Bitte abzuschlagen, die ich im Namen aller der schönen Frauen und Mädchen ausspreche, die jetzt zu uns herubersichmachten . . . sehen Sie nur, man weiß ganz genau, was ich von Ihnen will . . .“

„Sie sind unwiderstehlich! Also, wenn es durchaus sein muß! . . .“

„Es muß durchaus sein!“

„Aber Sie müssen mich entschuldigen, ich bin heute gar nicht gut disponirt . . . und was soll ich Ihnen vorsingen?“

„Was Sie wollen!“

„Ich denke, etwas Italiensisches? Vielleicht die Cavatine aus dem ‚Trovatore‘? Aber die Stretta müssen Sie mir schenken, die traue ich mir heute nicht zu.“

„Ganz wie Sie wollen! Wenn Sie überhaupt irgend etwas singen, bin ich Ihnen schon unendlich dankbar.“

„So?“ sagte Vallini mit ziemlich cynischem Ausdruck. „Dankbar? Huten Sie sich, daß ich Sie daran erinnere.“

„Ich bin nicht furchtsam . . . Darf ich jetzt dafür sorgen, daß es ruhig wird?“

„Zufällig habe ich die Noten gerade bei mir, ich habe heute Nachmittag studirt, ich hole sie . . .“

Der Begleiter war schon benachrichtigt und hatte sich an den Flügel gesetzt. Er praludirte im Pianissimo, während Leonie die Gesellschaft auf das Ereigniß vorbereitete. Als Vallini neben den Flügel trat, wurde es mauschenstill im großen Salon, in dem jetzt alle Gäste zusammengeströmt waren.

Er sang wundervoll. Seine Stimme besaß einen ganz merkwürdigen Wohlklang, namentlich in der hohen Lage, dazu die reizvollste Friche und

männliche Kraft. Während des Gesanges lief es den Zuhörern warm und kalt über den Rücken. Sobald Ballini den Mund aufthat, ging eine unbegreifliche Wandlung in ihm vor. Alles Vordringliche, Beckenhafte, kindisch Eitle und Hohle — mit einem Worte: alles Lächerliche des Menschen wurde wie durch geheimen Zauber gebannt. Er machte nur noch den Eindruck des ernstesten, tüchtigsten, echtfühlenden, bedeutenden Künstlers. Er rührte, er ergriff, er war hinreißend. Für seinen Schmerz fand er so erschütternde Töne melodischen Schluchzens, der Aufschrei seiner Verzweiflung war so gewaltig, daß diejenigen kühleren Beobachter, die sich eben noch auf die Lippe gebissen hatten, um nicht aufzulachen, wenn er von seinen Triumphen erzählte und seine Trophäen in Gestalt von kleinen Orden, Medaillen, Brillantknöpfen, Uhr, Ringen &c. zur Schau stellte, jetzt wie ungläubig den Kopf schüttelnd lauchten und auf die Frage: ob dieser großartige Sänger und dieser kleinliche Narr denn wirklich derselbe Mensch seien, keine Antwort fanden. Daß sich das große Wunder der Kunst in einem so winzigen menschlichen Wesen offenbaren könne, — das erschien ihnen als der Wunder größtes.

Alle waren wie bezaubert, und als der letzte Ton verhallte, äußerte sich das allgemeine Entzücken in der ungestümsten Weise. Ballini wurde umringt, angejubelt — namentlich von den Frauen, auf die auch die Persönlichkeit des Sängers einen ganz besondern Eindruck machte. Selbst unter den Klügsten gab es nur sehr wenige, die wie Leonie die Lächerlichkeit und Narrethei des Menschen herausfühlten. Er hatte in seinem Gesicht, in seiner Haltung, in seiner Gestalt etwas Unbestimmbares, von dem die Männer nichts verspürten, das aber die Weiber sehr deutlich witterten, und das sie reizte.

Leonie, die für den unvergleichlichen Kunstgenuß am wärmsten und treuherzigsten dankte, war wohl von Allen die am wenigsten Aufrichtigste. Sie hatte sich gleich nach den ersten Tönen unbemerkt in den Speisesaal geschlichen, um sich zu vergewissern, daß Alles in Ordnung sei, hatte da noch mancherlei angeordnet und war gerade rechtzeitig auf der Schwelle des großen Salons erschienen, um sich von der Wirkung Ballinis auf ihre Gäste zu überzeugen. Es that ihr innerlich leid, daß sie so gut wie nichts gehört hatte, denn sie war für Musik und namentlich für Gesang sehr empfänglich.

Die ganze Gesellschaft war in gehobenster Stimmung, es war gegen halb zwölf, und Leonie wollte gerade die Herrschaften bitten, zu Tische zu gehen, als Hugo eintrat. Leonie hatte ihn zwar noch nicht so früh erwarten dürfen, aber ein ahnungsvolles Gefühl hatte ihr gesagt, daß er jetzt kommen müsse, und sie war gerade in dem Augenblick, da Hugo die Schwelle überschritt, an die Thür getreten. Sie äußerte ihre Freude so unverhohlen übermüthig und gratulirte ihm so herzlich, daß sich Aller Blicke auf die Beiden richteten. Nun drängte Alles zu dem glücklichen, erfolgreichen Autor. Man drückte ihm die Hand, und Jedermann äußerte seine volle Freude über den großen und wohlverdienten Erfolg des Schauspiels. Hugo war selig! Wie hatte er sich danach gesehnt! Er hatte schon zu zweifeln angefangen. Nun

fühlte er's: es war sonnige Wahrheit! Hier brauchte er keine Fragen zu stellen, um die erhoffte Antwort hervorzulocken. Unaufgefordert erzählte ihm jeder Einzelne, wie eigenartig der Vorwurf sei, wie interessant die Handlung, wie scharf die Charakteristik, wie geistvoll der Dialog! „Herkules und Omphale“ sei endlich einmal wieder etwas Neues, es bedeute für unsere dramatische Kunst einen Schritt vorwärts! . . . Er hörte es ein Duzend mal, er konnte es gar nicht oft genug hören.

Ballini war innerlich recht ärgerlich über diese enthusiastischen Kundgebungen. Er sagte sich, daß eine jede Gesellschaft, also auch diese, doch nur über ein bestimmtes Quantum von Begeisterung zu verfügen habe, und was von diesem Vorrath zu Gunsten eines Anderen verbraucht werde, werde ihm entzogen. Schließlich war es doch seine künstlerische Leistung gewesen, die die Leute in die gebefreudige Stimmung verjagt hatte. Er hatte gesäet, was Herr Dr. Hugo Hall nun erntete. Es war eine schreiende Ungerechtigkeit. Zum Stimmungsmacher für dramatische Anfänger war er denn doch noch zu gut! Aber es geschah ihm ganz Recht! Weshalb hatte er sich breit schlagen lassen, hier etwas von seinem Besten, von seinem Herzblut, seiner Seele zu geben! Weshalb hatte er die Einladung überhaupt angenommen?

Weshalb? Ballini lächelte, als er in seinem stummen Selbstgespräche die Frage aufwarf und mit ehrlicher Unverschämtheit beantwortete. Er wollte sich einen sehr hohen Preis zahlen lassen, nicht weniger, als Leonies äußerste Gunst. Sie gefiel ihm, die elegante Dame mit den prachtvollen schwarzen Haaren und den flatternden Blicken der kleinen wasserblauen Augen. Er wußte, wie alle Welt, daß sie mit Dr. Hall auf dem intimsten Fuße stand, und an Weiber, die sich in ihrem ehelichen Dasein nur einen einzigen Schritt vom Wege zu Schulden kommen lassen, nie einen zweiten, glaubte er nicht. Er war mit dem ausgesprochenen Programm, der schönen Leonie den Kopf zu verdrehen, in dieses Haus getreten. Er zweifelte keinen Augenblick an einem endlichen Erfolge. College Orpheus hatte wildere Thiere durch die Macht des Gesangs gebändigt.

Er lächelte noch immer, als Leonie, der Hugo auf dem Fuße folgte, an ihn herantrat.

„Ich möchte die Herren doch mit einander bekannt machen: unser lieber Freund, Herr Dr. Hall, unser großer Sänger, Herr Ballini.“

Ballini lächelte noch holdseliger und noch siegesbewußter, als er sich gegen Hall verneigte. Es blitzte ihm durch den Kopf: dem Herrn werde ich noch einmal ernste Ungelegenheiten bereiten. Und als ob Hugo diese nicht gesprochenen Worte hätte vernehmen können, fühlte er in der vollkommen correcten Verbeugung Ballinis etwas von einer Herausforderung, und er erwiderte sie mit erzwungener, gerade auf das Nothwendige knapp bemessener Artigkeit. Ohne irgendwelche wahrnehmbare Veranlassung sah er in diesem Ballini etwas Feindseliges, Störendes. Und seltsam! auch Leonie fühlte ganz deutlich, daß sich die beiden Männer, die sich vollkommen gesellschafts-

richtig gegen einander benahmen und ihre Gesinnungen durch kein erkennbares Zeichen irgendwie verriethen, gewaltsam abstießen wie die Pole. Ihr geistiges Ohr hörte zwischen den Beiden einen gereizten, bedrohlichen Wortwechsel, sie fühlte, daß es ihre Pflicht sei, den unsichtbar glimmenden Brand zu ersticken.

„Sie haben viel versäumt,“ sagte sie, sich an Hugo wendend. „Herr Ballini hat uns durch den Zauber seiner Stimme und die Meisterchaft seines Vortrags begeistert — uns Alle! Eine herrlichere Feier Ihres Erfolges war undenkbar.“

„Bitte, bitte,“ versetzte Ballini. „Wenn ich Ihnen eine Freude bereitet habe, so bin ich schon genug belohnt.“ Er betonte das „Ihnen“ sehr scharf und begleitete das Wort mit einem zärtlichen Blicke. „Wollen Sie aber verschwenderisch sein, so erweisen Sie mir die Ehre, Sie zu Tisch führen zu dürfen.“

Leonie blickte verlegen auf Hugo.

„Sie kommen leider zu spät,“ nahm dieser nun das Wort. „Die gnädige Frau hat die Güte, mit mir als Tischherrn fürlieb zu nehmen.“

Die beiden Herren machten wieder eine kaum merkliche Verneigung zu einander. Hugo entführte Leonie, während sich Ballini an eine sehr hübsche junge Dame wandte, die in seiner nächsten Nähe stand und schon lange darauf brannte, dem herrlichen Künstler ihre Bewunderung auszudrücken.

„Du hättest Ballini irgend ein freundliches Wort sagen sollen,“ raunte Leonie dem Geliebten zu.

„Der Mensch ist mir in hohem Grade unangenehm.“

„Weshalb?“

„Ich weiß es nicht. Er ist mir eben antipathisch.“

„Und ich habe ihn eigentlich nur eingeladen, um Deinen Abend — denn es ist Dein Abend, mein Liebling — zu verschönen.“

„Ich weiß es, und ich danke Dir.“

Er drückte zärtlich ihren Arm, als er sie durch den kleinen Salon in den Speisesaal führte, dessen breite Schiebethüren eben geöffnet wurden.

Der decorative Schmuck des Raumes entlockte den Gästen laute Aeußerungen aufrichtiger Bewunderung. Das Buffet, in dessen Mitte sich die Bronzestatue der reizenden Omphale mit dem zu ihren Füßen knieenden Herkules auf einem hohen, von Blumen umrankten Sockel erhob, war in seiner ganzen Anordnung geradezu großartig. Es war eine kunstvolle Vereinigung von „Motiven“ aus dem Thier- und Pflanzenreich, die das Entzücken jedes Stillebenmalers hervorrufen mußten. Jeder der kleinen Tische, die so gestellt waren, daß der Verkehr mit den Nachbartischen sich mühelos herstellen ließ, zeigte seinen besondern, von den anderen abweichenden Blumen-schmuck: auf dem einen stand als Mittelstück ein prächtiger Strauß von La France-, auf dem andern von Maréchal de Niel-Rosen, ein dritter war mit weißen Nelken, ein vierter mit Flieder, ein anderer mit Maiglöckchen, ein anderer mit Gardenien geschmückt; die größeren Bouquets für die Damen,

die kleinen Sträußchen für die Herren entsprachen dem Hauptstücke in der Mitte.

Hugo war aufrichtig ergriffen, als er all die Herrlichkeiten um sich sah und sich sagte, daß Leonies Liebe für ihn dieses Fest bereitet habe. Zitternd presste er ihren Arm, der in dem seinen ruhte, fest an seine Brust, und Leonie flüsterte ihm leise zu, was er eben gedacht hatte: „Ja, mein Liebling, das habe ich Alles für Dich gethan! Ich bin sehr glücklich!“

„Ich auch!“ rief Hugo, tief aufseufzend.

„Und nun verdirb mir die reine Freude nicht, daß Du Dich überschwänglich für die Kleinigkeit bedankst,“ flüsterte sie weiter, als sie vor der Bronze standen. „Ich habe sie Dir kommen lassen. Stell sie bei Dir auf. Und wenn Du sie ansiehst, denke an den Abend Deines ersten Triumphes und an mich.“

Hugo war keines Wortes mächtig. Er schüttelte den Kopf und sah Leonie mit einem heißen Blicke zärtlichster Dankbarkeit an.

„Gefällt sie Ihnen, die Omphale?“ fragte Welsheim, der an sie herantreten war und an Hugos Ueberraschung sich erfreute. Er dämpfte gleichfalls seine Stimme. „Es braucht Niemand zu wissen, daß ich mir den kleinen Scherz erlaubt habe . . . Ich bitte Sie, theurer Freund, kein Wort des Dankes! . . . Aber hübsch ist sie, das ist wahr! Ja, diese Franzosen! Wenn wir erst so weit wären! . . . Aber nein! Sie sollen mir nicht danken! Stellen Sie das Ding in Ihr Zimmer zur Erinnerung an Ihren ersten Erfolg . . . und an uns!“

Die Gesellschaft hatte inzwischen Platz genommen, und während des Essens herrschte die fröhlichste Laune. Gegen ein Uhr, als das Eis aufgetragen war, erhob sich Welsheim und klopfte an sein Glas. Welsheim war ein sehr guter Tischredner. Er sprach kurz, deutlich, gewandt und fand immer ein paar hübsche Wendungen, die große Heiterkeit erregten. Heute glückte es ihm besonders. Jedem Satze folgte lautes Lachen, und Alle stimmten jubelnd in den Toast auf den jungen, siegreichen Dichter, auf Welsheims guten Freund Dr. Hugo Hall ein.

Während die Gläser der fröhlichen Gäste an einander klirrten, erhob sich an einem der Eckische, an dem sich die Jüngsten zusammengethan hatten, der Toastgesang: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben . . .“ Die jugendlichen Tonangeber hatten zu hoch eingesezt, und bei den beiden Schlußtakten versagte ihnen die Stimme. Sie entschlossen sich sofort bei dem: „Dreimal hoch!“ zu dem kühnen Sprunge in die tiefere Octave.

Nun aber setzte Ballini mit voller Kraft ein und schmetterte die beiden letzten Töne, h und c, mit einer Gewalt, einer Fülle und Schönheit in den Saal, daß sich Alle ganz betroffen ansahen. Und zum zweiten und drittenmale erklangen diese wundervollen Töne — so voll und rund, so schmelzreich und gewaltig, so schmetternd jugendlich, wie sie schöner nie aus einer menschlichen Kehle gekommen sind. Ein jubelnder Siegesruf, ein sinnliches



Frohlocken — es war etwas unbeschreiblich Eindruckvolles, daß die Gäste, die sich erhoben hatten, unwillkürlich zwang, den Kopf ein wenig zurückzubeugen, die Lippen zu öffnen und mit verwundertem Blick zu dem fecken Herold, zu dem singenden Mäuser im Streite hinüber zu blicken.

Zum dritten und letzten Male ertönte Ballinis „Dreimal hoch!“ — Die Uebrigen waren verstummt. Er stand da, in der hochehobenen Rechten das Champagnerglas schwingend, und während er den letzten höchsten Ton von sinnberückender berauscher Schönheit lange anhielt und aus dem Fortissimo ganz allmählich in das ersterbende Piano aushallen ließ, blickte er unausgesetzt mit feurigem, leidenschaftlich begehrlchem, unheimlichem Blick auf Leonie, die aus offenem Munde seufzend athmete und ihn wie hypnotisirt anstarrte.

Wiederum klrten die Gläser fröhlich aneinander. Sobald sie auf den Tisch gesetzt waren, erhob sich ein allgemeines Jubeln, von langem, lautem Klatschen begleitet.

„Willst Du nicht mit mir anstoßen?“ fragte Hugo leise mit einem Tone leichten Vorwurfs.

„Verzeihe!“ entgegnete Leonie, und wie aus starrem Schlaf erwachend ergriff sie schnell das Glas — und stieß es so ungestüm an das ihres Geliebten, daß es in Scherben zerbrach und der Wein wieder aufschäumend sich auf das Tischtuch ergoß.

Hugo sah sie verwundert an.

„Das bringt Glück,“ sagte sie mit erzwungenem Lächeln, ohne daß es ihr gelungen wäre, ihre Befangenheit vor dem scharfblickenden Auge des Freundes zu verbergen.

„Glück und Glas, wie schnell bricht das!“ versetzte Hugo in ahnungsvoller Beklommenheit.

Leonie fand kein Wort der Entgegnung. Sie war noch immer wie gebannt. Noch immer hallte der wunderbare Ton in ihrem Ohre nach. Er hatte sie wie ein elektrischer Schlag getroffen. Er hatte sie bezwungen, unterjocht. Sie fühlte, wie der Mensch da drüben einen fremden Willen in sie hereingeschmettert hatte, wie dieser Mensch ihr herrisch befahl, all seine geckenhaften Albernheiten zu vergessen und ihn zu bewundern. Und sie beugte sich gehorjam vor der stärkeren Gewalt des unwiderstehlichen Zauberers. Sie ertrug seinen verwegenen Blick, ohne ihn zurückzuweisen, sie mußte immer wieder zu ihm hinüber blicken und erwiderte sein Lächeln. Sie hatte die Herrschaft über sich verloren. Sie that es ohne Neigung, ohne Heuchelei, — einfach, weil sie es thun mußte. Sie hatte vergessen, daß Hugo neben ihr saß, und bemerkte auch nicht, wie nachdenklich und ernst er geworden war, wie sie Beide, die sich immer etwas zu sagen hatten, seit geraumer Zeit völlig verstummt waren, während rings um sie her Alles scherzte, schwatzte, lachte.

Plötzlich hörte sie ganz dicht an ihrem Ohr leise: „Ich denke, es ist Zeit, die Tafel aufzuheben.“ Es war Welzheim, der hinter sie getreten war und sich zu ihr herabgebeugt hatte.

Sie schrak zusammen. „Wie meinst Du?“ fragte sie erstaunt.

„Wir wollen aufstehen. Die Herren schmachten nach der Cigarre.“

„Ja so! . . . Gut!“

Sie erhob sich, die Anderen folgten ihrem Beispiel, und sie nahm gedankenlos Hugos Arm. Während sie sich langsam in die Vorderräume begaben, sagte Hugo wirklich besorgt: „Was hast Du nur? Du bist auf einmal wie umgewandelt.“

„Du hast aber auch immer etwas an mir auszusetzen! Mir fehlt nichts!“ antwortete sie beinahe gereizt.

„Wenn ich Anlage zur Eifersucht hätte,“ fuhr Hugo fort, von Leonies Unfreundlichkeit schmerzlich berührt, „so würde ich beinahe glauben, daß Dich der wohlbekannte Rattenfänger mit seinem hohen e auch gefirrt hat. Du hast seit dem Hoch, das der Herr auf sich gesungen hat, kein Wort mehr mit mir gesprochen. Du wirst mir zugestehen, daß es etwas grausam Ironisches wäre, wenn gerade der heutige Abend und gerade eine Fuldigung, die eigentlich mir gelten sollte, eine verhängnisvolle Trübung unserer Beziehungen herbeiführte . . . Du hast mit dem Herrn Blicke getauscht, die . . .“

„Du bist unausstehlich!“ erwiderte Leonie mit unverhohlenem Unwillen. Sie war empört darüber, sich von Hugo durchschauert zu wissen. „Ich kann in meinem Salon doch nicht bloß Augen und Ohren für Dich haben.“

„Das habe ich auch nie verlangt. Aber ich gestehe Dir ganz offen, gerade dieser Herr Ballini . . .“

„Was hast Du mir gegen Ballini? Der ist Dir wohl auch schon wieder zu viel? Den soll ich wohl auch wieder Deinen Launen opfern, wie so manche Andere? Nun, ich muß Dir sehr bestimmt erklären, daß das nicht geschehen wird, und daß ich Herrn Ballini für eine sehr werthvolle Acquisition halte. Er ist ein angenehmer Mensch und ein großer Künstler. Er gefällt mir und den Anderen . . . Schließlich habe ich doch auch noch ein Wort hier zu sagen und brauche mich nicht in alle despotischen Willen schweigend zu ergeben.“

Sie waren während dieses Gespräches, das mit leiser Stimme, aber sehr scharfer Articulation geführt wurde, im großen Salon angelangt. Leonie verließ, ohne den Drang nach einer versöhnlicheren Wendung zu verspüren, Hugos Arm und tauschte mit ihren Gästen Grüße und die üblichen Wünsche für eine gesegnete Mahlzeit. Sie lächelte zerstreut und blickte nach rechts, wo Ballini sich eben von seiner Tischnachbarin trennte. Sie fand ihn jetzt schön. Sie stand jetzt gerade so unter der Wirkung seines männlichen Wesens wie die anderen thörichten Weiber, die sich in ihn vergast hatten, und über die sie sich noch vor einer Stunde lustig gemacht hatte. Mit einem geheimen Wohlgeföhle sah sie, wie er sich ihr näherte, und als er ihre Hand drückte —

ganz anders als alle Andern — und seine Lippen sich fest auf ihr Handgelenk pressten, überließ sie ein Schauer und sie zitterte.

„Wann darf ich Ihnen für den schönen Abend danken?“ fragte Vallini.

„Wann Sie wollen — nur nicht zu spät.“

„Morgen, wenn Sie gestatten . . . aber ich gestehe Ihnen, daß ich im Allgemeinen etwas menschlichen bin. Wann hätte man wohl die größte Wahrscheinlichkeit, Sie in möglichst kleiner Gesellschaft zu finden? Ich meine . . .“

„Ich verstehe schon. Nun, wenn Sie morgen in der Mittagsstunde zu mir kommen wollen, so werden Sie wohl Gefahr laufen, sich mit mir allein zu langweilen.“

„Also morgen Mittag!“

Er küßte Leonies Hand abermals, und er fühlte, wie sie zitterte. Mit befriedigtem Lächeln wandte er sich zu anderen Damen.

Hugo hatte Alles beobachtet. Er hatte, ohne ein Wort hören zu können, das Geschehene so vollkommen verstanden, als ob sich Leonie mit ihm verabredet hätte. Er zog sein Taschentuch und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Er blickte ausdruckslos auf Leonie, an die Welsheim gerade herangetreten war.

Ja, war denn dieser Welsheim mit Blindheit geschlagen? Sah er denn nicht, was doch so offenbar war, wie Leonie im Begriffe stand, mit einem geckenhaften Damenjäger, dem die launische Natur etwas kräftigere Stimmbänder gegeben hatte als andern Sterblichen — das war aber auch sein einziger wirklicher Vorzug —, wie Leonie im Begriff stand, sich mit diesem Narren von Vallini zu compromittiren? Wie sie in wahnwitziger Tollkühnheit vor seinen Augen, vor den Augen des Gatten, den ersten Schritt auf dem Wege that, der zur Schande, zum Bruch der ehelichen Treue führt? Das Alles sah dieser Welsheim nicht, der doch sonst ein so gecheidter Mensch war?

Ein Gefühl der Mißachtung hob seine Lippen, Leonie und Felix erschienen ihm auf einmal, seitdem er sie mit Vallini zusammen gesehen hatte, in einem ganz andern Lichte. Er vermied es, auf sich und sein Verhältniß zu den Beiden einen Rückschluß zu ziehen.

Er trat an Leonie heran: „Ich will mich unbemerkt empfehlen,“ sagte er ihr leise. „Wann sehe ich Dich morgen?“

„Nicht zu früh. Ich will ausschlafen. Die Gesellschaft wird wohl noch lange bleiben. Komm doch zu Tisch, um sechs Uhr wie gewöhnlich.“

„Ich möchte Dich allein sprechen.“

„Keine Strapredigten, ich bitte Dich! Ich halt's wahrhaftig nicht mehr aus. Ich erwarte Dich um sechs Uhr.“

„Warte nicht auf mich.“

„Wie Du meinst!“

„Ich danke Dir noch einmal herzlich für alle Deine Aufmerksamkeiten.“

„Bitte.“

„Leonie!“ flüsterte Hugo mit Wärme, und seine Stimme bebte. „Ist es denn denkbar, daß ich so von Dir scheiden soll . . . gerade heute?“

„Ja, was soll ich Dir denn noch sagen? Du bist ungerecht. Du siehst, wie ich Alles daran setze, um Dir eine Freude zu machen, und Du quälst mich mit Dingen, die ich nicht ändern kann. Ich bin Wirthin, ich habe Rücksichten auf meine Gäste, auf meinen Mann zu nehmen. Wenn Du das durchaus nicht einsehen willst, so kann ich Dir nicht helfen . . . Man sieht auf uns. Wir können die Sache heute nicht erledigen . . . Und überhaupt: thu' mir den Gefallen und halte mir keine Sermonen mehr. Ich halte es wahrhaftig nicht aus. Ich müßte ja Nerven wie die Stränge haben . . . Sei vernünftig! Komm morgen zu Tisch!“

„Nein!“ erwiderte Hugo kalt.

„Ein drittes Mal werde ich Dich nicht bitten,“ versetzte Leonie in demselben Tone und wandte sich zu der ihr nächststehenden Gruppe.

Als Jean im Vorzimmer Hall den Ueberzieher und Schirm reichte und das Trinkgeld mit halbverschlucktem Danke in die Westentasche gleiten ließ, fügte er deutlicher hinzu: „Vor einer kleinen halben Stunde hat eine Dame nach Ihnen gefragt, Herr Doctor.“

„Eine Dame?“ fragte Hugo zerstreut. Die Sache hatte für ihn in seiner jetzigen Stimmung geringes Interesse.

„Schien mir so eine Theaternärrin zu sein,“ schmunzelte Jean.

„So? . . . Wohl möglich!“

Ohne an die Sache weiter zu denken, trat er hinaus in die häßlich kalte, dunkle, regnerische Herbstnacht. Der Kutscher der ersten Droschke wollte vom Bock klettern. Hugo hatte seinen Schirm aufgespannt und ging zu Fuß den Linden zu. Er war sehr niedergeschlagen. In seiner Traurigkeit konnte er das Borgesallene noch gar nicht übersehen. Er dachte an nichts Besonderes. Mit vorgebeugtem Oberkörper sich gegen den Regen schützend, ging er mit immer schnelleren Schritten nach Hause.

\* \* \*

Als Martha mit äußerster Vorsicht die Thür der kleinen Schlafstube öffnete, hörte sie die regelmäßigen Athemzüge ihrer Mutter, die bereits fest eingeschlafen war.

„Mama!“ rief sie mit halblauter Stimme.

Keine Antwort. Martha kannte den gesegneten Schlaf ihrer Mutter. Sie war ganz sicher, daß ihre Mutter vor dem nächsten Morgen nicht erwachen würde. Behutsam schloß sie die Thür, trat auf den Fußspitzen in die Berliner Stube zurück und schrieb auf einen Briefbogen in großen Buchstaben: „Beunruhige Dich nicht, liebe Mama! Ich muß unbedingt ausgehen. Spätestens um ein Uhr bin ich wieder zu Hause. Ich habe Dich nicht wecken wollen. Ich erzähle Dir Alles. Du wirst mir nicht mißtrauen.“

Martha.“ Sie legte den Zettel an sichtbarster Stelle unter die Petroleumlampe, so daß ihn für den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß Frau Emilie aufwachen und sich nach Martha umsehen sollte, ihr Blick sogleich treffen mußte. Dann zog sie ihren Regenmantel an, setzte ihren Hut auf, nahm Schirm, Schlüssel und Wachskerzchen und verließ möglichst geräuschlos die Wohnung.

Der andauernde starke Regen hatte die Straßen zu dieser Nachtstunde, in der es Unter den Linden gewöhnlich noch belebt ist, nahezu gänzlich entvölkert. Martha ging hastigen Schrittes voran, sich unter dem aufgespannten Schirm überflüssiger Weise noch verbergend. Unweit des Brandenburger Thores wurde sie von einem ihr entgegenkommenden Herrn angesprochen. Sie verstand ihn nicht und ging weiter. In dem finstern, stillen Thiergarten, in dem sie nur das monotone Rauschen des Regens hörte, wurde sie ängstlich. Sie beeilte sich so, daß ihr der Athem beinahe verging. Das Herz klopfte ihr mächtig. Sie fühlte sich beruhigter, als sie in die Victoriastraße einbog.

Schon von weitem sah sie den Schimmer der glänzenden Beleuchtung des Welsheim'schen Hauses auf der andern Seite der im Uebrigen so dunklen Straße. Sie blieb vor dem Hause, vor dem eine lange Reihe von Equipagen und Droschken hielt, eine Weile stehen. Sie sah das matte Licht der blumenumrankten Ampel im Erker, sah die glänzenden Kronen in den beiden anstoßenden Räumen, sah nun zu ihrem Befremden die Fenster offen stehen und wunderte sich, daß die festlich erhellten Räume menschenleer zu sein schienen. Nur einmal sah sie einen Schatten schnell vorüberhuschen. Es schien ein Diener zu sein. Auf die einfache Erklärung, daß die Gesellschaft jetzt in dem dem Garten zu gelegenen Speisesaale vereinigt sein werde, verfiel sie nicht.

Sie überschritt den Fahrdamm, wand sich durch den schmalen Raum zwischen den Hinterrädern eines Wagens und den Köpfen der vor den nächsten Wagen gespannten Pferde und trat entschlossen in die offene Thür. Das Treppenhaus war hell, warm und behaglich.

Als sie einige Schritte gemacht hatte und eben die Treppe hinaufsteigen wollte, hörte sie lautes Lachen und Klatschen, die Gläser fröhlicher Gäste klickten aneinander, sie hörte Hochrufen und dann den Toastgesang anstimmen: „Hoch soll er leben!“ Der Chorus wurde unsicher. Und nun setzte eine herrliche Tenorstimme ein und schmetterte das „Dreimal hoch!“ mit wunderbarer Kraft in den Saal. Martha blieb unwillkürlich auf der untersten Stufe stehen und horchte. Noch zweimal hörte sie die bezaubernd schöne Stimme. Dann klickten wiederum die Gläser, und es wurde unter allgemeinem Jubel lange und laut geklatscht.

Martha stieg langsam die Treppe hinauf. Der im Vorraum harrende Diener stand an der geschlossenen Thür des Speisezimmers, aus dem ein

merkwürdiges Rauschen, Summen und Surren bis auf den Flur drang. Er hatte ebenfalls dem Gesange gelauscht. Jetzt hörte er sie und wandte sich zu ihr.

„Entschuldigen Sie,“ sagte Martha leise. „Ist Herr Dr. Hall vielleicht hier?“

„Jawohl.“

„Ich danke.“

Als sie sich abwandte, hörte sie, wie ein Glas mit lautem Klirren in Scherben zerbrach. Sie faßte an ihr Herz, als ob auch da etwas gesprungen sei.

Jean sah ihr etwas erstaunt nach, aber er war ein viel zu gut geschulter Diener, um sich lange zu wundern.

Martha war so ruhig, daß sie selbst darüber erstaunte. Sie fühlte nur eine tödtliche Mattigkeit. Sie schlich trotz des Unwetters langsam ein paar Häuser weiter. Dann trat sie unter eine Gaslaterne, nahm ihr Portemonnaie aus der Tasche, öffnete es und überzählte die Baarschaft. Sie war beruhigt, als sie sich überzeugt hatte, daß sie etwa einen Thaler bei sich hatte. Nun kehrte sie um, nahm eine Droschke und ließ sich nach der Brüderstraße fahren, nachdem sie dem Kutscher den geforderten Fahrpreis gezahlt hatte. Während sie auf dem harten Rißen der über das schlechte Pflaster holpernden schlecht-besetzten Droschke unsanft hin- und hergestoßen wurde, überdachte sie das Geschehene und das, was nun geschehen mußte, mit kühler Nüchternheit. Nur ihre Vernunft arbeitete, ihr Empfinden war völlig abgestumpft.

Unbemerkt, wie sie gegangen war, kam sie wieder in ihrer Wohnung an. Die von ihr geschriebene Benachrichtigung an ihre Mutter lag unangefastet unter der Petroleumlampe. Sie spannte den nassen Schirm auf und stellte ihn auf den Flur, entledigte sich des Regenmantels und des völlig durchnähten Schulwerks. Sie gebrauchte dazu ungewöhnlich lange Zeit. Nach jeder Bewegung mußte sie einige Augenblicke ruhen, um die erschöpften Kräfte wieder zu sammeln.

Sie zerriß den Zettel, den sie für ihre Mutter bestimmt hatte, legte einen neuen Bogen vor sich und starrte auf das weiße Blatt. Sie nahm mehreremal die Feder zur Hand, aber sie war so schwach, daß sie nicht schreiben konnte. Ihre Hände sanken schlaff herab, und an den Rücken des Stuhles gelehnt, ließ sie den Kopf mit seiner schweren Haarlast nach hinten fallen. Bei jedem Athemzuge kam aus ihren weit geöffneten Lippen ein rasselnder, röchelnder Laut, der sich in kurzen Zwischenräumen zu einem harten, spitzen, trockenen Husten verschärfte. Von Zeit zu Zeit drückte sie ihre Handfläche fest an ihre Brust.

Endlich gewann sie es über sich. Bedächtig, mit ruhiger Hand schrieb sie mit ihrer gleichmäßigen, großen Schrift, deren energische Züge nicht auf eine so zarte, schwächliche Urheberin schließen ließen:

„In der Nacht vom 30. September zum 1. October 1873.

Lieber Hugo!

Ich gebe Dir Dein Wort und Deine Freiheit zurück. Ich kann die Deine niemals werden. Später, wenn ich ruhiger sein werde, will ich Dir die Gründe zu meinem Entschlusse sagen, wenn Du sie von mir hören willst. Für den Augenblick ist es am besten, wenn wir uns nicht sehen und nicht sprechen.

Martha.“

Sie schrieb die Adresse und nahm den Brief, ohne ihn zu schließen, mit in die Schlafstube.

Mit großer Anstrengung entkleidete sie sich. In dem Augenblicke, da sie sich hüstelnd niederlegte, hörte sie Hugo kommen. Sie wunderte sich, daß er so früh aufgebrochen war. Mit weit offenen Augen blickte sie in das Dunkel. Sie hörte die ruhigen Athemzüge ihrer Mutter, das Rauschen des Regens, und hörte die rauhen, schnarrenden und pfeifenden Töne, die ihr eigenes Athmen mißlautend begleiteten.

Als sie sich vergegenwärtigte, daß sie Hugo auf lange, lange Zeit nicht wiedersehen werde, vielleicht nie mehr, wurden ihre Augen feucht, und sie fühlte das heiße Naß über ihre Wangen rollen. Der Gedanke aber, daß das Band zwischen Hugo und ihr auf immer zerrissen sei, schmerzte sie viel weniger, als sie geglaubt hatte. Sie empfand sogar ein gewisses befreiendes Gefühl, daß es mit der unwürdigen Lüge nun vorbei sei. Sie hatte während dieser letzten Monate zu viel gelitten, um jetzt noch besonders schmerzsfähig zu sein. Sie war sehr ernst, wehmüthig, traurig gestimmt, aber sie war ruhig und ergeben.

Endlich versiel sie in einen unerquicklichen dumpfen Halbschlaf, aus dem sie zu vollem Bewußtsein wieder erwachte, als sich ihre Mutter zur gewohnten Stunde, gegen halb sieben Uhr, erhob.

Martha richtete sich ein wenig auf.

„Guten Morgen, Mama!“

„Was?! Schon wach? Guten Morgen!“

„Ich habe fast gar nicht geschlafen. Ich fühle mich recht schwach und werde wohl nicht aufstehen können. Vielleicht schickst Du das kleine Portiermädchen mit ein paar Worten zu Doctor Lohausen?“

Die Köchin hatte sich über das Bett gebeugt und Marthas Stirn herzlich geküßt. Sie nahm die heiße trockene Hand zwischen die ihrigen.

„Du fieberst ja wieder, mein armes Kind!“ sagte sie mit liebevoller Besorgniß. „Soll ich Dir von den Tropfen geben?“

„Ich will lieber warten, bis der Arzt kommt. Beunruhige Dich nicht. Es ist gewiß nichts Schlimmes. Nachher, liebe Mama, wenn Du Dich angezogen und gefrühstückt hast, möchte ich mit Dir etwas besprechen . . . Nachher!“ wiederholte sie mit mattem Lächeln, den fragenden Blick ihrer Mutter beantwortend.

Eine halbe Stunde darauf saß die Rätthin neben dem Lager ihrer franken Tochter und hörte mit ernster, beinahe finsterner Miene auf ihre Worte.

„Bitte, laß mich ruhig ausreden, liebe Mama! Ich bin zu schwach, um nach Unterbrechungen den Faden wieder aufzunehmen. Ich habe die Gewißheit, daß Hugo mich nicht liebt, — mich nicht so liebt, daß ich seine Frau werden kann. Er hat mir nichts vorzuwerfen, und er will mich schonen. Deshalb hat er die Wahrheit verschwiegen. Er hat sich über seine Gefühle getäuscht, als er sich mit mir verlobt hat. Das ist ganz gewiß wahr, Mama. Er liebt eine Andere, ich weiß auch wen. Ich habe mir Alles überlegt. So, wie es bisher war, kann es nicht bleiben. Wir reiben uns auf. Wir müssen die Verlobung aufheben. Lies den Brief“ — sie zog das Schreiben unter ihrem Kopfkissen hervor — „und gib ihn nachher Hugo.“

Die Rätthin hatte mit steinerner Miene dageessen und die, zwar mit schwacher Stimme, aber mit voller Entschiedenheit gesprochenen Worte ihrer Tochter vernommen. Mit derselben Ruhe las sie den Brief und schob ihn in den Umschlag zurück, ohne das, was in ihr vorging, durch die geringste Bewegung zu verrathen.

„Du hast richtig gehandelt,“ jagte sie nach einer Weile. „Ich habe es längst vorhergesehen, daß es so kommen würde. Deine Zuversicht allein hat mich in meinem Urtheil wankend gemacht. So benimmt sich kein Bräutigam, der seine Braut liebt . . . Und nun, mein gutes Kind . . . ich sage Dir nicht: schlag Dir die Sache aus dem Kopfe . . . Unsinniges verlange ich nicht! . . . ich sage nur, sei so vernünftig, so gefaßt, wie es Dir irgend möglich ist. Rege Dich nicht gar zu sehr auf, meine liebe, arme, gute Martha! Werde mir nicht krank! Thu mir das nicht an, mein gutes Kind, hörst Du? . . . Ach, wenn man sich doch von hier losreißen könnte!“

„Daran ist ja nicht zu denken! Aber beunruhige Dich nicht, ich werde ganz vernünftig sein.“

„Jedes Opfer würde ich bringen, jedes! . . . wenn ich Dich aufpacken und mit Dir irgend wohin ziehen könnte — gleichviel wohin! Nur heraus aus diesem schrecklichen Hause, aus dieser schrecklichen Stadt, wo Dich Alles an Trauriges erinnert! . . . Der Gedanke ist mir ja nicht jetzt erst gekommen. Seit Wochen, seit Monaten denke ich an nichts Anderes! . . . Wie sollst Du hier wieder zu Kräften kommen, Du armes Kind! In diesem trüben Licht, in dieser schlechten Luft, in diesen beständigen Aufregungen! . . . Ach, es ist hart, hart, hart!“

Sie blickte mit unendlicher Wehmuth und Zärtlichkeit auf ihr krankes Kind, das mit geschlossenen Augen vor ihr lag.

„Vielleicht hilft der liebe Gott weiter!“ seufzte sie. „Wir thun ja nichts Schlechtes.“

Martha nickte trübe lächelnd, ohne die Augen aufzuschlagen.

\*

\*

\*



Durchnäst und von dem über schnellen Laufen erhitzt, war Hugo nach Hause gekommen. Er hatte seine Lampe angesteckt und in großer Hast die nassen Sachen abgeworfen. Er konnte nicht daran denken, sich zur Ruhe zu begeben. Das Bett löste ihm Widerwillen ein. Er warf seinen Schlafrock über und ging langsam in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Jetzt versuchte er sich zu sammeln, aber es wollte ihm schlecht gelingen. Es hatte auch gar zu stark auf ihn eingestürmt in diesen letzten Stunden! Er fühlte sich wie ein Schiffbrüchiger in dem wogenden, wüthenden Meer seiner Empfindungen hin- und hergeschleudert. Wirklich nur ein paar Stunden? Alle diese starken Erregungen in der knappen Frist einiger weniger Stunden? Dieses Fieber vor und während der Aufführung seines Stückes, diese himmlische Freude im Augenblick des entschiedenen Sieges, dieser köstliche Lohn für alle Arbeit, die so überreiche Entschädigung für alle Stunden des Zweifels an sich, der tödtlichen Ungewißheit über seine Zukunft, dieses bejeligende Frohgefühl, den rechten Weg eingeschlagen zu haben und nun mit Vertrauen und Zuversicht dem hohen Ziele entgegenstreben zu dürfen — und dann der Rückschlag, die Unbehaglichkeit über seinen unwahren und unredlichen Verkehr mit der armen Martha, der unüberwindliche Drang, die Freuden des Abends mit der verständnißvollen, inniggeliebten Leonie zu theilen. Und da in den glänzenden Festräumen die Befriedigung der kitzelnden und streichelnden Eitelkeit, das Behagen, sich von einer auserlesenen Gesellschaft gefeiert zu sehen, und das Glück, sich von der Geliebten geliebt zu wissen. Und dann — und dann das Unfaßbare, das Unbegreifliche, das Unmögliche! Das jähe Zerreißen des Bandes, das sich in diesem Augenblicke fester denn je gewoben zu haben schien, Leonies Abwendung von ihm, der sie mit keinem Worte unsanft berührt hatte, sie dankbarer verehrte, leidenschaftlicher liebte, als er sie je geliebt hatte!

Alles das umtobte, umrauschte ihn wie ein Sturm auf hoher See. Er vermochte das Einzelne nicht zu erfassen und auch nicht die Gesamtheit. Er war fast ohne Bewußtsein. Er fühlte nur den starken Drang, gegen feindliche Gewalten, die auf ihn eindrangten, anzukämpfen, zu ringen, sich zu wehren, sich zu retten. Aber immer wieder packte ihn etwas Tückisches, Höhnisches, Ueberlegenes und stieß ihn in den Strudel zurück. Und diese rohe, stärkere Gewalt verkörperte sich in der Gestalt eines süßlich lächelnden, schönen Mannes, der ihm lächerlich und fürchterlich zugleich erschien: er sah ihn überall, diesen Ballini. So sehr er sich auch bemühte, sich Leonie zu vergegenwärtigen, das dunkle Räthsel ihrer kühlen Abwendung zu lösen, immer war es das fatale, lächelnde Antlitz Ballinis, das sich unverschämt vor-drängte, und als er in der Erinnerung an Leonies Verhalten sich trostlos fragte: „Wie ist es nur denkbar?“ hallte in seinem Ohr der wunderfame Klang einer menschlichen Stimme nach: „Dreimal hoch!“ die die Frage zu beantworten schien.

Was sollte das Alles bedeuten? Er sah keinen Ausgang aus dieser heillosen Wirrnis. Er wußte nur, daß dieser Tag, der einer der glücklichsten seines Daseins gewesen war, ihm zugleich das größte Leid gebracht hatte: Leonie war für ihn verloren, unwiederbringlich dahin!

Tief aufseufzend ließ er sich auf den Stuhl vor seinem Arbeitstische fallen. Wie sollte er ohne Leonie leben, athmen, schaffen? Jetzt erst in der schneidenden Herbheit des Verlustes machte er sich klar, was sie ihm gewesen war, wie sie den alleinigen Inhalt seines Daseins gebildet, all seine Gedanken und Gefühle in Anspruch genommen hatte. In ihrer Begehrlichkeit, die er als den Ausdruck ihrer Liebe himmlisch gefunden, hatte sie ihm keinen Vertrauten, keinen Freund, keine Freundin, kein harmloses Vergnügen gestattet; sie hatte ihm Alles sein wollen und hatte ihm auch Alles ersetzt. Sie war seine Freundschaft, seine Familie, seine Anregung, sein Trost, seine Liebe mit einem Wort. Sie hatte ihn dem armen Mädchen entfremdet, von dem er nicht ahnte, daß es zur selben Stunde fiebernd im Nebenzimmer lag und über geraubtes Glück stöhnte. Alles, Alles war ihm Leonie gewesen! Sie hatte ihn seelisch entmündigt und am Gängelbände ihrer Liebe geleitet, wohin sie wollte. Sie hatte sich an ihn gehängt, er war glücklich darüber gewesen und hatte in dem stolzen Gefühle, das herrliche Weib gewonnen zu haben, nicht gefühlt, daß sie ihm Licht und Luft genommen hatte.

Unwillkürlich blickte er auf die hängenden Pflanzensträhnen an seiner Bibliothek. Leonie hatte sich bei ihrem einzigen Besuche über den ebenso schönen wie verderblichen Schmuck der Bäume, der auch die stärksten Eichen durch Entziehung von Luft und Licht zu Grunde richtet, von ihm belehren lassen.

„*Tillandsia usneoides*“, jagte er und lächelte befremdlich.

Es war gegen sechs Uhr Morgens, das kalte grünliche Licht des trüben Herbstmorgens brach schon durch die Scheiben, als Hugo sich endlich entschloß, sein Bett aufzusuchen. Aber er schlief unruhig und schlecht, und zwei Stunden später hatte er sich schon wieder erhoben und sich angekleidet. Er wollte zum Portier gehen, um sich die Morgenblätter holen zu lassen. Als er die Thür zur Treppe öffnete, stand das kleine Portiermädchen gerade vor ihm. Es brachte für die Frau Rätlin den Bescheid, daß Herr Dr. Lohausen so früh wie möglich kommen werde. Hall erbot sich zur Vermittlung der Botenschaft, gab der Kleinen Geld und jagte ihr, sie solle für ihn alle Morgenzeitungen, die sie austreiben könne, besorgen. Dann trat er in sein Zimmer zurück und klingelte. In der gewohnten Frist brachte die Rätlin den Frühstückskaffee.

Der strenge, steinerne Ausdruck im Gesicht der Rätlin fiel Hugo sogleich auf.

„Ist es denn schlimm?“ fragte er theilnahmvoll. „Doctor Lohausen läßt Ihnen sagen, er werde bald kommen. Hat die arme Martha einen Rückfall gehabt?“

„Es geht ihr nicht zum Besten. Aber ich hoffe, es ist nichts Bedenkliches . . . Martha hat sich sehr aufgeregt. Sie hat einen ernstesten Entschluß gefaßt. Dieser Brief wird Ihnen Alles sagen.“

Verwundert nahm Hugo Marthas Schreiben aus der Hand der Rätthin, die mit fest aufeinandergepreßten Lippen regungslos stehen blieb. Er öffnete den Brief und las ihn. Er überflog die wenigen Zeilen, dann las er sie langsam noch einmal. Er wagte den Blick nicht zur Mutter zu erheben.

Halb gedankenlos sagte er ihr: „Aber, bitte, setzen Sie sich doch!“

„Ich danke.“

„Sie sehen mich in großer Bestürzung,“ brachte er nach einer langen Pause mühsam hervor. „Ich habe es gefürchtet . . . ich weiß, daß ich an Martha schweres Unrecht begangen habe . . . ich weiß nicht . . . jetzt nicht, wie ich es büßen soll. Ich bin der allein Schuldige! Ich habe meine Schuld längst gefühlt, ich hätte sie früher bekannt, wenn ich es über mich vermocht hätte, dem armen, schwachen, guten Kinde wehe zu thun . . . ich habe noch immer geglaubt und gehofft . . . ich kann es jetzt nicht sagen . . . ich bin übermächtig schwer, von all den Aufregungen mürrisch gemacht, wie zertrümmert . . . Erweisen Sie mir die letzte Günst, zu einer andern Stunde mich anzuhören, ich bitte Sie! Sagen Sie mir, was ich thun soll, was ich thun kann, um mein Gewissen, das mich schwer drückt, um die Leiden der armen Martha zu erleichtern. Jedes, selbst das schwerste Opfer würde ich mit wahrer Begierde bringen, denn ich fühle mich entsetzlich niedrig in meinem Schuldbewußtsein . . . Ich will nichts erklären, nichts beschönigen . . . Ach Gott, auch das noch! das arme, edle Mädchen! . . . Sagen Sie mir, ich bitte Sie herzlich darum, was kann geschehen?“

Frau Emilie hatte keinen Versuch gemacht, Hall, der sich immer mehr erregt hatte, zu beschwichtigen oder zu unterbrechen. Sie bewahrte ihre eiserne Kälte und Starrheit. Als sie nach einer längeren Pause merkte, daß Hall auf eine Antwort wartete, sagte sie ohne besondern Ausdruck: „Da wird, Gott sei's geklagt, nicht viel zu machen sein. Einstweilen haben Sie wohl nichts Anderes zu thun, als Marthas Wunsch zu erfüllen, sie nicht mehr zu sehen und ihr nicht zu schreiben. Es liegt gar kein Bedürfnis zu einer weiteren Aufklärung vor. Ich würde mich auch als Mutter jetzt jedem Meinungs-austausche zwischen Ihnen und meiner Tochter widersetzen und, wenn sie nicht schon aus freien Stücken das Richtige getroffen hätte, ihr jeden Verkehr mit Ihnen verboten haben.“

„Ich werde noch heute Anstalten treffen, Ihnen die Peinlichkeit einer Begegnung mit mir in Ihrer eigenen Wohnung zu ersparen.“

„Darum wollte ich Sie allerdings ersuchen.“

Hugo ging in großer Erregung durch das Zimmer.

„Ich wage nicht, Sie um Verzeihung zu bitten . . . Sie können mir nicht verzeihen . . . aber ich bin sehr unglücklich!“

Die Rätthin erwiderte nichts.

„Das wäre also die letzte Nacht gewesen, die ich in Ihrem Hause verbracht habe!“ rief Hugo in wahrer Ergriffenheit. „Eine traurige Nacht! Und so muß ich von Ihnen gehen, weggejagt wie ein Missethäter, wie ein Undankbarer . . . der ich bin! Und ich darf Ihnen nicht einmal danken . . . für all Ihre Güte . . . in schweren Tagen! Und nun, da die von uns früher so sehulich herbeigewünschte, so vertrauensvoll erwartete Wendung zum Guten eintritt, nun laufe ich davon wie ein Schelm und lasse Sie in Trauer und Haß zurück . . .“

Er schwieg wieder eine Weile; in der Hoffnung, daß Frau Emilie ihm irgend ein tröstliches oder verjöhuliches Wort sagen würde, fühlte er sich aber betrogen. Als hätte sie den Ausschrei seines Gewissens, seiner tiefen Reue gar nicht gehört, sagte sie mit geschäftlicher Nüchternheit nach einer langen Pause:

„Ich darf also von heute an über die beiden Vorderzimmer verfügen.“

„Jawohl. Ich werde noch im Laufe des Vormittags meine Siebenfachen fortzuschaffen suchen. Sobald es irgend möglich ist.“

Die Rätthin machte mit dem Kopfe eine leichte Bewegung der Zustimmung.

„Dann hätten wir uns wohl nichts weiter zu sagen,“ sagte sie in demselben kalten Tone, während sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Hugo trat an sie heran, er richtete auf sie einen innigen, flehenden Blick und wollte ihre Hand ergreifen. Die Rätthin wandte sich ab und ging, ohne ein weiteres Wort zu sagen, hinaus. Er sah ihr mit bitterem Lachen nach und nickte. Auf seiner Stirn trat die Zornader scharf hervor, er stampfte leicht auf, riß von der Bibliothek das hängende Moos ab, setzte den Fuß darauf und rief zwischen den Zähnen:

„Wo man sie anfahst, morich in allen Gliedern!  
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,  
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen!“

Und indem er die grau-grünen Pflanzensflechten mit der Fußspitze von sich schob, sagte er: „Zum Einpacken ist's noch zu gebrauchen. Das ist das Ende der Herrlichkeit!“

Das Portierkind brachte die Zeitungen.

„Sage Deinem Vater, er solle mir zwei zuverlässige Dienstmänner rufen, und frage ihn, ob er mir beim Einpacken behilflich sein kann. Dann möchte er so bald wie möglich heraufkommen.“

„Schön, Herr Doctor!“

Hugo las die Zeitungen schnell durch. Sie waren ohne Ausnahme sehr günstig und selbst die wenigst freundlichen constatirten den durchschlagenden Erfolg. Wie anders würde das sonst auf ihn gewirkt haben! Aber er war fast stumpf. Er mußte daran denken, seine Sachen zusammenzupacken. Als er Marthas Kranz mit der Schleife ergriff, wurde sein Auge feucht. Er war eben nervös.

Drei Stunden hausten der Portier und die Dienstmänner unter Hugos Weisung in den beiden Zimmern. Die geliehenen Körbe und Kisten waren

gefüllt. Es sah wüst und öde in der Wohnung aus. Gegen Mittag war die lästige Arbeit gethan. Hugo ging aus. Er nahm die erste beste Wohnung, die ihm ungefähr geeignet erschien: etwas größer, etwas theurer und etwas besser gelegen: in der Taubenstraße. Um ein Uhr verließ er das Haus in der Brüderstraße mit schwerem, schwerem Herzen.

In der neuen Wohnung war es zunächst überaus ungemüthlich. Die Kisten und Körbe standen unausgepackt in der großen Wohnstube. Hugo dachte mit einem wahren Grauen an die Aufstellung seiner Bücher. In seinem Reisekoffer hatte er das Nothwendigste zusammengethan, und schon das Einordnen dieser unentbehrlichsten Gegenstände belästigte ihn auf's Außerste.

Er fühlte sich zwar wie zer schlagen, aber in diesem fremden, unordentlichen Zimmer, in dem ihn Alles so ungewohnt und lieblos anstarrte, hielt er's nicht aus. Das Wetter war schön geworden, die Sonne schien, es war zwar ziemlich kühl, aber heiter und hell. Er schlug die Richtung nach dem Thiergarten ein.

Er ging sehr langsam, und wer ihn so sah, bleich, verstört, mit dunklen Ringen um die Augen, mochte ihn für einen Reconvalescenten halten, der mit Anstrengung die Krankenstube verlassen hat, um sich des sonnigen Lichts zu erfreuen und in der frischen Luft Stärkung zu suchen. Zum Glück begegnete er keinem Bekannten.

Das Bild der kranken verlassenen Martha, das ihn während der letzten Stunden unbarmherzig gepeinigt hatte, zerrann, als er unter den Bäumen des Thiergartens daher schlich. Es war der Weg, den er täglich eingeschlagen hatte, wenn er zu ihr ging: zu Leonie, der unbegreiflichen Geliebten! Und wiederum umfluthete ihn brausend das Meer stürmischer Empfindungen, gegen das er in der verschlossenen Schreckensnacht bis zur Erschöpfung angekämpft hatte. Konnte sie ihn denn wirklich verlassen? Sollte er das wundervolle Weib nie wieder zitternd an seine Brust drücken, den frischen Mund nie wieder küssen? Sollte nie wieder ein sehnsüchtig zärtlicher Blick aus den hellgraublauen irrenden Augen auf ihn fallen, sollte er kein innig herzliches Wort mehr von ihr hören?

Aber freilich, sie hatte ihren Mann mit ihm betrogen — weshalb sollte sie nicht auch ihn mit einem Andern betrügen können? Das Mißtrauen, der verhängnißvolle Fluch der Untreue, die ihn beglückt hatte, hatte völlig Besitz von ihm ergriffen, er war eifersüchtig bis zur Raserei auf Ballini, in den sich Leonie so gut wie viele andere Weiber vergast haben konnte . . . vergast hatte.

Womit hatte er es ihr nur angethan? Sie war klug, kritisch; er war ein eitler thörichter Narr. Sie mußte ihn durchsichtbar haben. Aber mußte es denn, um wahr, auch verständlich sein? War nicht das Unwahrscheinliche in Liebesfachen beinahe die Regel? Wer durfte sich berüchmen, die Geheimnisse eines Frauenherzens zu ergründen? Wer konnte die wahnwitzigen Gelüste, die tollen Launen der Weiber verstehen? Liebe, sinnliche und seelische

Begungen — vielleicht war es wirklich nichts Anderes als etwas Mechanisches? Vielleicht hatte Lucrez Recht, vielleicht waren all die edlen und erhabenen Gefühle, deren Sitz wir in das Herz verlegen, körperliche Ausströmungen, die auf ihrem Wege mit andern sich begegnen, deren Bestandtheile den ihrigen sich anschmiegen oder nicht, die sich anziehen oder abstoßen, die Wohlgefühl oder Widerwillen hervorrufen, Sympathie oder Antipathie, Liebe oder Haß erzeugen? Vielleicht war jenem albernen Menschen das unerkennbare geheimnißvolle Fluidum zu eigen, das gerade auf Leonies Sinne und Seele lähmend, überwältigend einwirkte, das sie willenlos machte? Hatte er selbst doch ihre überlegene Macht gespürt! Sie hatte ihn in Fesseln geschlagen, ohne daß er sich auch nur zu wehren gewagt hätte. Sie hatte die Stimme der Pflicht in ihm verstummen gemacht, hatte sein Herz gegen das bedauernswerthe Opfer seiner Unüberlegtheit verhärtet. Vielleicht hatte nun auch sie ihren Meister gefunden und in grausamer Ironie des Schicksals gerade in diesem unbedeutenden Menschen, der nichts weiter war als ein sogenannter schöner Mann mit einer herrlichen Stimme.

Er dachte an den für ihn so verhängnißvollen Tag, an dem er mit dem festen Entschlusse, mit ihr das freundschaftliche Verhältniß zu lösen, um an seiner Braut keine geistige Untreue mehr zu begehen, zu ihr gekommen und als ihr Geliebter von ihr geschieden war. Und mit einer wunderbaren Kraft der Veranschaulichung traten alle Vorgänge jener Stunde wieder vor seine erregten Sinne. Aber jetzt war nicht er der Mitbetheiligte; er war nur der unsichtbare Zuschauer, der gewaltsam genöthigt wurde, ein ihm widerwärtiges Schauspiel anzusehen.

Wie damals lag Leonie in einem kokett phantastischen Morgenkostüm auf dem Divan. Ballini saß vor ihr und sog begierig den rauschenden Duft ein, der ihren aufgelösten Haaren entströmte. Er hörte ihre Athemzüge und fühlte deren warmen Hauch. Er sah sie an, fragend. Er dachte an nichts mehr als an das wundervolle Weib, das er dicht vor sich sah, das er fühlte, seine offenen Lippen schlürften den Athem aus ihrem Munde. Sie regte sich nicht. Er schlang die Arme um sie, seine glühenden Lippen berührten die ihrigen, sie erbehte, erblaßte und hauchte ihm küßend die Worte zu: „Geh! geh!“ Und er verstand richtig: „Bleib, bleib!“ Und er umschlang sie fester, und sie lächelte unter seinen Liebkoßungen . . .

„Nun weißt Du, daß ich Dich liebe!“ flüsterte sie ihm zu.

Und sie waren glücklich unbefangen, ohne Reue; und dem Liebesrausche folgte die nüchternste Verabredung, wie sie es am besten anfangen könnten, den Mann zu hintergehen und den lästigen Hausfreund, der gar keine Rechte habe und sich alle Rechte anmasse, und der sie jetzt noch obenein mit seiner dummen Eifersucht zu langweilen anfange, abzuthun . . . Hugo krampfte das Herz zusammen, als er die verächtliche Miene beobachtete, mit der Leonie von ihm sprach, und das alberne Lachen des triumphirenden Laffen hörte.

Beim Abschiede küßten sie sich noch einmal leidenschaftlich. Ballini hüpfte lächelnd die Stufen hinab und ging leichten Schritts mit dem Ausdruck strahlender Selbstgefälligkeit, den Kopf, auf dem der glänzende neue Cylinderhut etwas schief saß, hochaufgerichtet, der Thiergartenstraße zu. —

Hugo war, ohne es zu wissen, gerade an der Ecke der Thiergarten- und Bellevuestraße angelangt, als er von einem auffällig eleganten, nur ein wenig zu extravagant modisch gekleideten Herrn, der den Hut etwas schief trug, in einer ihm widrigen Weise begrüßt wurde. Lächelnd, mit dem Ausdrucke strahlender Selbstgefälligkeit ging Ballini leichten Schritts an ihm vorüber.

Hugo fuhr wie aus dem Traume auf. Er blieb einen Augenblick stehen und blickte dem Sänger nach, der frohgemuth unter den Bäumchen der Siegesallee seine Schönheit, Eleganz und Berühmtheit vor der erstaunten Menge spazieren führte.

Was war denn nun Wahrheit, was Traum? War es ein visionäres Erschauen der Wirklichkeit gewesen? Und wo hatte diese in das mit dem geistigen Auge Erblickte eingeseht? Der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Zögernd ging er die Victoriastraße hinauf, zögernd trat er in das Haus ein.

Er hörte, wie der Schieber vor dem Guckloch bewegt wurde, aber es verging noch einige Zeit, bevor man ihm öffnete.

„Die gnädige Frau bedauert sehr . . . die gestrige Gesellschaft hat die gnädige Frau so angegriffen. Herr Doctor möchten gütig entschuldigen.“

Jean brachte die ihm anbefohlene Lüge mit einiger Unsicherheit hervor; als Hugo ihn prüfend ansah, schlug der Diener, der sich durchschaut wußte, die Augen nieder.

Hugo ging in demselben langsamen Tempo mit schweren, schleppenden Schritten wieder dem Thiergarten zu. Als er sich auf der Straße plötzlich umwandte, sah er, wie Leonie, die hinter dem Blumenaufsatze des Erkers Deckung zu finden geglaubt hatte, ihm nachblickte, aber wie eine tauchende Ente den Kopf sogleich duckte, als sie seine Bewegung wahrnahm. Zu spät! Hugo hatte sie sehr deutlich gesehen, sah sie jetzt noch hinter den Blumen: sie trug eine neue, ihm unbekannte, anscheinend sehr kokette, hellblaue Morgentoilette, das aufgelöste, prachtvolle schwarze Haar umwallte ihr weißes Gesicht.

An der Ecke nahm er eine Droschke. Er fühlte sich so matt, daß er sich nicht mehr zutraute, den kleinen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Er gab der gemüthlichen Frau Bennemann, seiner neuen Wirthin, die ihn gutmüthig fragte, ob sie dem Herrn Doctor irgendwie behilflich sein könne, kaum eine Antwort. Er blickte sich in dem ungemüthlichen Zimmer gar nicht weiter um, streckte sich völlig bekleidet, mit Ueberzieher und Handschuhen, auf die bequeme Chaiselongue und verfiel nach wenigen Augenblicken in einen bleiern schweren Schlaf.

(Schluß folgt.)



## Eduard Grözner.

Von

A. Janitsch.

— Breslau. —

**I**n den Lebens- und Bildungsgang unseres volksthümlichsten und lebenswürdigsten Humoristen der Palette hat das Schicksal selbst mit sichtlichem Humor vorbildlich eingegriffen. Als Knabe für den entjagungsvollen Beruf eines Priesters der katholischen Kirche bestimmt, wußte er als Mann wie kaum ein Zweiter den behaglichen Lebensgenuß, die Freude an den Gaben dieser Welt, und als Virtuosen dieses Genußes mit Vorliebe den der Welt am meisten abgewandten Theil der Klerisei darzustellen. Und in der Werkstätte des Meisters der großen Historienmalerei in der künstlerischen Verklärung der Haupt- und Staatsactionen der grauen Vergangenheit geschult, ward die Darstellung der lebendigen Gegenwart seines eigenen Volkes, ja nur engbegrenzter, am geschichtlichen Leben nur mittelbar theilnehmender Kreise das Feld, auf dem er von Erfolg zu Erfolg schreiten, der Liebling und der Trost derer werden sollte, die beim herrschenden Pessimismus, bei der Phantasielosigkeit des jüngeren Geschlechts an der Trösterkraft der Kunst irre werden wollten.

Der äußere Hergang war in Kürze folgender. Eduard Grözner ward am 26. Mai 1846 zu Groß-Karlowitz bei Neiße in Schlesien als siebentes Kind eines Bauern geboren. Wie es in kinderreichen Familien in katholischen Ländern nicht ungewöhnlich ist, sollte der aufgeweckte Knabe Geistlicher werden und ward zunächst auf das Gymnasium nach Neiße gebracht. So ward dem dereinstigen Künstler von Anfang an ein doppelter Segen mit auf den Weg gegeben. Einmal die bäuerliche Herkunft, die unverbrauchte frische Kraft. Hat uns doch der Stand der Bauern und Kleinbürger von



jeher mit unsere tiefsten, schöpferisch reichsten und ursprünglichsten Geister geschenkt. Es sei von lebenden Künstlern nur an Defregger, an Menzel, an Lenbach erinnert. Zum anderen aber konnte die formale klassische Bildung, mochte sie von dem in einer ganz anderen, einer vielgestaltigen Welt sinnlich anschaulicher Formen lebenden Jüngling, in dem das Künstlerblut frühe sich regte, auch mit Widerstreben aufgenommen werden, doch nur wohlthätig disciplinirend auf den beweglichen Geist wirken, selbst wenn sie keinen organischen Abschluß fand. Allerdings war die Aussicht auf die Künstlerlaufbahn damit noch nicht frei gegeben. Laut genug mußte die innere Stimme sprechen, um in den der Entscheidung vorhergehenden Kämpfen durchzudringen. Der Name des trefflichen Beschützers, der, wie einst bei der Wahl des priesterlichen Berufs, so jetzt bei der nicht minder folgeschweren, im Ausgang unsicheren Wahl des Künstlerthums ausschlaggebend und fördernd eingriff, verdient auch in den Kunstannalen seine bleibende Stelle. Der Pfarrer Fischer war es, der, um dem Himmel eine Seele zu retten, ihm einen Priestercandidateu raubte — noch hatte der Culturkampf mit seiner Schärfung der Gegensätze nicht verwirrend eingegriffen und den freien unbefangenen Blick für die nothwendige Verschiedenartigkeit der Aufgaben und Ziele des menschlichen Lebens getrübt. Dieser treue Gönner wußte einen in München lebenden Landsmann, den Architekten Hirschberg, zur Antheilnahme an dem Schicksal des aufkeimenden jungen Talentes zu vermögen, und durch dessen Vermittelung ward Grühner im Jahre 1864 dem auf der Höhe des Ruhmes stehenden Meister Piloty zugeführt, in dessen Atelier er jedoch erst nach zwei Jahren aufgenommen werden konnte, nachdem er die unerläßlichen Vorstufen der Akademie mit der Leichtigkeit glücklicher Begabung zurückgelegt hatte.

Es war ein überaus günstiger Augenblick, als der junge Schlesier nach München kam, wo sich, von Piloty inauguriert, die zweite Blüthe der Malerei vorbereitete. Man mag den Werken dieses Meisters noch so skeptisch gegenüberstehen — und das Urtheil über sie hat sich fast zur Einstimmigkeit geklärt — man darf zugeben, daß nicht sie den Höhenpunkt bezeichnen, der Ruhm bleibt Piloty doch ungeschmälert, daß in seinem Atelier die Künstler herangebildet wurden, die in erster Reihe genannt werden, wenn die Bedeutung Münchens für die vaterländische Kunst vor Augen geführt werden soll. Lenbach, Defregger und Mathias Schmid, Maxart und Gabriel Max, Kurzbauer, Haupp, Wopfner und Leibl haben dort unter Pilotys Augen und im fruchtbaren Wechselverkehr den Grund zur Meisterchaft gelegt. Piloty hatte die für den Lehrer unschätzbare Gabe, die Eigenart der Schüler zu erkennen und in die rechte künstlerische Bahn zu lenken, mochte sie von der seinigen noch so weit abführen. Dies aber war gerade bei den hervorragendsten Talenten, die seiner Leitung anvertraut waren, der Fall. Piloty selbst bewegte sich ausschließlich auf dem Gebiete der Geschichte, die er mit äußerlichem Pathos auffasste und mit einem unverhältnißmäßig großen Apparat von Nebendingen, costümlichem, architektonischem und anderem Beiwerk in Szene setzte. Wenn

er dabei auf die glänzende Wiedergabe des Stofflichen einen größeren Nachdruck legte als auf die geistige Vertiefung der Charaktere, so ward dies seiner eigenen Kunst verhängnißvoll, aber es sollte sich anderseits als schulbildend in hohem Maß erweisen. Mit seiner Ironie hat hier der Genius der Kunst gewaltet. Was übertragbar war, hat Piloty seinen Schülern getreulich mitgetheilt, im übrigen ging Jeder seine eigenen Wege. Diese aber führten meist gerade in entgegengesetzter Richtung zu der des Meisters; nur in wenigen der von ihm in die große Kunst eingeweihten Schüler wirkten seine Anregungen auch in Betreff der Wahl der Stoffe weiter, wie in Max Adamo und den Ungarn Liezen-Mayer, Alexander Wagner und Benczur. Diese Ausläufer der Piloty-Schule blieben aber mehr abseits von der Entwicklung unserer nationalen Kunst. Zu Pilotys Lehrmethode gehörte unumgänglich das Malen eines der geschichtlichen Vergangenheit entnommenen, womöglich tragischen Herganges, hierbei konnte der Schüler seine Fähigkeiten, der Lehrer seine Methode und künstlerischen Grundsätze entfalten. Wie vortrefflich diese Schulung im großen Stil wirkte, trat auch bei denen zu Tage, die alsbald nach dem Verlassen des Meisterateliers der Weltgeschichte den Rücken zuehrten. Aber sie wirkte eben nur äußerlich. Sie hat jedenfalls die Sicherheit und Klarheit der malerischen Anordnung gefördert und die Künstler vor den Umwegen des die Stilgesetze verleugnenden Naturalismus bewahrt. Das Gesamtergebnis fiel aber doch anders aus, als der Meister vielleicht erwartet hatte. Gerade aus seinem Atelier sollten die großen Volksmaler hervorgehen, welche nicht den Schätzen der Vergangenheit nachgruben, zur tiefen Wirkung ihrer Bilder nicht historischer Costüme und erborgten Flittertandes bedurften, sondern fest in der Gegenwart wurzelten, statt großer Staatsactionen das lebendige Treiben des Volkes selbst schilderten, das weit ab von dem glänzenden Kreis der Fürsten, Feldherrn und Staatslenker am reinsten und kräftigsten sich abspielt. Es wäre schwer zu bestimmen, was am meisten zu dieser Wendung beigetragen. Zum Theil mochte es der durch die Uebertreibung einer künstlerischen Manier ganz natürlich sich erhebende Gegensatz sein; mehr noch eine positive Seite des Pilotyschen Einflusses, indem der Nachdruck, den er auf die sorgfältige Beachtung und realistisch treue Wiedergabe der äußeren Erscheinung genau bestimmter Epochen legte, die Aufmerksamkeit auch auf den noch nicht der internationalen Ausglei chung anheimgefallenen Rest unberührten Volksthums hinlenkte. Allerdings zunächst mehr auf das unmittelbar in die Augen fallende Aeußere, in dem sich so viel malerisch verwerthbare Eigenart erhalten hatte. Für den selbständig und tiefer empfindenden Künstler war dies genug; seinem Spürsinn blieb es anheimgestellt, durch die äußere Schale auf den inneren Kern durchzudringen und den ihn mehr oder weniger sympathisch berührenden Lebensregungen zu lauschen. Daß es sich dabei nicht um eine gänzlich neu und unvorbereitet auftretende Richtung, sondern um die Kräftigung und Organisirung einer lange vorhandenen Unterströmung handelte, zeigt gerade das Beispiel des größten dieser Volksmaler, Defreggers, dessen künstlerische Richtung

bei seinem Eintritt in Pilotys Schule bereits feststand. Die Anregung aber, die von einer so kräftigen, klar ausgeprägten Eigenart ausgeht, ist nicht hoch genug zu schätzen, wenn sie auch unmöglich in alle ihre feineren Verästelungen sich verfolgen läßt.

Der junge Grüzner konnte diese reichen künstlerischen Eindrücke in aller Ruhe auf sich einwirken lassen; die nächste Sorge war, den Aufgaben, welche die Schule an ihn stellte, gerecht zu werden. Dank der Unterstützung Hirschbergs, der ihm die Mittel zum Unterhalt vorstreckte, konnte er den Studien ohne Unterbrechung obliegen und abwarten, bis der Genius sich regte. Die ersten, ihm von außen gestellten Aufgaben ließen von diesem noch nichts ahnen. Für Hirschbergs Haus malte er ein decoratives Deckenbild mit den sieben freien Künsten, im Atelier aber — doch hier möge sein eigener Bericht folgen, der das Erwachen des Genius und das Verhältniß zwischen Schüler und Meister am besten schildert: „Wie jeder Schüler Pilotys sollte auch ich ein Historienbild (ein ‚Unglück‘, wie wir es scherzhaft nannten) malen. Von den vielen Entwürfen, die ich damals machte, wählte Piloty die Geißelung Heinrichs II. von England am Sarkophage Thomas Becket's. Der halb entblößte König, umgeben von Geistlichen, die brennende Kerzen halten, hinten mißvergnügte Höflinge, das Ganze in düsterem romanischen Gewölbe, hätte wohl ein echtes Pilotyschulbild abgegeben, wenn nicht ich, je weiter ich damit kam, ebenso mißvergnügt geworden wäre über einen König, der sich von Geistlichen prügeln läßt, wie die Höflinge. Nun mußte Piloty seines Magenleidens halber auf mehrere Wochen nach Karlsbad. Als er zurückkam, stand zu seiner größten Ueberraschung ein fertiges Bild auf der Staffelei“ — das erste Klosterbild — „Heinrich II. aber lehnte verkehrt im Hintergrund an der Wand. Piloty drückte mir in herzlichster Weise die Hand und sagte: ‚Bravo, Sie haben Recht! malen Sie nun, was Sie wollen.‘“ Dieses Bild behandelte das später in den Jahren der Meisterschaft mehrfach wieder aufgenommene Motiv, wie der Vater Kellermeister, den Krug in der Hand, selig neben dem Weinfaß eingeschlummert, vom Prior und einem fanatischen, verrätherischen Mitbruder überrascht wird. Wie Pilotys scharfer Blick sofort erkannte, hatte Grüzner sich selbst gefunden. Bald folgte eine zweite Darstellung aus dem Klosterleben: ein Mönch mit verbundenem Kopf, ein Licht und die Sandalen in der einen, einen Krug in der anderen Hand, vorsichtig die Kellertreppe herabschleichend, um sich ein Betäubungsmittel gegen sein Leiden zu holen. Dann aber ein Falstaff mit Dortchen auf dem Schoße. Damit war sein künstlerischer Charakter festgestellt. Dem hier entdeckten Stoffgebiete blieb er in der Folge treu; er erweiterte es gelegentlich durch Aufnahme des an Originalen nicht minder reichen Standes der Jägersleute, auch durch Zusammenstellung der Mönche mit den Letzteren — bezeichnender Weise auf dem neutralen Gebiete, wo der nationale Grundzug des Durstes die innere Zusammengehörigkeit am klarsten bethätigt; der Durst und das damit in Verbindung stehende Wirthshausleben führte ihn auch noch zu weiteren Seitensprüngen; aber immer

wieder kehrte er zur alten Liebe zurück, und was er auch darstellen mochte, es ward durchtränkt von jenem köstlichen grundgermanischen (Geisteshauch) des Humors.

Wir thun uns viel zu Gute auf diese nationale Mitgift, und mit Recht. Doch giebt es wenig Worte, mit denen größerer Mißbrauch getrieben wird, die mehr der Mißdeutung und der Verwechslung ausgesetzt sind, als der Humor. Die Art des Humors, die in Grüners besten Werken zur Vollendung gekommen, war unserer bildenden Kunst lange entfremdet gewesen. Das Mittelalter kannte ihn wohl: an dem Chorgestühl, den Pfeilern- und Säulencapitälen, Friesen und Wasserspeiern der gothischen Kathedralen trieb er gerne sein ausgelassenes Wesen. In der Zeit innerer und äußerer Noth nahm er eine tendenziöse, moralisirende Färbung an. Der Humanismus und gar die Reformation übten ihn am liebsten in der Form der Satire. Holbein der Jüngere erweist sich auch hierin als einer der Größten, wie seine Illustrationen zum Lob der Narrheit und seine Todtentanzbilder darthun. Als das geistige Leben infolge der theologischen Kämpfe und vollends der endlosen Kriege mehr und mehr verkümmerte, entartete auch der Humor, der fast nur noch in der Uebertreibung der lächerlichen oder thörichten Züge, in der Form derber Satire einen Ausfluß fand. Er flüchtete ganz zu dem freien Volk der Niederländer, wo ihn ein Franz Hals, ein Brouwer, Jan Steen und Andere zu glänzender Wirkung brachten. Im alten Deutschland fand er erst auf dem Umweg der Dichtung auch in der bildenden Kunst wieder Eingang. Aber wie klein spießbürgerlich tritt er noch bei Chodowiecki auf! Daß er alsbald ein wesentliches Element der Romantik bildete, ward maßgebend für seine Aufnahme in der von jener innerlichst beeinflussten Malerei. Ein Schwind und Richter vor Allem (von Schrödter, Kaulbach und den diis minorum gentium zu schweigen) zeigen ihn in seiner schönsten und reinsten Gestaltung als den anschaulich ausgebildeten Gegensatz zwischen dem wirklichen Leben und der Welt der Dichtung und der Ideale: im schönsten Sinne sentimental. Der Umschwung, der mit dem Erwachen des politischen Lebens der Nation eintrat, brachte auch hier eine tiefgehende Wandlung. Nicht länger war die künstlerische Phantasie genöthigt, das Ziel der Sehnsucht im Reiche der Träume zu suchen; wie die Nation in harter politischer Zucht lernte, mit gegebenen Thatfachen zu rechnen, so gewöhnte sich auch das Künstlerauge daran, die Wirklichkeit muthig zu betrachten und auf die künstlerische Verwerthbarkeit hin zu prüfen. Und in der kräftigeren Luft des modernen Lebens gedieh alsbald jener objective Humor, der, mit innerer Freiheit über der Sache stehend, die künstlerische Darstellung des Widerstreites der concreten Erscheinung und des absoluten sittlichen oder ästhetischen Ideals zur Aufgabe hat. In seiner reineren Form, wie er schon bei Desregger auftrat, ist er tendenzlos. Aber seine Grenzen sind schwankend; ein geringes Maß von Tendenz, die nahe liegende Verjüngung, den zu Grunde liegenden Widerstreit stärker zu betonen, rückt sie hinaus nach der Seite der Satire

und Caricatur, wohin beispielsweise der Humor Adolf Menzels gerne neigt. Die Verwerthung dieser Fehler und Mängel als bewußt künstlerisches Motiv ist die letzte Steigerung, die in den grottesk-komischen Darstellungen eines Busch und Oberländer zu virtuoser Ausbildung gekommen ist.

Grühners Humor hält sich von den angedeuteten Extremen fern. Er caricirt nicht, er wird nicht bitter, tadelt und moralisirt nicht, vermeidet im Ganzen jede Tendenz. Grühner zeigt seine Lieblingsgestalten nur gerne in Situationen, die einen leichten Conflict mit der strengeren Auffassung ihres öffentlichen Charakters, Amtes oder der Ethik überhaupt bilden. So wenn seine Mönche anstatt in der Uebung der Entsagung im behaglichen Genuß der irdischen Güter, der Speise und des Trankes, zumal des letzteren geschildert werden; wenn er sie belauscht, wie die Lectüre eines pikanten Klassikers ein feines Schmunzeln auf den würdigen Gesichtern hervorlockt, oder wenn er die Attentate jovialer Jägerleute auf die Leichtgläubigkeit oder auch nur Gutmüthigkeit der Zuhörer malt. Er deutet jedoch den Conflict nur an, so daß er dem Beschauer kaum als solcher bewußt wird. Darum giebt er seine Lieblinge nicht dem Gelächter oder gar dem Hohne preis. Wir verlieren niemals ein gewisses Wohlwollen mit den gottseligen Trinkern, den Nimroden, die einen Münchhausen übertrumpfen. Wir lächeln, ohne uns zu ereifern; ja, dem Maler gelingt es wohl, eine solche Stimmung zu erzeugen, daß wir uns im Geist als behagliche Mitgenießende fühlen. So begleiten wir mit unserem Beifall unbewußt den Sieg der durch die Askese vergeblich zurückgedrängten Natur. Da aber dieser Sieg nie in wüsten Genuß ausartet, und da auch die faustdicken Lügen der Jäger Niemand täuschen, außer etwa die Dummheit, und im Grund ein harmloser Ausfluß der Leidenschaft des Jagens sind, dem sich die singirten Zuhörer selbst mit einem gewissen ästhetischen Genuß hingeben — so verliert auch der Beschauer nicht die wohlwollende Theilnahme, es regt sich keine sittliche Opposition, und in die Freude an der gelungenen künstlerischen Darstellung mischt sich ein sympathisches Lächeln.

Naturgemäß machte auch diese Eigenart, so klar und entschieden sie bei ihren ersten Äußerungen sich kundgab, eine Entwicklung durch. Wenn der Doctrinärismus sich eine solche derart a priori construirt, daß das Streben nach humoristischer Wirkung zur Anwendung immer stärkerer drastischer Mittel führe, so wird er hier durch die Thatfachen widerlegt. In welcher Weise die Klärung vor sich ging, mögen wenige Beispiele erläutern, vor allem die Vergleichung der wiederholten Bearbeitung jenes ersten Klostermotivs mit der ursprünglichen Fassung. Auf dem Jugendbild liegt der schlafende Kellermeister recht als das abschreckende Bild der Völlerei, mit plumphen Zügen, aufgeschwemmt wie eine Tonne, in der Hand einen Maßkrug(!) neben dem Weinfäß; der Verräther trägt jugendliche Züge, der Prior, dessen Leibesbeschaffenheit keinen großen Unterschied von derjenigen des überraschten Sünders zeigt, läßt mit keinem Zug des strengen Antlitzes etwas Anderes als den zornigen

Richter ahnen. Das einzig verjöhnende Element liegt in der Komik der Situation. Nur wenig Jahre trennen diese und die nächste Bearbeitung, aber sie genügen, um die letzten Anklänge an Pilotysches Pathos zu tilgen. Nun sind die gutmüthigen Züge des Schlafenden von einem seligen Lächeln verklärt, an dem jeder Versuch einer tragischen Wendung scheitern würde; und seine Hand hält lose ein der Lage angemessenes Weinglas. In dem fanatischen Verräther verlegt nicht mehr eine zu jugendliche Bildung, seine Züge tragen den Stempel der Lebenszeit, welche die Schwächen des Temperaments und das Mitleid eher überwunden haben mag. Mit dem gleichen feineren Sinn ist der Angelpunkt der Situation, die Auffassung des Priors, geändert. Die Mienen des schlafenden Bruders und seines Oberen stehen in lebendiger Wechselbeziehung: vor dieser schlummernden Seligkeit hält auch die Amtsstrenge des Priors nicht Stand, und um die Mundwinkel zuckt ein verrätherisches Lächeln.

Es soll nicht behauptet werden, daß nicht auch in der Zeit der ersten Meisterschaft hin und wieder ein Zuviel, gelegentlich ein an's Carikire streifender Zug sich einmischte, wenn die Situation und die übergroße Fülle von verschieden zu charakterisirenden Gestalten die Versuchung zu nahe legten, wie etwa bei dem berühmten „Gebetläuten im Klosterbraustübchen“, einem sonst köstlichen Bild. Da sitzen am einen Tisch die Honoratioren, Jägersleute und verwandte Geister am anderen, am Tischchen in der Fensternische ein feister Mönch; noch in der Dämmerung des Hintergrundes tauchen vereinzelte Gestalten von Gästen auf. Mitten in das behagliche Pöculiren hinein ertönt das Läuten der Gebetglocke — ein überaus fruchtbarer Moment für den Psychologen und Charakterzeichner, der ganz ergötlich das Verhalten jedes Einzelnen bei dieser Prüfung der Herzen und Nieren zu schildern weiß: aufrichtige Frömmigkeit hier, gewohnheitsmäßige dort, Heuchelei, Gleichgültigkeit, Verlegenheit — mitten darin aber die aufdringliche, geschäftsmäßige Devotion des aufwartenden Bruders, die beinahe des Guten zuviel thut.

Daneben stehen Bilder, die in ihrer knappen, klaren Fassung geradezu mustergiltig sind, wie etwa „Die schwere Wahl“, wo die hübsche Kellnerin vor die Entscheidung gestellt ist, von welchem der beiden gleich hübschen Forstleuten sie ein Sträußchen annehmen soll, oder „Die unfehlbare Niederlage“, ein Bild, dem Mancher wohl den Preis zuerkennen möchte. Auch hier spielt der Vorgang in einem traulichen Klosterstübchen. Ein behäbiger Pater hat sich mit dem nachbarlichen Gutsherrn in ein Spielchen Tarock eingelassen. Ihm zur Seite sitzt der mit der Tafel und Kreide bewaffnete Schulmeister, der mit weisem Rath die Karte des am Glück verzweifelnden Paters mustert. Ein dienender Bruder, der einen zum Füllen bestimmten Krug auf dem Rücken hält, steht hinter Beiden und neigt sich herüber, um beiläufig auch einen Blick in das lockende Geheimniß des Kartenspiels zu thun. Dieser geschlossenen Phalanx gegenüber sitzt der waidmännisch gekleidete Gegner mit einem unnachahmlich überlegenen Lächeln, das den Borgenuß des nahen

Siegess verkündet. Behaglich bläst er den Rauch der Cigarre von sich, während die Linke lässig mit den auf dem Tisch liegenden Karten der gemachten Stiche spielt, und die Rechte mit dem eigenen Spiel Karten an der Seite herabhängt. Die beiden Spielergestalten sind von geradezu vollendeter Charakteristik. In jene Jahre fällt auch das Werk, das wohl am meisten zur Verbreitung seines Namens beigetragen hat, das „Jägerlatein“, eine jener Schöpfungen, die ihren Ursprung ganz besonders begnadeten Augenblicken verdanken, die bekannte Scene, wo ein Jägermann beim Glase Bier dem Pfarrherrn im Beisein des Wirthspaares, des Försters und der Kellnerin seine erstaunlichen Abenteuer erzählt. Die Hauptgestalt gehört zu jenen Typen, die sich der Phantasie unvergeßlich einprägen. Diese herausfordernde Pose, das siegesfrohe Lächeln, der unruhig flackernde Blick — wir sehen es der Gestalt an, es sind die haarsträubendsten Lügen, die hier aufgetischt werden. Ist doch auch recht zur Befräftigung dieser Meinung über dem Helden die Darstellung der wahren Begebenheit angebracht, wie Münchhausen auf einer Kanonenkugel durch die Luft fährt. Und trotzdem ist auch der Beschauer soweit von aller sittlichen Entrüstung, wie die Zuhörer auf dem Bild, wie der würdige Pfarrherr und die Wirthin, die mit theilnehmendem Lächeln zuhören, der Wirth, der schon in erschütterndes Lachen ausbricht, oder der Förster, der schmunzelnd mit fachmännischem Interesse die Phantasiesprünge verfolgt.

Es ist begreiflich, daß den Meister der Charakteristik zu Zeiten auch die Bühnenwelt, das Treiben hinter den Coulißen, angezogen hat, nicht minder begreiflich jedoch, daß die Welt des schönen Scheins, des künstlerischen Pathos mit ihren Piloty'schen Reminiscenzen ihn nicht lange hat fesseln können. Doch hat diese Abschweifung in den siebziger Jahren unter anderen das an feiner Charakteristik überaus reiche Bild der Mannheimer Galerie „Schauspieler vor der Vorstellung“ zur Frucht gehabt, das die nach dieser Seite gerichtete Liebesmühe als eine nicht verlorene erkennen läßt. Der Maler verseht uns in die Garderobe, wo die letzten Vorbereitungen zur Aufführung Heinrichs IV. getroffen werden. Links wird gerade die gewichtige Gestalt Falstaffs zurecht geschnürt, Andere üben ihre Toilettenkünste, rechts sehen wir den Theaterfriseur bei der Arbeit; und in der Mitte erkennen wir Haase's feine, geistvolle Züge, wie er, das Tertbuch in der Hand, dem Darsteller des ausgelassenen Prinzen die letzten Feinheiten der Rolle demonstriert. Das Bild ruft den Eindruck vielbewegten Lebens hervor, es zeugt von einer sicheren Beherrschung der Massen, aber bei längerer Betrachtung macht sich der Mangel eines geistigen Mittelpunktes geltend, zu dem die schöngegliederten Gruppen in Beziehung ständen.

Das Theater und die Schenke gaben gemeinsam die Ueberleitung zu den Mephisto- und Teufelsbildern und sonstigem Spuck, der den Künstler zu Zeiten von den geliebten Mönchen abzog. Einen glaubhaften Teufel darzustellen, ist noch keinem Maler gelungen, und so bilden auch die Trinkscenen

der bekannten Bilder „Der schlesische Jecher und der Teufel“ und „Muerbachs Keller“ den gelungeneren Theil. Die zunächst zu heiterem Spiel unternommene Beschäftigung mit den dämonischen Figuren lockte weiter zum Versuch der Darstellung tragischen Conflictes. Nur die Oberflächlichkeit mag mit dem leicht verschleierteu Zwiespalt in der Menschenbrust ewig nur scherzen, den ernsteren Charakter muß es dazu drängen, auch den Kampf der unverjöhnbaren Gegensätze, die Nachtseiten der menschlichen Natur zu schildern. Nun hatte schon das erwähnte Jugendbild einen Anlauf in dieser Richtung genommen, die spätere Fassung des Zeloten in der Kutte, die Studie zum Mephisto zeigen ein Weiterführen des aufgenommenen Gedankens. Da ist es besonders anziehend, wahrzunehmen, wie der Versuch, einen tragischen Knoten zu schürzen, endlich klare künstlerische Form angenommen hat. Das im Besiz des Herzogs von Altenburg befindliche Bild „Die Versuchung“ ist — vielleicht, weil es den echten Grügners so wenig ähnelt — weniger bekannt geworden, und doch ist es eins der besten Historienbilder der letzten Jahre, das die in ihrer Art vortreffliche Lösung eines uralten, interessanten, niemals zu erschöpfenden Vorwurfs der bildenden Kunst bietet. Wir erblicken einen in eine Kutte gehüllten Einsiedler in ärmlicher Klausur; die Umgebung spricht von Kasteiung und Entbehrungen; ein Buch liegt aufgeschlagen vor dem Knieenden, dessen Hände einen Todtenhädel umklammern — so hat ihn der unbewachte Augenblick überrascht, da die überreizte Phantasie, von den Gebeten und Meditationen abschweifend, ihm die Erinnerung an die Genüsse dieser Welt vorzauberte, deren Lockung er einst in diese Abgeschiedenheit entflohen war. Und die heimlichen Herzenswünsche haben sinnliche Gestalt angenommen: ein üppiges Weib ist vor ihm aufgetaucht, das in der hochgehobenen Linken einen Pokal schwingend, mit der andern Hand dem Träumer ein mit Wein gefülltes, zierliches Glas vorhält. Wir fühlen es, jetzt erit ist der Wendepunkt im Leben des Büßers gekommen. Werden die Opfer umsonst gebracht sein, wird er diesem Lächeln widerstehen? Die Charakteristik des Helden läßt dem Zweifel Spielraum; eine heroische Bildung, die ihn von vornherein zum Sieger gestempelt hätte, würde vielleicht das Interesse gemindert haben.

Wenn Grügnier gelegentlich noch mehrfach ernstere Töne anschlug, so hielt er sich doch mehr im Rahmen ruhiger Situationschilderung, wie etwa auf den Scenen aus der „Branntweinschenke“ auf dem Bild dieses Namens und dem entsprechenden Theil des Triptychons „Wein, Bier und Schnaps“, in denen andererseits wieder soviel liebenswürdiger Humor waltet, daß dem Ernst die tendenziöse Spitze abgebrochen wird, und der Eindruck der feinen Charakterbeobachtung und -Darstellung ein überwiegend ästhetischer bleibt.

Alle diese Bilder gehen aber gleichwie zur Erholung und Ausspannung nebenher; das Hauptthema seines Schaffens blieb das Leben und Treiben der Mönche. Mochte ihn das Herz auch noch so stark nach anderer Seite ziehen, das Publikum, dem ein Grügnier, auf dem nicht mindestens eine



Kutte zu sehen war, nicht für voll erschien, zwang ihn zu den Klosterbildern zurück und ließ ihn stets auf neue Motive und Varianten sinnen. So legt sich der Fluch des Spezialistenthums auch auf die Kunst und fesselt den Genius, der sich zu höherem Flug ausschwingen möchte. Und wie viel Künstler, die einmal die berauschende Musik des allgemeinen Beifalls in vollen Zügen genossen, haben es denn über sich vermocht, dem süßen Gift freiwillig zu entsagen und, der tief innersten Stimme folgend, neue Wege zu ungewohnten Zielen einzuschlagen? Indessen muß beim Ueberblicken dieser überaus zahlreichen Szenen aus dem Klosterleben zugestanden werden, daß der Stoff einer Erfindungsgabe wie derjenigen Grühners unererschöpflich zu sein scheint. Er weiß dem scheinbar monotonen Thema immer wieder neue, anziehendere Wendungen zu geben, und bewährt auch darin seine feine Künstlernatur, daß er, weit entfernt, der Versuchung nachzugeben, durch Betonen komischer Züge derbere Wirkungen zu erzielen, neben den einmal gewohnten und stets wieder verlangten Szenen eine Gattung von Conversationsstücken herausbildete, deren Hauptreiz gerade im wohlwogenen Maßhalten, in der Zusammenstellung prägnant ausgearbeiteter Charakterköpfe besteht, die durch ein geistiges Medium, sei es die Rede oder die Musik, zu einander in Beziehung gebracht sind. Weniger geeignet, die Popularität des Künstlers zu erhöhen, üben sie durch ihre intime Haltung, die feinere geistige Stimmung, von der sie beherrscht sind, auf den Kenner einen um so größeren Reiz aus. Dahin gehört das im Besitz des Herrn Consuls Meyer in Hamburg befindliche liebenswürdige Bild „Siesta im Kloster“ mit dem kleinen Orchester, das nach aufgehobener Tafel dem Abt einen Ohrenschmaus darbringt. Das Motiv ward später in dem ebenfalls nach Hamburg (in die Sammlung Uhlemann) gekommenen Bild mit reicherer Durchführung zu der Scene erweitert, wie ein Chor und Streichquartett von Mönchen „Zu Ehren seiner Eminenz“ sich hören läßt. Dahin gehören die Darstellungen, welche die Gottesmänner beim Glas Wein, etwa verbunden mit der Lectüre, zuweilen von Klassikern zweifelhafter Heiligkeit, zeigen, wie das Bild „Ein pikanter Klassiker“ in der Leipziger Galerie, oder das friedliche anheimelnde Stillleben „Klosterfriede“ der Neuen Pinakothek; vor allem aber das in seinem feinen Humor so gewinnend vornehm gehaltene Bild „Ein willkommener Gast“ (in der Sammlung Schröder in Wiesbaden), das eine originelle Einführung des Falstajstypus in die Versammlung der Mönche mit den schönen Charakterköpfen enthält.

Grühner führt die Unterscheidung zwischen den braunen und den weißen Kutten im Typus, im Charakter und in der Beschäftigung streng durch. Erstere sind durchgängig gröber in der Wolle; der materielle Genuß, die Hantirung in Küche und Keller stehen bei ihnen obenan. Sie sind die Biertrinker; meist etwas derbe, aber gutmüthige Gesellen, mit denen es sich behaglich leben läßt. Dagegen finden sich die feineren, mitunter geistvollen Charakterköpfe unter den vornehmeren Weißröcken. Mögen sie beim

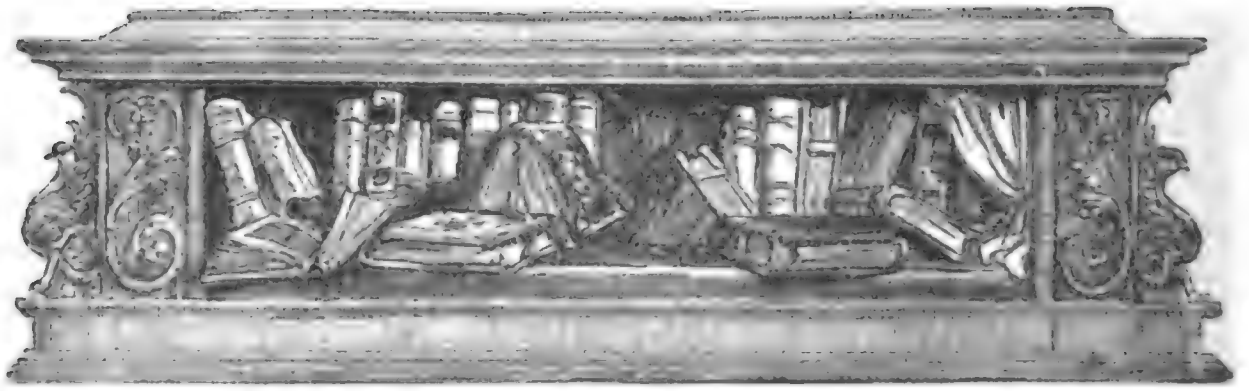
Wein oder der Lectüre, bei Musik oder bei behaglichem dolce far niente versammelt sein, oder am „Kasirtag“ unter dem Messer des alten Barbiers bluten — selbst unter dem Seifenschäum verlieren sie wenig von der sichereren Würde.

Neben allen diesen Darstellungen nehmen die Falstaffbilder eine besondere Stelle ein. Es mag vielleicht auf Rechnung der von Piloty ausgehenden Anregungen kommen, daß der junge Grüner überhaupt an die Verkörperung dichterischer Gestalten dachte, aber die Wahl des Stoffes und die Art der Auffassung zeigen klar, daß es sich dabei weder um ein Zugeständniß an Pilotys Richtung, noch um einen Rückfall in die alte Romantik handelt. Der Gegenstand ist zwar dem Dichter entnommen, und das Costüm gehört entlegenen Zeiten an; aber der Dichter selbst hat diese Gestalten dem Leben abgelauicht und mit solchem Wirklichkeitsgefühl ausgestattet, daß der nachschaffende Künstler wiederum nur in's volle Leben zu greifen brauchte, um der Absicht des Vorbildes sich zu nähern. Das Costüm aber ist darum belanglos, weil die Charaktere selbst so zeitlos, allgemein menschlich gültig sind, daß sie von der zufälligen Tracht unabhängig erscheinen. Es war keine leichte Aufgabe, den wüsten dicken Schlemmer, grundsatzlosen Spötter, würdelosen Renommisten, zugleich aber witzigen und jovialen alten Junker nicht nur künstlerisch erträglich, sondern auch fast liebenswürdig und zumal glaubhaft darzustellen, wie es dem Künstler doch vor Allem auf den bekannten Kohlezeichnungen des Schlesiſchen Museums zu Breslau gelungen ist. Es braucht nur auf die Darstellung hingewiesen zu werden, wo der dicke Ritter mit gnädigem Lächeln, den verschmitzten Knirps von Pagen hinter sich, auf das Wirthshaus zuschreitet, dessen Wirth ihn mit devotem Gruß an der Thüre bewillkommt, während die Wirthin und sein Dortchen ihm aus dem Erkerfenster lächelnd nachblicken. Wir haben hier einen der seltenen Fälle, wo sich die malerische Verkörperung mit der allgemeinen Vorstellung von der dichterischen Figur wirklich deckt, und kein Rest unbefriedigter Ansprüche übrig bleibt. Zur Erklärung genügt nicht der Hinweis auf den angeborenen feinen Sinn für das Humoristische und für das künstlerische Maßhalten. Hierbei macht sich vielmehr noch der allen jenen, aus Pilotys Schule hervorgegangenen Volksmalern gemeinsame nationale Grundzug geltend: auch Grüner steht hier wie überall fest auf dem Boden deutschen Volksthums. Dieser Falstaff, dieser Bardolph sammt seinen Spießgesellen, Dortchen und Frau Fluth und die ganze fröhliche Bande sind im Herzen so gut deutsch, wie alle die Mönche, Jäger und sonstige Becher. Dadurch wird die Wirkung nicht wenig bedingt; denn nur so konnte der Künstler ganz wahr sein. Und so erklärt sich auch die eigenartige Erscheinung, daß der deutsche Künstler die Anerkennung des Auslandes gefunden, daß das Vaterland Shakespeares seine Verkörperung Shakespeariſcher Gestalten adoptirte.

Die Thatſache ist tröstlich, indem sie einen nachdrücklichen Hinweis auf die Schätze enthält, die unser Volksthum in sich birgt, und die unsere neuere

Kunststrichtung fast in Vergessenheit zu bringen droht, wenn sie im achtungswerthen, doch einseitigen Streben nach Wahrheit diese Wahrheit zu sehr außen sucht und darüber die innere Wahrheit der schöpferischen Phantasie und des Gemüthes aus den Augen verliert. Da dürfen wir es als eine glückliche Fügung betrachten, wenn inmitten der trüben hin- und herwogenden Fluthen Künstler, wie Eduard Grühner und seine Geistesverwandten, unentwegt, recht wie Felsen stehen und durch ihr treues Schaffen die alte Weisheit lebendig halten, daß es mit der Beherrschung der äußeren Formenwelt nicht genug sei, daß hinter der künstlerischen Form ein ganzer Künstler, hinter dem Künstler ein ganzes Volk stehen müsse.





## Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis.

Von

Ch. Achelis.

— Bremen. —

**E**s ist eine der größten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung noch in sich trägt und aus Allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundlagen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Structur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Structur irgend eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Structur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Weigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspectrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so giebt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus.“

Diese Worte eines in seinem Fache wohlverdienten Forschers (Post, Ursprung des Rechts S. 8) kennzeichnen mit knappen Umrissen den allgemeinen

Standpunkt, welchen wir für die befriedigende Lösung unserer Aufgabe voraussetzen müssen, es ist also der für die heutige Methodik der Wissenschaften so charakteristische Zug der thunlichst ausgedehnten und im Detail verlässlichen Vergleichung. Sehen wir von der angedeuteten Wirksamkeit dieses Hilfsmittels der Untersuchung in den zahlreichen naturwissenschaftlichen Disciplinen ab, so ist es besonders die Analogie der Sprach- und Religionswissenschaft, die für uns hier in Frage kommt. Es bedarf an dieser Stelle keiner weitläufigen Auseinandersetzung, in welcher folgenreicher Weise durch sie unser geistiger Horizont erweitert, und wie im Besonderen durch die comparative Linguistik uns über Epochen der menschlichen Geschichte ein ungeahnter Aufschluß verschafft ist, die bislang den forschenden Blicken der scharfsinnigsten Historiker in undurchdringlichem Dunkel sich entzogen. Aber nicht nur das, nicht nur, daß das Alterthum eine ganz unverhoffte prähistorische Verlängerung erhielt, sondern es wurde nun ein völlig neuer Stammbaum der Menschheit entworfen — allerdings unter Hinzunahme naturwissenschaftlicher Hilfsmittel — (man denke nur an das gewaltige Werk von Fr. Müller!) und nach diesem Schema die religiösen, sittlichen, rechtlichen und künstlerischen Vorstellungen von Völkern reconstruirt, in denen jede unmittelbare literarische Kunde verschollen ist. Es darf nach diesen überraschenden Ergebnissen, die im Einzelnen natürlich noch häufig den Widerspruch herausfordern mögen, wie das bei jeder neuen, im raschen Fluge sich entwickelnden Wissenschaft der Fall zu sein pflegt, nicht Wunder nehmen, wenn auch andere Zweige der modernen Forschung sich derselben Perspective bemächtigten, vor Allem die auf dem weiten Material der neuen Völkerkunde basirte vergleichende Rechtswissenschaft. Reicht denn nicht, so möchte Mancher fragen, die exacte historische Auffassung aus, wie sie z. B. in der Savigny'schen Schule geübt wird? Die verneinende Antwort, welche wir auf diese Fragestellung zu ertheilen genöthigt sind, bildet in ihrem inductiven Beweise den wesentlichsten Inhalt der vorliegenden Betrachtung, in welcher wir naturgemäß wie bei allen derartigen streitigen Problemen den Hauptnachdruck auf die Erörterung und Klarlegung der Methode legen, während wir von den Ergebnissen unserer Wissenschaft nur unbestimmte Umrisse entwerfen können. Da zur Zeit Post einer der rührigsten Arbeiter auf diesem Felde ist und er zugleich die Principien der Untersuchung am ausführlichsten und klarsten entwickelt hat, so werden wir auf seine Werke ganz besonders Bezug nehmen und unsere Darstellung nur gelegentlich durch anderweitige Nachweise ergänzen. Es kann nicht ausbleiben, daß bei einer so jungen und, ehrlich gesagt, ziemlich anspruchsvollen Wissenschaft mannigfacher Widerspruch, namentlich seitens der Vertreter älterer, schon längst unbestrittener Anerkennung sich erfreuender Disciplinen erstehen wird, allein diese Discussion kann, falls sie wenigstens sachlich geführt wird, nur im Interesse der betreffenden Streitfrage selbst liegen, und selbst für diejenigen, welche in der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis nur einen verhängnißvollen Fehltritt sehen, wird doch der Umstand ein gewisser Trost sein, daß für die Geschichte

der Wissenschaften bekanntlich auch der Irrthum eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt.

Vor allen Dingen ist es nöthig, um überhaupt ein unbefangenes Verständniß für die Ziele unserer Wissenschaft zu gewinnen, sich des landläufigen, geschichtlichen Gedankens zu entäußern, als könne man in den bekannten drei Perioden die gesammte Geschichte der Menschheit umspannen. Diese Behauptung trifft nur unter der Voraussetzung zu (und auch dann nicht einmal vollständig), daß diese Entwicklung sich nur durch eine literarische oder monumentale Ueberlieferung verfolgen lasse. Aber auch abgesehen von der unleugbaren Thatsache, daß so gewaltige und bis ins Detail ausgewachsene Culturen wie z. B. die chinesische oder die aegyptische eine große Reihe von früheren Entwicklungsstufen bedingen, hat die moderne Völkerkunde unwiderleglich dargethan, daß nicht, wie man vorgiebt, ein ununterbrochener sittlicher und geistiger Fortschritt in den einzelnen Perioden der Weltgeschichte stattfindet, sondern daß, zeitlich genommen, die verschiedensten Phasen des socialen Lebens von der höchsten und verwickeltesten an bis zur dürftigsten und unscheinbarsten neben einander liegen, daß man also eher von einer Geschichte dieser einzelnen Formen der menschlichen Gesittung sprechen kann, als von einem zusammenhängenden Bilde des gesammten menschlichen Geschlechts. Wie neben der uralten ägyptischen Cultur die rohesten Naturvölker ihr Dasein fristeten, von denen schon Strabo und Herodot erzählen, so kennen wir noch heutigen Tags trotz unserer überlegenen europäischen Civilisation eine Reihe von Stämmen, die sich kaum über die Anfänge der Thierheit erhoben haben. Jedes dieser Völker macht einen Proceß durch, in welchem man, aber auch nur bedingt, von einer Jugend, Mannesalter und Greisenzeit reden kann, aber dasselbe metaphorische Bild leidet auf die Menschheit überhaupt keine Anwendung. Deshalb abstrahirt auch der vergleichende Rechtsforscher völlig von dem üblichen Leitsfaden der Chronologie, ein Umstand, der ihm besonders von dem strengen Historiker verdacht wird. Und doch liegt, bei Licht besehen, eigentlich gar kein Grund zur gegenseitigen Entzweiung und Erbitterung vor; denn während natürlich für die geschichtliche Betrachtung die zeitliche Berechnung ganz und gar unentbehrlich ist, wenn auch nur als äußerer Rahmen, so hat dieselbe umgekehrt für die Ethnologie, welche sich nicht auf ein bestimmtes Volk beschränkt, sondern eben ihre Arbeit in den maßgebenden Analogieen über das gesammte Menschengeschlecht, so weit es wissenschaftlich uns zugänglich gemacht ist, erstreckt, gar keine Bedeutung. Ein und derselbe charakteristische Rechtsbrauch, ein und dieselbe Sitte findet sich bei den stammfremdesten Völkerschaften, wo anderseits auch an gar keine Reception zu denken ist, zu den entlegensten Zeiten, Jahrzehnte und Jahrhunderte getrennt, und umgekehrt die abweichendsten rechtlichen Vorstellungen zeigen sich zu ein und derselben Zeit, in demselben Jahr und Jahrzehent in dem großen Areal der Völkergeschichte. Auch Post ist dieser Vorwurf nicht eripart worden, den er folgendermaßen zu widerlegen sucht: „Man hält mir

vor, daß ich den verschiedensten Rassen aus den verschiedensten Culturzeiten Angehöriges zusammenstelle, während es nach Ansicht meiner historischen Gegner wissenschaftlich unerläßlich ist, nach Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm, nach Jahrhunderten und Jahrzehnten genau zu sondern. Dies würde richtig sein, wenn es sich bei meinen Arbeiten bereits um Detailforschungen handelte. Es liegt mir aber daran, gewisse Erscheinungen zu constatiren, welche auf der Basis der überall gleichmäßig wirkenden menschlichen Natur überall gleichmäßig sich zeigen. Hierfür sind Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig ganz gleichgiltig. Ich beabsichtige nur das, was im ganzen ethnischen Gebiet gleichmäßig auftritt, in den Grundzügen festzustellen und durch einzelne Beispiele zu illustriren, welche, obgleich sämmtlich nach Rasse, Volk und Stamm individuell, doch eine allgemeine Bedeutung haben, indem sie in verschiedenen Färbungen stets das wesentlich gleiche Organisationsprincip zum Ausdruck bringen. Es ist auch vollkommen gleichgiltig für mich, in welches Jahrhundert oder in welches Jahrzehnt derartige Bräuche fallen, da die Chronologie nur für die Entwicklung in einem einzelnen ethnischen Gebiete eine Bedeutung hat, nicht aber für das Gesamtgebiet des Völkerlebens, in welchem stets alle Entwicklungsstufen neben einander liegen, in welchem man bei einer Völkerchaft, welche heute lebt, dieselbe Erscheinung wiederfindet, welche man bei einer anderen ein paar tausend Jahre vor Christi Geburt wahrnimmt.“ (Bausteine für eine allg. Rechtswiss. I. 17).

Hat sich somit, wie oben ausgeführt wurde, die vergleichende Rechtswissenschaft das biogenetische Gesetz zu eigen gemacht, nach welchem die Geschichte des Individuums die der Rasse in gedrängten Umrissen wiederholt, so würde es sich doch immer fragen, weshalb denn das früher maßgebende geschichtliche Princip aufgegeben wurde, und inwiefern es sich für die psychogenetische Erklärung der Thatfachen des Volkslebens unzulänglich zeigte. Das mußte überall da eintreten, wo eben die hergebrachte historische Auffassung, die sich streng an chronologische und topographische Grenzen hielt, Erscheinungen begegnete, die von dieser Perspective aus völlig unverständlich blieben. Man half sich Anfangs mit Ausdrücken, wie Curiositäten, Abnormitäten, wunderliche Capricen des Volksgeistes u. s. w. über die Verlegenheit hinweg, während das Problem, namentlich, wenn es nicht sporadisch auftauchte, sondern in einer bestimmten Entwicklungsperiode regelmäßig wiederkehrte, dadurch natürlich nicht aus der Welt geschafft wurde. Um nur einige solcher Fälle zu erwähnen, so erinnern wir an die für jede rein historische Betrachtung schlechthin unlösbare und erklärliche Institution der Couvade, des Männerkindbettes, oder des seltsamen Brauches, daß unmündige Knaben mit erwachsenen Mädchen verheirathet werden, welche so lange mit anderen Männern leben, bis ihr künftiger Gemahl seine Reife erlangt, oder der für unser Empfinden so wunderbar zusammengesetzten Mutterfamilie der malayischen Nairs, wo den Vater weder ein rechtliches noch ein sittliches Band an seine leiblichen Kinder knüpft, während er nach Belieben die Söhne und Töchter seiner Schwester

verkaufen und tödten darf, und Anderes mehr. In all diesen Fällen kann erst eine vergleichende, den engen historischen und ethnographischen Rahmen verlassende und den treibenden Grund in der specifischen Organisation der betreffenden Völkerschaften psychologisch erfassende Behandlung die Lösung des Räthselz finden. Daß dadurch zugleich erst ein wahrhaft pragmatisches Verständnis des Geschehenen ermöglicht wird, indem, wie Tylor bemerkt, an die Stelle des unwissenschaftlichen Zufalls und der bloßen Willkür eine strenge Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit der Entwicklung tritt, sei nur beiläufig bemerkt; die früher erwähnten, durch die mangelnde Einsicht in den wahren Zusammenhang der Dinge veranlaßten Ausdrücke verschwinden damit von selbst, wenn auch begreiflicher Weise durchaus noch nicht überall das letzte Wort gesprochen ist. Andererseits hat man es der Ethnologie vorgeworfen, daß sie in ihrem Verfahren keine topographischen und ethnographischen Schranken beobachte, wie doch die vorsichtige vergleichende Sprachforschung; hierbei läuft nun der Irrthum unter, als ob die Grenze der Vergleichung bei beiden dieselbe wäre, resp. eigentlich sein müßte, was eben nicht der Fall ist. Es kann dieser hinkenden Analogie gegenüber nicht häufig und nachdrücklich genug betont werden, daß die gleichartigen rechtlichen Ideen in der That gar nicht durch dieselben Grenzen beherrscht werden, wie die entsprechenden Parallelen in den verwandten Sprachstämmen. Würde die comparative Linguistik über die entworfenen Stammbäume des Menschengeschlechts hinaus ganz allgemein ihre psychologische Untersuchung fortsetzen, ohne jede Rücksicht auf die Zusammengehörigkeit der einzelnen Zweige zu einander, so würden sich höchstwahrscheinlich noch gewisse Ergebnisse über den Entwicklungsgang der menschlichen Sprache und Vernunft herausstellen, im Uebrigen aber dürfte, abgesehen von einigen abstracten Sätzen, der positive Gewinn für die kritische Forschung sehr dürftig ausfallen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Sprachen Solitärproducte einzelner Völkergruppen sind, unmittelbare, getreue Abdrücke gerade ihres Wesens und Geistes, während diese Beschränkung für das religiöse und rechtliche Bewußtsein nicht zutrifft. Rechtliche Anschauungen und Einrichtungen sind vielmehr so wenig durch ethnographische Rücksichten bestimmt, daß die stammfremdesten Völkerschaften (natürlich in den betreffenden gleichen Entwicklungsphasen) in beiden Beziehungen völlig mit einander übereinstimmen, so sehr, daß man Anfangs auf den bequemen Ausweg einer Entlehnung gerieth, etwa wie das römische Recht von uns recipirt wurde. Selbstverständlich ist mit diesem Grundsatz einer univervellen Giltigkeit gewisser Rechtsnormen nicht gesagt, daß dem gegenüber nicht auch Bestimmungen von ausschließlich ethnographischem Charakter vorkommen, im Gegentheil kann nur eine sorgfältige Prüfung des Materials den charakteristischen Unterschied einer weiteren oder engeren Verbindlichkeit zu Tage fördern. Eine unbefangene Auffassung wird der Ausführung von Post nur zustimmen, mit der er den immerfort wieder ausbrechenden Streit zwischen der rechtsgeschichtlichen und vergleichend ethnologischen Untersuchung zu schlichten sucht:



„Wenngleich die Sammlung des ethnologisch-juristischen Materials bei den einzelnen Stämmen und Völkern stattfinden muß und eine möglichst detaillirte Beobachtung hier von höchstem Werth ist, so ist es doch bei der causalen Analyse der Rechtsitten eines einzelnen Stammes und Volkes äußerst empfehlenswerth, die correspondirenden Rechtsverhältnisse sowohl stammverwandter als auch stammfremder Völker stets heranzuziehen, um Fehlschlüsse zu vermeiden, welche leicht aus dem beschränkten Material über eine bestimmte Rechtsitte bei einem bestimmten Stamme oder Volke entstehen können. Es ist dies nur eine Ausdehnung eines Gesichtspunktes, welcher sich in der rechtsgeschichtlichen Forschung bereits geltend gemacht hat. Eine Erklärung der Bestimmungen eines einzelnen deutschen Stadtrechts fällt natürlich sehr viel gründlicher aus, wenn dasselbe nicht aus sich allein erklärt wird, sondern wenn man verwandte Stadtrechte zur Erklärung heranzieht. Im weiteren Kreise hat neuerdings das Studium des indischen Rechts erheblich dazu beigetragen, die Erklärung germanischer, römischer, griechischer, keltischer Rechtsitten zu vervollkommen. Gibt es allgemeine Rechtsitten, welche sich über weite Völkergebiete erstrecken, so ist die Kenntniß dieser natürlich noch viel werthvoller, wenn es sich um die Erklärung einer solchen Rechtsitte bei einem einzelnen Volke handelt. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß man nicht versuchen soll, eine Rechtsitte zunächst aus dem engeren Kreise zu erklären, in welchem sie sich zeigt. Im Gegentheil soll man dies so weit wie möglich versuchen und namentlich die historische Forschung in den Einzelgebieten so weit wie eben möglich ausdehnen. Aber man wird bei der Forschung in einem einzelnen Rechtsgebiete stets an gewisse Punkte gelangen, wo das Quellenmaterial für irgend welche sichere Schlüsse nicht mehr ausreicht. Hier entstehen dann nothwendig Hypothesen ganz in's Wilde hinein, während die Heranziehung von Thatfachen aus weiteren Gebieten noch zu ganz sicheren Schlüssen führen kann.“ Und in directer Gegenüberstellung der beiden Antipoden: „Die Rechtsgeschichte arbeitet an der Hand der chronologischen Aufeinanderfolge der historischen Thatfachen. Die Ethnologie, soweit sie geschichtslose Völker behandelt, kennt einen solchen Zusammenhang nicht, sie hat keine Zeitrechnung. Sie kennt keine Jahrzehnte oder Jahrhunderte, sondern nur Perioden, Schichten, etwa wie die Geologie. Die Ethnologie findet in jedem beliebigen Zeitpunkt alle Arten von Rechtsitten, von der unentwickeltsten bis zu der höchst ausgebildeten, neben einander bei den verschiedenen Völkern der Erde vor. Das Material, auf welches sie ihre Schlüsse allein bauen kann, sind gleichartige Thatfachen, und diese liegen bei den verschiedenen Völkern der Erde nicht bloß Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende auseinander. Rechtsitten, welche bei einem Volke noch heutzutage praktisch geübt werden, gehören bei einem anderen dessen grauester Vorzeit an. Die Chronologie der ethnologischen Jurisprudenz ist nicht die Jahreszählung von irgend einem willkürlich angenommenen Zeitpunkt an, sondern sie ist die Stufenfolge der Entwicklung irgend einer charakteristischen Rechtsanschauung oder

Rechtsitte bei den verschiedenen Völkern der Erde, bei denen sie vorkommt.“ (Einleitung in d. Studium der ethnol. Jurisprudenz S. 49).

Haben wir mit dieser Erörterung den allgemeinen Standpunkt gekennzeichnet, den die vergleichende Rechtswissenschaft einnimmt, und andererseits die psychologischen Gründe ihrer Entstehung und Aufgabe, soweit das möglich war, beleuchtet, so werden wir nunmehr ihre eigentliche wissenschaftliche Existenzfrage zu entscheiden haben, indem wir die Grundsätze ihrer Methodik einer Prüfung unterziehen; es versteht sich von selbst, daß von dieser Vorfrage der Anspruch auf die endgiltige Werthschätzung unserer Disciplin abhängt.

Bei der streng erfahrungsgemäßen Anlage der vergleichenden Rechtswissenschaft darf es nicht Wunder nehmen, wenn in erster Linie auf die Herbeischaffung eines kritisch verwendbaren Materials der größte Nachdruck gelegt wird. Ist doch die Erfahrung heute das Feldgeschrei jeder auch noch so beschränkten Unternehmung! Die wichtigste und ausgiebigste Quelle sind natürlich Gesetzsammlungen irgend welcher Art, sofern sie wirklich authentischen Inhalts sind, und schon von diesem Gesichtspunkt aus weisen z. B. die Rechte der Germanen, Scandinavier, Griechen, Römer, Inder und Kelten mannigfache Analogien auf, die aber noch sämmtlich innerhalb des durch die vergleichende Sprachforschung vorgezeichneten Rahmens bleiben. Die Rechtswissenschaft befindet sich hier in der glücklichen Lage, die durch die Rechtsgeschichte gewonnenen Ergebnisse zu einer weiteren causalen Analyse verwerthen zu können. Aber das ist begreiflicherweise nur bei schriftkundigen Völkern der Fall, und doch ist gerade die Ethnologie zum großen Theil auf solche Stämme angewiesen, welche des Schreibens noch nicht kundig sind. Die vielfach sich nur auf brutale Gewalt stützenden Richterprüche, Gewohnheitsrechte und Satzungen, die nicht von den betreffenden Völkern selbst gesammelt und fixirt sind, sind uns nur zugänglich durch Forschungsreisende, Beamte\*) civilisirter Staaten, Missionen u. s. w., also aus zweiter Hand, wobei vielfach Täuschung und Irrthum nicht ausgeschlossen ist. Das ist um so bedenklicher, als eine nachherige persönliche Controlle und Verificirung der betreffenden Schilderungen, wenn nicht völlig unmöglich, so doch nur in den seltensten Fällen für den Beurtheiler ausführbar ist; es bliebe somit seinem individuellen Ermessen überlassen, ob er irgend einer, ihm nach seinen bisherigen Kenntnissen ziemlich unwahrscheinlich dünkenden Nachricht Glauben schenken soll oder nicht. Wäre dem in der That so, dann wäre das Mißtrauen der Historiker gegen die wissenschaftliche Sicherheit der Völkerkunde nur allzu sehr berechtigt. Aber schon Schiller erkannte in seiner denkwürdigen Abhandlung über die Universalgeschichte die Möglichkeit, über diese Schwan-

\*) Sehr schätzenswerth sind die Berichte der eigens zu diesem Zweck regierungsseitig eingesetzten Institute, wie z. B. der bekannten Smithsonian Institution in Washington oder ähnlicher Einrichtungen in Indien und Rußland, kurz, überall, wo bei dem Zusammenstoß einer überlegenen Civilisation mit dem Naturzustand die Originalität der culturarmen Stämme rettungslos unterzugehen droht.

kungen des subjectiven Gefühls zu einer einigermaßen befriedigenden objectiven Gewißheit durchzubringen. Indem er von dem fragmentarijchen Zustand der geschichtlichen Ueberlieferung spricht, folgert er, daß streng genommen unsere Weltgeschichte nie etwas anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden könne und nie den Namen einer Wissenschaft verdiene. „Jetzt aber kommt der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüthes, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von Außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, die in dem Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann.“ Vorsichtig setzt er hinzu: „Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte, ein mächtiges Hilfsmittel; aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit ebenso viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.“ Daß unter dieser Perspective, je mehr das Material der modernen Völkerkunde wuchs, sich die überraschendsten Ergebnisse herausstellen sollten, konnte freilich der große Dichter seiner Zeit kaum ahnen, aber es ist immerhin doch bezeichnend, wie er auf den richtigen Ausweg aufmerksam machte. Ganz besonders glücklich hat mit jenem Hilfsmittel der berühmte englische Anthropologe E. Tylor operirt, ebenso verdienstlich durch die umfassenden Sammlungen, die er angestellt, wie durch die äußerst peinliche Behutsamkeit in der Verwendung des Materials. Wir können deshalb nicht umhin, uns auf eine Ausführung von ihm zu beziehen, welche gerade die von uns hier berührte kritische Sichtung des Stoffes betrifft. „Vor einigen Jahren (so erzählt er) legte mir einmal ein bedeutender Historiker eine Frage vor, welche diesen Punkt berührt, er sagte: „Wie kann man eine Angabe über Sitten, Mythen, Glauben u. j. w. eines wilden Volkes als Beweismittel betrachten, wo sie auf dem Zeugniß irgend eines Reisenden oder irgend eines Missionars beruht, welcher möglicherweise ein oberflächlicher Beobachter, der Sprache des Landes mehr oder minder unkundig ist, oder leichtsinnig ungefichtete Erzählungen nachspricht, von Vorurtheilen beeinflusst ist, oder vielleicht gar absichtlich betrügt?“ Diese Frage sollte in der That jeder Ethnograph beständig klar vor Augen haben. Natürlich ist er verpflichtet, seinem besten Urtheil über die Glaubwürdigkeit aller Autoren, welche er anführt, zu folgen und womöglich mehrere Berichte zu erhalten, welche jeden Punkt an jeder Dertlichkeit bezeugen. Aber über diesen Vorsichtsmaßregeln steht der Beweis, daß die Erscheinungen sich wiederholt finden. Wenn zwei unabhängige Besucher verschiedener Länder, z. B. im Mittelalter ein Mohamedaner in der Tartarei

und ein moderner Engländer in Dahome, oder ein jesuitischer Missionar in Brasilien und ein Wesleyaner auf den Fidjchi-Inseln in der Beschreibung irgend einer Kunst oder eines Religionsgebrauches oder einer Mythe in dem Volke, welches sie besucht haben, übereinstimmen, so wird es schwierig, wenn nicht unmöglich, solche Uebereinstimmungen dem Zufall oder einem absichtlichen Betrüge zuzuschreiben. Gegen eine Erzählung eines Buschkleppers in Australien kann man vielleicht einwenden, daß sie auf Irrthum oder Erfindung beruhe, aber sollte ein Methodistengeistlicher in Guinea sich mit ihm verschwören, das Publikum dadurch zu täuschen, daß er dort dieselbe Geschichte erzählt? Die Möglichkeit zu einer solchen absichtlichen oder unabsichtlichen Mystification wird oft durch solchen Stand der Dinge gewonnen, wo eine ähnliche Behauptung in zwei getrennten Gegenden von zwei Zeugen aufgestellt ist, die aller Wahrscheinlichkeit nach Nichts von einander gehört und von denen A. ein Jahrhundert vor B. lebte. Wie weit die Länder auseinander liegen, aus wie verschiedenen Zeiten die Berichte stammen, wie verschieden der Glaube und die Charaktere der Beobachter im Katalog der Civilisationserscheinungen sind, bedarf keines weiteren Nachweises für Jeden, der nur einen Blick auf die Notizen in diesem Werke wirft. Und je seltener die Angaben sind, um so weniger wahrscheinlich wird es, daß mehrere Leute sie an mehreren Orten falsch gemacht haben sollen. Wenn dies richtig ist, so ist man berechtigt, anzunehmen, daß die Angaben in der Hauptsache wahr sind, und daß ihr genaues und regelmäßiges Zusammentreffen daher rührt, daß man ähnliche Thatfachen aus verschiedenen Culturgebieten gesammelt hat. Die wichtigsten Thatfachen in der Ethnographie sind in dieser Weise bestätigt. Erfahrung läßt den Forscher bald erwarten und finden, daß die Culturerscheinungen als Ergebnisse weitverbreiteter, ähnlicher Ursachen in der Welt wieder und wieder vorkommen. Ja, er mißtraut sogar einzeln dastehenden Angaben, zu denen er anderwärts keine Parallelen weiß, und wartet, bis ihre Echtheit durch entsprechende Berichte von der anderen Seite der Erde oder vom anderen Ende der Geschichte nachgewiesen ist. So stark ist in der That dies Mittel, die Glaubwürdigkeit einer Behauptung festzustellen, daß der Ethnograph in seiner Bibliothek bisweilen zu entscheiden wagt, nicht nur, ob ein einzelner Forscher ein betrügerischer oder ein ehrlicher Beobachter ist, sondern auch, ob das, was er berichtet, mit den allgemeinen Regeln der Civilisation vereinbar ist. *Non quis, sed quid.* (Anfänge der Cultur I, 8). Daß Tylor besonders für eine zusammenhängende Geschichte des religiösen Bewußtseins der Menschheit durch die glückliche Verwendung des kritischen Hilfsmittels der *survivals* große Erfolge erzielt hat, sei hier nur beiläufig bemerkt. Wenn man vorurtheilsfrei diese Beweisführung erwägt, so wird es begreiflich erscheinen, daß für die Ethnologie das entscheidende Moment in der thunlichst breiten Basis des bezüglichen Materials selber liegt, obwohl nicht verschwiegen werden darf, daß trotz der Unsicherheit und Lückenhaftigkeit mancher Quellen vielfach die dadurch bedingten Probleme vornehmlich

nach einer einmal feststehenden Schablone erledigt werden. (Namentlich gilt das von vielen sociologischen Arbeiten, welche einem einseitigen Darwinismus huldigen). Der ganze Werth mithin des Analogieschlusses aus den zuständigen Parallelen\*) kann erst zur Wirksamkeit gelangen, wenn eben Sammlungen vorliegen, welche alle Völker des Erdballs umfassen. Deshalb ist der fortwährende Mahn- und Schreckruf Ad. Bastians nur zu begründet, im Angesicht der Alles nivellirenden europäischen Civilisation zu retten, was noch unentwehrt ist und somit eine wichtige Phase in der Entwicklung der Menschheit, sei es in religiöser, rechtlicher oder künstlerischer Hinsicht, darstellt; eben aus diesem Grunde wendet sich gerade die Ethnologie den verlorenen Kindern des Genus Homo sapiens zu, den verkümmerten Sprößlingen, welche Bastian mit einem botanischen Gleichniß im Gegensatz zu den Phanerogamen treffend die Kryptogamen nennt. So sind und bleiben die Reisetagebücher unserer Forscher trotz aller Schwächen und Irrthumsmöglichkeiten doch die Hauptquelle für jede vergleichende rechtswissenschaftliche Untersuchung, und die Abneigung, jene Schriften unter diesem methodischem Gesichtspunkt zu betrachten, ist unseres Erachtens durchaus ungerechtfertigt. Wie wirksam aber die erörterte comparative Behandlung des Materials sein kann, das sei schließlich an der überaus drastischen restitutio in integrum veranschaulicht, die Herodot in unseren Tagen widerfahren ist. Der Vater der Geschichte hat eine Fülle böser Bemerkungen und schlechter Witze hinnehmen müssen über seine Notiz, daß gewisse Völkerstämme, z. B. die alten Lykier sich nicht nach ihren Vätern, sondern nach den Müttern nannten. Nachdem nun besonders durch die eindringenden Forschungen holländischer Gelehrter die Structur des Matriachates, des Mutterrechts, völlig außer Frage gestellt ist, und sich auch anderweitige Nachrichten alter Schriftsteller in derselben Richtung bestätigten, konnte über die Richtigkeit der herodoteischen Bemerkung kein Zweifel mehr aufkommen — die voreiligen Spötter hatten nur ihre eigene Ignoranz zur Schau getragen und mußten schleunigst ihren Rückzug antreten\*\*).

Wenn wir uns nun zu der Bearbeitung des so gewonnenen Materials wenden, so haben wir die Grundzüge des einzuschlagenden Verfahrens schon durch die Charakterisirung der maßgebenden Vergleichung genügend gekennzeichnet, so daß wir uns mit einigen wenigen Zusätzen begnügen können. Nachdem die Rechte aller Völker der Erde, soweit sie eben uns zugänglich sind, gesammelt und womöglich monographisch geordnet sind, würde die vergleichende Rechtswissenschaft nach einem Entwurf der zuständigen Parallelen und Analogien ihr mühseliges Werk beginnen, um zu ihrer eigentlichen Aufgabe zu gelangen, nämlich die treibenden Ideen oder die allgemeinen Gesetze

\*) Vgl. besonders M. Andree. Ethnograph. Parallelen und Vergleiche 1878. Neue Folge 1889.

\*\*\*) Vgl. zu diesem ganzen Passus Post, Bausteine I, 3. ff. Aufgabe einer allgem. Rechtswissenschaft S. 6 ff; was speciell die Lykier angeht, so ist es gleichfalls bedeutsam, daß sich der Adel nach Mutterrecht vererbt, vgl. Bachofen, Mutterrecht S. 309.

zu ergründen, welche diese Erscheinungen im Volksleben hervorgerufen haben. Gewiß wird nicht bei jeder Gleichartigkeit sofort dieselbe Ursache anzunehmen sein, obgleich eine gewisse äußere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, aber wenn sich diese Gleichförmigkeit irgend einer socialen Thatfache schlechthin überall wiederholt, wohin wir blicken, dann wird man nicht daran zweifeln können, daß wir es hier in der That mit einem allgemein menschlichen Erzeugniß zu thun haben. Post schildert die Aufgabe seiner Wissenschaft so: „Die wichtigste Gruppe von Rechtsinstituten sind natürlich diejenigen, welche sich bei allen Völkern der Erde wiederfinden. In ihnen wird man das allgemein Menschliche im Rechte erblicken dürfen. Sie bilden den Stamm, an welchem sich das ganze Blätter- und Blütenwerk eines concreten Rechtsgebietes entfaltet. Sie sind das Naturnothwendige im Rechtsleben, dasjenige, was in organischen Individuen das Skelett ist. Solche Erscheinungen des Rechtslebens, welche sich bei stammfremden Völkern der Erde verstreut finden, aber nicht bei allen, werden ebenfalls auf die allgemeine Menschennatur zurückgeführt werden dürfen. Sie sind aber nicht nothwendige Erzeugnisse derselben, sondern sie können sich nur aus derselben unter ähnlichen Existenzbedingungen entwickeln. Es finden sich daher bei anderen Völkern oft auch die gerade conträren Rechtsitten. Erscheinungen des Rechtslebens, welche sich auf einzelne Völkergruppen, Völker, Stämme oder noch engere ethnische Kreise beschränken, wird man auf die Eigenart solcher ethnischen Bildungen zurückführen müssen.“ (Allg. Rechtsw. S. 19). Es bedarf geringer Ueberlegung, um zu erkennen, daß es eine sehr vorsichtige und andererseits sehr weitschauende Behandlung des einschlägigen Materials erfordert, um hier keinen Fehlgriß zu thun und z. B. Erscheinungen zur ersten Gruppe zu rechnen, die bei genauerer Beleuchtung in die zweite Klasse gehören. (In der That entspringen gerade aus dieser vorichnellten Verallgemeinerung, dem alten speculativen Erbfehler unseres Volkes, die meisten Irrthümer der Ethnologen).

Mit dieser Erklärung der rechtlichen Vorstellungen und Gebräuche aus dem socialen Leben der betreffenden Völker würde sich zugleich ein bedeutender Ausblick auf den Ursprung des Rechts ergeben, soweit es überhaupt inductiv sich feststellen läßt. In dieser Perspective würde nämlich das Recht durch und durch social bedingt erscheinen und keineswegs als bloßer Ausfluß individueller Neigungen und Strebungen allein gefaßt werden dürfen. Es hängt dieser Umstand mit der für uns so bezeichnenden Ueberhöhung des Individuums überhaupt zusammen, diesem verhängnißvollen Ueberbleibsel des Nationalismus; beispielsweise ist dieser Irrthum das *πρωτον ψεδος* in dem ganzen modernen Utilismus. Demgegenüber ist immerfort darauf hinzuweisen, daß dieser isolirte Mensch, mit dem jene Anschauung ihre Beweise zu führen liebt, lediglich ein todttes Abstractum, eine speculative Erfindung ist, die *re vera* nicht existirt. \*) Soweit auch der kritisch geschulte Blick unserer

\*) Vgl. Wundt, Ethik, S. 389.

Wissenschaft in die nebelumponnenen Anfänge praehistorischen Menschenthums vordringt, so viel von dem mythologischen Gebilde des sprach- und vernunftlosen, einsam sein kümmerliches Dasein fristenden Urmenschen erzählt werden mag, für eine nüchterne, durch keine Parteilogik beirrte Forschung ergiebt sich immer mehr die Thatsache der socialen Existenz des Menschen vom Urbeginn der Tage an. Das gilt für alle organischen Schöpfungen des Menschengebietes, für Sprache, Religion, Sitte, Recht, Kunst, die deshalb auch der die Gesellschaft in eine Summe zusammenhangsloser Atome auflösende Individualismus weder in der antiken, noch in der modernen Philosophie, weder durch den Mund des göttlichen Plato noch in der Darstellung eines heutigen Utilitarianers, z. B. eines Bentham, richtig hat erklären können. Da dieses Moment für die Begründung der Ethik sehr ausschlaggebend ist, so kommen wir darauf wohl noch später zurück; für jetzt sei nur noch soviel bemerkt, daß schon um deswillen das Recht eine sociale Basis zu beanspruchen hat, und keine individualpsychologische, weil nicht die gleiche geistige Entwicklungsstufe zweier verschiedenen Völkerstämmen angehörigen Menschen dieselben concreten Rechtsanschauungen verbürgt. „Den schärfsten Beweis dafür (so folgert Post), daß das individuelle Rechtsbewußtsein kein biologisches, sondern ein sociologisches Product ist, liegt darin, daß es, abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalte durchaus bestimmt wird durch die Natur des socialen Verbandes, in dem das Individuum lebt, oder doch, in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechtsbewußtsein des auf gleicher intellectuellem Bildungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall. Es deckt sich nur soweit, als die sociale Organisation sich deckt.“ (Einleitung S. 20.) Andererseits freilich wäre es denkbar verkehrt, diesen Proceß in einem derartig einseitig mechanischen Lichte aufzufassen, daß man überhaupt von jeder Thätigkeit des Individuums absähe. Das Rechtsbewußtsein des Einzelnen (ganz abgesehen zunächst davon, woher dies stammen mag) ist und bleibt der lebendige Urquell des Rechts, sowohl im praktischen Leben wie als gestaltende Kraft zur Neubildung anderweitiger Ideen, und dieser individualpsychologische Factor hält dem eben berührten socialen die Wage. Daher bestimmt Post sein schließliches Ziel ganz richtig so: „Die causale Analyse einerseits der psychologischen, andererseits der sociologischen Erscheinungen des Rechtslebens führt schließlich an einem Punkte zusammen, von dem die sociologischen Erscheinungen des Rechtslebens am letzten Ende auf Aeußerungen des Rechtsbewußtseins von Individuen zurückgeführt werden können und andererseits das individuelle Rechtsbewußtsein seinem Inhalte nach wieder auf sociale Ursachen zurückgeht. So erscheint denn als letztes Problem einer allgemeinen Rechtswissenschaft das individuelle Rechtsbewußtsein. Eine vollständige Analyse desselben nach psychologischer und sociologischer Seite hin würde die Aufgabe einer allgemeinen Rechtswissenschaft lösen. Es

würde damit das Wesen des Rechts klargestellt sein, soweit uns überhaupt unser menschliches Erkenntnißvermögen eine solche Klarstellung gestattet.“\*) (Vgl. Rechtswiss. S. 1).

Hoffentlich ist es uns gelungen, die wesentlichen Grundzüge in der Methodik der ethnologischen vergleichenden Rechtswissenschaft, so sehr man im Einzelnen die Verlässlichkeit des heute vorliegenden Materials noch beanstanden mag, als kritisch unanfechtbar zu erweisen; vielleicht ist es möglich, diese Geneigtheit durch einen, selbstverständlich äußerst knapp gehaltenen, Ueberblick über die besonders hervorragenden und weitgreifenden Ergebnisse der jungen Forschung zu verstärken. Der Uebersichtlichkeit wegen würden wir in erster Linie diejenigen erörtern, welche, um den gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, rechtsphilosophisch von Interesse sind, um dann einige Entdeckungen daran zu schließen, welche die vergleichende Untersuchung über die Entwicklung von Recht und Sitte bei den verschiedenen Völkern des Erdballs gemacht hat.

Ueber die Herleitung des Rechts aus den beiden Factoren, dem sociologischen und andererseits dem individualpsychologischen, haben wir uns schon oben geäußert; es bleibt nur noch übrig, das Verhältniß des Rechts zur Sitte überhaupt und sodann zur Moral zu besprechen. In den Anfängen socialer Organisation, in den sogenannten primitiven, auf Blutsverwandtschaft errichteten Geschlechtsgenossenschaften fällt Recht und Sitte noch völlig zusammen, so sehr, daß man kaum von einem genau umschriebenen Recht reden kann. Also z. B. die Verfügung eines Häuptlings über Gut und Blut der Seinigen ist mehr eine herkömmliche Sitte und Gewohnheit, als ein bestimmt garantirtes Recht, schon deshalb, weil dieselbe außerordentlich schwankt und nicht ein für alle Mal feststeht. Oder die für jene Verbände so charakteristische Erscheinung der Blutrache, wozu alle Glieder des Stammes verpflichtet sind, ist ebenfalls kein Recht, sondern nur eine, zwar religiös sanctionirte, Volkssitte. Formell genommen würde man am leichtesten zum Ziel gelangen, wenn man die Entstehung des Rechts an die des Staates knüpft und somit jenes nur als schriftliche Codificirung faßt; aber damit ist deshalb wenig gewonnen, weil im wirklichen Völkerleben sich jene Unterschiede der rein friedensgenossenschaftlichen und staatlichen Organisation sehr schwer mit unverkennbarer Deutlichkeit fixiren lassen, indem, wie ja an sich schon zu vermuthen, beide Formen in einander übergehen. Als ersten Anknüpfungspunkt eines wirklich ausgeübten Rechtes betrachtet Post den Friedensschluß, durch den eine Fehde beendet wird, und das Herkommen, welches sich für den Aus-

\*) Soweit berührt sich die vergleichende Rechtswissenschaft mit der Rechtsphilosophie; dagegen unterscheidet sie sich dadurch von ihr auf das schärfste, daß sie nicht ihrem Vorbilde gemäß ein Idealrecht speculativ construirt, nach dessen Muster nun die übrigen concreten Rechtsfassungen gemessen und beurtheilt werden. Ein solches, auf ewige Gültigkeit Anspruch erhebendes System von absoluten moralischen und rechtlichen Ideen existirt *re vera* nicht, wie wir uns noch später überzeugen werden. (Vgl. Post, Allg. Rechtsw., S. 2).



gleich der Blutsfäden zwischen mehreren Geschlechtsgenossenschaften bildet. „Dieses Reingebiet trägt im Wesentlichen den Charakter unseres Volksrechts und ist, wie dieses, nur schwach garantirt; die Ausführung des Schiedspruchs wird durch Bürgschaft oder Weiffeln gesichert, da es an jeder executiven Gewalt fehlt. Dieses Recht ist ein werdendes Recht, so gut wie unser heutiges Völkerrecht ein werdendes Recht ist. Hiernach würde die Ursache der Abscheidung des Rechtsgebietes von dem allgemeinen Gebiet der Sitte in den Existenzbedingungen zu suchen sein, unter welchen die primitiven ethnisch-morphologischen Bildungen ihr Leben entwickeln. Während die Sitte der Ausdruck des ethnischen Gesamtlebens einer ethnisch-morphologischen Bildung ist, beruht das Recht auf äußeren Factoren; es ist das Resultat conträrer Strömungen, welche vorübergehend zu einem Gleichgewicht gelangen.“ (Bausteine I, 48). Gegenüber dieser Gleichartigkeit beider Elemente verschärft sich im Lauf der Zeit der ursprünglich kaum wahrnehmbare Unterschied immer mehr, so daß beide Gebiete völlig auseinanderfallen, und das tritt namentlich dann ein, wenn mit sinkender Volkskraft eine allmähliche Zerziehung der Sitte und des Herkommens sich vollzieht, wie z. B. sehr drastisch in der Periode der byzantinischen Codification. Oder aber der Bruch wird dadurch hervorgerufen, daß einem Volk gewaltsam ein fremdes Recht aufgedrungen wird, während das bisherige sich nur heimlich in gewissen volksthümlichen Anschauungen noch weiter fristet. Klarer läßt sich die Beziehung zwischen Recht und Moral bestimmen; während jenes die äußere Form der jeweiligen socialen Organisation darstellt, umschließt diese den inneren Gehalt derselben, der seinerseits wieder seine sociale und dementsprechend seine individualpsychologische Begründung hat. Die letztere ergiebt sich aus dem, allerdings erheblichen Schwankungen unterworfenen, Organ des Gewissens, des apriorischen instinctiven Gefühls, je nach Lage der Sache Recht von Unrecht unterscheiden zu können, und der damit verknüpften Verpflichtung, so zu handeln. Man thut sich in darwinischen Kreisen, welche mit dem Zauberwort der natürlichen Entwicklung alle Räthsel des Menschenlebens leichter Hand zu lösen vermeinen, nicht selten viel darauf zu Gute, die seltsame Verschiedenheit, ja Unverträglichkeit der sittlichen Ideale in einer bunten Musterkarte recht grell auszumalen. Diese Voraussetzung ist in der That unbestreitbar und wird auch von Allen aufrichtigen, mit den Ergebnissen der Ethnologie vertrauten Idealisten\*) bereitwillig zugegeben; aber der meist daraus gezogene Schluß ist unseres Erachtens völlig verfehlt. Denn während daraus nur die Hinfälligkeit eines für alle Zeiten gleich giltigen und bindenden Moralgesetzes folgt, indem in der That in den verschiedensten Phasen der socialen Entwicklung die allerverschiedensten Normen des sittlichen Lebens zu Recht bestanden, glaubt man aus dieser Thatjache entnehmen zu dürfen, daß der Mensch auch moralisch genommen als tabula rasa auf die Welt gekommen sei und ihm

\*) Vgl. z. B. Windelband, Prästudien, Freiburg. 1883, S. 282 ff.

das Gefühl des Sollens, einer maßgebenden Verpflichtung bestimmten Idealen gegenüber (sie mögen inhaltlich genommen denkbar verschieden sein) von selbst im Laufe der Zeit zuwachsen. Wie diese Ansicht Locke's erkenntnistheoretisch und psychologisch unhaltbar ist, so ist sie es auch ethisch in ihrer modernen Wiederaufrichtung durch die Naturwissenschaft, insbesondere durch die Descendenztheorie. Es kann hier natürlich nicht eingehend dieser Irrthum widerlegt werden, nur soviel sei bemerkt, daß es, wie schon angedeutet, völlig unverständlich ist, wie überhaupt irgend eine sociale Norm entstehen soll ohne jenes individuelle Bewußtsein, das sich ihm gegenüber ableugnend oder zustimmend verhält; es wäre ein dialektisches Kunststück ganz eigener Art, wenn sich erst nachträglich dies Gefühl der Verpflichtung einstellen sollte. In dem Eifer des Gefechts hat man Inhalt und Form mit einander verwechselt; während, wie gesagt, an der Relativität der sittlichen Gebote und Verbote schwerlich mehr zu zweifeln ist (vgl. die drastische Zusammenstellung bei Post, Bausteine I, 60 ff.) und schon deshalb eine centrale moralische Idee nicht mehr speculativ als die Urquelle aller realen Besonderungen im Völkerleben aufgefaßt werden kann, ist es nicht minder einseitig und unüberlegt, damit auch jedes apriorische Gefühl für die Beobachtung irgend einer socialen Norm, jedes Sollen empirisch oder besser gesagt a posteriori aus den einzelnen Erscheinungen ableiten zu wollen.

Von den praktischen Resultaten der vergleichenden Rechtswissenschaft hier auch nur einen flüchtigen Auszug geben zu wollen, verbietet sich von selbst; es mag genügen, wenn wir einige besondere interessante und epochemachende Aufschlüsse aus der schier unübersehbaren Fülle des Stoffs herausgreifen. In dieser Hinsicht verdient namentlich die von allen staatlichen Gebilden abweichende Structur der primitiven Geschlechtsgenossenschaft, auf die zuerst Post die Blicke der gelehrten Welt gerichtet hat (Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe 1875), unsere Aufmerksamkeit. Sie ist, wie gesagt, in ihren Grundzügen so eigenartig construirt, daß es uns erst schwer fällt, uns in den Aufbau dieser Keimzelle aller späteren organischen Bildungen auf socialem Gebiete hineinzufinden. Charakteristisch ist vor Allem der communistische Zug, zunächst unzweifelhaft für das Grundeigenthum, dann wahrscheinlich auch für Frauen und Kinder, jedenfalls für den inneren Zusammenhang des Verbandes. Getragen wird die ganze Organisation durch die natürliche Grundlage einer gemeinschaftlichen Blutsabstammung, repräsentirt durch die deshalb auch häufig mit besonderer Ehrfurcht verehrte Stammesmutter. Je inniger der Zusammenschluß nach innen sich gestaltet und zwar wesentlich durch die jeden Einzelnen für die Gesamtheit der Glieder verpflichtende Solidarität, um so schroffer ist der Abschluß nach Außen. Post schildert diese Associationen so: „In den primitivsten, auf Blutsverwandtschaft gestützten ethnisch-morphologischen Verbänden giebt es überall kein individuelles Recht und keine individuelle Schuld, weder ein individuelles Eigenthum noch eine individuelle Ehe oder Vaterchaft. Vielmehr ist der Verband selbst, das

(Geschlecht oder der Stamm als Ganzes hier alleiniges Rechtssubject: er allein hat Rechte und Pflichten. Alles, was gegen einen einzelnen Blutsfreund gerichtet ist, gilt als gegen die ganze Blutsfreundschaft gerichtet. Alles was ein Blutsfreund gegen den Genossen eines anderen Stammes thut, gilt als von der ganzen Blutsfreundschaft des Thäters gethan. Alles Eigenthum ist lediglich Stammeseigenthum, alle Schuld Stammeschuld. Die Weiber und Kinder gelten ebenfalls als Gemeingut des Stammes. Die Geschichte der Entwicklung der heutigen individuellen Persönlichkeit aus dem Communismus der primitiven Blutsfreundschaften ist die Geschichte der natürlichen Person. Sie scheidet sich erst ganz allmählich in Folge der Entwicklungsgeschichte der ethnisch-morphologischen Bildungen aus den auf Blutsverwandtschaft gestützten organischen Verbänden ab, und erst in hochentwickelten staatlichen Bildungen kommt sie zu vollem Ausdruck.“ (Bausteine I, 74.) Wie bemerkt, ein grellerer Contrast zu unseren heutigen Rechtsanschauungen ist kaum denkbar! Besonders bekundet sich derselbe in der schon früher erwähnten Sitte der Blutrache, die sogar mit einem gewissen religiösen Nimbus umflossen ist. Begeht in dieser Friedensgenossenschaft ein Stammesgenosse einen Todtschlag, so verliert er durch diese frivole Schädigung des allgemeinen Besitzstandes jeden Anspruch auf Schutz, d. h. er wird selbst friedlos und vogelfrei, Jeder darf ihn straflos erschlagen. Der gewöhnliche Hergang wird der sein, daß der Mörder im ersten Affect getödtet wird, und sich so die Störung wieder ausgleicht. Richtet sich die Blutthat aber gegen einen Fremden, so wird das vermittelt der Blutrache einen Krieg zwischen den beiden Geschlechtern zur Folge haben, indem ja Alle solidarisch für einander haften. Deshalb ist auch die individuelle Verschuldung dabei so gleichgültig, wie etwa heutigen Tags bei einem Kriege zwischen zwei Staaten der einzelne Soldat die Verantwortung trägt, deshalb richtet sich auch die Reaction nicht gerade gegen den Thäter als solchen, sondern gegen die sämtlichen Stammesgenossen, die sich nicht etwa zur Entlastung auf ihre persönliche Unschuld berufen können. Ebenso fehlen natürlich die feineren Unterschiede zwischen zufälliger und beabsichtigter Tödtung, Fahrlässigkeit und Ueberlegung u. s. w. Diese ersten Stufen der socialen Entwicklung sind auch für die Entstehung und Fortbildung der verschiedenen Formen des ehelichen Lebens sehr bedeutsam. Trotz aller Streitfragen\*) im Einzelnen herrscht zur Zeit darüber völlige Uebereinstimmung, daß die Monogamie, wie wir sie heutigen Tags kennen

\*) Der Erste, welcher die Blicke der wissenschaftlichen Welt auf diese Probleme lenkte, war Bachhofen in seinem Werk: Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaecokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Stuttgart 1861 und später Antiquarische Briefe 1880. Seitdem ist die Literatur ganz erheblich gewachsen; wir heben hervor: Mc. Leman, Giraud Teulon und die Arbeiten des holländischen Gelehrten Wilken, der sich ganz besonders den Malaien zuwendet. Verfechter der Priorität des Patriarchats sind u. A.: Maine, on early law and custom 1883. Letourneau, la sociologie 1884 u. Starcke, die primitive Familie, Leipzig 1888.

und als die Grundnorm der Ehe ansehen, jedenfalls erst ein verhältnißmäßig spätes Culturproduct ist, das mithin nicht von Anfang an der Menschheit eigen gewesen sein kann. Daneben existiren noch, wie bekannt, die Polygynie und Polyandrie, wenn auch die letztere nur eine beschränkte und häufig aus rein localen Ursachen abzuleitende Geltung zu beanspruchen hat. Aber was wiederum mit der eben erörterten Wichtigkeit der gemeinsamen Blutabstammung in der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft zusammenhängt, das ist die anscheinend älteste Form der Verwandtschaft, das System der Mutterverwandtschaft, des Matriarchats, in welchem bei der unsicheren Constatirung der Vaterschaft lediglich die durch die Natur selbst provocirte Abstammung von der Mutter für die Kinder entscheidet. Diese Form der höchstwahrscheinlich ältesten Blutsangehörigkeit, wie sie sich am reinsten bei den Menangkabauischen Malaien auf Sumatra findet, beschreibt Post folgendermaßen: „Die Mutterfamilie setzt sich zusammen aus den Geschwistern, welche von einer gemeinsamen Mutter abstammen. Das Haupt dieser Familie ist gewöhnlich der älteste Bruder. Dieser gilt als Vater der Kinder seiner Schwestern, während die Kinder seiner Brüder in die Familien fallen, denen die Frau angehört, welche sie heirathen. Der Vater ist daher bei dieser Art der Familie niemals seinen leiblichen Kindern Vater, sondern stets den Kindern seiner Schwestern, deren Väter wieder nicht diesen Väter sind, sondern den Kindern ihrer Schwestern. Die Kinder gehören allemal in die Familie ihrer Mutter, nicht in die ihres Vaters. Ein Vater in dem Sinne, in welchem wir dies Wort gebrauchen, ist also bei dieser Art der Familie überhaupt nicht vorhanden, sondern er wird ersetzt durch ein anderweitiges Familienoberhaupt, für welches unsere Sprache kein Wort besitzt.“ (Studien zur Entwicklungsgesch. des Familienrechts S. 44). Gerade aber bei diesem System der Verwandtschaft (das dann nach dem Zerfall der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft in das bekannte Patriarchat hinüberführt, während der umgekehrte Verlauf niemals vorkommt), zeigen sich die Abweichungen von den regulären Formen des ehelichen Lebens, wie sie oben angegeben wurden, die ehelosen Zustände der Promiscuität, die man nicht als bloße Zerlegungen höherer Entwicklungsphasen auffassen kann\*). Zweifellos universelle Erscheinungen sind dagegen die Raub- und Raubehe, welche ja noch aus dem klassischen Alterthum uns bekannt sind, ebenso die Leviratshe, welche man anfänglich nur einigen semitischen Stämmen und den Jüdern zuzuschreiben geneigt war. Ferner scheint bis auf einige verschwindende Ausnahmen (nämlich da, wo das Matriarchat sich in der Gynae-

\*) Das anschaulichste Beispiel hierfür liefern die Nairs an der Malabar Küste, wo stets die aus den losen Verbindungen entsprossenen Kinder in die Familie der Mutter fallen, resp. in die ihres mütterlichen Onkels, vgl. Post, Studien S. 56; ähnlich bei den Australnegern, vgl. Stöhrer, Zeits. f. vgl. Rechtswissenschaft 7, 325 ff; für die Arier Dargun, Mutterrecht und Raubehe und ihre Reste im germanischen Recht und Leben (Untersuchungen zur Deutsch. Staats- und Rechtsgesch., herausgegeben von Gierke), Breslau 1883.

kokratie zu einer gewissen hohen autoritativen Stellung der Frauen zuspitzt) das Weib bis zur Entwicklung staatlicher Verhältnisse ein reines Vermögensobject gewesen zu sein, ohne eigene Rechte und Ansprüche; am härtesten gestaltet sich ihre Lage vielfach in dem auf der Suprematie des Mannes errichteten wesentlich gaugenossenschaftlichen Patriarchat. Für die gleichfalls univervale Entwicklungsphase der Geschlechterverfassung beansprucht die freilich im Einzelnen erheblichen Schwankungen unterworfenen Institution des Häuptlingthums eine allgemeine Gültigkeit, sodann für spätere Zeiten die Sonderung des Stammes in verschiedene Stände und Schichten, vor Allem der Gegensatz der Freien und der durch Kriegsgefangenschaft, Schuldsclaverei und freiwillige Ergebung in Unfreiheit, in dauernde oder zeitweilige persönliche Abhängigkeit Höriger. Und so ließen sich die entsprechenden Parallelen mit mehr oder weniger in's Detail gehender Genauigkeit auch für andere Gebiete des socialen Lebens, für das Verfassungs- und Verwaltungsrecht, für das Erb-, für das Rache-, Buß- und Strafrecht, endlich für das Proceß- und Vermögensrecht häufen bis zur Monotonie (vgl. die übersichtliche Zusammenstellung bei Post, allg. Rechtswiss. S. 38 ff.) Wie schon früher angedeutet, für eine unbefangene Prüfung des sich über alle Völker des Erdballs ausdehnenden Materials (unbeschadet seiner Lücken im Detail) ergibt sich so viel, daß gegenüber den Abweichungen in den Rechtsanschauungen der einzelnen ethnischen Gruppen sich bestimmte, über alle ethnographische und chronologische Schranken bei Weitem hinwegreichende Analogien finden, die das Grundprincip des sonst häufig nur aus einer vorschnellen Generalisirung entstandenen allgemeinen Menschlichen ausmachen. Deshalb ist das Studium gerade der Naturvölker von so unendlichem Werth, weil sie uns den praktischen Commentar zu der Gestalt bieten, die wir in den Phasen der höheren Cultur nur noch in schwachen Anklängen, bisweilen aber überhaupt gar nicht mehr zu verfolgen vermögen. Die Geschichte aber dieser socialen Entwicklung enthält zugleich die Geschichte des menschlichen Geistes, sofern er sich in bestimmten Institutionen, Handlungen, allgemeinen Rechtsanschauungen u. s. w. niederschlägt, und das ist um so mehr der Fall, weil dieser ganze Proceß, wie wir gelegentlich schon betonten, mit weitgreifenden sittlichen und religiösen Ideen verknüpft ist. Auch für die Philosophie nach all' ihren Zweigen hin (abgesehen natürlich von der formalen Logik), insbesondere in diesem Zusammenhange für die Erkenntnistheorie, für das Problem der Entwicklung des bewußten Ich aus dem unbewußten seelischen Leben bietet die vergleichende Ethnologie eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Anregungen.\*)

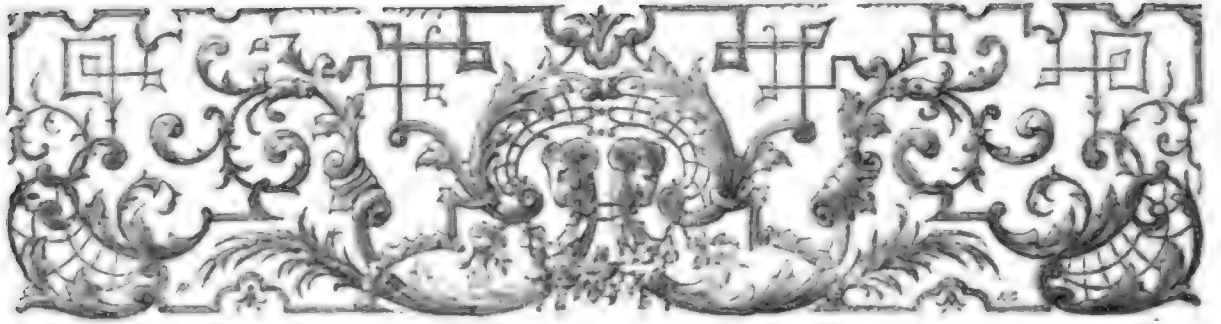
Aber, so wird der exacte Historiker fragen, wird nicht ganz unwillkürlich das vielfach noch unsichere Material selbst den vorsichtigen Forscher doch zu Fehlschlüssen verführen, um so mehr als die Tendenz von vorne herein

\*) Vgl. meinen Aufsatz „Ethnologie u. Erkenntnistheorie“ im Ausland, Wochenchrift für Erd- u. Völkerkunde, Jahrg. 1890 S. 811. ff. u. 830 ff.

besteht, den betreffenden Folgerungen eine möglichst allgemeine Färbung zu verleihen? Darauf kann die Antwort nur lauten: Ja, und die thatsächliche Erfahrung bethätigt diesen Verdacht. Auch für die Völkertunde ist der allgemeine wissenschaftliche Standpunkt, mit dem der Forscher an sie herangeht, von ungemeiner Bedeutung. Steht man z. B., wie eine Richtung moderner Culturhistoriker, unter dem Banne eines einseitigen Darwinismus, ist man dem zu Folge bestrebt, überall in dem Menschen nur die Bestie zu sehen, so wird begreiflicherweise der Anfang seiner Entwicklung so thierisch und gemein geschildert, wie irgend möglich; gilt es doch um jeden Preis, den Unterschied des thierischen und menschlichen Wesens möglichst verschwinden zu lassen, um dann natürlich am Schluß mit einem Triumphliede auf die eigene, unvergleichlich hohe Gesittung zu enden. Großartige Schöpfungen des menschlichen Geistes, wie z. B. die Religion werden als blöde Ausgeburt einer kindischen Einfalt, als ein verhängnißvoller Fehltritt des menschlichen Intellekts bezeichnet und jede sittliche Empfindung als ein bloßes Product der äußeren Erfahrung dargestellt. Das sind Einseitigkeiten, die sich selbst rächen, um so gründlicher, je anspruchsvoller sie auftreten; aber man sollte solche Ueberschreitungen nicht die derartigen dogmatischen Wachsprüchen völlig abgewendete Wissenschaft der Ethnologie entgelten lassen, der es eben zunächst nur — das kann nicht häufig genug betont werden — auf die Zusammenstellung und Sichtung des einschlägigen Materials ankommt. Sodann ist zu bedenken, daß selbst irrige Schlußfolgerungen zur Klärung des wahren Thatbestandes nicht wenig beitragen, und daß, je unabsehbarer der Stoff der Forschung anschwillt, um so dringender gewisse methodische Gesichtspunkte von nöthen sind, wenn nicht jede klare Einsicht, jede pragmatische Auffassung in dem Wust des bloß Thatsächlichen verloren gehen soll. (Daß auch diese Gefahr für unsere Wissenschaft leider keine leere Befürchtung ist, ist unter den Kundigen ein offenes Geheimniß). Im weiteren Sinne aber ist die vergleichende Ethnologie ein Glied der großen socialen Weltauffassung, wie sie durch die Statistik und Nationalöconomie einerseits und durch die Philosophie (insonderheit durch Comte und Spencer) andererseits vorbereitet ist. Die Namen eines Duclélet, Quatrefages, Schäffle, Liliensfeld u. A. sprechen genug. Vielfach mögen die Bestrebungen dieser Forscher Bedenken erregen (am meisten wird das wohl die übrigens staunenswerth gelehrten Schriften Liliensfelds treffen: Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 6 Bde., Mitau 1873 ff.), der grundsätzliche Standpunkt, daß trotz aller psychologischen Bedeutung des einzelnen Menschen das Individuum in der Betrachtung der Geschichte der Menschheit und insbesondere bei der Ergründung großer, allgemeingiltiger socialer Gesetze nicht die erste Rolle spielen darf, wird sich einer steigenden Anerkennung zu erfreuen haben. Die Anschauung Rousseaus, die übrigens in dem neueren Utilismus eine entsprechende Fortsetzung gefunden hat, die Gesellschaft ohne Weiteres arithmetisch als die Summe der sie zusammensetzenden Individuen aufzufassen und in diesem Atomismus alle

Schöpfungen des Universalgeistes, wie Religion, Recht, Sitte, Kunst, Staat u. s. w. als individuelle Producte oder noch rationalistischer aus bloßer Verabredung ableiten zu wollen, diese gänzlich unhistorische und unphilosophische Neigung ist leider auch unter uns noch nicht völlig erstorben. Vielleicht ist es uns gelungen, die umgekehrte sociale Perspective als die allein berechtigte und wissenschaftlich fruchtbare durch unsere Betrachtung zu erweisen. Aber die Sache hat noch eine weitere Consequenz; durch die Beseitigung des individuellen Maßstabes wird auch erst der wahre objective Standpunkt für die Forschung gewonnen, der gerade hier völlig unentbehrlich ist. Dieser Ueberzeugung giebt Post in folgenden Worten Ausdruck, mit welchen wir unsere Skizze schließen wollen: „Die individuelle Werthschätzung ist ein ganz schwankender Factor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebiets unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Cannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher speißt oder rädert, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei, sie verwirrt nur den Causalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist.“ (Einleitung S. 53.)





## Des Vaters Vermächtniß.

Von  
F. Hutten.

— Tilsit. —

Nur eben wich des Morgens Nebelflor,  
Da schritten beide durch des Friedhofs Chor.  
Ein Greis er schon, gebeugt und weiß von Haar,  
Sie noch in voller Blüthe frischem Prangen,  
Und doch — sein Auge blickt so freudig klar,  
Das ihre hält ein Schatten trüb umfangan.

Ein feltner Tag! Die sommerwarme Luft  
Durchwürzt der Lindenblüthen süßer Duft;  
Durch dichtes Laubgewirr nur zögernd dringt  
Der Sonnenschein in muntern Lichtgebilden,  
Vom Baum herab der Vögel Sang erklingt,  
Und heil'ger Friede rings auf den Gefilden.

Mit Lächeln grüßt der Greis die Gräber alle,  
Um dann zu seiner Tochter anzusehn:  
„Dies ist der Pfad, den ich alltäglich walle,  
Der ebne Weg erleichtert mir das Seh'n;  
Drum bin ich auch mit Dir heut hergekommen,  
Nun Du zum erstenmal mir heimgekehrt,  
Seit Dich der Gatte an sein Herz genommen  
Und Dich entführt dem elterlichen Herd.“



Ein bitterer Zug um ihren Mund sich zeigt,  
Doch als sie dann zum Greis sich niederneigt,  
Scheucht tiefe Rührung schnell ihn wieder fort.  
Sie faßt mit Inbrunst ihres Vaters Hände:  
„O, wähltest Du doch einen andern Ort;  
So ernst ist dieser, mahnt an Tod und Ende.“

Da lächelt er in seiner stillen Weise:  
„Nein, Anna, nein, man muß es nur verstehn.  
Wer bald am Ziele seiner Lebensreise,  
Der scheut sich nicht, dem Tod ins Aug' zu sehn.  
Wie, Thränen, Kind? Das ist kein Grund zum Klagen;  
Ich hab' ein reiches Leben hinter mir;  
Und müde seiner Freuden, Leiden, Plagen,  
Däucht's mir ein wonnevolles Schlafen hier.  
Was meine heißen Wünsche einst erbat,  
Ist mir gewährt — ich kann in Frieden ruhn, —  
Die Kinder sind versorgt und wohlgerathen,  
Und nicht umsonst war meines Lebens Thun.  
Nun wollt' ich Dich noch einmal wiedersehen,  
Dein Mann entließ Dich willig zu mir her,  
Und würd'ist Du frohern Blickes vor mir stehen,  
Hätt' ich auf Erden keine Sehnsucht mehr.“  
Und da sie schweigt: „Wer schon in weißen Haaren,  
Darf wohl nach Schlaf sich sehnen und nach Ruh',  
Doch wer, wie Du, noch in den besten Jahren,  
Der darf es nicht, der hat kein Recht dazu.  
Zum Kampfe kann ein froher Sinn nur taugen,  
Ein frischer Muth siegt, weil er siegen will.“  
Da stürzen ihr die Thränen aus den Augen,  
Und bebend bittet sie: „O Vater, still:  
Ich wollte nicht Dir Deinen Frieden stören;  
Doch nun Du selbst das Wort darauf gelenkt,  
Magst Du auch meinen ganzen Kummer hören  
Und mir verzeihen, wenn mein Wort Dich kränkt.  
Nicht fremd mehr sind mir Bitterkeit und Schmerzen,  
Denn Kurt“ — in Schluchzen ihre Stimme bricht;  
Und milde drauf der Greis: „Am Vaterherzen  
Dich auszuweinen, Kind, das schene nicht.  
Doch nicht im Gehen laß uns weiter sprechen,  
Ich weiß hier manche Bank zu stiller Rast,  
Dort magst Du Dein beklemmend Schweigen brechen,  
Dein Herz entladen seiner schweren Last.“

Sie schreiten weiter, und sein müder Gang  
Macht selbst den kurzen Weg beschwerlich lang,  
Doch endlich ist der Ruheplatz erreicht . . .

So tief in Busch- und Rankenwerk versteckt,  
 Daß er Dornröschens Schloß beinahe gleicht,  
 In dem sie schlummert, bis der Prinz sie wecket.

Dort rasten sie, doch schweigen beide fort;  
 Ein eigner Zauber spinnt um diesen Ort.  
 Zwei Welten grenzen an einander hier:  
 Zur Rechten Gräber voller Blumen Spenden,  
 Geschmückt mit allem, was der Gärten Zier,  
 Und Wildniß nur, wenn sich die Blicke wenden.

Und doch — derselbe grüne Dämmerchein  
 Webt hier wie drüben um der Gräber Reihn;  
 Der Vogel singt im Baum sein süßes Lied,  
 Ob unter ihm das Grab geschmückt, zerfalle;  
 Der Sommerwind um beide schmeichelnd zieht,  
 Natur umfängt mit gleicher Liebe alle.

Die junge Frau hält ihren Blick gesenkt  
 Und eignes Leid nur ihre Seele denkt.  
 Der Greis betrachtet lang sie ernst und still,  
 Dann leuchtet auf sein Antlitz, wie er sinnet;  
 Und als das Schweigen sie nicht brechen will,  
 Er selbst von Neuem liebevoll beginnt:

„Ich seh', Dir wird der Anfang schwer, mein Kind,  
 So warte noch auf eine bess're Stunde.  
 Wenn gar zu heiß das Weh im Herzen rinnt,  
 Drängt sich von selbst das Wort hinauf zum Munde.  
 Blick' um Dich jetzt und lerne nun verstehen,  
 Was diesen Ort so theuer mir gemacht,  
 Daß da, wo Andere nur Verwünschung sehen,  
 Erinn'ung mir und Leben neu erwacht.  
 Ich habe jede Inschrift hier gelesen  
 Von jedem Grabmal, jedem Kreuz und Stein,  
 Auch Namen, die mir theuer einst gewesen  
 Und eng verknüpft mit meinem Thun und Sein.  
 Schon längst verfloßne schöne Jugendzeiten,  
 Sie wachen mir bei ihrem Klange auf;  
 Ich sehe alte Freunde um mich schreiten,  
 Die lang vor mir vollendet ihren Lauf.  
 Sieh dort die Gräber, sich so nah gerückt,  
 Von einer treuen, liebevollen Hand  
 In gleicher Weise immer reich geschmückt,  
 Dort ruhen Zwei — die hab' ich auch gekannt.  
 Sie liebten sich. Er war von altem Stamme,  
 Ein Offizier, sie eine holde Maid;  
 Nur Beide arm. So schien die heil'ge Flamme

Zu bringen ihnen Sorgen nur und Leid.  
 Doch treuen Muths sie mit einander harrten,  
 Bis ihre Stunde auch gekommen war.  
 Dann ward durch reiches Glück belohnt ihr Warten,  
 In Seligkeit verging so manches Jahr. —  
 Was dann geschah — nie hab' ich es verstanden, —  
 Ein Räthsel war's der menschlichen Natur.  
 Er fiel in eines schönen Weibes Banden,  
 Die ihn zum Spielzeug sich ansehen nur.  
 Wohl suchten treue Freunde ihn zu warnen,  
 Wohl war sein Herz von Scham und Reue schwer,  
 Sie wußt' ihn immer wieder zu umgarnen,  
 Nicht lösen konnt' er ihre Fesseln mehr;  
 Und während noch daheim die Gattin glaubte,  
 Er sei nur krank, sei nur von Arbeit matt,  
 Verließ mit jener, die sein Herz ihr raubte,  
 Wie ein Verbrecher heimlich er die Stadt. —  
 Was soll ich Dir die bittern Kämpfe schildern  
 Der Aermsten, als sie Alles nun erfuhr!  
 Da gab es keinen Trost, das Leid zu mildern,  
 Verzweiflung, ödeste Verzweiflung nur.  
 Gefränkt, empört, in fassungslosem Bangen,  
 Vor Gram an Körper und an Seele schwach,  
 Gab sie der Ihren drängendem Verlangen  
 Nach schneller Scheidung ohne Högern nach.  
 Sie that's, obgleich in ihrem Herzen innen  
 Für ihn noch mahnend eine Stimme sprach:  
 Er handelte im Rausch, er war von Sinnen,  
 Als er so schmähslich Dir die Treue brach.

Und als bei ihm der Taumel war verflohen, —  
 Hin Ehre, Gattin, Kind und Häuslichkeit, —  
 Da ist er durch die Lande weit gezogen,  
 Betäubung suchend und Vergessenheit.  
 Der Ausbruch erst von einem neuen Kriege  
 Rief ihn zurück. Man nahm ihn wieder an;  
 Da führt er seine Schaar von Sieg zu Siege,  
 Er, stets der Kühnste, muthig stets voran.  
 Und was er suchte, hat er dort gefunden,  
 Entführung durch den Tod fürs Vaterland.  
 Die Brust zerhossen und den Leib voll Wunden,  
 Den Sterbenden man auf dem Schlachtfeld fand.  
 Als man in seiner Heimat das erfahren,  
 Wie hat es die geschied'ne Frau berührt!  
 Vergessen war, daß sie sich Fremde waren,  
 Sie selber hat die Leiche hergeführt.  
 Die Tochter muß' ihr das Versprechen geben,  
 Zu betten sie daneben auf dem Platz.

O Gott, für ein verfehlt, vereinsamt Leben  
Ein ärmllicher, ein trauriger Ersatz.“

„Wie, Vater, habe ich Dich recht verstanden?  
Beschönigst Du des Mannes freolen Wahn?  
Sollt' sie verharren in den alten Banden,  
Die treulos er und ehrlos abgethan?“

„Nein, Anna, nein, es darf sie Niemand schelten,  
Weil sie das Band gelöst, das er entehrt,  
Doch glaubst Du, daß dies zornige Vergelten  
Befriedigung und Glück ihr je gewährt?“

„Das Glück war schon für immerdar entschunden.“

„So denkst Du. Doch wenn lang die Lebensbahn,  
Glaubst Du nicht, daß in manchen stillen Stunden  
Sie sich gefragt: war es auch recht gethan?  
Sie kannte ihn als nicht gemeinen Strebens,  
Hat er in Lieb' und Treu ihr doch geweiht  
Die reichsten Jahre seines jüngern Lebens  
Und nie gewankt vor dieser letzten Zeit.  
Wär' es da edler nicht von ihr gewesen,  
Zu harren stille seiner Wiederkehr,  
Um dann in seinen Augen selbst zu lesen,  
Ob wirklich kein Versöhnen möglich wär?  
Viel lernet man in einem langen Leben,  
Und mit Bewegung hab' ich oft erkannt,  
Momente giebt's, da ist allein gegeben  
Der Ehe Schicksal in des Weibes Hand.  
Wohl ihr, wenn sie das rechte Wort dann findet,  
Das jede Wirrniß löst und Frieden schafft,  
Daß nicht die Stunde ungenützt entschwindet  
Und Glück und Ruh für immerdar entrafft.  
O bitter muß es sein, sich einst zu sagen,  
Wenn schon dem Grab des Andern Leib gehört.  
Ein wenig mehr Verzeihen und Ertragen,  
Ein milder Wort hätt' jeden Trug zerstört. —  
Doch jetzt genug davon. Gekräftigt habe  
Ich völlig mich durch diese lange Ruh.  
Nun führe ich Dich Deines Bruders Grabe  
Noch auf dem andern Theil des Friedhofs zu.“ —

Sie schlagen nicht die breiten Pfade ein.  
Auf Zickzacklinien durch der Gräber Reihn  
Geht seiner Tochter sacht der Greis voran.  
Sie folgt ihm langsam mit gesenkten Blicken.  
Nur schwer den Thränen sie gebieten kann  
Und schwer des Herzens Seufzer nur ersticken.

An ihres Bruders Grab sie lange steht,  
Die Hände stumm gefaltet im Gebet.  
Sie fühlt im tiefsten Innern sich bewegt.  
Und als sie ihre Andacht hat beendet,  
Sie beide Arme um den Vater legt  
Und spricht voll Zärtlichkeit zu ihm gewendet:

„O Vater, Schweres hast auch Du erfahren,  
Da Dir der Sohn, der älteste ward geraubt.“  
Da nickt' er ernst: „Ja, in den ersten Jahren  
Nach seinem Tode hab' ich's auch geglaubt.  
Doch stiller wird man mit der Zeiten Schwinden,  
Sieht freieren Blicks dem Schicksalstreiben zu;  
Und muß man recht des Lebens Last empfinden,  
Gönnt man den Todten ihre Grabesruh. —  
Jetzt aber laß uns Deiner denken wieder.  
Willst Du mir hier Dein Leid nicht anvertraun?“  
Da senkt sie langsam ihre Augenlider,  
Um dann ihn voll und innig anzuschauen:  
„Nein, Vater, nichts hab ich Dir mehr zu klagen,  
Du hast mein ganzes Fühlen umgewandt.  
Kurt ist mir treu. Nie will ich mehr verzagen.“  
Da legt er segnend ihr auf's Haupt die Hand.  
„So hat mich denn betrogen nicht mein Hoffen,  
Dir ist des Weibes echter Sinn geschenkt.  
Doch bitt' ich dennoch, Anna, sei jetzt offen,  
Erzähle mir, wie Dich Dein Mann gekränkt.“

Noch zögert sie, da sie zum ersten Mal  
Entrollen soll vergangner Zeiten Qual.  
Und was das Leben ihr bedrückt so schwer,  
Ein ander Aussehn hat es angenommen,  
So furchtbar selbst erscheint es ihr nicht mehr;  
Doch endlich spricht sie zögernd und beklommen:

„Er steht im öffentlichen Leben, Treiben,  
Nur müde seh' ich ihn und abgesspannt.  
Wie bitter schwer es ist, allein zu bleiben,  
Hab' ich als seine Gattin erst erkannt.  
Allein muß ich der Kinder Schritte lenken,  
Allein verwalten unsre Häuslichkeit.  
Gern möcht' ich theilen all sein Streben, Denken; —  
Mich einzuführen hat er keine Zeit.  
Oft hab' ich ihn gebeten und beschworen,  
Zu leben seinem Amt und uns allein;  
Liebt er mich noch, wie da er mich erkoren,  
Er würde nicht so unerbittlich sein.  
Wie sorgtest Du für Mütterchens Behagen,

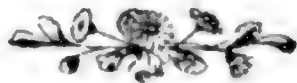
Wie hast Du sie behütet und geschont.  
 Ich muß allein des Lebens Lasten tragen  
 Und kaum ein Wort des Danks mein Mühlen lohnt.  
 Wohl kann ich fest auf seine Treue zählen,  
 Ihn reißt kein sündiges Verlangen hin,  
 Doch daß mir Sonnenschein und Blumen fehlen,  
 Begreift er nicht in seinem ernsten Sinn.  
 Nur traurig Wundern hat er für mein Klagen;  
 Ihm ist schon Lohn genug erfüllte Pflicht.  
 Für andere sich zu mühen und zu plagen,  
 Zum Schwersten nie an Kraft es ihm gebricht."

"Vielleicht thut er's aus Ehrsucht?" fragt der Alte.  
 Heiß steigt in's Antlitz ihr das rothe Blut.  
 „Ob ich es gleich für übertrieben halte,  
 Ich weiß gewiß, er thut's aus Opfermuth."

Da spricht er warm: „Dann, Anna, sei zufrieden  
 Und klage nicht verwehten Träumen nach.  
 Dir ist, trotz allem, reiches Loos beschieden.  
 Wer träumt, der schlammert, und das Weib sei wach.  
 Stets wird's den Mann in's volle Leben drängen,  
 Doch lockt ihn nur hinaus kein eitler Schein,  
 Darf ihm die Frau nicht seinen Sinn beengen.  
 Es kommt die Zeit, da wird er müde sein.  
 Und hält sie dann bereitet ihm die Stätte,  
 Wie freudig dankbar kehrt er ihr zurück;  
 Und welche Lockung auch die Welt ihm hätte,  
 Sein Weib, sein Kind bleibt seines Herzens Glück."

So spricht der Greis und deutet ihr dabei,  
 Wie heilig solche Pflicht des Weibes sei.  
 Nicht neue Weisheit von der Lippe quoll,  
 Wie sie vor seinen Schülern ihr entlossen,  
 Nur Worte, ernsten, treuen Mahnens voll,  
 Wie einem Herz voll Liebe sie entsprossen.

Und ihr war jedes ein Vermächtniß werth.  
 Denn als sie bald zum Gatten heimgekehrt,  
 Sah nie mehr wieder sie den Vater dann.  
 Noch eh' des Winters Toben angefangen,  
 Sie trugen schon hinaus den stillen Mann,  
 Den Weg entlang, den er so gern gegangen.





## Charles Bradlaugh.

Ein Charakterbild.

Von

Otto Felsing.

— Berlin. —

**E**r ist nun todt und begraben, der Mann, dessen fanatisirte Gegner einst aussprengten, er habe sich erküht, mit seinem Leben bleiben die Nichtexistenz Gottes beweisen zu wollen, indem er unter freiem Himmel in Gegenwart einer vieltausendköpfigen Menge seine Uhr hervorgezogen und ausgerufen habe: „Es ist eine Lüge, noch mehr als das, ein Schwindel, daß Gott existirt . . . ich will es Euch beweisen, meine Freunde: hier habe ich meine Uhr, und wenn Gott existirt, so fordere ich ihn hiermit auf, mich, den Gottesleugner, binnen drei Minuten vor Euren Augen todt niederzustrecken! Und er wird es thun, wenn er kann, to be sure! . . . Eine Minute! . . . Zwei Minuten!! . . . Drei Minuten!! — Well, he did n't knock me down, the so-called „God“, — and therefore I do declare him not to be existent!“\*)

Bradlaugh wies vor Gericht durch eine geradezu ungeheure Zahl von Augen- und Ohrenzeugen nach, daß dies Geschichtchen eine schändliche Verleumdung sei, gleich hundert anderen nur erfunden, um ihn dem Abscheu der Parlamentswähler preiszugeben und seine Wahl zu hintertreiben; es hat ihm aber nichts genützt — zumal der Ausstreuer der Verleumdung noch vor der Urtheilsfällung starb — das Märlein wurde von Tausenden und Abertausenden geglaubt und immer und immer wieder gegen ihn in's Feld geführt.

\*) Seht Ihr? Er hat mich nicht zu Boden geschlagen, der sogenannte „Gott“ — und deshalb erkläre ich feierlichst, daß er nicht existirt!

Aber trotzdem sie erlogen war, diese zuerst während der Wahlcampagne 1868 aufgetauchte „Gottes-Herausforderung“, trotzdem der angeblich von Bradlaugh gegen die Gottes-Existenz geführte „Beweis“, abgesehen von der Blasphemie, in seiner Logik so brüchig war, daß sich schon deswegen das klar denkende, „streitbare Mitglied für Northampton“ seiner nie bedient haben würde — das Geschichtchen giebt dennoch eine geradezu schlagende Charakteristik des Mannes, dem es nachgesagt wurde, oder zum Mindesten eine wunderbar treffende Veranschaulichung einer Seite seines Charakters. Ja, er war ein „Herausforderer“, ein „bullfighter“ von seiner Knabenzeit an bis zum Tode! Er kannte kein anderes Kampfmittel, als mit dem aufreizenden rothen Tuche direct auf den Stier loszustürmen und ihn bei den Hörnern zu packen . . . und er hat ihn geworfen; jedes Mal und jeden. Wenn er auch häufig genug selber dabei auf den Sand gestreckt wurde, daß man ihn zerschmettert glauben mußte, nach unglaublich kurzer Frist war er wieder auf den Beinen, der Kampf begann von Neuem, und schließlich war es immer, ausnahmslos, Bradlaugh, der den Sieg davontrug!

Ich bin da in ein Bild aus dem Stiersechter-Leben gerathen. Aber wenn ich mit größter Anstrengung nach einem Vergleich gesucht hätte, ich hätte keinen bezeichnenderen finden können; schon Bradlaugh's Anblick, den ich mir in die Erinnerung zurückrufe, würde mir dieses Gleichniß aufzwingen: eine zwar große, aber bei ihrer Schulterbreite doch gedrungen aussehende grobknochige Figur, im wahren Sinne des Wortes: vierchrötig; ein Paar Arme mit Muskeln hart wie Stein; ein kurzer Nacken von einer Breite und massigen Kraft, wie ich keinen zweiten je gesehen, und darauf ein fast vier-eckiger gewaltiger Kopf mit sehr breiter, aber nicht gerade hoher Stirn, großen runden, leicht aufglühenden Augen von unbestimmter Farbe, und so-dann einer ganz unverhältnißmäßigen, geradezu kolossalen Kinn-Entwicklung, die den Eindruck des Kopfes vollständig beherrschte und den Physiognomen einen Prachtbeweis für ihren Satz geben mußte, daß ungewöhnliche Stärke der Kinnpartieen eine auf's Höchste gesteigerte, zielbewußte Thatkraft und unerlöschliche Energie andeutet!

Bevor ich Bradlaugh persönlich kennen gelernt, war ich der Meinung, daß der größte Charakteristiker mit dem Zeichenstifte, Harry Furniß vom Londoner „Punch“, bei der Herausarbeitung der „revolutionären Kinnlade“ seiner Bradlaugh-Figuren denn doch stark übertrieben haben müsse; aber keineswegs, Furniß hatte sich sorgsam davor gehütet, hier auch nur um Haarsbreite von der Natur abzuweichen, vielmehr bei seinen Skizzirungen des „awful radical“, im vollen Bewußtsein der Gefahr, dieser Figur gegenüber durch Uebertreibung selber lächerlich zu werden, anstatt lächerlich zu machen, sie im Ganzen eher noch gemildert in ihren Besonderheiten als verstärkt. So zog er dem „unbefugten Vertreter für Northampton“ in seinen oft hundertköpfigen Umrissbildchen aus dem Parlament einen leidlich anständig auf dem Leibe sitzenden Wehrock an, während Bradlaugh stets einen fabrik-



mäßig angefertigten, sehr ordentlichen und sauberen Rock trug, der ihm aber so lodderig, geradezu herausgesagt, so „ruppig“ auf dem Leibe hing, daß sich selbst seine Freunde oft darüber entsetzten. — Man glaube nicht, daß der Anzug Bradlaugh's eine des Erwähnens nicht werthe Nebensächlichkeit wäre; Bradlaugh's Rock war im Gegentheil ein bedeutames Characteristicum, allerdings weniger für seinen Träger selber als für die Anderen; denn es war Bradlaugh's äußerer Mensch womöglich noch mehr als sein innerer, der das Verhältniß dieses Mannes zu seinen Collegen im Parlament wie zur „Gesellschaft“, überhaupt bestimmte: eine recht beträchtliche Anzahl von Männern, die am Ende Bradlaugh's Ansichten hätten gelten lassen, so verwerflich sie ihnen auch scheinen mochten, nahmen Anstoß an seinem Aussehen und erklärten es, characteristisch genug für englische Anschauungen, als „undenkbar, mit einem schon im Aussehen ungentlemanliken Menschen in Berührung zu kommen.“ Der Mann, der ungentlemanlike ausjah, konnte auch kein gentleman sein; also . . .!!

Und freilich, den Eindruck eines Gentleman hat Bradlaugh nie gemacht. Er sah stets wie ein überderber Provinzschuster aus, den die Natur eigentlich zum Kohlenackträger bestimmt hatte — und sah erst recht so aus, wenn er sich „sein machte“, wie z. B. an dem Abende, wo ich, vor nun fünfzehn Jahren, im Londoner Hause eines bekannten freidenkerischen Schriftstellers, zum ersten Male „came to shake hands with him“. Damals wußte ich noch nicht, daß er in der That seine Carrière als Laufburche und Kohlenackträger begonnen hatte, und ich hätte mich gewundert, wie denn diese unzweifelhafte Sackträgergestalt in die Gesellschaft komme, wenn mein gastlicher Freund mir's nicht gesagt hätte, daß ich den Mann vor mir habe, dessen Namen damals entweder mit Begeisterung oder mit leidenschaftlicher Abneigung ganz England im Munde führte, vor dessen flammenden, die Zuhörer fanatisirenden Worten eine Regierung zitterte, die sich selber damals die stärkste der ganzen Welt zu nennen liebte!

Ein Mann wie Bradlaugh ist in keinem anderen europäischen Lande als eben nur im freien England denkbar, und zwar nicht etwa wegen der politischen Freiheit des Inselreichs, die doch immerhin ihre „draw-backs“ hat, sondern wegen der nur in diesem Lande vorhandenen Möglichkeit, daß sich dort jede, auch die sonderbarste Individualität frei entwickeln und frei ausleben kann. Bei uns in Deutschland z. B. würde ein „Bilderstürmer“ wie Bradlaugh . . . er zeichnete einen großen Theil seiner Flugblätter und Broschüren, namentlich im Beginne seiner öffentlichen Laufbahn, als „Iconoclastes“ . . . bei uns also würde ein Bradlaugh wahrscheinlich Zeit seines Lebens nicht aus dem Gefängnisse herausgekommen sein; in England aber konnte er ein Mann werden, der trotz Allem, was man mit Recht gegen ihn vorbringen kann, doch unbezweifelbar seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern sehr viel genützt hat, ein Mann, der für die unteren wie für die oberen Klassen mit vollkommenster Hintansetzung aller persönlichen Interessen

viele Gesetzes-Wohlthaten erkämpfte, die auch von seinen erbittertsten Feinden anerkannt wurden, als sie ihnen zu gute kamen, und ihm schließlich noch kurz vor seinem Tode vom Vertreter der so oft und so maßlos heftig von ihm angegriffenen Regierung wie auch vom Sprecher desselben Parlamentes, das ihn trotz wiederholter regulärer Wahl mit körperlicher Gewalt hatte zum „hohen Hause“ hinauswerfen lassen, die offizielle Anerkennung eintrugen, er habe „dem Hause so werthvolle Dienste geleistet,“ daß Regierung wie Präsidium des Unterhauses „als Beweis der Achtung, welche ihm in seiner Eigenschaft als nützlichem Mitglied gezollt werden müsse,“ dem Antrage beiträten, jene Resolution vom 22. Januar 1880 aus den Protokollen zu streichen, in der ihm die Erlaubniß verweigert worden war, den parlamentarischen Eid oder ein Gelöbniß an Eidesstatt abzulegen! — Solch ein Vorgang, solch eine unüberbietbare Genugthuung steht wohl in der Geschichte des Parlamentarismus einzig da, oder ist doch zum Mindesten etwas ganz Ungewöhnliches und Erstaunliches; aber außergewöhnlich in jedem Betracht und erstaunlich in sehr vieler Hinsicht war auch der Mann, der seine Feinde, d. h. die Feinde des von ihm gewollten Guten, in den Staub warf und, was noch schwieriger war, die thurmhohe englische Heuchelei wie die Felsengebirge der englischen Vorurtheile zerklüft und zerschmetterte, bis endlich, nach gerade elf Jahren, das Unterhaus zu dem Entschlusse kam, das schmachvolle Geschehene ungehehen machen zu wollen, einen trotz aller richterlichen Bestätigung ungegesetzlichen Schritt wenigstens thatsächlich als ungesetzlich auch anzuerkennen und die amtliche Beurkundung desselben amtlich wieder zu tilgen, bis endlich dasselbe Haus aufzuhören beschloß mit den Feindseligkeiten gegen Bradlaugh, welches dem zweimal rechtmäßig gewählten Volksvertreter die Ableistung des vom Gesetze verlangten Eides verwehrte und ihn trotzdem gerichtlich zu einer Geldstrafe von 10 000 *M* für jede Sitzung hat verurtheilen lassen, an der er „unbeeidet und somit unbefugt“ theilgenommen hatte!

Wie Charles Bradlaugh — Charles Bradlaugh wurde, es ist ein Kapitel, wohl werth, gelesen und überdacht zu werden, denn es lehrt an einem gar nicht besser zu findenden Beispiele, wie ein Mann von Charakter und zäher Energie auch die für absolut unübersteigbar gehaltenen Hindernisse zu überwinden, oder vielmehr sie aus dem Wege zu räumen weiß!

Bradlaugh war als Sohn eines armen Schreibers im Jahre 1833 zu London geboren. Da in seiner Familie bittere Noth herrschte, so mußte seine Erziehung für beendet erklärt werden, als er es mit 11 Jahren zur Bewältigung „der 3 R“ gebracht, nämlich zur Noth lesen, schreiben und rechnen mit den vier Species gelernt hatte (Reading, (W)riting, (A)rithmetic). Er wurde nun Laufbursche, dann Kohlenträger und zugleich Commis eines Kohlengeschäftes, und danach Kohlenträger und gleichzeitig Kohlenhändler für eigene Rechnung. Er sparte während dieser Zeit so, daß er hungerte; nur um Geld für Lehrbücher aller Art zu haben und autodidactisch seine Schul-

bildung zu vervollkommen. Dazu hatte er nur die Nächte frei; und doch gelangte er mit der Zeit dahin, daß er sich nicht nur die in den besseren Schulen des damaligen England gelehrten Schulwissenschaften, sondern auch das Hebräische und überdies theologische Kenntnisse so weit zu eigen machen konnte, daß er als Sonntagschullehrer im Dienste der Kirche von England angestellt werden konnte; gewiß ein Beweis ganz außergewöhnlicher Energie. Diese Anstellung im Dienste der Kirche oder vielmehr die durch sie hervorgerufene eindringendere Beschäftigung mit den kirchlichen Bekenntniß-Satzungen, im Verein mit dem höchst unklugen Zelotismus der Geistlichkeit war es, welche ihn zum gewaltigsten und erfolgreichsten Vorkämpfer des Atheismus machte, den England je gehabt. Und das kam so: der Kohlenhändler, Kohlenträger und Sonntags-Kirchenschullehrer fand nämlich aus, daß nach seiner Meinung . . . und er bewies damit die ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnende Geistesstärke und streng folgerechte Denkweise . . . die 39 Artikel der Hochkirche von den grundsätzlichen Lehren des neuen Testaments in wesentlichen Punkten abweichen. Er setzte sich hin und schrieb einen mehr Belehrung und Aufklärung erbittenden als protestirenden Brief an den ihm vorgesetzten Geistlichen. Und dieser hochwürdige Priester, von dem man auch sagen kann: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“, entsetzte sich dermaßen über den „Ketzer“, daß er auf dessen Suspendirung vom Amte eines Sonntagschullehrers und zugleich seine öffentliche Brandmarkung als Atheist drang — mit solchem Erfolge, daß durch Bradlaugh's überzeugende Beredtsamkeit Hunderttausende von der Kirche abfielen, die sich eines Ketzers entledigen wollte, weil sie sich nicht die Mühe gab, ihn zu belehren, oder daran verzweifelte, einen so scharfen Kopf von der Richtigkeit des Gegentheils seiner Ansichten zu überzeugen! Denn noch war Bradlaugh nicht Atheist; noch hatte er keine feste Ueberzeugung gewonnen; erst die Ausstoßung mit Schimpf und Schande brachte ihn dazu, sich anhaltender mit den Lehren der englischen Kirche zu beschäftigen, dann zur Prüfung der christlichen Glaubenslehre und schließlich zur Prüfung der Frage überzugehen: existirt Gott? Bald war der über theologischen Problemen grübelnde Kohlenhändler und Kohlenträger zu der Ueberzeugung gelangt, unwiderlegliche Beweise dafür gefunden zu haben, daß nicht nur die kirchlichen Glaubenssätze der Church of England haltlos in sich selber seien, sondern auch daß der christliche Glaube nicht auf göttlicher Offenbarung, vielmehr auf Legenden beruhe, da die Bibel nicht das Wort Gottes, sondern eine Sammlung von theils unkritisch abgefaßten historischen Büchern, theils tendenziös entstellten Ueberlieferungen sei. Und bei der Untersuchung der Frage der göttlichen Offenbarung durch die Bibel kam er, oder glaubte er, bald genug zu der Erkenntniß gekommen zu sein, daß ein Gott überhaupt nicht existire, nicht existiren könne.

Ich beschränke mich darauf, die Thatsache dieses geistigen Umwandlungsprocesses anzuführen, und enthalte mich jeder Kritik.

Im Jahre 1850 schrieb Bradlaugh seine erste Flugschrift: „Einige Worte über den christlichen Glauben.“ Sie kostete ihm seine damalige Commis-Stellung und entzweite ihn mit seinen kirchlich gesinnten Eltern, ja, sie brachte die Geißlichkeit so gegen ihn auf, daß diese ihn fanatisch verfolgte, es ihm durch ihre öffentlichen und geheimen Denunciationen für lange Zeit unmöglich machte, überhaupt eine Stellung irgend welcher Art zu erlangen, oder er regelmäßig ein paar Tage nach Erlangung einer Stellung als verabscheuenswerther Gottesleugner mit Schimpf und Schande entlassen wurde! Aber all das stählte ihn nur. Bradlaugh war schon damals eine Toledanerklänge, die um so stärker zurückspringt, je mehr man sie zu biegen trachtet. Von nun an ward er zum Apostel des Atheismus, und es zeigte sich an ihm eine der hervorstechendsten Eigenschaften des englischen Volkes in höchster Potenz: in Sachen der Religion sind sie nicht lauwarm wie die meisten von uns Deutschen, sie hängen im Gegentheil entweder einem der vielen Bekenntnisse mit leidenschaftlicher Hingabe, oft sogar mit fanatischer Inbrunst an, oder sie sind ebenso fanatische Bekämpfer alles und jedes Glaubens\*). Um seinen freidenkerischen und damit im Zusammenhange stehenden radicalen politischen Ansichten größere Verbreitung zu geben, wurde Bradlaugh ein Lecturer; er hielt Vorträge, auch populär-wissenschaftliche, die es besonders auf die Arbeiterschaft und dann auch auf die ärmsten und jeder irgendwie gearteten Belehrung entzogenen „Straßen-Araber“ abgesehen hatten, in gemietheten Sälen und unter freiem Himmel. Sie entsprangen der Erkenntniß, daß bei der unjagbaren Unbildung der Massen und ihrer Unfähigkeit, selbst Penny-Schriften und „Höhpnipämfses“ (halfpenny-pamphlets) zu kaufen, durch Brochürenschriften allein eine stärkere Wirkung auf die unteren Massen nicht zu erzielen sei und besonders nicht die von Bradlaugh durch fortgesetzte Belehrung derselben gewollte und geradezu leidenschaftlich, ohne jede Rücksicht auf sich selber angestrebte Verbesserung der Lage der „masses“. Bradlaugh ging daher, wie stets unmittelbar nach Erkenntniß des Weges zum Ziele, mit Feuereifer daran, die gewollte Wirkung durch das lebendige Wort zu erreichen.

Das war der richtige Weg; denn nun verbreitete Bradlaugh, wie schwerlich ein Anderer, unter den Massen Aufklärung in Bezug auf die „Wissenschaft vom täglichen Leben“, d. h. von den Daseins-Bedingungen wie ihrer Verbesserung, und pflanzte in die breiten, allem Wissen fernstehenden Schichten die fruchttragende Erkenntniß, daß es kein besseres, edleres und auch praktisch nützlicheres Ding giebt als Kenntnisse, die allein den Menschen geistig und social frei machen; er brachte ihnen auch Aufklärung über die Jämmerlichkeit ihrer damaligen politischen Lage bei und lehrte sie, nach Maßgabe ihrer

\*) Es gab nach der letzten officiellen Aufstellung des Oberregistrator's in England und Wales allein 299 verschiedene Religions-Genossenschaften! Für Irland und Schottland, wo das Sectenwesen die zahlreichsten und wunderbarsten Blüten treibt, fehlt es an einer amtlichen Feststellung.

Fähigkeit nachzudenken über sich selber, Gott (resp. „Nicht-Gott“) und die Welt. Aber auch für ihn waren diese lectures von gar nicht hoch genug zu schätzendem Werthe: sie verschafften ihm einen zahllosen Anhang, ließen ihn zu einer Macht werden, mit der auch die ihn angeblich verachtenden, ihn beharrlich „brute“ (auf gut jüddentlich „Biech“) schimpfenden, leidenschaftlichen Gegner rechnen mußten, und zogen ihn überdies zum ersten Volksredner Englands heran, was dorten weit mehr besagen will als etwa bei uns, weil in keinem anderen Lande der Welt, selbst nicht in Amerika, die volksthümliche Redekunst so entwickelt ist wie in England, wo eine Unzahl von debating-clubs in systematischer Anweisung und unausgesetzter praktischer Uebung gute Volksredner und Parlaments-Sprecher in Massen ausbilden. Augenzeugen aus jenen Tagen haben mir versichert, daß es ein fieberhaft erregendes Schauspiel war, den jugendlichen, während der ersten Hälfte seines Lebens geradezu ungeschlacht knabenhaft aussehenden Bradlaugh von einem Ecksteine der belebtesten Londoner Straßen oder einem Stuhle im Hydepark herunter in himmelanstürmender Beredsamkeit über populär-wissenschaftliche, politische und theologische Themata vor Tausenden sprechen oder ihn mit bekannten Politikern über die damalige Rechtlosigkeit der unteren Massen und schließlich mit Laien wie Geistlichen jeder Richtung, hochkirchlerischen, katholischen oder jüdischen Priestern über die Existenz Gottes, die Echtheit der Bibel u. s. w. debattiren zu hören. Hunderte, vielleicht tausende von Malen forderte der stiernackige und orkanstimmige Bradlaugh die in London umherziehenden Straßenredner der verschiedensten Secten zur Disputation heraus und stieg dabei — ich habe es noch im Jahre 1877 mehr als einmal mitangesehen — auf einen Stein, Stuhl oder in ein Cab, um mit einem auf der anderen Straßenecke in ähnlicher Stellung das Publikum zur Frömmigkeit mahnenden Geistlichen oder Laienprediger zu debattiren, während sich rings um Beide eine die Passage fast undurchbrechbar versperrende Menge sammelte. Und mit solch flammender Eloquenz, mit so klar überzeugender Beweisführung wetterte er auf „das volkverdummende, Pfründen schluckende, corruptirte Priesterthum und dessen unwahre, vor dem einfachsten Verstande nicht stichhaltige Lehren“ ein, daß regelmäßig selbst die reddegewandtesten Straßenmissionare den Versuch aufgaben, das Volk nach ihrer alleinseligmachenden Façon dem Himmel zu gewinnen, vom Eckstein herabsprangen und sich im Gewühl verloren, ehe noch Bradlaugh die letzten ihrer Zuhörer zu sich herüber geredet hatte.

Aber die Priesterschaft war überzeugt, auf andere Weise den Sieg über ihn zu gewinnen! Denn vom Gratis-Neben-Halten auf der Straße kann man nicht leben; die Saalmiethen kosteten mehr als nur den Betrag der halfpenny-Beiträge, sie verschlangen auch noch vollständig das wenige Geld, das dem Uermüdliehen seine Streitschriften langsam genug einbrachten, und eine Stellung zu finden wurde ihm nach wie vor durch die Geistlichkeit unmöglich gemacht: Die seiner Meinung waren, hatten theils keine Stellungen

zu vergeben, theils hüteten sie sich, den, wenn auch nicht formellen, so doch thatsächlichen, ihre Existenz stark gefährdenden Bannfluch der damals noch so mächtigen Priesterkaste auf sich zu laden, dieser auch gesellschaftlich in jenen Tagen noch mehr denn heute dominirenden, sich aus den ersten Familien des Landes recrutirenden und im Besitze unglaublich reich dotirter Pfründen befindlichen Kaste, deren Anhänger zwar miteinander uneins waren, aber gegenüber dem Bekämpfer ihrer Herrschaft wie der Grundlagen derselben stets eine einzige, compacte Masse bildeten! Es kam so weit, daß Bradlaugh am Verhungern war, ja daß er trotz rastlosester Thätigkeit als Schriftsteller und lecturer jahrelang dem Hungertode ins Auge sehen resp. von den geringen Darlehen seiner ja selber meist gänzlich armen Freunde leben mußte! Freilich wurden ihm von Zeit zu Zeit, entweder anonym oder doch von ihm persönlich unbekanntem Freunden der so glänzend verfochtenen Sache und ihres Verfechters, größere Geldsummen zugesandt, manchmal bis zu tausend Pfund; aber trotz völlig freier Verfügung darüber und trotzdem ihm öfters geschrieben wurde, die Sendungen sollten ihm die Fortsetzung des Kampfes ermöglichen, verwandte er das Geld unter öffentlicher Quittung in der Presse bis auf den letzten farthing für die Sache, zur Gründung von Abend- und Volksschulen, Volksbibliotheken u. und hungerte für seine Person weiter, oder nahm leihweise die Börse seiner Freunde in Anspruch: es sollte auch kein Schatten an seiner Rechtllichkeit wie Uneigennützigkeit haften — und es hat nie ein Schatten daran gehaftet! Selbst die manchmal von einer uns Deutschen fast unverständlichen, förmlichen Raserei der Wuth gegen ihn erfüllten Feinde Bradlaugh's, die ihn doch sonst so ziemlich jeder Sünde ziehen, wagten nie, seine Redlichkeit, seine völlige Selbstlosigkeit zu bezweifeln! Schließlich blieb ihm kein anderes Mittel als „to take ordres“, sich für die Armee anwerben zu lassen. Ein Triumphgeschrei ging durch die Reihen der Priester und der Gläubigen! Aber es verstummte bald; denn obgleich Bradlaugh diente und beinahe drei Jahre lang in Irland garnisonirt war, hörte er darum nicht auf, Flugchriften über Flugschriften zu schreiben, Zeitschriften herauszugeben, Abend- wie Sonntagschulen und freidenkerische Vereine zu gründen, ja, nach wie vor als lecturer zu wirken! Und wiederum sehen wir in seiner Laufbahn eine Episode, die auf dem Continent absolut unmöglich wäre! Gerade in seiner Soldatenzeit, im Angesichte der (damals) schmachtvollen, direct Rebellen und Pulververschwörer züchtenden Unterdrückungen der Irländer ward Bradlaugh erst so recht eigentlich zum Politiker! Er hielt zu Gunsten der ohne jede Rücksicht auf Recht und Gesetz unterdrückten und erst dadurch gefährlich gewordenen Irishmen an 112 Orten des Gesamtkönigreichs begeisterte und begeisternde Reden . . . und zwar in der scharlachrothen Uniform des 7. Dragoner-Regiments!

Zu jener Zeit war das möglich, obgleich wir ja erst kürzlich erfahren haben, daß in der englischen Armee auch heutzutage noch das „Undenkbarste“

möglich ist; damals war die Freiheit der Soldaten aber noch eine bei Weitem größere, da man froh war, wenn sich Jemand anwerben ließ, und „Tommy Atkinson“ (etwa: Füsilier Kutische) wurde deshalb geradezu verhätschelt. So wurde es möglich, daß selbst die sonst auf jedem Gebiete übermächtige, fest im irischen Volke wurzelnde und es (wie noch heute) lenkende katholische Priesterschaft es nicht vermochte, dem Dragoner Bradlaugh das Rede- und Schreibe-Handwerk zu legen. Und auch wenn „Th. Q. G.“ (The Queen's Government) hätte der Geistlichkeit zu Hilfe kommen und dem Atheisten wie politisch gegen die Regierung „hegenden“ Dragoner den Mund stopfen wollen, es wäre, abgesehen von der „nothwendigen Rücksichtnahme auf die Gefühle seiner Kameraden“, nicht gegangen: der Soldat war zwar damals „the Queen's servant“, der Königin Diener, aber „only a servant as far as his contract goes“, nur so weit ein Diener, als es in seinem Anwerbe-Contract bestimmt ist, also nur in Bezug auf seine militärisch-dienstlichen Leistungen; darüber hinaus ist er, wie durch Anthony Trollope's Bemühungen jetzt auch der Civilverwaltungsbeamte „as free a man in politics, as free in his general pursuits, and as free in opinion, as those, who are in open professions and open trades.“\*)

Als dem damals schon bestgehaßten Manne in ganz England eine kleine Erbschaft zufiel, benutzte er diese, um sich freizukaufen; „der Königliche Dienst“ ließ ihm doch nicht Zeit genug, seine Ziele so zu verfolgen, wie er es gerne gethan. Jetzt trat er als „clerk“ (früher = Schreiber, jetzt meist = Commis, von clericus) in den Dienst eines Advocaten, um die Jurisprudenz kennen zu lernen und zu seinen übrigen Aufgaben noch die hinzufügen zu können „to alter the law“, also die allerdings im höchsten Grade verbesserungsbedürftigen Gesetze und Rechte, oder vielmehr Unrechte, zu ändern, die Civil- und Strafgesetze zu verbessern, die völlig unorganische Zusammenpappung aus tausenden zum Theil uralter Flicker und Flicken zu ändern, die darunter befindliche Menge von längst „obsolet“ gewordenen (aber bei geeigneter Gelegenheit zum Erstaunen der Welt wieder hervorgefuchten) gesetzgeberischen Akte Stück für Stück zu bessern, wie auch das vor Allem durch seine namenlose Kostspieligkeit nur den Reichen mögliche Processiren den Armen erreichbar zu machen und so eine „Rechtspflege“ zu ändern, die bis dahin ausnahmslos nicht für, sondern gegen die Armen wirkte.

Und wieder sehen wir in Bradlaugh's Laufbahn Etwas, das wo anders nicht möglich wäre: er hat die Rechte nicht studirt, lernt sie aber praktisch so kennen, daß er bei seinen mehr als 100 eigenen Processen nie eines Anwalts bedarf, sondern sie selber durchsicht, und zumeist siegreich, daß er die gelehrten Richter ein über das andere Mal ad absurdum führt,

\*) Ein Mann, so frei in Hinsicht der Politik, so frei im allgemeinen Verhalten und so frei in seinen Ueberzeugungen, wie Diejenigen sind, welche in den nicht von Staatsdienern ausgeübten Berufen und den Jedem offenstehenden Handelsgeschäften thätig sind. (Vide: An Autobiography by A. T.)

sie an Gesetzeskenntnissen übertrifft, ihnen Formfehler nachweist und dadurch den Proceß zu seinen Gunsten oder zu Gunsten seiner Klienten entscheidet . . . denn Bradlaugh, der nie Etwas halb that, nie Etwas für sich allein wollte, stellte sein Wissen und seine Kraft jetzt auch als „Volksanwalt“ in den Dienst der Allgemeinheit und führte unentgeltlich Proceße für unzählige Arme, die ohne ihn niemals zu ihrem Rechte gekommen wären — weil sie eben kein Geld hatten, um die doppelte Advocatur der solicitors und barristers zu bezahlen, und stets fürchten mußten, im Falle des Unterliegens ohne Advocaten-Beistand noch Gerichtskosten von einer Höhe zu zahlen, von der wir, die wir doch auch über die Höhe der Gebühren und Kosten jammern, uns kaum eine Vorstellung machen können! Und nebenbei: der Aermere unterliegt (oder unterlag doch) fast immer in England; sonst könnte nicht das Sprichwort landläufig geworden sein: *only the longest purse wins* = nur das „größte Portemonnaie“ gewinnt im Rechtsstreit!\*)

\*) Zur Erklärung für den nicht mit dem englischen Rechtsweisen Vertrauten möge hier andeutungsweise bemerkt sein, daß der englische Kläger wie Beklagte, wenn er es nicht riskirt, seine in diesem Falle fast sicher verlorene Sache allein zu führen, stets zu einer Rechtsanwältin bedarf, des *solicitor* oder *attorney* (der vor Gericht nicht plaidiren darf) und des von diesem mit dem Rechtshandel zu betrauenden *barrister* (der mit dem Publikum nicht verkehren darf). Das geringste Honorar, das der Erstere annehmen darf, ist der dritte Theil eines Pfundes Sterling; aber es ist wohl nie vorgekommen, daß ein *solicitor* auch nur auf die einfachste Anfrage so wenig „liquidirt“ hätte. Und das Mindeste, was ein *barrister* fordern darf, ist eine *Guinee* = 21 Mark; die wenigen *barristers* aber, welche allein unter der immensen Zahl ihrer Collegen von den *solicitors* gesucht werden (höchstens 5 Procent aller an der bar zugelassenen *barristers* haben etwas zu thun, dann aber gleich unglaublich viel), diese wenigen nicht „briefless“ *barristers* nehmen unter keinen Umständen weniger als 5 *Guinees* für das allereinfachste Gutachten! — Die Ausbildung der *solicitors* geschieht nicht auf Universitäten; wenigstens nicht ihre juristische Ausbildung; sie bestehen ein Examen, ungefähr das für *Unterprima* bei uns, gehen dann als sogenannte *articled clerks* zu einem *solicitor* in die Lehre, dem sie ein Lehrgeld, *premium*, von 6000 Mark zahlen, und kommen, meist schon im 21. Jahre, nach zwei sehr leichten Fachprüfungen zu Amt und Würden. Die *barristers* legen eine ähnliche Vorprüfung, wie ihre sehr viel geringer und nicht als eigentliche *Gentlemen* angesehenen Collegen ab, werden Mitglieder der Juristen-Höfe (*Inns of Court*), die ursprünglich nur Gasthöfe der Juristenzunft waren und auch jetzt noch die officielle Speiseanstalt der in ihnen dem Studium obliegenden künftigen *barristers* sind; wird diesen doch der „*Term*“ (hier ein Vierteljahr) nur dann angerechnet, wenn sie mindestens drei Mittagsmahlzeiten in den *Inns of Court* mitgemacht haben! Auf „theoretisches Wissen“ giebt man da nicht viel; praktisches Sich-Einleben in das Justizwesen (allerdings auch das Nothwendigste bei der Art der englischen Gesetzmäßigkeit!), Zunftgeist und gentlemanlikes Benehmen, das wird verlangt! Die Examina sind meist nur Formfache. Manchmal fragt der Examinator den Prüfling nur nach dem Namen und erwidert auf dessen Nennung: „Sie sind verwandt mit der alten Familie, die in Northumberland ansässig ist? Ja? Ein höchst achtungswerthes Haus! Sehen Sie sich Herr, ich weiß genug von Ihnen!“ — Es muß hinzugefügt werden, daß vor einigen Jahren eine Reform des englischen Justizwesens unter Verschmelzung der beiden Anwaltskategorien vom *solicitor-general* (etwa Reichs-Anwalt) Sir Edw. Clarke angeregt ist und sicher auch einmal durchgeführt werden wird.



Nicht immer freilich siegte Bradlaugh durch Logik und Gesetzeskunde allein; zuweilen bedurfte es in den von ihm geführten, häufig genug für unsere Anschauungen sonderbaren Rechtsfällen der raschen That. Ein Beispiel dafür: Eine Corporation von Arbeitern („cooperative association“, eine Art umfassenden, sich auf alle Lebensbedürfnisse erstreckenden Consumvereins) ging daran, sich ein großes, barackenmäßig aus Ziegelsteinen, Eisenträgern und Wellblech errichtetes Arbeiterheim auf einem Stück Boden zu erbauen, von dem man auf Grund vorliegender Documente annehmen mußte, daß seine Miethszeit noch mehrere Jahre dauere, und man durfte dem Miß zu Folge erwarten, daß der Grundbesitzer der Corporation das Grundstück nach Ablauf der Zeit wieder vermietten werde. (Der Grund und Boden in England wird vom Grundbesitzer meist auf 99 Jahre an Diejenigen abgegeben, welche darauf Häuser bauen oder ihn sonst benutzen wollen. Diese nehmen ihn „in leasehold“. Sie können ihn mit den Häusern u. s. w. weiter vermietten resp. ihr lease auf die noch restirende Zeit cediren, wie das namentlich in London geschieht, dessen mit Privathäusern bebauter Grund und Boden fast ausschließlich zwei oder drei ungeheuer reichen Herzögen gehört. Sind die 99 Jahre abgelaufen, so fällt das leasehold-Grundstück mit Allem, was darauf niet- und nagelfest ist, also auch mit den darauf errichteten Häusern volleigenthümlich an den „Land-Lord“ zurück.) Der Grundherr wußte hier in diesem Falle nun sehr gut, daß der vorletzte Grundmiether in den Arbeitern einen Irrthum über die Dauer des leasehold's erregt; aber er machte sie nicht darauf aufmerksam — denn was ging es ihn an, wenn sich die dummen Kerle betrügen ließen! — beschloß vielmehr, sich diesen Betrug zu Nutzen zu machen. Er sah dem zu Folge nicht nur ruhig zu, wie das schöne, zwar große, aber doch nur leicht aufgeführte Gebäude errichtet ward, sondern erwies sich auch als „aufrichtiger Freund der Arbeiter wie der Bestrebungen, ihre Lage zu verbessern“, und steuerte bei den Sammlungen für den Baufonds unaufgefordert aus eigenem Vermögen einige Pfunde bei. Das Haus stand und wurde bezogen. Da erschien plötzlich der Grundherr mit gerichtlich ausgestellten Papieren in der Hand und erklärte, es sei ausfindig gemacht, daß die Corporation, und auch er, durch den früheren lessee (Grundmiether) wie seinen ehemaligen, betrügerischen bailiff (hier: privater Liegenschaftsverwalter) ganz niederträchtig getäuscht worden wäre: im nächsten Jahre falle der Grund mit Allem, was auf ihm stehe, ihm, dem Gutsherrn, wieder zu. Er wäre verry sorry darüber, indeed, aber natürlich, seiner Rechte werde er sich nicht begeben; das könne ja doch auch Niemand von ihm verlangen!

Bradlaugh strengte einen Proceß gegen den betrügerischen Grundherrn an, der die Arbeiter durch die Beisteuer zum Baufonds mit bestem Erfolge in Sicherheit gewiegt, sich aber so vorsehen und überdies sein „großes Portemonnaie“ zur Erlangung der Beihilfe des „geriebensten“ Solicitors jammt des „besten“ Barristers benützt hatte, daß er vor Gericht Recht bekam und

ihm für den Morgen nach Ablauf der Pachtzeit die Zwangsausweisung der etwa widergesetzigen Bewohner seines Hauses zugesprochen wurde! Alles war durchaus gesetzlich, wie auch Bradlaugh zugeben mußte. Aber wenn auch das verächtliche englische Recht keinen Ausweg wußte, um zum Mindesten den Landlord um die Früchte seiner abgefäimten Schurkerei zu bringen, Bradlaugh wußte einen Weg, und zwar ohne das Gesetz zu verletzen! In einer dunklen Nacht, der letzten vor dem Ablauf der Pachtzeit und dem Ausweisungstermin, nachdem die Genossenschaftler bereits die Tage zuvor ihre wenigen nicht nütz- und nagelfesten „outfittings“ aus dem Arbeiterheim entfernt hatten, erschien Bradlaugh an der Spitze einer circa tausend Männer zählenden Arbeiterschaa die überall Ständer mit hochflackernden, ein röthliches Licht verbreitenden Fettgas-Strassenflammen aufpflanzten. Ein kurzes „Go on!“ aus Bradlaugh's Munde, und die Leute stürzten sich auf das ihnen ja in dieser Nacht noch gehörende Haus und trugen es, Stein für Stein, mit wunderbarer Geschwindigkeit ab! — Als der Landlord am nächsten Morgen stillvergnügt in Begleitung des für alle Fälle mitgebrachten Sheriffs auf dem Plage erschien, um von dem nunmehr rechtlich und gesetzlich ihm gehörigen „Grundstücke mit Allem, was darauf ist,“ Besitz zu ergreifen, war das Haus nicht mehr darauf; an dessen Stelle fand sich nur die Anzahl von Mauersteinen vor, sorgsam und säuberlich aufgeschichtet, auf die er nach Maßgabe seines Geldbeitrags Anspruch hatte — Jeder hatte sein Eigenthum! Die furchtbaren Kosten des verlorenen Processes freilich mußte leider Bradlaugh resp. die Arbeiter-Genossenschaft zahlen, die der Landlord zu betrügen gesucht hatte! Zum Glück wurde die Summe wenigstens theilweise durch eine Subscription von dem entrüsteten Publikum aufgebracht, das sich überhaupt in immer größerer Zahl auf Bradlaugh's Seite schlug und mit englischer Generosität den Beutel öffnete, wenn Bradlaugh unterlag, wo „Recht Unrecht“, Gesetzes-„Wohlthat Plage“ geworden war, und er es im allgemeinen Interesse auf sich genommen hatte „to alter the law“.

Auch in so mancher anderen höchst eigenartigen Lage wußte der ebenso energische wie sündige Bradlaugh Nutzen zu ziehen von den Sonderbarkeiten der englischen Verhältnisse, die man gegen ihn auszubeuten versuchte. So hat er mir das folgende, mir dann von anderer Seite vollinhaltlich bestätigte Stücklein erzählt:

In Plymouth wurde er auf Anstiften der Geistlichkeit verhaftet, gerade als er in dem von ihm zur Abhaltung eines Vortrages gemietheten Saale die Einleitungsworte gesprochen: „Freunde, ich beabsichtige, zu Euch über die Bibel zu sprechen!“ Die Verhaftung war vollständig widerrechtlich, und Bradlaugh ging aus dem wider ihn angestregten Prozesse nach wochenlangem Redeturnier gegen die beiden bedeutendsten Kron-Juristen nicht nur als Freigesprochener hervor, sondern er konnte die ihm durch die Güter der Gesetze widerfahrene Unbill auch so klärllich als Unbill beweisen, daß das Gericht nicht umhin konnte, ihm auf Kosten seiner geradezu wuthschäumenden Gegner

eine recht bedeutende Entschädigungssumme zuzusprechen. Sofort machte er sich daran, den verhinderten Vortrag zu halten. Aber . . . . er konnte absolut kein Local dazu bekommen, denn die Wirthe waren, wie das ja auch anderswo vorkommen soll, samt und sonders eingeschüchtert worden, theils durch die erbitterten Behörden, theils durch die Pech und Schwefel auf den Atheisten vom Himmel herabfliehenden Geistlichen, theils endlich durch die im eigentlichen Sinne des Wortes bis zum Tollwerden aufgehetzten „Gläubigen“.\*) Aber nicht genug, daß ihm kein Saal zugänglich war, die Behörden verboten ihm auch noch auf Grund irgend einer localen, nur für Regierungsfeinde, nicht aber für Regierungsfreunde aus dem Archivstaube hervorgeholten, „obsoleten“ Verordnung, seinen Vortrag unter freiem Himmel abzuhalten, indem sie erklärten, das wäre dann kein Vortrag mehr, sondern ein meeting, und ein meeting könnten sie verbieten auf Grund der Bestimmungen über u. s. w. u. s. w.! Aber Bradlaugh war ihnen „über“. Er zeigte durch Maueranschläge wie in der Presse an, er werde in der Nähe des Devonporter Parkthores seinen Vortrag halten — ohne das Verbot zu übertreten! Natürlich brachte diese räthselhafte Ankündigung hundert Mal so viel Leute auf die Beine, als sonst wohl zum Vortrage gekommen wären, und ebenso natürlich war die Polizei und sogar das Militär massenhaft zur Stelle; man hatte selbst nicht vergessen, einen sherif mit fix und fertig ausgestelltem Verhaftsbefehle „wegen Zuwiderhandlung gegen die Befehle of Her Majesty's Government“ mitzubringen.

Nun muß hier eingeschaltet werden, daß Plymouth, Devonport und Stonehouse einen Städtecompler bilden, der an den vielgezackten Ufern des hier meerbusenartig ausgebuchteten Flusses Tamar liegt, und ferner muß angeführt werden, daß „das zur See fließende Wasser“ dank der veralteten, wunderlichen englischen Abgrenzungsverhältnisse nicht der Jurisdiction jener Gemeinden unterstellt ist, sondern derjenigen des einige englische Meilen davon entfernten Seeortes Saltash. Darauf hatte der geistig so bewegliche, sich stets alle Umstände präsent haltende Bradlaugh seinen Plan gebaut. Er miethete ein großes Boot, richtete es vermittels etlicher über leere Tonnen gelegter Bretter zur Rednertribüne ein, schlenderte dann langsam und gemüthlich durch die erwartungsvoll-verwunderte, auf die vielen in „Sonntagsruhe“ liegenden Boote am Ufer nicht entfernt achtende Menschenmenge, ja, er bat den Sheriff-Bürgermeister, der schon seinen Verhaftsbefehl in der Brusttasche gelockert hatte und in Voraussicht der jetzt beginnenden Amtshandlung gerade die Cigarre wegwerfen wollte, zu dessen vollster Verblüffung, ihm doch erst noch ein wenig Feuer zu geben, und bahnte sich danach mit ein paar Freunden in vollster Gemüthsruhe seinen Weg durch die von Minute

\*) Es mußten in der That im Laufe dieser Wochen Mehrere in das Plimouther „Bedlam“ gesperrt werden, von denen Zwei Attentate auf den Verhafteten versucht hatten und der Anklage nur durch den von ihren Sachwaltern resp. Aerzten geführten Nachweis der Unzurechnungsfähigkeit entgingen.

zu Minute aufgeregter werdenden, aber ihm doch ein über das andere Mal einen lauten „cheer“ gebenden Massen bis zum Ufer am Devonport-Parkthore . . . und mit einem Sage sprang er dann, zur größten Verwunderung der rathlosen Menge und der an Flucht glaubenden Gerichtsbeamten, auf das gemiethete Boot, ließ es etwa 3 Yards weit vom Ufer abbringen und schleuderte dann den ihn zu fangen gekommenen und nun vor grenzenloser Wuth förmlich aufbrüllenden Polizei-, Gerichts- und Militär-Mannschaften unter dem brausenden Jubel des Volkes eine donnernde Rede direct in's Gesicht — 6 Schritte vom Ufer, unter freiem Himmel und doch nicht wider das Verbot der Behörden der Dreistadt Plymouth! — Er sagte mir hierüber einmal: „I say (etwa: hören Sie), das Gesicht des Bürgermeisters, der schon im Begriffe stand, die Aufrubracte zu verlesen, des Polizeicommandanten, der 28 Polizisten mit Handjellen zur Seite hatte, und der militärischen Befehlshaber, die mit einer geradezu formidablen Truppenmacht erschienen waren, um einem etwaigen Befreiungsversuche ihres „Verhafteten“ zu widerstehen . . . es war ein Anblick, der sich nicht beschreiben, aber auch nicht vergessen läßt! Ich glaube aber sicherlich, daß die geistlichen Leiter des „christlichen Jünglingsvereins“, welche die Hauptanstifter der ganzen Sache waren, sich trotz des Sonntags nicht bloß auf Gebete und Segenswünsche beschränkt haben!“

Nicht immer freilich suchte Bradlaugh seine Sache zu verfechten, ohne das Gesetz zu übertreten. Im Gegentheil setzte er sich zuweilen offenkundig und absichtlich in Widerspruch damit. Dann aber stets nur, wo er darauf ausging — und kein anderes zureichendes Mittel sah — ein von ihm für Unrecht erkanntes Gesetz entweder zu ändern oder ganz aus der Welt zu schaffen. Und jedes Mal hatte er dabei Erfolg. Es seien hier nur zwei der dadurch bedingten Kämpfe hervorgehoben. Der eine drehte sich um das Recht der gerichtlichen Zeugenhaft, und Bradlaugh erzielte im Verlaufe desselben — unbehindert durch die auf ihn herabregnenden Streitschriften, ungeachtet der von seinen Gegnern arrangirten, zahllosen Protest-meetings, unbeirrt durch die Denunciationen beim Kron-Ankläger und die nachfolgenden massenhaften Prozesse — daß das Gesetz geändert wurde, welches den „Dissidenten“ verwehrte, als Zeugen vor Gericht zu erscheinen, weil sie keinen Eid leisten wollten resp. durften. Diese Fehde schien lange Zeit einen unglücklichen Ausgang nehmen zu sollen; denn verschiedentlich wurde Bradlaugh gerichtlich verurtheilt und erhielt solche Kostensummen auferlegt, daß er zwei bis drei Menschenalter gebraucht hätte, um sie „abzusitzen,“ wenn nicht seine Anhänger mit Sammlungen für ihn eingesprungen wären; schließlich aber gelang es ihm, in einem Prozesse seine Freisprechung zu erzwingen und im darauf folgenden Prozesse, dem letzten in dieser Sache, sogar eine Entschädigung zugebilligt zu erhalten, allerdings nur in Höhe eines Farthings (eine thatsächlich nicht mehr existirende Rechenmünze im Werthe von ungefähr zwei Pfennigen). Es war das nur eine Form der gericht-

lichen Anerkennung, daß er im Rechte war. Und damit hatte er die Sache glücklich „durchgedrückt“; denn auf Grundlage dieses Proceßausgangs wurde auf sein Betreiben durch das Parlament (dem er noch nicht angehörte) das Gesetz über die Dissidenten-Zurückweisung abgeschafft. Heute kann Jedermann, wes Glaubens oder Unglaubens er auch sei, dank Bradlaugh, auf ein einfaches „Gelöbniß“ (confirmation) vor Gericht Zeuge sein, ist also nicht mehr durch seine religiöse oder antireligiöse Ueberzeugung in der vollen Ausübung seiner Rechte resp. Pflichten als Staatsbürger beschränkt!

Dieser Sieg war für Bradlaugh natürlich nur der erste Schritt auf der von ihm eingeschlagenen neuen Bahn. Sein Ziel war: die Abschaffung des Eides überhaupt oder die in das Belieben des Einzelnen, je nach seiner Ueberzeugung, gestellte Ersetzung des Eides durch eine eidesstattliche Versicherung in allen Fällen, und damit die Herstellung der bis dahin nur auf dem Papiere stehenden Gleichberechtigung aller ConfeSSIONen in Bezug auf die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten. Dieses Ziel konnte erst dann als erreicht gelten, wenn es gelang, den Dissidenten, also den Freidenkern, Secularisten, Unitariern u. s. w., sowie den ausgesprochenen Atheisten die Möglichkeit zu geben, auch das Ehrenamt auszuüben, welches der Engländer als das Höchste ansieht: die Möglichkeit, als gewählter Volksvertreter dem Unterhause anzugehören . . . denn diese Möglichkeit lag (bis zum Siege Bradlaugs auch in diesem Punkte) nur dann vor, wenn sich die gewählten Freidenker und Atheisten entschlossen, gegen ihre Ueberzeugung den ihnen vor der Zulassung auf ihren Sitz „am Tisch des Hauses“ abgeforderten, sehr religiös gehaltenen Treu-Eid abzulegen. Ja selbst dann konnten sie noch zurückgewiesen werden, wie es Bradlaugh thatsächlich später geschah, wenn nämlich das Unterhaus entschied, daß „bei der bekannten Gesinnung des ehrenwerthen Gewählten für X-shire die Eidesableistung nur eine gewissenlose Komödie sei.“

Eingangs habe ich schon angeführt, wie Bradlaugh durch einen elf Jahre dauernden Kampf diese Hindernisse sich und damit allen Anderen aus dem Wege räumte, ja daß das Unterhaus sich sogar gezwungen fühlte, gezwungen in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, die schriftliche Berewigung einer der, selbst in den Augen ehrenhafter Conservativer, trübseeligsten Episoden seines Daseins aus den Sitzungsprotokollen zu streichen. Aber ehe es dahin kam, hatte Bradlaugh auf diesem wie auf anderen Gebieten der Volksrechte noch manchen harten Strauß auszusechten und noch manchen Sieg in geringeren wie in wichtigen Dingen erkämpft, u. A. auch die zweite Gesetzesänderung von denen, zu deren Herbeiführung er sich, wie vorhin erwähnt, unleugbar einer ganzen Anzahl von Gesetzeswidrigkeiten bediente.

Dieser Kampf bezog sich auf die Freiheit der Presse.

Nirgend in einem europäischen Lande ist die Presse jetzt so frei wie in England; daß sie es ist, daß sie die schlimmste aller Pressefesseln los ward, dankt sie hauptsächlich, im Grunde sogar sogar einzig und allein, dem zu jener

Zeit noch von der überwiegenden Mehrzahl der englischen Blätter so gehässig, so maßlos, so niederträchtig mit vergifteten Waffen bekämpften Bradlaugh!

Die Sache spielte sich im Jahre 1868 und dem folgenden ab. Bis dahin war die Presse nur so weit frei, als es der Regierung resp. Jenen gefiel, welche gerade „das Ohr der Regierung besaßen“; denn bis dahin mußte jede Zeitung eine Cautionsstellung stellen, und diese wurde häufig genug unter den allernüchternsten Vorwänden eingezogen. Oft genug waren Versuche glimpflicher und unglimpflicher Art gemacht worden, die Zeitungscautionsstellung abzuschaffen; stets jedoch vergebens, bis sich Bradlaugh der Sache annahm. Er selber hatte kein persönliches Interesse irgend welcher Art daran. Hatte er doch seine Zeitschriften schon lange, bevor er an den Kampf um die Cautionsstellung auch nur dachte, Anderen übertragen, wie er denn das Freidenkerblatt „The Investigator“ überhaupt nur von Anfang 1858 bis Ende 1859 redigirte und auch die 1860 gegründete, eine Zeit lang von ihm redigirte und später von ihm angekaufte politische Zeitschrift „The National Reformer“ zu jener Zeit Anderen übergeben hatte, da er mit seinen Rechtskämpfen, seinen lectures, seinen weit über hundert kleineren theologischen und politischen Flugschriften und größeren Werken dermaßen mit Arbeit überhäuft war, daß er sich selbst bei seiner geradezu verblüffenden Arbeitskraft nicht um die Redaction regelmäßig erscheinender Publicationen bekümmern konnte. Um aber eine Handhabe zu besitzen, den Cautionsstreit in der ihm einzig zugänglichen Weise durchzuführen, nämlich wieder einmal den Stier mit dem rothen Tuche zu reizen und dann direct bei den Hörnern zu packen, und zugleich nebenbei ein möglichst weittragendes Sprachrohr für seine politisch radicalen und antikirchlichen Auslassungen zu haben, gab er jetzt ein neues Journal heraus (ich meine, es war eine Wiederbelebung der ursprünglich von Holyoake gegründeten, dann aber eingegangenen Wochenschrift „The Freethinker“). Er bekämpfte u. A. darin die damalige conservative Regierung Disraelis, und zwar, nachdem er den betreffenden Behörden in aller Form schriftlich, wie auch in seinem Journale angezeigt hatte, „er beabsichtige nicht, die zwar durch ein Gesetz, aber ein schlechtes und abschaffungswerthes Gesetz, geforderte Cautionsstellung zu zahlen, um die Regierung zu zwingen, gegen ihn vorzugehen und ihm so die Gelegenheit zu geben, das verabscheuenswerthe, eines freien Volkes unwürdige und seine Wortführer knechtende Gesetz aus der Welt zu schaffen.“

Zunächst beschränkte sich die Regierung darauf, seine Angriffe zu ignoriren. Sie hoffte, er werde auch dies Journal bald wieder abgeben; und mit seinem Nachfolger, wer es auch sei, glaubte sie leichter fertig zu werden als mit Bradlaugh. Disraeli hatte sich eben nicht die Motive klar gemacht, aus denen Bradlaugh das Journal erscheinen ließ, und vergessen, daß dieser Mann niemals in seinem Vorstürmen nachließ, ehe er das Ziel erreicht hatte! Schließlich war die Regierung gezwungen, den Kampf aufzunehmen.

Sie forderte Bradlaugh auf, 800 Pfund = 16 000 Mark Caution zu bestellen . . . und hätte sie nach Erscheinen der ersten darauf folgenden Nummer sicher eingezogen. Bradlaugh lehnte kaltherzig ab, der Aufforderung nachzukommen. Nun verbot ihm die Regierung, die Zeitung weiter erscheinen zu lassen . . . und Bradlaugh hatte, was er wollte! Er ließ die Zeitung nicht eingehen, drückte vielmehr auf den Kopf der nächsten, in 500 000 Exemplaren über das ganze Königreich verbreiteten Nummer mit großen, blutrothen Buchstaben so auffallend wie nur möglich die Worte: Printed in defiance of Her Majesty's Government (gedruckt in Herausforderung Ihrer Majestät Regierung)! Natürlich erhielt er einen Strafantrag, der auf eine ganz colossale Summe lautete; aber, merkwürdig, höchst merkwürdig! nach mancherlei gerichtlichen Proceuren erklärte die Regierung durch ihren Vertreter, sie verzichte darauf, eine Jury zu bilden . . . und der Proceß war ins Wasser gefallen! Wahrscheinlich, weil die Regierung Grund hatte zu der Annahme, sie würde doch keine Jury zusammenbringen können, welche bereit wäre, die auch von den Conservativen noch stärker als selbst der „freethinking radical“ Bradlaugh verabscheute „Anebelung der Presse durch eine Caution“ in Form einer Verurtheilung ihres Bekämpfers vor dem Lande zu vertheidigen.

Dann kam an Stelle Disraelis Mr. Gladstone ans Ruder, 1869, und der liberale, sich damals sehr radical geberdende Ministerpräsident nahm den Proceß gegen Bradlaugh wieder auf. Zunächst freilich versuchte Old Gladby, dem bei der ganzen Sache gar nicht wohl war und auch angesichts der Mißliebigkeit der Zeitungscaution nicht wohl sein konnte, „die Sache unter der Hand todt zu machen“. Das mißlang aber total. Nun versuchte „the old Grand Man“ etwas Anderes. Er hatte ehemals dem law-alterer Bradlaugh in Bezug auf dessen Thätigkeit zu Gunsten der damals wirklich bemitleidenswerth behandelten Iren einen höchst schmeichelhaften Brief geschrieben und meinte, er stände gut genug mit Bradlaugh, um etwas wagen zu können. Da er nun nicht nur einen Proceß zur Aufrechthaltung der allgemein im Volke verhassten Zeitungscaution, sondern vielleicht noch mehr die so oft erprobte Energie, die glänzende Federgewandtheit und geradezu einzig dastehende Redemächtigkeit des „Gesetzesübertreters“ scheute, so hatte er die . . . Kühnheit, diesem durch den Mund des Attorney-Generals Collier (des dritthöchsten Justizbeamten des Königreichs) anzubieten, er wolle den Proceß einstellen lassen und auch die Strafgeelder nieder schlagen, wenn Bradlaugh seine Zeitung eingehen lasse und erkläre, daß er im Unrecht sei. Bradlaugh weigerte sich, obgleich er den liberalen Ministerpräsidenten vor der Deffentlichkeit nach Möglichkeit schonte, und der Proceß nahm seinen Lauf. Aber Bradlaugh war nicht ohne Grund zu dem Rufe eines der ausgezeichnetsten englischen Gesetzeskenner gekommen: Der ehemalige Kohlenträger und Advocatenchreiber wies den gelehrten Perrücken auf der Richterbank Formfehler über Formfehler, Verstöße gegen das „statutarische“ Recht wie

gegen das common law (das sogen. „ungeschriebene“ Recht) nach und . . . die Regierung konnte trotz aller Anstrengungen und der unerhörtesten Beeinflussungen keine Verurtheilung erlangen — der Proceß wurde stillschweigend eingestellt! Natürlich bot das dem „Regierungstroker“ Bradlaugh die Handhabe, genau so wie beim Kampf gegen den Zeugeneid, durch seine parlamentarischen Gesinnungsgenossen und die auch in den anderen Parteilagern zu findenden Gegner der Zeitungscanition auf die officiële Abschaffung dieses Preßgängelbandes zu dringen, und seit der Zeit ist die englische Presse nicht nur dem Namen nach, sondern in der That frei!

Von der Zeit an hatte Bradlaugh eine Partei hinter sich. Denn so verschieden seine bisher zerstreut nach seinem Vorbilde kämpfenden Anhänger auch in ihren theologischen und politischen Glaubensbekenntnissen waren, zwei Forderungen waren ihnen doch Allen gemeinsam, und diese fetteten sie jetzt aneinander: einmal die Forderung der „Volksfreiheit“ (worunter sie die „Führung des Volkes durch das Volk“ im Sinne eines „much advanced liberalism“, also durch radical-liberale Politiker in Parlament wie Regierung verstanden) und zweitens die Forderung der „religiösen Freiheit“, die Jedem, dem kirchlich Gläubigen wie dem Atheisten, die gleichen Rechte gewährt und das gleiche Ansehen beläßt. Die sich nun enger und enger zusammenschließende Bradlaugh-Partei forderte mit dem Letzteren nicht etwa, daß der Staat von staatswegen „die Religion abschaffe“, sondern verlangte nur, der Staat solle dafür sorgen, daß ein Jeder ohne Schädigung und Beeinträchtigung glauben oder nicht glauben dürfe, was er wolle (resp. nach seiner ja über der Willens-Sphäre stehenden Ueberzeugung glauben müsse), verlangte also, daß der Staat an einem Grundsatz festhalte, der mit einem neueren socialdemokratischen Schlagworte bezeichnet, lauten würde: Religion ist Privatfache des Einzelnen und geht als solche weder den Staat noch irgend einen Andern etwas an.

Durch eine solche Formulirung der Forderung der „religiösen Freiheit“ allein war es möglich, daß sich außer den zu einer ungeheuren Anzahl angeschwollenen Atheisten auch die Secularisten und Unitarier, wie eine Menge von Secten verschiedenster Art zu Bradlaugh hielten, ihn in seinen Bestrebungen unterstützten und schließlich den keineswegs danach besonders lüsternten Bradlaugh zu bestimmen wußten, die Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen im Parlamente anzustreben. Dieser Wunsch wurde lauter und immer lauter, bis Bradlaugh sich ihm nicht mehr entziehen konnte, auch nach und nach bei näherer Beschäftigung mit dieser Idee nicht mehr entziehen mochte. Das Verlangen, Bradlaugh solle einen Parlamentssitz einzunehmen suchen, ging, so befremdend das für den ersten Augenblick auch scheinen mag, weniger von dem politischen Theil seiner Anhänger als von den mit den kirchlichen Verhältnissen Unzufriedenen aus, und es vereinigten sich in diesem Verlangen alle die verschiedenen Secten, welche Bradlaugh als den Vorkämpfer der Glaubensfreiheit im wahren Sinne ansahen, sowohl die atheistischen Ver-



einigungen als auch die Gemeinde der Unitarier, Secularisten u. s. w., zu deren Mitgliedern theils Gottesleugner, theils Gottesgläubige gehörten.

Wie es kam, daß gerade eine so merkwürdige Toleranz zwischen den Gläubigen und Ungläubigen in einer Secte Platz greifen konnte, es wäre interessant zu schildern; und diese Schilderung würde wohl auch Vieles in der öffentlichen Laufbahn Bradlaugh's für uns Deutsche besser verständlich machen; sie würde mich jetzt indeß zu weit ab führen von meinem eigentlichen Thema, und so möge es genügen, wenn ich, um ein Beispiel anzuführen, darauf hindeute, daß der entschiedenste Atheist Bradlaugh eines der angesehensten Mitglieder u. A. der in ihrer Mehrzahl gottgläubigen Secularisten war und häufig genug an deren Sitzungen, „Andachten“ und Festen Theil nahm. Ich selber bin dort bei besonderen Gelegenheiten mehr als einmal mit ihm zusammengetroffen und erinnere mich zum Exempel, mit ihm nach beendigter „Andacht“ während eines von der Secularisten-Gemeinde mehr nach deutscher als nach englischer Weise gefeierten Weihnachtsfestes unter den breit ausladenden Nesten riesiger, kerzenstrahlender Tannenbäume gesprochen und bald darauf an seiner Seite ein englisches Weihnachts-Vorrecht der Herren ausgenüßt zu haben, das Vorrecht nämlich, unter dem von jedem Thürbalken resp. von der Saaldecke herabhängenden Mistelzweige junge hübsche Damen zu attrapiren, resp. sie auf irgendwelche ganz abgeseimte Art dorthin zu locken, und dann herzlich abzuküssen.

Alle diese Gemeinden, die über das ganze Königreich zerstreut waren, im innigsten Zusammenhange mit den radicalen politischen Vereinigungen, beschloßen im Jahre 1868 Bradlaugh als Candidaten für das Parlament aufzustellen. Sie glaubten sich machtvoll genug, um Bradlaugh mit Glanz durchzubringen. Aber sie hatten denn doch die Macht der Gottesgläubigkeit und die Macht der Tradition unterschätzt, der zufolge das englische Volk Jahrhunderte lang in einem Atheisten etwas nicht viel weniger Entsetzliches sah als Seine Höllische Majestät selber, und sie hatten vor allen Dingen die Macht der mit rücksichtsloser Frechheit auftretenden Verleumdung unterschätzt! So kam es, daß Bradlaugh bei seinem Candidaten-Debüt nicht glänzend durchkam, sondern im Gegentheil glänzend durchfiel: er erhielt nur 1100 Stimmen; denn die überwiegende Mehrzahl der Sandwicher Wähler, die dem bisher in so vielen wichtigen Dingen erfolgreich gewesenen, heißblütigen Vorkämpfer für die Volksfreiheit und den Zerstückterer des Aberglaubens wie der Pfaffenwirthschaft gern ihre Stimme gegeben hätten, schauderten denn doch vor diesem entsetzlichen „Gottesherausforderer“ zurück, von dem während des Wahlkampfes tausendfältig, mündlich wie in Schrift und Druck, die Geschichte von der in Northampton „in defiance of the Lord“ aus der Tasche gezogenen Uhr erzählt wurde. Damals that das Märchen zum ersten Male seine Wirkung, trotz der sofort gegen den abscheulichen (leider vor Austrag des Processes gestorbenen) Urheber der Verleumdung angestregten Klage, und es hat nicht aufgehört, seine Wirkung zu thun, bis Bradlaugh begraben ward! Auch an

dem Scheitern des zweiten Versuches Bradlaugh's, einen Sitz in dem herrlichen Palaste gegenüber Westminster-Abbej einzunehmen, trug das Märlein einen großen Theil der Schuld, worauf hier nur im Vorübergehen hingewiesen sein soll.

Inzwischen war der 4. September 1870 herangekommen, an welchem, zwei Tage nach Sedan und einem nach der Proclamirung der französischen Republik, Bradlaugh einen Schritt that, der zwar wieder sein fast überforisches „Inszeuggehen“ für seine Ideale, aber auch zugleich seine ganze Kurzsichtigkeit in Bezug auf die äußere Politik offenbarte, ja, ihn demselben Donquixotismus verfallen zeigte, in den sich auch, bei der nämlichen Gelegenheit und aus denselben rein idealen Gründen, leider der alte Garibaldi hineingeritten hatte: Bradlaugh lieb zwar nicht, wie dieser, „sein siegreiches Schwert“, wohl aber seine Feder wie seine, viele Tausende von Guineen an „Liebesgaben“ zusammenbringende lodernde Beredtjamkeit der Sache Frankreichs, oder vielmehr der Republik Frankreich, von der er sozusagen eine Umwälzung Europas erwartete, dieser Republik, die er im Jubelrausch über den Sturz des von ihm gründlich gehaßten Kaisers Napoleon in einem zauberischen Lichte sah und lange Zeit nicht aufhörte zu sehen, trotzdem ihn seine weitsichtigeren Freunde ernstlich vor diesem hier geradezu phantastischen Optimismus warnten, der nur zu deutlich bewies, daß ein sonst klar denkender, sehr ernsthaft zu nehmender Mann (und in diesem Falle ein sehr erfolgreicher Streiter auf dem Gebiete der inneren Politik) in eine direct lächerliche Umschleierung des Blickes geräth und zu fast kindischen Urtheilen kommt, wenn er die ihm ferner liegenden Dinge nur durch die Principienbrille ansieht! Die Verkörperung der Volksfreiheit erblickte Bradlaugh in der französischen Republik; er jauchzte auf bei der Nachricht von ihrer Proclamirung und ließ sich in seiner Starrköpfigkeit auch nicht um eines Haares Breite von der einmal vorgefaßten Meinung abbringen, selbst nicht durch die ernstlichsten Vorhaltungen des von ihm hoch verehrten, sich auf die preußisch-deutsche Seite neigenden Mazzini, dessen jahrealte, innige Freundschaft ihn diese Bejubelung und werththätige Unterstützung der französischen Republik kostete. Ach, und das war noch bei Weitem nicht das Schlimmste an der Sache! Denn nur zu bald sah Bradlaugh ein, wie er sich geirrt, indem er seine Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, die Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen, seine absolute Uebereinstimmung von Wort und That, auch bei allen Anderen voraussetzte; nur zu bald erkannte er, daß die Mehrzahl der Menschen, welche er für die Herausbringer einer neuen Menschheitsmorgenröthe gehalten, die größten Scheusale, die ekelhaftesten Bestien, die Vollbringer unsagbarer Gräueln waren, und daß die an diesen Gräueln minder oder gar nicht schuldigen Genossen jener Unmenschen, welche ihn vorher Heroen oder zum mindesten Männer in des Wortes vollster Bedeutung dünkten, Jämmerlinge und Schwächlinge waren! — Mit aufrichtiger Betrübniß gestand er mir einige Jahre darauf ein, wie furchtbar ihm die

Erkenntniß seiner Selbsttäuschung gewesen, und er erging sich in zwar harten, aber nur allzu gerechten Urtheilen über eine Anzahl von Männern, die sich als wahre Vaterlandsfreunde von todverachtender Tapferkeit, als echte Republikaner aufgespielt hatten — Leute, die er zum Theil für kraftbegabte Staatsmänner gehalten — sich aber dann „zu seiner tiefsten Beschämung als bloße wortschwallige Schwäger mit Mund und Feder, selbstjüchtig-eitle und dabei feige Patrone, jammert und sonderß als großmäulige Prahlhänse oder als Speculanten in Patriotismus erwiesen hätten.“

Ueber das Gefühl dieser Beschämung halfen ihm selbst nach so langer Zeit weder die echt französisch schmeichelhaften Briefe der „Koryphäen der Republik“, noch auch half ihm das in die tiefste Tiefe seines Schreibtisches vergrabene Diplom als Bürger (oder Ehrenbürger?) der Republik Frankreich hinweg, und er schloß sein selbstgrimmes Bekenntniß mit den Worten: „Don't let's talk about it any longer! I was a downright fool, then!“\*)

Ich sagte es schon vorhin, Bradlaugh habe Napoleon III. gründlich gehaßt (während er mit dem jüngst verstorbenen „republikanischen Prinzen“ Jérôme Napoleon auf sozusagen freundschaftlichem Fuße stand); aber wohl noch mehr als den Franzosenkaiser haßte Bradlaugh den Kronprinzen von England — den damals sehr verschwenderischen und übermäßig lebenslustigen Prince of Wales — und sodann noch, ebenso stark, „the count Bismarck“. Den Letzteren haßte er „als den Unterdrücker der Volksfreiheit“, als „den Verhinderer der Entwicklung freier Männer in Deutschland“.

Den Prinzen von Wales befehdete Bradlaugh von Anfang seines (Bradlaugh's) öffentlichen Auftretens an, hauptsächlich wegen der zu jener Zeit wirklich nicht gerade fürstlichen Lebensweise des Prinzen, und Bradlaugh's Angriffe wurden desto heftiger, je öfter . . . das Parlament des Prinzen Schulden bezahlen mußte. Soviel ich mich erinnere, ist das drei Mal in Form von Bewilligung eines Extrazuschusses zu der ohnehin recht reichlichen Apanage geschehen. Als der Prinz lebensgefährlich erkrankte, schwieg Bradlaugh; aber als der Prinz gesundet war, im Herbst 1876 oder im Frühjahr 1877, und ein Dankgottesdienst in der mächtigen Sankt Paulskirche unter ungeheurer Betheiligung von . . . Eingeladenen abgehalten wurde, die auf den blumenbestreuten Straßen und an guirlandenbehängten Häusern vorüber zur Kirche fahren konnten, weil die City-Corporation für eine „würdige Anschnüpfung“ Sorge getragen hatte, da regte sich der ganze gigantische Trotz des atheisticalen Republikaners Bradlaugh, und er hielt am nämlichen (oder nächsten) Abende eine von mehreren Tausenden besuchte „Massen-Protestversammlung“ ab, welche einstimmig die vorgeschlagene Resolution annahm: „In Erwägung 1., daß . . ., in Erwägung 2., daß . . . in Erwägung 3., daß der Prinz von Wales durch keine

\*) Reden wir nicht mehr drüber! Ich war eben damals ein completer Narr!“

einzigste Handlung in seinem ganzen Leben dem englischen Volke Ursache gegeben hat, aus Anlaß seiner Genesung einen Dank-Gottesdienst abzuhalten, wohl aber durch viele Handlungen und fortdauernd die höchste Unzufriedenheit der ganzen Nation hervorgerufen und ihre Langmuth längst erschöpft hat, beschließen die hier u. j. w., u. j. w., u. j. w. versammelten Tausende einstimmig (wie durch Gegenprobe und die Frage nach Enthaltung von der Abstimmung bewiesen wurde), ihre tiefe Entrüstung über diesen Mißbrauch einer sehr seltenen, nur für wirklich verdiente, in der That würdige und nützliche (useful) Persönlichkeiten eingerichteten Institution öffentlich bekannt zu geben und zugleich in eben derselben Entrüstung gegen den namenlosen Mißbrauch des Vorgebens zu protestiren, daß die in St. Paul's inscenirte byzantinische Kundgebung angeblich im Namen des ihr gänzlich fernstehenden und sie in keiner Weise billigenden englischen Volkes geschehen sei!"

In der That, dieser auf (indirecten) Wunsch des Hofes von der Regierung und dem Lord-Mayor nebst den Aldermen anberaumte Thanksgiving-Service in St. Paul's war byzantinisch in seiner förmlich theatralischen mise-en-scène; ich kann es bestätigen, denn ich habe ihn auf eine der wenigen an Deutsche gesandten Einladungen hin selber mitgemacht. Und ebenso kann ich aus eigener Anschauung bestätigen, daß das eigentliche Volk, nicht etwa nur die Plebs, ganz anders über die Sache dachte, als die „upper ten“, die oberen Zehntausend dachten oder doch wenigstens darüber zu denken vorgaben. Ich darf direct behaupten, daß sich vor der Paulskathedrale während, vor und nach dem Gottesdienste bei den zu Hunderttausenden in den sonst so sonntagsstillen Straßen der City auf- und abfluthenden Massen ganz etwas Anderes als Freude über die Genesung des zu jener Zeit wohl nur in seinen engeren Kreisen beliebten Thronfolgers zu erkennen gab, daß eine Stimmung über den „unangebrachten Thanksgiving-day“ vorherrschte, die in ihren Aeußerungen sogar vor offenbaren Rohheiten und Niederträchtigkeiten nicht zurückschreckte. Zu diesen zweifellosen Rohheiten gehörte z. B. der Gegenhock gegen den Verkauf der extra auf diesen Tag aus Bronze und Weißmetall geschlagenen „Jubiläum-Medaillen“: nämlich der Massen-Abjaß billiger, meist in Zinn oder Bronze gegossener „anti-jubilee-medals“, die auf der Aversseite den Kopf des Thronfolgers und auf der Reversseite den trotz der Karikatur noch immer schönen Kopf einer damals beim Prince of Wales, neben Anderen, ganz besonders beliebten Dame zeigten, während die Umschrift von dem „disaster“ (Unstern, Katastrophe) sprach, welcher das englische Volk befallen . . . nämlich durch die Genesung des Kronprinzen! Zu diesen Rohheiten gehörte ferner der Straßenverkauf von Karikatur-Blättern, „Thanks-givings-Nummern“ untergeordneter Wigblätter und zum Theil broschürenartig angeschwollener Pamphlete, z. B. der Verkauf eines für diesen Tag verfaßten Gedichtes aus der Feder eines zwar dichterisch hochbegabten, aber gesellschaftlich stark heruntergekommenen ehe-

maligen Kriegsschiffskapitän, der mit dem Teufel der Trunksucht Jahrzehnte lang einen Riesenkampf führte, aber immer und immer wieder unterlag, wenn er ihn gerade besiegt glaubte. Dieses in einer Periode äußerster Enthaltjamkeit, völligen Temperenzlerthums geschrieben, mit den bekannten Pseudonym-Chiffren des Verfassers „B. V.“ unterzeichnete Gedicht gegen den Kronprinzen enthielt auch eine Strophe gegen die Königin, von der der Verfasser als von einer „stuffed goose“, einer ausgestopften Gans sprach, weil sie anscheinend nur da zu sein hätte, ohne etwas für ihre Apanage zu leisten, und ihr Nichtsthun mit der Trauer um den vor Jahren erfolgten Tod ihres Gemahls beschönige, während ihr doch das englische Volk all die Jahre über so und so viele Millionen Pfund Sterling für die ihr obliegende „königliche Arbeit“ gezahlt habe! — Dieses auch vom republikanischen Standpunkte aus geradezu scheußliche „Gedicht“ wurde in nahezu einer Million Exemplaren vor den Thüren der Paulskirche wie in ganz London verkauft; die Pressen waren trotz des Sonntags von früh an bis weit nach Mitternacht im Gange. Es „bewies“ ja die Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit der Monarchie wie ihrer Descendenz und wurde daher mit Enthusiasmus gelesen und überdies nach der zufällig passenden Melodie eines allgemein bekannten „Nigger-Minstrel-Songs“ gruppenweise laut von den Käufern gesungen, besonders während der Auffahrt und Abfahrt des Kronprinzen wie der Geladenen. Und wer es nicht ganz mitjang, der wiederholte wenigstens johlend den Refrain, der da lautete: „. . . and therefore: — A tomb 's the best gift, the best thing — For's Highness our future King!“\*)

Die Polizei hätte dem Allen jawohl trotz der Pressfreiheit und der Freiheit des „Gewerbebetriebes im Umherziehen“ ein Ende machen können; für solche Fälle stehen der Polizei aller Länder, auch der freiesten, ja stets Mittel und Wege zu Gebote; aber sie „was under ordres from headquarters“, und ihr Oberhaupt hatte hinwiederum strengen Befehl von der Regierung, nur bei den zur Verlesung der Aufruhracte geeigneten Ruhestörungen einzuschreiten: man wollte die Sache nicht schlimmer machen, und das wäre sicher der Fall gewesen, wenn die Polizei den Versuch gemacht hätte, das „freieste Volk der Erde“ in seiner Freiheit der Schmähung des Thronerben und der Königin zu behindern! Vielleicht hätte die Regierung weniger Federlebens zum Mindesten mit den Verkäufern der Medaillen und Pamphlete gemacht, wenn sie gewußt hätte, daß „der d . . . . Bradlaugh“ nicht dahinter steckte. Denn zu seiner Ehre muß es gesagt sein: er beschränkte sich auf die Protestversammlung und war durchaus dagegen, Manifestationen anderer Art zu veranstalten. Er erklärte Das sogar in der Versammlung: Jeder müsse glauben dürfen, was er wolle, und wenn die Leute an Gott glaubten und

\*) „. . . und drum: — Ein Grab (resp. Erbbegräbniß mit Grabmal) ist das beste Geschenk, das beste Ding für S. Maj. Hoheit unseren künftigen König!“

ihm für die Errettung des Kronprinzen aus offenkundiger Todesgefahr feierlichst danken wollten, so habe Niemand Recht oder Ursache, sich dagegen irgendwie aufzulehnen. Was den Nicht-Gläubigen recht sei, das sei doch auch den Gläubigen billig! — Es gab sogar wegen des Gedichts einen Zwist zwischen Bradlaugh und B. V., wie mir Bradlaugh bald darauf erzählte — denn ich gab dem Dichter des schändlichen Schmähpoëms deutlich zu verstehen, daß er für mich nicht mehr existire, und kann mich da also nur auf die Autorität Bradlaugh's berufen, der mir zu einer Art von Ehrenrettung B. V.'s mittheilte, dieser habe den gesammten Reinertrag den Armen seiner Secte zugewiesen, trotzdem er selber in allerbitterster Armuth lebte. B. V. habe demonstrieren wollen und das auf eine recht häßliche, von allen Seiten stark getadelte Weise gethan; aber er hätte „kein Geschäft“ (no bargain) daraus machen wollen, noch auch gemacht, so glänzend das bei dem über Erwarten starken Absatz des Doppelblattes auch ausgefallen wäre. Und Das, allerdings, ist schon etwas für einen geborenen Engländer!

Ganz kurze Zeit danach war dem nun schon viele Jahre lang auch auf die Hebung der materiellen Lage der unteren Klassen hinwirkenden Bradlaugh eine der allerstärksten Ursachen der Noth und der mit der Noth fast immer eng verbundenen Trunksucht klar geworden.

Man konnte die Arbeiter vom Trunk, von den Gin-Palästen fernhalten, die strahlend und glitzernd an fast allen Straßenecken Londons wie der großen Fabrikstädte prangen und nicht nur durch ihre verlockend schön aufgebauten verschiedenartigen Schnäpse, sondern auch, im Winter, durch ihre Gratis-Wärme die durchgefrorenen armen Leute mit den ausgetrockneten Mehlen mit nahezu unwiderstehlicher Gewalt anziehen. Um die noch einigermaßen menschlichen Arbeiter überhaupt, also die noch nicht ganz versumpften und verhierten Angehörigen der „masses“, diesen Höllenpalästen abwendig zu machen, war nach Bradlaugh's fester Ueberzeugung das beste Mittel . . . die Heirath. Aber gerade diese in dem einen Punkte ja unzweifelhaft Gutes bewirkende Maßregel mußte den anderen Punkt, die Noth, nur noch steigern; nicht nur dadurch, daß eine Frau zu erhalten war (falls sich diese nicht etwa selber als Fabrikarbeiterin erhielt, wie dies ja in vielen der furchtbar über-völkerten Fabrikstädte meist der Fall ist), sondern viel mehr noch durch die sich gerade in den ärmsten Klassen am zahlreichsten einstellende Schaar von Kindern, die bei den armen Arbeiterfamilien nur selten satt gemacht und nie wirklich „erzogen“ werden können, in den meisten Fällen aber theils durch den Hunger getrieben, theils wegen der ungenügenden Beaufsichtigung frühzeitig auf eine schiefe Lebensbahn gerathen. Das sehr einfach zu stellende, aber schwer zu lösende Problem: wie kann man die unteren Klassen zu häufigerem Heirathen, und zwar zum Heirathen in möglichst frühen Lebens-jahren, bewegen und dabei doch der durch die Kinder ganz ungeheuer vermehrten Noth wehren? Das konnte nur geschehen, wenn man den Arbeitern

wie überhaupt den auf schmale Mittel angewiesenen Leuten die Möglichkeit an die Hand gab, den Kindersegen sozusagen nach Maßgabe der vorhandenen Einnahmen zu reguliren, d. h. die unerwünschte, weil ruinirende Familien-Verstärkung auf einem vom Gesetz nicht verbotenen, gesundheitlich und moralisch nicht verwerflichen Wege hintanzuhalten! Aber wie das? Das war die große Frage! Es gab ja der Mittel genug. Aber sie waren zum Theil in jeder Beziehung verwerflich, wie das häufig genug in Frankreich . . . und auch in „discreten“ Fällen nicht gerade selten bei uns wie in aller Welt angewandte Verfahren . . . oder sie waren, wenn nicht verboten und auch nicht schädlich, so doch in dem einen und dem anderen Punkte nicht empfehlenswerth!

Da kam Bradlaugh der Zufall zu Hilfe. Auf einer Vortragsreise durch Nordamerika (das er wie Frankreich, Spanien, Italien u. s. w. mehrmals besucht und in seinen socialen Verhältnissen eifrig studirt hatte) kam ihm ein Buch des nordamerikanischen Arztes Dr. Knowlton in die Hände, welches „Fruits of Philosophy“ betitelt war\*). Und in diesem Buche fand Bradlaugh das so lange gesuchte Mittel zur Verhinderung der Uebervölkerung angegeben, ein Mittel, gegen welches sich keinerlei wie auch immer geartete Bedenken und Einwände geltend machen ließen.

Ich muß mich über dieses Thema kurz fassen; denn ich weiß nicht, ob mir nicht bei näherem Eingehen darauf am Ende ein ebenso großer und ebenso ruinöser Proceß erblühen würde, wie er schließlich trotz der Pressfreiheit gegen Bradlaugh angestrengt wurde — in Deutschland würde man es vielleicht, ungeachtet des Verfassungsparagraphen: „Jeder Deutsche hat das Recht, seine Meinung in Wort, Bild und Schrift frei auszusprechen“, nur einem Arzte, und zwar nur in einer rein wissenschaftlich-medizinischen Schrift gestatten, über facultative Sterilität zu schreiben und dabei Mittel zur Herbeiführung derselben zu nennen! Also kurz gesagt: Bradlaugh gab das Buch in England neu heraus und verfaß es mit einer Vorrede, die in eindringlichen und überzeugenden Worten auf den geradezu volksbeglückenden, dem Elende der unteren Klassen zu steuern trachtenden Zweck des Buches hinwies. Diese Vorrede war nun weder von Bradlaugh allein verfaßt, noch auch von ihm allein unterschrieben. Als Mitverfasserin derselben wie als Mitherausgeberin des Buches figurirte auf dem Titelblatte außer Bradlaugh auch noch eine Dame. Das sollte den Zweck haben, gleich von vornherein aller Welt zu zeigen, daß selbst ein Frauengemüth an der Sache keinen Anstoß zu nehmen habe, daß das Buch zu wichtig sei, als daß nicht selbst eine Frau die natürliche Scheu bei Seite setzen und „trotz alledem und

---

\*) „Früchte der Philosophie.“ Unter philosophy versteht man in Amerika wie in England allgemein (mit Ausnahme des Gelehrtenstandes) die Natur-Philosophie resp. direct die eigentliche Naturwissenschaft.

alledem“ öffentlich eine so heikle Materie vertreten und für die Bestrebungen des Neuherausgebers Propaganda machen müßte.

Ich füge hinzu, daß dieses Buch so decent geschrieben ist, wie es bei einer populär-wissenschaftlichen Schrift über solch ein Thema nur irgend zu ermöglichen ist. Es enthält theils eine Belehrung über Bau und Functionen einzelner Partien des menschlichen Organismus, theils Hindeutungen auf die Art und Weise, deren Erkrankungen zu vermeiden resp. sie zu heilen, und schließlich eben die Ansichten des Verfassers wie Neuherausgebers über eine auf geseglich, sittlich und gesundheitlich unanfechtbarer Grundlage beruhende, überdies leicht anwendbare und dabei nicht indelicate Methode zur Erzielung der Sterilität in jedem gewünschten Falle.

Das Buch hatte einen Riesensatz, wie man sich denken kann, wurde aber eine Zeit lang von Polizei und Gerichten mit gutem Fug so wenig beachtet, wie alle übrigen Bücher und Broschüren ähnlicher Art. Mit der Zeit jedoch erregte es in gewissen Kreisen Anstoß, daß die (in einem dem Publikum allerdings nicht ganz klaren, aber nach meinem Wissen von der Sache durchaus nicht tadelnswerthen Verhältnisse zu Bradlaugh stehende) Mrs. Ann Besant, die Wittwe eines presbyterianischen Pastors, „die ganze Frauenwelt beleidige, indem sie solche obscönen Schriften unterzeichne, um zu zeigen, daß Frauen davor keine Scheu zu haben brauchen“. Das war vorauszusehen, und es gehörte schon ein überaus starker Wagemuth dazu, gerade bei dem Thema einen Sturm der „beleidigten Sittlichkeit“ auf sich herabzubeschwören. Es wäre wohl allermindestens ebenso gut gewesen, wenn Frau Besant ihre Finger davon gelassen hätte: Das Buch wäre trotzdem in die Hände Derer gekommen, welche ein materielles Interesse an der Sache hatten, und vielleicht weniger häufig in die Hände von Frauen und Mädchen, welche sich sozusagen nur theoretisch dafür interessirten — denn eine Menge solcher Damen kauften das Buch, wo sie es nur kriegen konnten, ja, wenn sie es nicht kaufen konnten, so entführten sie es heimlich, wo es ihnen etwa beim Durchstöbern irgend einer privaten Bücherei aufstieß, wie z. B. auch mir ein Exemplar des Werkes von einer jungen, gänzlich unverheiratheten Dame, noch dazu in unserem pruden Deutschland, einfach „ausgespannt“ wurde!

Es gab aber bald noch andere „Steine des Anstoßes“, als Mrs. Ann Besant. Der größte davon war der, daß ein speculativer Buchhändler in Birmingham viele Tausende von Exemplaren dieses Buches, um seinen Absatzkreis auf das denkbar Weiteste auszudehnen, in den von der Beschreibung jener einzelnen Organe handelnden Capiteln mit Zeichnungen durchschießen ließ, die ganz sicher weniger texterläuternd als lasciv waren. Der hierdurch erregte Anstoß war begreiflicherweise sehr stark und höchst berechtigt, und es kann nicht Wunder nehmen, daß die zahlreiche Schaar der Feinde Bradlaugh's diesen Umstand ausnützte, um, nicht etwa dem speculativen



Buchhändler, nein, dem von der Sache gar nichts ahnenden Bradlaugh wie seiner „Maitresse“ Besant einen Proceß „wegen strafbarer Obscönität“ an den Hals zu hängen!

Es gab einen Monstreproceß, bei welchem sich Bradlaugh zwar mit bewundernswerther Geschicklichkeit vertheidigte, wie ich als Augenzeuge versichern kann, nichtsdestoweniger aber sammt seiner „Freundin“ verurtheilt wurde, zu einer colossalen Straffsumme und in noch größere Kosten. Der Proceß hatte ihn trotz resp. wegen des Einspringens seiner Freunde wieder pfenniglos gemacht und in Schulden gestürzt, noch bevor er in zweiter Instanz gegen das Urtheil angehen konnte. Als das geschah, kam die ganze Gesetzeskunde dieses ungelehrten Advocaten zum Vorschein: es gelang Bradlaugh wiederum, den gelehrten Perrücken (die richterlichen Beamten, Anwälte u. s. w. tragen noch heute ihre Lockenperrücken) einen schweren Formfehler nachzuweisen, und der Proceß „fiel in die Themse“ . . . entweder war ein Rückverweisen an die erste Instanz nicht möglich oder aber man ließ, wie schon mehrfach „in Sachen contra Bradlaugh“, die Angelegenheit „aus höheren politischen Gründen“ stillschweigend im Sande verlaufen. Der wackere Buchhändler, durch dessen Schuld die ganze Geschichte gekommen war, blieb vollständig unbehelligt: er hatte etlichen angesehenen Persönlichkeiten, darunter hochstehenden Männern der Hierarchie, die Versicherung abgegeben, daß er keineswegs ein Freund Bradlaugh's und Bekenner seiner Theorien sei, daß er nur geschäftlich gehandelt und geglaubt habe, dabei auf dem Boden des Rechts zu stehen, und so wurde die Verfolgung nicht auch auf ihn ausgedehnt (resp. stillschweigend eingestellt), zumal der Mann hoch und heilig versprach, „die abscheulichen Schriften dieses awful anti-churchers“ sammt und sonders zu verbrennen. Es sollen freilich nur noch wenige Exemplare für dieses Autodafé übrig gewesen sein!

Die nächste und letzte Periode im Leben des „Kämpfers Bradlaugh“ wird am besten zu bezeichnen sein als die des Kampfes um seinen Parlamentssitz. Ich sage absichtlich nicht um „einen“, sondern um „seinen“ Parlamentssitz. Denn trotz aller Machinationen seiner Gegner, trotz persönlicher Berunglimpfungen der schändlichsten Art, trotz der Aufstachelung der englischen Brüderie, welcher namentlich Bradlaugh's Verhältnis zu der als begabte Schriftstellerin wie brillante Volksrednerin, damals wenigstens, für eine Frauenemancipation im vernünftigen Sinne wirkenden Mrs. Besant denunciirt wurde — trotz alledem hatte Bradlaugh, dank seiner Energie, seiner unantastbaren Redlichkeit, seiner Erfolge um die Aufklärung des Volkes wie um die Hebung der rechtlichen und materiellen Lage der unteren Klassen seinen Gegenkandidaten in Northampton 1880 geschlagen und hätte nun, nachdem auch die Wahlprüfung nichts dagegen zu Tage gefördert, unbeanstandet seinen Sitz einnehmen können . . . wenn er sich dazu herbeigelassen hätte, den vorgeschriebenen Eid zu leisten. Er that es nicht, verlangte, daß man ihm ein „Gelöbniß“

an Eidesstatt erlaube, und so kam's — es ist ja noch in Aller Gedächtniß — daß er nicht nur mit Gewalt durch die Specialpolizei des Parlaments aus dem Hause geführt wurde, sondern auch von einem an der ganzen Sache unbetheiligten Herrn Miller, der nicht einmal Parlamentsmitglied, sondern einfach ein Bradlaugh-Hasser war, auf Grund eines uralten Gesetzes verklagt wurde „wegen unbefugten Betretens des Hauses“ und für jede Sitzung 5000 Pfund Strafgeelder zu zahlen auferlegt bekam. Herrn Miller wurde die Sache allerdings sehr verleidet, denn er wußte in seiner aufgehetzten Unschuld in dem Gesetzgewirre seines Vaterlandes nicht so gut Bescheid wie der Mann, den er haßte: Bradlaugh kehrte den Spieß um und ließ Herrn Miller gehörig bestrafen — ebenfalls auf Grund eines sonst von aller Welt vergessenen alten Gesetzes, nach welchem Jeder, der sich von Anderen zu einer Anklage aufreizen läßt, mit mindestens so und so viel Geld oder gar Gefängniß bestraft werden muß!

Inzwischen hatte Bradlaugh einen Schritt unternommen, der sicher nicht aus ihm selber hervorgegangen war und ihm die Sympathien vieler kostete. Seine getreuen Wähler von Northampton verlangten von ihm, er solle den Eid ablegen, falls er es etwa nicht fertig brächte, binnen Kurzem den Eid auch im Parlament wie vor Gericht durch das „Gelöbniß“ zu ersetzen. Da ihm nun die Unterhausmajorität als offenkundigem Atheisten die Ablegung des Eides verweigert hatte, so trat er eines Tages, gleich nach Beginn der Sitzung, an den Tisch des Hauses und . . . legte, ehe es Jemand hindern konnte, den Eid in der vorgeschriebenen Form auf die Bibel ab. Das war sicher nicht correct, da er vordem oft genug erklärt hatte, er lege dem Eide gar keine bindende Kraft bei, die Bibel sei ein Buch wie andere Bücher, er glaube nicht an den Gott, bei welchem er zu schwören habe! — Es gab einen Heiden-Scandal in dem „hohen Hause“, und Bradlaugh mußte sich zurückziehen. (Es kann übrigens auch sein, daß er bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft mit den Fäusten der Parlamentswache machte; ich erinnere mich des Datums dieser Gewaltmaßregel nicht genau.)

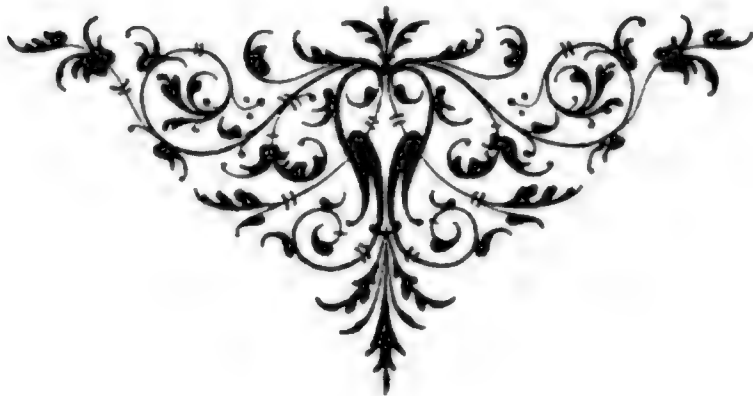
So dauerte der Kampf gegen die Majorität jahrelang, bis endlich die Majorität selber desselben müde ward und nicht mehr dagegen protestirte, daß Bradlaugh auf seinem Siege „das thue, wozu ihn die Majorität der Wähler in's Unterhaus geschickt hätte.“ Es kam das Jahr 1885 und in ihm eine Neuwahl heran. Bradlaugh wurde wiedergewählt und nahm im folgenden Jahre bei Beginn der Session nicht nur unbehelligt seinen Sitz ein, sondern es wurde auch kein Protest mehr dagegen erhoben, als er gleich den anderen Mitgliedern des Hauses an den Tisch trat und auf die vom Mr. Speaker, dem Präsidenten, auch ihm vorgehaltenen Bibel den Abgeordneteneid ablegte. Vielleicht hätte er es doch noch durchgesetzt, daß auch hier an Stelle des Eides officiell die einfache „confirmation“ zugelassen wurde, wenn er nicht darüber hinweggestorben wäre.

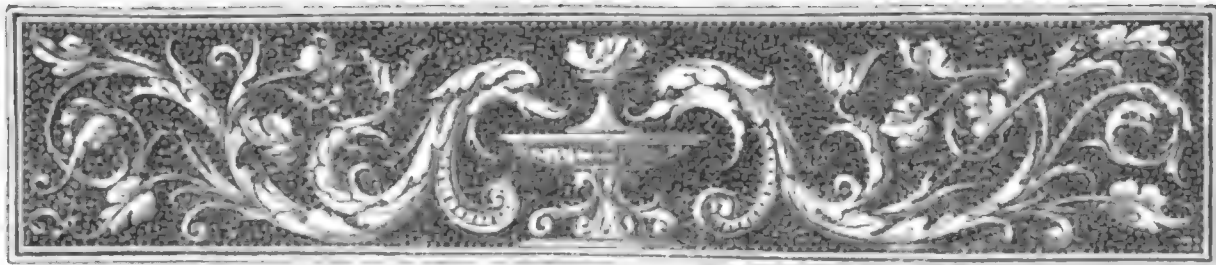
Die Abgeordnetenthätigkeit Bradlaugh's wird hauptsächlich durch seine Bestrebungen bezeichnet, für die unteren Klassen und für die „Verbesserung der Geseze“ zu sorgen, so wie durch die zum Theil erfolgreichen, im Verein mit seinem Freunde Labouchere unternommenen Bestrebungen, die Klassen des Landes von Lasten zu befreien, welche die Klassen keines anderen Landes zu tragen haben. Beide Abgeordnete brachten nämlich die theilweise auch zur Annahme gebrachten Anträge ein, durch eine anständige Summe die Pensionen abzulösen, welche in früherer Zeit, oft sogar in früheren Jahrhunderten, verdienten Männern für sich und ihre Nachkommen zugestanden worden waren, wodurch dem Lande eine ungeheure Kostensumme Jahr für Jahr erwuchs, ohne daß ihm dafür irgend etwas geleistet wurde. England spart, Dank Bradlaugh und Labouchere, durch diese Ablösungen jetzt einen recht ansehnlichen Jahresbetrag! Sodann beantragten die beiden Radikalen, die von der Regierung gewünschte Erhöhung der Apanagen der Kinder des Kronprinzen abzulehnen; beantragten, die Erhöhung der Apanagen der Prinzessinnen-Töchter bei ihrer Verheirathung mit „deutschen Prinzen“ zu verweigern, also z. B. dem Regierungs-Antrage auf vergrößerte Apanagirung der Prinzessin (Luise?) von Teck, wie in jüngster Zeit erst der Prinzessin Beatrice-Battenberg keine Folge zu gehen. Hierin waren die „entschiedenen Radikalen“ allerdings bis jetzt noch nicht in allen Punkten glücklich.

Aber auch in manch anderer Weise als nur in der oben angedeuteten machte sich Bradlaugh als Abgeordneter dem Lande nützlich, und so konnte es denn geschehen, daß er wenige Tage vor seinem Hinscheiden die fast unglaubliche Genugthuung erhielt, daß nicht allein seine Verdienste um das Land von Seiten des Unterhauses wie von Seiten der Regierung mit ehrenden Worten anerkannt wurden, nein, daß Unterhaus wie Regierung auch auf den eingangs schon erwähnten Antrag eines Abgeordneten eingingen, diejenigen Seiten in den Parlamentsprotokollen zu streichen, in welchen die (wider alles Recht geschehene) Eidesverweigerung und die Gewaltthaten gegen Bradlaugh verzeichnet waren. Somit hat der „Kämpfer“ Bradlaugh noch ganz zum Schluß seines streitvollen Lebens einen unerhörten Sieg errufen, — es war der einzige, bei welchem der Gewinn daraus nur ihm zu Gute kam! In allen anderen Siegen gewann er lediglich für Andere. Für Andere war der Erfolg; der Kampf, die Arbeit aber, die dazu erforderlich gewesen, war allein für ihn: wenn Jemand nach dem Volksmärchen rieth, „man“ müsse der Rake eine Schelle um den Hals hängen, damit man sie schon von Weitem höre und sich vor ihr schützen könne, dann hatte Bradlaugh nicht die Märchen-Antwort bereit: „Well, bell the cat yourself“ (hängt doch selber der Rake die Schelle um!), nein, er war stets und jeden Augenblick bereit, eben zu Gunsten der Anderen „to bell the cat himself“, selber den Strauß zu wagen!

Und so ist es denn gekommen, daß der ehemalige Laufbursche und Kohlenträger als gefeierter Volksmann und auch von der Gegenpartei endlich

der ihm gebührenden Anerkennung gewürdigter Abgeordneter gestorben ist, nachdem er seinem Volke in einem Leben des Kampfes unbestrittenermaßen viel, sehr viel Gutes erwirkt hatte; so ist es gekommen, daß der Mann, der arm gewesen und arm gestorben, trotzdem wohl mehr als eine Million zur Vertheilung und zur Förderung der von ihm aufgestellten Ziele durch seine Hand gegangen ist, jetzt auf Grund öffentlicher Sammlungen ein großes Denkmal gesetzt erhält vor einem als Heim seiner Parteigenossen neu zu erbauenden mächtigen Gebäude; so ist es gekommen, daß, wie bekämpfenswerth man auch seine antikirchlichen Anschauungen und seine politischen Bestrebungen erachten möge, Jedermann, er gehöre zu welcher Partei er wolle, dem ehrlichen Manne Bradlaugh und dem lediglich für sein Vaterland, nie aber für sich wirkenden Politiker mit reinem Gewissen persönlich die höchste Achtung zollen muß!





## Tod oder —?

Aus dem Tagebuch eines Unglücklichen.

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

**W**ie so manche qualvolle, bange Nacht hatte ich auch in dieser stundenlang munter gelegen, ohne die so heiß ersehnte Ruhe zu finden. Denn die folternden Gedanken und der entsetzliche, pressende, bohrende, wühlende Kopfschmerz, die mir schon so lange das Dasein zur Hölle machen, vercheuchten den Schlummer von meinem Lager. Und doch war ich müde, ach so sterbensmüde!

O, wer kann euch beschreiben, ihr fürchterlichen, endlosen Nächte, in denen der Körper, der arme, erschöpfte, zerschlagene Körper sich ruhelos hin und her wälzt und verzweifelte Wuth die schweißgetränkten Rissen zerwühlt; wo der Geist, der so gern in das Reich des Vergessens versinken möchte, vergebens dem Banne der Gedanken zu entfliehen sich müht, die zu meistern er nicht mehr im Stande ist, die jenen Geistern gleichen, die des Herrn und Meisters, der sie in's Leben rief, schadenfroh spotten, da er die Macht über sie verlor, die Zauberformel vergaß, durch die er sie zu bannen vermochte — wo die Kinder des Hirns, fragenhaft entstellt, bald schauerliche Gespenster, bald hämisch grinrende Kobolde, bald listige Teufelchen, bald ekelhafte Ungeheuer toll und wirr durcheinander jagen und tanzen und kugeln, sich oft zu phantastischen, naturwidrigen Wesen vereinigend, grotesk und widersinnig wie die Centauren und andere fabelhafte Geschöpfe des klassischen Alterthums. O, wie über alle Maßen fürchterlich ist dieser aufreibende Kampf, dieser Wechsel von halbem, martervollem Versinken in's Nichts und ohnmächtigem Sichaufraffen, dieses Träumen ohne Schlafen!

Stundenlang hatte ich schon diesen fürchterlichen Kampf gekämpft, da endlich versank der gequälte Geist auf kurze Weile in einen etwas tieferen Abgrund der Vergessenheit — und da hatte ich folgende Vision:

Einsam ging ich durch die öde herbstliche Landschaft; müde raschelte mein Fuß durch welkes Laub, und vereinzelt dürre Blätter fielen zitternd auf meinen Pfad; eine unendliche Zeit schien mir verfloßen zu sein seit jenen Tagen, da diese Blätter noch grün und lebensfrijch waren, da sich goldene Aehren dort wiegten, wo jetzt fahl und todt weite Stoppelfelder sich dehnten, über die krächzend eine einsame Krähe flog. Schauerlich tönte aus dem schwarzen, von verkrüppelten, geipenstijchen Weiden umrahmten Teiche dunkler Unfernruf, und durch meinen schwermuthumshatteten Geist zogen unablässig die Verse meines Lieblingsdichters, des frankhaften Amerikaners Edgar Poe, die Anfangsverse des melancholijchesten aller Gedichte, der Romanze „Malume“:

„The skies they were ashen and sober,  
The leaves they were crisped and sere,  
The leaves they were withering and sere . . .“

Ich ging weiter, ohne Ziel, ohne Willen; ich mußte gehen; und ich wanderte der untergehenden Sonne entgegen, und immer öder und unheimlicher ward die Gegend und immer tiefer die Schatten, die meinen Geist bedeckten; und immer leiser verflangen die Töne menschlicher Lust und menschlichen Leides und menschlicher Arbeit, welche aus der weit hinter mir liegenden Stadt zu mir drangen; und nun zitterten wehmuthvoll, süß lockend die Klänge der Abendglocken zu mir herüber und schmiegeten sich weich, lind schmeichelnd an mein Herz und lösten noch einmal den Bann starrer Fühllosigkeit, der sich eifig auf dasselbe zu legen begonnen. Und ich wandte mich um und schaute nach der fernen Stadt, wo das Leben so verführerisch winkte; und ich sah, wie ihre Fenster im letzten Scheine der Abendsonne oder von Lichtern hinter ihnen goldig blizten, wie aus den Effen der Häuser und Fabriken der Rauch fröhlich zum Himmel stieg. Und mein Herz begann wieder stärker zu schlagen und warm zu werden, und es fand wieder die schöne Fähigkeit des Wünschens, des Verlangens, des Sehens. Da wollte ich fort aus dieser verlassenem, trostlosen Dede und zur Stadt zurück, um dort unter Menschen ein Mensch zu sein. Aber ich konnte nicht, denn dicht hinter mir versank der Pfad, der zur Stadt führte, wie in einen schwarzen Abgrund. Ich konnte nicht mehr zurück, ich mußte den eingeschlagenen unheimlichen Weg weiter wandern, ohne Ziel, ohne Wollen, weiter in die endlose todt Dede, über die jetzt die Nacht ihren Fittig breitete; denn die Sonne war untergegangen; kalte Schauer durchfröstelten mein Gebein, und meine Lippen murmeln:

„Then my heart it grew ashen and sober  
As the leaves that were crisped and sere,  
As the leaves that were withering and sere . . .“

Jetzt war es ganz einsam und still um mich, kein lebendes Wesen war rund umher zu sehen, kein Ton zu hören — schauerlich nur hallte der Klang einer Glocke wie einer Todten- oder Armenfünderglocke durch die beängstigende Stille. Und eine Stimme in mir sprach (oder kam sie von außen?): Das ist das Grabgeläute der sterbenden Welt! —

Der Vollmond war aufgegangen; der Mond, mein alter Freund und Vertrauter; aber sein Anblick erfreute und tröstete nicht wie einst meine schwärmende Seele. Er erschien mir greisenhaft, welk und todt, wie die dürren Blätter zu meinen Füßen; und dann kam er mir vor wie der Defleck in der Papierlandschaft meines Puppentheaters, hinter den wir ein Licht stellten, um Mondschein zu erzeugen. Ja, ja, gerade so fahl, so trübselig verschwommen blickte der Mond dort oben hernieder. Und war ich selbst jetzt mehr als eine Puppe, wie ich sie in meinen Kinderjahren am Drahte über die Bühne meines kleinen Theaters gezogen? Ja, unsichtbare Drähte führten mich, den Willen- und Gefühllösen — wohin? . . .

Und ich ging weiter, und mein Weg begann sich schließlich bergan zu ziehen und immer steiler und steiler zu werden, und ich schritt gleichgiltig weiter und klomm wie ein Mondsüchtiger gedanken- und furchtlos den gefährlichen, engen Pfad hinan, bis ich auf der Spitze eines fahlen Felsens stand, von dem auf der anderen Seite zwei Pfade wieder hinabführten in die endlosen Ebenen. Und ich machte Halt und schaute hinab auf die wüste Gegend, auf die der Mond ein schauerliches Licht warf, und meine Blicke schweiften über Meilen hinweg bis dorthin, wo Himmel und Erde sich einen; und meine Augen waren von so übernatürlicher Schärfe, daß ich auch den fernsten, kleinsten Gegenstand, auf den ich sie richtete, erkennen konnte. Und ich konnte genau verfolgen, wie der eine Pfad sich den Felsen hinab und in mancherlei Windungen durch die flache Landschaft zog, bis er sich am Horizonte verlor; und da sah ich plötzlich eine wunderliche Gestalt denselben daherkommen mit hastigen weiten Schritten, eine riesige Gestalt mit grünendem Kopfe und langen, dünnen Gliedern, die freideweiß im Mondenscheine glänzten. Und ich faßte die räthselhafte Gestalt, die sich mit unheimlicher Schnelligkeit näherte, scharfer in's Auge — und da ich sie erkannte, schauderte ich — es war ein Skelett! Und in der Rechten trug sie, über die Schulter gelegt, einen Gegenstand, der im Strahle des Mondes blinkte — und es war eine Sense — und in der Linken trug sie ein fremdartiges Geräth — und ich erkannte es als ein Stundenglas.

Da wußte ich, wer das fürchterliche Wesen war, aber ich schauderte, auch nur seinen Namen zu denken; und mit unaussprechlichem Grauen sah ich, wie der furchtbare Sensemann auf den Ort zueilte, an dem ich mich befand. Da dachte ich dem grausen Unhold zu entfliehen und den zweiten Pfad hinabzueilten. Aber wie mein angstvolles Auge denselben flüchtig überschaut, bevor mein Fuß ihn betrete, sehe ich auf demselben ein anderes seltsames Geschöpf daherkommen. Ich spähe mit angespannten Sinnen, die

Natur des merkwürdigen Phantoms zu ergründen, das seinen Charakter beständig zu wechseln schien, das bald über dem Erdboden majestätisch dahinschwebte, bald in sonderbaren Sprüngen, in wüthendem Laufe daherstürmte, bald im Staube hinkroch oder gar sich auf dem Boden weiter wälzte. —

Und endlich erkannte ich einen Jüngling, der aber nicht gewöhnlichen Sterblichen gleich, dessen Miene und dessen Wesen etwas von einem Könige, von einem Halbgotte hatten; und er schwebte mehr, von unsichtbaren Fittigen getragen, denn daß er ging; auf seiner Stirn war ein Leuchten nicht irdischer Art, und in seinen Augen blitzte ein Feuer, das mir göttlichen Ursprungs schien — und ich schaute den Jüngling genauer an — und ich sah, daß ich es selbst war und doch wieder nicht ich selbst; denn die Gestalt und die Züge meines Gesichts und mein ganzes Wesen erschienen hier erhöht, veredelt und verklärt; und die Hoheit und die Würde, die diese Gestalt umgab, war nicht mein. Und ich betrachtete den Jüngling mit Entzücken; aber dann plötzlich flöste mir seine Schönheit ein leises Unbehagen ein, und aus dem Unbehagen ward ein Grauen, denn die Schönheit erschien mir wie eine Maske, wie eine verzerrte Wahrheit, und das Majestätische und Erhabene seines Wesens dünkte mir übertrieben und hohl und lächerlich-gesprenzt wie bei Theaterkönigen, die in falschem Purpur und eitlen Flitter prangen. Und wie ich so noch weiter hinschaue, da verzerrt sich plötzlich das schöne Gesicht zur scheußlichen Frage, und in rothem Brande, blutunterlaufen, flammen die Augen, und der Mund fletscht die Zähne und — doch bin ich es immer noch, und ich starre entsetzt der wüthend heranstürmenden Gestalt entgegen. Und wieder ändert sich diese, und eine scheußliche Bestie mit blutiger Zunge, schäumendem Rachen und fürchterlichem Gebiß rennt in wilden Sprüngen daher, und die giftigen grünen Augen — o diese gräßlichen Augen! — stieren mich an, mich bannend — und ich sehe und fühle, die Bestie bin ich selbst — und das Thier wird zur ekelhaften schuppigen Schlange, die sich am Boden haspig windet und deren Basiliskenblick mein Blut gefrieren läßt — und die Schlange bin ich selbst — und dann wälzt sich mit eklem Behagen ein Schwein in Roth und Morast — und da stöhne ich auf in der Folter eines namenlosen Entsetzens; und die Erscheinung rückt näher, jetzt wieder als schöner Jüngling, als Bestie, in all den wechselnden Gestalten, die ich schon geschaut, den Weg versperrend, auf welchem ich dem grimmen Senfmann entrinnen wollte; aber der dünkte mir jetzt das geringere Uebel gegen die zweite Erscheinung, deren grause Bedeutung mir klar zu machen, ich nicht wagte.

Und um den beiden Unholden zu entrinnen, wandte ich mich um und wollte den Weg zurückeilen, den ich gekommen — aber o Schreck! — er war verschwunden — für mich gab's keine Rückkehr mehr, kein Entrinnen aus der Doppelgefahr, die mich bedrohte. Und ich verglich die Fortschritte, welche das Skelett und das andere gräßliche Wesen auf den beiden Wegen machten, und erkannte, daß die Schnelligkeit Beider ungeheuer war, ich konnte aber



nicht ermeßen, bei wem sie größer war und wer mich zuerst erreichen würde. Aber ein beneidenswerthes Loos erschien es mir noch, das grimme Skelett an meine Brust zu drücken, als die Beute des andern Ungethüms zu werden, dessen Namen ich mir noch immer nicht einzugestehen wagte. Und da faßte ich den Entschluß, dem Gerippe entgegenzueilien, so schnell ich es vermöchte, und mich dem Streiche der tödtlichen Sense entgegenzuwerfen, nur um nicht der Macht jenes Scheufals zu verfallen.

Schon wandte ich mich dem Pfade zu, schon regte ich den Fuß, um ihn zu betreten — es war zu spät!

Aus den Basiliskenaugen schoß ein Strahl herüber in mein Hirn — meine Glieder versagten den Dienst — mein Wille war gelähmt. Erstarrt, regungslos, als sei ich ein Theil des Felsens geworden, auf dem ich mich befand, stand ich da! Ich mußte harren, harren, ohnmächtig harren, wissen Beute ich werden würde; starr verfolgten meine brennenden Augen das Vorrücken der beiden Geipenster, die nicht mehr fern von ihrem Ziele waren; und mein wild pochendes Herz warf die entsetzliche Frage auf: „Wer wird der Erste sein, der Tod oder — —?“

Da fand mein Herz mit einem Schlage den grauenvollen Namen, der den andern Dämon bezeichnete, und aus meiner gequälten Brust löste sich ein geller, erschütternder Schrei, wie der flammende Ausbruch eines Vulkans.

Und ich erwachte von meinem gräßlichen Geschrei und lag, in kalten Schweiß gebadet, zu Tode erschöpft, in meinem Bette. —

Ich habe in dieser Nacht nicht mehr geschlafen . . .





## Illustrierte Bibliographie.

**Die Urgeschichte des Menschen** nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Von Dr. Moriz Hoernes. Mit über dreihundert Abbildungen im Texte und zwanzig ganzseitigen Illustrationen. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

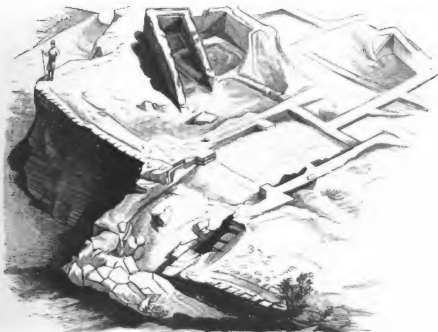
Bei dem raschen und erfolgreichen Fortschreiten der prähistorischen Forschung ist es keine leichte Aufgabe, die der Verfasser übernommen hat, den gegenwärtigen Stand dieser interessanten Wissenschaft in einem Alles umfassenden Bilde gemeinverständlich und doch streng wissenschaftlich zur Darstellung zu bringen. Wenn es dem Autor trotzdem gelungen ist, die großen Schwierigkeiten seiner Arbeit zu überwinden, so verdankt er dies nicht zum Mindesten seiner Veranstellung in der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien, in der sich bekanntlich eine der reichsten vorgeichtlichen Sammlungen der Gegenwart befindet.

Das Werk weist mit großer Geschicklichkeit die zahlreichen Beziehungen auf, welche sich von der Urgeschichte der Menschheit in unsere hochentwickelte Civilisation, in unser persönliches Leben und unsere tägliche Umgebung hinein fortspinnen. Auf diese Weise gewährt es uns ein tieferes Verständnis für den Verlauf der Weltgeschichte überhaupt und damit auch für die Gegenwart. Denn die auf der ganzen Erde erhaltenen Denkmäler und Ueberreste vorgeichtlicher Zeiten werden nach ihrer Entstehung, Bedeutung und kulturgeschichtlichen Zusammengehörigkeit untersucht und verglichen, so daß namentlich die Bedürfnisse jener großen Zahl von Freunden der prähistorischen Wissenschaft befriedigt sein werden, welche sich mit schönem Eifer und vielfach local begrenztem Interesse der Förderung vorgeichtlicher Studien widmen, und denen ein Buch, wie das vorliegende, lange Zeit gefehlt hat. Wenigstens sind die älteren Werke, welche ähnliche Ziele verfolgten, längst nicht mehr ausreichend, um eine Vermittelung zwischen den fachgelehrten Kreisen und dem größeren Publikum herzustellen.

Der Verfasser selbst gesteht zu, daß er dem vorgeichtlichen Menschen außerhalb Europas eine gewisse Zurücksetzung angedeihen läßt; aber er erinnert mit Recht daran,







Der Schutthügel von Hissarlik-Troja (nach J. Durm).

Aus: W. Doernes: „Die Urgeschichte des Menschen“. A. Hartleben's Verlag, Wien.

daß auch die Urgeschichte nichts Anderes sein kann, als Geschichte, d. h. Darstellung auf einander folgender, in ihrem Zusammenhange mehr oder minder klar erkannter Begebenheiten und Zustände, nicht aber Anthropologie der primitiven oder älteren Menschheit überhaupt.

Aus dem reichen Inhalte des Buches heben wir nur die wichtigsten Abschnitte hervor: Ursprung, Begriff und Aufgaben der Prähistorie; Die ältesten Kulturzustände der Menschheit; Die älteren erdgegeschichtlichen Zeiträume, Tertiär und Diluvium (die ältere Steinzeit); Die jüngere Steinzeit; Das erste Auftreten der Metalle; Die Bronzezeit in Mittel- und Nordeuropa; Südeuropa und der Orient; Die Hallstattperiode; La Tène-Periode, Römerzeit, Völkerwanderung; Die alten und die neuen Völker Europas. Freunde des klassischen Alterthums machen wir besonders auf die vortrefflich geschriebenen Partien aufmerksam, die von der Insel Cypern, von Troja und von Mykenä und seinem Kulturkreise handeln (S. 469—515). Aber auch der Anthropologe wird an vielen Partien seine Freude haben, so namentlich an der Auseinandersetzung, die sich (S. 40 ff.) auf das Verhältnis zwischen Darwinismus und Urmenschenhum bezieht. Der Verfasser stützt sich hierbei auf die von Virchow 1889 während des gemeinsamen Congresses der deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft geäußerte Ansicht: „Im Augenblicke wissen wir nur, daß unter den Menschen der Urzeit sich keiner gefunden hat, der den Affen näher stände, als den heutigen Menschen. Die alten waren ganz wohl gebildete Menschen, sie trugen keine charakteristischen Zeichen an sich, welche wir nicht auch gegenwärtig an lebenden Bevölkerungen antreffen; kein einziger war von so elender Beschaffenheit, daß wir z. B. sagen dürfen, er zeige die niederste Schädelform u. s. w.“

Wir sind nach alledem überzeugt, daß das reich und schön illustrierte, überall anzusehend und gründlich geschriebene Werk auf die Theilnahme der gebildeten Kreise rechnen kann, und wünschen ihm aufrichtig einen entprechenden Erfolg.

H. J.

## Die Heilige Schrift des Alten Testaments.

In Verbindung mit Professor Baethgen in Greifswald, Professor Guthe in Leipzig, Professor Kämpfhausen in Bonn, Professor Mittel in Breslau, Lic. Marti in Basel, Professor Rothstein in Halle, Professor Müetschi in Bern, Professor Nyffel in Zürich, Professor Siegfried in Jena, Professor Socin in Leipzig übersezt und herausgegeben von **E. Stauffsch**, Professor der Theologie in Halle. Erster Halbband. Freiburg i. B., 1892. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Eine vorwiegend philologische Arbeit, deren Sorgfalt und gewissenhafte Correctheit von Fachleuten sehr hochgestellt wird. Das Format ist handlich, die typographische Ausstattung durchaus lobenswerth. Für das Auge verschwindet die oft recht unsystematische Eintheilung der Bibel, an die wir gewöhnt sind, die Eintheilung in mitunter ziemlich willkürliche Capitel und Verse, obwohl sie natürlich hat aufrecht erhalten werden müssen. Der Stoff ist hier nach seinem wirklichen Inhalte neu gegliedert, und die einzelnen Abtheilungen sind durch Ueberschriften in augenfälligen Lettern klar bezeichnet. In allen Fällen, wo die Luther'sche Uebersetzung durch unverständliche und dunkle Wendungen das Erfassen des Sinnes erschwert, wird diese Uebersetzung von E. Stauffsch mit Gewinn zu Rathe gezogen werden können und vortreffliche Dienste leisten.

Wir wiederholen: es ist eine wissenschaftliche philologische Arbeit, die lediglich vor diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten ist. Schon das Neuere bezeichnet diesen Charakter auf den ersten Blick: die in Klammer gesetzten Wörter, die der Uebersetzer zum leichteren Verständniß oder um die Form unserer modernen Sprache anzupassen, hinzugefügt hat, und die im Lapidarstile des Urtextes fehlen, die Fußnoten, die auf besondere Uebersetzungsschwierigkeiten und Vieldeutigkeiten hinweisen, die am Rande angebrachten lateinischen Buchstaben, die die Urquellen bezeichnen, u. s. w. So präsentirt sich diese Uebersetzung also schon äußerlich als ein Werk, das sich vorzugsweise an den Gebildeten wendet und sich der kritischen Prüfung durch den sprachkundigen Fachmann unterstellen will, aber keineswegs den Anspruch erhebt, neben der Luther'schen oder gar an deren Stelle zum Gemeingut des gesammten deutschen Volkes zu werden. Man wird sogar nicht fehlgehen, wenn man in dieser Arbeit nur eine neue Huldigung für das monumentale Werk des gewaltigen Luther erblickt. Luther war nicht nur einer der größten Theologen und Philologen, er war auch im erhabensten Sinne des Wortes ein Dichter und Künstler. Die Größe und Feierlichkeit, die Kraft und Schönheit, die Energie und der Wohlklang seiner Sprache sind unvergleichlich. Und die Luther'sche Uebersetzung wird immerdar in unserer Literatur der „rocher de bronze“ bleiben, an dem alle Häßlichkeiten und Ausartungen unseres geliebten Deutsch elendiglich zerfchellen.

Der sprachlichen Genauigkeit zu Liebe hat der neue Uebersetzer die eindrucksvolle Schönheit und den poetischen Schwung der Diction oft zum Opfer gebracht. Nicht immer mit zwingendem Grunde, wie uns scheinen will. Nehmen wir die ersten besten Beispiele. In der Schöpfungsgeschichte heißt es bei Stauffsch Vers 20 und 21:

„Da sprach Gott: Es wimmle das Wasser von Gewimmel lebendiger Wesen, und Vögel sollen über der Erde hinfiegen an der Weste des Himmels. Da schuf Gott die großen Seethiere und alle die lebendigen Wesen, die sich herumtummeln, von denen das Wasser wimmelt, je nach ihrer Art, dazu alle geflügelten Thiere je nach ihrer Art.“

Das „von Gewimmel wimmelnde Wasser“ ist vielleicht ganz richtig übersezt, aber schön ist es nicht. Nun höre man Luther:

„Und Gott sprach: Es erzeuge sich das Wasser mit webenden und lebenden Thieren, und mit Gewögel, das auf Erden unter der Weste des Himmels fliege. Und Gott schuf große Wallfische und allerlei Thier, das da lebet und webet, und vom Wasser erregt ward, ein Jegliches nach seiner Art; und allerlei gefiedertes Gewögel, ein jegliches nach seiner Art.“

Die Luther'sche Uebersetzung ist doch zum mindesten ebenso verständlich und ebenso richtig wie die neue. Und wie ist da die Sprache in ihrer Einfachheit erhaben und wie durch den Rhythmus belebt!

Ein anderes Beispiel, 2. Mose 2, die Auffindung Moses. In der neuen Uebersetzung:

„Da kam die Tochter des Pharao an den Nil, um zu baden. Während nun ihre Begleiterinnen am Ufer des Nils entlang gingen, erblickte sie zwischen dem Röhrich das Kistchen; da schickte sie ihre Skavin hin und ließ es holen. Als sie es nun öffnete, war

ein weinender Knabe darin, sie aber fühlte Mitleid mit ihm, denn sie dachte gleich: es wird einer von den Knaben der Hebräer sein.“

Bei Luther:

„Und die Tochter Pharaos ging hernieder, und wollte baden im Wasser; und ihre Jungfrauen gingen am Rande des Wassers. Und da sie das Kistlein im Schilf sahe, sandte sie ihre Magd hin, und ließ es holen. Und da sie es aufthat, sahe sie das Kind; und siehe! das Knäblein weinete. Da jammerte es sie, und sprach: es ist der hebräischen Kindelein eins.“

Das dichterische Feingefühl Luthers, die rührende Einfachheit: „Und siehe! das Knäblein weinete. Da jammerte es sie.“ kann gar nicht in hellerem Lichte erscheinen, als in der Gegenüberstellung zur klanglosen Nüchternheit der modernen Correctheit.

Als Moise den brennenden Dornbusch am Berge Horeb erblickt, heißt es in der neuen Uebersetzung:

„Da dachte Moise: Ich will doch hingehen und dieses merkwürdige Schauspiel betrachten, warum der Dornstrauch nicht in Feuer aufgeht.“

Luther:

„Und sprach: Ich will dahin, und besehen dies große Gesicht, warum der Busch nicht verbrennet.“

Es ist möglich, daß „das merkwürdige Schauspiel“ richtiger ist, als „das große Gesicht“; aber wer auch nur einen Funken Poesie im Leibe hat, wird sich für das „merkwürdige Schauspiel“ bedanken!

Als Moise berufen wird, zu Pharaos zu gehen, heißt es in der neuen Uebersetzung:

„Da sprach Moise zu Jahwe: Mit Verlaub, Herr! Ich bin kein Mann, der reden kann, und bin es weder vordem gewesen noch selbst, seit du mit deinem Knechte redest; sondern meine Sprache und meine Zunge sind schwerfällig . . . Mit Verlaub, Herr! sende doch lieber irgend einen andern!“

Bei Luther:

„Moise aber sprach zu dem Herrn: Ach mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen, seit der Zeit du mit deinem Knechte geredet hast; denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge . . . Mein Herr, sende, welchen du senden willst.“

Unzweifelhaft ist hier die Luther'sche Uebersetzung unklarer, vielleicht auch mißverständlich, aber wieviel erhabener dafür! — „Mit Verlaub, Herr!“ So spricht etwa Tell zum Geßler, aber nicht Moise zum Herrn. Und es können noch sehr viele gelehrte Theologen austauschen, bis es ihren vereinten Kräften gelingen wird, im Bewußtsein des Volkes den großen „Herrn“ durch den philologischen „Jahwe“ zu verdrängen.

Das Werk von Nauyich, dem wir im Uebrigen seine Verdienste durchaus nicht schmälern wollen, ist ohne Zweifel eine vortreffliche Uebersetzung der biblischen Geschichte. Die „Heilige Schrift“ ist es nicht. Für die giebt es nur eine Verdeutschung, die von Dr. Martin Luther, dessen Wort, dem göttlichen Worte selbst vergleichbar, „wie ein Hammer Felsen zerschlägt“.

P. I.

## Bibliographische Notizen.

**Afrika.** Von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Mit ungefähr 130 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Chromodruck und Holzschnitt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Durch unsere neue Colonialpolitik ist Afrika im letzten Jahrzehnt in den Vordergrund der öffentlichen Betrachtung gerückt. Die großartigen Erforschungsreisen, die seit Mitte dieses Jahrhunderts durch Afrika angetreten worden sind, hatten dieser allgemeinen Theilnahme schon einen starken Unterbau

gegeben. Jetzt bringt fast jeder Tag etwas „Neues aus Afrika“. Die wichtigsten Probleme, denen die Geographie bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch vollkommen rathlos gegenüberstand, sind gelöst. Die Zahl der Werke, die in unserer Gegenwart namentlich über Central-Afrika, über die westliche und östliche Küste erschienen sind, ist Legion, und selbst dem Fachmanne ist es kein Leichtes, über die gewonnenen Ergebnisse einen Ueberblick zu erlangen. Professor Wilhelm Sievers hat es nun also unternommen, den jetzigen Stand der Kenntniß

von der Geographie Afrikas in übersichtlicher Darstellung niederzulegen. Das Buch ist ungemein fesselnd und allgemein verständlich geschrieben. Es behandelt zunächst die Erforschungsgeschichte vom Alterthum bis auf unsere Zeit. Im zweiten Abschnitt schildert es in einer allgemeinen Uebersicht die Lage, Grenzen, Größe, die Inseln, Küsten und Höhen, und bespricht sodann in gesonderten Abtheilungen die Oberflächengestalt, das Klima, die Pflanzenwelt, die Thierwelt, die nicht staatenbildende Bevölkerung, die Staaten, die europäischen Colonien und endlich den Verkehr und die Verkehrsmittel. Zur Erläuterung sind dem Texte 130 Abbildungen beigegeben, außerdem noch 6 Tafeln in Chromodruck, 10 Tafeln in Holzschnitt und 12 Kartenbeilagen. Das Buch ist, wie sich dies bei dem Bibliographischen Institut von selbst versteht, vorzüglich ausgestattet und verhältnißmäßig billig.

**Sibirien.** Von George Kennan. Deutsch von G. Kirchner. Neue Folge und dritter (Schluß-) Band. Berlin, Siegfried Cronbach.

Den ersten Band dieser geistreichen Schilderungen haben wir in einem früheren Hefte dieser Monatschrift bereits lobend erwähnt. Heute liegt uns die neue Folge und der dritte (Schluß-) Band dieses Werkes vor, letzterer geziert durch das Portrait des Verfassers. Alles was dieser uns schildert, trägt den Stempel der Wahrheit, denn es ist Selbsterlebtes. Wir sehen daraus, daß alle Schilderungen, die wir bisher über diese russischen Zustände erfahren haben, irreführend sind, und die bisher geübte Schönfärberei nur bewirkt hat, daß das Despotenthum in jenem Reiche, unbemerkt von der civilisirten Welt, seine schrecklichen Wege weiter wandeln konnte. Es sind diese Bücher so recht dazu angethan, uns die Augen zu öffnen über die wahren Zustände in Rußland und den Abscheu zu vertiefen, den ein großer Theil der Menschheit bereits vor einem System, das ein Schandfleck für unser Jahrhundert ist, empfindet; wir lernen von Kennan, wie selbstverständlich es ist, daß ein Despotismus, wie er an der Newa herrscht, Nihilismus und Terrorismus erzeugen muß.

Dazu weiß der Verfasser zu erzählen und zu fesseln. Jeder gebildete Leser wird ihm gern folgen und voll befriedigt das Werk aus der Hand legen.

Aus dem dritten Bande erfahren wir auch Einiges über den Lebensgang dieses interessanten Forschers, der allen Gefahren muthig getrogt, nur um sich nichts entgehen zu lassen, was ihn zur Erforschung dieser Zustände führen konnte.

Wir wünschen dem Buche, das bereits in mehreren Auflagen erschienen ist, eine weitere Verbreitung und Anerkennung.

ps.

**Der Naturalismus.** Zur Psychologie der modernen Kunst. Von Leo Berg. München, Verlag der Münchener Handeldruckerei und Verlagsanstalt M. Boeßl.

Ein sehr ernstes, gehaltvolles Buch, auf das alle gebildeten Leser, die an der literarischen Bewegung unserer Zeit Interesse nehmen, hier nur verwiesen werden sollen. Man braucht nicht auf Bergs Standpunkte zu stehen, um dem Ernst und dem Gedankenreichthum des sehr unterrichteten und gebildeten Verfassers die vollste Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Die Ruhe und Würde, mit denen hier die neuesten literarischen Streitfragen, die so leicht zu leidenschaftlichen Ausbrüchen und schonungsloser Polemik reizen, erörtert und ergründet werden, die gerechte Würdigung, die die bedeutenderen Leistungen Andersdenkender finden, bilden einen erfreulichen Gegensatz zu den meisten andern Streitschriften, die sich mit denselben Thesen zu schaffen machen. Es wird sich uns vielleicht die Gelegenheit bieten, auf das Leo Berg'sche Werk, das sich nicht mit wenigen Zeilen abthun läßt, zurückzukommen. An dieser Stelle müssen wir es uns an dem einfachen empfehlenden Hinweis genügen lassen.

— 1 —

**Altes und Neues.** Studien und Kritiken von Wilhelm Lübke. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

Schier uner schöplich scheint das Füllhorn, aus welchem uns Wilhelm Lübke die zusammenfassenden Ausgaben seiner kleineren Arbeiten spendet. Dies ist bereits die vierte Sammlung vermischter Aufsätze — und auch sie ist noch überreichlich bestellt. Fünfzig Arbeiten von allerdings meist geringerem Umfange finden sich hier vereinigt und geben in ihrer bunten Mannigfaltigkeit von der Vielseitigkeit der Interessen, welchen der berühmte Kunsthistoriker seine Feder geliehen, ein erfreuliches Bild. Es giebt wohl keine irgendwie bedeutendere kunstwissenschaftliche Publikation der letzten



Jahrzehnte in Deutschland, welcher Lübe nicht ein längeres oder kürzeres kritisches Geleitwort — meist in der Augsburger Allgemeinen Zeitung — mit auf den Weg gegeben hätte. Von diesen Besprechungen ist eine große Anzahl hier vereinigt, und dazu gesellen sich umfangreichere Studien, Reiseberichte u. dgl., welche in bekannter Frische und Lebendigkeit der Darstellung alle Gebiete der bildenden Künste umfassen. Der Verfasser nimmt auch zu den allerneuesten Erscheinungen des Kunstlebens, wie sie auf den Ausstellungen der jüngsten Jahre hervorgetreten sind, kritische Stellung, da er mit Recht, wie in der Vorrede hervorgehoben wird, der Ansicht ist, daß die Kunstwissenschaft gerade aus der historischen Betrachtung den Maßstab für eine unbefangene Würdigung der jüngsten Bestrebungen zu gewinnen suchen müsse.

M. S.

**Aufgaben der Kunstphysiologie.** Von Georg Hirth. 2 Theile. München und Leipzig, G. Hirth's Kunstverlag.

Der Aufbau alles Kunstschaffens und Kunstgenießens auf physiologischer Grundlage gehört unzweifelhaft zu den Voraussetzungen, von welchen die moderne Kunstwissenschaft — bewußt oder unbewußt — ausgeht. Eine zusammenhängende Darstellung dieser physiologischen Vorbedingungen muß daher mit Freude begrüßt werden, wenn sie sich auch vorläufig, wie in diesem Falle, nur als ein Versuch giebt. Der Verfasser ist an sein Thema mit Gründlichkeit und Ernst herantreten, ausgerüstet mit einer umfassenden Kenntniß der Schriften und Untersuchungen der modernen Physiologen, sowie mit selbständiger scharfer Beobachtungsgabe. Seine Fähigkeit, derartige Probleme in klarer und gemeinverständlicher Form zu behandeln, hat er — abgesehen von den zahlreichen Publikationen auf kunstgeschichtlichem und kunstgewerblichem Gebiete, welche wir seinem geschickten Sammelfleiß verdanken, — bereits durch eine höchst beachtenswerthe kleine Schrift „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung“ und durch die kurze, aber inhaltreiche Einleitung zu dem „Cicerone“ für die Münchener und Berliner Gemäldegalerien ausreichend bewährt. Der Grundgedanke, von welchem er ausgeht, ist auf dem sicheren Boden naturwissenschaftlichen Denkens erwachsen und ebenso gesund wie einleuchtend, wenn auch noch nicht allgemein anerkannt. Alles Kunstschaffen wie Kunstlernen beruht ihm auf einer psychophysischen Organisation,

welche, einmal erworben, dauernd ist und jeder Neuerverbung ihr Gepräge aufdrückt. Sie wird befestigt durch emsigstes Naturstudium, durch unablässige, fleißige Übung der Sinne und der Hand. Die Folgerungen, welche daraus für die Organisation des Kunstunterrichts zu ziehen sind, hat er in jener erwähnten Schrift auseinandergesetzt. Den Beweis für die Wichtigkeit seiner Anschauungen tritt er in dem vorliegenden Werke auf weiter Grundlage an. Der Schwerpunkt desselben beruht in dem zweiten Theile: der erste Theil enthält, wie der Verfasser sich ausdrückt, nur den bekannten optischen Vorhof in etwas neuer Decoration. Das wesentlich Neue in seiner Auffassung des Kunstverständes beruht in der ausgedehnten Herausziehung des Unbewußten, der „Unterströmungen im verborgenen Gemerk“, wie der Verfasser mit glücklichem Ausdruck es nennt, wobei er verständiger Weise von der metaphysischen Speculation Eduard von Hartmanns ganz abstrahirt, ja sich in ausdrücklichen Gegensatz zu ihr setzt. Es ist nicht zu leugnen, daß für eine ganze Reihe kunstphysiologischer Probleme seine Auffassung eine gute Lösung bietet, wie er denn überhaupt durch die hier zum ersten Mal versuchte Verknüpfung künstlerischer, optischer und hirnpfysiologischer Erwägungen nach allen Seiten hin aufklärend und lichtbringend zu wirken weiß. Auf Einzelheiten einzugehen, kann hier nicht der Platz sein. Jeder, der sich berufsmäßig mit den bildenden Künsten beschäftigt, der ausübende Künstler wie der Kunstgelehrte, wird das Werk mit größtem Nutzen lesen und sich dadurch zum Nachdenken und Selbstbeobachten angeregt fühlen.

M. S.

**Geschichte der Renaissance in Italien** von Jacob Burckhardt. Dritte Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. Heinrich Holzinger, mit 261 Illustrationen. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Wir haben über dieses Werk zu wiederholten Malen berichtet. Auch von dieser neuen unter Holzingers Mitwirkung bearbeiteten dritten Auflage haben wir unseren Lesern bei dem Erscheinen der ersten Lieferung Mittheilung gemacht. In Gelehrtenkreisen erfreut sich das Buch schon lange großer Anerkennung und Beliebtheit. Aber auch der Laie, welcher sich gründlich unterrichten will, wird es nicht bloß zu seiner Belehrung, sondern auch zu seinem großen Vergnügen lesen. Wer das Glück gehabt hat, Italiens Kunstschätze kennen zu lernen,

oder auf dem Wege dazu ist, kann sich eine bessere Einführung zu ihrem Verständniß kaum wünschen.

x.

**Rafaels Jugendwerke.** Von H. von Seidlig. Zugleich eine Antwort an Herrn Dr. W. Koopmann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Friedrich Bruckmann.

In seinem bekannten Streite mit W. Koopmann über die chronologische Anordnung von Raphaels Jugendwerken vertheidigt sich der Verfasser in dieser klar und feisselnd geschriebenen Broschüre gegen die Vorwürfe und Unterstellungen seines Gegners, indem er noch einmal im Zusammenhange die ganze Thätigkeit Raphaels etwa während der Jahre von 1499 bis gegen das Ende seines Florentiner Aufenthaltes bespricht und die hierher gehörigen Werke mit gründlicher Methode in haltbare Beziehungen zu bringen sucht. Die scharfsinnigen, im Tone ruhiger Sachlichkeit gehaltenen Ausführungen des Verfassers werden durch zahlreiche Abbildungen der besprochenen Gemälde illustriert.

M. S.

**Gespräche über und mit Tolstoj** von Raphael Löwenfeld. Berlin, Richard Wilhelmi.

Raphael Löwenfeld gilt mit vollem Recht für einen hervorragenden Kenner des russischen Geistesheros, und was er uns in diesen „Gesprächen“ über dessen Eigenart und als Selbsterlebtes mittheilt, ist instructiv und interessant. Freilich sind es nur Aphorismen, die uns hier dargeboten werden, und von vornherein ist die Absicht, zur Verherrlichung des russischen Dichters beizutragen, deutlich erkennbar; immerhin aber hat das Mitgetheilte an und für sich so viel Gefälliges, daß es als schätzenswerther Beitrag zur näheren Kenntniß Tolstoj's betrachtet werden kann.

A. W.

**Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst** von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen von August Scholz. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Die geistige Vielseitigkeit Tolstoj's ist bewunderungswürdig — mag man ihn für einen Propheten oder für einen Ueberspannten halten, Niemand wird leugnen können, daß er an die verschiedenen Fragen des Lebens und der Gesellschaft, unserer Cultur und unserer Moral mit einer

geistigen Selbständigkeit herantritt, die in allen Fällen zu ernsthaftem Nachdenken anregt! Die Schrift, die heut vor uns liegt, über „Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst“ erachten wir als einen der bedeutendsten ästhetisch-ethischen Essais des großen Russen. Wir können an dieser Stelle nur auf die Schrift selbst die Aufmerksamkeit hinlenken wollen; Kritik daran zu üben, ist zwar eine sehr lockende, aber nothwendiger Weise auch sehr in's Weite führende Aufgabe, und so sei nur soviel gesagt: Tolstoj läßt sich auch dieses Mal wieder bis zu einem Fanatismus hinreißen, der ihn aller Objectivität beraubt und sein subjectives Wollen als nicht von dieser Welt erscheinen läßt. Aber wenn er darthut, daß auch im Reiche der Wissenschaft und Kunst so Manches „faul“ ist, dann hat er Recht, und wenn er darthut, welches deren eigentliche, nur zu oft verkannten Ziele sein sollten, dann hat er vielfach wieder Recht!

A. W.

**Don José Echegaray**, der Verfasser des Galeotto. Von Dr. A. Zacher. Berlin, Sallis'scher Verlag (Joh. G. Sallis).

Der Verfasser hat eine Studie über Echegaray, die im Jahre 1887 von Professor Hugo von Feiligen unter dem Titel „En modern Spansk dramatikere“ veröffentlicht worden, überfetzt und bearbeitet und wesentlich erweitert. Es ist eine interessante und lehrreiche literarische Studie. Wir lernen durch knappe und gute Analysen die Hauptwerke Echegarays kennen und erfahren über die dichterische Individualität des spanischen Dramatikers alles Wichtige. Da für uns Deutsche „Galeotto“ ein besonderes Interesse gewonnen hat — denn keinem der andern Dramen Echegarays ist es bis jetzt gelungen, auf der deutschen Bühne festen Fuß zu fassen — so hat Dr. Zacher diesem Drama auch seine volle Aufmerksamkeit zugewandt. Der literarische Streit, der sich an die Frage knüpfte, wie der „Galeotto“ auf der deutschen Bühne zu behandeln, ob eine wortgetreue Uebersetzung des spanischen Dramas oder die freiere Bearbeitung, die bei uns zur Aufführung gekommen ist, das Richtige sei, wird in allen Einzelheiten eingehend besprochen. Der Verfasser springt selbst in die Arena ein und vertritt die Ansicht, daß die deutsche Bearbeitung, wie sie auf den meisten Bühnen gegeben wird, das Richtige getroffen habe.

Das dem Werke beigegebene Register der Dramen Echegarays giebt über die erstaunliche Fruchtbarkeit des spanischen Dra-

matikers den besten Anfschluf. In den achtzehn Jahren feiner dramatifchen Wirkfamkeit, wie fie in der Zacher'schen Arbeit zur Erörterung gelangt, von 1874 bis 1891, hat Schegaran nicht weniger als vierzig Dramen gefchrieben. Die bedeutendften find „Das Weib des Mäders“, „Im Griffe des Schwertes“, „Heiligkeit oder Wahnsinn?“, „Im Schoße des Todes“, „Den Tod auf den Lippen“ und „Der große Galcotto“.

Auf eine kleine Ungenauigkeit fei der Verfaffer hier noch aufmerkſam gemacht. Gleich am Anfange des erften Capitels be- ruft er ſich auf den „bekannten Spruch“: „Willſt du des Dichters Herz verſteh'n, mußſt du in Dichters Lande geh'n.“ Das iſt nicht ganz correct. Das Motto zu den „Noten und Abhandlungen zu beſſerem Verſtändniß des Weſt-öſtlichen Divans“ heißt in den beiden ſprüchwörtlich geordneten Zeilen: „Wer den Dichter will verſteh'n, muß in Dichters Lande geh'n.“

Schegaran gehört ſicherlich zu den aller- intereſſanteſten Individualitäten der modernen Dramatiker. N. Zacher hat ſich ein unzweifelhaftes Verdienſt erworben, durch ſeine Schrift die Bekanntschaft mit dem Geſamtwirken des Dichters des „Galcotto“ mühe- los zu vermitteln. — 1 —

**Die Sprachwiſſenſchaft, ihre Auf- gaben, Methoden und biſherigen Er- gebniſſe.** Von Georg v. d. Gabe- lens. Leipzig, T. O. Weigel Nach- folger.

Herr von der Gabelenk, Profeſſor der oſtaſiatiſchen Sprachen an der Univerſität Berlin hat die reichen Erfahrungen ſeiner auf ſehr verſchiedenen und zum Theil weit abliegenden Sprachgebieten ſich bewegenden Studien zuſammengefaßt und einem weiteren Kreiſe vorgelegt. Es iſt zu bedauern, daß in Deutschland das Intereſſe an den Grund- ſätzen ſprachwiſſenſchaftlicher Forſchung ge- ring iſt und nicht viel über philologiſche Kreiſe hinausgeht. Wir würden wünſchen, daß das von ſprachphilosophiſchem Geiſt durchwehte und doch friſch geſchriebene Buch freundliche Aufnahme fände und manche zu weiterem Nachdenken anregte. In Deutsch- land haben ſeit W. von Humboldt, wenn wir von Steinthal abſehen, im Weſentlichen nur Indogermaniſten ſprachwiſſenſchaftliche Erörterungen principiellen Inhalts angeſtellt. Außer M. Müllers Eſſays ſind Delbrück's Einleitung in das Sprachſtudium, Pauls einſchneidende, aber ſchwerfällig geſchriebene „Prinzipien der Sprachgeſchichte“ erſchienen; jener erörtert die Grundlage der indogermani-

niſchen Sprachwiſſenſchaft, dieſer in vortreff- licher Weiſe an dem Stoffe der germaniſchen Sprachen die ſchwierige Frage vom Leben und Wachſthum der Sprache. Aber die ariſchen Sprachen bilden nur eine von den vielen, über den Erdball verſtreuten Sprach- familien, und die an ihnen gewonnenen Er- fahrungen reichen nicht aus, um die Mannigfaltigkeit menſchlicher Sprachbildung und die allen gemeinſame Grundlage zu er- kennen. Darum iſt es nothwendig, daß von verſchiedenen Seiten dem gleichen Ziel entgegengeſtrebt wird. Das Endziel liegt freilich noch in der Ferne; aber mancherlei iſt erreicht, neue Ausblicke gewonnen, wich- tige Begriffe klar gelegt. Hierüber zu orien- tieren iſt das Gabelenk'sche Werk, das Werk eines ſelbſtändigen Geiſtes, vortrefflich geeignet. Möge es dazu dienen, Verſtänd- niß für die Grundbedingungen ſprachwiſſen- ſchaftlicher Arbeit zu erwecken und ihr neue Freunde zuführen. F. B.

**Deutſches Slang.** Zuſammengestellt von N. Wenthe. Straßburg, K. Trübner.

Mit dem engliſchen Worte bezeichnet der Verfaffer familiäre Ausdrücke und Wendungen, die nicht ſchriftgemäß ſind, aber in zwangloſer Unterhaltung gegen- wärtig auch von Gebildeten mehr oder weniger allgemein gebraucht werden. Er hat ſie fleißig geſammelt und mit beſon- derer Rückſicht auf Ausländer erläutert; auf genauere Beſtimmung ihrer Herkunft und Anwendung — die für manche z. B. in Hennes deutſchem Wörterbuche ſchon gründlich erörtert iſt — hat er verzichtet. P.

**Reden an die Jünglinge der freien Hochſchulen Deutschlands.** Von K. v. Haſe. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Dieſe Reden hielt der ſpäter berühmt gewordene Theologe als zwanzigjähriger Student im Jahre 1820, meiſt in der Burſchenverſammlung zu Leipzig. Sie athmen einen jugendfriſchen und kühnen Geiſt und ſind ebenſo charakteriſtiſch für den Sprecher ſelbſt wie für die damals in dem beſten Theile der deutſchen Studentenschaft lebenden ſittlichen und vaterländiſchen Ge- ſinnungen. Der Herausgeber verdient Dank dafür, daß er den früher nie gedruckten Text dieſer Reden jetzt noch der Oeffentlich- keit übergeben hat. P.

**Zeitgemäße Kapitalanlagen.** Volkswirtschaftliche Betrachtungen für Kapitalisten, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Landwirthe von Dr. Karl Walcker. Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung.

Diese Betrachtungen sind so allgemein gehalten, daß sie für die erwähnten Gesellschafts-Klassen kaum irgendwelchen Werth haben dürften. Für den, der Belehrung sucht, wird die Uebersicht über die einschlägige Literatur angenehm sein. Weniger angenehm berührt die häufige Bezugnahme auf andere Werke desselben Verfassers.

F.

**Der Hypnotismus und das Civil- und Strafrecht.** Von Dr. Leopold Drucker. Wien, Manz'sche Buchhandlung.

Der hier in Prosajurenform gebrachte Vortrag ist gewiß interessant, aber den angegebenen Zweck, nämlich ein Studium und besondere gesetzliche Regelung der hier erörterten Frage von Seiten der im Staate maßgebenden Factoren herbeizuführen, wird er sicherlich nicht erreichen. Auf der einen Seite fehlt es an einer ausreichenden wissenschaftlichen Kenntniß der hypnotischen Erscheinungen, auf der anderen Seite ist eine Gefahr für die Allgemeinheit zur Zeit nicht ersichtlich. Dies erkennt übrigens der Verfasser selbst an.

F.

**Zehn Arbeiter-Budgets.** Ein Beitrag zur Frage der Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen von Max May. Berlin, Verlag von Robert Dyppeheim. (Gustav Schmidt).

Ein wohlwollender Fabrikbesitzer hat die Einrichtung getroffen, denjenigen Arbeiterfamilien, welche ordnungsmäßige Haushaltungsbücher führen, Zuschüsse für diejenige Zeit zu gewähren, in welcher dieselben die für ein veranschlagtes Existenz-Minimum erforderlichen Beträge nicht verdienen können. Die Zuschüsse stehen der Differenz zwischen dem Verdienst und dem anschlagsmäßigen Mindest-Verbrauch gleich. Diese Einrichtung wird vom Verfasser mit beachtenswerthen Gründen zur Nachahmung empfohlen.

F.

**Tausend und ein Tag im Orient** von Friedrich Bodenstedt. 5. Auflage mit einem Titelbilde. Berlin, M. von Deckers Verlag, G. Schenk.

Von allen Werken Bodenstedts ist keines so volkstümlich wie sein Mirza-

Schaffy. Mit diesem Namen ist sein Glück und sein Ruf als Dichter verknüpft.

Mirza = Schaffy ist der merkwürdige Mann, unter dessen Leitung Bodenstedt die orientalischen Sprachen in Tiflis studirt hat. In jungen Jahren war der deutsche Poet in die Kaukasusländer verschlagen worden und beschäftigte sich hier mit den Sprachen und der Literatur aller Völkerschaften zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. So entstanden Nachbildungen kurdischer, tartarischer, armenischer, georgischer und tscherkessischer Lieder, so auch diejenigen Gedichte, die von dem Schriftgelehrten Mirza = Schaffy angeregt waren. Alle diese Blüthen seiner jungen Dichterkraft vereinigte Bodenstedt in dem poetischen Reiseverke „Tausend und ein Tag im Orient“, das nun schon in fünfter Auflage vorliegt.

Ein merkwürdiges Schicksal hatte dieses Werk! Nicht genug damit, daß es in der Heimat Bodenstedts ungewöhnliches Glück hatte, auch auf das Geistesleben der Culturvölker des Kaukasus hat es aueregend gewirkt, bei den Georgiern und Armeniern förmlich eine Literatur ins Leben gerufen. Größeren Einfluß kann das Werk eines fremden Poeten kaum ausüben. In einer längeren Vorrede giebt Bodenstedt über diese Entwicklung der georgischen und armenischen Literatur einen Ueberblick. — Hätte „Tausend und ein Tag im Orient“ nicht seinen eigenen Werth, so verdiente es schon als Mirza = Schaffys Tagebuch die größte Beachtung.

x.

**Eine Blißfahrt rund um die Welt** von Elisabeth Wisland. Berlin, Siegfried Cronbach.

Ein junges Mädchen, das ganz allein und schutzlos die Reise um die Erde macht und zwar so plötzlich zum Entschlusse gelangt, daß sie am Morgen beim Erwachen noch keine Ahnung davon hat und sich bereits am Abend in einem Schlafwagen der Pacificbahn befindet — das ist echt amerikanisch und verdient als Talentprobe rascher Entschlossenheit, persönlichen Muthes und physischer Kraft alle Anerkennung. Aber die Reise ist doch nichts weiter als ein kühnes Experiment, bei dem ein gut Theil amerikanischer Humbug mit unterläuft; denn da es sich hauptsächlich um die Schnelligkeit handelt, mit der diese Blißfahrt bewerkstelligt wurde, was in 76 Tagen der Fall war, so sind die Reiseeindrücke ebenso blißartig flüchtig, und die Fülle des Materials wirkt erdrückend.

Es sind denn auch meist individuelle Stimmungsbilder, die wir in dem Bändchen zu lesen bekommen, untermischt mit flüchtigen Betrachtungen über die verschiedenen Völkerschaften, denen beim Anlaufen in den Hafensplätzen ein eiliger Besuch abgestattet wurde; am besten kommt Japan dabei weg, hier merkt man den Einfluß Pierre Lotis, der für dieses Land Schule gemacht hat. — Je mehr die Reise sich unseren Breitengraden nähert und auf europäisches Gebiet übergeht, je flüchtiger werden die Beobachtungen; man empfindet förmlich die physische Erschöpfung dieser Heßjagd, bei der Einem der Athem ausgeht.

Es muß anerkannt werden, daß die Reiseerlebnisse in einem so flotten, ansprechenden Feuilletonstil geschildert sind, daß man außerordentlich gut unterhalten wird, aber man kann sich von der Empfindung nicht frei machen, daß die Ausbeute in keinem Verhältniß steht zu der angewandten Kraft, und daß eine Weltreise doch unter anderen Vorbereitungen unternommen werden und andere Resultate zu Tage fördern müßte, als einige recht lesbare Reiseplaudereien. mz.

**Um ein Darlehn.** Eine sociale Erzählung aus der Gegenwart. Von Georg Steben. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Nach Schiller erhält die Welt ihr Getriebe durch Hunger und durch Liebe; und Mantegazza sagt, das Leben bedeute: Sich ernähren und Sichfortpflanzen; auch der Verfasser des vorliegenden Buches sieht in diesen beiden Factoren die Angelpunkte, um die sich das menschliche Sein dreht. Die Kämpfe, welche die Menschheit zur Befriedigung der beiden mächtigsten Triebe führt, Kämpfe, die oft mit Nothwendigkeit eine Verletzung der „conventionellen Lügenmoral“ und der gesellschaftlichen Satzungen zur Folge haben, werden hier mit einer an der Gluth eines warmen Herzens entzündeten Fackel beleuchtet. —

Der Held der Erzählung, ein Student der Philosophie, ist ein geistig wie sittlich hochstehender Mensch — d. h. ein Mensch (keine ideale Romanfigur), der als solcher „nicht nur Grundsätze, sondern auch Blut und Nerven“ hat. Mit seinem jugendlich heißen Blute hat sein fein entwickeltes sittliches Gefühl, sein warmes, von reiner Menschenliebe erfülltes Herz eine erbitterte Fehde zu bestehen. Aus dem Conflict zwischen Mitleid und Sinnlichkeit geht zunächst die letztere als Siegerin hervor: das

zu einem Darlehn für eine nothleidende Wittve bestimmte Geld wird das Kaufgeld feiler Liebesgunst. Aber Scham und Gewissensbisse über diese Niederlage seiner besseren Natur lassen dem Studiosus Vorwin keine Ruhe, bis es ihm gelungen, Ersatz für das Verlorene zu schaffen und die selbstauferlegte Verpflichtung gegen die Armuth einzulösen. Das Mitleid in ihm konnte durch die Sinnlichkeit wohl einen Augenblick betäubt, aber nicht getödtet werden. Er erkennt, daß er von einem gefährlichen Irrthum umstrickt war, als er geglaubt, daß der Heißhunger seiner sinnlichen Triebe dem Glend der hungernden Armuth gleichkäme. „Erst Brot und dann Liebe — alle Priesterinnen der Venus waren die Ernte der Cythere nicht werth.“

Im wohlthuenden Gegenjag zu den Arbeiten zahlreicher Realisten und Pseudo-Realisten, die die Berechtigung ihrer lüsternten Schilderungen durch eine äußerlich angehängte Moral erwiesen zu haben glauben, ist die Erzählung Stebens von einem echt sittlichen Ernste, der freilich von der Philisternmoral weit entfernt ist, von Anfang bis zu Ende durchdrungen; es fehlt keineswegs an heißen Partien; aber dieselben sind nicht Selbstzweck, sondern stehen im engsten organischen Zusammenhang mit der Tendenz des Ganzen; auch überschreitet der Verfasser nirgends die Schranken des guten Geschmacks und des wahren sittlichen Tactes — nicht zu verwechseln mit Prüderie. Zwar bewegen wir uns oft auf jenem Grenzgebiet, wo das Psychologische und das Physiologische sich vermischen; aber sobald das letztere allein die Herrschaft antritt, läßt Steben mit Recht den Vorhang fallen. — Diese Mäßigung, zumal bei einem Stoffe, der zu Ausschreitungen überaus leicht verleiten konnte, rechnen wir dem Verfasser hoch an; und was diesem neben der Anerkennung für sein schönes Talent auch unsere Sympathie einträgt, das ist die lebhafteste Theilnahme, mit welcher er das Loos der Glenden und Unterdrückten betrachtet und deren Sache vertritt. —

Wenn auch Einzelnes in Stebens Buch manchem Leser nicht einwandfrei erscheinen dürfte und nicht alle Theile des Werkes in gleichem Maße künstlerisch werthvoll sind — z. B. erscheint uns die Soirée im geheimrätlichen Hause trotz des geistreichen Dialoges weniger gelungen und das Verhalten des Helden auf derselben nicht wahrscheinlich — so kann dies dem günstigen Gesamteindruck der Erzählung, die übrigens auch durch einen sorgfältig gefeiltten, elegan-

ten Stil besticht, keinen rechten Abbruch thun. — Die angehängte scharfe und geistvolle Satire „Der Proanthropos“ legt für das Können des Verfassers das beste Zeugniß ab. Möge er durch eine günstige Aufnahme seines Buches zu fernern Schaffen ermunthigt werden! O. W.

**Graue Geschichten.** Neue Folge von M. zur Megebe. Berlin, F. Fontane & Co.

Diese acht Erzählungen sind allerdings in Grau gehalten, denn sie zeigen uns die Schattenseiten des Lebens. Sie zeichnen Menschen und Verhältnisse ohne Schönfärberei, wie sie uns im wirklichen Leben täglich vor Augen treten. Gleichviel ob die Verfasserin uns mitten in das Treiben der deutschen Metropole führt oder die Zustände einer kleinen Residenz schildert, immer pulst in den von ihr geschilderten Menschen wahres Leben. In kurzen Sätzen, mit wenigen Strichen, weiß sie die Personen zu beleben. In der kleinen Erzählung „Modern“ ist das gesellschaftliche Treiben der Gegenwart nicht ohne Humor vor uns aufgerollt.

Wir wünschen dem Buch einen recht großen Leserkreis. mz.

**Elsässische Geschichten** von Wilhelm Sommer. Zwei Bände. Basel, B. Schwabe.

Wie die in gleichem Verlage erschienenen Schweizer Volks geschichten von Joachim, so gewähren auch diese Elsässischen Novellen einen lebendigen Einblick in das Leben und Treiben des Volkes ihrer Heimat. Der Verfasser, der als reisender Geschäftsmann von der Schweiz aus besonders das Elfaß gründlich kennen und lieben gelernt hatte, bildete sich in den letzten Jahren seines Lebens zum meisterhaften Erzähler aus, der — aus dem Schatze reicher Erfahrung und treuer Beobachtung schöpfend — Erlebnisse der Menschen in den Dörfern und kleinen Städten des Elfaß in frischer und anschaulicher Darstellung zu anziehenden Erzählungen abgerundet hat. Keine Reflexion, keine Grübeleien und Mügelei unterbricht die reine und klare Mittheilung der Vorgänge; doch merkt man überall, wie tiefe Blicke der Dichter (denn diesen Namen verdient Sommer allerdings!) in das Seelenleben der einfachen und vorwiegend praktisch-verständigen, aber doch auch tieferer Gemüthsbewegungen fähigen Menschen gethan hat, die er darstellt. Jeder Leser — sei er im Elfaß heimisch oder nicht — wird

von Sommers Dorfgeschichten den Eindruck voller Naturwahrheit und echt gemüthlicher Darstellung empfangen. O.

**In Zwing und Bann.** Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Dresden, G. Pierion.

Der Roman versetzt uns in die Landschaft am Schwarzwald zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Die neu aufstrebenden Gedanken der Gewissensfreiheit und Menschenliebe finden harten Widerstand bei dem stolzen Adel, bei dem verknöcherten und verdorbenen Pfaffen thum und dem überwiegenden Stumpf thum und Aberglauben der Massen; Scenen aus Bauernkriegen und Hexenprocessen sind mit grellen Farben gemalt. Manches erinnert lebhaft an Vorgänge und Gestalten aus Goethes „Götz“; so namentlich die von brennender Liebesleidenschaft und zugleich von Selbstsucht und herzloser Grausamkeit erfüllte Gräfin Notrude. Wie spannend und anschaulich aber auch Alles dargestellt ist, so können wir doch nicht zugeben, daß in allen Einzelheiten der Ton jener Zeit richtig getroffen sei. Die Neben der höher stehenden Personen sind zu sehr in dem stelzbeinigen Stile gehalten, von dem erst Gustav Frentag dem Publikum weiß gemacht hat, daß die Deutschen früherer Jahrhunderte ihn gesprochen hätten.

Wir sehen es immer lieber, wenn Jensen sein hervorragendes Darstellungstalent Stoffen aus dem modernen Leben zuwendet. O.

**Der Meier von Monjardin.** Roman von Philipp Galen. München, H. Lechner.

Die Erzählung beginnt im Jahre 1812 und umfaßt ein halbes Menschenalter, ehe sie zu einem glücklichen Abschluß gelangt.

Die großen, weltbewegenden historischen Ereignisse jener Zeit werden nur flüchtig gestreift, und von Napoleon ist nur insofern die Rede, als sein tyrannischer Wille auch das Einzelschicksal gewaltiam beeinflusste; es handelt sich nur um einen Liebesroman zwischen einem Schweizer Bürger und einer vornehmen Französin, den wir an der Hand des Verfassers durch alle Phasen verfolgen. Im Jahre 1812 brauchte man zu einer Reise von der Schweiz nach Frankreich mit guten Postpferden viele Tag- und Nachtreisen, und ebenso scheint man damals in der Liebe mit Zeitabschnitten gerechnet zu haben, die uns heut unverständlich sind;

beispielsweise ist eine fünfzehnjährige Trennung der beiden Liebenden, die allerdings durch eine Kette widriger Umstände veranlaßt wird, durchaus nicht im Stande gewesen, ihre Leidenschaft im Geringsten abzukühlen, sie besteht trotz Trennung und Mißgeschick mit derselben Gluth der Empfindungen weiter und lodert nach dem Wiedersehen mit demselben jugendlichen Feuer wieder auf.

Harmlose Leser, die mit viel Geduld ausgestattet sind, werden sich durch die umfangreichen Bände gewiß mit Vergnügen hindurchlesen, und trotzdem die bürgerliche Moral etwas zu kurz kommt, von dem idyllischen Liebeswerben sehr gerührt sein.

Uns selbst ist am Schlusse des Jahrhunderts das Verständniß für derartige Sentimentalität leider abhanden gekommen.

mz.

**Das Priestererbe.** Roman. Zugleich ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisirung Deutschlands. Von Frig Peter. Leipzig, Carl Braun.

Eine schlesische Erbschaftsgeschichte, die vor einigen Jahren berechtigtes Aufsehen erregte, bildet die Grundlage der Handlung in diesem Romane. Man muß lebhaft wünschen, daß die in demselben geschilderte, durch Mänke der schlimmsten Art unterstützte Erbschleicherei nur in der Phantasie des Dichters und nicht in Wirklichkeit existirt habe. Die Polemik gegen den Jesuitismus, dem der Zweck die Mittel heiligt, ist ernst und würdig gehalten.

O.

**Opfer oder Sieger.** Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst von Alma Leschivo. Wismar, Hinstorff'sche Buchhandlung.

Eine seltene Gabe, Novellen in Versen. Wir müssen anerkennen, daß die Dichterin die Form in vollem Maße beherrscht. Mit besonderer Meisterchaft versteht sie auch den Schauplatz der Handlung vor das Auge zu führen. Mit den Ansichten der Dichterin können wir uns aber nicht immer in Uebereinstimmung finden.

Die letzte der Novellen „Eine moderne Sappho“ behandelt ein Thema, das mehrere unserer modernen Dichter sich zum Vorwurf gewählt haben: ob die verheirathete Frau das Recht hat, Mann und Kinder zu verlassen, nachdem sie den Irr-

thum erkannt, den sie bei der Wahl des Gatten begangen. Wunderbar schön ist in dieser Dichtung die Schilderung der Natur; wer nie den Rhein mit seinen reichen Ufern geschaut hat, dem ersteht er durch die poetische Zeichnung der Verfasserin. Auch die Gestalten, die diese herrliche Natur beleben, sind zum Theil trefflich geschildert.

Wir empfehlen die Novellen einem gebildeten Publikum.

mz.

**Der Schildner von Alt-Zürich.** Ein Gedicht von Albert Westermann.

**Die zu Gersau.** Ein Gedicht von Albert Westermann. Zweite Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Von den beiden epischen Dichtungen Westermanns hat uns die zweite, eine Schweizer Spielmannsgeschichte aus dem 18. Jahrhundert, mit hübscher Naturschilderung und Kleinmalerei und warmem, historischem Colorit, am meisten angesprochen. Die gelungenste Partie der Dichtung ist die von gesundem Humor durchwehte Schilderung der Vagabunden-Kirchweih zu Gersau, und die originellste Figur ist der ewig durstige Herr Hans der Junfer, eine Art Falstaff. — Weniger Interesse erweckt die andere Dichtung, welche zur Zeit des blutigen „alten“ Zürichkrieges, namentlich um die Jahre 1443 und 1444 spielt und die Geschehnisse dreier junger Schildner zum Schweggen, jener ältesten und ehrwürdigsten Gesellschaft der Stadt Zürich, besingt. Die im Grunde sehr einfache Handlung ist zu verschwommen und wird von den historischen Geschehnissen fast ganz überdeckt; es fehlt nicht an Stimmung, aber an Plastik. Nur eine lebensvolle Gestalt tritt greifbar aus der Fülle der Personen hervor, die des kampflustigen Klosterbruders Urs; dagegen bleiben die Hauptpersonen bloße Schemen und das Interesse des Lesers wird, da es sich hier auf mehrere nicht besonders individuelle Helden vertheilt, zu sehr gespalten. Der Verfasser versteht besser zu schildern, als zu gestalten. Einzelne Lieder und Balladen fesseln durch eigenartiges Colorit; andererseits erinnern manche Stellen an einen Overtext.

Jedenfalls hat Westermann, trotzdem seinen Dichtungen gewisse Vorzüge nicht abzuspochen sind, kaum Aussicht, in demselben Maße die Kunst der „höheren Tochter“ zu erringen, wie sein Vorbild Julius Wolff.

O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Adelsfels, K.**, Das Lexikon des Lebensglücks. Zuverlässiger Führer und Wegweiser auf dem Lebenswege. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchh.
- Arndt, E. M.**, Ausgewählte Werke. Herausgeg. von H. Rüsck. Lieferung 1. Leipzig, K. F. Pfau.
- Ballhorn, Der Zeus-Typus in seiner Ausgestaltung durch Phidias.** (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge, N. F. 6. Serie. Heft 136.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Becker, K. F.**, Weltgeschichte. Neu bearbeitet und auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Wilh. Müller. Mit Illustrationen und Karten. Dritte Auflage. 3. und 4. Band. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Bierbaum, O. J.**, Freiherr Detlev v. Liliencron. Mit v. Liliencron's Portrait. Leipzig, W. Friedrich.
- Binder, S.**, Weibliche Aerzte. Eine Studie. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlg.
- Boy-Ed, J.**, Empor! Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bonz & Co.
- Böttcher, G.**, Der deutsche Michel. Randzeichnungen von Fedor Flinzer. Leipzig, C. Jacobsen.
- Brentano, Fr.**, Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. Vortrag. Leipzig, Duncker-Humblot.
- Chesterfield, Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst.** Nach Briefen an seinen Sohn frei bearbeitet von K. Munding. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.
- Daudet, A.**, Rosa und Ninette. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Deckert, E.**, Die neue Welt. Reiseskizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten, sowie aus Kanada u. Mexiko. Berlin, Gebr. Paetel.
- Dobovszky, J.**, Anleitung zur Majolika-Malerei. Wien, A. Hartleben.
- Engel, G.**, Ahnen und Enkel. Roman. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble.
- Falb, R.**, Das Wetter und der Mond. Eine meteorolog. Studie. Zweite Auflage. Wien, A. Hartleben.
- Flaschlen, C.**, Vom Haselnussrol'. E Zopfete Bloem-n ond Nüss. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Grill, R.**, Mit Schwung der Liebe. Walzer. Wien, O. Maass.
- Gunter, A. C.**, Miss Niemand. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von F. Margold. Zwei Bände. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibliothek. VIII. Jahrg. Band 17 u. 18. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Harnack, O.**, Die klassische Aesthetik der Deutschen. Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schiller's, Goethe's und ihrer Freunde. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
- Hildeck, L.**, Der goldene Käfig und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Holltschek, R.**, Kunstfertigkeit im Eislaufen. Vierte Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Hoernes, H.**, Ueber Ballonbeobachtungen und deren graphische Darstellung mit besonderer Berücksichtigung meteorolog. Verhältnisse. Mit 2 Tafeln und 9 Figuren im Text. Wien, A. Hartleben.
- Jensen, W.**, Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. Leipzig, C. Reissner.
- Keben, G.**, Um ein Dahrlehn. Eine sociale Erzählung aus der Gegenwart. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
- Kirchhoff, A.**, Länderkunde von Europa. Lfrg. 105. 106. Wien u. Prag, F. Tempsky.
- Leffler, A. Ch.**, Weiblichkeit und Erotik. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Lothar, R.**, Der Werth des Lebens. Ein Mysterium in einem Vorspiel und vier Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Malret, J.**, Eine Künstlerin. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Französischen von N. Rümelin. (Engelhorn's allg. Roman-Bibliothek VIII. Jahrg. Bd. 15.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Moltke, Graf Helmuth v.**, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Erster Band. Zur Lebensgeschichte. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.
- Noé, H.**, Geschichten aus der Unterwelt. Wien, A. Hartleben.
- Rafael, L.**, Winterträume. Neue Märchen. Dresden, E. Pierson.
- Radio, F.**, Ueber den Antheil der mathematisch. Wissenschaften an der Kultur der Renaissance. Vortrag. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Rümelin, G.**, Aus der Paulskirche. Berichte an den schwäb. Merkur aus den Jahren 1848 u. 1849. Herausg. und eingeleitet von H. R. Schärer. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Schmidt, H.**, Ernst von Bandel. Ein deutscher Mann und Künstler. Mit 6 Abbildungen. Hannover, C. Meyer.
- Schmidt, L.**, Der philologische Universitätslehrer, seine Tadeln und seine Ziele. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagshandlung.
- Schueldeck, G. H.**, Im Osten Berlins. Ein socialistischer Roman. Leipzig, W. Friedrich.
- Schober, H.**, Künstlerblut. Roman. 3 Bände. Berlin, J. H. Schorer.
- Sienkiewicz, H.**, Ohne Dogma. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Swatek, M.**, Schlittschuhlauf. Figuren. 2. Aufl. Neu bearb. von R. Holltschek. Wien, A. Hartleben.
- Tandler, J.**, Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens. Dichtung. Herausg. von A. Engel. Leipzig, Liter. Anstalt.
- Villari, P.**, Ist die Geschichte eine Wissenschaft? Autorisirte Uebersetzung von H. Loewinson. Berlin, R. Gaertner.
- Walcker, K.**, Grundriss der Weltgeschichte und der Quellenkunde für Historiker, Lehrer, Examinanden und andere Gebildete. Karlsruhe, Macklot'sche Buchh.
- Wenzel, J. G.**, Der Mann von Welt. Grundsätze und Regeln des Anstandes, der feinen Lebensart und der wahren Höflichkeit f. d. verschiedenen Verhältnisse der Gesellschaft. 14. Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Wie man den Krieg abschafft!** Ein Aufruf an alle Friedensfreunde von einem Menschen. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger).
- Wyzewa, T. de**, Die socialistische Bewegung in Europa. Ihre Träger u. ihre Ideen. Deutsche autoris. Uebersetzung v. H. Altona. Braunschweig, O. Salle.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleffische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen  
und  
deren Wärmegrade

Sprudel . . 58<sup>20</sup> B  
Mühlbrunn . 40 .  
Schlossbrunn 41<sup>8</sup> .  
Theresienbrunn 47<sup>1</sup> .  
Neubrunn . . 47<sup>3</sup> .  
Marktbrunn . 34<sup>5</sup> .  
Felsenquelle . 47 .  
KaiserKaris-Qu. 33<sup>4</sup> .  
Kaiserbrunn . 39<sup>1</sup> .

— † —

Karlsbader  
**TRINKKUR**  
im  
**Haue**

Quellen-  
Producte

KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisiert.

KARLSBADER  
Sprudel-Seife.

KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

## Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

---

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen  
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und  
Krügen:—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 61. — Heft 183.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juni 1892.

16.

Jahrgang.

Greslau.

Schlesische Verlagsanstalt  
vormals S. Schottlaender

Juni 1892.

**Inhalt.**

	Seite
<b>Paul Lindau in Dresden.</b>	
Hängendes Moos. Roman. (Schluß).....	291
<b>Eugen Zabel in Berlin.</b>	
Ludwig Barnay.....	342
<b>Alexander Tille in Glasgow.</b>	
Vier epische Volkslieder vom Doctor Faust... ..	352
<b>Moriz Moszkowski in Berlin.</b>	
Ueber den Wohlklang.....	361
<b>Sigmund Münz in Wien.</b>	
Zur Charakteristik Cavours. ....	367
<b>E. Siegfried in Kiel.</b>	
Federzeichnungen aus Holstein! III.....	384
<b>Julius Gesellhofen in Breslau.</b>	
Die todte Stelle. Novelle. ... ..	402
<b>Gustav Weisbrodt in Wien.</b>	
Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung in Wien.....	414
<b>Bibliographie.</b> .....	420
Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. (Mit Illustrationen.) — Neue Werke von Felix Dahn.	
<b>Bibliographische Notizen</b> .....	427

Hierzu ein Portrait: Ludwig Barnay.  
Radirung von Ludwig Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.  
Siebenhufenerstr. 2/3.

---

Beilagen zu diesem Hefte

von

Arthur Seemann in Leipzig. (Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von K. Helmreich.)



An unsere Abonnenten!

**D**ie bereits erschienenen Bände von

## „Nord und Süd“

können entweder in complet Broschüren oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschürt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

### Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Einwand, und stehen solche zu Band LXI (April bis Juni 1892), wie auch zu den früheren Bänden I—LX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

## Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,  
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,  
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,  
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,  
XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,  
XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,  
LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX

elegant broschirt zum Preise von *M* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8.— pro Band.

Expl. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,  
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,  
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,  
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,  
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,  
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,  
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117,  
118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131,  
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145,  
146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159,  
160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173,  
174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182

zum Preise von *M* 2. — pro Hest.

Einbanddecke zu Band LXI. (April bis Juni 1892)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,  
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,  
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,  
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,  
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI.,  
XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,  
L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

2024



*Juho V. Barnajin*

Digitized by Google



Faint, illegible text, possibly a title or header.

normals S. Schottlaender.

---

*Judith Barnay*

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

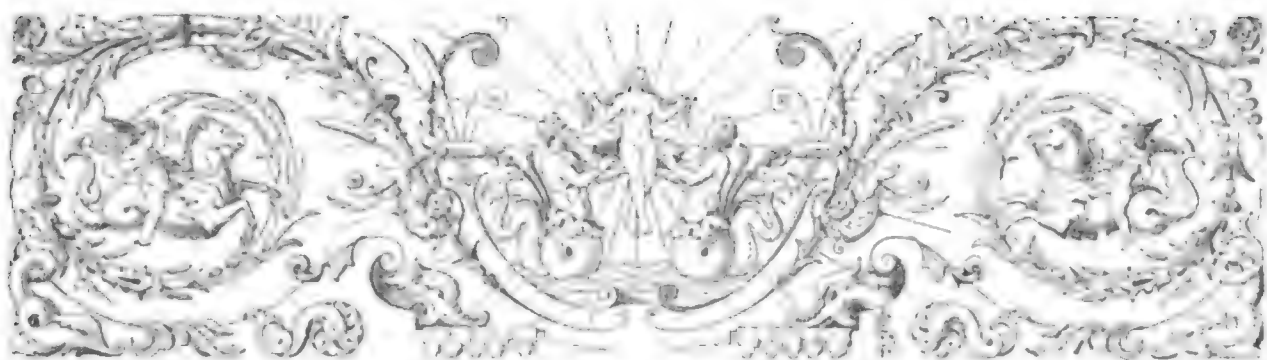
LXI. Band. — Juni 1892. — Heft 183.

(Mit einem Porträt in Radirung: Ludwig Barnay).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottlaender.



## Hängendes Moos.

Roman.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

(Schluß.)

**I**n den ersten Stunden des Nachmittags war die von Hugo verlassene Wohnung von der Frau Rätlin und dem Aufwartemädchen, das täglich auf einige Stunden kam, um die gröbsten Arbeiten zu verrichten, wieder in einen leidlichen Zustand versetzt worden. Es sah in der großen Stube freilich ziemlich öde und ungaslich aus, aber es war Alles in tadellos sauberem Zustande. Die Fenster waren gepuht und frische Gardinen angesteckt.

Es war der Rätlin angenehm, daß sie heute über einen besseren Empfangsraum als gewöhnlich verfügen konnte, denn sie bekam unerwarteten Besuch. Herr Felix Welsheim, der einen von seiner Frau ihm erteilten Auftrag nie vergaß, hatte sich von der Börse direct zu Frau Rätlin Emilie Breuer begeben.

Sie führte ihn in das Vorderzimmer. Sie hielt es für überflüssig, Herrn Welsheim zu sagen, daß Hugo ihr Haus verlassen habe. Sie hatte die Frage, ob der Doctor zu Hause sei, einfach verneint.

„Ehrlich gesagt, ich bedaure es nicht, dem Doctor jetzt nicht zu begegnen,“ begann Welsheim, während er der Einladung, sich zu setzen, folgte, „denn gerade über ihn möchte ich mit Ihnen, verehrte Frau, ein ernstes Wort sprechen. Ich bin ein trockener Geschäftsmann und liebe keine Redensarten. Sie werden mir meine Offenheit verzeihen. Mich leitet nichts Anderes als das Interesse an meinem besten Freunde, das sich übrigens auch mit dem Ihrigen vollkommen deckt. Sehen Sie, verehrte Frau, ich beobachte unsern guten Doctor seit Monaten . . . und genau. Es ist in seinem Wesen etwas . . . wie soll ich sagen? . . . etwas, was nicht stimmt. Er

hinweghelfen würde. Der Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, würde man wohl Herr werden können. Ich möchte mir gestatten, diesen Punkt ganz sachlich und ruhig mit Ihnen zu erörtern . . .“

In diesem Augenblicke wurde an der Klingel gezogen. Die Rätthin erhob sich.

„Entschuldigen Sie mich auf einen Augenblick. Ich stehe Ihnen sogleich wieder zu Diensten.“

Sie ließ die Thür absichtlich offen, um Herrn Welsheim zu verstehen zu geben, daß ihr eine Abkürzung des Besuchs willkommen sei, daß sie den Arzt, den sie erwartete, zu empfangen habe.

Es war in der That Dr. Lohausen, dem sie öffnete.

„Ich habe beim besten Willen nicht früher kommen können,“ entschuldigte sich der Arzt. „Nun, was ist denn schon wieder los?“ fragte er mit seiner volltönenden gemüthlichen Stimme.

„Martha schläft seit ein paar Stunden. Ich will Sie gleich zu ihr führen, Doctor. Wieder das alte heftige Fieber!“ entgegnete die Rätthin.

Welsheim hatte die Ohren gespitzt. Er kannte die Stimme. Und richtig, er hatte sich nicht getäuscht: als er den Kopf zwischen die Thürspalte steckte, erkannte er seinen alten Freund und Hausarzt Dr. Lohausen.

„Doctor!“ rief er in freudigem Erstaunen. „Das trifft sich aber günstig!“

„Herr Welsheim! Ja was machen Sie denn hier?“

„Eine Conferenz mit der Frau Rätthin . . .“

„Na, dann conferiren Sie ruhig weiter! Ich will mir inzwischen einmal unsere kleine Patientin ansehen.“

„Hätten Sie einen Augenblick vorher für mich übrig? Meine Zeit ist leider auch sehr knapp bemessen, und ich fürchte, daß ich kaum auf Sie würde warten können. In fünf Minuten ist's abgethan. Würden Sie mir gestatten, gnädige Frau?“

„Aber bitte . . . Ich will Martha wecken,“ fügte sie im Abgehen zum Doctor gewandt hinzu.

Lohausen war mit Welsheim in das Vorderzimmer getreten.

„Es soll ja gestern wieder einmal großartig bei Ihnen gewesen sein! Der ganze Thiergarten ist Ihres Ruhmes voll. Mir hat's so leid gethan, daß ich nicht kommen konnte.“

„Ja, es war wirklich recht gelungen, das muß ich selbst sagen. Dieser Ballini hat eine Stimme!“

„Ich weiß schon Alles! Hoch soll er leben!“

„Also zur Sache! Sie sind hier Hausarzt?“

„Allerdings.“

„So? Erlauben denn der Frau Rätthin ihre Mittel . . .“

„Meine Mittel erlauben es mir, der Tochter meines alten Freundes Breuer, so weit ich es vermag, zu nützen.“

„Das wollte ich gerade gesagt haben . . . Nun, lieber Doctor, eine offene Frage, deren Beantwortung mich lebhaft interessirt. Wie steht's mit der jungen Dame? Ich kenne sie nur flüchtig, aber sie sieht mir so aus, als ob sie in schlechten Hesten sei.“

„Ich begehe keine Indiscretion, wenn ich Ihnen sage, daß das arme Ding allerdings recht zart und schwach ist. Sie müßte fort — in ein milderer Klima, in eine reinere Luft und eine wärmere Sonne.“

„Weshalb schicken Sie sie nicht nach Italien?“

Lohausen sah Welsheim groß an.

„Ich schicke sie nicht, weil sie nicht gehen könnte.“

Welsheim bewegte unter dem Daumen den Zeige- und dritten Finger schnell hin und her. Der Doctor beantwortete die pantomimische Frage mit zustimmendem Nicken.

„Dem müßte sich doch abhelfen lassen?“ meinte Welsheim.

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Sie wissen, ich bin kein Freund von vielen Redensarten: wenn Sie es für richtig halten, daß die junge Dame mit ihrer Mutter auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr meinethalben, nach Italien geht, — die paartausend Mark, die dazu nöthig sind, stehen Ihnen jeden Augenblick bei mir zur Verfügung.“

„Was!“ rief Lohausen in aufrichtiger Bewunderung.

„Mich macht's nicht ärmer. Ich nehme an, daß ich die Frau Rätthin an meiner heutigen Börse mit fünfzig Procent betheilt habe . . . Und wenn es sich um die Gesundheit eines jungen Mädchens handelt . . .“

„Sie sind wirklich ein vornehmer, ein großartiger Mensch! Sie wissen gar nicht, wieviel Gutes Sie thun! Nach meiner ehrlichen ärztlichen Ueberzeugung handelt es sich hier um ein Menschenleben. Hier geht das Mädchen sicher zu Grunde, in Italien dürfen wir ihre Rettung erhoffen.“

„Um so besser!“ sagte Welsheim, der während der letzten Worte des Doctors bereits sein Portefeuille gezogen und eine erhebliche Summe abgezählt hatte. „Für's Erste dürfte das wohl genügen. Bei weiterem Bedarf stehe ich selbstverständlich zur Verfügung.“

Lohausen nahm das Geld und schüttelte kräftig Welsheims Hand.

„Sie sind ein braver Mann! Weiß Gott, ein braver Mann! Einstweilen danke ich Ihnen herzlich . . .“

„Was ich noch sagen wollte, eigentlich kaum zu sagen brauche, da ich es als selbstverständlich betrachte: mein Name darf nicht genannt werden. Auf keinen Fall! Es wäre mir eine Unannehmlichkeit und würde der Frau Rätthin wohl auch nicht angenehm sein. Sie, als alter Freund der Familie, können ja sagen: ein anderer alter Freund . . . oder Sie selbst . . . na, Sie werden die Sache schon machen!“

„Ein braver Mann!“ wiederholte Lohausen mit erneutem kräftigem Händedruck. „Sehen Sie, das ist eine That! Die imponirt mir! Dafür

gibt's zwar keine Auszeichnungen und Titel . . . aber wenn Ihnen am Respecte eines ehrlichen Kerls gelegen ist, den haben Sie sich erworben, lieber Welsheim!"

„Nicht der Rede werth, Doctor! . . . Und nun gehen Sie zu Ihrer Patientin. Und sagen Sie, bitte, der Frau Rätthin, daß ich mich von ihr verabschieden möchte.“

Ein abermaliges Händeschütteln, und mit freudestrahlendem Antlitz begab sich der Doctor in die kleine Schlafstube. Er wußte, daß er die beste Arznei in der Tasche hatte.

Die Unterredung zwischen Welsheim und der Rätthin währte nur noch wenige Augenblicke. Die Rätthin, die sich danach sehnte, mit Lohausen am Bette ihres Kindes zu sein, begnügte sich damit, Herrn Welsheim für seine freundschaftliche Theilnahme kalt zu danken und ihm die überraschende Mittheilung zu machen, daß sie mit ihrer Tochter über die Angelegenheit schon ernsthaft gesprochen habe, und daß auch Martha von der Unhaltbarkeit des Verhältnisses überzeugt sei.

„Aber die Beiden müssen auseinander!“ rief Welsheim. „Das ist die Hauptsache! Sonst fallen sie sich bei der ersten Begegnung doch sofort wieder in die Arme! Junge Leute . . . nicht wahr?“

„Wir wollen sehen,“ gab die Rätthin ruhig zur Antwort.

Welsheim lächelte seelenvergnügt, als er in seinen Wagen stieg und sich nach Hause fahren ließ. Die Schnelligkeit und Vollständigkeit seines Erfolges imponirte ihm selbst. Wie würde sich nun Leonie erst freuen, wenn er ihr seinen Triumph berichtete! . . .

Zu seiner aufrichtigen Freude hatte der Arzt Marthas Zustand weniger bedenklich gefunden, als er befürchtet hatte. Er hatte mit der Frau Rätthin, die ihm das Geleit gegeben, eine kurze Unterredung in der Berliner Stube gehabt. Nun lag die Rätthin, deren steinernes Gesicht sich in ungläubiger Freude belebt und erwärmt hatte, heiße Thränen vergießend an der Brust des alten treuen Freundes, der sie mit herzlicher Gutmüthigkeit auf die Schulter klopfte und ihr einmal um das andere zurief: „Nun ist's aber genug! Nun ist's gut! Vernünftig sein, zum Teufel!“

„Und ich soll dem edlen Menschenfreunde nicht einmal danken dürfen?“

„Mit der Gesundheit Ihres Kindes sollen Sie ihm danken — anders nicht.“

„Ach, Doctor! Es ist ja nicht zu glauben! Darf ich's denn wirklich annehmen? Darf ich's?“

„Ich habe es bereits für Sie angenommen. Um wie viel mehr dürfen Sie's für Ihr Kind annehmen! Da haben Sie meine Antwort.“

„Für mein armes Kind! Und Sie hoffen nun? . . .“

„Das Beste, liebe Freundin, das Beste!“

„Ich kann's ja nicht glauben, kann's nicht fassen! Wie man sich doch veründigt, an der Güte der Menschen zu zweifeln! Ja, es gibt noch edle

Menschen! Und wenn die Noth am größten ist, ist die Hilfe am nächsten.“

„Nun aber, um das Praktische zu erledigen: Keine Zeit verlieren! Treiben Sie alle Vorbereitungen, um Ihre Zelte so bald wie möglich abzubauen . . . auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr . . . das wird Ihnen der dortige Arzt schon sagen. Ich denke, daß Martha reisefähig ist. Ich komme morgen wieder. Am liebsten wäre es mir, ich könnte sie morgen schon weg-schicken. Wiederkommen darf sie mir aber nicht früher, als bis der dortige College ihr die Pässe ausstellt! Also auf morgen! . . .“

Welsheim war vor seinem Hause angekommen. Schneller, als es seine Gewohnheit war, sprang er die Treppe hinauf und trat so ungestüm in das Erkerzimmer, daß Leonie, die hinter dem Blumenaufhänge die Straße hinunterblickte, erschrocken zusammenfuhr.

„Hallo!“ rief er gemüthlich. „Noch nicht frisirt?“ Und während er ihre Stirn küßte, sagte er lächelnd: „Weißt Du, so siehst Du eigentlich am schönsten aus! Die Leute wissen ja gar nicht, wie schön Du sein kannst! Es ist mein Stolz, daß Du nur für mich so schön bist!“ Er küßte sie wiederholt auf die Stirn. „Im Uebrigen,“ fuhr er launig fort, „Madame est servie! Alles in schönster Ordnung! Mit der Mutter gesprochen, mit dem Arzte gesprochen, Verlobung wird aufgehoben . . . Kleine nach Italien geschickt, mein Name nicht genannt . . . Alles unauffällig! Unsern guten Doctor Hugo nehme ich mir selbst noch vor. Mit dem werde ich auch noch fertig werden.“

Leonie hatte zuerst gar nicht verstanden, was Felix eigentlich meinte. Erst als er von Hugo sprach, wurde ihr Alles klar. Anstatt der warmen Beglückwünschung, die Welsheim aus dem Munde seiner Frau erwartet hatte, hörte er zu seinem äußersten Befremden Vorwürfe.

„Aber so entsetzliche Eile hatte die Sache doch gar nicht!“ rief Leonie, deren Stirn sich in unwillige Falten gelegt hatte.

„Was denn!“ versetzte Felix ganz betroffen. „Du hattest mir doch gesagt . . .“

„Gejagt!“ fiel Leonie in demselben gereizten Tone ein. „Man jagt so Manches! Aber wenn es sich um so ernste Dinge handelt, dann erwägt man doch erst reiflich das Dafür und Dawider, überlegt es sich gehörig . . . Nach den Erfahrungen, die ich gestern Abend gemacht habe, würde ich Dir schwerlich gerathen haben, für Doctor Hall Vorsehung zu spielen.“

„Was ist denn gestern Abend Besonderes geschehen?“ fragte Felix erstaunt. „Denn vom Stücke sprichst Du doch nicht?“

„Eigentlich kaum etwas Besonderes, es ist beinahe schon das Alltägliche geworden. Und ich würde längst mit Dir davon gesprochen haben, wenn ich nicht befürchtet hätte, daß eine Veränderung unserer Beziehungen zu Doctor Hall vor der Premiere als eine Art von Feigheit gehässig gedeutet werden könnte. Dieser Vorwurf wird uns jetzt, wenn wir uns nach seinem Triumphe ein wenig kühler zu ihm stellen, jedenfalls erspart bleiben.“



„Ich höre Dir mit wachsendem Erstaunen zu, ohne Dich recht zu verstehen. Weshalb soll es denn anders werden zwischen uns und dem Doctor?“

„Weil ich mir seine Behandlung nicht länger gefallen lassen will! Ganz einfach!“

„Was thut er Dir denn auf einmal?“

„Er tyrannisiert mich in unerträglicher Weise, wenn Du es denn hören willst. Er hat hier, allmählich, ohne daß wir es bei unserer Gutmüthigkeit bemerkt hätten, sich Rechte angemast, die ihm nicht zustehen. Er will hier commandiren. Dies gefällt ihm nicht, und das gefällt ihm nicht. Ich spreche zu laut, ich bin zu familiär mit dem oder dem, das eine Kleid ist zu auffällig, ein anderes zu tief ausgeschnitten — so geht's in einem fort. Ich bin immer in Todesangst, daß irgend ein Dritter es mal hört, wie er mich schulmeistert. Denn er genirt sich gar nicht. Und wenn wir einmal belauscht würden, müßte man das Schlimmste von mir denken! Weißt Du, was ich glaube, was mir sein Betragen allein erklärt: ich glaube beinahe, er ist in mich verliebt!“

„Ah bah!“ rief Felix in hohem Erstaunen aus.

„Wenn er mein Geliebter wäre und all die Untugenden des eifersüchtigen Gatten hätte, die Du zum Glück nicht besitzt, könnte sein Benehmen kein anderes sein . . . Das ist mir höchst unangenehm, nicht bloß meinetwegen.“

„hm, hm,“ brummte Felix. Er dachte einen Augenblick, übrigens ohne tieferes Bedauern, daran, daß er, wenn Leonie früher so zu ihm gesprochen, ein paartausend Mark hätte sparen können. „Das darfst Du Dir in der That nicht gefallen lassen!“ sprach Welsheim nach kurzer Pause mit dem Tone der vollen Ueberzeugung. „Und ich darf es mir auch nicht gefallen lassen! . . . Also gestern Abend ist es zum Krach gekommen? Wie war denn das?“

„Er katechisirte mich wieder einmal wegen meiner Freundlichkeit zu unsern Gästen. Er wollte mir Vorschriften machen, wie ich mich Herrn Ballini gegenüber zu benehmen hätte. Und gerade dem großen Künstler hatte ich doch besonders dankbar zu sein! . . .“

„Das will ich wohl glauben! Ihm haben wir den kolossalen Erfolg unseres Eröffnungsabends zu danken, ihm allein. Die ganze Börse war voll von dem ‚Hoch soll er leben!‘ Ich weiß gar nicht, wie man sich da revanchiren kann. Tuchnadeln wird er ja genug haben.“

„Eben deswegen hielt ich es für meine Pflicht, besonders freundlich zu ihm zu sein . . . Und darüber machte mir Doctor Hall wieder eine Scene. Das empörte mich, und ich habe ihm meine Meinung deutlich gesagt.“

„Da hast Du ganz Recht gethan!“

„Er scheint es mir sehr übelgenommen zu haben. Immerhin! Ich habe nichts zu bedauern, nichts zurückzunehmen . . . Ach ja, beinahe hätte ich's vergessen, Herr Ballini war hier. Ein artiger Mensch, wie Du siehst.“

Welsheim machte bei dieser gleichgiltig hingeworfenen Bemerkung ein etwas verdugtes Gesicht.

„Und Du hast ihn empfangen? So?“ Er hob einige geringelte Strähnen des prächtigen Haares auf.

Leonie lachte hell auf.

„Nun wirst Du am Ende auch noch eifersüchtig? Es scheint anzustecken. Hättest Du mich ausreden lassen, so würdest Du gehört haben, daß ich ihn nicht empfangen habe. Wir haben durch die Thür — er draußen, ich hier — Liebfosungen getauscht, die Du ruhig hättest mit anhören können — bei-  
läufig bemerkt: wie Alles, was ich sage. Gerade weil ich mich so nicht zeigen wollte, und weil ich es für meine Pflicht hielt, gegen Herrn Ballini ausnehmend artig zu sein, habe ich ihn gebeten, mit uns Beiden sans façon heute zu speisen. Du könntest vielleicht eine Loge besorgen . . .“

„Die Theater sind heute absolut reizlos . . . wir müßten uns denn ‚Herkules und Omphale‘ zum zweiten Male ansehen,“ fügte er scherzend hinzu.

„Das wäre nicht schlecht!“ versetzte Leonie ganz ernsthaft. „Gestern habe ich ohnehin nicht viel von dem Stück gesehen . . . ich war zu aufgereggt . . . wegen unserer Gesellschaft . . .“

„Was, Du wolltest wirklich . . .?“

„Wirklich!“ bekräftigte Leonie.

„Kein unmöglich, liebste Leonie! Ausverkauft bis auf den letzten Platz. Alles gezogen!“

„Von den Händlern bekommt man immer noch etwas. Und Du kennst mein Vertrauen zu Deiner Findigkeit.“

„Dann müßte ich aber selbst gehen . . . und wir haben ja um sechs Uhr Ballini zu Tisch.“

„Dann essen wir etwas später. Wir brauchen ja nicht zu Anfang da zu sein. Und während Du die Plätze für uns besorgst, werde ich unsern Künstler mit allen Reizen weiblicher Koketterie zu bezaubern suchen, um ihn dafür zu entschädigen, daß er ein halbes Stündchen auf die Suppe wartet.“

„Versuchen will ich's! Aber ich habe wenig Vertrauen!“

„Ich um so mehr. Es wäre das erste Mal, daß Du mich enttäuschtest.“

Felix küßte die Hand seiner Frau, die sich zum Diner und Theater anzukleiden hatte. Als er sich der Thür zuwandte, blieb er plötzlich stehen und rief seiner Frau, die sich schon erhoben hatte, zu:

„Ich habe da eben im Vorübergehen die Bronze stehen sehen, die von Barbedienne . . . die müssen wir doch dem Doctor schicken.“

„Ich werde es besorgen. Nach unserer gestrigen Scene würde es sich heute nicht gut machen.“

„Also gut! Besorge es! . . . Um halb sieben werde ich wohl zurück sein können . . . aber ich fürchte, ich werde mit leeren Händen kommen!“

\*

\*

\*

Ballini war pünktlich um sechs Uhr zur Stelle. Er hatte sich sehr schön gemacht. Eine eben erschlossene Maréchal de Niel-Knospe leuchtete in seinem Knopfloch, sie war jedoch sorgsam so gesteckt, daß sie die nachbarliche Rosette mit buntem Bändchen nicht überstrahlte. Auch Leonie hatte ihre Toilette mit besonderer Sorgfalt gewählt und sah entzückend aus.

Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie eine gewisse Befangenheit, als sie sich jetzt erhob, um dem eintretenden Künstler die Hand zum Kusse darzubieten. Sie lächelte verlegen, mit einem Anfluge von Traurigkeit.

„Sie sind pünktlicher, als wir es diesmal sein können,“ begann sie, nachdem sie sich begrüßt und Platz genommen hatten. „Mein Mann hat noch etwas zu besorgen; er kann erst in einer halben Stunde kommen. Ich habe ihm versprochen, Sie bis dahin . . .“

Ballini sah sie bei dieser erfreulichen Nachricht mit süßlich schmachtdem Ausdruck an und machte eine leichte Bewegung nach vorn, um seinen Kopf dem ihrigen näher zu bringen. Sie aber lehnte sich zurück und sagte in kalt verweisendem Tone, beinahe ungehalten: „Ach bitte!“

Der Künstler schien auf nichts weniger als darauf vorbereitet gewesen zu sein. Er machte ein höchst verdunktes, keineswegs kluges Gesicht.

„Es ist mir lieb,“ fuhr Leonie in dem früheren Tone fort, „daß mir das ungestörte Alleinsein mit Ihnen die Gelegenheit giebt, mit Ihnen zur Abwechslung einmal von etwas Ernsthafterem zu plaudern. Ich werde mich nicht so lächerlich machen, Ihnen zu sagen: Was müssen Sie von mir denken! Aber ich möchte allerdings, daß Sie mich doch etwas besser kennen lernten. Eine Wahnsinnige haben Sie heut Mittag verlassen — ich weiß bei Gott nicht, womit Sie mir's angethan haben! — jetzt spricht eine Vernünftige zu Ihnen; ich war außer mir, jetzt bin ich wieder zu mir gekommen.“

„Aber, meine holde schöne Freundin, wozu das Alles?“ warf Ballini lächelnd ein. „Meiner Discretion . . .“

„Sie werden mich doch wohl nicht gar beruhigen wollen!“ fiel ihm Leonie in wahrer Bestürzung in's Wort. „Meinen Sie, daß mich die Angst dazu veranlaßt, so zu Ihnen zu sprechen? Ich suche allerdings Schutz . . . aber nicht vor Anderen! Schutz vor mir selbst, vor meinen quälenden Gedanken.“

„Weshalb quälen Sie sich?“ sagte Ballini, der Leonie gar nicht verstand. „Sie nehmen die Sache viel zu tragisch!“

Leonie blickte verwundert auf den schönen Mann, der den Schnurrbart kräuselnd, ihr gegenüber saß. Sie fühlte sich ihm mit einem Schlage meilenweit entrückt. Er lebte in einer ganz anderen Welt, in einer ganz anderen Atmosphäre.

„Ich bin ihm vorhin, als ich von Ihnen kam, begegnet,“ fuhr der Künstler fort, glücklich, in der Unterhaltung wieder festen Fuß auf den Boden des Thatjächlichen setzen zu können.

„Wem?“ fragte Leonie gleichgiltig.

„Unserm guten Doctor!“ gab Ballini mit höhniſchem Lachen zur Antwort. „Er ſah übrigens gottsjämmerlich aus.“

„Sie ſprechen von Doctor Hall? Daß die Aufregungen während der geſtrigen Vorſtellung nicht spurloß an ihm vorübergegangen ſind . . .“

„Ah! daſ es nicht!“ unterbrach der Künſtler übermüthig. „Der arme Burſche iſt eiferſüchtig!“ Er machte den Verſuch, Leonies Hand zu ergreifen, um ſie zu küſſen. Leonie erhob ſich.

„Eiferſüchtig auf Sie?“ fragte ſie mit ſcharfer Betonung.

„Allerdings,“ entgegnete Ballini ſelbſtgefällig.

„Wie ſollte er dazu kommen?“

„Inſtinkt, meine Gnädigſte!“

„Und wüßte er Alles, wie ſollte er dazu kommen, eiferſüchtig zu ſein?“

„Nun,“ brachte Ballini nach einiger Zeit hervor, etwas befangen über daſ peinliche Verhör, „ich ſollte doch meinen . . . wenn er wüßte . . .“

„Ich verſtehe Sie ſchon!“ rief Leonie ſpöttiſch. „Sie glauben, wie ſo Viele, daß Herr Doctor Hall mein Geliebter iſt? Nicht wahr? Der Schein ſpricht ja auch dafür! Wir ſind ſo viel zuſammen, wir ſind jung . . . daſ genügt ja den Leuten! Nun denken Sie ſich, allem Gerede zum Troß, iſt merkwürdiger Weiſe doch nichts an der Sache. Wahr iſt, daß mir Herr Doctor Hall als Menſch und Schriftſteller ſehr ſympathiſch iſt, daß wir wie gute Freunde ſehr intim miteinander verkehrt haben . . . Wir haben daraus nie ein Geheimniß gemacht, weil wir eben gar keinen Grund hatten, irgend etwas zu verbergen. Alles Andere, waſ die Leute ſagen, iſt Dummheit oder Boſheit, thörichte Klatſcherei oder gemeine Verleumdung! So! Nun wiſſen Sie's! Und Sie ſind der einzige Menſch, der ein Intereſſe daran hat, die Wahrheit zu erfahren, der einzige, dem ich die Wahrheit zu ſagen mich verpflichtet fühle!“

Ballini lächelte immer weiter.

„Wozu die unnütze Erregung?“ fragte er mit beleidigender Milde. „Und wenn's auch anders wäre, alſ Sie ſagen, — wahrhaftig, ich würde es Ihnen nicht einmal übel nehmen! Ich kenne die Welt! Und ich bin viel duldfamer, alſ Sie glauben!“

Leonie erbleichte. Alles Blut drängte zu ihrem Herzen. Jetzt erſt wurde ihr klar, wie tief ſie hinabgeſtiegen war. Daß dieſer Mann mit ihr verfahren war, wie mit irgend einer Anderen aus der Herde, — ſie mochte den Gedanken gar nicht ausdenken. So niedrig durfte er ſie nicht ſtellen! Sie mußte ihm mehr ſein! Sie ſah ihn an, fragend, rathloß, tief betrübt.

„Ich verlange keine Duldfamkeit!“ rief ſie ſchmerzlich. „Und wenn ich Ihnen ſchwöre . . .“

„Ich glaub's Ihnen ja, ohne feierlichen Schwur! Ich glaube Alles, waſ Sie wollen! . . . Laſſen wir doch die unangenehmen Geſchichten! Seien wir vergnügt! Gemüthlichkeit über Alles, daſ iſt mein Princip! Ich darf mich übrigens gar nicht ſo erregen. Ich lebe meiner Kunſt! Wer

auf der Bühne soviel Leidenschaft hergeben muß, seine Seele, sein Herzblut, — der muß im gewöhnlichen Leben vernünftig sein . . . Ich bin wahrhaftig kein Philister, ich amüsire mich so gut wie jeder Andere . . . aber ich vergesse nie, was ich meiner Kunst schulde! Wenn ich anders lebte, — glauben Sie, daß ich dann solche Erfolge gefeiert hätte, wie ich sie überall gefeiert habe? Sie haben's ja hier miterlebt. Aber das war noch nichts, gar nichts im Vergleich zu Dresden, München, Hamburg . . . Sie werden's ja in den Zeitungen gelesen haben!"

Leonie nickte zustimmend. Sie war unfähig, ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Ein Schauer überlief sie. Einen Augenblick wallte es zornig in ihr auf. Ihr war zu Muth, als müsse sie den frechen Gesellen, der ihr mit naivster Rohheit seine Mißachtung in unzweideutiger Weise kundgab, zur Thür hinauswerfen. Dann aber gestand sie sich in schmerzender Beschämung und Berkürzung, daß ihre unbegreifliche Handlung selbst und allein schuld an Allem war, was sie jetzt tränkte, verletzte, demüthigte. Und eine trostlose Niedergeschlagenheit überkam sie. Sie erkannte zugleich, daß es vollkommen vergebliche Mühe sein würde, diesem Menschen begreiflich zu machen, was in ihr vorging. Sie bemühte sich, gleichgiltig zu lächeln, und sagte endlich, nur um irgend etwas zu sagen: „Ja! Sie sind wirklich zu beneiden! Es muß ein wundervolles Gefühl sein, von der Bühne herab auf die Massen zu wirken.“

Sie schloß auf einen Augenblick wie erschöpft die Lider und seufzte, als ob sie eine schwere Arbeit verrichtet hätte.

„Die Wirkung! Ja, das ist's!“ rief Ballini, der nun wieder im richtigen Fahrwasser war. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen! Das ist schließlich auch unsere einzige Genugthuung! Ich bin wahrhaftig nicht eitel! Aber wenn man da oben steht, wenn man fühlt, wie man durch die Gewalt der Kunst wirkt, — es ist etwas! Dann sagt man sich wohl: Du giebst dein Bestes, dein Alles! Aber du giebst es nicht vergebens!“

„In der That!“ versetzte Leonie, die gar nicht zugehört hatte.

Sie war froh, als dem peinigenden tête-à-tête mit dem Sänger durch Welsheims geräuschvolles Eintreten ein Ende gemacht wurde.

„Du wirst mit mir zufrieden sein,“ rief er überlaut, nachdem er Ballini die Hand gedrückt und Leonies Stirn geküßt hatte. „Ich habe richtig noch drei Vorderplätze in der Fremdenloge aufgetrieben. Frage mich nicht, wie! Aber Du weißt ja, Dein Wunsch ist mir Befehl . . . Und nun, mein lieber Herr Ballini, reichen Sie meiner Frau den Arm. Wenn wir überhaupt noch etwas von dem Stücke sehen wollen, müssen wir uns schleunig zu Tisch begeben.“

„Wollen Sie denn in ein Theater gehen?“ fragte Ballini, während er Leonie in den Speisesaal führte.

„Ich hab's Ihnen noch nicht gesagt, weil ich nicht wußte, ob mein Mann noch Plätze bekommen würde,“ antwortete Leonie. „Ich hatte aller-

dings die Absicht, Sie zu bitten, uns heute noch einmal auf ein Stündchen ins Schauspielhaus zu begleiten. Ich wollte sehen, wie das Stück von dem unbefangenen Publikum des zweiten Abends aufgenommen werden würde . . . Aber ich gestehe, es ist mir schon wieder leid geworden, und ich denke, wir bleiben lieber hier gemüthlich zusammen . . .“

Sie waren in den Speisesaal getreten und setzten sich um den runden Tisch, der immer wie zu einer festlichen Gesellschaft mit kostbaren Blumen geschmückt war.

Welsheim traute seinen Ohren kaum.

„Aber erlaube!“ rief er mit komischem Entsetzen. „Deswegen soll ich eine Stunde herumgefahren sein, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt und mit den Billethändlern unterhandelt haben, — damit Du schließlich sagst: ich hab's mir anders überlegt! . . . Nein, meine Theuerste, das geht nicht! Jetzt spreche ich auch einmal ein Machtwort! . . . Sie sehen,“ wandte er sich lachend zu Ballini, „wie ich meine arme Frau tyrannisire!“

Ballini machte es Spaß, sich an der Seite der schönen eleganten Frau Leonie auch heute wieder vor den bewundernden Blicken des Publicums zeigen zu können, — und wenn Dr. Hall, der sicher wieder im Theater sein würde, sie zusammen sähe, nun um so besser dann! Die Schadenfreude erhöhte nur den Spaß.

„Weshalb sollten wir die schönen Plätze verfallen lassen?“ sagte er zustimmend. „Ich denke es mir wirklich ganz nett, nach dem Diner eine Stunde im Theater zu verbringen. Ich schließe mich den Bitten Ihres Herrn Gemahls an.“

Leonie machte noch einige Versuche, die Herren zu ihrer Auffassung umzustimmen, aber sie mußte ihren Widerstand schließlich aufgeben, als sie aus Ballinis Worten deutlich heraushörte, daß er der Ansicht sei, sie fürchte sich, an seiner Seite von Dr. Hall gesehen zu werden. Wenn's auch die Wahrheit war, Ballini durfte es nicht glauben.

Das Essen war sehr gut, die Weine waren vorzüglich. Ballini sprach in einem fort und nur von sich und seinen unerhörten Erfolgen. Er war also in sehr fröhlicher Stimmung. Während die Herren ihren Kaffee tranken und ihre Henry Clay mit himmlischen Behagen rauchten, machte sich Leonie zum Theater zurecht.

Gegen neun Uhr, in der stimmungsvollen Schlussscene des vorletzten Aufzuges — das Publicum lauschte in athemloser Spannung — entstand oben in der Fremdenloge rechts eine störende Bewegung, die von vielen Zuschauern sehr unangenehm vermerkt, von einigen der Nächstsitzenden sogar mit leisen Zischlauten des Protestes gerügt wurde. Leonie, Welsheim und Ballini nahmen in der vorderen Reihe der exponirtesten großen Loge Platz auf den drei einzigen bisher unbesezt gebliebenen Sesseln.

Fast das ganze Haus wurde für den Augenblick von der Bühne auf den Vorgang im Zuschauerraum abgelenkt, und auch die Schauspieler auf den

Brettern und hinter den Couliſſen merkten, daß ſich im Saale irgend etwas Unerwartetes und Ungehöriges ereignete. Der Regiſſeur wagte den Kopf aus der vergitterten Bühnenloge weit genug hervor, um die Urſache der Störung zu erkennen.

„Dieſe verwünſchten Geldproben!“ brummte er zwiſchen den Zähnen, laut genug, um von Hugo, der in dem finſteren Verſchlage in einer Ecke ſaß, gehört zu werden. „Es iſt doch eine ſchändliche Rückſichtsloſigkeit! Natürlich wieder die guten Freunde! Unſere freundlichen Wirthe von geſtern . . . und der große Ballini muß ſelbſtverſtändlich auch wieder dabei ſein!“

Hugo, der mehr gelähmt als erquickt gegen ſechs Uhr aus ſeinem tiefen Schlaf mit ſchwerem Kopf erwacht war und gerade noch Zeit gehabt hatte, den großen Schwamm über ſeinen Scheitel auszudrücken und ſich zum Theater anzukleiden, um zum Beginn der Vorſtellung an Ort und Stelle zu ſein, hörte die Worte des Regiſſeurs ohne tiefere Erregung. Er beugte ſich nun auch etwas vor und ſah nach der bezeichneten Richtung hinüber, aber ſein ungeübtes Theaterauge wurde durch die helle Rampe zu ſehr geblendet, um in dem verhältnißmäßig dunklen Schauerraum jezt Einzelheiten zu erkennen. Er ſah nur eine grauschwarze Maſſe mit einigen helleren Tupfen.

Der Zwiſchenfall hatte zum Glück keine nachtheiligeren Folgen. Nach dem Actſchluffe war der Beifall noch ſtürmiſcher als am Vorabend. Nachdem ſich die Künſtler zu wiederholten Malen gezeigt hatten und des Klatschens noch immer kein Ende war, ertönte auf einmal — bei dieſer zweiten Vorſtellung Allen unerwartet — der Ruf nach dem Dichter. Erſt vereinzelt. Aber dieſer Ruf fand ſogleich allgemeinen und begeisterten Wiederhall. Immer kräftiger wurden die Hände zuſammengeschlagen, immer lauter wurde gerufen. Mit ſtrahlendem Lächeln eilte die erſte Heldin nach der erſten Gaſſe und zerrte den Dichter, der heut ernſthafter widerſtrebte, aus ſeinem dunklen Verließe auf die helle Bühne, unter dem ſich immer erneuernden, immer anwachſenden Jubel des Publicums.

Hugo ſah zum Erbarmen blaß aus. Er verneigte ſich ungeſchickt wie geſtern, und wie geſtern blickte er zu Leonie hinauf. Aber mit ganz verändertem Ausdruck. Jezt in der hellen Beleuchtung erkannte er die Drei ganz deutlich. Finſter, ſtrafend, erſchrecklich war ſein Blick, als er Leonie neben Ballini ſitzen ſah. Zum zweiten, zum dritten Male mußte er auf der Bühne erſcheinen. Nun beherrſchte er ſich und ſtarrte vor ſich hin, auf die unruhige wogende Menge, die ihm laut zujubelte.

Leonie hatte ſich zuviel zugetraut. Ein tiefes Weh durchſchnitt ihr Herz, als Hugos Blick ſie traf. Sie allein hatte dieſen Blick verſtanden. Sie lehnte ſich in den Sefſel zurück und hörte, wie eine Dame hinter ihr zu ihrem Nachbar ſagte:

„Der arme Menſch ſieht recht elend aus! Der kann die Freude nicht vertragen, wie es ſcheint. Einen erfolgreichen Dichter ſtellt man ſich eigentlich ganz anders vor. Aber er hat einen intereſſanten Kopf.“

Es war Leonie durchaus nicht unangenehm, daß Ballini, der in so und so viel Logen Besuche zu machen hatte, während des Zwischenactes sie mit Felix allein ließ. Sie brauchte nun wenigstens nicht zu sprechen.

Der letzte Aufzug, von dem Leonie nur wenig hörte, bekräftigte den vollen durchschlagenden Erfolg. Sobald der Vorhang gefallen war, brach sie mit ihrer Begleitung auf. Sie hörte im Corridor, wie der Dichter wiederum gerufen wurde, und war froh, daß sie das bleiche Angesicht mit den verzweifelten Augen nicht mehr sah.

Ballini sagte einige banale Phrasen des Dankes für die entzückenden Stunden und wollte sich verabschieden.

„Ich denke doch, daß wir uns noch nicht trennen,“ sagte Leonie, als sie langsam im dichten Gewühl die Treppe hinabstiegen. „Wir könnten ja irgendwo eine Kleinigkeit nehmen . . .“

„Leider muß ich auf das Vergnügen verzichten,“ schmunzelte Ballini. „Eine Verabredung . . .“

„Ah! . . . Nun, ich will nicht stören,“ entgegnete Leonie, innerlich tief gekränkt. Sie hatte sich bis jetzt noch nicht vorstellen können, daß man eine Einladung von ihr ablehnte.

„Ich bliebe gewiß eben so gern noch ein Stündchen mit Ihnen zusammen,“ fuhr der Künstler unbefangen fort. „Aber Sie können sich ja denken, wie man von allen Seiten in Anspruch genommen wird.“

„Gewiß! . . . Und wann sehen wir uns wieder?“

„Recht bald natürlich! Bestimmtes kann ich nicht sagen. Wir Künstler sind eben die Sklaven unserer Pflicht . . . Sie begreifen . . .“

„Vollkommen.“

„Wenn irgend möglich, erkundige ich mich morgen nach Ihrem Befinden . . . aber ohne bindende Verabredung.“

Leonie nickte.

„Also nochmals, schönste Frau, meinen gehorjamsten Dank! Herr Welsheim . . . ich habe die Ehre!“

Welsheim hatte den Wagen herangerufen. Ballini schwang noch einmal seinen glänzenden Cylinderhut, als Leonie einstieg, und begab sich geraden Wegs zu Dressel, wo er von einer lustigen Gesellschaft mit Sehnsucht erwartet wurde.

„Also wohin?“ hatte Welsheim Leonie gefragt, als sie sich in die Ecke des Wagens drückte.

„Nach Hause!“

„Nach Hause!“ rief er dem Kutscher zu.

\* \* \*

Leonie hatte sich gleich nach der Vorstellung in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Noch Stunden lang hatte sie, Unerfreuliches brütend, auf der



Ottomane zu Füßen ihres Bettes geessen und sich erst gegen drei Uhr Morgens niedergelegt. Die vierte Morgenstunde war längst vorüber, als sie endlich aus ihrem unerquicklichen halbawachen Zustande erlöst wurde und in festen Schlaf versiel. Um zehn Uhr drückte sie den Knopf der elektrischen Klingel an ihrem Bett. Germaine eilte herbei, wünschte der Herrin Guten Morgen und brachte ihr außer dem Morgenblatte, das Leonie der Theaternotizen wegen schon im Bette zu durchblättern pflegte, einen kleinen Brief von wohlbekannter Hand. Leonie betrachtete das winzige Couvert eine Weile, unentschlüssig, ob sie es jetzt oder erst nach dem Bade und Frühstück öffnen solle. Nach einigem Besinnen riß sie es auf. Es enthielt nur die Karte mit dem Namen: „Hugo Hall“, dem die Worte beigefügt waren: „bittet höflichst und innigst um die Gunst einer Unterredung.“

„Es wird auf Antwort gewartet,“ berichtete Germaine.

„So?“ fragte Leonie erstaunt. „Ist der Bote schon lange da?“

„Ein Stündchen etwa, gnädige Frau!“

„So jagen Sie ihm, er möge gegen Mittag wiederkommen.“

Leonie mußte in der That nicht, was sie Hugo antworten sollte. Es war ihr überaus peinlich, jetzt mit ihm zusammenzutreffen. Sie wußte, daß es zu einem unliebsamen, vielleicht sehr heftigen Austritte kommen würde, und sie fürchtete sich davor. Aber sie erkannte zugleich, daß sie Hugo die erbetene Besprechung nicht versagen dürfe.

Die tiefe Verstimmung, die sich gestern durch die erlittene Demüthigung ihrer bemächtigt und die sich in den traurigen Stunden der nächtlichen Einsamkeit noch befestigt hatte, war durch den kurzen Schlaf nicht verschleucht worden, und in jener blöden Ungerechtigkeit, deren nur das Schuldbewußtsein fähig ist, war sie geneigt, Hugo für Alles verantwortlich zu machen, was sie selbst gesündigt, und was Ballini ihr Kränkendes zugesügt hatte. Sie dachte jetzt kaum noch an die Persönlichkeit des albernen Menschen, der ihr von seinen Erfolgen renommirte, während sie nach einem beruhigenden Worte lechzte. Zu ihrem wahren Entsetzen hatte sie sich davon überzeugt, daß sie jeden Versuch einer seelischen Verständigung mit ihm aufgeben müsse. Er verstand sie ja nicht einmal, wenn sie sich vertheidigen, ihre Handlung beschönigen wollte. Durch Hugo war sie verwöhnt. Er erfaßte die leiseste Andeutung, er las ihr die Gedanken von den Blicken ab; es war ihr sogar oft unangenehm gewesen, wie er ihre verborgensten Regungen durchschaut hatte. An ihm konnte sie sich halten, ihm konnte sie zürnen — Ballini hätte nicht gewußt, was er mit ihrem Zorn anfangen sollte —, und alle Reue, alle Enttäuschung, alle Beschämung, die sie fühlte, floß zusammen in heftigen Unwillen, ja in ein Gefühl der Empörung über Hugo.

Was wollte er nur von ihr? Wozu die Begegnung, die er begehrte, und die für beide Theile nur peinigend und aufregend sein konnte? Hatte sie nicht ohnehin schon genug gelitten? So dankte er ihr für Alles, was sie

für ihn gethan hatte! Wenn er sie wirklich je geliebt, dann mußte er wissen, daß er sie jetzt zu schonen habe . . .

Jetzt mochte, jetzt konnte sie ihn nicht sehen.

Sie trat an den kleinen Schreibtisch, der in der Fensternische ihres Schlafzimmers stand, nahm eine Visitenkarte und setzte unter den Namen: „Frau Leonie Welsheim“ die Worte: „wird morgen Nachmittag um zwei Uhr zu Hause sein“. Sie verschloß die Karte in ein stark parfümirtes Couvert und gab sie Germaine.

„Hier ist die Antwort, die nachher abgeholt wird.“

Sie athmete befriedigt auf, als sie das unangenehme Geschäft erledigt hatte. Nun hatte sie doch wenigstens einen Tag Ruhe vor ihm.

Weshalb hatte er ihr geschrieben? Was wollte er von ihr?

Hugo würde, wenn er sich diese Fragen gestellt, um die Antwort darauf selbst in Verlegenheit gewesen sein. Auch er wußte nicht, was er ihr sagen wollte und sollte; er wußte nur, daß er nicht so von ihr scheiden könne, daß er sie wenigstens noch einmal sehen und sprechen müsse. Noch einmal! War es denn wirklich dahin gekommen? Er vermochte es nicht zu fassen, aber er hatte die bestimmte Empfindung, daß das Band, das Leonie und ihn umschlungen hatte, nicht durch eine wahnsinnige Laune gelockert, sondern daß es wirklich zerrissen war.

Er saß in seinem Zimmer, in dem seine Siebensachen noch immer in Kisten und Kästen verpackt standen, und wartete auf Leonies Bescheid. Er wartete vergeblich. Die ungemüthliche Umgebung erhöhte seine unbehagliche Stimmung.

Endlich gegen elf Uhr klopfte es. Anstatt des erwarteten Briefes von Leonie aber brachte ihm das Mädchen eine Visitenkarte und meldete zugleich, daß der Herr den Herrn Doctor in einer sehr wichtigen Angelegenheit dringend zu sprechen wünsche. Hugo las: „Bernhard Scherfer, Theateragent.“

„Ich lasse den Herrn bitten,“ beschied er das Mädchen.

Gleich darauf betrat ein junger Mann im Alter von etwa fünfunddreißig Jahren das Zimmer. Er war sehr anständig gekleidet und sah klug aus. Er verbeugte sich mit fast unterwürfiger Höflichkeit und begann, nachdem er sich auf Hugos Einladung gesetzt hatte, mit klangvoller Stimme und großer Gewandtheit im Ausdruck einen längeren Vortrag.

„Ich habe Sie vergeblich in Ihrer früheren Wohnung gesucht. Ihre Frau Wirthin konnte oder wollte mir Ihre neue Adresse nicht angeben, und wenn wir nicht eine so gut organisirte Meldepolizei hätten, würde ich vielleicht noch Tage lang nach Ihnen gefahndet haben. Hoffentlich komme ich nicht zu spät. Haben Sie über Ihr neues Schauspiel schon verfügt? Ich meine: haben Sie schon einem Agenten den Debit an andere Bühnen, die Drucklegung des Manuscriptes, die Versendung, Abschließung der Verträge, Einziehung der Tantiömen u. s. w. übertragen?“

„Es haben sich allerdings schon mehrere Herren dazu erboten, aber ich habe noch keine Zeit gehabt, mich darum zu kümmern.“

„Das ist mir lieb zu hören. Dann möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich möchte Ihnen die Mühe abnehmen, sich um den geschäftlichen Vertrieb des Stückes noch zu kümmern, — und zwar möchte ich das im weitesten Sinne des Wortes. Ich habe Ihr Schauspiel gesehen, ich verspreche mir nicht nur hier, sondern auch in Oesterreich, in München, Dresden u. s. w. und in der Provinz einen nachhaltigen Erfolg. Ich sage Ihnen das, damit Sie mich nicht mit den Leuten verwechseln, die gute Waare entwerthen wollen, um sie billiger an sich zu bringen. Und ich wäre durchaus nicht abgeneigt, Ihr Stück käuflich zu erwerben. Sie würden alle Rechte an mich abtreten — das Recht der Aufführung für alle Länder und auf die ganze gesetzliche Frist —, und ich würde Ihnen dafür achttausend Thaler zahlen. Bar und sofort, bei Unterzeichnung des Vertrags. Ich glaube nicht, daß bis zur Stunde jemals einem jungen Dramatiker in Deutschland ein solches Anerbieten gemacht worden ist. Ich füge hinzu, daß ich trotzdem kein schlechtes Geschäft zu machen glaube und, wenn mich meine Berechnung selbst diesmal im Stich lassen sollte, doch das vollste Vertrauen habe, mit Ihrem nächsten Stücke ein etwaiges Deficit zu decken. Sie würden mir, da Sie mit meiner Geschäftsführung unzweifelhaft zufrieden sein würden, gewiß versprechen, auch Ihre späteren Dramen mir anzuvertrauen.“

Hall war von dem Vorschlage des Agenten auf's Außerste überrascht. Er hatte sich bisher kümmerlich durch's Leben geschlagen. Um durch sein Aeußeres, seine Kleidung und Wäsche, den Schein einer besseren und einträglicheren Existenz, als sie ihm in Wahrheit bechieden war, zu erwecken, hatte er sich in allem Uebrigen die größten Entbehrungen auferlegt. Für die Feuilletons und wissenschaftlichen Aufsätze, die er bisher veröffentlicht hatte, hatte er zwar verhältnißmäßig ganz anständige, aber doch nur bescheidene Honorare bezogen, und nur seinem haushälterischen Sinne und seiner Willenskraft, auf alle kostspieligeren Genüsse des Daseins zu verzichten, war es zu danken, daß er sogar vor der Frau Rätthin die Täuschung eines auskömmlichen, geldsorgenfreien Lebens hatte aufrechterhalten können. Nun bot ihm unerwartet dieser Herr Scherfer mit einem Schlage eine Summe, die etwa das Zehnfache seines bisherigen Jahreseinkommens darstellte. Er hatte sich über den geschäftlichen Werth seiner erfolgreichen Dichtung bis jetzt nur ganz unklare Vorstellungen gemacht. Daß er das Stück für viele Tausende würde verkaufen können, daran hatte er nie gedacht. Das Anerbieten Scherfers nahm ihn jetzt so vollkommen in Anspruch, daß er alles Andere, was ihm so tief schmerzte und quälte, zeitweilig darüber vergessen konnte.

„Sie sprechen offen mit mir,“ sagte er, nachdem Scherfer geendet hatte. „Das verpflichtet mich zu gleicher Offenheit. Ich sage Ihnen also ohne Weiteres, daß ich Ihr Anerbieten mit Vergnügen annehmen würde. Ich bin in allen diesen Dingen unerfahren, und es wäre mir bequem und angenehm,

wenn ich mich um das Geschäftliche gar nicht weiter zu kümmern hätte, — ich würde also Ihren Vorschlag annehmen, wenn Sie mir nicht gesagt hätten, daß Sie auch meine zukünftige dramatische Thätigkeit dabei berücksichtigt haben. Da kann ich aber gar kein Versprechen geben, geschweige denn eine Verpflichtung eingehen. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob ich überhaupt je noch ein Stück schreiben werde; ich möchte also nur auf der Basis mit Ihnen unterhandeln, daß wir eine Vereinbarung über ‚Herkules und Omphale‘ anstreben, ohne alle Rücksicht auf das, was ich etwa noch schreiben werde.“

Scherfer hatte Hugos Worte mit überlegenem Lächeln aufgenommen.

„Schön, schön!“ jagte er in verbindlichstem Tone. „Wenn Ihnen damit gebient sein kann, bekümmern wir uns einstweilen also nur um das fertige, um das aufgeführte Stück. Versprechen Sie mir nur das Eine: daß für den Fall, daß Sie ein neues Schauspiel schreiben, Sie wegen des eventuellen geschäftlichen Vertriebes keinen Vertrag abschließen, ohne mit mir verhandelt zu haben.“

„Das kann ich Ihnen mit gutem Gewissen versprechen, aber ich wiederhole Ihnen . . .“

„Und das genügt mir vollkommen,“ fiel Scherfer mit freundlichem Lächeln ein. „Und glauben Sie einem alten Praktikus: Sie werden weiter für die Bühne arbeiten! Sie werden neue und glänzende Erfolge feiern. Sie werden voraussichtlich auch einmal eine Schlappe erleiden und sich hoch und theuer verchwören, kein Stück mehr zu schreiben. Und Sie werden es doch thun! Mit der Bühne ist's eben etwas ganz Eigenes. Wer einmal damit zu thun gehabt, den läßt sie nicht wieder los. Und wer das besondere Talent hat, für die Bühne zu schreiben, der muß dafür schreiben, er mag wollen oder nicht. Wir wollen uns über Jahr und Tag wieder sprechen.“

„Sie könnten sich gleichwohl irren . . .“

„Das Risiko übernehme ich. Würden Sie also bereit sein, ohne sich für die Zukunft irgendwie zu binden, mir Ihr Schauspiel unter den Ihnen bekannten Bedingungen zu verkaufen?“

„Ja!“

Scherfer reichte Hall die Hand, in die dieser einschlug.

„Also abgemacht!“ bekräftigte der Agent mit einem festen Drucke der Hand. „Da ich den uns Beiden gleichermaßen erwünschten Abschluß unserer Verhandlungen vorhergesehen habe, so habe ich mir erlaubt, den Vertrag wie ich ihn mir denke, in zwei Exemplaren gleich mitzubringen. Sie sehen, er ist kurz und einfach.“

Er überreichte dem Dichter das Schriftstück, das er aus seiner Seitentasche hervorgeholt hatte. Es enthielt nur wenige Zeilen: Hall übertrug gegen ein Honorar von achttausend Thalern dem Agenten Bernhard Scherfer alle Rechte an seinem Schauspiel ‚Herkules und Omphale‘. Hugo nickte zustimmend.

„Wenn Sie unterschreiben wollen,“ nahm Scherfer wieder das Wort, „können wir die Sache gleich definitiv erledigen.“

Mit diesen Worten zog er seine Briestafche hervor, in der die Kaufsumme bereits in einem Briefumschlage abgezählt bereit lag. Scherfer reichte ihm das Couvert. Hugo unterschrieb das eine Exemplar und empfing dagegen das zweite Exemplar mit Scherfers Unterschrift. Mit einem abermaligen Händedruck war das Geschäft abgethan. Scherfer empfahl sich, nachdem er für die schnelle Abwicklung noch einige höfliche Dankesworte gesagt hatte, zufrieden lächelnd mit derselben respectvoll tiefen Verbeugung, mit der er sich vorgestellt hatte.

Die ganze Unterhandlung hatte etwa zwanzig Minuten erfordert. Und in dieser knappen Spanne Zeit hatte sich für Hugo eines der wichtigsten Ereignisse seines Daseins erfüllt: er hatte jetzt die wunderbar beruhigende Gewißheit, auf Jahre hinaus von allen Sorgen um das tägliche Brod befreit zu sein. Das Bewußtsein gab ihm eine merkwürdige Ruhe und Kraft. Wiederholt ließ er die Scheine, die er aus dem Couvert genommen hatte, durch die Finger gleiten und zählte sie nach. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er die Freude des Besitzes. Er athmete tief auf, betrachtete wohlgefällig die bunten Scheine und lächelte. Er hatte ein gewisses Gefühl der Beschämung darüber, daß der Zwischenfall wenigstens für den Augenblick seine Stimmung so vollkommen zu ändern vermocht hatte, daß ihm jetzt tausend Gedanken, deren Verwirklichung ihm nun auf einmal ermöglicht worden war, durch den Kopf schoßen und ihn weit entfernten von all den nagenden Traurigkeiten, die ihn seit sechsunddreißig langen Stunden so unbarmherzig gepeinigt hatten. Er machte sich geheime Vorwürfe darüber, daß ihn das lumpige Geld einen Treubruch an seinem Schmerze über Leonie begehen lassen konnte. Mit Behmuth gedachte er auch der armen Martha . . . aber die Gewißheit, überschnell das Ziel, das er bis zur Stunde in dämmeriger Ferne nur undeutlich vor sich gesehen hatte, mit einem Sprunge erreicht, die Unabhängigkeit, nach der er sich immer gesehnt, errungen, die belastenden Fesseln, die ihn seit Jahren in Berlin zurückhielten, abgestreift zu haben, gewährte ihm ein so starkes Frohgefühl, daß Alles das, was ihn so furchtbar erregt, so sehr bekümmert hatte, ihm nun in einem anderen Lichte erschien. Jetzt war ihm die Möglichkeit geboten, all dem Jammer zu entinnen. Er konnte reisen, konnte sich, wenn er nach Einsamkeit verlangte, in irgend einen entlegenen Winkel vergraben, konnte, wenn er sich zerstreuen wollte, nach Paris oder London gehen, konnte die gewaltigen Eindrücke der Fremde im Osten oder Westen auf sich wirken lassen, — er war frei, er war sein eigener Herr. Was auch die nächste Zukunft ihm bringen mochte, er konnte ihr nun ruhiger entgegensehen.

Und das elende Geld, das da vor ihm lag, war es, das diese Wandlung, die er selbst ungläubig und beschämt belächelte, in ihm bewirkt hatte . . .

In dieser Stimmung befand er sich, als ihm Leonies Antwort überbracht wurde. Sie machte geringen Eindruck auf ihn, sie überraschte ihn kaum; sie bestätigte lediglich, was er erwartet hatte. Er warf einen Blick auf die Kisten und Kasten, die noch immer nicht geöffnet und geleert waren, und sagte halblaut: „Ich glaube kaum, daß ich vorläufig auspacken werde.“

Er lehnte sich fort aus der großen Stadt, die ihm auf einmal so lieblos und häßlich erschien. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, und aus der Tiefe seiner Niedergeschlagenheit hob ihn nun das stärkende Bewußtsein empor, die Freiheit seiner Bewegungen gewonnen zu haben . . .

Leonie hatte sich langsam angekleidet. Die Stunden des Nachmittags währten ihr eine Ewigkeit. Sie fühlte sich matt, und eine fürchterliche Unruhe ängstigte sie. Sie wollte anspannen lassen, spazieren fahren, Besuche machen, — aber der kaum gefasste Plan wurde sogleich von ihr wieder aufgegeben. Sie mochte keinen gleichgiltigen Menschen sehen. Und vielleicht würde sie den Einen, den sie erwartete, verfehlen. Sie freute sich zwar keineswegs auf den Besuch Vallinis, aber es erschien ihr unumgänglich nothwendig, den Künstler zu sprechen und den Versuch, ihm eine andere Meinung über ihr Wesen und ihren Charakter beizubringen, wieder aufzunehmen. Es war ihr eine Pflicht der ethischen Selbsterhaltung.

Sie ging im Erker auf und ab. Sie setzte sich an den kleinen Schreibtisch, um ein paar unwichtigere Briefe, die längst der Erledigung harrten, zu beantworten. Auch das war ihr nicht möglich. Sie nahm den neuesten französischen Roman, der viel von sich reden machte, zur Hand. Ihre Augen flogen gedankenlos über die Zeilen, sie verstand nicht einmal, was sie las, und legte das Buch bei Seite. Sie öffnete den Steinway. Die ersten Töne, die sie anschlug, thaten ihrem Ohre weh, und sie stand auf. Immer wieder und immer wieder trieb es sie nach dem breiten Erkerfenster, immer wieder blickte sie durch die gestickten Stores die Straße hinab. Der, den sie erwartete, kam nicht. Einen Augenblick bedauerte sie beinahe, daß sie die Begegnung mit Hugo erst auf den folgenden Tag ange setzt hatte. So peinlich es ihr auch gewesen wäre, gerade ihm jetzt gegenüberzutreten, — er hätte sie wenigstens nicht warten lassen.

Nur nicht warten!

Und wenn die unausbleibliche Auseinandersetzung mit ihm auch einen noch so stürmischen Verlauf nehmen würde, jede Aufregung war dieser Marter des unleidlichen Wartens, der zugleich anstachelnden und lähmenden Ungewißheit vorzuziehen. Nur nicht warten!

Sie fühlte sich erleichtert, als Felix von der Börse heimkam und in seiner unbefangenen, etwas derben Weise sie begrüßte. Sie konnte ihm nicht verhehlen, daß sie übel gelaunt war. Felix machte ihr alle denkbaren Vorschläge, um sie zu zerstreuen; sie lehnte alle ab, zog sich gleich nach Tisch

auf ihr Zimmer zurück, und beschloß den unbehaglichen Tag mit einem trübseligen Abend.

\* \* \*

Als Dr. Lohausen in der Mittagstunde bei Frau Emilie Breuer vor sprach, in der sicheren Voraussetzung, seiner jugendlichen Patientin die Genehmigung zur sofortigen Abreise ertheilen zu können, wurde er schmerzlich überrascht. Schon die besorgte Miene der Rätthin, die durchaus nicht zu den übertrieben ängstlichen Müttern gehörte, weisagte ihm nichts Gutes. Frau Emilie berichtete denn auch dem befreundeten Arzte, daß sich gestern Nachmittag, kurze Zeit, nachdem er sie verlassen, das Fieber mit erneuter Heftigkeit eingestellt und in den vorgerückten Abendstunden einen geradezu besänftigenden Charakter angenommen habe. Allmählich habe es nachgelassen, und Martha hatte sich plötzlich merkwürdig frisch gefühlt.

„Sie sah blühend und gesund aus,“ fuhr Frau Emilie fort. „Mit ihren leichtgerötheten Wangen, ihren großen lebhaften Augen, die noch mehr als sonst glänzten, machte sie den Eindruck des vollsten Wohlbefindens. Sie war aufgeräumt, beinahe übermüthig, lustiger, als ich sie seit Wochen und Monden gesehen habe. Wir bauten allerhand schöne Pläne für die Zukunft, wir machten schon unsere Tagesordnung für Italien. Auf einmal erregte sie sich wegen eines Nichts — ich glaube, wir sprachen davon, ob wir einen sehr großen oder zwei kleinere Koffer zur Reise kaufen sollten — die Thränen traten ihr in die Augen, und sie versiel in tiefe Traurigkeit. ‚Wir brauchen gar keinen Koffer,‘ schluchzte sie und weinte dabei zum Steinerweichen. ‚Ich kann ja doch nicht reisen!‘ Ich suchte sie zu trösten und fragte unvorsichtiger Weise, weshalb sie denn nicht reisen könne. ‚Weil ich sterbe!‘ antwortete sie, und die Thränen stürzten ihr unaufhaltjam aus den Augen. Dann kam wieder das alte, böse, trockene Hüsteln, das sie sehr anzustrengen schien, und endlich schlief sie vor Ermattung ein. Seit zehn Uhr wacht sie . . . wenigstens ungefähr! Sie dämmert so vor sich hin . . . Nun, Sie werden’s ja sehen. Aus unserer schönen Reise wird aber, so fürchte ich, so bald nichts werden.“

„Wollen sehen, wollen sehen,“ versetzte der Arzt und trat in die kleine Stube, in der Martha ruhte. Lohausen bedeutete der Rätthin durch einen discreten Blick, ihn mit der Patientin allein zu lassen.

„Nun, meine liebe Martha,“ begann der Doctor, während er auf dem Stuhle am Bette Platz nahm und die schmale, heiße, trockene Hand des kranken Mädchens mit der seinigen sanft umspannte, „noch immer der böse Husten und das dumme Fieber! Das ist ja gegen alle Verabredung! Gestern hoffte ich das Beste, und nun sagt mir Mama . . . Haben Sie denn irgend eine Unvorsichtigkeit begangen?“

„Gestern nicht . . . aber in der Nacht vorher!“

„In der Nacht?“ fragte Lohausen erstaunt.

Martha nickte zustimmend.

„Was haben Sie denn da angefangen? Sie wissen, daß Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken dürfen.“

„Ich bin in der Nacht heimlich ausgegangen . . . Ich war eifersüchtig . . . auf meinen Bräut . . . auf Doctor Hall . . . Ich bin ihm nachgegangen . . . Mama weiß es nicht . . . Es war sehr kühl, und es regnete stark . . . da werde ich mich wohl erkältet haben.“

„Aber Kind! Kind!“ rief der Arzt ungehalten. Er beruhigte sich aber sogleich und setzte in freundlichem Tone hinzu: „Na, das läßt sich nun nicht mehr ungehehen machen . . . Also keine Vorwürfe . . . Aber Sie unartiges Mädchen haben da etwas Nettes angerichtet! Na, wie gesagt: keine Vorwürfe . . . Also, wie steht's?“

„Der Husten quält mich recht! Ich habe auf der Brust so ein eigenthümliches Gefühl der Spannung und Schwere . . . und mir ist, als ob sich das Herz löslöste und nach unten drängte . . . und an die Rippen . . .“

„Hm . . . hm . . . also immer das alte Leiden?“

„Nur heftiger, lieber Doctor!“

„Nun, ich will Ihnen etwas Beruhigendes verschreiben . . . wir wollen wenigstens das Fieber zu bekämpfen suchen . . . aber die Arznei allein wird's nicht thun. Die Hauptsache liegt bei Ihnen. Sie müssen alle Willenskraft zusammennehmen, um möglichst ruhig zu bleiben, um alle Aufregung zu vermeiden. Wenn Sie von quälenden Gedanken heimgesucht werden, rufen Sie Ihre vortreffliche Mutter, und denken Sie daran, daß Ihnen Ihre beste Freundin zur Seite steht. Denken Sie daran, daß Sie gesund werden und eine schöne Reise machen müssen . . . Sie sind wirklich zu beklagen,“ fuhr er launig fort, indem er die kleine Hand sanft streichelte. „Aus dem feuchten, kalten, unfreundlichen Berlin müssen Sie hinaus, müssen in das schöne Land gehen, wo die Citronen blühen, wo die Leute vergnügt sind, Sie Aermste! . . . Ich wollte, ich könnte Sie begleiten! . . . Also, mein liebes Kind, hübsch artig sein, sich ruhig verhalten! Hören Sie? Und wenn die bösen Gedanken kommen, denken Sie daran, daß Alles bald vorübergeht, daß Sie in wenigen Tagen Wärme und Sonnenschein und die herrlichste Natur haben, die der liebe Gott geschaffen hat . . . Und was Sie mir da von dem dummen Streich gesagt haben, das bleibt unter uns! Morgen komme ich wieder. Adieu, liebe Martha, adieu, mein Kind!“

Als der Doctor das Recept schrieb und die Rätthin ihn ängstlich fragend ansah, sagte er: „Na, es könnte besser gehen. Aber ich hoffe, es wird sich machen. Messen Sie heut Abend die Temperatur; und wenn das Thermometer vierzig Grad erreicht oder gar übersteigt, dann lassen Sie mich rufen. Auf Wiedersehen . . . hoffentlich erst morgen! Auf Wiedersehen, liebe Freundin!“ —

Kurz vor Mitternacht wurde Dr. Lohausen noch einmal an das Krankenbett Marthas gerufen. Die Fiebernde hatte gegen einundvierzig Grad. Er blieb über eine Stunde bei der Kranken. Er tröstete die arme Mutter,



die am Bette ihres Kindes, das mit geschlossenen Augen und hochgerötheten Wangen dalag und beständig von einem harten trockenen Husteln und Athemnoth gequält wurde, heiße Thränen vergoß, ohne ihren Schmerz durch einen Laut zu verrathen.

\* \* \*

Zu der von Leonie bestimmten Nachmittagsstunde begab sich Hugo am anderen Tage — es war ein Freitag — nach dem Hause in der Victoriastraße, in dem er die glücklichsten und auch die unglücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte. Er hatte die bestimmte Empfindung, daß er es heute zum letzten Male betreten würde. Jede Stufe, die er überschritt die Glocke, die er zog, die Thür, die sich ihm öffnete, betrachtete er nun als etwas Merkwürdiges, bei jeder gleichgiltigen Einzelheit, die er als etwas Selbstverständliches bisher übersehen hatte, vergegenwärtigte er sich, daß er sie nicht wiedersehen würde, daß er Abschied auf ewig von ihr zu nehmen habe.

Selbst Jean, der ihm meldete, daß die gnädige Frau ihn im Erker erwarte, betrachtete er heute mit anderen Augen als sonst, mit dem Ausdruck eines gewissen wehmüthigen Bedauerns. Und sonderbar! auch Jean, der dem Doctor immer sehr ergeben gewesen war, hatte, als er die Meldung machte, etwas Gedrücktes, Verlegenes: dem klugen Diener hatte die Thatsache, daß Herr Ballini von der gnädigen Frau unter besonderen Anempfehlungen empfangen und der Herr Doctor auf Befehl abgewiesen worden war, vollauf genügt, um die Situation zu überblicken. Der gute Doctor, der immer so freundlich zu ihm gewesen war, that ihm leid!

Leonie, die ein dunkles stumpffarbiges Kleid von ausgesuchter Einfachheit angelegt hatte, war sehr blaß. Sie sah übernächtlich und nervös aus. Sie erhob sich, als Hugo eintrat, und ging ihm einige Schritte entgegen. Sie neigte ein wenig den Kopf und reichte ihm die Hand, artig, aber kühl.

„Verzeihe,“ sagte sie ruhig, aber mit leiserer Stimme, als sie sonst zu sprechen pflegte, „daß ich Dich gestern und vorgestern nicht habe empfangen können. Ich war wirklich sehr unwohl. Ich bin es noch. Und ich möchte Dich deshalb vor Allem bitten: mach mir keine Scene! Sage mir, was Du mir zu sagen hast, ruhig, ohne Gehässigkeit, — ich kann Alles ertragen, nur keine Scenen . . . wegen Dingen, die ich nicht ändern kann, die ich auch nicht ändern mag, weil sie völlig harmlos sind. Du weißt gar nicht, wie Du Dir schadest, daß Du beständig das Unversänglichste aus thörichter Eifersucht zu Unstatthaftem stempeln willst. Sei vernünftig! Ueberlege Dir, was ich Dir gewesen bin, was ich Dir noch bin, wenn Du es nur willst . . . und nun sprich!“

„Was Du mir noch bist?“ wiederholte Hugo. „Ist Dir denn das ernst gemeint? Wie soll ich denn Alles das, was in den zwei überlangen

Tagen geschehen ist, in Uebereinstimmung bringen mit dem, was Du mir warst?“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Leonie kampfbereit.

„Nun, weshalb hast Du mich gestern abgewiesen?“

„Weil ich krank war! Ich hab's Dir ja schon gesagt!“

„Aber doch nicht so krank, um auch dem Anderen die Thür zu weisen.“

„Ich verstehe Dich nicht. Welchem Anderen?“

„Ballini, wenn Du den Namen denn durchaus hören willst.“

„Ich habe ihn nicht empfangen!“ erklärte Leonie mit trotziger Bestimmtheit.

„Ich habe ihn ja aus dem Hause treten sehen.“

„Hast Du ihn hier gesehen? Hier im Hause, wo ich ihn empfangen habe? Ach! Du zweifelst wohl an meinen Worten? Frage doch die Dienstmoten aus . . . es würde mich kaum noch in Erstaunen versetzen können!“

„Also Du willst mich glauben machen . . .“

„Nicht das Geringste, mein Lieber!“ unterbrach Leonie mit schneidender Kälte. „Glaube, was Dir Spaß macht! Quäle Dich, wenn es Dir beliebt, mich aber quäle nicht, darum bitte ich Dich sehr ernsthaft . . . Ich habe mich nicht vor Dir zu rechtfertigen, und ich will es nicht.“

„So erkläre mir nur das Eine: hast Du Dir nicht vergegenwärtigt, daß es mich auf das Tiefste kränken würde, Euch im Theater zusammen zu sehen, bei der zweiten Aufführung meines Stückes, wo ich Euch zusammen sehen mußte? Weshalb hast Du mir das angethan?“

„Daran war ich vollkommen unschuldig! Die Herren wollten nun einmal durchaus gehen, und ich bin mit meinem Widerspruche nicht durchgedrungen . . . Lächele nicht so malitiös, wenn ich bitten darf! Es ist so! Gerade in solchen Kleinigkeiten habe ich den Willen meines Mannes zu respectiren, um . . . Anderes wieder gut zu machen. Es thut mir leid, daß ich gerade Dir das sagen muß. Aber immer der alte beleidigende Argwohn! Niemals das geringste Verständniß für gewisse Ansprüche, die mein Leben, wie es nun einmal ist, an mich stellt! Mit solchen Ungerechtigkeiten und Sinnlosigkeiten schadest Du Dir mehr, als Du ahnst. Du tyrannisirst mich, Du quälst mich ohne Grund. Glaubst Du, daß es eine Frau giebt, die das auf die Dauer ertrüge? Ich bin eine selbstständige Natur und an gute Behandlung gewöhnt. Du liebst mich, Du liebst mich — Du sagst es mir, und ich will es Dir auch glauben. Aber damit glaubst Du auch Alles gesagt zu haben! Du marterst mich bis auf's Blut, und Deine einzige Entschuldigung ist: Du liebst mich! Nein, mein Freund, das ist nicht die rechte Liebe! Die wahre Liebe ist langmüthig und freundlich, sie eifert nicht und stellt sich nicht ungeberdig, sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles! — Wenn ich an dieses herrliche Wort des Apostels denke, wahrhaftig, dann muß ich zweifeln, ob Du mich wirklich jemals geliebt hast!“

Hugo lachte wild auf.

„Du zweifelst?! Nun, dann sieh mich an! Du bist mein Alles mir gewesen, meine Luft, die ich athmete, mein Licht, das mich erhellte und durchwärmte, und seitdem ich Dich verloren zu haben fürchte, schleiche ich als Schatten durch Nacht und Kälte . . . Nein, dies Dasein ist schlimmer als das Nichts! . . . Du darfst Dich nicht von mir wenden! Du darfst es nicht!“

Hugo hatte die letzten Worte in dumpfer Verzweiflung hervorgestoßen. Er drückte die beiden Hände an die Schläfen und stöhnte.

Als Leonie den kräftigen Mann, den sie niemals schwach gesehen, völlig gebrochen vor sich erblickte, überkam sie Mitleid und Rührung. Jetzt hätte sie ihm um den Hals fallen und ihm in einem innigen Kusse zuhauchen mögen: „Bergieb mir! Ich habe mich wiedergewonnen und gebe mich Dir auf's Neue! Streichen wir die letzten entsetzlichen Tage aus unserem Leben, vertilgen wir das Gedenden daran; denken wir nur daran, wie glücklich wir gewesen sind, und versuchen wir es redlich und entschlossen, wieder glücklich zu werden!“ Aber die Erinnerung an den Anderen, die sie nicht bannen konnte, drängte sich gewaltsam zwischen sie und den Armen, den sie da vor sich sah. Sie seufzte leise auf und sagte mit wirklichem Mitgefühl: „Sei doch vernünftig, mein Kind!“

Hugo blickte fragend zu ihr auf. Sie vermochte seinen Blick nicht zu ertragen und senkte die Lider.

„In Deine Hand ist es gegeben,“ entgegnete Hugo nach einer kurzen Pause, „mich so vernünftig zu machen, wie Du es nur irgend wünschen magst. Werde wieder, was Du mir warst! Was Du mir nicht mehr bist, Leonie! Mein Gefühl täuscht mich nicht! Habe den Muth, aus dem Taumel, der Dich umfassen hält, zu erwachen, rüttle Dich auf und erkenne Deine Verirrung! Mißverstehe mich nicht!“ fuhr er eifriger fort, als er sah, wie sich Leonie auf die Lippe biß. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen! Ich will Dich nur zum Erkennen Deiner selbst zurückführen. Und ich will Dir zeigen, daß, um Alles zu verzeihen, es nicht einmal erforderlich ist, Alles zu begreifen. Auch das Unbegreifliche will ich verzeihen! Nie soll Dich ein Wort, ein Blick von mir daran gemahnen! Ich will es auslöschen aus meinem Gedächtniß! Ich will mir einreden, von einem heimtückischen Traum genarrt zu sein, und will Dich lieben so heiß, so wahr, so zärtlich wie nur je! Wahrhaftig, ich will's! Und nun sage mir, Leonie, zweifelst Du noch?“

Sie hatte ihn jetzt scharf angeblickt aus weitgeöffneten Augen. Es war ihr unheimlich, wie Hugo ihre geheim gehaltenen inneren Regungen durchschau, ihre nicht gesprochenen Worte gehört und darauf so geantwortet hatte, wie sie es erwartete. Ja, der verstand sie! Und ihn hatte sie wirklich verlassen wollen, verlassen können um jenes Anderen willen! Ja, es war unbegreiflich! Aber er wollte ihr sogar das Unbegreifliche vergeben. Er liebte sie wahrhaft, und seine Liebe war langmüthig, duldete Alles und hoffte Alles!

Sie lächelte beschämt, dankbar, herzlich. Sie wollte ihm die Hand zur Versöhnung reichen. Eine gewisse Befangenheit machte sie zögern. Sie wartete darauf, daß Hugo, der ja ganz genau fühlen mußte, welche Wandlung jetzt in ihr vorging, ihre Hand ergreifen würde. Wie verlangte es sie danach, ihm diese Hand zu überlassen, den Druck der feinen feurig zu erwidern und in zärtlicher Umarmung den Bund neu zu besiegeln! Und auch Hugos Lippen umflog jetzt ein glückseliges Lächeln, und wie sie es gehofft, wie sie es gewußt hatte, tastete suchend seine Rechte nach der ihrigen . . .

Da trat bedächtig und ausdruckslos wie immer Jean in das Zimmer und überreichte der Herrin eine Karte; darauf trat er sogleich mit gemeßnenem Anstand an den Thürpfosten zurück und harrete da in militärischer Haltung des Bescheides.

Leonie war erbleicht. Hugo hatte sogleich errathen, wer der Störenfried da draußen war. Er hätte es nicht einmal zu errathen brauchen, ein flüchtiger Blick auf die unverhältnißmäßig große Visitenkarte genügte, um den in schweren gothischen Buchstaben auffällig hergestellten Namen: „Ernst Vallini“ zu lesen.

Hugo beugte sich discret zu Leonie und flüsterte ihr leise mit flehender Innigkeit zu: „Ich beschwöre Sie, empfangen Sie ihn jetzt nicht!“

Leonie zuckte die Achseln, streifte mit einem flüchtigen Blick Jean, der theilnahmlos in die Leere starrte, sah dann Hugo unwillig an und sagte leise und scharf: „Sie sind nicht recht gescheidt! . . . Ich lasse bitten!“ fügte sie, sich Jean zuwendend, laut und in gleichgültigem Tone hinzu.

Jean machte eine kaum wahrnehmbare Verneigung und verschwand.

„Nun? wohin wollen Sie?“ fragte sie Hugo, der seinen Hut genommen hatte und sich ihr näherte.

„Ich will gehen . . . wohin weiß ich nicht!“

„Jetzt dürfen Sie nicht gehen! Warten Sie noch zehn Minuten! Wie würde es aussehen, wenn Sie jetzt davonliefen!“

„Lassen Sie mich gehen! Ich bitte Sie! Es ist besser so!“ stieß Hugo zwischen den Zähnen hervor.

„Sie dürfen mich nicht compromittiren!“

„Weil ich Sie nicht compromittiren will . . . lassen Sie mich gehen. Ich weiß nicht, ob ich mich beherrschen kann!“

„Bleiben Sie!“ befahl Leonie.

„Auf Ihre Gefahr!“ keuchte Hugo, während sich seine Nasenflügel blähten.

Mit der Nase im Knopfloch, mit süßlichem Lächeln und strahlender Stirn, sorglos und selbstzufrieden wie immer, trat jetzt Vallini ein, verneigte sich gegen Leonie, küßte ihre Hand und sagte, nachdem er mit Hall einen flüchtigen Gruß ausgetauscht hatte: „Hoffentlich wird meine allergnädigste und aller schönste Gönnerin mir nicht gezürnt haben, daß ich gestern . . .“

„Ihr Instinct hat Sie gut berathen,“ fiel ihm Leonie in's Wort. „Gestern hätte ich Sie gar nicht empfangen können. Ich war unwohl!“

„Ah! Ah!“ rief Ballini mit dem Ausdruck schmerzlicher Ergriffenheit, als ob er ein tiefes Weh empfände. „Sie waren leidend?“

„Nur nicht ganz wohl. Es hat gar nichts auf sich!“

„Und heute?“

„Ich danke! Vollkommen wohl! Und gute Laune dazu! Meine guten Freunde sorgen ja dafür, daß ich nicht Grillen fange,“ setzte sie lächelnd hinzu, in dem Bestreben, Hugo, der mit gefurchten Brauen, etwas abseits saß und auf den Teppich starrte, in die Unterhaltung zu ziehen.

„Ja, ja!“ versetzte Ballini gedankenlos, bloß um die Pause zu füllen. Denn Hugo blieb unbeweglich und schwieg. Er blickte nach wie vor auf das bunte Muster zu seinen Füßen und schien sich um die Beiden und um das, was sie sagten, nicht zu kümmern. Er bemerkte auch nicht, wie Ballini ihn mit flüchtigem Lächeln betrachtete und dann mit fecker Pfüffigkeit Leonie ansah.

Leonie gerieth nicht leicht in Verlegenheit, jetzt aber fühlte sie sich befangen, und es wollte ihr in der schwülen Atmosphäre, die sie bedrückte, nicht gelingen, irgend ein unverfängliches Gesprächsthema anzuschlagen. Es entstand eine Pause. Zum ersten Male hörte sie das leise Ticken ihrer kleinen Schreibtischuhr.

„Es macht auf mich beinahe den Eindruck,“ sagte Ballini nach einer Weile unbehaglicher Stille, „als ob ich hier irgend eine interessante Unterhaltung unterbrochen hätte. . . .“

„Aber ganz und gar nicht,“ entgegnete Leonie in leichtem Ton. „Sie wundern sich über die Schweigsamkeit des Doctors? Ja, die Herren Dichter . . . sie wollen eben ganz besonders beurtheilt sein. Sehen Sie, lieber Freund,“ fuhr sie, sich an Hugo wendend fort, „zu welchen Mißverständnissen die Originalität verleiten kann. Ihre Nachdenklichkeit hat Herrn Ballini glauben machen, daß er uns stört!“

„So?“ erwiderte Hugo schleppend. „Ueber die Frage, ob hier Jemand stört, hat Niemand anders zu entscheiden als Sie, die Wirthin.“

„Sehr beruhigend klingt das allerdings nicht!“ versetzte Ballini mit boshaftem Lächeln. „Aber Ihre Entscheidung, meine Gnädigste, genügt mir vollkommen. Und ich kann Ihnen nur beipsichtigen: die Herren Dichter sind ein Völkchen eigener Art . . . gerade wie wir Künstler.“

Jetzt hob Hugo den Kopf und maß Ballini vom Wirbel bis zur Sohle.

„Ich habe niemals eine Ausnahmestellung beansprucht,“ erwiderte er kalt, obwohl es in ihm flammte und kochte, „und ich verlange von keinem Menschen, daß er auf meinen Beruf besondere Rücksicht nimmt.“

Von Ballinis rothigen Lippen war das Lächeln geschwunden.

„Sie beanspruchen keine Rücksichten,“ fiel Leonie ein, die das nahende Unheil aufzuhalten bemüht war, „aber man erweist sie Ihnen gern . . .“

„Lassen wir das! . . . Und ist es denn wahr?“ wandte sie sich an Ballini mit vortrefflich gespielter Lebhaftigkeit. „Ist es denn wahr, was heute früh in den Zeitungen steht, daß Sie als Arnold im ‚Tell‘ die Wintercampagne eröffnen werden? Wie ich mich darauf freue, kann ich Ihnen garnicht sagen! Das ist eine Partie, für Ihre herrliche Stimme und Ihre Individualität wie geschaffen!“

„Ich soll als Arnold in der That nicht ganz schlecht sein, sagen die Leute. Jedenfalls habe ich in der letzten Saison damit in Petersburg einen Erfolg gehabt — kolossal! Ich fasse nämlich die Rolle ganz anders auf, als die Anderen. Für mich ist Arnold der Patriot, der Sohn, der Liebhaber . . . so suche ich ihn darzustellen im Spiel und Gesang,“ versetzte er mit Wichtigkeit.

„Das ist auch unzweifelhaft das allein Richtige!“ bekräftigte Leonie höflich. Es war ihr peinlich, daß Ballini gerade vor Hugo so thöricht sprach. Sie schämte sich beinahe und schlug die Augen nieder, als Hugo malitiös zu ihr hinüberblickte. Ballini war dieses stumme Zwiegespräch nicht entgangen, und er verstand ungefähr dessen Sinn. Wenn seine Eitelkeit in's Spiel kam, war er ziemlich feinsüßig.

„Nun . . . es scheint mir,“ sagte er mit affectirter Hoheit, „als ob nicht Jedermann von der Richtigkeit meiner Auffassung überzeugt wäre. Mein Ehrgeiz geht aber auch gar nicht so weit, Jedermann zu befriedigen.“

Er hatte offenbar Freude daran, diesen Satz gefunden zu haben.

Hugo lehnte sich etwas im Sessel zurück, klopfte langsam taktirend mit beiden Händen gleichmäßig die gepolsterten Lehnen und versetzte mit lässigem Ausdruck: „Wenn Sie auf mich anspielen, so darf ich Sie beruhigen. Auch mir erscheint Ihre Auffassung des Arnold ebenso originell wie unanfechtbar. So würde ich auch, wenn mir der gütige Himmel eine schöne Stimme verliehen hätte, den Trovatore als den Geliebten seiner Geliebten und als den Sohn seiner Mutter auffassen. Es liegt vielleicht nicht ganz fern, aber ein Jeder kommt doch nicht gleich darauf.“

Ballini gebrauchte einige Secunden, um sich darüber klar zu werden, daß Hall ihn zur Zielscheibe seines Spottes gemacht hatte. Es empörte ihn auf's Aeußerste, es machte ihn auf einen Augenblick ganz fassungslos. Seitdem er auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Triumphe stand, seit länger als drei Jahren, war er daran gewöhnt, im Theater der gefeierte, der vergötterte Künstler, im Salon der verhätschelte und bevorzugte Liebling zu sein. Wenn es hinter den Coulißen einmal mit irgend einem gekränkten Collegen zu einem unliebamen Wortwechsel gekommen war, so hatte er der Scene im Rollbewußtsein seiner Ausnahmestellung und Unentbehrlichkeit jedesmal durch eine kräftige Grobheit ein schnelles Ende gemacht und den schwächeren Gegner niedergedonnert. Und nun sollte er, der gottbegnadete Künstler, dem die Größten dieser Welt zujubeln, sich von so einem Dichter, dessen Namen er vor acht Tagen zum ersten Mal gehört hatte, verhöhnen lassen? Verhöhnen lassen in Gegenwart einer Dame, vor der er um keinen Preis der Welt

lächerlich erscheinen durfte? Als er sich die Situation vergegenwärtigte, fand er die richtige Erklärung: es war die Eifersucht des gekränkten, des abgethanen Liebhabers, die sich an ihm, dem Beglückten, rächen wollte! Da fand er auch die Waffe zur Abwehr.

„Einstweilen hatte ich nur mit der gnädigen Frau gesprochen,“ jagte er mit erzwungenem Lächeln. „Und das scheint Ihnen besonders unangenehm zu sein.“

Hugo erhob sich schnell.

„Ich möchte die dringliche Aufforderung an Sie richten, die gnädige Frau hier aus dem Spiele zu lassen!“ jagte er in gedämpftem Ton, aber mit sehr scharfer Betonung.

„Aber, meine Herren!“ fiel Leonie ein. „Ich begreife nicht . . .“

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste!“ rief Ballini, der Hugos Haltung vollkommen mißverstanden und für einen Rückzug hielt. „Ich kann es unmöglich dulden, daß jener Herr in Ihrer Gegenwart . . .“

„Wir können die Unterhaltung an jedem anderen Orte und zu jeder Zeit fortsetzen, wann und wo es Ihnen beliebt,“ warf Hugo ein.

„Darum wollte ich allerdings gebeten haben,“ entgegnete Ballini, vor Erregung bebend.

„Es wird mir eine wahre Freude sein,“ versetzte Hugo, „Ihren Wunsch sogleich zu erfüllen.“

„Und ich verbiete es Ihnen!“ rief Leonie mit erhobener Stimme. „Ihnen Beiden! — Ist es denn erhört? Machen Sie sich denn nicht klar, zu welcher Rolle Sie mich in Ihrer thörichten Komödie verurtheilen? Bin ich nicht ohnehin durch meine ungezwungene Freundlichkeit gegen Leute, die mir sympathisch sind, den beleidigendsten Verdächtigungen ausgesetzt? Wollen Sie durch einen Krakehl, den kein Mensch begreifen kann, dem Skandal die Thür angelweit öffnen? Sie haben mich verstanden! Ich verbiete es Ihnen!“

Ballini kam dies Verbot sehr gelegen. Als er merkte, wie Hugo ihm auf Schritt und Tritt folgte, hatte er ganz im Geheimen schon ein wenig bereut, so weit vorgegangen zu sein.

„Sie haben Recht, verehrteste Gönnerin,“ sagte er mit würdiger, mannhafter Haltung, während er seinen zweireihigen Rock über der Brust straff anzog. „Verzeihen Sie, daß ich mich habe hinreißen lassen! Sie verlangen von mir ein Opfer, das mir weiß Gott nicht leicht wird. Aber ich weiß, was ich meiner Cavalierpflicht schulde, und mit Rücksicht auf Sie — lediglich mit Rücksicht auf Sie . . .“ er betonte diese Wiederholung sehr stark und warf auf Hugo einen drohenden Blick, der weniger für diesen, als für Leonie bestimmt war.

„Ach!“ fiel Hugo ein, „wenn es Ihnen wirklich ernst gemeint ist, dann werden wir schon Mittel und Wege finden, unsere Angelegenheit von der Person der gnädigen Frau vollkommen zu trennen.“

„Ich verbiete es Ihnen!“ wiederholte Leonie mit blickenden Augen und häßlich klingender, schriller Stimme. „Haben Sie mich denn nicht verstanden? Wollen Sie mich nicht verstehen?“ Sie zitterte vor Zorn. „Mit Ihnen bin ich fertig!“ hauchte sie fast athemlos, und sich an den Sänger wendend, fügte sie lauter hinzu: „Aber Sie, mein lieber Herr Ballini, — Sie haben mehr Verständniß für die Unerträglichkeit der Situation, in die mich ein Skandal versetzen würde. An Sie wende ich mich, bittend! Geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie sich von dem Herrn nicht provociren lassen — weder hier noch anderwärts! Und unter keinem Vorwande! Ich werde Sie dafür um so höher achten und wissen, auf welcher Seite der wahre Heldennuth zu suchen ist. Ihr Wort darauf!“

Ballini machte eine Kunstpause. Leonies Verlangen deckte sich zwar durchaus mit seinen geheimsten Wünschen, aber er hielt es für angemessen, einen harten inneren Kampf mit dem Triumphe des Edlen und Schönen mimisch zu veranschaulichen. Er hatte die Stirn in tiefe Falten gezogen, den Mund fest geschlossen und blickte finster und drohend in die Leere. Dann sah er Leonie an. Seine Stirn glättete sich, sein Auge entbüsterte sich, die Lippen öffneten sich und ließen in holdseligem Lächeln die glänzenden Zähne durchschimmern. Zuerst etwas zögernd, dann mit kräftiger Entschlossenheit streckte er Leonie seine Rechte entgegen und rief, nachdem er tief Athem geschöpft hatte: „Mein Wort darauf! Hier ist meine Hand!“

Leonie schlug ein und dankte ihm mit einem warmen Blicke.

Ein guter Abgang war gefunden, und der Sänger beeiferte sich, die günstige Gelegenheit zu ergreifen, um aus der schwülen Atmosphäre herauszukommen.

„Sie verzeihen, wenn ich mich jetzt schon empfehle,“ sagte er, indem er seinen Hut ergriff. „Der Zweck meines heutigen Besuchs, mein Ausbleiben zu entschuldigen und mich von Ihrem Befinden zu überzeugen, ist erreicht. Ich habe noch unaufschiebbare Geschäfte zu erledigen. Ich werde mit Ihrer gütigen Erlaubniß das heute Versäumte so bald wie möglich nachzuholen suchen.“

„Sie sind mir jederzeit herzlich willkommen! Also auf Wiedersehen!“ versetzte Leonie in herzlichem Tone und mit freundlichstem Gesichte und überließ ihm die Hand zum Kusse. Er sah nach der Richtung hinüber, wo Hugo stand, Hugo erwiderte den Blick, den man für einen Gruß halten konnte, in derselben Weise, und von Leonie bis an die Schwelle begleitet, entfernte sich Ballini. Sie lächelte ihm nach, bis sich die Thür hinter ihm schloß.

Ohne sich von der Thür zu entfernen, wandte sie sich um, ihr Blick traf Hugo, und blitzschnell vollzog sich an ihr eine wahrhaft fürchterliche Wandlung. Das erkünstelte Lächeln war dem wahren Zorne, der äußersten Wuth schon gewichen. Sie hatte sich entfärbt, die fahle Farbe ihres Gesichts mit dem grünlich schimmernden Schatten unter den weitgeöffneten flammenden Augen hatte etwas Erschreckliches. Ihre Lippen bebten, an dem sonst so schönen



Salje sprang eine dicke bläuliche Ader hervor. Alles Weibliche, alles Anmuthige war wie durch einen tückischen Zauber verschwunden; es war eine unschöne, rasende Frauensperson, eine Fremde, die Hugo mit unheimlichem Erstaunen vor sich sah. Noch war sie keines Wortes mächtig. Die Wuth schnürte ihr die Kehle zu. Sie drückte die zitternden Lippen fest aufeinander, stieß den Athem durch die sich hastig aufblähenden und einsinkenden Nasenflügel und nickte grausig automatenhaft einige Mal mit dem Kopfe.

Dann endlich trat sie an Hugo heran, ganz dicht, und keuchte, während ihr Busen stürmisch auf- und niederwogte: „Du hast etwas Schönes angeordnet! Ich danke Dir! . . . Schäme Dich!“ stieß sie mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung hervor. Und als Hugo etwas erwidern zu wollen schien, schrie sie mit kreischender heiserer Stimme: „Jawohl, schäme Dich! Pfui! . . . Du erniedrigst mich vor jenem Menschen, zwingst mich, ihn heute um einen Dienst zu bitten, mich ihm morgen dankbar zu zeigen, ihn zu schonen für alle Zeiten, aus Furcht, daß er schwagt, wie Du geschwagt hast! Jenem Menschen, den nichts zur Discretion veranlaßt, sagst Du so deutlich, wie man es nur sagen kann: ‚Ich bin der Geliebte dieser Frau, und ich fange Händel mit Ihnen an, weil ich eifersüchtig auf Sie bin.‘ So dankst Du mir für Alles, was ich für Dich gethan habe! Schäme Dich! Versuche es nicht, Dich zu rechtfertigen! Es würde Dir nie und nimmermehr gelingen! Was Du mir angethan hast, ist beispiellos! Indiscretion über die einst Geliebte ist das niedrigste Verbrechen, das ein Mann begehen kann! Ein Dieb, ein Mörder steht in meinen Augen höher da, als der Geliebte, der sein Geheimniß, ihr Geheimniß auf die Gasse schreit. Und das hast Du gethan! Du! Du, dem ich Alles gegeben habe!“

„Um ihm Alles in einer brutalen Caprice zu entziehen!“ rief Hugo jetzt dazwischen. Leonies Schmähungen hatten zunächst gar keinen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte sie wie ein Unbetheiligter mit angehört, als ob sie ihn gar nichts angingen. Auch die Person, die sie hervorstieß war ihm wie eine Unbekannte. Er hatte diese Stimme nie gehört, diesen megärenhaften Ausdruck nie gesehen. Erst allmählich fand er sich zurecht. Was! Diese rasende Furie hatte er geliebt — eben noch? Das war wirklich und wahrhaftig seine Leonie, zu der er dereinst schmachtend aufgeblickt, wie der verliebte Page zur jungen Königin? Mit der er im Walde am Wannsee lustwandeln und gesonnen und gedichtet hatte? Er fühlte sich wie von eisernen Fäusten gepackt, geschüttelt und gerüttelt — gewaltsam aufgeweckt aus einem süß bethörenden Traume zur häßlichen Wirklichkeit.

Das also war die echte Leonie, die ihm jetzt in ihrer unverhüllten Unschöne schreiend gegenüberstand, der die Wuth allen schillernden Schmetterlingsstaub erheuchelter Anmuth und berückender weiblicher Zartheit abgestreift hatte! Jene Leonie aber, die er bis zu diesem Augenblicke so wahr, so innig, so leidenschaftlich geliebt, war ein holdes Geschöpf seiner Phantasie gewesen, das im rauhen Hauche der Wirklichkeit elendiglich zerstoßen war.

„Du hast mir Alles gegeben und hast mir Alles genommen!“ fuhr Hugo, der sich endlich gesammelt hatte, fort. „Genommen, ohne Grund, — weil es Dir just behagte. Und du hast mir mehr genommen, viel mehr, als Du mir je hast geben können! Und wenn Du mich bis zur Besinnungslosigkeit marterst, wunderst Du Dich, daß ich die Besinnung verliere und mich in wahnwitziger Verzweiflung einen Augenblick so weit vergessen kann, an einem armen Schächer wie diesem Ballini mein Muthchen fühlen zu wollen. Aber nicht das hat Dich compromittirt! Sei unbesorgt! Compromittirt hast Du Dich, Du Dich ganz allein! Es ist nicht der polternde eifersüchtige Thor, der aus mir spricht; es ist der Wissende! Und wenn Du mir bei Allem, was Dir heilig ist, mit den fürchterlichsten Eiden das Gegentheil schwörst, es beirrt mich nicht: Du bist die Geliebte Ballini's, oder wenn Du sie noch nicht sein solltest, wirst Du sie werden. Und das ist Dein Verderben! Ballini ist ja freilich sehr viel bequemer, als ich es bin. Der nimmt Dich nicht so tragisch! Der wird sich sicherlich nie zu einer leidenschaftlichen Unvorsichtigkeit hinreißen lassen. Für den bist Du eben nichts Anderes als eine Feder mehr am Barrett! Der hat Dich verdorben, der Bube! Der zerrt Dich hinüber aus dem Erhabenen in's Gemeine, aus der Liebe, die, wenn auch nach unseren Sagen strafbar, immer etwas Heiliges ist, in die Sinnlichkeit, die immer gemein bleibt, der macht aus der Geliebten die Dirne! Mich wirfst Du jetzt weg! Es ist gut so! Denn das ist mir in dieser Stunde zur schauernden Gewißheit geworden: zwischen uns ist fortan eine jede Gemeinsamkeit unmöglich! Du brauchst mich nicht zu verjagen! Mit meinem Willen wirst Du mich ohnehin nie wiedersehen! Was aus mir werden wird, hat Dich darum auch nicht zu kümmern. Und ich weiß es selbst nicht. Was aber aus Dir werden wird, wenn Du Dich nicht mit einer sittlichen Kraftanstrengung, deren ich Dich nicht mehr für fähig halte, aufraffst, — was aus Dir, der Geliebten Ballini's, werden wird, das will ich Dir sagen: ‚Du fängst mit Einem heimlich an! . . .‘ Du verstehst mich schon! . . .“

Leonie hatte keuchend und zitternd, mit einem zu garstigem Lächeln verzerrten Ausdruck Hugo zugehört. Ihre Blicke huschten durch das ganze Zimmer, an der Thür hafteten sie länger, und als sie nun die Lippen öffnen wollte, ergriff Hugo seinen Hut und verließ mit den Worten: „Und ich verstehe Dich auch!“ hastig das Zimmer, ohne ein Wort des Abschieds, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Während ihm Jean in den Ueberzieher half, sagte der Alles ahnende Diener kleinlaut: „Was soll denn aus der Bronze werden, die der gnädige Herr für Herrn Doctor bestimmt hat?“

„Sie werden noch Bescheid bekommen,“ antwortete Hugo und trat auf den Corridor. Er war sehr erhitzt. Die frische Luft, die ihm im Thiergarten entgegenwehte, that ihm wohl. Er ließ sich neben einer Spreewälder

Mutter auf einer Bank nieder und betrachtete lächelnd das dicke rothwangige kleine Kind, das in ihren Armen schlief. Die Mutter war ganz stolz darüber und rückte das Kind so, daß der fremde Herr es noch besser sehen konnte.

\*

\*

\*

Fort von Berlin! In eine andere Umgebung, wo ihn nichts mehr an die letzten Tage erinnern würde! Hier würde er, das fühlte er deutlich, den schauerlichen Eindruck, den die einst Geliebte jetzt, in der Entfesselung ihrer unschönen Leidenschaften, in ihrer rasenden Wuth auf ihn gemacht hatte, nicht wieder loswerden. Und sollte er sich langsam verwischen, so würde jede zufällige Begegnung mit ihr oder mit Vallini, der sich überall zeigte, und dem man beständig begegnete, das häßliche Bild wieder in frischen Farben aufleuchten lassen. Darum: fort von Berlin!

Nichts fesselte ihn mehr an diese große Stadt. Alles, was sie an Werthvollem für ihn geborgen hatte, war ihm im Gegentheil gründlich verleidet. Unwillkürlich führte Hugo seine Hand nach der Brusttasche, in der er sein Portefeuille trug. Er war ja reich! Daß er das auf einen Augenblick hatte vergessen können! Daß er an nichts Anderes zu denken vermochte, als an Leonie, nichts Anderes vor sich sah, als in einem plötzlich verzerrten Gesicht diese kleinen, blitzenden Augen, die ihn auf einmal so lieblos, so böse, so gehässig anblickten, nicht Anderes hörte, als diese heisere, rauhe, hohe Stimme! Weshalb sollte er nicht reisen? Nach dem Süden, nach dem es ihn gerade jetzt, in dem feurigen Kupferglanze der tiefstehenden Herbstsonne so sehnlich verlangte?

Nach dem Süden! Wie wohl würde er auch ihr thun, der armen Kranken Martha, der der rauhe Hauch des Nordens so grausam mitspielte! Sie hatten so oft von einer Reise nach Italien wie von einem schönen, wenn auch kaum erfüllbaren Zukunftstraume gesprochen. Und jetzt hätte er ihr diese Wohlthat erweisen, hätte sein Wort, um das er die Zärtlichkeiten, die rührende Hingabe des vertrauenden Mädchens erkaufte hatte, einlösen, hätte mit der durch das heilkräftige Glück zu neuem Leben erwachten jungen Frau die milden Gestade des Genfer Sees, das sonnige Oberitalien und die Riviera durchstreifen können, — wenn er die unglückliche Martha nicht belogen und betrogen hätte! Um Leonies willen!

¶ Und neben dem garstig verzerrten Gesichte der wild erregten Frau, das unablässig vor seinen Augen stand, leuchtete ihm jetzt in sanftem Lichte das Bild jenes guten edlen Mädchens mit den großen, ausdrucksvoll fragenden, sonderbar glänzenden Augen entgegen, das er dereinst zu lieben geglaubt und das er so tief gekränkt, so elend gemacht hatte! Und neben der unheimlichen wilden Leonie erschien ihm nun die duldbende, still klagende und still tragende Martha in ihrer Jungfräulichkeit und keuschen Reinheit wie eine verklärte Heilige. Während Leonies Bild wie aus nächtigem Grau an seine

Seele sich herandrängte, hoben sich Marthas Züge wie von roßig schimmerndem Goldgrunde ab, und um die wundervolle Fülle der blonden Haare legte es sich in strahlendem Glanze wie ein Heiligenschein. Der Wiederhall der kreischenden Stimme, die ihm durch und durch gegangen war, summt ihm noch im Ohr. Martha aber schwieg. Sie hatte ja nie viel gesprochen. Sie war auch ohne ein Wort des Vorwurfs von ihm geschieden. Aber in dem Blicke, von dem er sich getroffen fühlte, lag eine fürchterliche stumme Anklage.

So konnte er sie nicht verlassen! Er mußte sie noch einmal sehen, mußte sie um Verzeihung bitten; und könnte sie ihm auch nicht vergeben — es würde ihm schon eine Erleichterung sein, wenn sie sich wenigstens von der Aufrichtigkeit seiner Reue, von der Strafe, die ihn für sein Vergehen an ihr so furchtbar schnell und roh getroffen hatte, überzeugen würde. Sie nur noch einmal sehen, — nur ein einziges Mal! — er hatte hier nichts Anderes mehr zu schaffen; seine Sachen waren gepackt, in einer Stunde konnte er alle Kleinigkeiten, die noch zu erledigen waren, abthun, und schon in der kommenden Nacht konnte er dem Süden zu rollen.

Da stand er wieder vor dem alten Hause in der Brüderstraße. Das Herz klopfte mächtig an seine Rippen. Er blickte sich schein um, ob ihn auch Niemand beobachte, als ob er ein schweres Unrecht zu begehen im Begriff stände. Kein Mensch beachtete ihn. Der Kutscher des vor dem Hause haltenden Wagens war eingenickt. Mengstlich, wie ein Dieb, der auf frischer That ertappt zu werden fürchtet, schlich er die enge, wohlbekannte Treppe hinauf. Vor der Glashür mit den billigen, sauberen Gardinen blieb er unschlüssig stehen.

Auf dem verwinkelten Corridor der Wohnung hörte er etwas. Er hielt den Athem an und lauschte. Es waren Stimmen, die in gedämpftem Tone eine Unterhaltung führten: eine weibliche und eine männliche.

Hugo klopfte erst leise, dann etwas lauter an die Scheibe. Die Thür wurde behutjam geöffnet.

„Um Gottes willen!“ rief die Rätbin, die sich auf einen Augenblick vergessen hatte, mit ziemlich lauter Stimme, als sie unversehens Hugo vor sich erblickte. Der Ausdruck der Ueberraschung, der auf ihrem strengen Gesichte zu lesen war, war sogleich dem der völligen Bestürzung gewichen.

„Was wollen Sie hier?“

„Ich muß sie sehen!“

„Leise, ich beschwöre Sie!“

„Nur noch einmal sehen, ein einziges, ein letztes Mal! Noch heute will ich Berlin verlassen, und nichts soll Sie mehr an mich erinnern, wenn Sie es so befehlen . . . Aber was ist denn geschehen?“ fuhr er in tödtlicher Unruhe fort, als jetzt sein Blick auf das sehr ernste Gesicht des ihm wohlbekannten Dr. Lohausen fiel. „Ist denn die arme Martha bedenklicher erkrankt?“

„Treten Sie vor allen Dingen ein!“ jagte der Arzt in halblautem Tone. „Zwischen Thür und Angel läßt sich das nicht abmachen.“

Er hatte die Thür des Vorderzimmers geöffnet, während die Rätlin mit ängstlicher Vorsicht die Corridorthür schloß. Die Drei traten möglichst geräuschlos in die Stube ein, die Hall jahrelang bewohnt hatte. Wie frostig, fahl und nüchtern erschien sie ihm jetzt — ohne seine Bücher, ohne seine Schreibereien, ohne all die Kleinigkeiten, die sie gefüllt, durchwärmt, individuell belebt hatten!

So leise sie an der Berliner Stube, wo Martha seit gestern gebettet war, auch vorübergehuscht waren, es war der Kranken, deren Sinne in der fieberhaften Ueberreizung eine besondere Schärfe gewonnen hatten, nicht entgangen. Sie glaubte auch ganz deutlich Hugos Stimme gehört zu haben; und sie wunderte sich nicht darüber: sie hatte mit voller Bestimmtheit darauf gerechnet, daß er kommen werde. Mit großer Anstrengung richtete sie sich auf ihrem Lager ein wenig auf, und sich auf die beiden Hände und Unterarme stützend, den Kopf nach vorn geneigt, horchte sie. Sie hörte erst ein unverständliches Murmeln, dann das Knacken des Riegels an Hugos Stubenthür, dann nichts mehr. Aber sie horchte noch immer mit gespanntester Aufmerksamkeit, obwohl sie keinen anderen Laut vernehmen konnte, als das pfeifende und rasselnde Geräusch, mit dem ihr eigenes beschwerliches Athmen sich aus der kranken Brust rang.

„Ja, mein armer junger Freund!“ sagte Lohausen theilnahmvoll. „Ich begreife Ihren Wunsch, ich kann Ihnen Ihre Unruhe nachempfinden, und ich möchte Ihnen gern dienlich sein. Ich würde auch meiner verehrten alten Freundin herzlich zureden, sich über alles Mögliche hinwegzusetzen . . . wenn es anders wäre. Aber . . . jetzt geht's nicht!“

„Doctor!“ rief Hugo in tiefer Ergriffenheit.

„Ja, Sie thun mir leid!“ antwortete der Doctor herzlich. „Aber es geht einfach nicht! Es handelt sich nicht um eine verlassene Braut, um einen reuigen Sünder, es handelt sich ganz allein um eine Schwerkranke, für die jede Aufregung verhängnißvoll werden könnte! Also seien Sie vernünftig! . . . Es hilft Alles nichts! . . . Ich muß es Ihnen verbieten! . . . Es ist meine Pflicht! . . . Kommen Sie! . . . Ich fahre Sie, wohin Sie wollen . . . Wenn's der Martha besser geht, erfahren Sie's schon. Und dann . . . wollen sehen, wollen sehen . . . Aber jetzt kommen Sie!“

Er hatte seinen Arm auf Hugos Schulter gelegt und führte den völlig Gebrochenen der Thür zu, als sich von der Berliner Stube her das hastige, ungeduldige Bimmeln einer kleinen Klingel vernehmen ließ. Die Rätlin erbleichte, und auch der Arzt blieb betroffen stehen.

„Hallo!“ brummte er vor sich hin. „Was hat denn das zu bedeuten?“

„Können denn die da drinnen gar kein Ende finden!“ hatte sich Martha gedacht, die noch immer, sich mit großer Mühe auf die Unterarme stützend, auf ihrem Bette halb saß, halb lag und endlich unwirlich den Kopf bewegte.

Sie wollte Gewißheit haben. Sie wurde von Secunde zu Secunde unruhiger, erregter. Centnerschwer lag es ihr auf der Brust, jeder keuchende schnarrende Athemzug, den sie ausstieß, bereitete ihr Schmerzen, und dazu dieses unerträgliche Krächeln in der Kehle, das in kleinen Zwischenräumen ein trockeness Hüsteln hervorrief.

Und die plauderten da nebenan! Und kein Mensch kümmerte sich um sie! Sie sollten sie nicht allein lassen! Sie sollten zu ihr kommen — Mama und der Arzt . . . Alle! Auch der Ungetreue, der Geliebte!

Sie fühlte, wie die Kräfte sie verließen, wie sie im nächsten Augenblicke auf's Mißn zurücksinken würde. Da raffte sie sich noch einmal auf, griff nach der Klingel, die neben ihr auf dem Nachttische stand, und schwang sie verdrießlich und in unruhigem Eifer hin und her.

Unmittelbar darauf erschienen die besorgte Mutter und Lohausen auf der Schwelle.

„Was fehlt Dir denn, mein Kind?“ fragte die Rätthin, die schnell an das Bett getreten war.

„Ihr sollt mich nicht stundenlang allein lassen!“ keuchte Martha unwillig und weinerlich.

„Es sind ja keine fünf Minuten vergangen, mein Herz,“ suchte Frau Emilie zu besänftigen.

„Und Ihr sollt ihn nicht vor mir verstecken! Ich will ihn sehen!“

„Meine liebe Martha!“ fiel jetzt der Arzt ein. „Sie haben mir doch versprochen, ganz artig zu sein und sich hübsch ruhig zu verhalten!“

„Ach! lassen Sie mich!“ stieß Martha hervor. „Immer ruhig! Und immer ruhig! Sie haben gut reden! Ich kann nicht ruhig sein! Hier brennt's!“ Sie fuhr mit der Hand auf die sich hebende und senkende Brust, und ein heftigerer Anfall des trockenen Hustens hemunte ihren Redefluß.

„Ich beschwöre Dich, Kind, beherrsche Dich! Bleibe nur einige Augenblicke ruhig liegen . . . Bitte, mein geliebtes gutes Kind!“

„Ich kann nicht!“ keuchte Martha, sich wieder mit Anspannung aller ihrer Kräfte etwas aufrichtend. „Ich halte es nicht aus!“ Der Arzt stützte sie. „Ah!“ seufzte sie etwas erleichtert. „Danke, Doctor!“ Sie führte die durchsichtige magere Hand wieder auf die Brust. „Ich weiß gar nicht, wie mir ist . . . Hier wird es jetzt so warm! . . .“ Und wieder von der Unruhe erfaßt, rief sie mit hellerer Stimme: „Ich will ihn sehen! Wenn Ihr mich nicht quälen wollt, ruft ihn! . . . Oder ich springe aus dem Bett und suche ihn selbst . . . wahrhaftig! . . .“ Und noch heller, noch lauter rief sie: „Hugo!“ Dann sank sie auf ihr Lager zurück, schloß die Augen und hauchte kaum vernehmbar: „Wie warm!“

Ganz leise hatte sich die Thür geöffnet. Hugo's bleiches Gesicht wurde in der Deffnung sichtbar. Fragend, flehend blickte er die Mutter an. Die Rätthin und der Arzt hatten einen flüchtigen Blick der Verständigung getauscht. Lohausen hatte die Achsel gezuckt, als wolle er sagen: die Erregung ist ohnehin

nicht zu überbieten, jetzt wird ihr das Wiedersehen kaum noch schaden können, sie verlangt stürmisch danach, wozu ihr die Freude noch versagen?

Emilie bedeutete Hugo mit einer leichten Kopfbewegung, näher zu treten. Er schloß behutjam die Thür. Martha hörte ihn nicht, sie hustete jetzt stärker und böser als je zuvor. Die eigenthümliche Wärme, die in ihr aufstieg, fühlte sie jetzt beim Husten auch im Munde. Mit geschlossenen Augen tastete sie nach dem Taschentuche und führte es an ihre Lippen. Als sie es entfernte, war es in ihrer krampfhaft geschlossenen Hand schaumig hellroth befleckt.

Lohausen beugte sich sichtbar erschrocken, über die fest zusammengeballte Hand, die das Tuch unspannt hielt, und prüfte aufmerksam und tief ernst die unheimlichen Flecke. Darauf wandte er sich mit einem beredten Blicke an Hugo und gab diesem in unzweideutiger Weise zu verstehen, sich schleunig zu entfernen.

Hugo gebot allen seinen eigenen Empfindungen Schweigen und stand im Begriff, dem stummen Befehle des Arztes zu folgen, als Martha die Augen aufschlug.

Sie lächelte, als sie Hugo erblickte, und senkte wie zum Gruß langsam die Lider. Hugo war unerschütterlich stehen geblieben.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest,“ sagte sie leise. „Ich habe Dich gleich an der Stimme erkannt! . . . Sehen Sie, Doctor, nun bin ich ruhig . . . und ganz artig.“

Sie lächelte wiederum, blickte zärtlich zu Hugo hinüber, und hob ein wenig die Hand, um sie dem Geliebten zu reichen. Das befleckte Tuch blieb auf der Bettdecke liegen.

Hugo war stumm neben ihrem Lager auf die Kniee gesunken, und obwohl ein unsägliches Weh sein Herz durchschnitt, bemühte er sich doch zu lächeln, und langsam führte er ihre heiße kleine trockene Hand an seine brennenden Lippen.

„Du kannst mir vergeben, Martha?“ flüsterte er zerknirscht.

„Von ganzem Herzen,“ antwortete Martha ganz leise, aber ganz deutlich.

„Ich will Alles wieder gut machen!“ sagte Hugo, der die kleine Hand mit inbrünstigen Küßen bedeckte, mit kaum halblauter Stimme. „Und jetzt darfst Du mir vertrauen, meine gute Martha. Ich verlasse Dich nie wieder! Und wenn Du erst gesund bist, fahren wir zusammen . . .“

Er unterbrach sich plötzlich. Martha hatte ihm ihre Hand jäh entzogen und sich mit einer Kraft, die ihr nicht zuzutrauen war, aufgerichtet. Ein starker, mühsamer, schrecklicher Husten durchrüttelte sie, während der herbeigeeprungene Arzt ihren Rücken stützte. Sie wollte irgend etwas sagen, aber es wurde durch ihr anhaltend heftiges Husten vereitelt, sie zeigte mit der Hand auf die linke Seite der Brust und fuhr mehrfach schnell von der Herzgegend bis zum Halse auf und nieder. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn. Ihre weitgeöffneten Augen glänzten jetzt wahrhaft erschrecklich, und plötzlich

drang aus dem Munde ein Strom hellen Blutes. Erschöpft fiel sie darauf auf ihr Kissen zurück.

Schrecken und Entsetzen hatte die Umstehenden erfasst.

Der Arzt rieb der Kranken Stirn und Schläfe mit Eau de Cologne. Es schien ihr eine momentane Erleichterung zu gewähren. Er reichte ihr Wasser mit Essig, das die Mätlin auf sein Geheiß herbeigeschafft hatte. Martha trank gierig. Sie nickte wie dankbar. Vohausen legte sein Ohr an ihre Brust, die grollenden, gurgelnden Töne, die er hörte, bestätigten seine schlimmen Erwartungen.

Nach wenigen Minuten kam über Martha eine abermalige marternde Unruhe, ihren schwachen Bewegungen sah man den Unwillen an, und ihre Stirn legte sich in Falten. Sie schlug mit der einen Hand mehrfach auf die Bettdecke.

„So warm!“ jagte sie. „So schrecklich w . . .“ Sie vermochte das Wort nicht auszusprechen, ein neuer, noch heftigerer Blutstrom entquoll dem Munde.

Nun lächelte sie noch einmal und schlug die Augen auf. Dankbar sah sie zum Arzte auf, der sich über sie gebeugt hatte. Ein unendlich zärtlicher, liebevoller Blick traf ihre Mutter. Dann suchte sie Hugo. Er stand ja dicht vor ihr. Daß sie ihn nicht gesehen hatte! Es wurde auch auf einmal so sonderbar dunkel ringsumher. Aber sie konnte ihn auch in der Finsterniß noch sehr wohl erkennen, konnte ihm zulächeln, konnte den sanften Druck seiner Hand, die die ihrige sanft umfing, herzlich erwidern.

„Zusammen!“ kam es wie ein Hauch von ihren Lippen. Sie wiederholte glücklich das letzte Wort, das Hugo ihr gesagt hatte.

Es wurde immer finsterner um sie her. Die tiefste Nacht schien eingebrochen zu sein, und es war doch wohl noch gar nicht so spät. Sie schloß die Augen . . . Sie war auch recht müde geworden . . .

Ihr Gesicht hatte eine bläuliche Färbung angenommen. Jetzt lag sie regungslos da. Noch einmal machte sie eine heftige Bewegung mit den Armen. Sie schien nach Luft zu ringen. Aber diese Pein währte nur einen Augenblick. Der friedliche, sanft lächelnde Ausdruck ihres Gesichts deutete auf völlige Schmerzlosigkeit. Noch einmal schlug sie die schönen blauen Augen auf. Nun war es wieder hell und sonnig geworden. Nur auf einen Augenblick freilich. Aber der genügte, um die drei Lieben, die neben ihr standen, noch einmal zärtlich und herzlich zu begrüßen . . . Nun schloß sie die Augen, glücklich und froh, und der Kopf drückte sich tiefer in das Kissen, während sie wie befreit leicht aufseufzte.

Sie hatte ausgerufen und war in Freuden gestorben.

Der westliche Himmel flammte tiefroth im Lichte der scheidenden October-sonne, und der mattgoldige Widerschein fiel durch das schräge Fenster auf Marthas Lager und überhauchte die Todte mit einem wunderjamem Schimmer.



Als aber das Abendroth erstarb, flöste die wachsähnliche schreckliche Blässe des Gesichts der trauernden Mutter, von der sich Lohausen soeben mit Thränen im Auge verabschiedet hatte, und deren Mienen wieder zu finsterner Ausdruckslosigkeit erstarrt waren, und dem bleichen Geliebten, der die Hand der Mutter fest in der seinigen hielt, Grausen ein.

Aber der Ausdruck des entsetzlich blassen Gesichts war so glücklich, so friedfertig, so völlig mit Allem veröhnt, daß die Weiden, die da Hand in Hand neben der Leiche saßen, das Gefühl des Grausigen bald überwandten und mit tiefster Wehmuth, mit lindernder Nührung, im Schmerze vereint, unablässig auf das wunderbar ruhige, von allem Jammer befreite, verklärte Antlitz der Entschlafenen blickten.

\* \* \*

Am Dienstag der folgenden Woche trat Welsheim um die erste Vormittagsstunde, wie gewöhnlich, in die kleine Loggia, in der Leonie zu frühstücken pflegte, um sich von ihr zu verabschieden, bevor er sein Bureau aufsuchte, und er traf Leonie, wie gewöhnlich, in einem lichten, fleidsamen Morgenrock bei der Chocolate, in die Lectüre der Theaternotizen, der Vermischten Nachrichten und Familienanzeigen vertieft.

„Das soll der Teufel verstehen!“ rief er in seiner lauten Weise, die ihm Leonie abzugewöhnen schließlich aufgegeben hatte. „Dieser Lohausen! Schickt mir das Geld zurück . . . mit ein paar banalen Dankesworten . . . es sei keine Verwendung mehr dafür . . . Du weißt: das Geld, das ich ihm gegeben hatte, um die Kleine nach Italien zu schicken . . . Na, mir soll's recht sein! . . . Aber ich verstehe kein Wort! Verstehst Du's?“

Er reichte seiner Frau den Brief Lohausens mit den Banknoten.

„Bereichern will ich mich nicht!“ setzte er jovial hinzu. „Kauf Du Dir was Hübsches dafür!“

„Ich danke!“ erwiderte Leonie ernst, ohne den ihr hingehaltenen Brief zu berühren. „Ich habe keinen Wunsch.“

Das war ja wieder etwas Unerwartetes!

Welsheim ließ sich auf den kleinen Sessel neben seiner Frau nieder. Ohne ein Wort zu sagen, gab sie ihm die Zeitung, die sie eben gelesen hatte, und wies mit dem kleinen Finger auf eine schwarzumrandete Anzeige.

„Ach so!“ sagte Welsheim, als er gelesen hatte. Auch er war nun ernst geworden.

„Da sind wir also zu spät gekommen!“ versetzte er nach einer längeren Pause. „Es thut mir wirklich leid! . . . Es war eigentlich ein recht hübsches Mädchen! . . . Na, sterblich sind wir Alle . . . nicht wahr? Aber es thut mir leid! . . . Und unser Hugo — Doctor Hall,“ verbesserte er sich, „thut mir auch leid, wenn er's auch nicht um uns verdient hat! . . . Ich bin nun einmal so! Ich kann nicht nachtragen! Und wenn er auch sehr un-

gezogen gegen Dich gewesen ist . . . jetzt thut er mir leid! Weiß Gott, er thut mir leid! Ich möchte nicht in seiner Haut stecken!"

Währenddem hatte er die Bankbillets in sein Portefeuille gesteckt und den Lohausen'schen Brief sorgfältig mit dem Daumnagel gefaltet.

„Was meinst Du?“ fragte Felix. „Du sagst ja kein Wort! In solchen Fällen pflegt man doch irgend etwas zu sagen.“

„Ich habe aber nichts zu sagen!“ erwiderte Leonie langsam. „Wenn ein armes junges Mädchen stirbt,“ — Leonie nippte ein wenig an der heißen Chocolate — „traurig ist es immer!“

„Das eben meinte ich! Sehr traurig!“

„Das ist aber das Einzige, was mich berührt. Was Herrn Doctor Hall anbetrifft, so habe ich Dich sehr ernsthaft, und, wie Du wissen solltest, aus sehr stichhaltigen Gründen gebeten, den Namen des Herrn aus unserer Unterhaltung auszuscheiden, wie ich den Träger aus unserem Verkehr habe ausweisen müssen.“

„Ja, ja! Schon recht! Ich meinte ja nur . . .“

„Und diese Bitte,“ fuhr Leonie, ohne Welsheims Einwurf einer Beachtung zu würdigen, in demselben Tone fort, „ist so gerechtfertigt wie nur möglich. Zwinge mich nicht, sie noch einmal zu wiederholen, zwinge mich nicht, durch schonungsloses Aufdecken der vollen Wahrheit sie noch kräftiger zu motiviren! Du bist doch sonst so feinsüßlich! Das, was ich Dir gesagt habe, sollte Dir doch genügen!“

„Vollkommen, vollkommen, liebste Leonie!“ rief Felix mit einer komisch abwehrenden Bewegung. „Ich mag von der ganzen Sache nichts mehr hören! Ich weiß schon mehr, als mir lieb ist! Ja, es ist schändlich, daß er uns so für alle Freundlichkeiten gedankt hat! Wer hätte das hinter dem Doctor gesucht! Unehrenerbietig gegen Dich! Es ist nicht zu glauben! Er hätte Dich doch besser kennen sollen! Sein Triumph muß ihm zu Kopf gestiegen sein! Unerhört! . . . Wenn ich ihm begegne . . . Lust ist er für mich, nichts Anderes! Ich kenne ihn nicht mehr! Ich weiß, was ich Dir, was ich mir, was ich der Ehre meines Hauses schulde! Lust! Nichts Anderes! . . . Aber leid thut er mir doch! Ich bin nun einmal so! . . . Herr Gott, da schlägt's schon ein Viertel auf zwölf . . . Es ist die höchste Zeit für mich! Lebe wohl!“

Er küßte Leonies Stirn und ging schnell auf die Thür zu. Da blieb er plötzlich stehen. „Ob wir der Frau Rätthin einen Kranz schicken?“

Leonie blickte unwillig auf.

„Ganz wie Du meinst,“ fuhr Welsheim, der bereits den Hut aufgesetzt hatte, fort. „Ich dachte nur . . . wir sind mit dem jungen Mädchen doch einmal zusammen gewesen . . . weißt Du noch: in den Reichshallen? Und da dachte ich mir . . . aber wenn Du anderer Ansicht bist . . . mir auch recht . . . Das arme junge Ding! Und die arme Mutter . . . nicht wahr? . . . Na, nun aber adieu! Es ist die höchste Zeit!“

Leonie trank langsam ihre Chocolate aus und nahm die durch den Eintritt ihres Mannes unterbrochene Lectüre der Morgenblätter wieder auf. Wie gewöhnlich.

Just um dieselbe Zeit wurde der schmucklose Sarg, der Marthas irdische Hülle umschloß, in die Gruft gesenkt. Nur wenige Leidtragende umstanden das Grab. Aber diese Drei trauerten wahr.

---

### 1891.

Im ersten Semester des Jahres 1891 durchfuhr ich die Vereinigten Staaten die Kreuz und Quer: vom Atlantischen zum Stillen Ocean und von der canadischen Grenze bis zum Golf von Mexico. Ich war der Einladung meines Freundes Henry Villard gefolgt, des Vollanders und obersten Leiters der Northern Pacific-Bahn: mein amerikaniſcher Gaſtfreund hatte mir für die ganze Dauer meiner Fahrt für mich und die Meinigen einen eigenen Salonwagen, ein rollendes Hotel mit Salon, Speisezimmer, Schlafstuben, Küche u. s. w., zur Verfügung gestellt, das uns fünf Monate lang im Norden und Süden, im Osten und Westen freundlich beherbergte.

Dem Schnee und der Kälte New-Yorks waren wir schnell entronnen und hatten in Florida in den ersten Tagen des Februar die goldigste Sonne, warme Sommertage und unter blauem Himmel Palmen in üppiger Pracht, reife Bananen und Orangen gefunden. Auf dem Wege von St. Augustine nach New-Orleans stieß unserem Wagen ein geringfügiger Unfall zu, von dem wir kaum etwas gemerkt haben würden, wenn mir nicht der Betriebsbeamte, der sich auf unserem Zuge befand, mit jener eisernen Bestimmtheit, an der jeder Widerspruch zerbrechen mußte, erklärt hätte: er werde unseren Wagen in diesem beschädigten Zustande nicht weiter über die Bahn gehen, ihn vielmehr an der nächsten Station abhängen und dort auf einen toten Strang schieben lassen. Von der nächstliegenden größeren Station wolle er mir einige Leute mit nächster Gelegenheit schicken, die würden den Schaden bald repariren, und ich könnte dann morgen mit dem gleichen Zuge, also mit einem Zeitverlust von vierundzwanzig Stunden, meine Reise nach New-Orleans fortsetzen. „Good bye, Sir!“

So geschah es denn auch.

„Cypress“ hieß die Haltestelle, über deren Berechtigung und Zweckmäßigkeit ich mir noch heute im Unklaren geblieben bin. Denn rings in der Runde gab es weder Städte noch Dörfer, weder Weiler noch vereinzelte Gehöfte; außer einigen wenigen elenden Negerbaracken, die in großen Abständen von einander entfernt lagen und zum Theil verlassen zu sein schienen, hatte ich — wenn ich von den Stationen der Bahn absehe — seit Stunden überhaupt keine Spuren einigermaßen ansehnlicher und menschenwürdiger Behausungen gesehen.

Die Landschaft Nord-Floridas, die die Bahn durchschneidet, war mir durch ihre grandiose Häßlichkeit und Unerfreulichkeit aufgefallen. Nichts als Sümpfe mit fauligem, gelblich lehmigem Wasser, aus dem gelbe und mattgrüne Stoppeln aufschießen, der Wald in schauerlichstem Zustande, meistens armieliges Nadelholz, aus dem undurchdringlichen Gebüsch des kümmerlichen Unterholzes aufragend; und Alles, so weit das Auge reichte, durch die ruchlosen Waldmordbrenner vernichtet: stehende oder umgestürzte verkohlte Stangen, die schwarzgeräucherten, allen Schmuckes beraubten Zweige wie erstarrte Gliedmaßen von sich streckend, Baumleichen überall, gelber Boden, Morast, Unkraut und stinkendes Wasser.

So sah das Land aus, das wir seit langen Stunden durchfuhren, und der „Cypreß“ getaufte Punkt, an dem unser Wagen abgehängt worden war, unterschied sich in nichts von der reizlosen Umgebung. Da hatten wir nun also vierundzwanzig Stunden unfreiwillig zu rasten. Und der Tag war noch lang! Es war etwa zehn Uhr Vormittags, als wir in Cypreß festgelegt wurden.

Während meine Kinder in der Nähe der kleinen Bretterbude, die als Stationsgebäude diente, herumspielten, hatte ich ein wenig Umschau gehalten. Ohne das geringste Ergebnis. Ich hatte keine Hütte, kein lebendes Wesen erspähen können, nicht einmal so etwas, was einem Wege ähnlich sähe. Wohl eine Stunde war ich in der Wildnis unter den verkohlten Stämmen herumgestiefelt und öfter bis an die Knöchel in den nachgiebigen Matsch des sumpfigen Bodens eingesunken. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als den Rückweg anzutreten und den Wagen wieder aufzusuchen, um die durchnässte Fußbekleidung zu wechseln. Alsdann wollte ich zu arbeiten versuchen, obwohl ich recht wenig Lust dazu hatte, denn das Wetter war wundervoll, warm, ohne heiß zu sein, und unter dem unermesslich hohen Gewölbe des tiefblauen Himmels segelten in herrlichem Fluge, ohne Flügelschlag sanft aufsteigend und sich senkend, die mächtigen Geier. Und wie ich es vorhergesehen hatte, so kam es denn auch. Nachdem ich trockenes Schuhwerk angelegt und mich an den Schreibtisch gesetzt hatte, wurde mir die schwüle und drückende Luft im Wagen unerträglich, und ich kletterte wieder hinab, um eine neue Wanderung anzutreten.

Vor der Eisenbahnbude stand der Bahnbeamte, ein ganz junger blonder Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, hager, mit vorspringenden Backenknochen und einem mächtigen Kinn, der sich an dem übermüthigen Spiel meiner Kinder zu belustigen schien.

Ich trat auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Uebertrieben lebhaft scheint es hier in Cypreß nicht zu sein?“ begann ich die Unterhaltung. „Sind Sie hier denn ganz allein?“

„Es sind noch einige Gentlemen hier, die an der Bahn arbeiten. Nicht viel. Und weiter westwärts nach Mariana zu wohnen noch einige farbige

Herren. Tallahassee ist ja auch nicht weit, und Tallahassee ist ein feiner Platz, der eine große Zukunft hat.“

„Aber hier in Cypreß sind Sie mit Ihren paar Bahnarbeitern allein?“

„Beinahe allein! Etwa zwei englische Meilen von hier, nordöstlich im Walde steht noch ein Blockhaus. Da wohnt der Deutsche — ‚the German‘ —“

„Der Deutsche?“ wiederholte ich erstaunt. „Was für ein Deutscher? Wie kommt denn der hierher?“

„Das weiß ich nicht! Er ist schon lange im Lande, der älteste Ansiedler hier in der Gegend. Es mögen wohl an die zwanzig Jahre sein, daß er hier seine Hütte gebaut hat. Wie er heißt, weiß ich auch nicht. Mein Vorgänger nannte ihn ‚den Deutschen‘, und so nennen wir ihn auch.“

„Und was treibt denn der hier in dieser Wildniß und Debe?“

„Er schießt Alligatoren.“

„Davon kann man doch aber nicht leben!“

„Woll! Er hat, was er braucht. Ich sagte Ihnen schon: er ist früh in's Land gekommen, er hat noch zur guten Zeit in Jacksonville Grundstücke gekauft, die er nachher wieder verkauft hat, mit bedeutendem Gewinn! Er hat viel Geld auf der Bank von Jacksonville. Er hat, was er braucht, mehr, als er braucht!“

Der Sonderling interessirte mich. Und nun hatte ich doch ein Ziel für meine Wanderung.

„Wo findet man denn den Deutschen?“ fragte ich.

„Sie können nicht fehl gehen. Sehen Sie da . . . wo der Waldbrand aufhört und der dichte Cypressenwald anfängt . . . sehen Sie da die beiden sehr hohen Bäume?“

„Jawohl!“

„Darauf gehen Sie gerade zu! Sie behalten die Bäume immer vor Augen, etwa hundert Schritt rechts von dem höchsten, gerade am Saume des noch erhaltenen Waldes, finden Sie einen Weg, oder wenigstens eine Richtung, da sind die Stämme niedergehauen, nicht niedergebrannt. Den Weg nehmen Sie, er führt Sie in fünf Minuten gerade auf das Blockhaus des Deutschen. Vor Jahren stand die Hütte mitten im Walde, und wie sich der Deutsche damals verproviantirt hat, verstehe ich nicht. Jetzt hat die Bahn den halben Wald niedergebrannt und hat's ihm bequem gemacht. Wir könnten sogar täglich frisches Fleisch haben. Aber der Deutsche lebt meist von Conserven. Die Gewohnheit! . . . Also gerade auf die beiden hohen Cypressen los, dann rechts halten, bis die Richtung kommt. Das ist der Weg!“

Ich empfahl mich mit bestem Dank. Die Wanderung war um diese heißeste Stunde des Tages — die Sonne stand jetzt im Zenith — beschwerlicher, als ich es mir vorgestellt hatte. Oft wurde mir der Weg durch den Wall des struppigen Unterholzes verlegt, ein paarmal stolperte ich über die

umgestürzten Stämme der verfohlten Bäume, dann sank ich wieder in dem sumpfigen Boden tief ein, aber schließlich fand ich doch die mir bezeichnete Richtung und gelangte nun in der That in wenigen Minuten nach der aus roh behauenen, vom Alter schwarzgrau gewordenen Stämmen gefügten Hütte, in der „der Deutsche“ hauste.

Es traf sich gut. Er saß auf der Schwelle und rauchte.

Auf den ersten Blick merkte ich übrigens, daß ich dem Landsmanne Unrecht gethan, wenn ich aus der Wahl seines Wohnsitzes in dieser unerfreulichen Landschaft, wie ich sie von der Bahn aus hatte sehen können, geschlossen hatte, daß ihm jeder Sinn für Naturschönheit abgehen müsse. Hatte man einmal die Unbequemlichkeiten des Weges überwunden, so mußte man zugeben, daß dieser verlassene Fleck Erde, auf dem der Deutsche seine Hütte gebaut hatte, eine merkwürdige Größe und Feierlichkeit besaß.

Vor dem Blockhause hatte sich der Deutsche einen freien Platz geschaffen. Die Bäume waren gefällt, in der nächsten Umgebung der Hütte war der Boden ausgerodet. Ringsumher ragten die gewaltigen Cypressen zu kolossaler Höhe neben immergrünen Nieseneichen auf. Immergrün! Die herrlichen stolzen Bäume führten hier diesen Namen mit Unrecht. Von dem saftigen Grün der Eichenblätter war eben so wenig zu sehen, wie von dem schweremüthigen Tiefgrün der Cypresse. All diese Baumkolosse waren in lang herabwallende, wundersame graue Schleier gehüllt, und in dieser phantastisch schönen Verhüllung wirkte der ganze Wald wie ein gewaltiges Trauergefolge hinter dem Sarge der geschändeten Natur; es war, als ob hier die vom Feuer verschont gebliebenen Bäume die von der menschlichen Brutalität hingemordeten Brüder betrauereten.

An alle Zweige hatte sich das hängende Moos — hier „southern moss“ geheißten, „*Tillandsia usneoides*“ ist der botanische Name —, die namentlich im Süden der Vereinigten Staaten und in Mexico heimische Schlingpflanze, in langen Strähnen angeheftet. Das verwirbelte, mattschwarzgrüne Moos, das hier unbelästigt wuchern durfte, hatte mit der Zeit eine solche Fülle und Dichtigkeit gewonnen, daß unter seinen grauen Flechten, die sich wie zu einem mächtigen Bahrtuche vereinigten und ineinander übergingen, das Leben der des Lichts und der Luft beraubten starken Stämme dahingefiecht und schließlich erstickt war. So waren es denn Todte, die die Todten begruben.

Aber Welch ein herrlicher ergreifender Anblick! Diese ungeheuren, stolzen Stämme, diese knorrigen Nester und Zweige, allesammt grau verchleiert, wie in der Gewandung der Schicksalsweiber!

Und jetzt hob sich ein leichter Wind, und die wunderbar wallenden Mäntel setzten sich in eine lautlose langsam schwingende Bewegung, so daß die Täuschung, daß der Wald in feierlich ernstem Zuge dahinwandle, auf den ersten Blick eine vollkommene war. Und über den grau verhüllten Häuptionen der Bäume schwebte unter dem unermesslichen Azur würdevoll in gemessener

Schönheit, auf den unbeweglichen ausgebreiteten Schwingen sich wiegend, ein starker Geier.

Ich war von der einzigen Schönheit dieser Einsamkeit im Urwalde so betroffen, daß ich einige Augenblicke stehen blieb und in wahrer Ergriffenheit zu den vom hängenden Moos umfangenen Baumleichen und zu dem kornblumenblauen Aether darüber aufblickte. Während meiner beschwerlichen Wanderung hatte ich mich um die Umgebung wenig gekümmert, und erst jetzt, da ein freier Platz vor mir lag, konnte ich die volle Pracht dieser merkwürdigen Natur erfassen.

Nun erst blickte ich zu meinem Deutschen hinüber, der mich seinerseits, ohne sich von seiner Schwelle zu erheben, und ohne die kurze Pfeife aus dem Munde zu nehmen, scheinbar ruhig und ohne besondere Theilnahme, jedenfalls ohne Verwunderung, musterte.

Ich trat auf ihn zu.

„Sind Sie der Deutsche?“ redete ich ihn in unserer Muttersprache an.

„Ja!“ antwortete er. „Sehen Sie sich!“ Er reichte mir die Hand und rückte ein wenig bei Seite, so daß ich bequem auf der Schwelle neben ihm Platz nehmen konnte.

Ich sah mir jetzt den Landsmann genauer an. Es schien ein alter Mann zu sein. Er sah so aus, als ob er den Siebzigen näher wäre als den Sechzigen. Man konnte sich mühelos denken, daß er in seinen jungen Jahren den Weibern hätte gefährlich sein können. Er war noch schön, vielleicht sogar noch schöner, als in der holden Jugendzeit. Freilich war der Ausdruck von den Schicksalsschlägen festgehämmert worden. Die Züge des verwitterten, tief durchfurchten Gesichts waren hart und starr, der in den Nacken gedrückte breitkrämpige graue Schlapphut bedeckte die Glaxe nur zur Hälfte; der Schädel war von Haaren fast ganz entblößt. Desto üppiger war der graue, von weißen Strähnen durchzogene Vollbart gewachsen, der bis auf die Brust reichte. Das Profil war edel geschnitten, das große Auge blickte ruhig in gleichmäßigem Ernste. Der Mann trug weder Rock noch Weste. Um den Kragen des blauen Wollenhemds war ein Tuch lose geschlungen. Die staubgrauen Beinkleider aus geripptem, halbsammetartigem Stoff, dem sogenannten Corduroy, staken in den Schäften seiner hohen, dicksohligen Stiefel. Aus der rechten Hüftentasche sah der metallbeschlagene Griff des Revolvers ein wenig hervor.

„Sie haben sich nicht das häßlichste Stückchen Erde für Ihr Haus ausgesucht,“ begann ich die Unterhaltung. „Das muß ich sagen! Es ist wirklich wundervoll hier!“

„Ja, ja! Es ist sehr schön!“

„Mir wär's nur ein bißchen zu einsam auf die Dauer!“

„So, so! Ja, ja! Einsam ist es! Das stimmt!“

„Sie sind schon lange hier, hat man mir gesagt?“

„Ja, ja! Sehr lange!“

„Aber Sie sind doch wohl oft auf Reisen gewesen, haben sich in den größeren Städten längere Zeit aufgehalten?“

„Auf Reisen? Ach nein! Nach Jacksonville komme ich wohl manchmal, so alle Jahre einmal, manchmal wird's auch länger. Aber da bleibe ich immer nur ein paar Tage, bis ich meine Geschäfte gemacht habe. Dann komme ich hierher zurück.“

„Ja, aber was treiben sie denn die ganze Zeit hier, wenn ich fragen darf? Verzeihen sie meine Neugier, aber Sie sind wirklich der erste Einsiedler, dem ich in meinem Leben begegnet bin.“

„Was ich treibe? Ich denke mir mancherlei und verdaue.“

„Und Sie sehen fast nie einen Menschen?“

„Fast nie. Hier ist ja kein Mensch. Mit dem dummen Bannet von der Bahn — dem halbwüchsigem Burschen, der Ihnen wahrscheinlich den Weg gezeigt hat — ist nichts anzufangen. Ich brauche auch keinen Menschen. Ich habe genug Menschen gesehen.“

Ich sah den Sonderling verwundert an. Wie mußte ihm das Geschick mitgespielt haben, um einen solchen Vereinsamungstrieb in ihm groß-zuziehen! Ich wagte nicht mehr, eine Frage an ihn zu stellen. Wir schwiegen eine Weile. Wir blickten auf die hohen Stämme gegenüber, auf die langsam und lautlos schwingenden Schleier des hängenden Moojes.

Endlich fragte er mich, wie ich dazu gekommen sei, in Cypreß aus-zusteigen. Außer ihm selbst hätte wohl kaum noch ein anderer Weißer die Station je benutzt. Ich erzählte ihm die Veranlassung zu meinem unfrei-willigen Aufenthalte.

„Sie sind Norddeutscher, Ihrer Sprache nach zu schließen. Woher kommen Sie denn?“

„Aus Berlin!“

„So, so! Ja, ja! Ich hab's mir gleich gedacht. Aus Berlin! . . . Auch eine schöne Stadt!“ fügte er hinzu, und zum ersten Mal schien sich die starre Ausdrucksgleichheit seines Gesichts etwas zu schmeibigen, und ein flüchtiges, kaum wahrnehmbares Lächeln umhüschte seine Mundwinkel.

„Sie kennen Berlin?“

„Ja, ja, ich kenne es. Ich habe vor Jahren da gelebt. Vor achtzehn Jahren, meine ich . . . ja, vor achtzehn Jahren!“

„Seitdem hat es sich sehr verändert. Es sind ganz neue, sehr schöne Viertel entstanden; und alle Fremden, die jetzt nach Berlin kommen, finden die Stadt mit ihren breiten Straßen und schönen Häusern überraschend großartig.“

„Ja, ja! Das kann ich mir schon denken. Schöne Häuser! Ja, ja! Aber manchmal sitzen die häßlichsten Vögel in goldenen Bauern . . . Also Sie wohnen in Berlin? So, so! Ich habe lange keinen Berliner gesprochen. Es wird wohl auch beinahe achtzehn Jahre her sein . . . Wohnen Sie denn vor achtzehn Jahren auch schon in Berlin?“



„Jawohl!“

„So, ja! . . . Dann haben wir gewiß auch gemeinsame Bekannte.“

„Jedenfalls! Und wenn Sie sich für Diesen oder Jenen besonders interessieren, bitte, fragen Sie mir! Ich will Ihnen gern Beiseid geben, wenn ich's vermag.“

„Besonders interessieren? Nein! Ich interessire mich für keinen Menschen besonders. Nicht mehr, schon lange nicht mehr. Das kommt Ihnen seltsam vor? Ich habe eben die Einsamkeit aufgesucht, weil mich nichts mehr lockte, nichts mehr befriedigte, weil ich von den Menschen nichts mehr wissen mochte. Sie kennen die Geschichte von dem kleinen Mädchen, dem eine hübsche Puppe zu Weihnachten aufgebaut wird, und das die Puppe am anderen Tage ins Feuer wirft. ‚Weshalb hast Du das gethan?‘ fragte die Mutter. Das Kind erwiderte: ‚Ich habe der Puppe gesagt, daß ich sie lieb habe, und sie hat mir nicht geantwortet.‘ So ähnlich ist es mir auch ergangen.“

„Und Sie fühlen sich wohl in Ihrer Loslösung von der Geselligkeit?“

„Wunschlos. Ich habe kaum eine rechte Freude, aber auch keinen Schmerz.“

„Ehrlich gesagt, ich beneide Sie nicht!“

„Ich bin auch nicht beneidenswerth, aber Sie brauchen mich auch nicht zu beklagen. Ich habe das, was ich brauche, und ich lebe so, wie ich will.“ Er erhob sich. „Wollen Sie einen Trunk mit mir nehmen? Dann treten Sie ein!“

Durch das schmale verglaste Loch und durch die halb offene Thür drang nur wenig Licht in das Innere des Blockhauses. Im Gegensatz zur Helligkeit des leuchtenden Mittags wirkte der Raum so dunkel, daß ich im ersten Augenblicke nur den grobgezimmerten Tisch in der Mitte, der von dem durch die Thür dringenden Lichte beleuchtet war, und den Schemel, der davorstand, deutlich erkennen konnte. Allmählich gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit, und ich sah nun in der einen Ecke linker Hand einen Herd mit Rauchfang, daneben standen am Boden hoch aufgeschichtet blecherne Conservenbüchsen und eine Batterie Flaschen. In der anderen Ecke links lagen Orangen, deren starkes Aroma den ganzen Raum in einer mich belästigenden Weise erfüllte. In die Stämme der der Thür gegenüberliegenden Wand waren starke Haken eingetrieben, an denen Flinten und Büchsen verschiedener Art hingen. Auf dem Brettchen am Fenster hatte ich schon die Kistchen mit den Patronen gesehen. Außerdem standen noch gelehnt an die unbedeckten Baumstämme, die die Wände bildeten, oder lagen auf dem nackten Boden Werkzeuge aller Art: eine schwere Art, kleinere Beile, Säge, Hammer, Zange u. s. w. und einiges Geschirr.

Während der Deutsche bedächtig und mit Ernst aus verschiedenen Flaschen den kunstvollen Trank mischte und mit ein paar aus Orangeschaalen

gepreßten Tropfen durchwürzte, fragte ich ihn: „Wo ist denn eigentlich Ihr Lager?“

Ohne sich umzusehen und sich in der Zubereitung stören zu lassen, sagte er mir: „Gleich rechts von der Thür.“

Richtig, da in der dunkelsten Ecke lag auf der Erde etwa einen Fuß hoch vom Umfange einer schmalen Matratze eine Schicht des grauen, wirren Schlinggewächses, das in den langen schwebenden Flechten so herrlich, in der Nähe aber recht häßlich ausjah. Darüber war das Fell eines sehr großen Alligators gebreitet.

„Hängendes Moos!“ erklärte der Deutsche, der von dem Glase genippt hatte und mit der Mischung zufrieden zu sein schien. „Es giebt keine bessere Unterlage!“

Ich hörte ihn kaum, denn der Gegenstand, den jetzt mein Auge erblickte, interessirte mich in hohem Grade. Es war der einzige Zimmerschmuck. Gerade über dem Lager war eine seidene Schleife befestigt. Die Farben waren verschossen. Aber die schöne, sorgsam ausgeführte Goldstickerei war vortreflich erhalten. Ich las die Aufschrift. Auf dem einen Bände stand: „Meinem geliebten Hugo. Martha.“ Auf dem anderen: „Herkules und Omphale. 30. September 1873.“

Also Hugo Hall war mein Wirth! Der längst Verschollene, Todtgejagte!

Aber nein! Das war ja kaum möglich! Ich hatte ja Hall zu Anfang der siebziger Jahre mehrfach gesehen, auch am Abende seines ersten, großen und einzigen Erfolgs, als er von der Bühne herab für die Aufnahme seines Schauspiels „Herkules und Omphale“ dankte. Ich darf mich eines guten Physiognomiengedächtnisses rühmen. Auch nicht ein Zug im Gesichte des Greises, der jetzt das Glas auf den Tisch stellte, erinnerte an den jungen Dichter, dem damals das volle Haus zugejubelt hatte. Und Hall war ja vier, fünf Jahre jünger als ich, mein Wirth aber war sicherlich mein Senior um mindestens fünfzehn Jahre.

Und doch! Und doch! Als ich ihn jetzt im Halbdunkel der Hütte mit verdoppelter Aufmerksamkeit betrachtete, wollte es mir beinahe gelingen, die gesuchte Ähnlichkeit mit Hall herauszufinden. Die Größe stimmte . . . Ich mußte mir Gewißheit verschaffen.

„Ich bin vielleicht indiscret gewesen,“ sagte ich. „Dann jedenfalls wider meinen Willen. Ich habe die Aufschrift auf der Schleife gelesen: ‚Herkules und Omphale‘. Jetzt begehe ich eine bewusste Indiscretion, wenn ich Sie frage: wie kommen Sie denn zu dieser Trophäe? Um Hugo Hall, den ich auch flüchtig kennen gelernt habe, hat sich nämlich nach dessen spurlosem Verschwinden ein wahrer Sagenkreis gebildet. Die Einen haben ihn in die weite Welt, die Anderen in das enge Kloster geschickt, wieder Andere haben ihn begraben. Deshalb würde es mich interessiren, wenn Sie mir sagen könnten, wie Sie zu der Schleife da gekommen sind?“

„Auf die einfachste Art von der Welt: es ist ein Geschenk meiner verstorbenen Braut,“ gab Hall ruhig zur Antwort.

„Dann können wir ja eine langjährige, wenn auch nur lose Bekanntschaft erneuern!“ sagte ich, indem ich ihm die Hand reichte. Ich nannte ihm meinen Namen.

Er schlug ein. „Ja, ja! Ich erinnere mich. Wir sind uns wohl auch bei Welsheim begegnet, meine ich.“

„Doch nicht. Mit Welsheims bin ich zufällig nicht näher zusammengekommen, obwohl wir viele gemeinsame Bekannte hatten. Ich hab's übrigens später nicht zu bedauern gehabt, denn das einst so glänzende Haus hat ein recht klägliches Ende genommen.“

„So, so? Ja, ja! Ein klägliches Ende! — Prost!“ Er reichte mir das Glas.

„Prost!“ erwiderte ich, leerte es zur Hälfte und gab es ihm.

Er trank es aus, wuschte sich den Bart und wiederholte: „So, so? Ein klägliches Ende? Sehen Sie, da ertappe ich mich doch dabei, daß mich Menschliches mitunter noch interessieren kann. Nicht lebhaft, aber doch ein wenig. Was ist denn aus Frau Leonie Welsheim geworden?“

„Sie hätten zunächst fragen sollen, was aus Herrn Welsheim geworden ist, denn das Schicksal des Mannes hat das der Frau bestimmt. Also: Welsheim, der durch eine ununterbrochene Kette glücklicher Speculationen sehr verwöhnt war und sich gar nicht vorzustellen vermochte, daß es auch einmal schief gehen könnte, hat vor zehn, zwölf Jahren sein ganzes Geld verloren und einen skandalösen Bankerott gemacht. Die Sache machte um so größeres und um so peinlicheres Aufsehen, als fast ausschließlich Private, namentlich die sogenannten ‚kleinen Leute‘, die dem glücklichen Börsemann ihr volles Vertrauen geschenkt hatten, in die Katastrophe mit hineingezogen waren. Welsheim konnte sich in Berlin nicht mehr halten und ist ausgewandert. Ich weiß nicht genau, was aus ihm geworden ist. Er soll sich irgendwo im Osten, in Sofia oder Bukarest, herumtreiben. Er soll es mit allem Möglichen versucht, aber nie wieder zu etwas gebracht haben.“

„So, so!“

„Seine Frau, die einst gefeierte Schönheit, hat sich, tapfer im Unglück, von ihrem Manne getrennt, der mit seinem Gelde das Einzige, was sie an ihn fesselte, verloren hatte. Man sagte, sie sei zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ich weiß nicht, ob es richtig ist. Lange hat sie es bei den Ihrigen jedenfalls nicht ausgehalten. Schon ein paar Monate später zeigte sie sich in sehr fragwürdiger Gesellschaft und mit gewollter Auffälligkeit am Strande von Ostende. Sie entfaltete dort und später in Paris den wildesten Luxus, der aus den Taschen diverser vorurtheilsfreier junger Lebemänner bestritten wurde. Das dauerte auch nicht mehr lange. Mit ihren schnell verblühenden Reizen hörte das freie Leben, das Leben voller Wonne von selbst auf. Und kürzlich ist sie tugendhaft geworden. Die verblühte Schöne hat sich mit

einem verwellten Sänger verbunden, — einem gewissen Pallini, dessen Namen Sie früher vielleicht auch einmal gehört haben. Der Mann hat nach einem knappen Jahre unerhörten Triumphes infolge einer schweren Erkrankung seine Stimme verloren, — ein Tenorist ohne Stimme! kennen Sie etwas Traurigeres? — und seitdem kracht er sich an immer kleineren Provinzialbuhnen mühsam durch's Dasein. Ein Bekannter von mir hat ihn im vergangenen Herbst irgendwo getroffen, ich glaube, in Elbing war's, — an einem warmen Septembertage in einem abgetragenen Pelz, der aus besseren Tagen stammte, am Arme seine zuchtige Gattin führend, die einst gefeierte Weltbame, jetzt mit verharnten Zügen, die ihm am frühen Morgen in der Blechmaschine Kaffee kocht und geprügelt wird.“

„So, so! Geprugelt wird!“ wiederholte Hall, und wieder unspielt ein flüchtiges Lächeln seinen Mund.

Wir waren währenddem wieder ins Freie getreten.

„Ich muß allmählich daran denken, meinen Wagen wieder aufzufuchen,“ jagte ich. „Die Meinigen wissen nicht, wo ich bin, und könnten sich beunruhigen, wenn ich zu lange bliebe. Wollen Sie mir eine Freude machen? Dann begleiten Sie mich und speisen Sie mit uns. Unser schwarzer Koch ist gar nicht schlecht.“

„Ach nein,“ erwiderte der Alte. „Ach nein! Sie müssen mich entschuldigen! Soviel Menschen auf einmal, — und Kinder! Nein, dazu taugte ich nicht, und es taugt mir auch nicht. Das wollen wir lieber unterlassen. Wenn Sie aber nichts Besseres zu thun wissen, dann kommen Sie doch Nachmittag wieder. Dann erzähle ich Ihnen vielleicht eine Geschichte . . . von Herrn Pallini und seiner jetzigen Frau. Und jetzt gehen Sie nur zu Ihren Kindern! Mich finden Sie immer hier!“

Und so kehrte ich denn in der dritten Nachmittagsstunde zum Hall'schen Blockhause zurück.

Meine Mittheilungen hatten auf ihn offenbar einen stärkeren Eindruck gemacht, als ich in meiner völligen Unkenntniß der Verhaltnie hatte ahnen können, und als er sich selbst gestehen mochte. Er war ungleich wärmer und menschlicher, als bei unserem ersten Zusammentreffen. Seine Redeweise war zwar gewöhnlich eintönig und schleppend, aber mitunter wurde er doch lebhafter, ja stellenweise sogar erregt. Der Krater war noch immer nicht völlig erloschen.

„Ja, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,  
Thut wunderselten gut!  
Das haben wir Beide erfahren,  
Was falsche Liebe thut!“

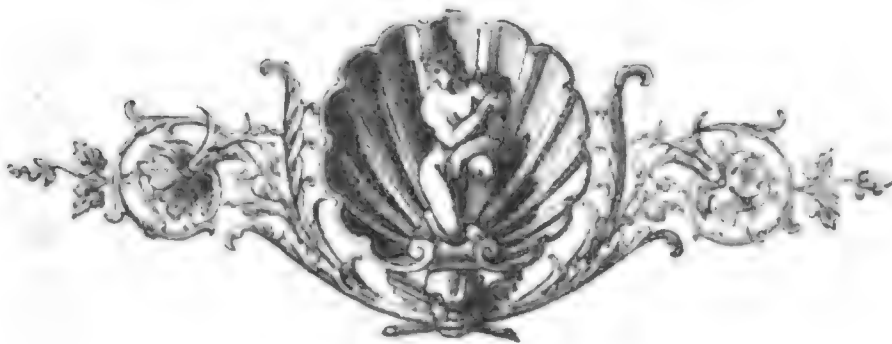
So begann er, als wir wiederum nebeneinander rauchend auf der Schwelle seines Blockhauses saßen, gegenüber den vom hängenden Moos umwallten und erstickten Kiejenstammen. Und er erzählte mir die Geschichte

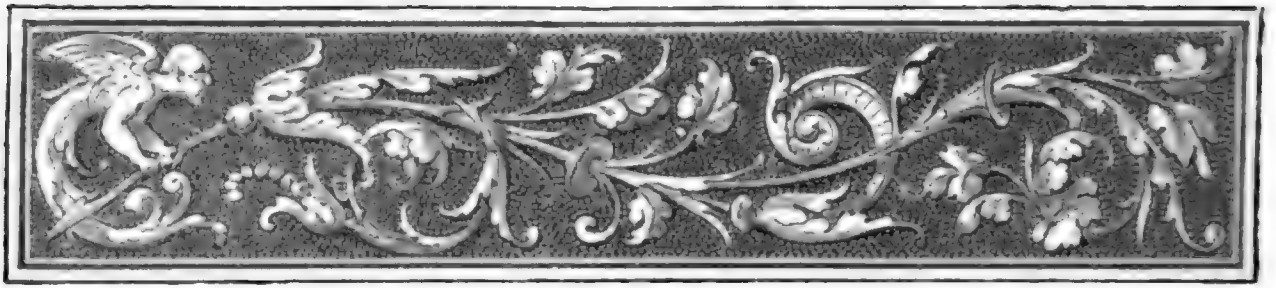
seiner Liebe zu Leonie und seines an Martha verübten Treubruchs, die ich frei nacherzählt habe.

„Sehen Sie da das hängende Moos? Es hat sich an die stärksten Stämme gehängt. Es hat ihnen Luft und Licht entzogen. Die Stämme stehen noch, aber das Leben ist dahin. Ich stehe auch noch auf meinen zwei Beinen. Aber ist das ein Leben? Ohne Luft und Licht? . . . Aber ich bin doch zufrieden damit. Ich bin wenigstens allein! . . . Leben Sie wohl! Von dem heutigen Tage werde ich noch lange zu zehren, ich werde noch lange an ihm zu verdauen haben! Wahrscheinlich bis an's Ende! Leben Sie wohl!“

Wir drückten und schüttelten uns kräftig die Hand.

Die Sonne stand schon tief und besprengte das Gestrüpp und die Stämme mit willkürlichen goldenen Tupfen. Die wallenden grauen Schleier, die sich im leichten Winde feierlich und unendlich schwermüthig in langsamen Schwingungen hin und her bewegten, schienen jetzt wie von Goldfäden durchwirkt zu sein. Als ich, bevor ich in das Dickicht trat, mich ein letztes Mal nach dem Alten umwandte, grüßte er noch einmal mit der Hand und zeigte dann auf den jetzt wunderbar schimmernden, so schönen und so verderblichen Schmuck der Bäume.





## Ludwig Barnay.

Ein Portrait.

Von

Eugen Zabel.

— Berlin. —

**I**n deutschen Schauspielerstände hat sich während der letzten Jahrzehnte eine Bewegung vollzogen, die seine Bedeutung für die Entwicklung der dramatischen Kunst ungemein gehoben und auf die Charakterbildung des Einzelnen den wohlthuendsten Einfluß ausgeübt hat. Man spricht wieder von der Bühne als einer ernstesten Angelegenheit, über welche die Besten und Gebildetsten in unserem Volke ihre Meinung austauschen, weil man eifriges Streben und tüchtiges Vollbringen, soweit es die vorhandenen Kräfte erlauben, wahrnehmen kann. Der Typus des genial in den Tag hineinlebenden Komödianten, wie ihn Holtei in seinen „Vagabunden“ geschildert hat, ist längst verschwunden, und wenn mit ihm auch Manches von der naiven Schaffensfreudigkeit und Begeisterung verloren gegangen ist, ohne welche sich das Höchste in der Kunst nicht erreichen läßt, so dürfen wir doch mit dem Tausch im Allgemeinen zufrieden sein. Die geistige Durchbildung, die zum richtigen Erfassen des dichterischen Wortes befähigt, die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze und das Bestreben, sein Talent nicht gedankenlos zu verzetteln, sondern es in treuer bescheidener Arbeit ausreifen zu lassen, zeichnen den deutschen Schauspieler gegenwärtig in einer Weise aus, wie es früher niemals der Fall war. Daß Berlin als Hauptstadt des Reiches auch hierin die Führung übernommen hat und diesen gesunden Geist mit Eifer und Ausdauer pflegt, ist gewiß eine erfreuliche, für weite Kreise tonangebende Thatsache.

Unter den Männern, die dem modernen Bühnenleben vielseitige Anregung gegeben haben, die bestrebt sind, den Schauspielerstand auch in der Gesellschaft

zu Ehren zu bringen, nimmt Ludwig Barnay eine hervorragende Stellung ein. Als Schauspieler, als Bühnenorganisator, als Vertreter des ganzen Standes in dem entscheidenden Momente, der ihm die lang ersehnte einheitliche Geschlossenheit bringen sollte, hat er einen rastlosen Eifer gezeigt und große Erfolge errungen. Wenn er auch von Natur aus für den Beruf bestimmt erscheint, in dem er die Arbeit und den Inhalt seines Lebens gefunden hat, so hätte er sein Ziel doch niemals erreicht ohne die zähe Willenskraft und ausdauernde Charakterstärke, die ihn vor Allem auszeichnen und ihm über Hindernisse und Enttäuschungen aller Art hinweghelfen. So reich seine Mannesjahre an Erfolgen und Ehren aller Art waren, so ungeebnet und aussichtslos verlief seine Jugend. Er hatte mit Vorurtheilen, die seine Familie gegen den Schauspielerstand hegte, zu kämpfen, noch mehr mit dem Gedanken, daß er vielleicht verurtheilt sein könne, sein Leben in untergeordneter Stellung zu verbringen. Wie so viele Meister in ihrer Kunst wurde auch Barnay als Anfänger von Leuten, die sich auf ihren Scharfblick viel einbildeten, für talentlos erklärt. So wurde die Noth seine Lehrmeisterin, und die Ueberzeugung, daß es sich für ihn nur um Siegen oder Untergehen handeln könne, machte es ihm zur Gewohnheit, streng und unerbittlich in den Anforderungen gegen sich selbst zu sein. So wurde er, wie es Karl Frenzel bei dem dreißigjährigen Jubiläum des Künstlers auf dem Festbankett mit einem schönen Worte sagte, der Erwecker des schauspielerischen Ehrgefühls unter seinen Berufsgenossen.

Ludwig Barnay wurde am 11. Februar 1842 als zweiter Sohn des Secretairs der israelitischen Gemeinde, Ignaz Barnay, zu Pest geboren. Schon früh packte ihn der Theaterteufel beim Stragen, denn der Knabe war noch nicht fünfzehn Jahr alt, als er dem elterlichen Hause, wo Nichts verjäumt war, um ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben, entfloh, um zur Bühne zu gehen. Der aufgehende Stern Adolf Sonnenthal hatte ihn geblendet und verleitete ihn zum Rollenstudium unter Leitung dieses Schauspielers, der sich als jugendlicher Held soeben die Bretter des Hofburgtheaters in Wien erobert hatte. Mit dem Kosjinsky in Schillers „Räubern“ sollte der Anfang gemacht werden, aber der energische Wille des Vaters bereitete diesen Versuchen ein schnelles Ende, und zwang den jungen Barnay, sich statt der Theater in der österreichischen Kaiserstadt die Lehrklassen des dortigen Polytechnikums näher zu betrachten, damit er sich für den praktischen Beruf vorbereite. Allein die einmal entzündete Flamme ließ sich nicht wieder löschen, die Bühne war und blieb die beständige Sehnsucht des „verlorenen Sohnes“, der als solcher von dem besorgten Vater wieder in das elterliche Haus aufgenommen wurde. Vor dem Schreibtisch eines Kaufmanns in Kaschau, bei dem er als Buchhalter eintrat, sollten ihm die Künstlermücken vergehen, aber vergebens! Er blieb in dieser Stellung nur so lange, als es schlechterdings nothwendig war, und versuchte auf's Neue beim Theater ein Unterkommen zu finden. Da ihm die Führung des väterlichen Namens für seine Bühnen-

laufbahn streng verboten war, erfolgte sein Debüt unter dem Namen Lacroix und zwar in Trautenau in Böhmen als Baron von Heeren in Töpfers „Zurücksetzung“. Es muß ein ziemlicher Abfall gewesen sein, den der Anfänger hier erlebte, denn er wurde zunächst nur in Episodenrollen beschäftigt. Es folgte ein unruhiges Wanderleben, das ihn in unsanfte Berührung mit dem Elend der wandernden Thespiskarren brachte und von einer „Schmiere“, wie der Bühnentechnische Ausdruck lautet, zur anderen ziehen ließ. Wieder kehrte Barnay nach Hause zurück, um bei der Mutter liebevolle Aufnahme zu finden, während der Vater von dem „talentlosen Komödianten“ Nichts wissen wollte, und wieder betrat er die Bühne, diesmal in seiner Vaterstadt als Leopold von Dessau in der „Anna Lieje“ von Hermann Herich. Es war die Benefizvorstellung des Oberregisseurs Sailer am deutschen Theater in Pest, und dieser Umstand mochte dazu beitragen, daß Barnays Talent von Seiten seiner Landsleute richtig erkannt wurde. Damit wurde aus dem Wandermimen ein regelrechter Schauspieler, der seinen Weg vor sich sah und rüstig vorwärts schritt. Pest, Graz, Mainz, Riga waren die Städte, in denen der junge Mann mit dem interessanten Lockenkopfe und dem wohl lautenden Organ das Interesse von Liebhabern und Kennern erweckte und zu schönen Hoffnungen berechtigte. Der Sommer 1863 wurde für ihn insofern bedeutungsvoll, als er in dieser Zeit einer der größten Autoritäten in Allem, was die deutsche Bühne betraf, Heinrich Laube, dem Director des Wiener Burgtheaters vorgestellt wurde. Die glänzenden Mittel Barnays gefielen dem erprobten Bühnenfeldherrn, dem es schon damals oft gelungen war, aus Schülern Meister zu machen. Er ließ sich von ihm in seinem Bureau, wo nur Förster, Sonnenthal und Fichtner anwesend waren, eine Scene aus Mosenthals „Deutschen Komödianten“ vorsprechen und gewann an seiner Sprech- und Darstellungsweise so viel Gefallen, daß er sich zu einem Gastspiel am Burgtheater bereit erklärte. Dasselbe erfolgte aber erst im Februar des nächsten Jahres und hatte insofern nicht den gewünschten Ausgang, als Barnays Naturell die romantischen Liebhabertöne eines Carlos und Romeo, die Laube von ihm erwartete, in der That nicht besaß. Sein ganzes Wesen wies ihn schon damals auf die männlichen starken Charaktere hin, die mit ungebrochener Kraft auf ihr Ziel losgehen. Kein Liebhaber im eigentlichen Sinne, sondern ein jugendlicher Held steckte in ihm, und als solcher arbeitete er eifrig an der Erweiterung seines Repertoires in Riga, Leipzig, wo er (1868) bei der Eröffnung des neuen Stadttheaters den Drest spielte, Weimar, endlich in Frankfurt a. M., wo er bis zum Jahre 1875 blieb. Schon damals begann er seine Gastspielthätigkeit auf fremden Bühnen, die ihn später weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus zu einem der beliebtesten Künstler machen sollte.

Während seines Frankfurter Engagements gab Barnay die erste Anregung zu einem Werk, das in seiner späteren Entwicklung für den gesammten Schauspielerstand Deutschlands von der höchsten Bedeutung wurde und mit



dem sein Name für alle Zeiten verknüpft ist. Der Einheitstraum der Deutschen war zur Wahrheit geworden, daß deutsche Reich, zu dessen Begründung auf den Schlachtfeldern Frankreichs das edelste Blut geflossen war, stand neu errichtet in ungeahnter Herrlichkeit da. Was unser Volk zu leisten im Stande ist, wenn es seine ganze Kraft einem einzigen Ziele zuwendet, hatte sich zum Staunen der ganzen Welt gezeigt. Wenn es in der Politik möglich war, die Deutschen unter einen Hut zu bringen, warum sollte es innerhalb eines einzelnen Standes undenkbar sein, die Genossen zur Erkenntniß ihres Standesbewußtseins zu bringen und die Worte *viribus unitis!* auf ihre Fahne zu schreiben? Schon im vorigen Jahrhundert hatten Männer wie Eckhof und Schröder an eine Vereinigung der Schauspieler gedacht, um durch eine Altersversorgung den Lebensabend bedürftiger Collegen freundlicher zu gestalten. Einen ähnlichen Zweck verfolgt auch die von Ludwig Schneider und Botho von Hülßen im Jahre 1855 begründete *Perseveranzia*, die aber nach sechs Jahren wieder einging. Nun schien der Zeitpunkt gekommen, den Plan auf's Neue in Angriff zu nehmen und ihn in großem Stile zur Ausführung zu bringen. Der „Deutsche Bühnen-Verein“ hatte für seine am 19. und 20. Mai 1871 in Cassel tagende Generalversammlung auch die Berathung über ein vom Reich zu erlassendes Theatergesetz auf die Tagesordnung gesetzt, um sich über die künstlerische und gewerbliche Beschaffenheit der Theaterunternehmungen Klarheit zu verschaffen. Da erschien Oestern 1871 in der „Leipziger Theaterchronik“ folgendes Eingekandt: „Von der Ansicht ausgehend, daß ein Theatergesetz unmöglich bloß dazu geschaffen werden kann und soll, um nur die Rechte der Herren Theaterdirectoren zu normiren und nicht auch ihre Pflichten — daß sich ferner unter den Schauspielern ein weit größerer Procentsatz von Fachmännern vorfinden dürfte, als unter den Herren Directoren, da sich diese nicht ausschließlich aus dem Schauspielerstand recrutiren, wie dies ehemals zu den Zeiten der Principale geschah, und endlich von der Ueberzeugung ausgehend, daß die erfolgreiche Berathung der Materialien für ein Theatergesetz, das ja unmöglich allein die Stellung der Directoren zum Staate, sondern das auch die Stellung der Schauspieler- und Theaterangehörigen (technisches und Dienstpersonal) zu den Directoren regeln soll, nur dann sich vollziehen kann, wenn die Herren Directoren auch Gelegenheit haben, unsere Ansichten zu hören (*audiatur et altera pars*), erlaube ich mir hiermit, bei dem Deutschen Bühnenverein und dessen Präsidenten, Herrn Generalintendanten von Hülßen in Berlin, den Antrag einzubringen, die benannte Generalversammlung bis in die Zeit der allgemeinen Ferien (Juni) zu vertagen und dieselbe zu einem ‚Allgemeinen Deutschen Bühnen-Congreß‘ zu erweitern.“ In Folge dieses Aufrufs dessen Verfasser kein Anderer als Ludwig Barnay war, bildete sich zunächst in Frankfurt a. M. ein provisorisches Comité, worauf Weimar als Congreßort gewählt wurde. In den drei Sitzungen vom 17.—19. Juli 1871 wurde in der Stadt, aus welcher unsere classische Dichtung hervorgegangen ist, wo

Sowohl der Großherzog, wie Baron von Loën als Leiter der dortigen Bühne den humanen Bestrebungen der Künstler auf das Wohlwollendste entgegenkamen, von den 76 anwesenden Besuchern des Congresses zuerst die „Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger“ und darauf die „Pensions-Anstalt“ derselben begründet. Der unerstickten Agitation Barnays war es zuzuschreiben, daß die gefaßten Beschlüsse nicht auf dem Papier stehen blieben, sondern Thaten zur Folge hatten, die zur Quelle reichen Segens für den ganzen Stand wurden. Es gab Hindernisse aller Art zu überwinden, es galt, die Zagenden und Zweifelnden anzufeuern, die Unbesonnenen zu zügeln, dem theoretisch als richtig Erkannten die angemessene praktische Form zu geben. So zündende Worte, wie sie Barnay in der Fürstengruft zu Weimar sprach, konnten wohl dazu beitragen, die deutsche Bühnenwelt mit stolzen Hoffnungen für das Gelingen des Werkes zu befeelen. Zwanzig Jahre sind seit seiner Begründung verflossen, heute steht es groß und mächtig da als eine Institution, die in ihrer Ausdehnung und inneren Einrichtung die allgemeine Bewunderung erregt.

Gegenwärtig zählt die Genossenschaft viele tausend Mitglieder und besitzt ein Vermögen von mehreren Millionen. Das Pensionsystem zerfällt in vier Kategorien je nach der Höhe des jährlich gezahlten Beitrages. Daneben existirt eine Sterbekasse und eine Wittwen- und Waisen-Pensionsanstalt, während die Interessen der Genossenschaft nach Außen durch ein vom Präsidium überwachtes Wochenblatt vertreten werden. Ein geistreicher Zufall hat es gewollt, daß das Haus, welches die Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger zur Besorgung ihrer weitverzweigten Geschäfte in der Charlottenstraße erworben hat, nur zwanzig Schritte von der Stätte entfernt ist, wo ihr Begründer seit fast vier Jahren als Leiter des Berliner Theaters künstlerisch thätig ist.

Im Jahre 1875 ging Barnay an das Stadttheater nach Hamburg, das durch die Energie des Directors V. Pollini sich bald eine tonangebende Stellung errang, nachdem es trotz seiner, an schönen Erinnerungen reichen Vergangenheit sowohl in künstlerischer wie in materieller Hinsicht bis dahin Alles zu wünschen übrig gelassen hatte. Pollini erblickte mit Recht in Barnay eine frische, rührige, ausdauernde Kraft, von der er sich für seine Bühnen in Hamburg und Altona reichen Gewinn versprechen durfte. Der junge Künstler fand Gelegenheit, sich gleichzeitig der Regiethätigkeit zuzuwenden und einen modernen Theaterorganismus zu studiren, der das Publikum in athemloser Hast mit Novitäten auf musikalischem und dramatischem Gebiete sofort nach ihrem Erscheinen bekannt machte und die interessantesten Persönlichkeiten in der Oper wie im Schauspiel wirkungsvoll herauszustellen wußte. Schon früher hatte Barnay als Gast an verschiedenen Provinz- und Hoftheatern unser Bühnenleben nach allen Richtungen studirt und seinen Rollenkreis auch im modernen Drama erweitert. Ein besonderer Umstand führte ihn nach

Berlin und bereitete ihm einen seiner schönsten künstlerischen Erfolge. Als die Gesellschaft des Meininger Hoftheaters am 1. Mai 1874 zum ersten Male im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater auftrat und mit Shakespeares „Julius Cäsar“ eine ganz neue Aera der Inszenierungskunst eröffnete, kam die Rolle des Antonius an Barnay, der schon seit längerer Zeit Ehrenmitglied dieser Bühne war. Karl Frenzel rühmte damals in der „Nationalzeitung“ dem Künstler nach, daß er den Antonius mit einer gewissen großartigen Anlage, gleich trefflich den Schwelger wie den Staatsmann und Feldherrn charakterisirend, darstellte: „Er vereinigt eine edle und vornehme Erscheinung mit einem wohlklingenden und kräftigen Organ; er hat eine natürliche fortreißende Beredtsamkeit und ein Gefühl des Maßvollen, das ihn, fast möchte ich sagen, zu behutsam macht, dafür aber sein Spiel und seine Rede vor jeder Uebertreibung bewahrt.“ Ohne Frage ist es für Barnay von großer Bedeutung geworden, daß er sich den Berliner Boden so schnell eroberte und einen Freundeskreis gewann, der nicht nur treu zu ihm hielt, sondern auch von Jahr zu Jahr sich immer mehr ausdehnte. Diese Verbindung mit der Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde für ihn bald unauflöslich, er gewöhnte sich daran, den Werth seiner schauspielerischen Leistungen nach dem Lob abzumessen, dessen sie sich von Seiten des Publikums und der Kritik in Berlin zu erfreuen hatten und ließ seitdem kaum ein Jahr vergehen, ohne diesen beiden maßgebenden Factoren als Gast gegenüberzutreten. Die Bühne, auf welcher er mit Vorliebe eine dankbare Zuschauerchaar um sich versammelte, war das im Nordosten unserer Stadt gelegene Nationaltheater, bis dasselbe ein Raub der Flammen wurde. Hamlet, Othello, Richard III., Lear, Coriolan, Wallenstein, Marciß, sowie eine Reihe von Lustspielrollen, wie der Dr. Hagen in dem „Gefängniß“ von Roderich Benedix erregten stets den ungetheilten Beifall des Publikums und zeigten zugleich, daß der beliebte Schauspieler, ohne von seinem ursprünglichen Repertoire andere als die ganz jugendlichen Rollen aufzugeben, den Schritt ins Charakterfach mit Entschiedenheit zurückgelegt hatte. In dem Stil seiner Darstellung gehörte er schon damals ganz und gar der modernen Schule an, die sich von hohler Declamation und leerem Pathos abwendete, um das Wort charakteristisch zu bejelen, Mimik und Geberdensprache zu verfeinern. Nossis farbenreiche und temperamentvolle Darstellung Shakespearischer Charaktere hat auf ihn wie auf die gesammte Schauspielfunst ebenso stark als wohlthwendig eingewirkt. Sie lehrte ihn, wie man große Leidenschaften einfach und natürlich ausdrücken kann, sie machte seine ganze künstlerische Persönlichkeit beweglicher, freier und ungezwungener.

Für die ersten drei Juliwochen 1880 hatte die Intendanz des Münchener Hoftheaters unter der künstlerischen Leitung von Ernst Poßart eine zuerst 1854 von Dingelstedt ausgeführte Idee wieder aufgenommen und die hervorragendsten schauspielerischen Kräfte Deutschlands zu einem Gesamtspiel in einer Reihe classischer Dramen vereinigt. Barnay spielte in diesem Cyclus

die Rollen des Wallenstein, Beaumarchais, Macbeth und Leontes. Naturgemäß kamen bei dieser Gelegenheit eine Anzahl Künstler, die sonst ihre eigenen Wege zu gehen pflegen, einander auch menschlich näher. Sie fragten sich, ob es nicht zweckmäßiger sei, anstatt ihr Licht vereinzelt auf Provinzbühnen leuchten zu lassen zu einem glänzenden Ensemble in der Hauptstadt zusammenzutreten und dadurch dem Schauspielhause in Berlin Concurrrenz zu machen. In München wurden die ersten rein privaten und vertraulichen Unterhandlungen für die Begründung eines Unternehmens angeknüpft, das drei Jahre später als „Deutsches Theater“ von Barnay, Haase, Friedmann und Förster mit Adolf Arronge als artistischem Direktor an der Spitze in's Leben gerufen wurde. Barnay trat auch an die Erfüllung dieser Aufgabe mit vollem Enthusiasmus heran, sein Eifer als Schauspieler war ebenso groß und erfolgreich wie sein Geschick als Regisseur. Als solcher that er mit der Inszenirung von Schillers „Don Carlos“ in dem ganzen, auf zwei Abende vertheilten Umfang der Dichtung einen besonders glücklichen Griff. Leider waren aber in diesem Bühnenunternehmen Keime zur Zwietracht enthalten, die schon in der ersten Saison bedenklich aufschossen und seinen Bestand zwar nicht gefährdeten, wohl aber das Verhältniß der Societäre zu einander verschoben. Mißverständnisse, Competenzstreitigkeiten, Eifersüchteleien untergruben das schöne Einvernehmen, es bildeten sich Parteien und scharfe Gegensätze, die keine Versöhnung mehr zuließen. Inmitten der ersten Saison schied Haase aus dem „Deutschen Theater“ aus, am Ende derselben folgte Barnay seinem Beispiel. Die Bedingung, die er dabei einging, zwei Jahre lang in Berlin nicht zu spielen, legte es ihm von selbst nahe, das Netz seiner Gastspielverpflichtungen noch weiter auszubreiten. Wir finden ihn mehrfach in Rußland als Gast der Deutschen Bühnen in Petersburg und Moskau, in Holland, wo in Amsterdam zum ersten Mal mit ihm in deutscher Sprache Gukfow's „Uriel Acosta“ zur Aufführung kam, endlich zweimal in Amerika, wo er durch das Studium Salvini's hinter das Geheimniß aller großen Menschendarsteller kam und erkennen lernte, wie es möglich sei, den Idealismus in der Auffassung tragischer Charaktere mit dem Realismus der schauspielerischen Durchführung zu schöner Einheit zu verschmelzen.

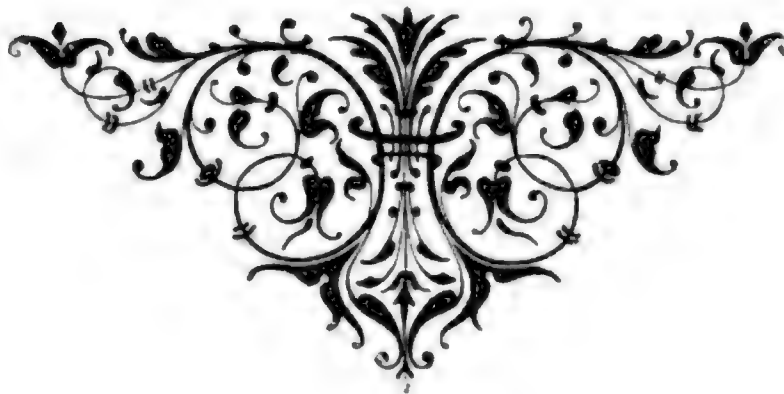
Barnay besitzt keine geringen Vorzüge als gastirender Künstler. Er weiß seine Gestalten scharf herauszuarbeiten, ihnen ein bedeutames geistiges Relief zu geben und dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums ununterbrochen auf sich zu lenken. Mehr nervös als temperamentvoll, nicht ohne Neigung zu geistreich heraus spintisirten Nuancen, die über die Bescheidenheit und Wahrheit der Natur hinausgehen, aber immer interessant, eine volle männliche Kraft, der besonders alles Verstandesmäßige und Ueberlegene ausgezeichnet liegt, war er ganz dazu angethan, sich in der Kategorie der „Mauernweiler“ als erste Nummer zu behaupten und seine Paraderollen immer reicher auszu schmücken, bis er an jener Grenze virtuoser Manierirtheit angekommen wäre, die sich dem wirklichen Leben immer mehr ent-

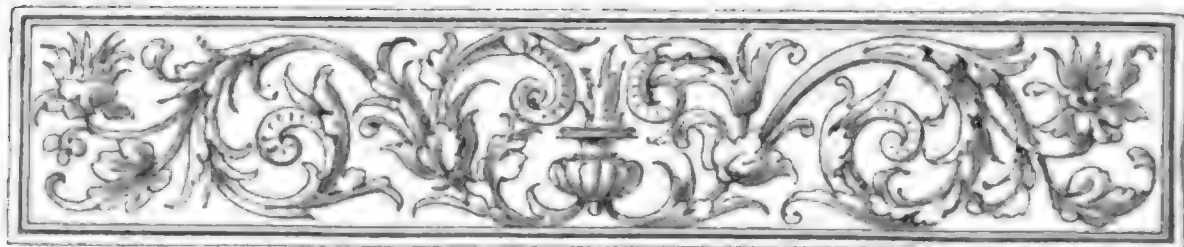
fremdet und keine andere Größe kennt als sich selbst. Zum Glück hat ihn das Schicksal davor bewahrt und ihm noch zur rechten Zeit einen Weg gezeigt, auf dem ihm ein breiter Spielraum für die Förderung der dramatischen Kunst geboten wurde. Mindestens ebenso hoch, vielleicht noch höher als seine schauspielerische Veranlagung steht seine organisatorische Begabung als Theaterleiter, seine Fähigkeit, einen complicirten Bühnenapparat kunstvoll zusammenzusetzen und mit starker Hand in Bewegung zu erhalten. Er hat alle Eigenschaften eines Theaterherrschers, zunächst die guten: Energie, Selbstvertrauen, persönliche Autorität, einen scharfen Blick für die Vorzüge und Schwächen der Menschen, diplomatisches Geschick bei der Ueberwindung von Schwierigkeiten aller Art, kluges Heranziehen der zum Erfolg nöthigen Factoren und auch ein paar von den weniger guten Eigenschaften, wie reizbare Empfindlichkeit und die Neigung, Persönliches und Sachliches mit einander zu vermischen. Alles in Allem ein frisches, volles Talent, an das man nothwendig denken mußte, als man die Frage aufwarf, ob es nicht an der Zeit wäre, den Berlinern mit einem neuen Theater zu kommen. Mit der im schnellsten Wachsen begriffenen Bevölkerungsziffer nahm auch die Schaulust zu, und so viele Musentempel es auch gab, einer fehlte noch immer: ein echtes und rechtes Volkstheater, das im Stande gewesen wäre, die Traditionen des durch Feuer zerstörten Nationaltheaters aufzunehmen, sie mit reicheren Mitteln, in künstlerisch geläuterter Form fortzusetzen, dem Publikum das Werthvollste aus dem modernen und classischen Repertoire, mit einem Worte sehenswerthe Aufführungen zu billigen Preisen zu bieten. An Barnay traten unter diesen Umständen Pläne verschiedenster Art heran. Kostenanschläge wurden gemacht, Baustellen geprüft, Finanzoperationen angebahnt. Die Lust zu einem solchen Unternehmen war in jedem Falle groß, aber schließlich wollte die Sache nicht so recht in's Rollen kommen, weil das Ziel zu hoch gesteckt war und es nicht ohne Enttäuschungen abging, als man wegen der Ausführung des Planes bei den maßgebenden Persönlichkeiten anklopfte und sie auf das Maß der Begeisterung für ein neues Theater zu prüfen anfing.

Da gelang es dem Verfasser dieser Zeilen, der von dem Stand der Dinge unterrichtet war und sich für die Idee eines solchen Volkstheaters schon lange interessirt hatte, Barnay für ein anderes Project zu erwärmen und zu dessen Ausführung die ersten einleitenden und vermittelnden Schritte zu thun. Weshalb sollte der Künstler die großen Sorgen eines Neubaus auf sich nehmen, finanzielle Verpflichtungen eingehen, die ihm leicht über den Kopf wachsen konnten, und sich dadurch vorzeitig die Schwingen lähmen lassen? In Berlin existirte ja in denkbar günstigster Lage, fünf Minuten vom Schauspielhause entfernt, ein großes geräumiges Theater für anderthalb Tausend Personen, in dem die Operettenmuse nicht leben und nicht sterben konnte. Das Walhallatheater, am Südende der Charlottenstraße, brauchte nur umgebaut zu werden, um allen Anforderungen an eine moderne, große,

volksthümliche Bühne zu entsprechen. Dieser Gedanke zündete, er begeisterte den Besitzer des Theaters, Louis Großkopf, wie den zukünftigen Pächter Barnay, und mit überraschender Schnelligkeit folgte ihm die That. Im Mai 1888 zogen die Geister Dffenbachs, Willköfers und Suppés aus dem Hause heraus, den ganzen Sommer über wurde Tag und Nacht an der Herstellung einer ganz neuen Front, neuer Garderoben und eines neuen Bühnenraums gearbeitet, und bereits am 16. September fand die Eröffnungsvorstellung mit Schillers „Demetrius“ statt, die einen glänzenden Eindruck hinterließ. Seitdem hat das Berliner Theater — denn so wurde das Haus beim Beginn der neuen Aera umgetauft — erstaunliche Proben von Leistungsfähigkeit abgelegt. Nicht daß es sogleich eine Musterbühne im Sinne jener griessgrämigen und abstracten Kritik geworden wäre, die entweder einen einseitigen literarischen Geschmack vertritt oder, um mit Lessing zu reden, von jedem Lampenputzer verlangt, daß er ein Garrick sei. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume auch beim Theater nicht in den Himmel wachsen und Barnay wird selbst am besten wissen, wie groß die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit auf den Brettern ist, wo ein Tag den andern aufzehrt. Er hat sich, besonders beim Beginn seiner Directionsführung, in der Beurtheilung von Novitäten, von denen er sich einen Erfolg versprach, wiederholt geirrt — aber welcher Bühnenleiter ist von diesem Vorwurf freizusprechen? Er hat das Virtuositenthum einzelner Künstler in der ersten Zeit nicht genügend zurückgedrängt — aber mußte er anfänglich nicht froh sein in der Niemann, der Ziegler, in Friedrich Haase, später in Mitterwurzer sichere Kassennagnete zu haben, bis sich ein ruhiges Ensemble herausgebildet haben würde? Gegenwärtig wird das Berliner Theater an Mannigfaltigkeit des Repertoires, an Gewissenhaftigkeit des Probirens, an Frische und Natürlichkeit des Zusammenspiels von keiner anderen Bühne der Hauptstadt übertroffen. Was Barnay mit seinem Institut gewollt hat, ist durch rastlose Arbeit glücklich erreicht worden. Seine Bühne ist in Berlin eine nach jeder Richtung populäre Erscheinung, eine Nothwendigkeit geworden und von wesentlichem Einfluß auf das geistige Leben der Stadt. Wer an den Classikerabenden oder bei den Aufführungen eines modernen Lust- und Schauspiels einen Blick auf das dicht besetzte Haus wirft, in dessen oberen Rängen der Mann aus dem Volke sitzt, bescheiden und andachtsvoll, gehoben von dem Wort des Dichters und der scenischen Wiedergabe seiner Werke oder nach des Tages Mühsal belohnt und angeregt durch gesittete harmlose Fröhlichkeit, der muß sich gestehen, daß von hier aus ein Strom von Idealismus durch die breiten Schichten der Bevölkerung fließt. Daß in dem Director der Schauspieler nicht untergegangen ist, beweisen die zahllosen Vorstellungen, in denen dieser an erster Stelle, umgeben von einer Künstlerschaar, die sich immer mehr einspielte und durch ausgezeichnete Kräfte ergänzte, in den Dramen Schillers, Goethes, Shakespeares, in modernen Stücken und einer ganzen Reihe von Novitäten auf den Brettern stand.

Barnay hat sich bei der Leitung seiner Bühne manchen Widerspruch gefallen lassen müssen, aber der auf's Gesunde und Volksthümliche steuernde Zug, der dem Berliner Theater eigen ist, konnte doch von Niemandem verkannt werden. Als der Künstler im Mai 1890 sein dreißigjähriges Schauspielerjubiläum feierte, wurden ihm von Nah und Fern als Beweis seiner allseitigen Popularität Ovationen zu Theil, die selbst im Schauspielerstand zu den Ausnahmen gehören. Zu den schönsten Erfolgen seiner künstlerischen Thätigkeit darf Barnay ferner die Vorliebe zählen, welche der deutsche Kaiser und seine ganze Familie für das Berliner Theater hegen. Der jugendliche Monarch, auf den unsere Nation ihren Stolz und ihre Hoffnung setzt, hat durch seine häufigen Besuche und das persönliche Interesse, das er an der Gestaltung des Repertoires nimmt, dieser Bühne als einer Volksbildungsanstalt erst die rechte Weihe gegeben.





## Vier epische Volkslieder vom Doctor Faust.

Von

Alexander Cille.

— Glasgow. —



ur Michaelismesse 1587 erschien zu Frankfurt a. M. das älteste Volksbuch vom Doctor Faust, welches der Faustsage ihre eigentliche Seele gab. Seine Verbreitung über den Westen Europas war eine außerordentlich rasche. Mehrere Nachdrucke folgten der Herausgabe auf dem Fuße. Auch nach England trug dies Buch die Sage, und sofort fand diese dort Boden. Vom 29. Februar 1588 ist eine Erlaubniß datirt, welche den Druck einer Ballade: A Ballad of the life and death of Dr. Faustus, the great congerer gestattet. Dieser 29. Februar ist jedoch der 29. Februar 1589 des Festlandes, da in England bis 1753 das Marienjahr galt, das am 25. März begann. Damals war das Faustbuch schon längere Zeit in das Englische übersetzt, wenn uns auch keine englische Ausgabe vor dem Jahre 1592 erhalten ist. Die Ballade beginnt:

„Ihr Christenmenschen alle, hört mich an,  
Der ich von Qual umringt nicht sterben kann:  
Ich lebte, wie's noch Keiner je versucht,  
Christum verließ ich — und bin drum verflucht.“

und in ihr erzählt Faust ganz in dem erhabenen Tone der englischen Ballade in kurzen Zügen seine Lebensgeschichte.

In Deutschland, dem Heimatlande der Faustsage, sollte es über ein Jahrhundert länger dauern, ehe die Sage in Balladenform eine Gestaltung fand, wenn auch nicht zwei Jahrhunderte, wie die gelehrte Welt um 1792 noch meinte.



Damals erschien in dem Journal von und für Deutschland Stück 8 Nr. 3 ein Aufsatz „Ueber die verschiedenen poetischen Behandlungen der Nationallegende vom Doctor Faust in deutscher Sprache“. Vielleicht stammt derselbe aus der Feder des Herausgebers, des Freiherrn Siegmund von Vibra. Hier heißt es am Ende: „Aus obigem Verzeichnisse der, in deutscher Sprache erschienenen, dichterischen Bearbeitungen von Faust's Geschichte erhellt, daß sie häufig in der Form der Romane und des Dramas, aber noch nie als Romanze und Ballade bearbeitet worden.“ . . . Dem Verfasser, der in der damals vorhandenen Faustliteratur sich ganz gut umgesehen hatte, war kein episches Faustlied zu Gesicht bekommen. Gleichwohl gab es damals bereits mehrere.

Im Jahre 1806 gaben Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano den ersten Band von „Des Ruaben Wunderhorn“ heraus. Sie stützten ihren Text größtentheils auf handschriftliche Mittheilungen, die ihnen von Freunden des Volksliedes gemacht worden waren, und erlaubten sich hier und da kleine Aenderungen bald nach der Seite des Schicklicheren, bald nach der des Anziehenderen. Handschriftlich erhielten sie auch ein Faustlied, das sie ein wenig zugestutzt im ersten Bande ihres Werkes Seite 214 veröffentlichten. Es begann:

„Hört ihr Christen mit Verlangen  
 Nun was Neues ohne Graus,  
 Wie die eitle Welt thut prangen  
 Mit Johann dem Doctor Faust.  
 Von Anhalt war er geboren,  
 Er studirt mit allem Fleiß,  
 In der Hoffarth auferzogen,  
 Nichtet sich nach alter Weis'.“

Es umfaßte 90 Zeilen und theilte seinen Text nicht in Strophen ab. Von der pathetischen Darstellung bis zum handgreiflichen Unsinn schwankend, erregte es bald die Theilnahme aller von dem Faustgedanken angesteckten Kreise. Und dieselben erstreckten sich sehr weit. Im zweiten Jahrgang der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ Nr. 58 legte Goethe folgendes Urtheil über das Lied nieder: „Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht besser dargestellt seyn.“ Seitdem außerordentlich häufig abgedruckt, erregte es auch bald die Theilnahme der Wissenschaft. Der Begründer der neueren Faustforschung, Emil Sommer, betrachtete den Text bereits mit kritischem Auge, erkannte die mangelhafte Ueberlieferung und vermuthete an mehreren Stellen Lücken. Auch später wurden mehrmals Versuche einer strophischen Wiederherstellung gemacht, so von Heinrich Dünker und von Adalbert Rudolf. Aber sie scheiterten an dem spröden Text; denn keiner der Textkritiker bemerkte, daß Arnim-Brentano nicht einmal die richtige Zeilenabtheilung gefunden hatten.

Indessen wanderte das Material zum Wunderhorn mit dem übrigen

Nachlaß Achims von Arnim und seiner Gattin Bettina nach Wiepersdorf in der Mark, und Ludwig Erk durchstöberte behufs Neuauflage des Wunderhorns den Arnimschen Nachlaß. Er zeichnete sich auch die Varianten auf, benutzte sie jedoch nicht weiter. Er starb, und sein Nachlaß ging in den Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin über. Hier fand Birlinger den Zettel wieder und veröffentlichte 1874 die Varianten in den Anmerkungen der Wunderhornausgabe, die er mit Creelius veranstaltete. Erst hierdurch werden die Arnim Brentanoschen Einschreibungen klargestellt, und erst hierdurch ist es möglich, die (relativ) ursprüngliche Zeilenabtheilung wieder herzustellen. Der Einfachheit wegen wollen wir dieses Wunderhornlied mit II als Siegel bezeichnen.

Im Jahre 1881 gab Anton Schloßar seine „Deutschen Volkslieder aus Steiermark“ heraus. In ihnen theilte er Seite 348 auch ein längeres Faustlied mit, das aus 21 achtzeiligen Strophen, also aus 168 Versen bestand, ebenso begann wie das Wunderhornlied und eine Reihe Verse, ja ganze Strophen mit diesem gemein hatte. Der Druck, nach dem er es herausgab und den wir I D nennen wollen, gehörte in die Jahre 1820—1840.

In demselben Jahre theilte Adalbert Feitteleß in der Germania 26, S. 353 einen weiteren Druck dieses Liedes, I B, mit, der 1750—1760 gedruckt war, und hierzu fügte Engel in seiner Zusammenstellung der Faustschriften (Oldenburg 1885) noch zwei weitere Drucke: I A, das um 1725 und I C, das 1780—1794 gedruckt sein muß. Ohne Zweifel ist I A der Urdruck und I B, I C, I D sind nur Abdrücke von ihm mit wenig selbständigen Aenderungen.

Dieser Urdruck I A und das Wunderhornlied haben aber bereits eine gemeinsame Vorgeschichte.

Merkwürdigerweise hat die hier vorliegende epische Bearbeitung der Faustsage mit den anderen epischen Gestaltungen derselben, mit den Volksbüchern, nichts zu thun, sondern ihre Quelle ist vielmehr im Volksschauspiel zu suchen.

Schon unmittelbar nach dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war nämlich Marlowes Faust durch die englischen Komödianten nach Deutschland gekommen und hatte sich hier rasch zum deutschen Volksstück umgebildet, ohne jedoch seinen Ursprung zu verleugnen. Den Höhepunkt in diesem Stücke, das sich bald in mehrere Zweige spaltete, bildete ein Auftritt, in dem Faust an den Teufel eine Frage richtete, die dieser nicht zu beantworten vermochte. Da er ihm aber vorher meist versprochen hatte, ihm über Alles Rede zu stehen, so hatte er damit den Contract gebrochen, und Faust war frei. Im Gefühle, vom Teufel betrogen zu sein, wandte er sich wieder Gott zu, aber kurz ehe ihn sein Gebet ganz rettete, brachte ihm der Böse die Helena, deren Reize ihn im Fluge der Hölle zurückgewannen. Zugleich war sein Todestag gekommen, und um Mitternacht ward er vom Teufel geholt.

Aus der unbeantwortbaren Frage, die Faust dem Teufel stellt, wurde mit der Zeit die Forderung, eine Handlung zu begehen, die dem Teufel vermöge der Gesetze der Geisterwelt verboten war. In dem Volksgeiste lebte

die Vorstellung, als ob Jesus immer noch in Jerusalem am Kreuze hänge. Die heilige Stadt aber durfte kein Teufel betreten. Verlangte nun Faust, daß ihm sein Freund aus der Hölle den Gekreuzigten vom Kalvarienberge hole, so war „Mevestophilus“ in einem peinlichen Widerstreit zwischen Können und Wollen versetzt, dessen Bedeutung ein teuflergläubiger Kopf des siebzehnten Jahrhunderts noch in ganz anderer Weise zu schätzen wußte, als dies uns möglich ist. Um sich dennoch Fausts Seele nicht entgehen zu lassen, half sich dann der Herr Satan und spiegelte Faust ein Trugbild jener Darstellung vor, vor dem dieser dann betete, das aber entwich, sobald er den Namen Gottes aussprach.

Dieser Zug der Vorpiegelung eines falschen Bildes gab den Anlaß zu einer Weiterentwicklung des ganzen Auftrittes. Der Teufel mußte sich wohl oder übel aufs Malen legen, das er zuvor noch niemals geübt hatte, wenn man nicht das Erscheinen der Bilder aus der jüdischen Sage vor Kaiser Max oder Kaiser Karl V. hierher reihen will, das schon früher in der Faustsage vorkommt. Nach der Vorstellung der einen durfte der Teufel den Gekreuzigten überhaupt nicht malen, und damit war er gleich von vornherein abermals in jene peinliche Lage versetzt, in der sein unbezähmbares Gelüst nach dem Seelchen mit der Beschränkung seiner Fähigkeiten rang — nach der Vorstellung der Anderen aber stand ihm das frei, nur eines war ihm verjagt: das Schreiben des „Titels und des heiligen Namens“, oder der Worte Jesus Nazarenus, rex Judaeorum, die doch der Ueberlieferung zufolge zu einem rechten Crucifixus gehörten. In diesem Falle erreichte dann die dramatische Spannung ihren Höhepunkt, indem der Teufel naturgemäß versuchte, sein Opfer über das Fehlen der Inschrift hinwegzutäuschen. Aber Faust ließ sich so leicht nicht betrügen. Als der Teufel schon gewonnen zu haben glaubte, bemerkte sein prüfendes Auge doch die leere Stelle am Kreuzeskopf, und der Böse mußte auch hier die Helena anbieten, wenn er sein Opfer nicht fahren lassen wollte.

Dieser dramatisch hochbedeutende Auftritt gehörte jedoch nicht der Vulgata des deutschen Faustvolkstüchkes an, sondern scheint sich einzig im Südosten der deutschen Zunge ausgebildet zu haben. Fünf Puppenspiele haben ihn uns erhalten, der sogenannte Rosenkranzsche Faust, der sogenannte Schwiegerlingsche Faust, der sogenannte Kralische Faust, das czechische Puppenspiel und der Tiroler Faust, und sie gehören alle in diese Gegend.

Dieser Zug, dem man eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen kann, war es, der zuerst zur Entstehung einer Faustballade in deutscher Sprache Anlaß gab. Es mag dies wohl um 1700, vielleicht auch noch einige Jahrzehnte früher gewesen sein. Dieses erste epische Faustlied in deutscher Sprache begann mit derselben Strophe, die bereits als erste Strophe von II, dem Wunderhornliede, angeführt worden ist. Daran schlossen sich in bunter Folge eine Reihe kleiner schwankartiger Züge, welche berichteten, wie Faust die Teufel, welche ihm zur Verfügung stehen, auf alle mögliche Weise peinigt. Die Ver-

ichreibung Fausts an den Teufel setzt das Lied als echtes Volkslied natürlich als bekannt voraus. Bald müssen sie ihm mitten im Winter reife Früchte besorgen, bald den Weg vor seinen Rossen pflastern und hinter dem Wagen sofort wieder aufreißen, bald es möglich machen, daß er mitten auf der Donau Regal schieben kann, bald ihm „Lustige Komedi-Sachen“ vorführen, sein Ohr durch Musik erfreuen, die Vögel in der Luft fangen und mit ihm Scheibe schießen, wobei er sich nicht entblödet, dem Teufel gelegentlich einmal eine Kugel auf den Pelz zu brennen, „daß er vielmal laut aufschreit“. Wir befinden uns hier eben nicht mehr auf dem Boden des finsternen Teufelsglaubens des letzten Drittels des sechzehnten Jahrhunderts, wo eine ganze Teufelsliteratur über Deutschland hereinbrach, sondern mitten in dem fröhlichen Volksglauben des deutschen Mittelalters, der trotz aller Stricke, die der Satan legte, doch schließlich immer noch ein Mittelchen fand, ihn um das vielbegehrte Seelchen zu pressen.

Aber Fausts Ende naht, und er empfindet Reue über seine Unthat, die ihn der ewigen Seligkeit unwiderruflich verlustig gehen läßt. Er befiehlt seinem Freunde aus der Hölle, ihn nach Jerusalem zu bringen. Dieser verweigert ihm den Gehorjam, berichtet ihm aber davon, wie der Gekreuzigte aussehe. Da kommt Faust auf den Gedanken, sich dessen Bild vom Teufel malen zu lassen, und dieser macht sich an die saure Arbeit, nachdem Leinwand und Farbe aus der großen Stadt Portugal herbeigeht worden sind.

Wie der Passion vollendet  
Und das Kunststück fertig schon,  
Fing der Teufel an zu fragen:  
Herr, was gibst für einen Lohn?  
Faustus thät es wohl betrachten,  
Sagt dann: „Aber eins gebriecht.“  
Der böse Geist thät zu ihm sagen:  
„Dieses kann ich malen nicht.“

Den Titul und den heiligen Namen  
Kunt der Teufel mahlen nit,  
Drum bitt' er Faustum ganz inständig:  
„Schlag' mir ab nicht meine Bitt':  
Ich will dir ja wiederum geben  
Dein zuvor gegeb'ne Handschrift;  
Denn es ist mir unmöglich,  
Daß ich schreib: Herr Jesu Christ.“

In derselben Viertelstunde  
Kam ein Engel von Gott gesandt,  
Der thät so fröhlich singen  
Mit einem englischen Lobgesang:  
„Doctor Faust, thu' dich bekehren,  
Weil du Zeit noch hast ein Stund,  
Gott will dir ja jetzt bescheren  
Seine ew'ge wahre Schuld.“

Schon wendet sich Faust reuig dem Engel zu, da bringt ihm der Satan Helena. Er erliegt ihren Reizen und gehört der Hölle.

Für die gläubigen Gemüther des achtzehnten Jahrhunderts, welche noch an einen transcendenten Kampf zwischen Gut und Böse glaubten, lag in diesem Verlaufe der Handlung mehrfach etwas Verletzendes, und so schuf das religiöse Bedenken das poetisch bedeutende Lied um. Zunächst wurde die Helenaepisode entfernt, die man sehr anstößig fand, wie wir aus Widmanns dickleibigem Faustbuch wissen, und dann das Malen des Gekreuzigten durch Mevestophilus der Art verballhornt, daß man schwerlich mehr daraus Flug werden konnte.

Diesem Bedenken verdanken die beiden als I und II bezeichneten Lieder ihren Ursprung. Sie treffen sich in jener gemeinsamen Quelle, die hinter beiden liegt und deren Grundzüge sich aus den erhaltenen beiden Liedern unter Heranziehung der erwähnten Scenenfolge in der südöstlichen Gruppe der Faustpuppenspiele, ganz leidlich wieder herstellen lassen.

Der älteste Druck der Ballade I scheint aus Tirol zu stammen. Die drei Abdrücke B C D gehören jedenfalls nach dem heutigen Steiermark. Bei dem einen, bei C, ist nicht nur Heimatsland und Heimatsort, sondern auch seine Wiege zu bestimmen. Es giebt nämlich auf dem Titel an: Steyr, gedruckt bey Joseph Greis. Damals war Steyr noch bairisch. Die Druckerei von Joseph Greis, welche seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts bestand und 1827 in eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung getheilt wurde, versorgte geraume Zeit Oesterreich mit fliegenden Blättern, bis sie darin von der Druckerei Kraußlich in Urfahr-Linz abgelöst wurde.

Bei Joseph Greis ist nun noch eine andere Faustballade erschienen, etwa fünfzehn Jahre nach dem Drucke I C, also um die Zeit 1794—1800. Sie läßt sich so genau datiren, denn sie giebt an, sie sei gedichtet im Tone: „Ein Mann, der nie kein Rausch hat g'habt“, und dieses Lied erschien zuerst 1794 in dem Singpiel „Das Neusonntagskind“, das damals sehr beliebt war und z. B. im Königlichen Theater zu Berlin hundert und eine Aufführung erlebte.

Das Lied selbst kann nicht bedeutend älter sein als der Druck; denn es steht deutlich unter Hölty-Bürgerlichem Einfluß, so daß als obere Grenze sich etwa das Jahr 1775 ergibt. Obgleich eine ältere Anekdote behandelnd, bedeutet das Lied, das ich III nennen will, doch eine Weiterbildung der Faustsage. Es zeugt von einer selbständigen Auffassung und besitzt formell so großen Fluß, daß man sich fast bedenken muß, es unter die Volkslieder zu rechnen. Man braucht nur die ersten beiden Strophen zu hören, um sofort einen deutlichen Begriff von dem Tone zu haben, in dem es geschrieben ist. Es beginnt:

„Der Doktor Faust, der war ein Mann  
 Von ganz besonderen Gaben.  
 Ihr Herren werdet dann und wann  
 Von ihm gehöret haben.

Er galt, damit wir (doch mit Gunst)  
 Von ihm ein Urtheil fällen,  
 Für einen Meister in der Kunst,  
 Die Leut um's Geld zu pressen.

Denn außer etwas Hegeren,  
 Kann ich nichts Uebels sagen;  
 Er war, ihr Herrn! bey meiner Treu,  
 Ein Mann für meinen Magen.  
 Denn allen Reichthum, Gold und Geld,  
 Hielt er für Kieselsteine,  
 Und der vergnügte Theil der Welt  
 War stets bei ihm zu Weine."

Dieses seltsame Lied ist ein deutlicher Beleg dafür, wie hoch man sich am Ende des vorigen Jahrhunderts über die Fragestellung der Faustsage des sechzehnten Jahrhunderts erhoben hatte. Fausts Ende durch den Teufel wird beinahe als Scherz dargestellt, und seine Zechgenossen sind nicht mehr wüste Gesellen und trunkene Studenten, sondern „Freigeister“. Und nicht mehr verrucht erscheinen sie dem Dichter, sondern er erkennt ihre Anschauungen als gegeben und damit als selbstverständlich an. Der Warner aber ist kein gottesfürchtiger Greis mehr, sondern ein „Amtsgeſicht“:

„Zwar schrie so manches Amtsgeſicht:  
 „Geht nicht zum Teufelsknechte,  
 Wie hätt er alles Geld gekriegt,  
 Wenns nicht der Teufel brächte?“  
 Jedoch, was fragt des Freigeists Blut  
 Nach Teufel, Höll und Sünden?  
 Genug, des Doctors Wein war gut,  
 Und besser kaum zu finden.“

Das Lied umfaßt 112 Zeilen und erzählt die bekannte Anekdote, wie Faust seinen Tischgenossen vorspiegelt, auf dem Tische stände ein Weinstock mit reifen Trauben. Jeder setzt das Messer an eine derselben, aber Faust verbietet ihnen noch das Abschneiden. Dann läßt er das Trugbild verschwinden, und es zeigt sich, daß jeder Gast im Begriff war, seine eigene Nase abzuschneiden.

Diese Geschichte taucht zuerst in Verheimers „Christlich bedencken und erinnerung von Zauberer“ 1585 auf. Hier wird sie jedoch von einem „Gesellen am Hofe zu G.“ erzählt. Auf Faust übertragen hat sie zuerst das Spießische Faustbuch B: Hier heißt es Kap. 65: „Nach dem sie gessen hatten, begerten sie, drumb sie fürnemblich kommen waren, daß er inen zum lust ein Gauckelspiel machte. Da ließ er auff dem Tisch ein Neben wachsen mit zeitigen trauben, deren für jedem eine hienge. Hiess darauß einen jeglichen die seine mit der einen Hand angreifen und halten, vund mit der andern das Messer auff den Stengel setzen, als wenn er sie abschneiden wolte. Aber es solte bey leibe keiner schneiden. Darnach gehet er auß der

Stuben, wartet nit lang, kompt wider: da sitzen sie alle, und halten sich ein jeglicher selbst bey der Nasen, und das Messer darauß. Wenn ihr nuh gerne wolt, so möget ihr die Trauben abschneiden. Das ware ihnen un- gelegen: wolten sie lieber noch lassen zeitiger werden.“

Auch unser Lied enthält einen Schlußscherz, jedoch einen anderen. Faust läßt seine Gäste die Nasen erst richtig abschneiden, dann heißt er sie wieder und spricht würdevoll:

„Nur traut dem Teufel künftig nicht —  
 Sein Spaß ist nie ohne Wunden —  
 Wem er nicht gleich den Hals zerbricht,  
 Der hats dafür gefunden.  
 Und wollt ihr euch ein andermal  
 An seiner Kunst ergehen,  
 Geruht ein Nasenfutteral  
 Euch gütigst aufzusetzen.“

Daran schließt sich dann noch eine zweite Strophe, die Fausts Ende berichtet:

„Doch hat Faust, wie die Welt noch spricht,  
 Ein böses End' genommen,  
 Und ist, so sagt's die Mordgeschichte,  
 Durch Teufel umgekommen,  
 Sie drehten ihm Gesicht und Nas'  
 Hinum um seinen Rücken,  
 Zerrissen ihn in lauter Spaß  
 In hundert tausend Stücken.“

Dieses frische muntere Lied scheint jedoch keine zu große Verbreitung gehabt zu haben, wohl weil es über die eigene Zeit, wenigstens für die niederen Volksschichten, weit hinausgriff. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als bei Joseph Greis sehr viele fliegende Blätter erschienen und somit doch ein fester Absatzweg vorhanden sein mußte. Nur zwei Exemplare sind auf uns gekommen: das eine befindet sich im Goethehause in Frankfurt a. M., also im Besitze des Freien deutschen Hochstiftes, und gehört der ehemaligen Sammlung des Kgl. Kapellmeisters Karl Engel in Dresden an; das andere ist im Besitze des Majors a. D. Julius Bode in Sorau.

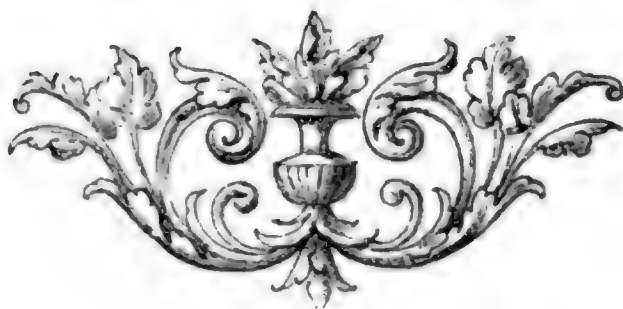
Noch ein episches Faustlied deutscher Zunge giebt es, das jedoch niemals auf einem besonderen Blatte gedruckt worden ist, sondern immer nur gedächtniß- mäßig überliefert wurde. Es ist ziemlich jungen Ursprungs und setzt jeden- falls Goethes Faust voraus. Es bedeutet eine Uebersetzung Fausts ins Burshenhafte, Bauernmäßige und scheint bunt zusammengeslickt. Trotzdem ist es von sehr geringem Umfang und umfaßt nur 16 Zeilen oder 8 Reimpaare.

In den Sommermonaten 1883 und 1884 zog ein Puppenspieler durch Niederösterreich, dessen Name nicht auf uns gekommen ist. Er spielte an verschiedenen Orten in der Umgebung von Wien und besaß ein ziemlich reich-

haltiges Repertoire. Da er auf mehrfache Anfragen nach der geschriebenen Unterlage seiner Aufführungen jedesmal erklärte, keine Niederschrift zu besitzen, machten sich zwei Wiener Schriftsteller, Richard Kralik und Joseph Winter, daran, neun Stücke während der Aufführungen nachzuschreiben. Diese Stücke: Genoveva, Graf Paquavil, Fürst Alexander, Don Juan, Graf Heinrich, Doctor Faust, der bayrische Hiesel, Schinderhannes und Kasperl als Bräutigam, erschienen dann 1885 bei Konegen in Wien unter dem Sammeltitle „Deutsche Puppenspiele.“

In dem hier mitgetheilten Fauststück findet sich das angegebene Lied, das ich seiner besonderen Eigenart wegen ganz hierhersetze. Eben haben die Teufel den Faust endgiltig geholt. Da tritt, kurz ehe der Vorhang fällt, Kasperl an die Rampe und spricht mit beweglicher Miene:

„O Faust, o Faust, o Faust!  
Schrecklich hast du gehaust.  
Du brachtest deinen Vater um  
Mit ein' Pistolenschuß, bum bum,  
Du verliehest deine Gretel  
Und hängtest dich zu einem andern Mädel.  
Diese hieß Helene  
Und that Dir gar so bene.  
O, die trug ein rosarosarofarbnes Kleid,  
Die Ärmel waren furchtbar weit.  
Alle Tag warst Du bei ihr,  
Brachtest ihr Geselchtes und a Bier.  
War wo eine Lumperei,  
War der Faust gewiß dabei.  
Drum mußt Du jetzt zum ewigen Spetafel  
Brennen in der Höll wie ein Spanfakel.“







## Ueber den Wohlklang.\*)

Don

Moritz Moszkowski.

— Berlin. —



Ich erinnere mich noch der ersten Worte, mit denen der Lehrer der untersten Theorieklasse am Dresdner Conservatorium seinen Unterricht einleitete; er fragte uns nämlich gleich etwas versucht Schweres: „Was ist Musik?“

Ein kleiner Junge antwortete mit der ganzen, glücklichen Unbefangenheit seiner neun Jahre: „Musik ist hübsch!“

Wir Andern fanden das natürlich höchst komisch und brachen in ein schallendes Gelächter aus. Der Lehrer lachte ein Bißchen mit und gab hierauf eine etwas umständliche Erklärung des Begriffes Musik ab, die ich mir aber nicht so genau behalten habe, vermuthlich weil sie weniger komisch, dafür aber viel länger war.

Was hatte der Junge eigentlich Dummes gesagt? er hatte, statt die verlangte Definition zu geben, eine Eigenschaft der Musik genannt. Das heißt, ganz correct ist dies auch nicht ausgedrückt, denn nicht jede Musik ist hübsch, sondern nur die gute. Und das stimmt auch noch nicht so ganz, denn nicht immer ist gute Musik auch gleich hübsch. —

\*) (Gerade in diesem Augenblick, da Moszkowski's große Oper „Boabbil“ mit glücklichstem Erfolge im Berliner Opernhause zur Aufführung gekommen ist, wird der vorliegende Aufsatz, der gewissermaßen das musikalische Glaubensbekenntniß des hochbegabten Componisten enthält, mit besonderem Interesse gelesen werden. Wir werden demnächst das Bild Moritz Moszkowski's zugleich mit einem Aufsatz, der sich mit „Boabbil“ insbesondere mit der künstlerischen Eigenart des Componisten im Allgemeinen beschäftigt, wird, in meiner Zeitschrift veröffentlichen. D. N.

Dieser letzte Satz dürfte bei Vielen sofort auf Widerstand stoßen; denn, wird man sagen, bei einer Kunst, die sich Selbstzweck ist und daher einen unmittelbaren Genuß verschaffen soll, ist die Schönheit eben das einzige Kriterium für die Güte; daher beide Begriffe beim Beurtheilen eines musikalischen Kunstwerkes stets in vollkommene Congruenz zu bringen seien. — Drückt man dies mit der logischen Härte aus, die einer Darlegung der elementarsten Kunst-Aesthetik ansteht, so wird wohl auch schwerlich etwas dagegen einzuwenden sein. Mit solchen großen, unbiegbaren Begriffen kann der Musikästhetiker aber nur zurecht kommen, so lange er Fundament macht. Beim Ausbau seines Gebäudes muß er sich immer mehr auf's Ueberzeugen-, als auf's Beweisenwollen verlegen; denn in der Musik, die als reine Geschmackskunst keiner Evidenz fähig ist, muß sich naturgemäß die Kritik meist auf jenem Gebiete bewegen, das jenseits von falsch und richtig liegt. Wollen wir uns nun darüber klar werden, wie so sich in der Tonkunst eine Trennung der Begriffe „gut“ und „schön“ vollziehen konnte, so müssen wir vor allen Dingen an die zweifache Wirkung denken, die die Musik auf menschliche Nerven ausübt. —

Jeder Ton erzeugt zuvörderst einen sensuellen Reiz, der je nach seiner Stärke, Höhe und Klangfarbe mehr oder weniger intensiv sein kann. Die Wirkung eines Zusammenklanges von mehreren Tönen vermag diesen Reiz sehr zu erhöhen, er bleibt aber immerhin seiner Natur nach ziemlich derselbe. Erst durch ein Nacheinander von einzelnen Tönen oder Tonzusammenklängen wird das geistige Interesse des Hörers angeregt, und dieses letztere wendet sich daher eigentlich nur dem Verhältniß der Töne in Bezug auf ihre Höhe und Tiefe, wie auch ihrer rhythmischen Gestaltung zu. Mit anderen Worten könnte man dies auch so ausdrücken, daß auf den Geist nur die Tonlinie, auf das Ohr aber die Tonfarbe eine Wirkung ausübt.

Denken wir uns in die Lage, eine vorzügliche Composition von Stimmen oder Instrumenten zu hören, deren Timbre uns widerwärtig berührt, so müßten wir den hiervon empfangenen Eindruck als einen geistigen Genuß bezeichnen, dem ein körperliches Mißbehagen im Wege steht. Hieraus erhellt mit vollständiger Klarheit, daß von ungetrübtem, musikalischem Genuß nur die Rede sein kann, wenn sowohl Farbe wie Linie als schön empfunden, d. h. wenn Geist und Ohr gleichzeitig befriedigt werden.

Ton und Farbe sind in der That genau correspondirende, von den beiden Schwesterkünsten Musik und Malerei wechselseitig ausgeborgte Bezeichnungen. Allerdings kann man sich ein Bild ohne Farbe, niemals aber ein Musikstück ohne Ton denken. Ein Bild ohne Farbe ist eben eine Zeichnung; was entspricht dieser Kunstgattung aber in der Musik? Wenn man will, so ist dies eine nicht erklingende, sondern nur auf dem Papier notirte Composition. Tönende Musik muß mindestens eine Farbe haben; geschriebene kann die Idee einer bestimmten Farbe noch vollständig ausschließen. Beim Lesen einer solchen Composition wird also ein rein geistiges Interesse hervorgerufen, und

der vom Ohr völlig emancipirte Musiksinne functionirt in absoluter Selbstständigkeit.

Hier tritt nun bisweilen eine merkwürdige Erscheinung zu Tage; nämlich die, daß der innere Musiksinne durch eine Composition befriedigt werden kann, welche bei ihrem Erklängen, statt diese Empfindung zu steigern, sie oft wesentlich herabsetzt. Vielen contrapunktischen Combinationen kann das Ohr gar nicht als Werthmesser dienen; sie wollen gelesen, ihre Stimmführung durch das Auge begriffen sein. Würde man sie nach dem Grade des Genusses classificiren, den sie unserem Ohr bereiten — wie tief würden sie auf der Scala der Werthschätzung von jener Stufe zurücksinken, die ihnen ein sozujagen pragmatishes Urtheil der musikalischen Kritik angewiesen hat!

Wenn man sieht, wie selbst berühmte Meister mitunter auf Kosten des Wohlklanges die Durchführung eines schwierigen contrapunktischen Problems erzwingen, wie in solchem Falle alle Lücken der melodischen und harmonischen Geseßgebung benützt werden, um ein vom theoretischen Standpunkt aus einwandfreies Werk zu ermöglichen, das aber nichtsdestoweniger dem Ohre wahrhafte Qualen auferlegt, dann kann man sich wirklich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß zwischen guter und schöner Musik noch ein gewaltiger Unterschied existirt und aller Logik zum Troß vielleicht immer existiren wird.

Der musikalische Geschmack unserer Tage erkennt allerdings dem Ohre größere Rechte zu, und die Entwicklung der Musik in den letzten beiden Jahrhunderten hat diese Kunst mehr und mehr ihres mathematischen Charakters entkleidet. Dies verhindert indessen nicht, daß dem Ohre auch heute noch vielfach die Rolle eines Vermittlers aufgedrungen wird, der dem Geiste etwas ausrichten soll, im Uebrigen aber nichts dreinzureden hat. Allerdings verdankt das Ohr seine erneute Knechtschaft jetzt meistens einem anderen Factor, nämlich dem Streben nach Wahrheit und Charakteristik. Die Wahrheit erobert sich in der That jetzt nach und nach das ganze Gebiet der Kunst und zwar so gründlich, daß von dieser letzteren eigentlich schon nichts mehr übrig geblieben ist. Wenn man früher, naiv genug, annahm, daß es die Aufgabe der Kunst sei, das Reale zu verklären, wenn man thörichterweise glaubte, daß die Kunst mit dem Häßlichen sans phrase überhaupt nichts zu thun hätte, so muß unserer Zeit das Verdienst vindicirt werden, daß sie das fin de si — ekelhafte Ideal der Häßlichkeit endlich gefunden und mit den Insignien einer neuen Muse investirt hat.

Die Musik hat allerdings, so lange sie nicht durch Programm oder gesungenes Wort etwas darzustellen unternimmt, gegen den Vorwurf der Häßlichkeit keine Vertheidigung; denn ein „Streben nach Wahrheit des Ausdrucks“ kann bei einer Kunst ohne Vorbild in der Natur nicht gedacht werden. Die absolute Musik aber ist — vielleicht zum Theil aus diesem Grunde — bei den Anhängern der neuesten Richtung ziemlich in Verfall gekommen, sie gilt nur noch als „leeres Tonspiel“, als eine höchstens das Ohr erfreuende,

aber dem Geiste nichts bietende Unterhaltung. Um dem Drange nach Hässlichkeit also genügen zu können, wurde die Wahrheit auch in der Musik als höchstes Ideal inthronisirt, und aus dem Theater, der Welt des schönen Scheins, wurde nun mehr und mehr eine Welt der häßlichen Wirklichkeit gemacht. Mit dem alten, verlogenen Operntramp, der die Forderung musikalischen Wohlklanges wenigstens im Princip stets aufrecht erhielt, begann man gründlich aufzuräumen. Die Berechtigung des mehrstimmigen Gesanges wurde sehr ernstlich angezweifelt, ein Zusammensingen jedenfalls nur ganz ausnahmsweise geduldet, der *bel canto* erhielt seinen definitiven Abschied, und die Abrundung der musikalischen Form wurde schlechtweg als den dramatischen Forderungen zuwiderlaufend hingestellt. Gleichzeitig erhielt auch die veraltete Lehre von der technisch sinngemäßen Behandlung jedes einzelnen Orchesterinstrumentes einen starken choc; über die Möglichkeit einer correcten Ausführung des vom Componisten Verlangten setzte man sich hinweg. Wenn nur das Ganze charakteristisch wirkte! Die Schönheit begann auf diese Weise immer mehr an Terrain zu verlieren, aber die Wahrheit gewann allerdings desto mehr.

Bedeutet dies nun einen Fortschritt in der Kunst?

Jedes dramatisch-musikalische Kunstwerk basirt auf einem Compromiß. Mit dem Gesange der handelnden Personen beginnt dieser Compromiß, bis zu der mehr oder minder strengen Respectirung rein musikalischer Gesetze erstreckt er sich. Dem Kunstsinne des Schaffenden bleibt es vorbehalten, in jedem einzelnen Falle den Punkt zu finden, an welchem die dramatischen und die musikalischen Forderungen sich zu vergleichen haben. Mir persönlich will es aber scheinen, als ob dieser Punkt heute nur selten richtig getroffen wird. Wenn die menschliche Stimme nicht mehr zur Entfaltung ihres höchsten Reizes gelangt, wenn der nach musikalischen Gesetzen entwickelten Gesangsmelodie nicht mehr die dominirende Stellung in der Oper zugewiesen werden soll, dann ist das menschliche Ohr um seine größte Wonne betrogen. Wo liegt der Reiz so mancher abgedroschenen italienischen Oper, die bei einer guten Aufführung immer wieder jubelnden Beifall hervorruft? Jeder Schulknabe findet ihr Libretto abgeschmackt, jeder halbwegs musikalische Dilettant belächelt die dürstige Harmonisation und die nichtsjagende Instrumentirung; aber auf diesem morischen Piedestal thront eine wirkliche Gesangsmelodie, der Wohlklang der menschlichen Stimme vergoldet ihre vielleicht nicht einmal besonders edlen Linien, und das Ohr schwelgt allen künstlerischen Bedenken zum Troß — das hat mit ihrem Singen die Loreley gethan!

Wenn wir in der Kunst das Streben nach Wahrheit bis an die äußerste Grenze verfolgen, so gelangen wir auch bis an die Grenze der Kunst. Die Polychromie in der Plastik, der Naturalismus im Drama und der exclusive Declamationsstyl in der Oper sind bedenkliche Schritte nach dieser Richtung hin. Am weitesten entwickelt ist dieses platte Photographenthum wohl in der Dichtkunst, die sich heutzutage mit Vorliebe den widerlichsten Erscheinungen

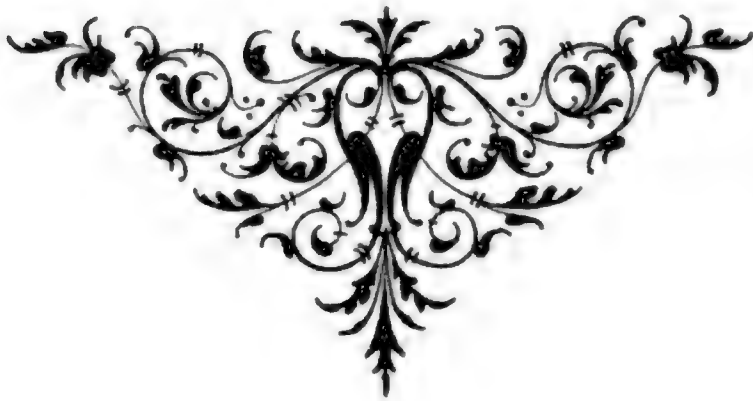
des Lebens zuwendet und in deren naturwahrer Schilderung oder Darstellung ihre höchste Aufgabe zu erblicken scheint. So unerquicklich diese Kunst-richtung aber auch sein mag, man kann zu ihrer Vertheidigung immerhin anführen, daß sie unter Umständen vielleicht einer moralischen Tendenz dienen kann, wie ja auch Werschagin mit seinen Schlachtenbildern eine anti-kriegerische Propaganda zu machen vorgiebt. Was läßt sich aber zu Gunsten eines musikalischen Styl-Principes anführen, das den charakteristischen Ausdruck jederzeit über den Wohlklang stellt? Gewiß kann nicht abgeleugnet werden, daß in tonmalerscher Composition, selbst da, wo in ihr der Realismus bis zu rein decorativer Musik getrieben wird, eine große Genialität der Erfindung zu Tage treten kann. Wagner namentlich hat auch nach dieser Seite hin eine unglaubliche Begabung und Treffsicherheit bewiesen. Aber es will mir bei aufrichtigster Bewunderung seines unvergleichlichen Genies doch scheinen, daß ihn der Drang nach Wahrheit des Ausdrucks mitunter die Schönheitslinie hat überschreiten lassen. Greifen wir als ein Beispiel die Scene aus dem Siegfried heraus, in welcher der junge Held sein Schwert feilt und das Orchester diese Beschäftigung durch etwa hundert übermäßige Dreiklänge illustriert. Die betreffende Begleitungsfigur in ihrer rhythmischen und technischen Wiederhaarigkeit entspricht an und für sich der Situation vollkommen, wirkt aber durch eine so häufige Wiederholung ermüdend und auf das Ohr fast schmerzzerregend. Als Gegenstück zu dieser Tonmalerei könnte man übrigens die Introduction zum Rheingold citiren, welche in hundertundsechszunddreißig Tacten den Es-dur-Dreiklang variirt. Hier schwelgt das Ohr förmlich im Wohlklang einer langsam anwachsenden, wunderbar instrumentirten Orchester-Steigerung. Der Geist des Hörers bleibt aber nothwendiger Weise fast unbetheiligt; er wird im hundertundsiebenunddreißigsten Tacte des Stückes durch das Eintreten des As-dur-Accordes sozusagen erst wieder erweckt aus einem langen, allerdings ganz angenehmen Halbschlafe. Daß diesem Vorspiele eine höchst poetische Idee zu Grunde liegt, ist gewiß nicht abzuleugnen; daß ihre Ausführung eine Uebertreibung mit sich brachte, werden ebenso sicher alle die zugeben, die ihr gesundes Empfinden nicht durch ästhetische Sophistik corrumpt haben.

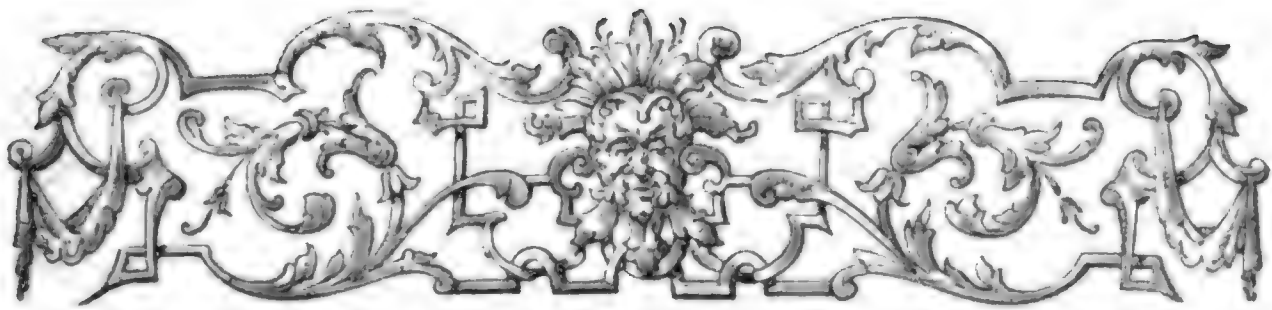
In den bisher angeführten Fällen war von einem Mißverhältniß die Rede, das durch mangelhafte Equilibrirung der Anforderungen von Geist und Ohr hervorgebracht wurde. Es erübrigt schließlich noch, einer anderen Kategorie von Componisten zu gedenken, die die Wollust des Ohres mit einer gewissen puritanischen Echeu verhorresciren und sich mit Vorsatz aller Instrumentationsmittel enthalten, welche den Reiz des modernen Orchesters ausmachen. Diese Componisten haben einen verwandten Zug mit jenen Malern, die heute noch Couture's Principien unbeachtet lassen, um ihren Gemälden durch gewollten Anachronismus einen alterthümlichen, „klassischen“ Anstrich zu geben. Solche Künstler, so hervorragend ihre Leistungen in vieler Hinsicht auch sein mögen, sind immerhin in einem gewissen Punkte fortschrittsfeindlich.

Wir wollen ihnen, soweit sie als Musiker für uns in Betracht kommen, nicht die Anerkennung verweigern, daß sie Herrliches geschaffen haben und daß ihre herbe Größe Bewunderung verdient. Vergessen wir aber nicht, daß wir den höchsten musikalischen Genuß nur da empfinden können, wo auch der höchste Wohlklang das Ohr entzückt, und erinnern wir uns der Worte Berlioz':

„Die Musik hat ohne Zweifel nicht den ausschließlichen Zweck, dem Ohre wohlgefällig zu sein, aber noch tausendmal weniger den, ihm unangenehm zu werden, es zu quälen und zu mißhandeln.

„Ich bin von demselben Fleisch und Blut wie alle anderen Menschen; ich verlange, daß man meinen Empfindungen Rechnung trage und mein Ohr mit Schonung behandle, dieses lumpige, mir aber theure Ding.“





## Zur Charakteristik Cavour's.

(Im Anschlusse an die neuere italienische Literatur über Cavour.)

Von

Sigmund Münz.

— Wien. —

**E**in Menschenalter ist es her, seit Cavour, der Staatsmann, der sein Vaterland auf diplomatischem Wege zu nationaler Einheit führte, todt ist. Eine ganze große Bibliothek mögen die Schriften über den Piemontesen ausfüllen, die während dieses Zeitraums auf den italienischen Büchermarkt gelangt sind — eine kleine Bibliothek diejenigen, die die Literatur der Franzosen, Engländer und Deutschen während der drei Dezennien zur Verherrlichung Cavour's geliefert hat. Und doch giebt es noch keine in künstlerischer Vollendung durchgearbeitete Biographie Cavour's.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verrückt sich uns in seinen kleinen Zügen das Bild des italienischen Politikers, so sehr es auch in seinen allgemeinen Umrissen seit dem Tode Cavour's dem Auge der Nachwelt unverändert erscheint.

„Der Italiener mit den rothigen Wangen und dem Lächeln des Kindes“, wie sich der große Piemontese einmal selber nannte, verliert aber keineswegs im Ansehen der Nachwelt dadurch, daß die italienischen Cavour-Forscher mit ängstlicher Bestiessenheit auch die allerkleinsten Daten und Charakterzüge aus dem Leben ihres Helden hervorholen.

Wie oft schon war Cavour der Mittelpunkt historiographischer, wie oft schon der Gegenstand biographischer Schilderung! — aber es war doch mehr

der Staatsmann, der Parlamentarier, der Diplomat — als solcher nach den Einen ein Sohn Loyolas, nach den Anderen ein Sohn Machiavellis — den man uns darstellte; der Mensch in ihm kommt erst so recht in der neueren Cavour-Literatur zur Geltung. Die Persönlichkeit in ihrer ganzen moralischen und intellectuellen Entwicklung — der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Mensch in seinen Lehr-, Wander- und Meisterjahren.

Wie sollen wir von der neueren Cavour-Literatur sprechen, ohne an erster Stelle bei Luigi Chiala's „Lettere edite ed inedite di Camillo Cavour“\*) zu verweilen? Mit dem i. J. 1887 erschienenen sechsten Bande hat der bekannte piemontesische Deputirte eine Aufgabe zu Ende gebracht, an der er ein gut Theil des letzten Jahrzehnts arbeitete. Dieses Werk enthält eine Fülle von Documenten zur Lebensgeschichte Cavours und wird neben den 11 Bänden der Reden, die Turins großer Sohn im subalpinen Parlament gehalten und die die italienische Kammer veröffentlicht hat\*\*), das Hauptmaterial für den zukünftigen Biographen Cavours bilden. Dem fünften Bande seines Werkes hat Chiala eine höchst interessante Studie vorausgeschickt, der er den Titel gegeben „Nuovi ragguagli e documenti sulla vita di Camillo Cavour“ und in der er vor uns ein Jugendportrait seines Helden ausführt. Fügt man zu Chiala's Forschungen die von Antonio Manzo herausgegebenen „Ricordi di Ercole Ricotti,“\*\*\*), diese Memoiren eines jüngeren piemontesischen Zeitgenossen Cavours, und die in rascher Folge nach einander erschienenen beiden Werke des Erministers Domenico Verti „Il Conte di Cavour avanti il 1848“ und „Diario inedito con note autobiografiche del Conte di Cavour“ †), so hat man eine Fülle neuen Materials vor sich, aus dem sich wie von selbst ein reizendes Bild von Cavours Jugend zusammensetzt. An der Hand dieser literarischen Hilfsmittel wollen wir versuchen, manches aus dem Leben Cavours zu erzählen, was auch denjenigen Lesern dieser Zeitschrift, die Treitschkes und Speyers, De la Rives und De Mazades, Massaris und Bonghis Cavour-Biographien gelesen haben, unbekannt sein mag. Wie hätten auch Andere als jene Piemontesen, als Chiala und Verti, so sehr in die intimsten Einzelheiten im Leben des großen Piemontesen eindringen sollen? Aus diesen Schriften weht uns der Hauch des herzlichsten Zusammenseins der Autoren mit ihrem Helden entgegen. Diese Piemontesen schöpften nicht weniger aus Familientraditionen des Cavour'schen Hauses als aus Büchern.

Der Name Cavour ist längst ausgestorben. Und todt ist nun auch seit mehreren Jahren die Marchesa Giuseppina Alfieri, geborene Cavour, die ihren Oheim in seinen letzten Tagen pflegte und seine Erbin war. So setz

\*) L. Roux e Comp., Editori. Torino.

\*\*) Discorsi parlamentari del Conte Cavour. Roma, Eredi Botta.

\*\*\*) Roux e Favale, Torino.

†) Voghera, Roma.



lich noch der Cavour'sche Stamm, wenn auch nicht der Name, in den zwei Töchtern jener Marchesa fort, deren eine, die ältere, seit vielen Jahren mit dem früheren Minister des Aeußeren Marchese Emilio Visconti-Venosta verheiratet ist und in Mailand lebt, während die jüngere unvermählt im Hause ihres Vaters in Florenz lebt. Diese Sprossen des Hauses Cavour hüten in dem Schlosse zu Santena, das in der Familiengruft die sterblichen Reste des großen Todten birgt, mit einer des Dahingeshiedenen würdigen Pietät alle Papiere, die sich auf die Geschichte Cavour's und seines Hauses beziehen. Aus diesen vergilbten Blättern hat namentlich Verti geschöpft, und er hat uns nun in Cavour einen lebenswürdigen, ja reizenden Knaben, einen echter Begeisterung fähigen, auch in seiner Unreife höchst anziehenden Jüngling kennen gelehrt. Ein heiterer Genius offenbarte sich schon in dem jungen Cavour. Viele seiner Biographen heben hervor, daß er, wie so manche andere große Männer, die bedeutendsten Anregungen seiner Mutter zu danken hatte.

Betreten wir für einen Augenblick das Cavour'sche Haus in Turin. Als Patriarchin desselben waltet die Marchesa Filippina di Cavour, die Großmutter der beiden Brüder Gustavo und Camillo Cavour. Die Kinder nannten sie stets „Marina“. Das war altpiemontesischer Brauch — die Großmutter pflegte nämlich Pathenstelle bei den Enkeln zu haben, und aus „Matrina“ (Pathin) ist das Kosewort „Marina“ entstanden. Diese seines Vaters Mutter erlebte, da sie erst im Jahre 1849 starb, den Ruhm des Enkels. Eine geborene di Sales, war sie eine Nachkommnin des heiligen Franz von Sales. An den Ufern des Sees von Annecy in Savoyen, wo der schwärmerische Heilige aufwuchs, war sie in dem Schlosse von Duingt geboren, dessen graue Mauern und Thürme schon Jahrhunderte alt waren, als der zukünftige Held der Kirche in ihrem Schatten grübelte. Der kleine Cavour rühmte sich nicht wenig dieser seiner Verwandtschaft mit dem Heiligen. Als Marina, ein junges Wesen noch, dem Manne „ihrer Wahl“ — sie hatte Filippo di Cavour erst vor dem Traualtar kennen gelernt — in den Palazzo Cavour nach Turin folgte, hatte sie, gleichsam um unter dem Schutze ihres Ahnen, des Heiligen, in ihr neues Heim einzuziehen, ein silbernes Waschbecken mitgenommen, das einst im Besitze desselben gewesen; aber sobald die Wogen der französischen Revolution über die piemontesische Monarchie hereinbrachen, verkaufte sie die Kostbarkeiten ihres Hauses und händigte die 250 Francs, die sie aus dem silbernen Erbstück erlöste, ihrem 16jährigen Sohne ein, als derselbe in die französische Invasionsarmee eintrat und sich ins Feldlager des Generals Berthier begab. Cavour spricht einmal von seiner Großmutter als von dem „angelo consolatore della famiglia“ (Trostengel der Familie).

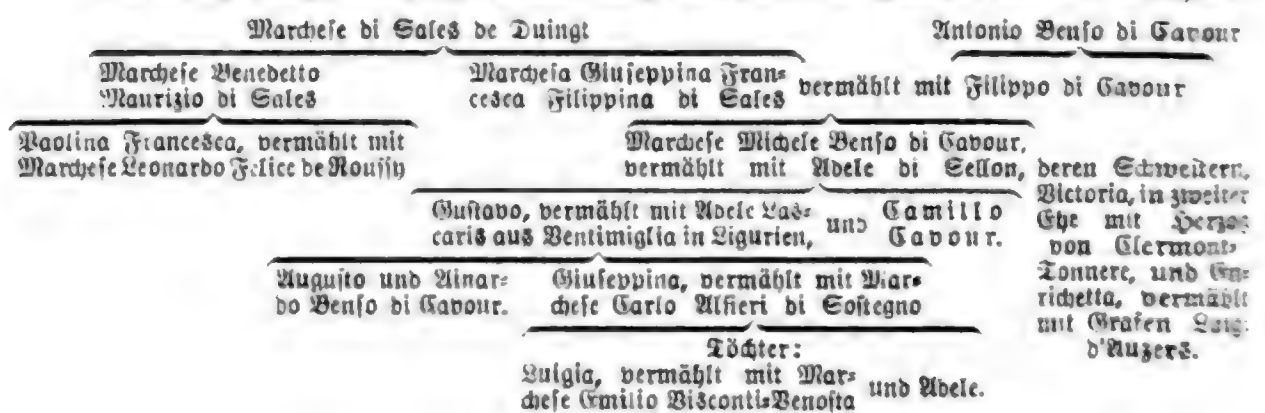
Wir sagten es schon — Großpapa und Großmama hatten sich erst am Hochzeitstage kennen gelernt. Gott Hymen hat den Cavour's überhaupt manchen Schabernack gespielt. Der Staatsmann, Camillo, starb im Cölibat, da er nicht viel Glück in der Liebe hatte. Und sein Vater, der

Marchese Michele Benso di Cavour, kam gleichfalls auf merkwürdige Weise zu seiner Frau, Adele di Sellon aus Genf. Zur Herstellung seiner Gesundheit in der Stadt Calvins weilend, verliebt sich der katholische Adelige, in das protestantische Haus des Grafen Sellon eingeführt, in dessen älteste Tochter, die schöne Victoria. Diese erwidert die Neigung nicht, und so nimmt der Marchese mit der Hand der weniger spröden Schwester der Angebeteten, der weniger schönen Adele, vorlieb. Viktoria aber ward die Liebesbeute eines rohen Gejellen, des Barons della Turbia, von dem sie sich dann trennen mußte.

Im Palazzo Cavour in Turin ging es sehr lebhaft zu. Das war ein Familienstaat, der sich fast selbst genügte. Schon als Marina von Anney nach Turin übersiedelt war, fand sie nicht weniger als drei Schwäger und acht Schwägerinnen im Hause vor. Und auch unser Camillo wuchs unter vielen Verwandten auf, die den Jungen verhätschelten. Tante Victoria hatte ein zweites Eheglück an der Seite des Herzogs von Clermont-Tonnere gefunden, und eine andere Schwester von Cavour's Mutter war mit dem Grafen d'Azers vermählt\*). Sie alle wohnten zeitweise zusammen im Palazzo Cavour, und dazu kamen noch zwei Brüder von Camillo's Vater. Und außer in Turin hatten Camillo und dessen älterer Bruder Gustavo noch eine zweite Heimat in Genf. Es war das Haus ihres Onkels di Sellon. Dort war es auch, wo Camillo den Freundesbund mit August de la Rive, dem Genfer Gelehrten, und dessen noch heute lebenden Sohne William schloß, welcher letzterer bald nach dem Tode unseres Staatsmannes der Welt seine Erinnerungen an denselben, seine fesselnden „Récits et souvenirs“ mittheilte.

Camillo Cavour war ein frühreifer Knabe, frühreif und doch kindlich. Zuweilen heftig, aber bald wiederum besänftigt, von dem abstracten Unterricht leicht gelangweilt. Marina und Mutter waren die ersten Lehrerinnen unseres UGC-Schützen. Dieser sprach und schrieb in seiner Jugend nur französisch. Er wird bereits in den politischen Circeln Turins durch seinen Geist hervorragen und eine edle Beredtjamkeit entfalten — er wird von einem einigen Italien träumen, und doch noch, um seinen Gedanken einen eleganten Aus-

\*) Die folgende genealogische Tabelle mag den Lesern die Familie Cavour vorführen:



druck zu geben, zum Französischen seine Zuflucht nehmen. Er so wie sein Bruder Gustavo machten ihre ersten schriftstellerischen Versuche in französischer Sprache. Das war in den politischen und socialen Verhältnissen Piemonts gelegen, welches Land damals auch in geistiger Beziehung von Frankreich abhing.

Zehn Jahre alt, bezog Camillo die Militärakademie in Turin, an der die Söhne aus den Adelsfamilien Piemonts, die einst die soldatische Laufbahn einschlagen sollten, studirten. Die militärische Disciplin behagte seinem freien Geiste nicht allzusehr. Auf dem „Tagesbefehl“ figurirt jedoch sein Name nicht selten in der Rubrik „Ehrenvolle Erwähnung“. Sie und da gab's aber auch „Strafen“. Im Tagesbefehl vom 7. Februar 1821 heißt es: „Die ungünstige rothe Note in der Klasse der Calligraphie hat das Aergerniß der Vorgesetzten des Herrn Cavour hervorgerufen.“ „Rothe Note“ — so genannt, weil auf ein rothes Blatt hingeschrieben. Freilich hat sich „Herr“ Cavour — er stand damals im 11. Lebensjahre — am 14. Februar die rothe Note verbessert, und so darf er wieder in den Conversationsjaal kommen und sich von seinen Verwandten zum Spaziergange abholen lassen. Manchmal giebt's aber sogar Arrest, denn Camillo hat auf gewisse Fragen seiner Lehrer anmaßend geantwortet. Er spielt fleißig Violine und macht der Mutter Mittheilung über seine Fortschritte in der Musik. In der Uniform ist's ihm nicht ganz wohl. Er schreibt an die Tante: „Wenn diese zwei Jahre, die ich noch in der Akademie zubringen muß, vorüber sind, dann gehe ich nach Boccage, und dort unter allen meinen Verwandten genieße ich die Freuden, deren ich mich hier beraubt sehe.“ Im Tagesbefehl vom 8. Januar 1823 heißt es: „Herrn Cavour ist es verboten, in Zukunft an den theatralischen Uebungen theilzunehmen.“ Was für ein Verbrechen hat denn der junge Herr begangen? Unter Leitung eines Professors der Anstalt hatten die Zöglinge ein Schauspiel aufgeführt, und da verlegte Camillo seine Vorgesetzten durch die Art seines Auftretens. Bald darauf aber zeichnete er sich in dem Schwanke „I Poëti ai campi Elisei“ aus; er gab den Genius Italiens, stieg als geflügelte Erscheinung von der Höhe hernieder und verkündete unter Anrufung der Dichter Alfieri und Metastasio die zukünftige Größe des Vaterlandes. Im Tagesbefehl vom 12. August 1823 heißt es: „Der Herr Zögling wird sich unmittelbar in den großen Arrest verfügen, denn er hat sich gewisse Schriften ohne Erlaubniß seiner Vorgesetzten verschafft.“ „Gewisse Schriften“ — durch seinen Bruder Gustavo nämlich hatte er sich allerlei verbotene Frucht, wie die „Débats“ und die „Gazette de France“ in die Akademie einschmuggeln lassen. So groß war schon das Interesse des Dreizehnjährigen für Politik.

14 Jahre alt, ward Camillo Page Carlo Albertos, Prinzen von Carignano. Da mußte er, wenn auch wider Willen, manchmal, um seinen Dienst zu machen, zu Hofe gehen. Er fühlte sich im Pagenkleide wie in einer Zwangsjacke. Als er zum ersten Mal in seinem Prachtgewande bei Hofe

erschien und der Stallmeister des Prinzen auf ihn zukam und ihn beglückwünschte, da erwiderte Camillo nach einer wohlverbürgten Versicherung, es verdriesse ihn genug, „die Livrée“ tragen zu müssen. Deffentlich pries er Benjamin Franklin als einen Pionier der Freiheit und zollte Bewunderung dem Andenken eines piemontesischen Edelmannes, der in Griechenland für die Freiheit gestorben war.

Diese seine revolutionäre Haltung verlegte bei Hofe; aber auch in der Akademie erregte er durch seine angebliche Anmaßung Aergerniß. Eines Tages trug Professor Plana Mathematik vor, und da Camillo mit Leichtigkeit schwere algebraische Probleme löste, prophezeite ihm sein Lehrer, er werde ein zweiter Lagrange werden. Da antwortete, wie dies ein alter Schulcollege Cavour's zu erzählen weiß, der Knabe: „Die Welt hat keine Zeit mehr für Mathematik; man muß sich fortan mit politischer Oekonomie beschäftigen. Die Welt schreitet fort. Ich hoffe, unser Land eines Tages von einer Constitution regiert zu sehen. Wer weiß, ob ich nicht gar noch Minister werde?“ Der noch heute lebende greise General Della Rocca, ein anderer Schulcollege Cavour's, war Zeuge dessen, wie sich dieser seinem Lehrer, dem Abbé Frézet, gegenüber in freidenkerische Aeußerungen erging, worauf Se. Hochwürden aufbrausend bemerkte: „Schweigen Sie, impertinenter, dünkelfaster Junge Sie!“ Camillo besaß jene Anmaßung, die sich der Kraft bemächtigt, die im engen Gefäße gährt und die Hülle, die sie einschließt, zu sprengen sucht.

Er hatte unter allen Zöglingen das beste Examen gemacht, verließ, 16 Jahre alt, als Genie-Lieutenant die Akademie und warf gleichzeitig sein Pagenkleid von sich. „Endlich“, so äußerte er sich „darf ich diese Krebslivrée weglegen“, und später sagte er einmal: „Lakaien waren wir, und Lakaienkleider trugen wir. Ich ward roth vor Schande, wenn ich es anlegte.“

Der Lieutenant wurde dem Geniecorps in Turin zum Dienste zugetheilt. Neben Mathematik beschäftigten ihn ganz besonders die socialen Wissenschaften. Er schreibt an seinen Onkel di Sella in Genf:

„Ich hege für die mathematischen und mechanischen Wissenschaften das größte Interesse. Aber für ganz besonders nützlich halte ich das tiefe Studium der Geschichte und der Sprachen. Ich glaube, daß Derjenige, welcher sich einen Namen machen und über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben will, seine Aufmerksamkeit nicht auf zu viele Gegenstände richten sollte. Die Sonnenstrahlen, auf eine Linse gesammelt, verbrennen sogar das Holz, während sie keine Wirkung hervorrufen, sobald sie sich da und dort zerstreuen.“

Ueber die ernstesten Probleme verbreitet er sich in den Briefen an seinen Onkel di Sella. Spiel, Duell, Todesstrafe, ewiger Friede, internationales Schiedsgericht, und andere wichtige Zeitfragen erörtern Onkel und Nefte unter einander. Der erstere lebt in einer Welt edler Illusionen und schwärmt für die Abschaffung der Todesstrafe und des Krieges und für die Einführung eines Areopags, der die Streitigkeiten zwischen den Völkern auszutragen hätte.

Der Reife jedoch, ein mehr realistisch angelegter Denker, meint, die Zeit sei noch nicht reif für die Verwirklichung solch humanitärer Träume. Ein tiefer Ernst äußert sich in den Briefen des Jünglings. Er beklagt sich über die Schaltheit des gesellschaftlichen Lebens in den Turiner Salons. Von der absolutistischen Wirthschaft in Piemont wendet er seinen Blick hinweg zu dem bewegten politischen Treiben in Frankreich und England. Gern ging er nach Genf. Dort fand er französisches und englisches Geistesleben. Ueber alle wichtigen Erlebnisse machte er sich Aufzeichnungen in französischer Sprache. In der Person Cavour's lag die Zukunft Italiens. Nicht aus dem entnervten und ungeordneten Süden, aus dem geistesstarken und geordneten Norden sollte Italien sein Heil kommen. Cavour war seiner Bildung nach eine mehr westeuropäische als südliche Natur. Der Mann, der berufen war, sein Vaterland aus der particularistischen Erniedrigung zum Niveau einer modernen Staatsmacht emporzuheben, ging bei den Geistern Frankreichs und Englands in die Schule und besaß in seiner Jugend die geringste Kenntniß der italienischen Literatur. Während eines halbjährigen Aufenthaltes in Ventimiglia vertiefte er sich in die Schriften Guizots, Benjamin Constants, Chateaubriands, der Staël und Lamartines; daneben studirte er die Werke Hallams, Humes und Adam Smith's.

War er auch weniger radical als sein Onkel di Sella, so war er doch innerhalb seiner engeren Familie auf der äußersten Linken. Der Direction des Geniecorps in Genua zugetheilt, nimmt er im Jahre 1830, ein zwanzigjähriger Jüngling, mit Freuden die Nachricht von der Juli-Revolution entgegen und triumphirt über das den Bourbonen gewordene Schicksal. Aber darum befand er sich doch nicht immer im Einverständnisse mit den Koryphäen der „Giovine Italia“, deren Organ das genuesische Journal „L'Indicatore“, war. Denn schon damals bildete er sich zu den Grundsätzen des „Juste milieu“ aus. Er schwärmte nicht für die Revolution und wünschte vielmehr, daß sich Menschen und Staaten stetig entwickelten, die geschichtlichen Ueberlieferungen im Geiste des Fortschrittes modificirten, mit bestehenden Mißständen womöglich durch gesetzliche Mittel aufräumten, jedoch nie ein altes Verbrechen durch ein neues zu beseitigen suchten. Er meinte, es müsse die Revolution der Ideen der Thaten vorausgehen, denn ein ungepflügter Boden nehme auch die edelsten Saaten in sich nicht auf. In Genua kam ihm der Gedanke, der militärischen Laufbahn zu entsagen und sich der Landwirthschaft zu widmen. Der Vater geht auf den Wunsch des Sohnes ein und kauft ihm das kleine Gut Torrone in der Nähe seines Familiengutes Veri. Dieses Project hatte er ihm mit folgendem Schreiben angekündigt: „Wenn Du Dich der Landwirthschaft ergeben und Eigenthümer werden willst, so will ich Dich in Deinen Vorsätzen unterstützen — — — Du kannst Dein Gut mit eigener Hand bewirthschaften, und, damit Du für Neueinrichtung desselben keine Ausgaben machest, in Veri wohnen. Ich sage Dir, dieses Eigenthum wird Dich für den Augenblick nicht wohlhabender machen; ja es

könnte Dir sogar ein, wenn auch nicht beträchtliches, Deficit bringen. Dein Einkommen würde Dir freilich nicht gestatten, Dir einen Diener zu halten. General Sambuy hatte mit fünfzig Jahren keinen solchen. Willst Du Geld bei Seite legen, so mußt Du sorg wirthschaften und Dir ohne Pferd und Fuhrwerk forthelfen . . . Bist Du einmal mit fünfundzwanzig Jahren kein Mann, so bist Du es nie.“

Bedeutungsvoll für sein Leben ward ihm die Freundschaft, die ihn mit Severino Cassio und Pietro di Santa Rosa verband. Ersterer weist einmal in einem Briefe an Cavour auf „die heilige nationale Sache hin, der sie beide zu dienen berufen wären“ — — *la santa causa, che abbiamo ardentamente abbracciato. . . .* „O daß wir doch gemeinsam durch ganz Italien wandern könnten, um unseres Vaterlandes Einrichtungen, Bedürfnisse, Meinungen und Secten zu prüfen.“ Als Santa Rosa im Jahre 1833 Italien bereiste, theilte er dem Freunde nach Turin in ausführlichen Briefen seine Eindrücke von den Personen mit, denen er begegnete. „Gewiß interessiren Dich doch mehr die Menschen als die Dinge, wiewohl ich ganz gut weiß, daß Du auch auf die Dinge schaust, da man durch sie die Menschen besser kennen lernt.“ In der That packten Cavour mehr die Menschen als die Dinge — er sagte einmal später von dem ihm befreundeten jüngeren Bolognesen Marco Minghetti, dieser kenne Italien, er (Cavour) aber kenne die Italiener. Er nahm an den Personen mehr Antheil als an den Sachen, und als das Sachlichste im Menschen erschien ihm der in diesem vorhandene nationale Trieb. In jedem seiner Landsleute sah er ein Element, um das große nationale Gebäude Italien aufzuführen. Santa Rosa schilderte ihm die hervorragenden Menschen Italiens, damit Cavour so in die Lage gesetzt würde, sich seine gegenwärtigen und zukünftigen Mitkämpfer und Widersacher vorzustellen. In Florenz berauscht sich der Freund an „dieser klassischen Stadt der Erinnerungen, diesem symbolischen Tempel des Mittelalters, dieser wahren Kosmopolis“; in Venedig ruft er mit patriotischer Genugthuung aus: „Wie ist doch dieses Italien schön — — Unsere Vorfahren, die so Großes vollbracht, müssen doch wacker und tüchtig gewesen sein! Die einzelnen Städte, die einst Municipien bildeten und sich gegenseitig zerfleichten, sehen aus wie eben so viele Hauptstädte großer Reiche. . .“

Cavour wählte sich den Freund zum Reisegefährten, als er später nach Paris und London aufbrach, um sich in diesen großen gesellschaftlichen und politischen Centren für seine staatsmännische Laufbahn vorzubereiten.

Er empfand das Bedürfniß, sich von den kleinlichen Verhältnissen Turins in die weite See eines bewegteren Lebens hinauszuwagen, in welchem Individualitäten und Parteien mit offenerem Visir mit einander kämpften als in Piemont, wo ein politisches Regiment herrschte, das aus der heftigen Umarmung von Pfaffenhum und Bureaucratie hervorgegangen war. Ein Ragenjammer hatte sich seiner in Turin bemächtigt. Er gab sich, da ihm bei den erbärmlichen Verhältnissen des Staates und der Gesellschaft keine

Gelegenheit zu ernsterer Bethätigung geboten war, eine Zeit lang dem Spiele und schalen Genüssen hin. Im Februar 1836 schreibt er in sein Tagebuch: „Trotzdem ich mir vorgenommen hatte, es nicht mehr zu thun, bin ich doch wieder im Caffee Fiorio gewesen, wo ich 1200 Francs verloren habe. Ich schäme mich meiner Schwäche und übernehme hiermit zur Strafe für meine Unvorsichtigkeit die formelle Verpflichtung, nimmermehr, wo immer es auch sei, so hoch zu spielen, bevor ich im Besitze eines Vermögens bin, das mich unabhängig macht . . .“ Und ein anderes Mal schreibt er, auf einer Reise durch Oesterreich dem Gesichtskreise der Heimat entrückt: „Ich verließ Turin, um für den Augenblick wenigstens diesem Leben eines erschlaffenden Müßiggangs und zweckloser Agitationen ein Ende zu machen — diesem Leben, das nur durch die erniedrigenden und herabwürdigenden Aufregungen des Spiels eine Abwechslung erfährt . . . Ich vernachlässige die Studien und lasse alle meine intellectuellen Qualitäten brach liegen; meine moralischen Fähigkeiten verschlechtern sich. Wohin soll das führen? Die elende Spielsucht erniedrigt, wen sie beherrscht, nicht nur in den Augen des Publikums, sondern auch in den eigenen . . .“ Aber es bestätigte sich an ihm, daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Als er i. J. 1840 in Paris weilte, fühlte er sich wieder versucht, zu spielen. Paris war à la Hausse gestimmt, man sprach von einem bevorstehenden Orientkriege. Cavour verlor 20 000 Francs. Das bringt ihn zur Verzweiflung, und reuevoll schüttet der Dreißigjährige sein Herz vor dem Vater aus. Er wolle, sagt er, auf die Ehe verzichten, und das um so mehr, als er mit seinem etwas ungleichen Charakter ein Weib nicht zu beglücken vermöchte; er wolle in Zukunft die Börse wie eine Hölle fliehen — „ich habe 20 000 Francs verloren, aber an Erfahrung gewonnen; ich habe einen Entschluß gefaßt, der mehr als eine Million wiegt.“ Darauf schrieb ihm der Vater: „Jetzt, mein guter Sohn, ist das Uebel geschehen — Du hältst Dich für den einzigen jungen Mann, der berufen sei, im Sturm Minister, Bankier, Industrieller, Speculant zu werden. Eigenliebe macht es, daß Du Dich für unfehlbar hältst . . . Ohne Zweifel wirst Du einst eine ausgezeichnete Stelle in der Welt einnehmen, wenn Du nur etwas weniger von Deiner Ueberlegenheit überzeugt sein wolltest.“

Auf den Reisen, die er mit Santa Rosa nach Frankreich und England machte, kam ihm die moderne Civilisation in ihrer vornehmsten Aeußerung als westeuropäische Ordnung, westeuropäische Freiheit, westeuropäisches Geistesleben zum Bewußtsein. Und so groß ward seine Vorliebe für Paris und London, daß man ihm zuerst Gallicismus und dann Anglomanie zum Vorwurfe machte. Er kommt einmal in seinem Tagebuche auf den großen italienischen Naturforscher Melloni zu sprechen und sagt: „Melloni lebt als Verbannter in Paris . . . Armes Italien! Deine ausgezeichnetsten Söhne werden in die Fremde gejagt — den Fremden müssen sie die Hervorbringungen ihres Genies und den Glanz ihres Ruhmes darbieten!“

In London feierte man den 25 jährigen Piemontesen auf alle Weise und stellte ihm eine große Zukunft in Aussicht. Bei einem Festessen der geographischen Gesellschaft ward ihm der Ehrenplatz zugewiesen . . . Auf einen ihm ausgebrachten Toast erwiderte er ex improviso. „Das war,“ schreibt er, „mein Maiden-Speech. Der Secretär der Gesellschaft antwortete mir mit einem bedeutungsvollen Lächeln und sagte, er hoffe, daß sei das erste Debut einer langen Laufbahn.“ Cavour hatte Empfehlungsschreiben an berühmte Männer der Themse-Stadt mitgenommen, aber nicht Alle scheinen ihm gleich wohlwollend entgegengekommen zu sein. „Ich mache in London die Erfahrung, daß Empfehlungsbriefe im Allgemeinen eher schaden als nützen. Derselbe Mensch, der sich für uns um unserer persönlichen Eigenschaften willen bemüht, flieht uns, sobald er Verpflichtungen gegen uns zu haben glaubt.“

Faraday, damals Lehrer an der „Royal Institution,“ hatte sich bereits durch seine chemischen und physikalischen Untersuchungen einen Namen auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus gemacht. Cavour schildert seinen Besuch bei diesem berühmten Naturforscher folgendermaßen: „Wir trafen Faraday an, wie er sich gerade vom Tische erhob. Er war ohne Gilet und hatte einen alten schlechten Rock an; er machte einen etwas uniaubern Eindruck und hatte ganz das Aussehen eines Gelehrten aus dem sechzehnten Jahrhundert. Er empfing mich höflich, aber unsere Unterhaltung dauerte nicht lange, denn er konnte sich nur schwer französisch ausdrücken; und ich wieder hatte mein Kreuz, um mich in englischer Sprache verständlich zu machen. So scherzte er denn unter stetem Lächeln mit Brockedon (in dessen Begleitung Cavour war), mit dem er intim ist. Faraday war sehr lustig, sehr malitiös, ein bon enfant. Er hat keine Spur von dem Hochmuthe eines Gelehrten an sich, er ist vielmehr ein good natured fellow. Seine Figur ist nicht schön, aber er ist voller Leben und Geist. Man sieht, daß er eine große Leichtigkeit der Auffassung und eine sichere Definitionsgabe besitzt. Diese beiden Eigenschaften leiten ihn fast instinctiv zu den großen Entdeckungen an, mit denen er die Wissenschaft bereichert.“ Mit aller Lebhaftigkeit schildert Cavour ein Diner im Hause des Buchhändlers Murray.

In London verschaffte er sich einen tieferen Einblick in die politische Oekonomie. Unter sachverständiger Führung besuchte er allerlei industrielle Etablissements, Schulen, Kerker, Asyle und Armenhäuser. Er meinte, der moderne Staat sei berufen, Philanthropie zu üben, und darum studirte er diesen Zweig des öffentlichen Lebens, der schon damals in der Themsestadt reiche Blüthen trieb. Er machte Ausflüge nach Windsor, Orford, Stratford, der Heimat Shakespeares. Denn dieser britische Dichter war der poetische Heilige seines Lebens. Dantes „Divina Commedia“ hat er nie gelesen, zu dem Grabe des dämonischen Florentiners nach Ravenna war er nie gepilgert, aber den großen Briten las er immer und immer wieder, und so hatte er das Bedürfniß, seine Andacht an der Wiege des Dichters zu verrichten. Die tiefpsychologische Motivirung der Charaktere und Handlungen



bei Shakespeare zog ihn mächtig an, und noch in späteren Jahren pflegte er von seiner Loge im Carignano-Theater zu Turin mit gespannter Aufmerksamkeit der Aufführung Shakespeare'scher Stücke und zumal dem Auftreten Ernesto Rossi zu folgen. Nicht mit Unrecht hat dieser berühmte italienische Schauspieler in seinen vor einigen Jahren erschienenen „Quarant' anni di vita artistica“ bemerkt, die italienische Bühne läge heute nicht so sehr darnieder, wenn es Cavour vergönnt gewesen wäre, die Formation des nationalen Einheitsstaates um einige Zeit zu überleben und die künstlerischen Einrichtungen des Königreichs ein wenig zu reorganisiren. Gern ermunterte Cavour, als er Ministerpräsident war, die an ihn empfohlenen Schauspieler, es mit den besten Stücken der Dichter von jenseits der Alpen zu versuchen, um so den Geschmack der Bewunderer Pulcinellos zu verbessern. So sehr er sich auch in späteren Jahren rühmte, daß er kein Schöngeist sei, so besaß er doch aesthetische Anlagen und Neigungen. Nach italienischer Gewohnheit empfing er die Diplomaten in der Loge und verhandelte, wie wir dies aus den Memoiren Michelangelo Castellis erfahren, sogar im Theater über wichtige Staatsgeschäfte. Hatte er als eine heitere praktische Natur auch wenig Sinn für das diabolische Pathos Dantes und die narkotische Würze der von patriotischen Schmerzensschreien erfüllten Dichtungen Leopardis, so schlürfte er doch gern den milden Honigseim der Poesien Manzonis und die berauschende Blume der Opern Verdis, den der spätere Minister aus Bewunderung seiner Musik sogar für ein Deputirtenmandat vorschlug, wobei er die witzige Bemerkung machte, „Italien sei durch Harmonie entstanden, und so solle der Meister der Harmonien im Parlament nicht fehlen.“

Er war tief durchdrungen von dem Werthe der Bühne als einer ein Volk erziehenden nationalen Institution. Und darum seine Abneigung gegen ein frivoles oder nur auf Sensation und Schauer berechnetes Theater.

Als er den Winter 1842/43 in Paris weilte, lauſchte er nicht selten dem Spiele der Naville und der Rachel, ohne sich jedoch, wie Andere es thaten, einem an Fetischismus grenzenden Kultus der letzteren hinzugeben. Er fand keinen Gefallen daran, daß sich die Rachel, um Effect zu machen, zu Stücken herabließ, die er einer solchen Tragödin nicht würdig fand. Eine große künstlerische Interpretin sollte sich, so meinte er, von einem großen Dichter fortreißen lassen, nicht aber banalen Effectstücken durch ihre Kunst zum Leben verhelfen.

Am 15. November 1842 schreibt Cavour, anknüpfend an die Aufführung von Lemerciers „Frédégonde, la dame et la demoiselle“: „Nie in meinem Leben habe ich einer abscheulicheren Tragödie beigewohnt, als dieser Glender Vers; absurde Intriguen, überspannte Charaktere — absolut uninteressant. Mademoiselle Rachel machte sich trotz ihres großen Talents schwer verständlich. Sie war unausstehlich, da sie sich Gewalt anthat, um den Haß und die Grausamkeit getreu darzustellen. Ich begreife es nicht, weshalb Mlle. Rachel dieses schreckliche Stück gewählt hat, es sei denn, daß sie sich

versucht fühlte, zu sehen, wie weit der Triumph ihres Talents gehe, um Schwierigkeiten jeder Art zu überwinden. Sie hat uns vielleicht zeigen wollen, daß sie die thörichtesten und geschmacklosesten Dinge plausibel zu machen weiß. Sie hat ihre Eitelkeit auf Kosten der Kunst und ihres wahren Ruhmes befriedigt . . . Sie hat in der Uebertreibung der Leidenschaften ein neues Mittel zur Entfaltung ihres Talents zu finden geglaubt. Aber indem sie mit Gewalt leidenschaftlich sein wollte, ist sie aus der praktischen Natur herausgetreten und hat sich in eine exceptionelle Welt begeben, die zwar wahr sein mag, die man aber nur mit Schaudern sieht. . . . Indem sie die Grenzen überschritt, hat sie nur peinliches Erstaunen statt jener Bewunderung hervorgerufen, die sie sich sonst so gut zu verschaffen weiß. Das wahre Motiv, das sie veranlaßte, diese traurige Tragödie neu zu beleben, mag man jedoch vielleicht in dem Umstande sehen, daß das Costüm Fredegundes ihr entzückend sitzt — sie ist eben trotz ihres Genies noch mehr Frau als Schauspielerin.“ Das war eine der wenigen Theater-Kritiken, die Cavour, wenn auch nicht für die Oeffentlichkeit, geschrieben hat. Aber im ganzen war er doch kein Theaterfer.

Im Verkehr mit Männern, wie Sainte-Beuve, dem Herzog von Broglie, Thiers, Haussionville, dem Grafen de Molé und anderen hochgebildeten Geistern verfeinerte sich das aesthetische Gewissen des mehr dem praktischen Leben zugewendeten jungen Italieners. Dabei aber ging er in der Stadt an der Seine, in welcher er eine Schaubühne der Welt sah, zu vielen Dingen nach, um dort ausschließlich künstlerische Reigungen in sich aufkommen zu lassen. Er eilte von einem Hörsaale in den anderen, um sich mit den bedeutendsten Lehrern des Collège de France und der Sorbonne bekannt zu machen. Er hörte bei Roger-Collard über Völkerrecht, bei Lenormand über Geschichte des Orients, bei Jules Simon über die Schule von Alexandrien. Er hörte bei Michelet, Ozanam, Gérusez und Quinet. Mit besonderem Interesse folgte er den juristischen Vorlesungen Pellegrino Rossi — des Italieners, der später einen so edlen Antheil an den nationalen Bestrebungen seines Vaterlandes nehmen und als Märtyrer der gemäßigten Sache in Rom meuchlings ermordet werden sollte. Der Philosoph Cousin äußerte sich dem jungen Piemontesen gegenüber mit Sympathie über Piemont. Damals lebte auch Adam Mickiewicz in Paris, und in diesem Dichter verehrte Cavour die Sache Polens.

In Gesellschaft August de la Rives ging er wieder nach London. Von der Galerie des Parlaments schaute er auf das Treiben des Unterhauses hinab, und in dem Piemontesen erwachte der Wunsch, es möchte auch Sardinien eines Tages das Polizeiregiment mit einer parlamentarischen Regierung vertauschen und gar aus einem imposanten gewählten Vertretungskörper heraus statt des kleinen Sardinien das große Italien vor Europa zum Worte kommen. An der Themse lernte er sich für die freihändlerischen Ideen Cobdens begeistern. Er ward mit den Nachtheilen des Monopol-Systems vertraut

und hörte nicht mehr auf, über das schöne Pseudonym „Protectionismus“ zu spotten, unter dem sich der häßliche Begriff „Monopol“ berge. Er bewunderte Sir Robert Peel, der trotz der ihm hieraus erwachsenen Unpopularität von seinen veralteten wirthschaftlichen Anschauungen abgefallen war und sich zu den Ideen Cobdens bekehrte.

So gut wir auch schon bis jetzt mit Cavour's oekonomischen Anschauungen vertraut waren, so hat gerade nach dieser Richtung hin die Literatur in den letzten Jahren manche Bereicherung erfahren. Bemerkenswerthe Aussprüche über die wirthschaftlichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens finden sich in den Schriften und Reden Cavour's, und einen Auszug aus diesen hat Arturo Perrone unter dem Titel „Idee economiche del Conte di Cavour, tolte dai suoi scritti e discorsi parlamentari“\*) publicirt. Diejenigen Staatsmänner unserer Tage, die den Socialismus dadurch bekämpfen zu können glauben, daß sie zu den protectionistischen Ideen der Vorzeit zurückkehren, vertreiben den Teufel mit Beelzebub. Sie sollten sich aber des Ausspruchs Cavour's erinnern, den Perrone seiner Schrift als Motto voranschiebt: „Die socialistischen Doctrinen haben sich nur in den Ländern entwickelt, in denen die protectionistischen Ideen in die Gesetzgebung, in den Geist und in die Sitten der Menschen eingedrungen sind.“ Perrone's Schrift wird auf's beste ergänzt durch den umfangreichen Briefwechsel, den Cavour mit dem Genueser Bankier De la Rue unterhalten und den Amédée Bert unter dem Titel „Nouvelles lettres inédites recueillies et publiées avec notes historiques“\*\*) veröffentlicht hat. Emil de la Rue, an den diese Briefe gerichtet sind, war der Chef eines angesehenen, seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Genua etablirten Bankhauses, das der Genfer André de la Rue gegründet hatte. Während seines Aufenthaltes in Genua hatte der junge Cavour in dem gastfreundlichen Hause De la Rue's viel verkehrt. Der Bankier und der Staatsmann blieben dann durch ein viertel Jahrhundert in regem Briefwechsel mit einander. Dieser erstreckt sich auf den Zeitraum von 1836 bis 1861. Diejenigen, die, wie dies heutigen Tages, insbesondere in gewissen feudalen Ständen, üblich ist, gewöhnt sind, über den kaufmännischen Beruf die Nase zu rümpfen, mögen es sich gesagt sein lassen, daß Cavour einem Bankier seine gewichtigsten Lebenspläne mitzutheilen und sich in seinen Briefen an ihn, die zwar in erster Linie geschäftliche Fragen behandeln, auch über die politischen Probleme des Tages zu äußern pflegte. Er bediente sich der Vermittelung De la Rue's, als es i. J. 1851 galt, die große sardinisch-englische Anleihe mit dem Hause Hambro in London abzuschließen; er schickte den Freund nach Paris und Chambery i. J. 1855, als das Königreich Sardinien mit dem Hause Bartholony wegen der Fusion der sardinischen Eisenbahnen unterhandelte. Er holte sein Gutachten über

\*) Casanova, Torino. 1887.

\*\*) Roux e Comp., Editeurs, Turin. 1889.

landwirthschaftliche und commerzielle Unternehmungen ein und appellirte an ihn als an eine Autorität, wenn er nicht wußte, wie er, der Gutsbesitzer in Veri, seine Terrains ausnutzen, seinen Reis und sein Getreide verkaufen solle, oder wenn er irgend eine Bank zu gründen oder eine industrielle Gesellschaft ins Leben zu rufen wünschte.

Denn ehe Cavour der große Staatsmann war, beschäftigte er sich auf seinem Landgute Veri mit Reisbau, Cultivation der Zuckerrübe, Experimenten mit chemischem Dünger, Schaf- und Schweinezucht, und er stand diesem prosaischen Berufe durchaus nicht als gräßlicher Junker gegenüber, der das Geschäft verachtet und den Nutzen einsteckt und sagt „Non olet“. Der „gentleman farmer“, wie ein geistreicher Italiener ihn genannt hat, war schon früh Morgens bei der Arbeit anzutreffen, und so wurde der arme Edelmann mit dem prunkvollen Titel und der leeren Tasche nach und nach Millionär. Einst hatte er an seinen Freund de la Rive geschrieben: „Einmal in den Geschäften, werfe ich mich auch ganz und gar hinein. Außerdem zwingt mich meine Lage dazu — ich bin der Jüngere, was in einem aristokratisch constituirten Lande viel besagen will. Ich muß mir meine Lebensstellung im Schweiße meines Angesichtes schaffen. Für Die, welche mit Millionen spielen, ist es leicht, sich mit Wissenschaften und Theorien zu beschäftigen; wir anderen armen Teufel, wir jüngeren Söhne, müssen Blut und Wasser schwitzen, um einige Unabhängigkeit zu erringen.“ Damals fehlte ihm noch das Geld, um die Reiskfelder, die er eben gekauft hatte, zu bezahlen.

Tief durchdrungen von dem ethischen Werthe des Kaufmanns und der politischen Bedeutung der Industrie — der Industrie, die Europa aus dem feudalen Stadium in ein bürgerliches Zeitalter hinübergeleitet hat —, suchte er auch seine trägen Landsleute für industrielle Unternehmungen zu gewinnen. Das aber erweckte das Mißtrauen der sardinischen Regierung, „denn in Turin ahnte man“, wie Treitschke einmal sehr richtig bemerkt hat, „die Verwandtschaft des neuen Großgewerbes mit dem Liberalismus.“ Cavour's Leben ist ein Hymnus auf den kaufmännischen Beruf und die Industrie. Oft genug beklagte er sich zu dem Genueser Bankier darüber, daß Italien wirthschaftlich darniederliege. Er jagte sich, daß der Feudalismus im Bunde mit dem Clericalismus sein Vaterland erniedrigt habe und daß Handel und Industrie es wieder aufrichten werden. Mit Antonio Scialoja, Professor der Nationalökonomie an der Universität zu Turin, vertrat er in den Tagen, als doctrinäre Finsterlinge in Piemont das große Wort führten, die freihändlerischen Ideen Cobdens. Auf die Einladung jener Beiden hin kam der ausgezeichnete Brite nach Turin, und bei einem Bankett, das ihm zu Ehren von Cavour und Scialoja veranstaltet ward, fehlte es nicht an zündenden Toasten auf den Freihandel.

Scialoja feierte in Cobden Denjenigen, der die ökonomische Barbarei des Monopols zu Falle gebracht, und der Brite wiederum ließ den Genius Italiens hochleben, der so expansiv sei, daß ihm die Welt kaum genüge.

Welch' ein Werk des antiken Rom werde mit dem Durchstiche des Mont-Cenis wetteifern können? Er begrüße, sagte Cobden, dieses Project um so wärmer, als sich Italien und England hierdurch näher kommen würden. Cavour's Herz schlug bei diesen Worten höher, denn er erwartete viel von der Annäherung seines Vaterlandes an England und Frankreich. Diejenigen, die sich über die Gewerbefreiheit lustig zu machen pflegen, müssen, wie inferior sie auch einem Cavour gegenüber dastehen, in dem großen Staatsmanne, der dem Kunstwesen und der kastenmäßigen Classification der Stände nicht gewogen war, einen Manchestermann sehen. Aber dem Manchesterpolitiker wohnte doch ein tiefwurzelndes Gefühl von Manneswürde inne. Verleumder klagten ihn an, daß er aus seinem Ministerportefeuille Vortheile zu Gunsten seiner Tasche gezogen hätte. Während der Zeit, da er gleichzeitig Cabinetchef und Finanzminister war, schrieb er einmal, am 27. Februar 1853: „Lachen Sie denjenigen in's Gesicht, die Ihnen sagen, daß ich mich jetzt auch nur im geringsten mit irgend einem Geschäfte abgebe.“ Das ist derselbe Cavour, der ein ihm von Oesterreich aus gemachtes Anerbieten, sich an den Actien einer Eisenbahngesellschaft zu betheiligen, voll Indignation mit der telegraphischen Weisung ablehnte: „Je repousse l'offre que vous me faites avec le plus grand mépris.“ Schon im Jahre 1852 hatte er an die Herren K. N. in Newyork, die den Minister aufforderten, sich an gewissen geschäftlichen Speculationen zu betheiligen, geschrieben: „Sehr geehrte Herren! Indem ich Ihren Brief beantworte, spreche ich die Vermuthung aus, daß Ihnen meine Stellung als Minister nicht bekannt sei. Sonst hätten Sie es kaum versucht, mir Privatspeculationen anzubieten. Ich ersuche Sie, in Zukunft bessere Erkundigungen über die Fähigkeiten Ihrer Correspondenten einzuziehen und sich zu erinnern, daß die Minister, von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen, sich nur den öffentlichen Angelegenheiten widmen.“

Noch wenige Tage vor seinem Tode hatte Cavour das Bedürfnis, sich seinem Freunde De la Rue mitzutheilen. Dieser Brief vom 28. Mai 1861, in welchem der große Staatsmann auf die von seinem Finanzminister Bastogi in Angriff genommene Unification der Staatsschulden des Königreichs zu sprechen kommt, schließt aber mit den Worten: „Diese nicht enden wollende Parlamentssession ermüdet mich sehr. Ich habe nun des Guten genug.“ Einen Tag später erkrankte er, und am 6. Juni 1861 war der erst Fünfzigjährige eine Leiche.

Diese seine letzten Lebenstage und seinen Tod finden wir in fesselnder Weise in Michelangelo Castellis erst im Jahre 1888 von Luigi Chiala veröffentlichten Memoiren\*) geschildert. Castelli war für Cavour, was Eckermann für Goethe. Geboren zu Racconigi im Jahre 1808, lernte er in Turin frühzeitig den etwas jüngeren Cavour kennen. Erst den Ideen Mazzini's zugethan, bekehrte er sich unter dem Einflusse des Freundes zu gemäßigteren Grundsätzen. In dem von Cavour begründeten Journal „Il

\*) Ricordi di Castelli. L. Roux. Torino 1888.

Risorgimento“ legte er diese seine Anschauungen nieder. Dann saß er als Parteigenosse Cavour's in der Kammer. Er hatte als dessen intimer Freund eine gewisse lindernde Macht über seinen ungezügeln Geist. Cavour verzehrte sich im Dienste des Vaterlandes, während das bescheidenere Licht Castelli's, Licht vom Lichte Cavour's, noch ruhig in eine neue Zeit hinüberdämmerte, in welcher der Name des großen Freundes bereits von historischem Ruhm verklärt war. Er starb im Jahre 1875 zu Turin, und bis in die letzten Tage seines Lebens arbeitete er an seinen Aufzeichnungen. So liegt auf diesen Memoiren, die erst dreizehn Jahre nach Castelli's Tode an's Tageslicht kamen, ein Geist von Wohlwollen und Liebe für den dahingeshiedenen Freund — ein Geist, wie er von einem edlen sterbenden Manne auszustrahlen pflegt. Er hat Cavour die Augen zugedrückt. In Castelli's Memoiren erscheint der staatsmännische Genius des diplomatischen Gründers der italienischen Einheit in der ganzen Fülle seiner Ueberzeugungen.

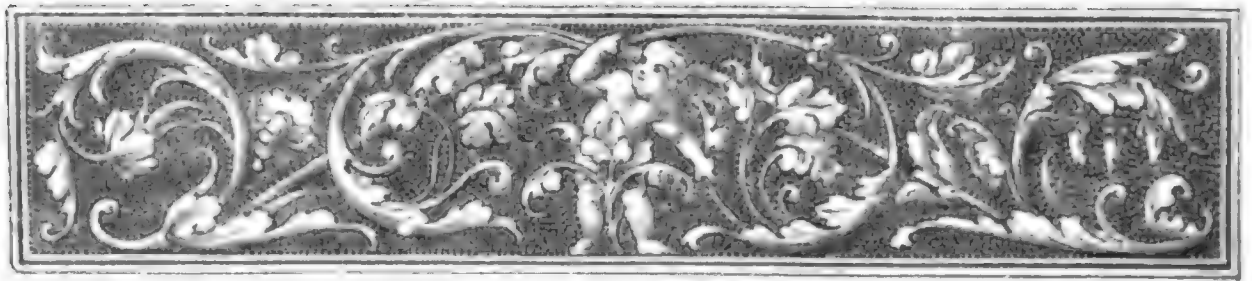
Castelli meint, Cavour hätte noch gerettet werden können, wäre er nicht vom Anfange der Krankheit an, die die Einen für eine Darmentzündung, die Anderen für Malaria hielten, von einem mittelmäßigen Arzte behandelt worden, der ihm sieben Mal zur Ader ließ. Dazu noch saß der Schwerleidende auf seinem Schmerzenslager einem mehrstündigen Ministerrathe vor, der ihn furchtbar erschöpfte. Unmittelbar darauf trat Castelli in das Krankengemach im Palazzo Cavour. Der Freund las aus dem Anblicke des Leidenden, daß es mit diesem abwärts gehe. Castelli gehörte wie zur Familie, und alle Augenblicke verlangte der Kranke nach seinem Vertrauten, der sogar Eisumschläge auf die brennende Stirne des in Fieberträumen dahinsiechenden Staatsmannes legte. Am Sonntag, dem 2. Juni 1861, hatte der Patient allerlei Wahnvorstellungen — es war ein schlimmes Omen für seine Umgebung. Die Freunde verloren die Köpfe. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni verblieb Castelli bis 3 Uhr Morgens in Gesellschaft Farini's bei dem Kranken; dann machte sich der erstere nach Hause, um einige Stunden auszuruhen. Um 6 Uhr schon holte ihn aber ein Diener, der ihm beichied, daß Cavour nach dem Freunde verlange. Beim Eintritte Castelli's in das Krankenzimmer flüsterte jener die Worte: „Oh Castelli, Castelli.“ Dann verfiel er in dumpfes Schweigen. Plötzlich aber raffte er sich auf, nachdem er den Freund mit großen Augen angestarrt und allerlei unzusammenhängende Worte gesprochen hatte, und sagte: „Der König soll es wissen,“ und dann phantasirte er weiter. Castelli erzählt: „Mit einem Mal erhob er sich und schleuderte die Füße aus dem Bette; ich hielt ihn mit der Rechten fest, und er lehnte das Haupt an meine Brust. Er bemerkte das Augenglas, das mir vom Halbe hing, und spielte lange mit demselben. Ich aber betrachtete seinen so stark entwickelten Kopf und dachte an die Macht des Genies, das er in sich barg. Ich konnte nicht die Thränen unterdrücken und schluchzte aus der Tiefe meines Herzens. Er athmete wie ein Gesunder, er hatte rothe Backen — aber die Augen waren von erschreckender Glanz-

losigkeit, wenn sich ihm auch manchmal ein Vächeln auf die Lippen schlich. So stand ich zwei Stunden allein an seinem Bette und legte ihm von Zeit zu Zeit eine Eiscompressen auf den Kopf.“ Nachmittags war alle Hoffnung vorüber. Auf Castellis Drängen schickte man um den Pater Giacomo, Pfarrer der Kirche della Madonna degli Angeli, auf daß dieser milde Priester dem sterbenden häretischen Staatsmanne, der, wiewohl er manchen Feldzug gegen das päpstliche Rom unternommen hatte, doch im Grunde seines Herzens ein guter Katholik blieb, die letzte Delung erteilte.

Schon als Jüngling hatte sich der Nachkomme des heiligen Franz von Sales zuweilen religiösen Stimmungen hingegeben, und auch als Staatsmann zeigte er sich in seinen Angriffen gegen das durch so ehrwürdige Traditionen geweihte System des römischen Kirchenglaubens sehr zurückhaltend. Schon die Predigten des Jesuiten Nivignon und die Vorträge des Abbé Coeur in Paris hatten ihn zu einer Religion im höheren Sinne des Wortes hingeleitet, und so fanden auch die Lehren Giobertis und Rosminis, dieser edlen italienischen Denker, deren Streben auf eine Ausöhnung der modernen nationalen Ideale mit dem altererbten katholischen Glauben ging, einen begeisterten Jünger an ihm. Freilich mußte er sich noch in den letzten Tagen seines Lebens davon überzeugen, daß die italienischen Neuwelsen in Illusionen geschwelgt hatten, denen das „Non possumus“ Pius IX. ein Ende machte. Ueber ihn selber waren manchmal skeptische Gedanken gekommen; er hatte einmal die Worte niedergeschrieben: „Wir, die wir keinen religiösen Glauben haben, müssen uns doch wenigstens mit aller Leidenschaft in den Dienst der Menschheit stellen.“

Der Vatican sah in Cavour nur den Ketzer und lohnte den Pater, der den Sterbenden absolvirt hatte, damit, daß er ihn a divinis suspendirte. Auch noch die letzte Nacht harrte Castelli bei dem geliebten Freunde aus. Im Fieberwahne begann der Kranke um 2 Uhr Morgens zu declamiren. Er glaubte auf der Ministerbank im Palazzo Carignano zu sitzen und zu den Deputirten zu sprechen. Castelli erzählt darüber: „Zwei Stunden lang sprach er mit einigen Unterbrechungen. Er warf Namen, Ideen und Projecte durch einander. Heilige Stille herrschte um uns, und mit beklommenem Herzen lauschten wir auf die Aeußerungen einer Ideenmacht, die in ihm noch fortloderte und sich in Pläne und Gedanken erging. Er starb mit dem Namen Italia auf den erbleichenden Lippen und legte so ein wunderbares Zeugniß dafür ab, wie sehr sich die Leidenschaft fürs Vaterland in ihm verkörperte.“ Auch Cavour's Sterben war ein mühevoll's Dingen, wie es sein ganzes erfolg- und ruhmgekröntes Leben gewesen, das die ausgezeichnetsten Männer Italiens zu wahren Hymnen auf den größten Staatsmann, den die apenninische Halbinsel seit Jahrhunderten besessen, inspirirt hat.





## Federzeichnungen aus Holstein.

Von

L. Siegfried.

— Kiel. —

III.

Auf, zum Hessenstein!

**A**ine glänzende Bilderschaar umgaukelt mich, gleich bunten Schmetterlingen. Ob ich wache oder träume, immer ist Eines da und setzt sich mir auf das Ding, das ich gerade vor Augen habe. Eben jetzt, wie ich den Kanarienvogel von der Zuckerdose scheuchen will, — halt, was ist das? Zwischen Nußgestrauch geht der Blick auf eine weite Wasserfläche, die den hellen Morgenhimmel widerspiegelt, die Wälder, die Hügel sind in blauen Düst getaucht, ein einsamer Thurm hebt in der Ferne das Haupt empor. — Dich kenne ich, Du bist der Hessenstein! — Wie der Thau auf den Gräsern schimmert, die Erdbeeren leuchten dazwischen, wie böhmische Granaten in Silberfiligran. Nun weiß man doch, woher der Künstler das Motiv zu Großmutter's Gürtelschnalle genommen hat. — Das Pappellaub rauscht im Morgenwinde, der die Hitze mäßigt, und wieder dämmert zwischen den Stämmen herauf der See, der wunderschöne Selenter See. — „Früher ging hier ein Dampfboot,“ sagt der Postillon neben mir, „aber jetzt geht keines mehr.“ Ich denke, deswegen wird der See von seiner Schönheit nichts verloren haben. Da fällt mein Blick auf breite Spuren im Haferfeld, die nach dem Walde hinüberweisen, und ich frage: „Sind das Rehe?“ „Nein, das sind die Hirsche,“ sagt er, „die treten hier des Nachts heraus zur Tränke, man sieht ihrer am frühen Morgen oft bis sechzig Stück bei einander, und mehr.“



So lebendig jene Herrlichkeiten mir auch vor Augen stehen, Etwas ist doch zwischen mir und ihnen, was mich von ihnen trennt, wie eine gläserne Mauer, ja manchmal ist mir's, als hätte ich sie garnicht mit diesen meinen Augen erblickt, sondern mit den Augen eines Andern, oder durch ein Mikroskop, und als gehörten sie von Natur in eine fremde Welt. Was für eine Welt das ist, wird sich wohl ergeben, wenn ich berichte, wie ich zu ihnen gekommen bin, ich will deshalb mit dem Anfang beginnen.

Der Postbote brachte mir eine Karte von unserem Fahrwart, die war hektographirt und schloß mit den Worten: „Auf zum Hessestein!“ Sie handelte außerdem von schönem Wetter, lange gehegten Plänen, allgemeiner Betheiligung, gemächlichem Tempo, das auch dem schwächsten Radfahrer den vollen Genuß einer Tagesfahrt verhieß, und noch anderen verlockenden Sachen. Also setzte ich Sonnabends mein Rad in Stand und ging noch bei Tageslicht zum Schlummerchoppen, ohne den ja in diesen Zeiten die nöthige Bettchwere nicht mehr zu gewinnen ist. Ich konnte nichts dafür, daß gerade an dem Abend ein lange entbehrter Gast den Stammtisch besuchte, zudem stellte sich nach dem überheißen Tage erquickende Kühle ein, und es wurde zehn Uhr, ehe wir uns trennten. Zu Hause, bis der Becker gestellt, der Vogel versorgt und die Blumen begossen waren, schlug es halb elf, dann kam der Mond und schien auf mein Bett, ein Schwärmer, der im Zimmer schnurrte, die strahlende Wärme aus den Wänden, eine laute Unterhaltung auf der Straße, so löste immer Eins das Andere ab, und Jedes rührte ein klein wenig an der einen Vorstellung, die mir merkwürdiger Weise nicht aus dem Sinn wollte, so daß sie jedesmal den Kopf hob und fragte, ob es noch nicht bald Morgen sei — die Vorstellung von dem räthselhaften schwächsten Radfahrer, dessen die Karte Erwähnung that. Als ich endlich definitiv mit mir übereingekommen, daß aus so und so vielen Gründen aus der ganzen Fahrt nichts werden könnte, ging der Becker los, und ich hatte den letzten Theil der Nacht wenigstens regelrecht geträumt und geschlafen. Die Uhr schlug drei Viertel auf vier, und unsere Gartenamsel flötete gerade ihr Morgenlied, da leitete ich mein Zweirad durch die Dämmerung der Straßen zur Hauptpost hinunter, wo der Sammelplatz war.

Mit dem Glockenschlage war ich dort und fand zuvörderst Niemanden. Dann zeigte mir der Wachtposten, den ich fragte, in der Ferne eine kleine Gestalt, die monumental auf das Zweirad lehnte und wartete. Es war kein Sportskamerade, sondern nur ein Sportsverwandter, der Sohn eines unserer bewährten Radfahrer, darum grüßte er nicht mit „All Heil,“ sondern sagte wie andere Menschenkinder: „Guten Morgen.“ Ich stellte mich darauf neben ihn, und wir warteten zu Zweien.

Nach und nach kamen sie heran, und das blaue Feld gewann Fülle. Erst regte sich Etwas in der Dämmerung, dann erscholl ein silberner Ton, und wie ein Schatten hüchte es herbei und war da. Die Gesamtheit des Vereins, von der die Karte sprach, war es freilich nicht, doch ersetzte die

Qualität einigermaßen die Quantität, und wer noch kein Radfahrer war, der konnte hier die Vorzüge und Eigenschaften aller gangbaren Arten des Zweirades vergleichen und prüfen, um mit Vortheil und Genuß einer zu werden. Neben dem majestätischen hohen sah man das niedere, seiner Kleinheit halber Bei-Zickel genannt, in seinen verschiedenen Abarten; das gemeine Safety, das Tangential-Sicherheits-Bicycle, das Cushion-Zweirad, zu deutsch Haarbalg, das mit Luft aufgeblasene Pneumatic, zu deutsch Blähreifen, oder die Luftwurst. Der Sonnenball hing wie eine rothe Schiffslaterne zwischen den Masten des Hafens, da gab der Fahrwart mit einem Pfeiß das Zeichen zum Aufsitzen, und wir traten — ja traten! — unsere Reise an.

Was nun kam, war so eigenartig, daß es sich für Jemanden, der kein Radfahrer ist, nur schwer in der rechten Weise begreiflich machen läßt. Am ehesten möchte noch ein gewiegter Bergsteiger im Stande sein, es nachzuempfinden, nicht sowohl wegen der darin vorkommenden Thatfachen, denn die waren ungefähr dieselben, die Jeder, der im Frühling vor's Thor geht, täglich erleben kann, sondern wegen der Verfassung, in der das Gemüth die besagten Thatfachen in Empfang nahm und dem Gedächtniß einverleibte.

Der Morgen war einer von den drückend heißen, an denen der Vor sommer dieses Jahres so reich war, und die Hitze wirkt bekanntlich, wenn sie kommt, erregend auf das Gemüth. Rechnet man dazu die Folgen der schlaflosen Nacht und die starke Anspannung der gesammten Körpermuskulatur während des Fahrens, so hat man drei Momente beisammen, die gemeinschaftlich den Geist in eine solche Spannung versetzten, daß er Alles, was von Eindrücken an ihn herantrat, mit einer Fülle überreizter Empfindungen beantwortete und die Welt mit Allem, was darinnen war, ansah, wie durch ein Mikroskop.

Wir ritten den Hafen entlang, zwischen dem Schlachthof und dem Güterbahnhof hindurch und waren in unglaublich kurzer Zeit in Gaarden bei der Brauerei. Hier ging es den Berg hinan und oben, in der freieren Morgenluft, der blauen Ferne entgegen. Der Kirchturm von Elmichenhagen ward einen Augenblick zwischen Lindenbäumen sichtbar, bald danach war die blaue Ferne da und wir mitten darin. Die Hügel, Thäler, Wälder, Dörfer und Menschen — so viele ihrer in der Morgenfrühe auf den Beinen waren — nebst allem Gethier und Gewächs, Alles war so morgenfrisch und rein, als wäre es diese Nacht erst aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, mit der besonderen Bestimmung, uns als Augenweide zu dienen. Der Goldammer auf der Spitze des Haselstrauchs sandte den Morgenruf über's Feld, die Brui des Grünlings im Apfelbaum zirpte begehrlieh nach Futter, der Fritsch mit der rothen Brust und sein Weib machten sich in den Glockenblumen am Wege zu schaffen und sahen uns verstohlen nach. Die Schwalben schossen hin und her, die Möwe über dem wogenden Korn unterbrach ihre Kreise und stand einen Augenblick in der Luft still, gegen uns gefehrt, die Kinder des Adebar

rührten auf dem Nest die Flügel und dachten: „Fahrt Ihr nur hin, wenn wir erst vier Wochen älter sind, dann sind wir Euch weit über.“

Ein klares Wasser floß in einem kühlen Grunde, und auf einer schrecklich holperigen Brücke fuhren wir darüber hin; es war die Swentine. Später hatten wir sie zur Rechten unter uns, in der Dämmerung des Buchenwaldes. Dann wick sie zurück, und ihre Berge und Wälder traten in die Ordnung der übrigen Berge und Wälder ein, von denen die Ferne so blau war. Neue Thäler öffneten sich zwischen den Hügeln, und neue Wälder nahmen uns auf. Dann kam der Blick auf den Selenter See, und dann kam Selent selbst und — der Kaffee.

Dieses sind sozusagen die äußeren Umstände, gleichsam die Couliſſen auf der Schaubühne des Tages, zwischen denen unsere Fahrt verlief. Zwischen ihnen spielte sich zur selben Zeit eine Handlung ab — „een Truerspeel“ sagen die Bauern — deren Träger niemand Anderer war, als das Stahlroß unseres Nestor. — Nestor war auch gekommen; er erschien zuletzt von Allen auf dem Sammelplatz, und man hatte, glaube ich, seinem Kommen mit etwas getheilten Gefühlen entgegengesehen; jedoch er kam, und er war da. Nestor ist ein biederer Charakter und sein Stahlroß eins von der altbewährten Rasse des hohen Zweirades, Seidel & Naumann, 52er, welches er, allen gegentheiligen Ansichten zum Trotz, zu reiten sich nun einmal vorgenommen hat und, in seiner Weise, auch wirklich reitet.

Ein jedes Stahlroß, muß man nämlich wissen, das beste nicht ausgenommen, hat seine Eigenthümlichkeiten oder Rücken, so gut wie jedes gemeine Roß oder Reitthier im Allgemeinen. Das eine stößt, das andere bockt, das dritte klappert, das vierte hüpfst und läßt seinen Reiter über jeden Schafmist im Wege haushohe Sprünge machen. Das sind Dinge, mit denen man rechnen muß, wenn man ein Stahlroß reitet. Das unseres Nestor hatte die Eigenthümlichkeit, jedem Hinderniß im Wege schnurstracks zu Leibe zu gehen, statt, wie es doch viel zweckmäßiger schien und im Grunde auch ganz natürlich gewesen wäre, ihm einfach auszuweichen. Zeigte sich von ferne nur ein tieferes Geleise, ein Haufen Sand, ein Lehmfloß oder gar ein Stein, so konnte man sicher unmittelbar darauf unseren Nestor ihn im Sturm nehmen sehen, obgleich der Weg zum Ausweichen wahrlich breit genug war. Dabei versicherte er immerfort hoch und theuer, nicht er sei es, sondern ein Gedankenleser thäte es ihm an, der in dem böshafsten Dinge steckte und von Allem, was er selbst dächte, stets das Gegentheil ausführte.

Mir ist noch eine andere Erklärung eingefallen. Ich habe vor Jahren einmal einen Frühlingsritt durch das Albanergebirge gemacht, zu Esel natürlich, die schönste Reitpartie, die man sich nur denken kann. Mein Esel hatte die Eigenthümlichkeit, die man bei seiner Art nicht selten findet, er sammelte, und zwar Gerüche. Bei Allem und Jedem, was ein anderer Esel vor ihm des Weges hatte fallen lassen, blieb er stehen und ging, trotz aller guten Worte und Schläge, nicht fürbaß, ehe er denn dasselbige classificirt und

specificirt, bejehen und berochen hatte. Dazumal ward mir klar, wie recht der gehabt haben muß, der den Ejel zuerst Ejel nannte; und jetzt, indem ich die vergeblichen Versuche unseres Nestor sah, seine Maschine nach den Principien der reinen Vernunft zu treten, drängte sich mir wiederholentlich der Gedanke auf, daß es mit der Seelenwanderung doch nicht so ganz ohne sei.

Die Gaardener Brauerei war noch gar nicht in Sicht, da jing für Nestor der Kampf mit dem Object schon an. Man denke sich: Links ein Kinnstein, rechts ein Graben; geradeaus über den Kinnstein eine Brücke. — Ich sah den Graben von ferne und dachte bei mir: „Das wäre so ein Graben!“ Just dasselbe muß wohl der Gedankenleser gedacht haben, denn: Hast Du gesehen — schwenkte Nestors Maschine rechts in den Graben hinein. Nestor trat, er steuerte, umsonst, das Verhängniß ging seinen Gang. Hätte nicht ein alter Weidenbaum ihm einen Ast entgegengestreckt, er wäre übel zu Falle gekommen. Da hing er nun, wie Absalom, das Vieß aber, seines Reiters ledig, schlug noch im Sturze hoch aus und lag dann platt da. Ich kann hier nicht jeder Gelegenheit einzeln gedenken, bei der Nestor und sein Stahlroß sich von einander trennten. In dem kühlen Grunde fehlte nicht viel, so wäre er über das Brückengeländer in die Swentine geslogen, und seine Kleider zeigten, als Halt gemacht wurde, auf blauem Cheviot eine vollendete Musterkarte aller der geologischen Formationen, die unser Morgenritt berührt hatte.

Den ersten Halt machten wir in Nasdorf bei dem Wirthshaus am Waldestrand, wo man zu Füßen die Swentine hat. Ich mußte mir's recht überlegen, ehe ich begriff, daß dieses entzückende Plätzchen fester Erde, geschmückt mit Buchengrün und Morgensonnengold, wirklich das bekannte Wirthshaus sei, bei dem ich über Tags auf dem Wege nach Preetz so manche Last gehalten; und von all den kleinen Kümmlen, die ich dort verzehrt, hat mir nie einer auch nur annähernd so gemundet, wie der an jenem Morgen. — Ein frischer Trunk Wasser, den eine freundliche alte Mutter uns bot, gab später Gelegenheit, von Neuem eine Minute zu rasten. Die beiden Alten, Philemon und Vaucis, standen im Hausgarten zwischen Karthäusernelken und blühendem Lavendel, in den Lindenbäumen summten die Bienen. Vaucis ging in's Haus, Wasser holen, Philemon blies die Rauchwolken aus der Sonntagspeife und musterte kritischen Blickes unseren Zug. „Sind das Alle?“ — „Wiejo Alle?“ — „Der ganze Verein sollte ja kommen, stand im Tagblatt.“ — „Die Andern kommen nach,“ sagte der Fahrwart. Man sieht eben, wie viel dazu gehört, einen Verein allseitig, nach innen und außen zu vertreten, und heute besonders war das Pflichtheil, das unserem Fahrwart oblag, nicht leicht.

Nestor, als er sich an dem Labetrunk gestärkt hatte, fuhr mit dem Fahrwart eine Strecke Weges voraus, die Andern folgten in dem bekannten „gemächlichen Tempo“. Wo der Weg in sanfter Biegung quer durch ein Wiesenthal geht, liegt ein einzelner Hof, und hier an der Hinterwand der Scheune, im Kastanienschatten, fesselte eine Gruppe unseren Blick. Nestor,

auf beide Hände gestützt, saß auf dem feuchten Steinpflaster und sah stieren Auges auf einen Gegenstand im Graben. Etwas seitwärts lag sein treues Stahlroß. Der Fahrwart, auf das seinige gelehnt, stand daneben und trocknete sich die Stirn.

„Was giebt's?“ rief Jemand. „Hat Nestor Schaden genommen? Es ist doch nichts passiert?“

„Seht,“ jagte er und blieb unbeweglich sitzen, „oh seht doch!“

„Was ist da zu sehen?“

„Die Nessel,“ jagte er, „ist die nicht wunderschön? Ihr habt nie eine schönere Nessel gesehen!“

Es war eine ganz gewöhnliche Brennessel von der großen Art, tadellos gewachsen und vom Thau feucht. Die Nessel ist freilich von Ansehen eine stattliche Pflanze, ganz ohne Betracht ihrer sonstigen Eigenschaften, die sie in jeder Hinsicht zu einer hervorragenden Erscheinung des Pflanzenreichs machen. Dennoch muß Nestors Standpunkt — richtiger Sitzpunkt — ihr gegenüber bei der Gelegenheit ein partiischer genannt werden. War sie doch das Erste von allen Mitgeschöpfen des Weltalls, das ihm vor Augen kam, als er nach einem bedenklichen Sturz aus dem Reich der Lüfte zum hundert und ersten Male wieder heil und gesund auf dem Schoß der grundgütigen Mutter Erde landete, und in solchen Lebenslagen ist der Mensch nur zu geneigt, die Dinge der Außenwelt mit dem Firniß der eigenen Gefühlswärme zu lackiren.

An einer Ecke Weges, ich weiß nicht mehr genau an welcher, stand plötzlich Putten Meier vor uns und sah uns mit ihrem weltfremden Augenpaar an. Sie stammt noch aus der alten Zeit und steht mit der Gegenwart sozusagen außer Cartell. Jahraus, jahrein wandert sie umher, und kein Mensch weiß genau, wohin sie eigentlich gehört. Die Wandererschaft ist ihr Lebensbedürfnis. Man trifft sie meist abseits von der Landstraße, zwischen Wald und Moor, auf irgend einem einsamen Kledder, der nur zur Torfzeit befahren und, außer vom Briefträger und dem Förster, kaum je von einem Menschen begangen wird. Man kennt sie schon von Weitem. Den Saum des Kleides hat sie am Gürtel aufgesteckt, in jeder Hand trägt sie eine unförmliche Hutschachtel von der blauen, vierkantigen Art, oder ein paar zusammengeknotete Bündel. So wandelt sie dahin, ein Gespenst am hellen Tage, ein etwas corpulentes Gespenst freilich, denn die Last der Jahre, die Andern zuerst das Haupt beugt und nach dem Haupt den Rücken, hat, weil sie zum Beugen den rechten Angriffspunkt nicht finden konnte, die ganze Gestalt in die Breite gedrückt. Putten ist nämlich etwas schwach im Geist und hat von der Welt nicht die rechte Meinung. Weil sie fürchtet, bestohlen zu werden, trägt sie von ihren Habseligkeiten, soviel sie nur immer vermag, mit sich herum; oft hat sie acht bis zehn Rösche über einander auf ihrem Leibe und erscheint dadurch noch unförmlicher, als sie von Natur ist. Schier wunderbar scheint es dabei, daß von all den scharfsichtigen Beob-

achtern und neugierigen Leuten im Lande es Niemandem einfällt, sich über sie zu wundern und zu fragen: „Woher des Weges, Putten, und wohin?“ Die Neugierde nämlich, das soll man bedenken, ist nur nach dem Neuen begierig, Putten aber war schon unseren Großeltern nichts Neues mehr, denn sie ist uralt, wohl an die Achtzig oder darüber. Auch müßte, wenn sich durchaus gewundert werden soll, wohl eher mit der lieben Sonne und dem guten Mond der Anfang gemacht werden, oder mit den schwarzen Taterpönnen, die fix und fertig aus der Erde gegraben werden; die sind alle noch viel älter, und kein Mensch weiß ihre Herkunft.

Mein erstes Zusammentreffen mit ihr war sehr merkwürdig. Es war am Waldesrande, wo der Weg hinausgeht aufs Moor, da sesselte eine Gesellschaft der schönsten Pilze in roth, violett und saffrangellb meinen Blick, und ich warf mich am Fuß einer Kiefer ins Gras, um das kleine Volk zu betrachten. Mit einem Male raschelte es im Farnkraut, Putten trat heraus und ging, ohne mich zu sehen, vorüber. Zu Hause erzählte ich, die Waldfrau sei mir erschienen, wie ich aber das rothe Gesicht beschrieb, das weiße Haar und den Strohhut, da lachte Trina und sagte: „Das ist ja Putten Meier.“ — „Wer ist Putten Meier? Was treibt sie?“ — „Sie wandert,“ hieß es, und weiter wußte Niemand etwas Bestimmtes. Später bin ich einmal in der Lage gewesen, sie von einem Troß böser Buben zu befreien, der ihr durch das Dorf das Geleite gab — wohlgemerkt, es waren Fremde und erst vor Kurzem ins Land gekommen. Daher, sowie durch gewisse Umstände, weiß ich etwas mehr von ihr, als mancher Andere.

Ich kenne ein altes Haus, da hängt unterm Dach, wo die Vorrathskisten stehen, Bündel an Bündel, alle blau und weiß carrirt. „Das sind Putten Meier ihre,“ sagt Wilhelm geheimnißvoll. „Was mag darinnen sein?“ „Ich weiß nicht,“ sagt er, „ich hab' nicht nachgesehen, meine Schwester hat sie man erlaubt, die Sachen da aufzuhängen.“ Ab und zu erscheint Putten „auf Besuch“, sitzt in der Küche, denn bis in die Stube darf sie nicht kommen, und erzählt von stolzen Verwandten, vorenthaltenen Erbschaften, schlechten Menschen und was sonst die böse Welt an Tücken gegen sie losläßt. Derweilen kocht auf dem Herde ein Topf mit Kartoffeln, groß genug, um eine Familie zu sättigen. Sind die Kartoffeln gar, macht Putten sich darüber und bringt sie mit etwas Salz sich zu Leibe, das dauert geraume Zeit. Mittags sprachst Du vor und fandest sie beim Essen. „Kieken's mal wedder in,“ hat Wilhelm zum Abschied gesagt, also siehst Du Abends wieder ein — und sie ist noch immer. Mit Dunkelwerden macht sie Schicht und geht zur Ruhe, Sommertags auf der Scheunendiele, die Wilhelm hinter ihr abschließt, nachdem er die Rake hinausgejagt, Winters sitzt sie in der Küche. Sie schläft nämlich nicht, wie andere Menschen, im Liegen, sondern aufrecht sitzend und zieht nur, wie der Rohrdommel, den Kopf ein wenig zwischen die Schultern. Das ist der Vorzug des Alters, ist man nahe bei neunzig, so ersetzt Einem ein dreibeiniger Schemel das

schönste Daunenbett, man läuft nicht Gefahr, sich den Rücken lahm zu liegen, und hat überdies das lästige Aus- und Anziehen nicht nöthig. Schließt Wilhelm Morgens die Scheumendiele auf und sagt: „Putten, nu is dat awerst Tied,“ so erhebt man sich und ist so propper und „püt“, wie aus dem Ei gepellt. Man verzehrt in der Küche den Rest der Kartoffeln und nimmt mit den Worten: „Und nu veelen Dank ot, dat hält nu wedder vör etliche Dage vör,“ von dem gastlichen Hause Abschied.

Putten Meier, wenn der Anblick der blauen Schar, die vor Deinem Blick erschien und verschwand, ehe Du noch den starren Nacken gewendet, einen Eindruck in Deiner Vorstellung hinterlassen hat, wo wird dieser Eindruck in der Erinnerung Deiner neunzig Jahre seines Gleichen finden, um einem Gedanken Nahrung zu geben, den Du das nächste Mal an Wilhelm's Küchentisch erzählen kannst?

Im Krüge zu Selent machten wir Station, im ersten Krüge natürlich, der der Kirche gegenüber liegt, denn es giebt noch einen zweiten Krug. Als der Kaffee getrunken war, kam gerade unsere flinke Lustwurst von einem Ausflug zurück, den sie mittlerweile durch das Dorf unternommen, und meldete, im zweiten Krüge, der blauen Lilie, jässe ein Doctor, der wünschte mit dem „fahrenden“ — das war ich — zu sprechen.

„Ah gut,“ sagte ich, „hier ist ein College in der Diaspora, dem die Gegenwart des akademisch angehauchten Städters höchst erwünscht kommt, das giebt eine Consultation, meine Herren, und das Honorar soll, denke ich, unserm gemeinsamen Mittagessen in Lütjenburg nicht zum Schaden gereichen. Ich bitte deshalb die eventuelle kleine Verzögerung, die der Fall mit sich bringt, entschuldigen zu wollen.“ Man entschuldigte, ich saß auf und stieg eine halbe Minute später vor der blauen Lilie wieder ab.

Ein wohlwollend blickender Mann stand vor der Hausthür, er schien mir der Wirth zu sein, darum redete ich ihn an und sagte:

„Wohlan, hier ist der gesuchte Doctor; wo ist der Andere?“

Er wendete sich ab und rief: „Krumpeter!“

Ich verstand: Trompeter, und glaubte deswegen, man wolle mir, wie es der ländliche Brauch bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Festlichkeiten des Bauernstandes mit sich bringt, ehrenhalber eine Genugthuung anthun. Darum sagte ich:

„Bitte, unterlassen Sie lieber das Blasen, denn ich habe Nerven, und führen Sie mich gleich zu meinem Collegen, dem Doctor, der mich erwartet.“

Er aber rief zum andern Male:

„Krumpeter!“

Jetzt ging ich entschiedener vor. „Ich bin kein Freund von Blechmusik,“ sagte ich, „und wünsche nicht, daß meinethalben trompetet oder getutet wird. Ich wollte den Doctor sprechen.“

Er maß mich mit einem sonderbaren Blick. „Und ich sagte nicht ‚Trompeter‘,“ sagte er, „ich sagte Krumpeter,“ denn so heißt der Wirth. —

Krumpeter!“ rief er jetzt zum dritten Male stark ins Haus hinein, „wo ist der Doctor?“

„Auf der Regelsbahn,“ scholl es von innen heraus, und ehe die Minute verstrichen, stand ich meinem dicken Collegen Crampus gegenüber, der in Hemdsärmeln vor einem mit Schreibereien bedeckten Tische saß und ohne aufzublicken mir die Hand entgegenstreckte.

„Crampus,“ rief ich, „Sie hier, fern von Madrid? Welcher Stern führt Sie her, in dieser frühen Morgenstunde? Wo ist das Opfer?“

„Still,“ jagte er, „kleiner Kuhberg sieben — Starnickel — Kupferschmied — Napiralla — Thekla — Dienstmädchen — Nachtbesuch — Morbilli. — Ich bringe da meine Bücher in Ordnung, zu Hause komme ich doch nicht dazu, drum bin ich für ein paar Tage ausgewandert. — Noch sechzehn Stunden, College, sechzehn Stunden! Sehen Sie,“ und er hielt den vollgeschriebenen Theil der Kladde, wie eine schwere Last, zwischen beiden Händen.

Ich wunderte mich natürlich gewaltig über all die vielen Patienten und bedauerte ihn des lästigen Schreibens halber. Dann fragte ich nach dem See.

„Fünf Minuten zu gehen,“ jagte er, „beim Ligusterbusch über das Stechel, den Fußsteg rechts über zwei Koppeln, dann haben Sie ihn. Der Schlüssel zum Badehaus ist in der Küche. Um halb fünf habe ich gebadet. Prachtvoll, sage ich Ihnen, prachtvoll!“

Ich ging meiner Nase nach und kam an den blühenden Ligusterbusch, der weithin duftete, wie eine Kammer, in der Scheibenhonig gebrochen wird, stieg dann über das Stechel und ging durch das Kornfeld. Der Roggen wurde schon bleich und senkte die Aehren. War es der Thau, oder war es die Hitze, auch er duftete so kräftig, wie sonst während der Blüthe, oder wenn er gemäht wird. Heute duftete Alles, sogar der grüne Hafer auf der zweiten Koppel. Und erst gar die Camillen dazwischen! Jenseits des Hafersfeldes brach das Land schroff ab, wohl an die dreißig Fuß tief, und unten dehnte sich das Seebecken aus. Der See war, soweit das Auge reichte, von einem Kranz von Schilf und Binsen eingefast, inmitten der Binsen stand das Badehaus, ein primitiver Holzbau auf Pfählen, daneben schaukelte sich in einem Einbaum eine Anzahl kleiner Pfahlbauern. Um zum Badehause zu gelangen, mußte man einen langen, bretternen Steg überschreiten. „Nein,“ sagte ich mir, „wo Binsen stehen, da ist der Grund schlammig, und das Schilf schneidet. Außerdem habe ich den Schlüssel nicht mit. Von unserer Föhre her bin ichs besser gewohnt. Ich will der Jugend ihr Vergnügen nicht stören und nehme mit dem bloßen Anblick vorlieb! Ich warf mich in den blühenden Thymian — Mutter Mariä Bettstroh nennt ihn der Volksmund, denn er giebt in der That ein herrliches Polster ab — und ließ eine Weile den Blick über die freie Fläche schweifen.

Wo der Schilfkranz an das Seegestade ansetzt, zieht sich ein Saum von Buschwerk und niederm Gehölz hin, untermischt mit Stauden aller Art, wie



man es an Orten, wo Wasser und Land in einander übergehen, in der Regel findet. Unter dem Gebüsch geht ein Fußweg den See entlang, ihm folgte ich, und er führte mich der völligen Einsamkeit entgegen.

Bei einem Brombeerbusch fing die Einsamkeit an. Er war wie mit kleinen weißen Rosen überschüttet und breitete die Fülle seines glänzenden Laubes etwas spröde, aber mit einem glückseligen Lächeln auf dem weißen Sande aus. Nach ihm kam eine Urwildniß, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte, weil Alles, was dort wuchs, solidarisch mit den Wurzeln einen Filz bildete, welcher schwamm. Die Büsche des grauwolligen Weidenröschens waren durchwoben von der weißen Trichterwinde, und ich hätte gern von den Blüthen einen Strauß gehabt, weil ich deren Duft liebe, aber als ich mich näherte, schlug der Boden Wellen, und an den Rändern quoll schwarzer Morast hervor. Eine wirkliche Quelle fand ich unter den Erlen, keine für Menschen, sondern eine für das liebe Vieh, daraus zu trinken, sie war klar und sah, im Schmuck der blühenden Brunnenkresse, anmuthig genug aus. In ihrer Tiefe schwamm ein korallenartig verzweigter Stock der dreitheiligen Wasserlinse, auf lateinisch genannt *Lemna trisulca*. Auf einem luftigen Vorsprunge des Ufers stand eine Gesellschaft bunter Wiesenblumen bei einander, ländliche Schönheiten, und sah auf das Leben zu ihren Füßen von oben herab, Glockenblume, Trommelschlägel, Värenwicke, Wiesewicke, Lichtnelke, Mauerpfeffer, Sternblume, Thymian. Ein trübes Rosa war unter ihnen die Modefarbe, Einige trugen auch ein sattes Gelb zur Schau. Eine Anzahl kleiner Falter von unbedeutender Färbung machte ihnen die Cour. Ein knorriger Eichenbaum neigte sich über das junge Holz vom See her gegen das Ufer. Was ihn bewogen haben mag, seiner Zeit Wurzel zu schlagen, wo er steht, mag ein anderes Jahrhundert wissen; er sah in seiner Umgebung aus wie ein Fremdling. Doch that er's in dem leichtsinnigen Grün der Belaubung den Jüngsten unter der Jugend mindestens gleich; wie ja auch unter den Menschen gar manches alte Haus, wenn es sich mit den Jüngeren in einen Wettbewerb um den Preis der Thorheit einläßt, weder Maß noch Ziel findet und die Jugend am Ende selbst noch übertrumpft.

Von hier ging der Weg in den Wald. Anfangs schob sich noch eine kleine Wieje seitwärts ein Stück zwischen die Laubwände der Eichen und Buchen hinein, theilweise lag auf ihr noch das gemähte Heu in Haufen, auf einem anderen Theil lagerten einige Kühe, und zwischen ihnen stolzirte der Adebar. Nach der anderen Seite ging der Blick unter den Stämmen hervor frei über den See. Ich fand am Ufer eine kühle Stelle, auf der ich mich, unter dem Schirm eines Haselbushes, auf das Moos streckte. Zufällig hatte ich mir den Kindergarten einer Froschgemeinde zur Ruhestätte ersehen, denn das Moos wimmelte von jungen Fröschen, kleinen harmlosen Gesellen in braunen Höschen, von deren Vorhandensein der Storch offenbar so wenig eine Ahnung hatte, wie vordem ich. Ich muß der Kindererziehung des Landes alles Lob spenden, denn während meiner Ruhe hat mich auch

nicht Einer von ihnen angetastet. Die braunen Frösche mag ich wohl leiden, schon ihrer Anspruchslosigkeit halber, und ihr Gequarre im Frühling hört Jeder gern, weil es der erste Laut ist, der das Schweigen des Winters unterbricht. Mit Kröten dagegen habe ich nicht gern etwas zu thun, ich gehe ihnen, wo ich sie treffe, lieber aus dem Wege und hätte mit ihnen mein Lager nimmermehr getheilt. Ein Jeder hat von Natur seine Zuneigungen und Abneigungen, die sich an die Vernunft nicht kehren; mir sind selbst Schlangen weniger zuwider, als Kröten.

Es war eine Jungfrau aus der Stadt Berlin, die ging um die Mittagstunde in der Provinz Posen an einen See, sich zu lagern, und schlief ein. Und als sie erwachte, siehe, da zischte etwas, und sieben Schlangen reckten um sie die Häupter. Dieses Zeichen hat in ihrer Seele Wurzel gefaßt und eine feste Gestalt angenommen; wenn sie Jemanden anblickt, so fährt es oft unvermuthet aus ihren Augensternen heraus. Lange habe ich mir die seltsame Wirkung ihres Blickes nicht zu deuten gewußt, bis sie selbst, in einer vertrauten Stunde, mir sein Geheimniß offenbarte.

Hier herrschte tiefer Friede, sogar die Fliegen störten nicht die Ruhe. Eine Weile klangen von fern die Kirchenglocken, dann ward es ganz still. Die kleinen Wellen zerrannen flüsternd am Ufer, und eine erzählte der anderen, was sie auf dem weiten Wege über den See und durch das Schilf gesehen und erfahren hatte. Einmal ward eine Menschenstimme von weitem hörbar, es war, als ginge Jemand auf dem Fußsteg durch den Wald. Die Flüsterstimme dringt oft weiter, als lautes Sprechen, hört man sie, so weiß man nicht, ist der Sprechende nah oder fern. Ich machte es, wie die Kinder, die meinen, wenn sie die Augen schließen und sehen nicht, so werden sie auch nicht gesehen, ich hielt die Augen fest zu und lag ganz still. Einmal kam ein feiner Duft zu mir, wie von der blühenden Nesjeda. Ich kenne ihn zu gut, um ihn zu verwechseln, aber wo sollte wohl jetzt Nesjeda blühen? Dann wieder hatte ich das Gefühl, als ruhte ein Blick auf mir, der Blick eines lieben Auges, und ich hätte aufspringen mögen und ihn voll auffangen und erwidern, und noch etwas mehr — aber ich wußte ja, es war nur der Traum, der seine Schildereien voraussandte, und um sein Kommen nicht zu stören, hielt ich mich regungslos.

Endlich sagte mir eine innere Stimme, jetzt sei es Zeit, aufzustehen, also machte ich die Augen auf und erhob mich. Da sah ich aber Etwas, das mich wunderte, neben mir im Moose lag eine rothe Nelke, roth mit gelb gestammt, so frisch, wie eben erst vom Stock gebrochen. Also mußte doch Jemand hier gewesen sein, vielleicht während ich schlief. Oder hatte ich die Nelke vorhin bloß übersehen? Spuren im Moose habe ich nicht gefunden.

Der Schatten des Waldes in den Büschen war schon ziemlich gegen das Ufer herangerückt, auch hatte sich der Wind erhoben und kräuselte das Wasser, als ich mich aufmachte, um heimzukehren. Zuvor merkte ich mir die Stätte, wo ich gelegen, für alle Fälle genau. Das Ufer ist hier nicht hoch, ein

Meter, oder etwas darüber. Zur Rechten ragt ein Eichenstumpf wagerecht über den See, er ist bis an die Spitzen der Zweige von blühendem Geißblatt umspannen. Links öffnet sich eine kleine Bucht, drei Schritte lang und ebenso breit, die von dem rankenden Bittersüß wie eine Laube bedeckt und mit blaugelben Blüthen übersät ist. Vor dem Eingang der Laube wächst ein Wasserdost, in seiner Gestalt ist er der Kessel ähnlich, aber schöner als sie. Er treibt erst der Blüthe entgegen; wenn ihn erst die röthlichen Schleier schmücken, dann ist schon der Herbst da.

Indem ich mich auf den Heimweg machte, sah ich, daß kaum fünfzig Schritt von meinem Lager entfernt, Jemand in einer Seebucht unter Buchenschatten derweil gebadet hatte, ein Arbeitsmann, jetzt war er wieder beim Ankleiden und kämmte sich gerade das Haar. Seine kleine Tochter hatte indeß den Aht auf die Kleider. Nun brauchte ich nach der Herkunft der Flüsterstimme nicht weiter zu suchen.

Unterwegs standen die Dinge ungefähr noch so, wie auf dem Heimwege, nur weideten bei der Quelle jetzt zwei Ziegen angebunden. Bei mir selbst aber merkte ich eine Veränderung. Das Seelenmikroskop war verschwunden, durch welches jedes Ding, das an mich kam, den Glanz empfing, der das Auge blendete und zuweilen ein wenig schmerzte, nur eine ganz kleine Seelenloupe war noch übrig. Beim Badehaus wartete eine Anzahl kleiner Mädchen im Gebüsch, um die Jungen im Einbaum abzulösen. Der Liguster duftete noch stärker als in der Frühe, und Crampus saß noch auf der Regalbahn und schrieb Rechnungen. Krumpeter rief uns zum Frühstück, die Glocken läuteten die Kirche aus, und auf der Dorfstraße entstand für eine Weile viel Leben von Menschen und Fuhrwerk. Auch die Krugstube füllte sich, und unversehens trat ein wohlbekanntes Bild, das ich erst diesen Morgen lebhaft im Sinne gehabt, mir wieder vor die Seele. Ich roch Mesedadust, und die Nase ist ja bekanntlich der wirkliche, geheime Seelenoberarchivar!

— — Da saß sie, die ich suchte, ihre linke Schulter nahe meiner rechten, halb von mir abgewendet, und sprach eifrig leise zu einer Nachbarin, indeß die eine Hand das Gesprochene lebhaft interpretirte. Die andere Hand hielt den Kirchenstrauß, und ich unterschied richtig neben den rothen Nelken die Meseda. Eigentlich sah ich von ihr nichts, als das linke Ohrläppchen, nebst einem goldblonden Ringel, der sich darum stahl, alles Uebrige wiegte sich in einer Fülle von schwarzer Seide, Tüll, Mull, Crep, und wie die Sonntagsstoffe alle heißen. Nun sollte man es nicht für möglich halten, und es ist doch so, das Auge kann mitunter, weil es der vornehmste Sinn ist, aus einem einzigen Ohrläppchen — selbst wenn eine große silberne Filigranbommel sich darin schaukelt — die ganze Configuration einer blühenden Menschengestalt naturgetreu heraussehen: Stirne, Nase, Wangen, Mund — so muß es sein, wenn sie lacht, oder wenn sie spricht, und es ist so — bis auf die Augen selbst wieder! Als sie sich umwandte — „Mein Fräulein,“ hatte ich gesagt und mir's wohlweislich überlegt, „Sie haben aus Ihrem Strauß

wohl diese Nelke verloren“ — da flog über ihr Angesicht ein purpurfarbener Schimmer, aus dem zwei helle Inselfen, wie mattes Elfenbein, rechts und links der Nasenflügel hervortauchten. Ich vergaß über dem einzigen Schauspiel beinahe, daß das Licht ihrer Augen von ganz anderer Art war, als das Ohrläppchen mir verheißten; keine Spur von meiner Madonna, eher noch die Schöne des Andrea del Sarto im Palazzo Pitti. Es wären der Nelken noch hinlänglich viele im Strauß, gab mir der Mund in steifem Schulmeisterdeutsch zur Antwort, die Augen aber fügten hinzu: „Komm Du mir jetzt nicht zu nahe, sonst will ich Dir dienen.“ — Unmittelbar darauf verließen Beide das Zimmer, und als ich ging, nach meinem Zweirad sehen, war von ihnen keine Spur mehr zu finden. Krumpeter sagte: „Sie ist nicht aus der Gegend, sie muß auf Besuch sein.“ Die Andere war eine Bauerntochter aus Nothenhahn.

Bald danach steckte ein Postillon den Kopf zur Thüre herein: „Herr Doctor, wenn Sie mitfahren wollen nach Lütjenburg, ich spanne jetzt an.“ Die Kameraden waren, als sich die Sache mit der Consultation zerschlug, sofort weiter gefahren, jetzt fuhr ich ihnen mit der Post nach. Crampus half mit Rath und That, das Zweirad auf dem Postwagen festbinden, auch zeigte er mir sein Pferd, das ihn hergezogen, es ist ein Grauschimmel und heißt Lotte; an den ersten beiden Tagen hat es aus Sehnsucht nach seinen Stallgefährten nichts gefressen.

Die Fahrt auf der Carriolpost war wunderschön. Man hat, wenn man neben dem Schwager auf dem Bock sitzt, mehr Zeit, auf die Gegend zu achten, als wenn man gleichzeitig treten und lenken muß, Alles in einer Person. Darum aber sage ich doch, daß Radfahren ist für den, der es kann, ein hoher Genuß, und die Abwechslung macht das Leben schön.

Mit dem Schwager wäre ich bald in einen Disput gerathen, indem hinsichtlich einer Theorie unsere Ansichten auseinandergingen. Neben einer Schmiede im Felde standen zwei hochgewachsene Eschen, die streckten die Aeste frei nach allen Seiten in die Luft und tranken den Sonnenschein. Die Eichen aber auf dem Aick, obwohl dem Winde weniger ausgesetzt, hatten ein kränkliches Ansehen und waren krumm gewachsen, wie Sonnenreifen. Darüber waren wir nun für's Erste einer und derselben Meinung, daß nämlich die Eiche deswegen von den Stürmen nicht leidet, weil sie eine Langschläferin ist. Wenn die Frühlingswinde wehen, hält sie noch den Winterschlaf und wacht erst auf, wenn alles Andere grünt und blüht. Kommen aber die schweren Herbststürme, so hat sie ihr Kleid schon wieder ausgezogen. Zudem trägt sie ein lockeres, leicht bewegliches Laub, das jedem Luftzuge sich fügt, und hat keinen Feind im Thierreiche, der ihr Laub fräße, außer der spanischen Fliege, und die kommt nur alle sieben Jahre in unser Land. Die Eiche aber hat außer dem Eichenspinner und dem Maikäfer noch eine Menge Feinde, die ihr Laub fressen, und wenn sie auch im Frühjahr erst spät erwacht, so wächst und treibt sie fast den ganzen Sommer hindurch

immer junge Triebe, an denen jeder Wind etwas zu zausen findet, und hält ihr Laub fest, bis in den November. Wo kommt nun die Krümmung her? Die Sache liegt nach meiner Ansicht ungeheuer einfach, der Schwager aber sprach sich folgendermaßen aus: „Mit der Eiche,“ sagte er, „verhält sich das so. — Man muß nämlich aufpassen. — Denn erstens: Der Eichbaum wächst auf dem Knick. — Hier hat er den Acker, hier hat er den Weg. — Der Knick ist natürlich trocken, also gehen die Wurzeln in den Boden. Der Acker aber ist fruchtbar, denn er kriegt zu Zeiten seinen Mist und wird gepflügt; darum ist er fruchtbar. — Der Weg ist hart und wildes Erdreich. — Also wächst der Eichbaum jenseit stärker als diesseit, denn die fette Seite überwächst die magere.“

Ich für meinen Theil dachte an die krummen Eichen, die jederseits eine fruchtbare Koppel haben, ich dachte auch an die Entdeckung des seligen Braun, daß jede Pflanze, die Eiche nicht ausgenommen, im Wachsthum spirallig sich windet und daß man gerade bei alten krummen Eichen die Wachsthumswülste oft besonders schön um den Stamm sich winden sieht und hätte ihm leicht darüber einen längeren Vortrag halten können, doch fiel mir noch zur rechten Zeit ein, daß ein Körnlein selbsterrungener Erkenntniß viel fruchtbringender zu sein pflegt, als alle mit Löffeln gegebene Schulweisheit, und wie es gar nicht ausbleiben kann, daß in einem Lande, wo jeder Bauer den Stoff zu einem Professor in sich trägt, oder zu zweien, auch der Postillon durch andauernde Beobachtung der Natur den Weg zur Wahrheit findet, und lenkte deshalb das Gespräch auf die Spuren der Hirsche im Haferfeld. Nur möchte ich ihm wünschen, daß er bald eine andere Tour zu fahren kriegt, als die von Selent nach Lütjenburg, denn dort habe ich von den lehrreichen gewulsteten Eichen gerade keine gesehen.

Wir holten eine Frau ein, die kam aus der Kirche und wäre gern bis Klamp mit uns gefahren, doch hatte das seine Schwierigkeiten. Sie trug keinen Resedastrauß in der Hand, im Herzen aber trug sie Bedenken wegen des Zweirades. Ob es auch recht sei für einen Christenmenschen, meinte sie, am Sonntag Morgen in so nahe Berührung zu kommen mit einem Dinge, dem sie jede physische Existenzberechtigung aberkannte. Der Postillon redete ihr zu, und als sie endlich selbdritt mit uns saß, da wies ich ihr in ihrem Gesangbuch das Lied, welches mit den Worten beginnt:

„Nun laßt uns gehn und treten“

und an etlichen Orten jedesmal gesungen wird, wenn ein Leineweber, Scheerenschleifer, Balgentreter oder sonst Jemand, dessen bürgerlicher Beruf im Treten besteht, in den Stand der heiligen Ehe tritt, nächstens aber auch zum selben Zweck in unseren Clubstatuten soll, wie es heißt, obligatorisch paraphirt werden. Als ich ihr dieses Alles deutlich gemacht und erklärt hatte, ward ihre Seele stille, und sie fuhr mit uns geruhig bis Klamp.

Zu Lütjenburg am Markt saß unter blühenden Lindenbäumen eine in blauen Cheviot gekleidete Jünglingschaar und sah, zum Erstaunen der ein-

geborenen Jugend, ernst, ja düster, auf das Getriebe des aus allerhand Kisten, Lattenwerk und verrotteten Leinwandbreiten in mannigfachster Gruppierung sich entwickelnden Jahrmarkts. Unser Haarbalg fehlte. Bei der Fahrt von Panker zum Hessenstein hatte er im Walde einen Fehlweg eingeschlagen und an seiner Maschine Schaden genommen. Darauf hatte man ihn unter Wehgeschrei und Verwünschungen den Rückweg gegen Klamp hinunter nehmen sehen und ward fürderhin seiner nicht mehr gewahr. Dafür tröstete uns die Ankunft zweier Sportkameraden, die etliche Stunden nach uns Kiel verlassen hatten und nun, gerade als man uns zum Essen rief, im rechten Moment die Selenter Straße herunter geritten kamen.

Das Mittagsmahl fing an mit rother Grütze und schloß mit Erdbeeren; dazwischen kam Alles, was die Jahreszeit der jungen Erbsen und der ersten Gurke bedingt. Auch bestätigte es in eigenartiger Weise die Beobachtung, welche von einem weisen Manne des Morgenlandes herrühren soll, daß nämlich die Morgenstunde zwar Gold im Munde, aber Blei im Puckel habe. Der Blähreifen oder die Luftwurst war es, welche zuerst jammerte, nun sei der Appetit, den sie den Weg entlang gehegt und, bei dem köstlichen Duft der Nierensuppe zu einem wahren Heißhunger habe anwachsen gefühlt, ihr schon bei dem dritten Löffel plötzlich vergangen; und Jeder der Uebrigen machte in seiner Weise die gleiche Erfahrung. Nur unser Nestor hielt der neuen Wendung der Dinge gegenüber wacker Stand, und wo er einen wanken sah, ermunterte er ihn durch guten Zuspruch: „Lat Di Tied, mien Söhn, lat Di Tied bi'm Eeten, Du glöwst gornich, wat Een' daldrücken kann!“ Er lobte die Klößchen in der Nierensuppe und bat freundlich um den zweiten Teller. Bei der Roulade vom Kalb zwinkerte er vergnügt mit den Augen, theilte bei den jungen Erbsen die Führung sorgsam zwischen dem Schinken und dem Matjeshering, verschwand dann für eine Weile im Gurkensalat und tändelte während des Kalbsrückens, sozusagen wie ein Schmetterling, von einer Compotischüssel zur andern, unter deren Menge sich die Tafel bog. „Kinder, Kinder,“ hub er endlich strahlenden Blickes an und schlug an sein Glas, „laßt mich Thaten sehen! Habt Ihr je von einem Manne gehört, der Pasewald hieß? In meiner Kindheit erzählten von ihm die alten Leute, er war ein Sonderling und ging zu Fuß nach Rom. Angesichts der Peterskuppel aber kehrte er um, dahin, von wannen er gekommen, und kam hoch zu Jahren. Und heute noch sagt man: „In Rom gewesen und den Pabst nicht gesehn“, von Einem, der die Stange erklimmt, ohne die Wurst zu pflücken.

„Die Welt, meine jungen Freunde, ist kurzsichtig, sie fragt nicht, was sie thut, ist es recht, oder ist es unrecht? Dem Manne Pasewald thut sie Unrecht mit der Meinung, er habe gehandelt aus thörichtem Troß, um sich vor ihr ein Ansehen zu geben, da er sie doch verachtete! Heute hat mir eine Offenbarung verkündet, in welchem Sinne er gehandelt hat, und ich will Euch nicht verhalten, was ich erfahren.

„Als Ihr bei Klamp links schwenktet und hinauffahrt zum Heißenstein, da sah ich an die Länge des Weges und sagte zu mir: „Lieber, sagte ich, Du bist bei Jahren und thust es der Jugend nicht mehr gleich. Laß ihr den Heißenstein und nimm vorlieb mit dem, was Du genossen; es war Viel des Guten. Und ich nahm vorlieb und siehe, meine Augen sind wacker, und ich freue mich der Speise, indessen Eure Kraft ist versiegen gegangen. Maß zu halten ist eine Kunst, schwer zu lernen und schwer zu üben. Dem Kundigen trägt sie Zibeben ein und süßen Honigseim, dem Unkundigen aber wandelt sie die rothe Grütze um in Galle — Sela.

„Eines Mannes aber gedenke ich, dem heute die Freuden der Tafel vorzeitig sich verschlossen haben, nicht weil er in unbändigem Streben sich erschöpft, nein, weil er in Treue gehalten hat, was er versprach, daß auch dem schwächsten Radfahrer heute der volle Genuß einer Tagesfahrt zu Theil werden sollte, und ihm weihe ich in erster Linie dieses Glas. Was unser Fahrwart uns ist, meine Freunde, wir wissen es Alle, wir wissen auch, daß treue Pflichterfüllung, selbst wenn sie vorerst nur im eigenen Bewußtsein ihren Lohn suchen muß, doch weiterhin, dem Weizenkorn gleich, Früchte trägt, tausendfältig. Nicht die Höhe des vorgesteckten Zieles bestimmt die Größe des Lohnes, sondern das Maß der nutzbar dabei entwickelten Kraft. Wenn Pasewald sich sagt: „Jetzt ist's genug, mein Herz und Sinn ist gesättigt mit dem Guten, was darüber ist, ist vom Uebel“, so ist's genug für ihn, und Rom kann ihm nichts mehr bieten.

„Darum gedenke ich jetzt keiner, den ich nicht zu nennen brauche, dem heute der volle Genuß einer Tagesfahrt zu Theil geworden ist, doch nur ein Bruchtheil der Strapazen, Dank der Pflichttreue unseres Fahrwarts; er, die Krone seiner heutigen Thätigkeit, der schwächste Radfahrer, er lebe hoch!“

Als die Gläser verklungen waren, hoben wir die Tafel auf und bestiegen den Berg bei der Stadt, der das Signal trägt. Mir war es überraschend, da ich nicht von dem viel höheren Heißenstein die Aussicht genossen hatte, hier im Osten die See in scheinbarer Nähe vor mir zu sehen. Ihr zartes Blau verschwamm mit dem Duft, der den Horizont einhüllte und die Aussicht auf Fehmarn und die dänischen Inseln benahm. Ich meinte, in dem Ostwinde den erfrischenden Seegeruch zu verspüren, und gab mich, wie die Andern, willig der Mittagsruhe hin.

Ich wurde gestört, indem Jemand mich anrief und sagte, nun sei es aber hohe Zeit. Ich fuhr empor und hatte einen sonderbaren Anblick. Das Sonnenlicht war verschwunden, eine schiefergraue Wolkenmasse hatte von Westen her das Himmelsgewölbe überzogen, und eben schloß sich im Osten das Thor, durch welches noch das letzte Stückchen Blau hereinschien. Drei schwarze Wolfencolumnen zogen von Westen, Süden und Norden gegen uns heran, unter ihnen tummelte sich eine Plänklerschar von zerrissenem, weißlichem Gewölk.

Nun war es allerdings Zeit. Eine drohende Finsterniß lag auf der Erde, das lichte Grün der Wälder war ausgelöscht in ein bleiernes Grau, in das schon hie und da dunkle Regenstreifen sich mischten. Der Wind fuhr in abgebrochenen Stößen daher, bald von Süden, bald von Westen, und trieb Staubwolken empor. Ehe wir den Berg hinunter waren, trafen uns die ersten Regentropfen. Zwei polnische Arbeiter suchten ihren trunkenen Kameraden, der am Wege schlief, vergebens aus dem Kausch zu rütteln. Kiel weiß von einem Wirbelsturm zu erzählen, der um dieselbe Stunde mitten in die große Segelregatta hineingefahren ist. Ehe das Unwetter uns erreichte, hatte es seine Wuth schon erschöpft und brachte für Lütjenburg nichts, als einen ordentlichen Landregen.

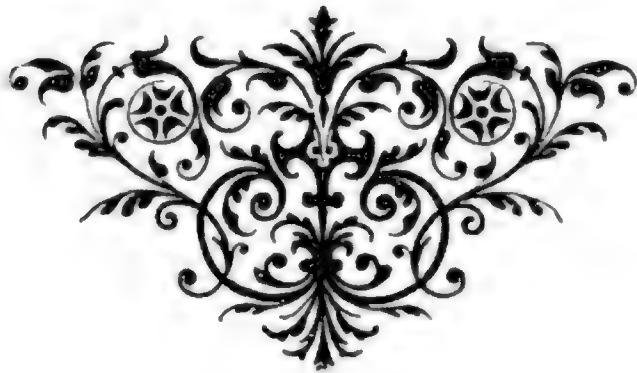
Er dauerte noch an, als ich eine Stunde später meinen Kameraden, die gen Plön von dannen fuhren, bis zur Hinterthür des Hotels das Geleit gab. Als sie fort waren, wandte ich mich und sah nach meinem Zweirade, welches wohlgeborgen unter einem Schuppen lehnte. Hier hatte das Hühnervolk sich im Sande eingewühlt und verträumte die Zeit. Eine Ratte machte sich auf dem Müllhaufen an den Resten unserer Mittagsmahlzeit zu schaffen, bei meiner Annäherung zog sie sich zurück unter einen umgestürzten Schiefkarren auf dem Mist und sah mich mit ihren blanken Neuglein an. Dann setzte sie die Flucht fort, gegen eine Brandmauer hin, zwischen deren Steinen ein blank getretener Rattenpfad hart neben dem Spiegel der Jauchfaule hinlief. Man mußte wohl wissen, welches Ziel man erstrebte, und gelegentlich nicht verschmähen, den Rücken zu biegen, so kam man hindurch, ohne einen Tropfen Regen auf den Pelz zu bekommen. Für die Ratte war dieses sehr wichtig, denn ihr halber Rücken war eine große Glage. Vielleicht war eine Glascherbe daran schuld, die irgendwo den Weg versperrte, vielleicht auch andauernde Geistesarbeit bei der Anlage des Rattenweges, denn einem Rattenhirn soll man nicht allzuviel zumuthen. Oder war es die Näude? Auch das Naturthier unterliegt mitunter Zuständen, für welche die Schwärmer unter den Philosophen allein die überfeinerte menschliche Lebensweise verantwortlich zu machen lieben. Neulich sah ich in Alfeld ein Gnu, das verbreitete einen lieblichen Geruch, indem es gegen die Näude eine Kur von Perubalsam brauchte.

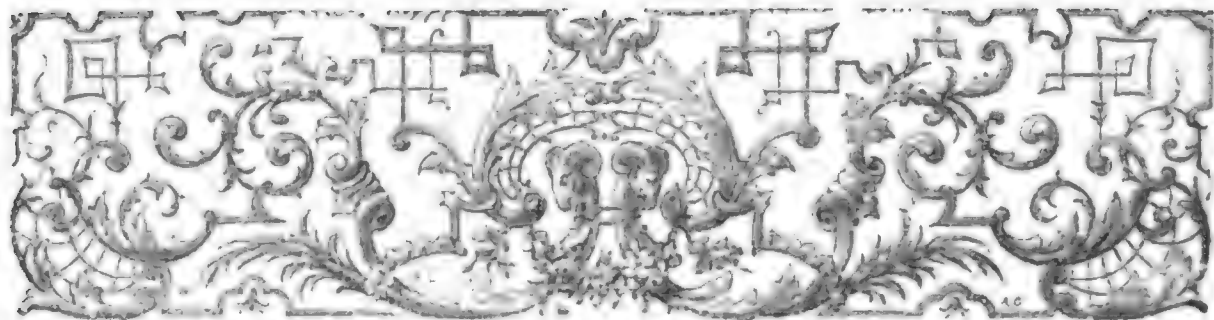
Seit vier Wochen erfreut sich Lütjenburg einer Eisenbahn. Der Bahnhof besteht vorderhand nur aus Wellblech, ehe man ihn erreicht, muß man in ein Thal hinab und einen Berg hinaufsteigen, auf dem die letzte Wegestrecke noch ungepflastert ist. Ich war froh, als ich oben war, und beneidete die Reisenden, die familienweise mir entgegenkamen, um den Genuß der Sommerfrische in Lütjenburg nicht.

Das Wellblechgebäude war voller Menschen, die auf die Abfahrt des Zuges warteten und sich mit allerhand Kurzweil die Zeit vertrieben. Die größte Kurzweil war ein schwachsinziger kleiner Junge, dem das Zeug vom Regen troß. Machte er eine linksche Bewegung, oder schnitt er eine Grimasse,



oder stieß er mit dem Kopf an die Tischkante, so erhob sich allemal ein großes Gelächter. In Gremsmühlen hatten wir eine Stunde Aufenthalt, die sich, da es empfindlich kühl geworden war, nicht besser hinbringen ließ, als durch fleißiges Hin- und Hergehen. Unter den Reisenden aller Art, die dort gingen, waren einige wirkliche Großstädter, der karrirte Engländer mit den beiden Mäpjen, ferner der Mann mit der Loosamüze. Auch Israel aus Aegypten war da, mit der gelben Theerose im Knopfloch. Er war von Allen der Großstädtischste, denn es stehet geschrieben: In Paris wird von der Herrenwelt gegenwärtig keine andere als die Marshall-Niel-Rose getragen. Zwischen Plön und Preez lagerte alles Getreide, so hatte der Sturm und der Regen hier gewüthet; und die Kartoffeln kehrten die Rückseite ihrer Blätter empor. Bei Elmshagen brach dann wieder die Sonne durch das Gewölk, und wir hatten doch noch einen schönen Abend.





## Die todte Stelle.

Novelle

von

Julius Gesellhofen.

— Breslau. —

**S**tation Pagrowice!" rief der Schaffner mit unverkennbar polnischem Accent und öffnete zwei neben einander liegende Coupés erster Klasse. Aus dem einen sprang sogleich, sich die Augen reibend, als habe er eben erst den Schlaf verscheucht, ein hochgewachsener schlanker Herr mit militärischer Haltung heraus. Er strich sich, indem er zögernden Fußes vorwärts schritt, den langen wohlgepflegten Schnurrbart und überichaute prüfend die nächste Umgebung.

Die andere Thür blieb etwas länger offen. Erst nach einer Weile erschien in ihrem Rahmen die Gestalt eines alten Herrn mit weißen Haaren, glattrasirtem Kinn und grauem Backenbart. Er war offenbar hier bekannt, denn er wurde von dem Stationsvorsteher höflich begrüßt, und als er auf dem Perron stand, sprang ein Mann, angethan mit polnischer Bauertracht, langem blauen Leinwandrock, breitkrämpigem Filzhut, weiten leinenen Bein Kleidern und hohen Stiefeln, eifertig heran, küßte ihm knieend den Rocksaum und nahm ihm mit der den Polen niederen Standes eigenen Demuth die elegante Handreisetasche ab.

Der andere Reisende hatte inzwischen seine Umschau beendet und wandte sich eben unschlüssig wieder um. Die Blicke der Beiden trafen sich, und im selben Augenblick scholl herüber und hinüber ein Ausruf des Erstaunens.

„Sie hier! Herr Geheimrath; was führt Sie denn in diese weltferne polnische Einöde?“

„Ich möchte Ihnen die Frage zurückgeben, Herr Baron. Hier giebt es doch weder Turf, noch Gelegenheit zu flotten Abenteuern. Oder wollen Sie etwa Terrainstudien im strategischen Interesse machen?“

„Nichts von Alledem! Aber Sie vergessen Eins, das es hier in bester Qualität giebt, — die Jagd. Der Graf N., dem fast die ganze Gegend hier gehört, hat schlecht gewirthschaftet, wie die meisten polnischen Großbesitzer. Seine Güter werden daher bis auf Weiteres sequestriert, und der Administrator, ein alter Waffenkamerad von mir, war so liebenswürdig, mich wissen zu lassen, daß er die Jagd des ganzen Areal's am liebsten in eine Hand verpachten möchte. Solch ein großartiges Jagdgebiet durfte ich mir nicht entgehen lassen und bin daher unverweilt hergereist. Da haben Sie das ganze Geheimniß! Aber Sie! Was in aller Welt kann Sie denn bewogen haben? Sie wollen mir doch nicht etwa gar Concurrnz machen?“

Der Geheimrath schüttelte darauf nur mit einem leisen Lächeln den Kopf und erwiderte:

„Was mich herführt? Das ist eine eigene Geschichte. Sie werden aber jetzt weder Zeit noch Lust haben, sie zu hören, denn sie ist weder originell noch pikant.“

„Vielleicht führt unser Weg nach derselben Richtung. Ich sehe mich nur bis jetzt noch vergeblich nach dem Wagen um, der mich abholen soll.“

Sie hatten inzwischen den Bahnhof verlassen und standen auf der holprigen Straße, die, mit Pappeln und kümmerlichen Trauerbirken bepflanzt, über die weite Ebene dahinführte.

Von einer herrschaftlichen Equipage war in der That nirgends etwas zu sehen; nur eine ärmliche polnische Britschka, mit zwei mageren kleinen Kosakenpferden bespannt, harrte am Eingange des Bahnhofgebäudes ihres Fahrgastes; daneben stand in demüthiger Haltung der Burische, welcher die Tasche des Geheimraths an sich genommen hatte.

Der Baron sah sich noch einmal forschend um, aber auch auf der Straße, die man ziemlich weit übersehen konnte, war kein herankommender Wagen sichtbar. Er wandte sich daher seufzend an den Geheimrath und sagte:

„Wenn Sie mich auf Ihrem Marterfahrzeug mitnehmen und bis nach Schloß N. fahren wollen, werde ich Ihnen sehr dankbar sein. Mein einziger Trost für die in Aussicht stehende Näherung ist die Gewißheit, daß ich nun doch noch Ihre Geschichte zu hören bekomme. Ich bin wirklich sehr gespannt darauf.“

Der Geheimrath nickte mit einem etwas zweifelhaften Lächeln und rief dem Burischen einige Worte in polnischer Sprache zu, worauf dieser auch dem Baron devot den Rocksaum küßte. Dann kletterten die Herren auf das federlose Gestell, der Kutsher setzte sich auf das über die Kelle genagelte Brett, schnalzte mit der Zunge, und fort ging's im Hundetrott über die steinige Straße dahin, daß dem Baron, der zu Hause auf Gummirädern fuhr, im Anfang Hören und Sehen verging.

Es war eine Gegend ohne jeden landschaftlichen Reiz, durch welche sie fuhren: weite Felder mit kümmerlich gedeihendem Getreide, Kartoffelbeete, hie und da mit Unkraut überwuchertes Brachland, und in der Ferne, aus sandigem Boden sich erhebend, ein düsterer, melancholischer Kiefernwald, nach dem die Straße in ziemlich gerader Richtung hinlief; kein Dorf und kein Gewässer sichtbar, soweit das Auge schweifte.

Die beiden Herren hatten eine lange Weile schweigend neben einander geessen, da der Geheimrath in tiefe Gedanken versunken schien und der Baron ihn nicht unzarter Weise darin stören mochte. Eben fuhr der Wagen in den wie in stiller Trauer schweigenden Wald ein. Die Steine des Feldweges und damit auch die empfindlichen Stöße hörten auf, aber dafür fuhr man nun durch tiefen Sand. Die kleinen langhaarigen Pferde machten die verzweifeltsten Anstrengungen, im Trabe zu bleiben, mochten aber bald das Vergebliche dieses Bemühens einsehen und fielen deshalb nach kurzer Zeit in einen gemächlichen Schritt, aus dem sie weder das ermunternde Schnalzen des Lenkers, noch dessen Peitsche aufzuschrecken vermochte.

Der alte Herr richtete sich jetzt in die Höhe, nickte den schwermüthig in den blauen Himmel ragenden Kiefern zu, als begrüße er alte Bekannte, und sagte zu seinem Begleiter gewandt:

„Sie wollten wissen, was mich in diese verlorene Gegend führt? Nun, das ist kurz gesagt: Ich gehe in meine Sommerfrische.“

Der Andere wandte sich zur Seite und antwortete nichts, aber der Geheimrath fuhr unbeirrt fort:

„Sie glauben, ich wolle mir einen Scherz mit Ihnen machen, oder ich sei verrückt. Sie täuschen sich aber; ich sagte Ihnen die Wahrheit und bin völlig bei Sinnen. Geben Sie Acht; sobald wir die kurze Waldstrecke durchfahren haben, werde ich Ihnen mein Tusculum zeigen.“

In der That lichtete sich jetzt die Aussicht, und der Blick fiel jenseits des Waldes auf ein etwas mannigfaltigeres Bild, das aber trotzdem den melancholischen Charakter der ganzen Gegend beibehielt.

Das Terrain senkte sich von hier aus einige Meter hinab bis an das Gestade eines ansehnlichen Sees, dessen dunkelblaue Fläche die auf der Landschaft ruhende Trauerstimmung noch erhöhte. An dem Wasser entlang zog sich links im Vordergrund dichtes Erlen- und Weidengebüsch, hinter dem die elenden Hütten eines Dörfleins sichtbar waren. Dem hohen Punkt, auf dem sie sich eben befanden, gegenüber ragte zwischen alten Parkbäumen der massive Thurm eines herrschaftlichen Schlosses in den Himmel und verlieh mit seinem auf dem Kopfe stehenden Spiegelbilde im See der Landschaft einen malerischen Hintergrund. Zur Rechten des Wassers aber dehnte sich, soweit der bis an das Ufer herantretende Kiefernwald die Aussicht frei ließ, wieder die weite eintönige Ebene bis fern an die Horizontlinie aus. Das Wasser war an dieser Seite von dichtem Schilf bestanden, hinter dem das altersschwarze Strohdach eines einzelnen Häuschens trüblich hervorlugte.

„Ah, nun verstehe ich!“ — sagte der Baron, nachdem er mit einem flüchtigen Blick das Landschaftsbild gemustert hatte; — „Sie haben sich hier eine Herrschaft gekauft, auf der sie einige Wochen in beschaulicher Ruhe verbringen wollen. Das lasse ich gelten. Die Wasserjagd muß hier vorzüglich sein.“

„Sie irren,“ erwiderte der Geheimrath lächelnd, „der alte Bau drüben ist Schloß N., Ihr Reiseziel; das meinige liegt hier rechts hinter dem Röhricht. In zehn Minuten werden Sie es selbst in Augenschein nehmen können. Nachher fahre ich Sie hinüber nach N. Der Weg um den See herum nimmt kaum eine Stunde in Anspruch.“

Der Baron folgte mit seinen Augen der die Richtung weisenden Hand des Gefährten, und sein Blick fiel auf die Hütte mit dem verwitterten Strohdach. Er stutzte. Erstaunen und Verwirrung malte sich auf seinem Gesicht, und er schaute nun wirklich besorgt den Anderen von der Seite an.

Dieser bemerkte es und lächelte behaglich.

„Jetzt halten Sie mich in der That für verrückt,“ — begann er mit bestem Humor, — „und ich kann's Ihnen auch ganz und gar nicht übelnehmen. Ich bin ein Mann, der im Welthandel ein entscheidendes Wort mitzusprechen hat; ich besitze in den verschiedensten Gegenden Deutschlands ein Duzend Landgüter mit mehr oder minder prächtigen Herrenhäusern, nenne eine Villa am Züricher See und eine andere an der Riviera mein eigen und bin der Herr eines alten Schlosses im schottischen Hochlande; — das Alles wissen Sie wahrscheinlich, und nun erzähle ich Ihnen, daß ich mir zur Villegiatur eine schlechte Lehnhütte in einer reizlosen Gegend der polnischen Ebene ausgesucht habe; — da müssen Ihnen ja Zweifel an meinem gesunden Menschenverstande aufsteigen. Aber des Räthsel's Lösung ist sehr einfach: Jene Hütte ist — mein Waterhaus.“

„Man hat Ihnen vielleicht schon in der Residenz gelegentlich erzählt, daß ich ein self-made-man in des Wortes wirklicher Bedeutung bin; umsomehr wird es Sie befremden, mich hier zu längerem Aufenthalt an die Stätte meiner armseligen Kindheit zurückkehren zu sehen, da man in der großen Welt gewohnt ist, daß ein Emporkömmling gern über seine Vergangenheit einen Schleier zieht. Was thut's! Ich bin nun einmal solch ein Sonderling.“

Die Pferde hatten sich inzwischen, da sie wieder harten Boden unter den Füßen fühlten, von freien Stücken in Trab gesetzt, und nach wenig Minuten fuhr der Wagen an der Thür des niederen Häuschens vor. Der alte Herr sprang mit jugendlicher Elasticität herab und nöthigte seinen Reisegefährten, ihm zu folgen.

Sie traten durch die Thür in ein zwar sauber gehaltenes, aber äußerst ärmliches Stübchen ein. Ein Tisch, einige Schemel und ein mächtiger Schrank, alles plump und schmucklos aus Kiefernholz gezimmert und mit rothbrauner Farbe angestrichen, bildeten das ganze Mobilien.

„Es ist Alles hier so geblieben, wie es in meiner Kindheit zu Lebzeiten meiner guten Eltern war,“ — erklärte der Geheimrath, — „nur das Bett in der Kammer nebenan hat einem modern construirten und bequem ausgestatteten weichen müssen. Die alten Knochen sind doch schon zu mürbe, um auf dem harten Lager der Armuth ausruhen zu können, nachdem sie ein halbes Jahrhundert besser gebettet gewesen.“

„Das sind alle meine Appartements; über uns befindet sich nur noch ein Bodenraum; dort schläft, solange ich hier wohne, mein getreuer Karczmarek, welcher Diener, Kutscher, Koch und in meiner Abwesenheit auch Kastellan in einer Person ist.“

„Sie kennen jetzt meinen Sommerpalast, und nun sagen Sie mir getrost, daß Sie mich für einen alten Narren halten; ich nehme es Ihnen nicht übel, denn Sie sprechen damit nur aus, was alle Welt denkt, soweit sie nämlich meine sogenannte Caprice kennt.“

„Vor Allem aber nehmen Sie Platz und lassen Sie sich eine kleine Erfrischung gefallen, denn die Gastfreundschaft ist auch in unseren polnischen Hütten zu Hause, und in meiner spartanischen Villa habe ich immerhin einige Vorräthe, die auch dem verwöhnten Gaumen des Großstädters zujagen dürften.“

Der alte Herr hatte die Worte lebhaft und mit liebenswürdigstem Humor hervorgesprudelt, und sein Gast war, wie von einem Traume umfungen, nicht im Stande gewesen, ihm auch nur ein Wort zu erwidern.

Man nahm am Tische Platz, und als jetzt Karczmarek, der draußen die Pferde besorgt hatte, hereintrat, rief ihm sein Gebieter einige polnische Worte zu, worauf er sogleich wieder verschwand, um nach wenigen Minuten mit einer dickbauchigen Ungarweinflasche, zwei Gläsern und etwas kalter Küche zurückzukehren. Der Baron langte herzlich zu, denn die stark gewürzten Speisen waren wirklich überaus schmackhaft und der Wein von einer Milde und einem Feuer, wie er ihn in der Residenz niemals auf die Zunge bekommen zu haben glaubte.

„Nun brechen Sie aber endlich Ihr Schweigen, mein werthester Gast,“ — hub der Geheimrath wieder an, — „und machen Sie sich nach Kräften lustig über mich. Sie sehen, ich bin darauf gefaßt.“

Der Baron schüttelte aber leise den Kopf. „Spott treiben,“ — erwiderte er, — „könnte hier nur ein frivolster Mensch; aber — ich weiß nicht, ob ich für meine Empfindung das richtige Wort treffe, — eine gewisse Verwunderung kann ich allerdings nicht unterdrücken. Ich verstehe wohl, daß Jemand seine Heimat liebt und sie gern in späteren Jahren wieder aufsucht, wenn sie auch dem Fremden noch so reizlos scheint, aber daß Sie, ein Mann, der nicht nur an den größten Comfort des Lebens, sondern auch an regste Thätigkeit und an den anregenden Verkehr mit Männern aus allen Schichten der Gesellschaft gewöhnt ist, — daß Sie es wochenlang in diesem fahlen Stübchen, in dieser Weltabgeschiedenheit aushalten und nur das

stumpfe Gesicht Ihres polnischen Burischen sehen können, ohne der Gefahr des Tieffinns ausgesetzt zu sein, das — offen gestanden — das verstehe ich nicht.“

„Das hat auch noch einen tiefer liegenden Grund,“ jagte der alte Herr mit einem stillen Seufzer. Sein Gesicht war völlig ernst geworden, und sein Auge schaute nachdenklich durch das Fenster über die eintönige Ebene hin.

„Also doch ein Geheimniß!“ dachte der Baron bei sich, und sein Interesse an der seltsamen Neigung des alten Herrn ward dadurch merklich gesteigert. Aber er war zu wohlgezogen, um eine indiscrete Neugier zu zeigen, und begnügte sich daher, mit einem murrenden so so! zu antworten.

Es trat nun eine Pause ein, während der Geheimrath, wie in Erinnerung ferner Zeiten versunken, schweigend vor sich hinstarrte. Endlich schien er sich wieder der gegenwärtigen Situation bewußt zu werden, denn er hob plötzlich den Blick und schaute seinem Gaste gerade ins Gesicht. Er empfand offenbar ein Bedürfniß nach Mittheilung, und da ihm jener mit keiner Frage entgegenkam, hub er schließlich von freien Stücken an:

„Haben Sie Geduld genug, Baron, die Erinnerungen eines alten Mannes bis zu Ende anzuhören? Ja? na, das thut mir wirklich wohl. Ich bin heut so mittheilfam gestimmt, wie seit langer Zeit nicht mehr. Und da ich Sie einmal in mein unschuldiges Geheimniß eingeführt habe, so macht es mir wirklich Freude, Ihnen die ganze Geschichte zu erzählen. Zuvor aber wollen wir auf gute Nachbarschaft anstoßen, da Ihre Jagd Sie voraussichtlich auch in den Sommermonaten wochenlang auf Schloß N. festhalten wird.“

Er füllte die Gläser von Neuem, ließ das seinige hell an dem des Gastes klingen und begann also:

„Mein Vater war, nachdem er zwölf Jahre in einem preussischen Infanterieregiment gedient hatte, in den Grenzdienst getreten und hier dem Nebenzollamt N. zugetheilt worden. Bald darauf heirathete er meine Mutter und erwarb für deren kleines Erbtheil dies Häuschen nebst einigen Morgen Acker. Hier hat er mit ihr viele Jahre glücklich gelebt, und ist nie zu bewegen gewesen, in ein reicheres und bequemeres Heim überzusiedeln, so oft ich's ihm auch später geboten habe.

Er war eine offene liebenswürdige Natur und hatte einen gesunden, nie verjagenden Humor, den ich als bestes Erbtheil von ihm überkommen habe. Meine Mutter, von Geburt eine Polin, war ein stilles sanftes Wesen mit einem starken Hang zur Melancholie, der sich auch bei mir nicht selten geltend gemacht hat. Als einziges Kind meiner Eltern wuchs ich in einer für das kindliche Gemüth nicht immer zuträglichen Abgeschlossenheit und Einsamkeit auf, denn mit den verwahrlosten polnischen Jungen des Dorfes war mir vom Vater jede Gemeinschaft verboten, und die übrigen Grenzaufseher und sonstigen Beamten wohnten zu weit entfernt, um mit ihren Kindern einen

regelmäßigen Verkehr zu unterhalten. Es war daher kein Wunder, daß sich von allen meinen Gaben am ersten und stärksten die Phantasie entwickelte. Meine liebste Beschäftigung war es, am Ufer des Sees zu sitzen, dem geheimnißvollen Rauſchen des Schilfes zu lauschen und in das dunkle Wasser zu blicken, dessen Tiefe ich mir mit den wunderjamsten Bildern und Gestalten bevölkerte.

In eine Schule ward ich nicht geschickt, denn dazumal gab es hier noch keine deutsche Schule, und mein Vater, der auf sein Deutschthum stolz war, wollte um jeden Preis meine Polonisirung verhüten, wie traurig auch meine Mutter darob sich zeigte. Er selbst lehrte mich in seinen Freistunden lesen, schreiben und innerhalb der vier Species rechnen. Das Uebrige sollte dann einer weiteren Ausbildung vorbehalten bleiben, von der er damals, glaube ich, selbst noch keine recht klare Vorstellung hatte.

So war ich etwa zwölf Jahr alt geworden und hatte bisher ein Dasein geführt, das in ungestörtem Glücke wie ein süßer Märchentraum dahingeflossen war, als ein Ereigniß mich plötzlich aus demselben heraus und mitten in's dichteste Marktgetriebe des Lebens schleuderte.

Ein fremder Holzhändler, den mein Vater von früher her kannte, hatte vom Grafen N. einen großen Schlag Kiefern gekauft. Der Wald, dessen Rest wir heut durchfahren haben, zog sich damals um den ganzen See herum bis an den Park des Schlosses hin. Sie können sich denken, daß das Bild, welches Sie heut von der hohen Stelle des Weges aus überschaut haben, damals ein viel schöneres und romantischeres war. Der See lag mitten im Walde, denn auch drüben auf der Dorfseite war das Erlengebüsch noch dichter und ausgedehnter; und von der Außenwelt sah und hörte man in unserem stillen Häuschen nichts.

Dem Händler war zwar für die Dauer seines hiesigen Aufenthalts vom Grafen ein Zimmer im Beamtenhause der Herrschaft angewiesen, er hielt sich aber mehr bei uns auf, als dort, theils aus alter Freundschaft für meinen Vater, theils weil er von unserm Hause aus nur wenige Schritte zu gehen hatte, um den wichtigsten Theil des Schlages zu erreichen.

Ich hatte mich von Anfang an ihm attachirt, weil er ein freundlicher und mittheilsamer Mann war, der auf seinen Reisen viel gesehen und viel erlebt hatte und auch gern davon erzählte. Und Geschichten zu hören war meine Leidenschaft. So kam's, daß ich ihn auf seinen Gängen stets begleitete und ihm willig hilfreiche Hand leistete, wo er meiner Dienste bedurfte.

Wochte er nur wirklich an mir Gefallen gefunden haben und in mir besondere Begabung vermuthen, oder glaubte er mit einem unverdorbenen Naturkinde eine bessere Acquisition zu machen, als mit einem großstädtischen Burschen, genug, er machte vor seiner Abreise meinem Vater den Vorschlag, mich ihm nach der Provinzialhauptstadt mitzugeben, wo er mich erst eine Schule besuchen lassen und dann in seinem Comptoir beschäftigen wollte. Ich will über die schweren Bedenken meiner Eltern, die nur durch lange sorgfältige



Ermägungen schließlich besiegt wurden, schweigen, will auch meine eigenen Gefühle beim Scheiden aus der Heimat, die im vollsten Sinne des Wortes meine Welt war, übergehen, da ihre Schilderung mich zu weit führen würde. Ich theile Ihnen nur das Endergebniß mit: Acht Tage später fuhr ich mit meinem neuen Herrn und Beschützer der Hauptstadt zu.

Wie ich es in fünfzehn Jahren vom Lausburichen bis zum selbständigen Kaufmann und dann weiter zu meiner jetzigen Stellung als tonangebender Welthändler, Geheimer Commerzienrath &c. gebracht habe, soll uns hier ebenfalls nicht beschäftigen, denn obwohl ich meinen persönlichen Werth ganz genau kenne und nöthigen Falls auch geltend zu machen weiß, bin ich doch kein selbstgefälliger Prahler und will Ihnen auch nichts weiter erzählen, als wie ich dazu gekommen bin, mich alljährlich im Sommer für einige Wochen in dieses Häuschen zurückzuziehen und fern von allen Geschäften und allem Verkehr nur meiner Beschauung zu leben.

Mein Leben in der Hauptstadt hatte sich von Anfang an sehr thätig und arbeitsreich gestaltet. Mein schlummernder Ehrgeiz war bald erwacht und hatte mich zu nimmermüdem, rastlosen Streben angespornt. Erst lernte ich mit wahrer Eifer, was mir irgend erreichbar war, und begann dann mit demselben Eifer meine Kenntnisse und Fähigkeiten praktisch zu verwerthen. Und da das Glück mir zur Seite stand, hastete ich von Erfolg zu Erfolg, ließ mir keine Zeit, rückwärts oder in mich zu schauen, und freute mich nur, wenn mir ein neues Unternehmen gelungen war. Die meisten Menschen sehen in dem Reichthum nur das Mittel, sich alle Genüsse zu verschaffen und die Erfüllung jeden Wunsches zu sichern. Ich habe aber an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß die Jagd nach dem Mammon selbst und sein Besitz an sich einen geheimnißvollen, bestrickenden Reiz hat. Ich verstehe seitdem den sinnlosen Spieler; ich verstehe sogar den Weizhals, der bei seinem Golde friert und hungert.

Obgleich mir nun Alles unter den Händen gedieh, und obgleich ich rasch von Staffel zu Staffel emporstieg zu der Höhe des materiellen Glücks, verspürte ich doch seltsamer Weise manchmal, wenn ich mir in dem athemlosen Ringen und Streben eine Stunde der Ruhe gönnte, ein Gefühl der Unbefriedigung und der Unlust in mir. Was ich ersehnte und erhoffte, ging mir meist in Erfüllung; um was ich mit Anstrengung meiner ganzen Denk- und Willenskraft arbeitete, fiel mir zu, und doch wollte eine Empfindung reinen Glücks nicht in mir aufkommen. Es blieb immer gleichjam eine todte Stelle auf dem Grunde meiner Seele. Ich wußte mir dies Ungenügen nicht zu erklären.

Daß ich meinem Beruf nicht aus eigener freier Wahl angehörte, fiel mir niemals ein. Ich hatte ihn ja so lieb, und er war ja augenscheinlich so geeignet, das mich ganz und gar beherrschende Gefühl des Ehrgeizes zu befriedigen, daß ich Jeden ausgelacht haben würde, der mir gesagt hätte, ich triebe in falschem Fahrwasser.

Ich strebte also nur immer danach, höher zu steigen und mehr zu gewinnen, indem ich meinte, die Zufriedenheit müsse kommen, wenn ich erst den höchsten Gipfel des irdischen Glücks erreicht hätte.

Aber sie kam nicht. Je gewaltiger mein Reichthum anschwell, je größerer Ehren ich theilhaftig wurde, und je mehr mein Leben auch an geistigem Inhalt gewann, desto leerer wurde mein Herz, und desto mehr verlernte es die Fähigkeit, in freudiger Erregung höher zu schlagen.

Ich hatte aus Liebe, ohne eigennützige Nebenabsichten, geheirathet. Mein Weib war schön, hingebend und liebenswerth; wir hatten vier herzige und gesunde Kinder und erfreuten uns selbst beständig des besten körperlichen Wohls, und doch konnte ich das selige Gefühl des Genügens nicht erjagen. Ich ward zusehends düsterer und unzugänglicher und zog mich schließlich selbst von meiner Familie zurück, denn die theilnahmsvollen Blicke meiner Frau ebenso wie die heiteren Gesichter der Kinder thaten mir in meiner dauernden Verstimmung förmlich weh.

Und dann kam es eines Tages zum Ausbruch. Das Mißvergnügen steigerte sich zum heftigen Seelen Schmerz, der am Ende in Verzweiflung ausartete. Ich saß in meinem luxuriös ausgestatteten Cabinet und rang mit mir selbst. Der Kampf war ein dämonischer, aber er währte nicht lange. Mein Lebtag werde ich daran gedenken. Ich riß einen Revolver aus einer Schublade meines Schreibtisches, richtete ihn gegen meine Stirn und drückte los.

\* \* \*

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, saß meine Frau weinend am Bett und hielt meine Hand in der ihrigen, und neben ihr stand unser Hausarzt mich mit ernsten Blicken betrachtend. Er hatte meine ziemlich ungefährliche Kopfwunde verbunden und mochte sich wohl in dem Augenblicke seine Diagnose über meinen geistigen Zustand zurechtlegen.

Ich ward ermahnt, mich ruhig zu halten und womöglich zu schlafen, was ich auch befolgte, da ich, vermuthlich durch den Blutverlust, äußerst erschöpft war.

In der nächsten Zeit brachte der Doctor täglich einen Collegen mit, einen berühmten Psychiater, wie ich später erfahren habe.

Dieser, ein noch junger Mann, setzte sich gewöhnlich an mein Bett, sprach von diesem und jenem und wußte mich auf das Anregendste zu unterhalten, wobei er seine hellen, durchdringenden Augen in die meinen versenkte, als wolle er mein Inneres bis in die tiefsten Tiefen erforschen.

In leichter gefälliger Plauderei verstand er nach und nach eine Schilderung der Seelenverfassung aus mir herauszulocken, in der ich den Versuch der Selbstvernichtung gemacht. Und als er soweit war, ging er mehr und mehr auf meine Vergangenheit ein, ließ sich mein ganzes Leben erzählen und verweilte besonders gern bei meiner Kindheit und bei meinem Austritt aus dem

Vaterhause, der für die Gestaltung meines ganzen Lebens entscheidend geworden war.

Als ich zum ersten Mal wieder aufstehen durfte, geleitete er mich selbst zu einem Spaziergange in den Garten und führte dabei die Unterhaltung lebhafter und espritvoller, denn je.

Schließlich kam er wieder auf mich und meinen Gemüthszustand zu sprechen und sagte, als ich ihm ausweichen wollte:

„Verschließen Sie sich einem wohlgemeinten Zuspruch nicht, Herr Commerzienrath! Ihre Nerven sind angegriffen; Sie bedürfen daher vor allen Dingen der Ruhe. Miethen Sie sich an einem der oberitalischen oder Schweizer Seen ein und geben Sie sich dort ausschließlich der Ruhe und der inneren Beschauung hin. Das wird Sie wieder gesund machen.“

Zu meiner Frau aber — sie hat es mir später wortgetreu wiederholt — sagte er beim Weggehen heimlich: „Ihr Gatte ist geistig völlig gesund. Ihm fehlt nichts, als die Zufriedenheit mit sich selbst. Es giebt Dinge, die man nicht mit Geld kaufen kann, die man sich erringen muß. Lassen Sie ihn mit sich allein fertig werden.“ — —

Der Mann hatte meine Seele durchschaut und meinen Zustand richtig geschätzt. Sein Remedium war das richtige. Der Umstand, daß er mir an einen der Seen zu gehen rieth, war wohl bedacht. Und doch war noch ein kleiner Irrthum in seiner Verordnung. Das Mittel hatte er getroffen, aber die Dosis war noch zu schwach.

Ich kaufte die Villa am Züricher See und siedelte ganz allein mit einem Diener dahin über.

Der ärztlichen Vorschrift gemäß lebte ich mehrere Wochen dort ganz einsam, freute mich an der großartigen Schönheit der Natur und gewann so eine gewisse Ruhe für mein unzufriedenes Herz. Meine Seele ward gewissermaßen in einen sanften Schlummer gewiegt, vermöge dessen sie ein eigentliches Schmerzgefühl nicht empfand. Aber glücklich war ich dennoch nicht; ich fühlte noch immer die todte Leere in mir, obgleich sie mir nicht so bittere Wein bereitete, wie ehemals.

Eines Abends, als die Sonne sich zur Rüste neigte, saß ich auf meiner von den Wellen des Sees beispülten Terrasse und schaute träumend über den Wasserpiegel hin. Ich achtete nicht auf die gewaltige Scenerie um mich her, die in dem wechselnden Lichte des scheidenden Tagesgestirns wundervolle Effecte zeigte; ich hatte mich zeither schon satt daran gesehen, und meine ganze Aufmerksamkeit ward von dem Spiel der leicht anschwellenden und wieder zerrinnenden Wogen in Anspruch genommen. Ich glaubte längst verflungene und vergessene Laute daraus zu hören und gab mich willig der langsam mich umfangenden Traumseligkeit hin.

Die Sonne war längst versunken; das dunkelblaue Wasser wurde schwärzer und schwärzer; phantastische Bilder webten sich aus den Schatten zusammen, und als nun der Mond heraufstieg und sein Licht über die ge-

heimnißvolle Tiefe gleiten ließ, da nahmen die Traumgebilde greifbare Gestalt an; die lichten Bilder meiner Kindheit umgaukelten mich, und aus den Fluthen des Sees tauchten dieselben Gestalten empor, die vor langer, langer Zeit die bewegliche Phantasie des Knaben aus den Wassern des polnischen Landsees hervorgezaubert hatte.

Ein unbeschreiblich süßes Gefühl durchrieselte mich wie ein Wonneshauer, die todte Stelle in meiner Seele hatte plötzlich Leben gewonnen. Ich hatte dem Glück ins Auge geschaut, nach dem ich so lange vergeblich gerungen.

Das Erscheinen meines Dieners, welcher mir der Abendkühle wegen einen Mantel brachte, scheuchte mich aus der lieblichen Traumwelt empor. Ich blickte um mich und gewahrte, daß ich mich nicht an meinem heimischen Gestade, sondern in dem Garten einer modernen Prunk-Villa befand. Ein fast verächtliches Gefühl überkam mich beim Anblick des von vielen Menschen so heiß ersehnten Luxus. Dennoch seufzte ich erleichtert auf. Ich hatte ja nun den Weg dahin gefunden, wo mir das schmerzlich ersehnte volle Genügen werden sollte.

Schon am nächsten Morgen sandte ich meinen Diener mit der nöthigen Aufklärung nach Hause und reiste ganz allein auf Courierzügen hierher.

Meine Eltern waren beide schon vor Jahren gestorben, und ich hatte mich seitdem um das Häuschen wenig gekümmert, es aber gleichwohl nicht veräußert. Ich ließ es nun eilig in Stand setzen und verlebte darin seit meiner Kindheit zum ersten Mal wieder einige wahrhaft glückliche Wochen. Die Leute hier mochten mich wohl damals für verrückt halten, aber ich kümmerte mich nicht im Geringsten um ihr Urtheil. Ich ließ mir eine aus unbehauenen Birkenstämmen gezimmerte Bank hinter dem Hause aufstellen, wo ich einen Ausblick über den See hin hatte, das Wasser plätschern und rauschen und die Schilfhalme im Winde leise flüstern hörte.

Dort saß ich täglich in süße Träume verjunken und lebte nur der Erinnerung. Ich kostete noch einmal alle Wonnen der Kindheit, litt der Kindesseele kleine Schmerzen wieder, sah die Märchenphantasien des Knaben wieder erstehen und durchlebte von Neuem wieder alles kindliche Sehnen, Wünschen und Hoffen.

Hier erkannte ich meinen eigentlichen, mir von der schaffenden Natur von Anbeginn zugewiesenen Beruf, denn hier wurde ich zum Dichter, indem ich all die Stimmungen und Gefühle, die lange in mir geschlummert und jetzt plötzlich wieder lebendig geworden waren, rhythmisch formte und ihnen deutliche Gestalt verlieh. Dies bewußte Nachschaffen des ehemals in kindlicher Unbefangenheit nur unklar Empfundnen war und ist das seligste Glück, das ich je gekostet, und seitdem rinnt mir neue Lebenskraft und frischer Muth durch die Adern. Hier bin ich wirklich von dem Siechthum meiner Seele gesundet. Die todte Stelle ist verschwunden.

Es wäre eine Unwahrheit, wollte ich behaupten, daß ich seitdem den Comfort verachte, den der Reichthum gewährt. Im Gegentheil, ich freue mich

jeiner das ganze Jahr hindurch. Aber auf einige Wochen muß ich immer wieder hierher zurückkehren, um an der Stätte meiner Kindheit wieder ein Kind zu sein.

Meine Frau und meine Kinder haben für diese seltsame Passion nur ein entschuldigendes Achselzucken. Sie begreifen das Heimweh des alten Mannes nach dem armjeligen Häuschen in der polnischen Einöde nicht. Nur mein jüngster Sohn, der Maler, versteht mich ganz.

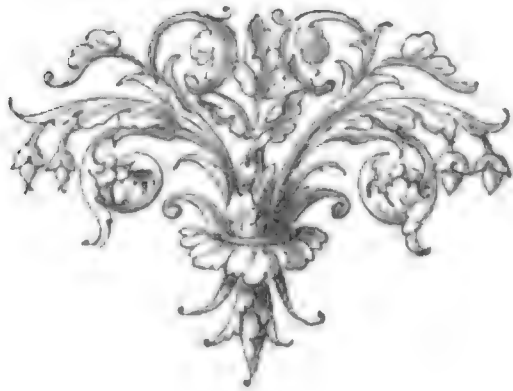
Er besucht mich alljährlich auf einige Tage hier, und vor drei Jahren hat er von der hohen Wegstelle aus meine Heimstätte auf seine Leinwand gezaubert.

Das Bild ist im Pariser Salon prämiirt worden wegen' der unnachahmlichen Stimmung, die darüber gebreitet ist. Jetzt hängt es in meinem Cabinet über dem Schreibtisch."

Der alte Herr hatte geendet und füllte nun die Gläser aufs Neue, um noch einmal mit dem Gaste anzustoßen.

Der blasirte Sportsman, der sonst weichen Empfindungen gegenüber leicht zum Spott neigte, stand wortlos auf. Er drückte dem Gastfreunde warm die Hand, und während sie vor die Thür traten, um wieder auf die Britische zu steigen, sagte er mit leise bebender Stimme:

„Jetzt verstehe ich Sie.“





## Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung in Wien.

Von

Gustav Weigbrodt.

— Wien. —

**D**ie „internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen“ — so lautet ihr offizieller Titel — in Wien ist feierlich eröffnet. Erzherzog Karl Ludwig, der kunstsinelige Bruder des Kaisers, hat das Protectorat übernommen, Markgraf Pallavicini ist ihr Präsident, die Seele derselben aber ist die genial schaffende Fürstin Pauline Metternich, und aus ihrer Initiative ist sie auch hervorgegangen. Volle fünf Monate, bis in den Monat October hinein, bleibt die Ausstellung geöffnet, und sie ist so umfassend, so weit ausgreifend und von solcher Mannigfaltigkeit, daß sie sowohl den betreffenden streng wissenschaftlichen, als den gebildeten Laien-Streifen und sogar dem nach Gumburg dürstenden Publikum das intensivste Interesse abgewinnen muß. Ihr Nebentrag dient nicht „internationalen“ und nicht einmal gesamt-österreichischen Zwecken, er ist lediglich zur „Unterstützung gemeinnütziger Bestrebungen in Wien“ bestimmt, vorausgesetzt natürlich, daß überhaupt ein Nebentrag zu erzielen sein wird! Bisher hat ausnahmslos jede Wiener Ausstellung ein Deficit und mitunter ein colossales Deficit (die Weltausstellung des Jahres 1873 ein solches von neunzehn Millionen Gulden) zu Wege gebracht, und es ist vorläufig wenig ermutigend, daß die Vorzügliche des der Ausstellungscommission angegliederten Damen-Comités, die Gemahlin des Statthalters von Niederösterreich, öffentlich zu beklagen Veranlassung gefunden hat, „die Ausstellung habe nirgends gegen so große Vorurtheile und gegen einen so eingewurzelten Pessimismus zu kämpfen, als in Wien selbst.“ Die Wiener sind einmal so: sie hoffen oder fürchten immer das Neueste, ein Maßhalten in Beidem kennen sie nicht, „himmelhoch jauchzend“ oder „zu Tode betrübt“.

Doch über materiellen Erfolg oder Misserfolg kann erst die Zukunft entscheiden: daß die Ausstellung aber eine höchst gediegene und gelungene ist, darüber kann kein Zweifel bestehen. Denn sie führt uns die gesammte geschichtliche Entwicklung von Musik und Theater in künstlerischer, technischer und gewerblicher Beziehung in einem geschlossenen und von keinem anderen Ausstellungsobject beirrten und beeinträchtigten Bilde vor Augen und bringt damit die mächtige kulturelle Wirkung dieser beiden Kunstströmungen zur Darstellung.

Den Mittelpunkt auf der jetzigen Ausstellung bildet die schon vor fast zwanzig Jahren errichtete große und schöne Rotunde in Mitten unseres unvergleichlichen Praters,

die Rotunde sammt ihren eben so alten Nischen; neu hinzugebaut sind aber ein Theater und zwei Musikhallen. Wenn wir durch das imposante Südportal, an der Hauptfront des Colossalbaues, eintreten, so gelangen wir durch eine „Ehrenhalle“ der Dichtercomponisten in den weiten Mittelraum der Rotunde, die aber diesmal, aus Schönheitsrückichten, für die eigentliche Ausstellung nicht verwendet, sondern zu einem reizenden Park umgestaltet ist, in dessen Mitte, in natürlicher Größe, das Modell des künftigen Mozart-Denkmales steht. In der Rundgalerie ist die Fachausstellung untergebracht, weil sie dort das beste Licht hat, doch haben, bei ihrer Reichhaltigkeit, auch die anfangs für die ihr affiliirte Gewerbeausstellung bestimmten vier Transepte hinzugenommen werden müssen, und hat man die letztgenannte Ausstellung in die Seitengalerie und in verschiedene Nische verwiesen. Die Gewerbeausstellung ist eine Ausstellung der für die Musik und das Theater arbeitenden Kunstgewerbe. Es kommt hier die Einrichtung für Bühne und Zuschauerraum, einschließlich der Garderoben sowohl für die Schauspieler als für das Publikum, in Betracht, die Ausstellung bietet also nicht etwa blos Decorationen, sondern — kleines und kleinstes nicht verschmähend — auch Fauteuils, Sige und Bänke, die bei thunlichster Raumersparniß und bei geräuschlosestem Functioniren die möglichste Bequemlichkeit gewähren, auch zur Unterbringung der Hüte, Operngläser, Theaterzettel zc. Der Nachdruck aber ist, um zu zeigen, was durch geschmackvolle Ausstattung im Dienste der Kunst erreicht werden kann, auf die Theater-Interieurs gelegt, auf die Zusammenstellung von Salons, Poudoirs, Speisesälen, Veranden zc., sämmtlich natürlich für das Theater berechnet, welches z. B. in den Größenverhältnissen der Möbel und in der Wahl der Farben ganz andere Bedingungen stellt als das wirkliche gesellschaftliche Leben und welches außerdem, sei es auch auf Kosten der Solidität und Dauerhaftigkeit, wesentlich billigere Preise fordert.

Die Fachausstellung (die Gewerbeausstellung nicht) ist national gegliedert. Man hat sich schwer dazu entschlossen, weil eine solche nationale Sonderung die Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit beeinträchtigt, aber das Ausland hat darauf bestanden, daß kein nationales Eigenthum nicht zerstreut und zersplittert werde, und so hat man nachgegeben. Doch haben, während alle übrigen Staaten sich gesondert etablirten, Oesterreich und Deutschland, um auch in dieser Richtung ihre Zusammengehörigkeit ad oculos zu demonstrieren, in einer einzigen Abtheilung ihren Platz gefunden, und sie nehmen gemeinsam den südlichen Theil der Rundgalerie ein. Die Peripherien der Rotunde occupiren, als geschlossene Abtheilungen, die sogenannten Interieurs, theilweise mit Scenenbildern aus der guten Gesellschaft, theilweise als besondere Beethoven-, Mozart-, Goethe-, Schiller-, Grillparzer- zc. Zimmer, ganz nach den Originalen und mit der vollständigen Original-einrichtung. So viel im Innern der Rotunde. Den Ausstellungs-Park betritt man durch das Westportal und hat dann, sicher eine der schönsten Promenaden der Welt, eine weite und freie Avenue vor sich; nur zwei kleinere Fontainen zieren sie, die Colossalfontaine der letzten (1890ger) Ausstellung, die so fest gebaut war, daß man ihr mit der Hacke nicht beikommen konnte, sondern daß sie von Geniesoldaten gesprengt werden mußte, existirt nicht mehr. Das neu erbaute Ausstellungstheater schließt die Avenue perspectivisch ab, und von Nutzen gelangen die Besucher, ob sie nun im stolzen eigenen Gefährt oder bescheiden mit der Pferdebahn anlangen, durch einen gedeckten Gang in dasselbe hinein. Wir haben sonst nur noch ausdrücklich zu erwähnen, daß für die leibliche Auffrischung, ohne die, am allerwenigsten in Wien, keine Ausstellung gedacht werden kann, ausgiebig gesorgt ist, allerdings nicht so ausgiebig wie früher, wo die betreffenden Etablissements nicht sowohl der Ausstellung dienlich, sondern Selbstzweck waren, aber doch ausgiebig genug. Ein vortreffliches und geräumiges Staffehaus fehlt selbstverständlich nicht. Die Existenz würdiger Tempel für den Cultus eingeborener und bayerischer Biere ist noch selbstverständlicher, und von den vorhandenen zwei Restaurants ist das erste „auf den Massenconsum berechnet“ und notirt nicht viel mehr als das Doppelte der schon hoch genug bemessenen Stadt-Preise, während die oberen Zehntausend sich in einem „französischen“

Etablishement ausrauben lassen können, dessen direct aus Monte Carlo vertriebener Inhaber — in Monte Carlo giebt man sich, wie Franz Moor, nicht mit Kleinigkeiten ab — seine kulinarischen Wunderwerke zu Preisen verwerthet, wie unsere auch nicht blöden großen und kleinen Eduard Sacher sie in ihren kühnsten Träumen nie geträumt.

Was nun zunächst das Theaterwesen betrifft, so hat das unmittelbar an die Rotunde angebaute Theater — auch dieses ein Werk der berühmten Theaterbau-Firma Fellner und Helmer — einen Fassungsraum für 1500 Personen (1000 Sitze im Parterre-Raum und 500 auf 5 Meter höher liegendem Balkon) und ist mit allen erdenklichen Sicherheitsvorkehrungen ausgestattet. Die in ihm zu bietenden Aufführungen sollen ein lebendiges Bild, nicht bloß der gegenwärtigen Theaterkunst, sondern auch ihre stufenweise Entwicklung in den verschiedensten Epochen und Zonen, von den ersten religiösen oder gottesdienstlichen Anfängen an bis auf die profane Jetztzeit veranschaulichen. Freilich ist das Material zu massenhaft, um es auf einmal ganz bewältigen und erschöpfen zu können, und die Ausstellung hat sich also wesentliche Beschränkungen ihres idealen Programms, zu dessen Verwirklichung übrigens nicht bloß die bestehenden Theater des In- und Auslandes herangezogen, sondern auch, natürlich mit schon vorhandenen Kräften, eine besondere Ausstellungs-Truppe zusammengestellt wird, auferlegen müssen, und behufs dieser nothwendigen Beschränkungen liegt der Schwerpunkt der Aufführungen in der Darlegung der Entwicklung des deutschen Theaters, worin er auch um so eher liegen kann, als dem Kerne nach, wenn auch *mutatis mutandis*, die Entwicklung des Theaters überall dieselbe ist. Und dabei ist es durch die Verhältnisse gegeben — denn ausreichend und zu jeder Zeit stehen uns Wiener Kräfte zur Verfügung — daß, in möglichst knappem und geschmackvollem Rahmen, in erster Reihe das Werden und Wachsen des deutschen Theaters in Wien zur Erscheinung gebracht wird. Es werden indeß nicht etwa in chronologischer Ordnung alle für die Geschichte des deutschen Theaters ins Gewicht fallenden Stücke gegeben — das wäre die Erstarrung zu einem theatergeschichtlichen Museum —, sondern es werden unverkürzt nur jene ganz besonders interessanten Erscheinungen vorgeführt, von welchen auch heute noch eine lebendige Wirkung zu erwarten ist, und es darf also das vielleicht wissenschaftlich Bedeutende, aber menschlich Langweilige in dem Theater-Repertoire höchstens in einer Art *Quodlibet* von kunstvoll geschliffenen Splintern sich geltend machen, und zu diesen Splintern werden die alten Kloster- und Schulspiele, die Fastnachtspiele und der Hanswurst mit seinen zahlreichen Descendenten bis zum Staberl herab gezählt. Aus der „prähistorischen“ Zeit des Wiener Theaters kommt das Volkschauspiel vom „Doctor Faustus“ zur Aufführung, das gleich einem Karfunkel aus der Rohheit der volkstümlichen Burleske und aus der tödlichen Langeweile des gelehrten Dramas herausleuchtet, und auch die ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts haben einzelne Stücke gezeugt, von denen das heutige Publikum mehr verlangen kann, als eine bloße Kostprobe.

Ueberreich wird die Theaterkunst der Jetztzeit vertreten sein, und die Reihenfolge der Vorstellungen, die schon zwei oder drei Mal abgeändert werden mußte, ist endlich hoffentlich endgiltig festgestellt. Den Monat Mai füllen zuerst das Berliner „Deutsche Theater“ unter der Leitung von Urronge, wohl zu einem großen Theile mit den Kräften, die aus Wien an die Spree verpflanzt wurden, aber mit einem hier weniger bekannten Repertoire, dann das „Königlich Ungarische Nationaltheater“ mit Werken rein ungarischer Provenienz und selbstverständlich mit waschechten ungarischen Künstlern, endlich die „Comédie Française“ mit ihren abgeleiertsten klassischen und modernen Stücken, aber mit den besten ihrer wohlthutirten „Sociétaires“. Der Juni bringt eine böhmische d. h. eine czechische Oper, die allerdings nicht in der Lage ist, für die national-czechischen Weisen (prächtige Sachen darunter) mit Vollblut-Czechen das Auslangen zu finden; dann die *Réjane* vom Pariser Variététheater, um uns mit einem auserlesenen Personal in die Geheimnisse der französischen feinen Kreise einzuweihen; endlich den sündigen Hamburger Theaterdirector Pollini mit dem tief sinnigen Monstrum der „Tragödie des Menschen“. Der Juli hat in seiner ersten Hälfte ein sehr gemischtes Menu, das der Feinschmecker getrost überschlagen kann,



Ballet, Einacter-Singspiele, Operetten aus aller Herren Länder, während die zweite Hälfte für den Berliner Emanuel Reicher mit einer Elite Truppe reservirt bleibt. Für den August ist eine französische Operetten-Gesellschaft „allerersten Ranges“, zur Zeit aber aus der Anonimität noch nicht herausgetreten, avivirt und dann eine Truppe der, wie alle Tiroler, mit großem Geschäftssinn ausgestatteten Bauern-Dilettanten von Brizlegg, die auf profanem Gebiet so Ungewöhnliches leisten, wie die frommen bayrischen Oberammergauer in ihren Passionspielen, mit einem Volkschauspiel „Andreas Hofer“. Die erste Woche des Septembers haben die Polen für ihre nationale Theater-Literatur in Beschlag genommen, dann kommt eine regelrechte Italiensche Stagione, die Truppe von Sonzogno zusammengestellt, das Orchester von Mascagni, dem Componisten der „Cavalleria rusticana“ und des „Freund Fritz“ geleitet, und den Beschluß macht ein Operetten-Cyclus unsers „Theaters an der Wien“ mit einer Auswahl der zugkräftigsten seiner Operetten, von Offenbachs feinscher „Schöner Helena“ an herab bis zum Millöcker'schen „Sonntagskind“. Vielleicht kommt zwischendurch auch noch eine Kopenhagener Truppe, um uns den Dänen Holberg und den Norweger Ibsen zu interpretiren, vielleicht sendet auch St. Petersburg seine besten Schauspieler mit den besten russischen Stücken und Warschau sein berühmtes Ballet, aber noch wahrscheinlicher ist es, daß unter der Führung Junkermanns, der die Figuren Fritz Reuters so meisterhaft wiedergiebt, ein plattdeutsches Theater da sein wird, und daß sich eine 25 Köpfe starke Truppe Japaner in Tänzen und kleinen Comödien producirt, wie denn überhaupt von vornherein principiell gar Nichts ausgeschlossen ist, was durch seine Eigenart eine Beachtung in Anspruch nimmt. Ein „chinesisches Schattenpiel“ darf sich keiner exotischen Herkunft rühmen, sondern ist einfach ein Abklatsch des Pariser „Casé chinois“, aber in den Morgenstunden wird ein Marionetten-Theater zum Entzücken der gesättigten Babys in Action treten.

Was endlich — last not least — die Eintrittspreise betrifft, so sind dieselben im Allgemeinen die, nach hiesigen Begriffen, nicht unbescheidenen Preise des „Deutschen Volkstheaters“, aber für Ausnahmeverstellungen werden, freilich nur für die ersten Sitzreihen, auch Ausnahmepreise in Anwendung kommen, und wir fürchten — exempla trahunt — daß diese Ausnahmepreise bald die Regel bilden werden. Die Eintrittskarten, wohlverstanden, in die Ausstellung berechtigten keineswegs zum Eintritt in die Theater Vorstellungen sondern wer in's Theater geht, zahlt extra, zahlt die Ausstellung und das Theater: für das Eintrittsgeld in die Ausstellungsräume sieht man eben Nichts als die eigentliche Ausstellung. Diese Karten sind übrigens ziemlich niedrig im Preise gehalten, und zur Erleichterung des Besuches werden auch, zu noch weiter ermäßigten Preisen, Familienkarten für 4 oder 6 Personen sowie Permanenzkarten, für die ganze Dauer der Ausstellung gültig, zu 15 Fl. ausgegeben, und den Vertrieb der letzteren hat eine ganze Armee ehrgeiziger Damen übernommen, welche Jedem, den sie nur halbwegs für zahlungsfähig halten, mit ihrer mehr oder weniger schönen Hand die Pistole auf die Brust setzen.

Eines noch möchten wir an dieser Stelle hinzufügen. Die Ausstellung verächtet auch die „leichten Reizungen“ nicht, welche der gewiegte Theaterpraktikus Heinrich Laube, dessen Denkmal in seiner schlesischen Vaterstadt Sprottau, nebenbei bemerkt, sehr lange auf sich warten läßt, wie sein „Wiener Stadttheater“ ausstattete, und eine solche Reizung bietet, außer verschiedenem anderen Humbug die plastische Nachbildung des „Hohen Marktes“, wo in unwordenklicher Zeit das Castrum der römischen Legionen stand, eine Nachbildung, die freilich nicht weiter zurückgehen konnte, als zu dem ältesten vorhandenen Plan und uns den damaligen Pranger, das „Narrenküttel“ und die „Schramme“ zeigt, in Mitten der aus Holz aufgebauten, nach den Originalen getreu übermalten und Abends in allen Stockwerken — allerdings im schreienden Anachronismus — elektrisch beleuchteten Häuser und Häuschen von damals. Mitten auf diesem Plage nun, und deshalb gehört seine Erwähnung hierher, ist ein Hanswursttheater aufgeschlagen, und die Interpreten des lieben alten Hanswursts und des daneben laufenden Müpels werden zwei Schauspieler sein (Gottselben und Sträuser), die einst die Säulen des jetzt in ein „Volkstheater

im k. k. Prater“ ungetauften „Fürsttheaters“ waren. Eine Pantomime „Die Geburt des Hanswurst“ wird das Hohe Markttheater eröffnen, dann aber wird dasselbe und zwar — „der erste Fall in unserm Hause“ — bei freiem Eintritt, in täglich zwei und Sonntags sogar drei Vorstellungen, Volksstücke und Possen bringen, und so hat denn auch Wien seine, allerdings sehr unblutigen „Circenies“, vorläufig ohne Prot.

Wir kommen jetzt, nachdem wir das Theater absolviert haben, zum Capitel Musik.

Für die Musikaufführungen sind zwei Musikhallen, eine große und eine kleine, gebaut. Die kleine Halle ist wesentlich für den Liedervortrag und für die Kammermusik, dann aber auch für die historischen Concerte und zwar für diejenigen derselben bestimmt, bei welchen auch die betreffenden historischen Instrumente zur Verwendung gelangen. Die große Halle — beide sind übrigens elektrisch beleuchtet — faßt, im Parterreräum, in Logen (darunter eine Hofloge, eine Präsidialloge und eine Fremdenloge) und auf den Galerien 2000 Personen. Die für die Aufführungen bestimmte Tribüne kann bei größeren Productionen in ein amphitheatralisches Podium umgewandelt werden und hat dann Raum für 150 Musiker resp. für 300 Sänger. Die große Halle dient den volkstümlichen und den Eliteconcerten. Wöchentlich finden drei oder vier Aufführungen klassischer sowohl als moderner Musik statt, und es gilt als Grundjatz, daß die vorzuführenden Compositionen aus der klassischen Zeit vorwiegend das weniger Bekannte bringen und daß die Vorführung der Novitäten einerseits den musikalischen Gesichtskreis des Publikums zu erweitern und andererseits junge Talente zu fördern hat. Die Eliteconcerte werden von berühmten Componisten und Dirigenten geleitet, und außerdem hat eine lange Reihe in- und ausländischer Lieddichter ihre noch nicht veröffentlichten Werke der Ausstellung zur Verfügung gestellt, und diese Werke werden dann — eine weitere „leichte Reizung“ — vor den Augen des Publikums gesetzt und gedruckt und zu einem Hefte vereinigt. Von den historischen Concerten sind, außer den schon erwähnten Concerten in der kleinen Halle, sieben in Aussicht genommen, je eines für das deutsche Lied, für das Madrigal, für Oratorien, für Scenen aus den ersten Opern von Cacciani, Monteverdi und Morolto, für Lieder und für Instrumentalmusik. Die historischen Concerte beginnen mit einem christlichen Volksgefang (Gregorianischer Choral oder deutsches Kirchenlied) und werden dann kirchliche Werke des a capella-Styls aus dem 15. bis zum 17. Jahrhundert bringen. Der Schwerpunkt des Ganzen aber liegt in den Concerten des unter der Leitung Grädeners (vom Conservatorium) aus einer stattlichen Zahl wirklicher Künstler zusammengestellten besonderen Ausstellungsorchesters. Diese Concerte bringen wöchentlich zwei Mal, und in der Regel auch am Sonntag, Symphonien und haben — denn man hofft, das Orchester auch über die Ausstellung hinaus beisammen halten zu können — vor allen Dingen den Zweck, die klassische Musik, die bisher nur in kleineren Kreisen gepflegt wird, populär zu machen und in Wien einzubürgern. Bei den volkstümlichen Concerten werden übrigens, nach dem Muster anderer großer Städte (z. B. Berlins), statt der Bankreihen Sessel und Tisch aufgestellt, damit dem verehrungswürdigen Publikum auch Gelegenheit geboten sei, nicht bloß geistige Genüsse zu schlürfen, sondern auch in Bequemlichkeit seines Leibes zu pflegen. Das Alles geschieht in geschlossenem Raume; die Militärconcerte aber finden im Freien statt. Wohl sind dazu massenhaft nicht bloß deutsche, sondern auch französische, belgische, englische, italienische, russische und sogar türkische Capellen — alle „in Uniform“, meldet verheißungsvoll das Programm — angekündigt, aber sicher ist einstweilen nur das Kommen der allerdings vorzüglichen Capelle des badischen Leibregiments, die in Deutschland schon seit längerer Zeit mit ihren alten Märschen auf den alten Instrumenten herumzigeunert und in glänzendster Weise die Entwicklung der Militärmusik zu Gehör bringt. Uebrigens arbeitet auf dem Gebiete der Entwicklung der Musik überhaupt die Ausstellung in fast erschöpfender Weise. Wir sehen in ihr alle möglichen Tasten-, Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente, sogar Holz- und Strohinstrumente aufgehäuft.

Um die eigentliche Ausstellung schlängeln sich, gleich Arabesken, alle erdenklichen Allotrien. Es wimmelt namentlich von guten und schlechten Portraits und von Auto-

graphen mehr oder weniger berühmter Dichter, Componisten, Dramaturgen, Capellmeister, Kritiker, Intendanten, Directoren, Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängeriinnen, und man muthet uns sogar ein Interesse für bildliche Darstellungen „hervorragender Momente“ in ihrem Leben zu, ihrer Geburts- oder Wohnhäuser, ihrer Arbeits- oder Studirzimmer und — das Alleräußerste für „bemerkenswerthe Gegenstände ihres Besitzes“. Da sind am Ende noch die ebenfalls reichlich ausgestellten Lizenzgesuche und die marktichreierischen Anschlagzettel moderner Schauspielertruppen und die Theaterzettel der Erstlingsaufführungen stehender Bühnen interessanter, wie Zettel aus dem Jahre 1688, also 260 Jahre alt, mit der Ankündigung einer Faustvorstellung. Die Krone aller Ausstellungsobjecte aber ist unbedingt der berühmte „Papyrus Erzherzog Rainer“, der denn auch unter militärischer Bedeckung und in einer eisernen Kassette in die Rotunde gebracht wurde und von eigenen Wächtern Tag und Nacht gehütet wird.

Zum Schluß nur noch das Eine. Bei dem hohen und in einzelnen Fällen geradezu unschätzbaren Werth, den die Ausstellungsgegenstände repräsentiren, ist für die Sicherung des gesammten Ausstellungsterrains pflichtgemäß die peinlichste Sorgfalt angewendet. Das ganze Terrain, ausschließlich natürlich der Rotunde, ist von automatischen Feuermeldern durchzogen, die gleichzeitig mit Telephoneinschaltung versehen sind, und in jedem Wächteranon befinden sich, je nach dem Umfange des Anons, größere oder kleinere Alarmglocken, auch diese mit telephonischer Verbindung. Es sind vier von einander unabhängige verschiedene Melde- und eben so viele Alarmlinien vorhanden, zwei in, zwei außerhalb der Rotunde, jede Linie mit zwanzig, also im Ganzen mit achtzig automatischen Meldern ausgerüstet. Das Theater und die Musikhallen sind besonders versichert.

Schon seit dem ersten April functionirt in der Rotunde ein Post- (Brief- und Fahrpost) und Telegraphenamt, beides für den gesammten Aufgabe- und Abgabedienst. Und da Voricht die Mutter der Weisheit ist, so wird demnächst eine, mit ein paar Geldgewinnen als Lockvögel an der Spitze aufgeputzte Effectenlotterie (eine Million Loose, das Stück zu fünfzig Pfennigen) etablirt werden, und man wird das Ergebnis brauchen können, denn es wird ziemlich cavaliermäßig gewirthschaftet. Für die Bequemlichkeit und den Comfort der Besucher geschieht übrigens alles Mögliche. Im frequentesten Theil der Ausstellung wird ein Fremdensalon und ein Damenboudoir eingerichtet: man kam dort — Alles liegt bereit — seine Correspondenz erledigen, Depeschen befördern, Geld wechseln, Chefs oder Creditbriefe incassiren, die telegraphischen Curse aller Börsenplätze einsehen (die „Vänderbank“ hat dafür eine Filiale errichtet) und findet endlich „die Blätter der ganzen Welt“ aufgelegt, d. h. bescheidener und zugleich richtiger: Blätter aus allen Theilen der Welt. Außerdem sind sprachkundige Beamte aufgestellt, welche über die bequemsten Eisenbahnzüge zur Heim- oder Weiterfahrt Auskunft ertheilen und welche sogar die Reisebillets lösen und das Reisegepäck auf die Bahn befördern. Alles das, unglaublich aber wahr, ganz unentgeltlich.

Nicht im Zusammenhang mit der Ausstellung, sondern nur aus Anlaß und während der Ausstellung, wird hier ein Congreß der glatt rasirten deutschen Bühnenkünstler tagen und es wird bereits angedeutet, daß es sich wohl geziemen möge, ihnen zu Ehren etwas Besonderes zu veranstalten. Nun, will man absolut in solcher Weise den Größenwahn jener Herrschaften noch höher steigern, so mag es geschehen. Aber hoffentlich nicht aus dem Säckel der Stadt Wien und nicht aus der Kasse der Ausstellung.





## Illustrierte Bibliographie.



Bislat and der Umgebung von Tetuan.

**Timbuku. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan.** Von Oskar Venz. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. Leipzig, F. A. Brodhaus.

Trotz der Nähe von Europa ist das Innere von Marokko bis in die neueste Zeit hinein im Wesentlichen eine terra incognita geblieben; erst der Reise des französischen Vicomte de Foucauld über den Atlas bis Südmarokko und den Forschungen seiner Landsleute Deventer, Teisserenc de Bort, Palot, denen die Deutschen Jannasch und Soller sowie der Engländer Joseph Thompson anzureihen sind, verdanken wir eine befriedigendere Kenntniss des Landes. In den letzten Jahren hat Marokko und dessen Hinterland jedoch nicht nur die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen, sondern auch die der politischen Welt erweckt — wie ja auch immer mehr und mehr wissenschaftliche und politische Bestrebungen bei den Expeditionen in außereuropäische Länder nebeneinander verfolgt werden. Schon 1884 sagte Venz am Schlusse seines jetzt in neuer Auflage vorliegenden Werkes, daß „die zu rein wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen immer seltener werden und daß fast jede der neueren Unternehmungen einen politischen oder praktischen Hintergrund“ hätte. „Die Reisen der Deutschen,“ behauptete er, „bewahren noch am meisten den wissenschaftlichen Charakter, während die Expeditionen der Franzosen, Engländer und neuerdings auch die der Italiener und Spanier vorherrschend politischer Natur sind.“ —



stadt im Sudan: Timbuktu zu erreichen und genau kennen zu lernen; ihm gelang es. Der Brite Mungo Park (1805) war bei diesem Versuch gescheitert; sein Landsmann Laing (1826) nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen aus Timbuktu ausgewiesen und auf der Rückkehr ermordet worden; der Franzose Caillié (1828) während seines vierzehntägigen heimlichen Verweilens in Timbuktu an genauerem Beobachten verhindert worden. Nur einem Europäer war es vor Lenz geglückt, Timbuktu von Osten zu erreichen und längere Zeit, vom September 1853 bis Juli 1854, in der Stadt und Um-



Marokkanische Jüdin im Prachtgewande.  
Aus: Timbuktu. Von Oskar Lenz. Leipzig, F. A. Brockhaus.

gebung zu weilen: Heinrich Barth. Ihm folgte dann 1880 Oskar Lenz, der damit eine That im vollsten Sinne des Wortes vollbrachte. Er war dann der Erste, welcher von Timbuktu aus nach Senegambien gelangte und so bewies, daß die Handelsstadt im Sudan sowohl von Norden her, wie vom Senegal erreichbar ist.

Auf die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise genauer einzugehen, ist jetzt nicht mehr am Plage; bekanntlich ist — um nur an Eins zu erinnern — durch Lenz mittelst

der während seiner Reise durch die westliche Sahara angestellten Aneroidbeobachtungen, die Anschauung, daß dieselbe unter dem Niveau des Weltmeeres liege, endgiltig als Irrthum erwiesen worden. Ferner hat Lenz in seinem Werke manchen beachtenswerthen Beitrag für seine Ansicht geliefert, daß der Ursprung der Sahara nicht auf directen Klimawechsel, sondern auf Entwaldung zurückzuführen ist.

Besondere Beachtung darf die Schilderung der ethnographischen und politisch-administrativen Verhältnisse Marokkos beanspruchen; und was Lenz in dem Schlusskapitel über „Islam und Afrikaforschung“, über „Europäer und Eingeborene“ sagt, erweckt gerade jetzt ein eigenes Interesse. Aus der Charakteristik des Islam möchten wir einige Sätze herausheben: „Zwar zeigen fast alle Religionen das Bestreben, die weltherrschende zu werden, und nur die Mittel dazu sind verschieden, aber keine hat sich dieser Aufgabe in rücksichtsloserer Weise zu entledigen gesucht, als der Islam . . . Der Islam verlangt die Weltherrschaft und war zweimal nahe daran, etwas Derartiges zu erreichen: einmal im 8. Jahrhundert und dann im 16. Er wurde über die Pyrenäen und die Donau zurückgedrängt, und gegenwärtig, wohl schon seit Anfang dieses Jahrhunderts, führt er in Europa wenigstens nur eine klägliche Scheinexistenz . . . Der Islam hat scheinbar etwas Imposantes, wenn er in seiner ganzen Größe und Kleinheit dasteht, aber sowie er sich nur zu irgend einer Concession gegenüber der modernen Cultur hergiebt, wird er zur lächerlichen Caricatur. Derselbe muß sich principiell völlig ablehnend gegenüber dieser Cultur verhalten, er will und darf dieselbe nicht acceptiren, und von diesem Gesichtspunkte aus verschließen sich die Mohammedaner dem Eindringen abendländischer Gmiffäre.“ — Aus diesem Gefühl heraus erklärt sich der religiöse Fanatismus der Mohammedaner, der im Bunde mit der dem Morgenländer anhaftenden Habgier so zahlreiche Opfer von Europäern bis in unsere Tage hinein gefordert hat.

Ueber den Aufstand des Mahdi schrieb Lenz im Jahre 1884:

„Und auf was anderes läßt sich der neueste Aufstand des Mahdi, des falschen Propheten, im ägyptischen Sudan zurückführen, als auf einen neuen Versuch des Islam, sich der modernen Cultur und damit seines Zusammensturzes zu erwehren? Es wäre ein großes Unglück für Aegypten, das bereits sehr viel von der Cultur des Westens acceptirt hat, wenn dieser Aufstand größere Dimensionen annehmen und nicht bald unterdrückt werden sollte; denn unter der Fohne des Mahdi vereinigen sich alle reactionären Elemente, die ihre Hoffnungen auf die Alexandriner Affaire gesetzt hatten und durch das energische Einschreiten der Engländer enttäuscht worden sind; und es wäre traurig, wenn ein fanatischer, heutigetiger Narr oder Betrüger das Alles wieder zerstören sollte, was durch die aufreibende Thätigkeit der christlichen Missionare und Verwaltungsbeamten, worunter Deutsche und Oesterreicher einen hervorragenden Antheil nehmen, geschaffen worden ist.“

Nicht mangelnd erscheint es uns im Hinblick auf die schwächliche Empfindsamkeit, die sich noch vielfach in der Beurtheilung colonialer Fragen bei uns bemerkbar macht, die Ansichten Lenz' wiederzugeben, die sich mit denen berühren, welche kürzlich Paul Reichard in seinem Werk über Deutsch-Ostafrika geäußert:

„Es giebt gewiß Leute genug, die das Vorgehen der Europäer gegenüber den eingeborenen oder eingewanderten Völkern anderer Erdtheile für ein Unrecht erklären. Man solle die Naturvölker in ihrer idyllischen Unschuld lassen und sie nicht mit den Bedürfnissen unseres Culturlebens bekannt machen, vor Allem aber solle man ihnen nicht ihr Land wegnehmen. Die stets ruhig und gleichmäßig fortschreitende Cultur kümmert sich um solch sentimentale Politik nicht; wer sich den allgemeinen Gesetzen des Fortschritts zu widersetzen versucht, muß unterliegen, in einem solchen Falle sind die mohammedanischen Staaten der Mittelmeerländer. Das civilisirte Europa kann unmöglich zusehen, wie diese so geeigneten Erdstriche, in denen schon vor Jahrtausenden sich eine so wunderbare Cultur entwickelt hat, unter dem theokratischen Régime des Islam zu Grunde gehen . . . Unser Zeitalter wird sicherlich den Zusammenbruch all dieser verrotteten Verhältnisse an der Mittelmeerküste Afrikas erleben, und glücklich die Nationen, die zur rechten Zeit sich einen großen Einfluß in diesen werthvollen Ländern zu verschaffen wissen.“

Wie schon erwähnt, hat die Verlagshandlung, den Preis für das werthvolle Werk Lenz' bedeutend herabgesetzt; während die erste Auflage 24 Mk. kostete, kann man die vorliegende zweite (unveränderte) Auflage für den überaus mäßigen Preis von 8 Mk. erwerben! Dieser Umstand wird der Verbreitung des Werkes gewiß in wünschenswerther Weise Vorstüb leisten.

## Neue Werke von Felix Dahn.

Molandin. Erzählung in Versen. Leipzig 1891. Odhins Rache. Erzählung. Leipzig 1892. Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (VII). Leipzig 1890.

Jugend-Gedichte. Zweite durchgesehene Aufl. der „Ersten Sammlung“. Leipzig 1891.

Keiner unserer Dichter beherrscht die Kunst der gebundenen Rede mit größerer Meisterschaft als Felix Dahn: seine Werke, schon die der frühen Jugend, zeigen stets Sicherheit in der Reimtechnik und in der Verwendung schwieriger Maße. So ist es auffällig und ist es schade, daß er diese Kraft in keinem der kleinen Epen genutzt hat, die in den letzten Jahren geschaffen sind. Der Stoff dieser Dichtungen forderte doch gewiß dazu auf. Aber die Leute wollen heute — abgesehen von den stichometrisch gedruckten Worten Julius Wolffs — keine Verse. Diesem Vorurtheile müßten die Dichter kein Zugeständniß machen, sondern kämpfend begegnen; und zu solchem Kampfe hat Dahn eine siegesichere Waffe geschmiedet, den „Molandin“. Es ist ein Sang, der Ruhe und Schönheit athmet, ein hohes Lied von Liebe und Treue und Heldenherrlichkeit.

Der Stoff des Epos ist frei erfunden: weder von einem Molandin noch von einer Jolanthe ist in der Karlsage die Rede; aber der Gedanke, den großen Helden nicht nur Vorfahren, sondern auch Nachkommen zu erfinden und sie in Sang und Sage zu preisen, ist nicht neu. Held Molandin, der Sohn des Roland und der Alda, ist von dem alten Kaiser Karl entandt, daß er für König Ludwig um Jolanthe, die Tochter Olivers, werbe. Der Muntschay ist gegeben, die Braut ist nach gutem Rechte des Königs. Molandin aber übt Verrath: er entführt die geliebte Jolanthe auf sein sicheres Felsenichloß Hautegarde hoch oben in den Pyrenäen. Ein Priester wird gezwungen, die Ehe zu schließen. Ganz sich selbst gegeben, leben die liebenden Gatten Tage der Wonne. Da kommt böse Stunde: die Sarazenen, nicht mehr durch Furcht vor Molandin zurückgehalten, sind mordend und brennend in das Frankenreich gebrochen, sie haben Kaiser Karl mit Uebermacht geschlagen und das Heer der Franken bei Narbonne eingeschlossen. In Molandin erwacht die alte Kampflust und Treue. Mit Bindeseile trägt das Roß ihn und Jolanthe den Bedrängten zu Hilfe: er reißt die Franken mit sich fort in die Schlacht, die Feinde werden mit kühnem Streiche gefällt, der Sultan wird getödtet. Doch schlimmer Dank erwartet den Sieger. Nach Franken Recht und Sazung ist Molandin durch seine Meinthat dem Tode verfallen, und kein gerechter Spruch des Kaisers kann ihn retten. Die Sarazenen haben ihre Streitkräfte wieder gesammelt und sind zu neuem Ansturm bereit: da schwingt sich Molandin mit Jolanthe zu Roß, der Sieg wird gewonnen — sein Opfer ist das Paar, durchbohrt von tödtlichen Pfeilen.

Diesen frei erfundenen Stoff hat Dahn zu einer in Aufbau und Form vollendeten Dichtung gestaltet. Wer freilich erwartet, daß den Anschauungen des 9. Jahrhunderts Rechnung getragen sei, oder auch nur, daß die Stimmung des deutschen Rolandsliedes und seiner Quellen sich wiederspiegele, der wird enttäuscht sein. Ob ein solches Verlangen berechtigt wäre, darüber läßt sich streiten; Mancher wird es kleinlich, pedantisch nennen. Dahns Sang schließt sich an viel jüngere Muster an: die Erzählung erinnert uns oft an die Glanzzeit des mittelhochdeutschen Epos, die reichen Mäthen lyrischer Dichtung sind in Gedanken und Form romanisirend, und der schöne Hymnus — der freilich in der vorliegenden Gestalt und Anwendung vor dem 11. Jahrhundert nicht denkbar wäre — bezeugt die Herrschaft über das spätlateinische. Wenn Dahn die nur in Kampf und Glauben großen Helden des alten Rolandsliedes weicherer Gefühle fähig erscheinen läßt, wenn er dem Wunderglauben weniger Bedeutung beimißt, so trägt er vermittelnd dem Geschmacke seiner Leser in berechtigter Weise Rechnung; in einem andern Punkte aber wäre engerer Anschluß an die Chanson de Roland dem Werke zu Gute gekommen: die gewaltige, ich möchte sagen starre Größe des alten schweigenden Kaisers wäre dann zur Geltung gelangt. Dahns Karl redet manch schönes, kraftvolles Wort. Herrlich ist der Dank an den treuen Mainz:

„Von meinen Paladinen  
Wist du mir nur geblieben!  
Dem treusten unter ihnen  
Nun lohn' ich und den Hieben,  
In denen ihr mit Schwertesstreich  
Empor gehämmert habt dies Reich,  
Das ihr mit Rath und Waffen  
Und eurem Mut geschaffen:

Das stolze Reich der Franken.  
Ein rechter Kaiser weiß zu danken!  
Mein Sohn, geboren auf dem Thron,  
Meint, dies Verdienst genüge schon.  
O weh! das ist ein bitterer Ton!  
Er schrillt mit herbster Klage  
Durch meine letzten Tage!“



Solche Worte wollen wir wahrlich nicht missen; aber der Kaiser redet auch Vieles, was wir gar nicht oder anders gesagt wünschen. Die Klage ist zu breit und kehrt zu oft wieder; der Hohnausbruch bei der Kunde von Rolandins Verrath wirkt geradezu ermüdetend: „Dein Sohn, o Roland, mich verrathen? Das ist die scheußlichste der Thaten!“ So auch das Wort an Rains: „Das wird dein letzter Dienst, ich weiß! Dann stirbst auch du, speermüder Greis!“ Ich vermute, daß wir solche matten Aeußerungen nur dem Reime zu danken haben. Vielleicht erklärt sich auch dadurch ein sonst unverständlicher Mißgriff: Der letzte Kampf Rolandins gilt einem elenden „Häuflein Mohren; sie wissen wohl, sie sind verloren, doch wollen sie sich ergeben nicht.“ Und hieran anknüpfend will ich noch einige kleine Fehler erwähnen, welche die Zeichnung der Zolanthe beeinträchtigen. Ein zartfühlendes Weib würde nie und nimmer den Kaiser an eine alte Liebe mahnen, würde auch gewiß nicht vor versammelter Menge sagen: „um einen Kuß von Rolandin . . ich thät's noch mal“ — ein Wort, das im Munde des Odhin und des Civilis berechtigt ist; auch die Worte: „frei bin ich ihm an's Herz gesprungen, frei spring ich mit ihm in den Tod“ gefallen mir nicht.

Solchen Tadel darf eine gerechte Beurtheilung des „Rolandin“ nicht verschweigen. Daß aber diese Kleinigkeiten der großartigen Wirkung des Ganzen keinen Abbruch thun, brauche ich nicht zu begründen. Mein Urtheil über das Werk fasse ich in den Worten zusammen, daß es eine der schönsten Schöpfungen ist, die uns deutscher Sang seit Jahrzehnten geschenkt hat.

Dem herrlichen „Rolandin“ verzeihen wir gern die Schuld, daß eine kleine mythologische Erzählung, die uns in diesem Jahre beschert ward, ein wenig zu kurz gekommen ist. Dahn hatte im „Skirnir“ mit feinem Takte einen eddischen Stoff umgedichtet, Hartes mildernd und Anregungen nutzend; in „Odhins Rache“ hat das schwere Waagniß nicht zu so schönem Erfolge geführt. Der Stoff trägt daran wohl größere Schuld als der Dichter. In einem Liede der eddischen Havamol erzählt uns Odhin von einem mißglückten Liebesabenteuer: „Weise wandelt zu Thoren der Liebe Macht.“ Billings Tochter will er gewinnen, sie verspricht ihm zum Abend Gewährung; doch als er naht, ist alles kampfbereit und der Weg zur Maid ihm verwehrt. Am Morgen kehrt Odhin wieder. Da findet er eine Hündin statt der Jungfrau im Schlafgemach: Schmach hat die Schlaue ihm angethan, und „Nichts ward ihm vom Weibe.“ Das ist eine kurze Einschaltung, deren feiner, in der Selbstverpottung liegender Humor trefflichen Stoff zu einer kleinen Ballade böte. Dahn hat ihn in ganz anderem Sinne gestaltet. Odhin verzehrt sich in schmerzdem Leide um Alshvit (nicht Alsvhit!), die schöne Tochter des Königs von Alfdal; die aber ist Adhals, des Königssohnes von Hpdal, ringverlobte Braut. Als Fremdling, Wegwalt geheißten, hatte der Gott in Alfdal gewelt; dem Gewaltigen kam sich der Jungfrau Herz nicht verschließen, und sie verspricht ihm die Begegnung. Odhin achtet nicht der Warnung seines Schwagers Forseti, des Rechts-gottes, noch der Schwester Wara, welche die Gide hört und den Treubruch rächt: nicht will er sich und der Geliebten durch Runenzauber Vergessen schaffen. Nächtens, da der Mond strahlend über dem Fjord steht, landet Wegwalt an stiller Stätte, wo der Fluß den Markwald durchströmt, und harret der Geliebten; da plötzlich treten ihm kämpfend ihr Bruder Alshart und Adhal entgegen. Alshvit, dem Verlobten treu, hat sich der Mutter vertraut; sie ist vom Bruder eingeschlossen worden, damit sie nicht zum Stelldichem kommen könne, doch sie entflieht mit Todesgefahr, Wegwalt zu warnen. Der aber ist im Kampfe verwundet und kehrt heim nach Asgardh, unjagbar unglücklich. Er sinnt auf Rache, doch er erkennt, daß Alshvit nicht Verrath an ihm geübt hat, sondern zu der Treue heimgekehrt ist, die sie dem Verlobten versprochen. Sehrendes Leid in der Brust, schenkt er der Geliebten durch Runenzauber Vergessen — das ist Odhins Rache.

Die Erzählung bietet große Schönheiten in Gedanken und Form: Alshvits Klage an die Mutter, ihre Begegnung mit Wegwalt, Odhins Enttäuung — das ist hohe Poesie. Aber ich glaube, daß die Gestalt des Gottes in dieser Dichtung mehr als in den früheren (Odhins Trost, Friggas Ja) der nordischen Anschauung und zugleich dem modernen Empfinden widerspricht, und daß die gewagte Hypostasirung Odhins, die sich in seiner Gegnerschaft zu Forseti und Wara ausspricht, bei nur sehr wenigen Lesern auf ein liebevolles Verständnis hoffen darf. Doch das kann uns nicht hindern, die dichterischen Schönheiten des Werkes, die selbst den rechtsphilosophischen Erörterungen nicht fehlen, dankbar anzuerkennen. — Nachträglich will ich eine störende Kleinigkeit erwähnen: Durchgehends ist für unser gutes (urgermanisches) Wort „Schwager“ fälschlich „Schwäher“ eingeführt worden; das bedeutet aber „Schwiegervater“ und entspricht lautlich genau dem lateinischen

soer. Diese Bemerkung ist um so nöthiger, als sich — dankenswerther Weise! — so manche Schriftsteller Dahns Wortschatz zum Muster nehmen.

Auch sein altbewährtes Gebiet des geschichtlichen Romans hat der Dichter nicht verlassen: hier stehen als jüngstes Werk „Die Bataver“ da. Seit dem „Kampf um Rom“ wissen wir, mit welcher Meisterschaft Dahn gerade die Berührung der Römer und Germanen darstellt: die meisten seiner Dichtungen verwerthen in großartiger Weise den Gegensatz des romanischen und germanischen Elementes. In den „Batavern“ ist der Aufstand des Civilis behandelt, jener große Krieg, den Mommsen „einen der seltensten und entseelichsten aller Zeiten“ genannt hat. Es ist begreiflich, daß die Dichter sich bisher an diesen bedeutenden Stoff so selten gewagt haben: der Vorwurf ist einer der gewaltigsten, aber auch der schwierigsten, die sich denken lassen, denn die Ereignisse sind so verwickelt, der kleinen Kämpfe und der Meutereien, die in der Erzählung wenig Abwechslung bieten, aber doch unerläßlich sind, giebt es so viele, daß ihre Gruppierung um einen Mittelpunkt unendlich schwer ist. Dahn ist es gelungen, die Fäden mit einander zu verknüpfen.

Die römischen Krieger in Germanien und Gallien, größtentheils Angehörige dieser Lande, waren binnen wenigen Monaten Soldaten des Nero, des Galba, des Vitellius, des Vespasian. Vitellius wollte die batavischen Truppen nach Italien senden; mit deren Führer Civilis aber knüpften Beauftragte des Vespasian Verhandlungen an: die Legionen sollten durch eine Insurrection in Germanien zurückgehalten werden. Civilis entzündete den Aufstand, jedoch mit der geheimen Absicht, die Römer aus dem Lande zu schlagen. Das Glück war ihm günstig, vor Allem da im römischen Heere, das unter Befehl des schwachen Hordeonius Flaccus und des Vocula stand, Meutereien ausbrachen, und da zugleich die Treverer Classicus und Sabinus ein gallisches Reich errichteten, um die Römerherrschaft für immer abzuschütteln. Da übertrug Vespasian dem fähigen Petillius Cerialis den Oberbefehl: Gallien ward schnell zurückgewonnen, und nach verzweifelmtem Widerstande ward auch der tapfere Civilis, da er seiner eigenen Leute nicht sicher war, besiegt: die Priesterin Veleda ward als Gefangene nach Rom gebracht. Was wir über diese Dinge durch Tacitus und Cassius Dio erfahren, das hat Dahn zur historischen Grundlage seines Romanes gemacht. Das Werden und Zerfallen des Bundes germanischer Völker mit allen unerläßlichen Kleinigkeiten ist in geistvoller, dichterischer Weise ausgeführt und um Civilis als Helden gruppiert. — Brumo, das tapfere Haupt der Stammeseraten, und sein Bruder Brumobrand, der Frieze Mlemer und der Markomanne Sido drängen zum Abfall, doch Civilis ist den Römern treu. Selbst als Statthalter die Kunde bringt, daß sie ihn mit Mordank gelohnt und schändlich seinen Bruder und seinen Sohn gemordet haben, bleibt er standhaft: trifft es doch nur seine Sippe, nicht sein Volk; da er aber hört, daß sie die Verträge gebrochen haben, zerreißt er alle Bande und rüstet zum Kriege. Auch die edle Priesterin Veleda im Lande der Brukterer, die weit und breit mit frommer Scheu verehrt wird, treibt zum Kampfe. Civilis beredet mit dem Legaten Hordeonius den Uebertritt zu Vespasian, den Anschein erweckend, als richte sich sein Plan gegen Vitellius, nicht gegen Rom. Auf dem Allbing zur Sommerjohannwend verbünden sich die Stämme zu gemeinsamer Empörung und erheben Civilis auf den Schild. Gallien schließt sich an. Die Treverer Classicus und Julius Sabinus, Julius Tutor und der Oberbruide Gutruat haben ein großes gallisches Reich gegründet — ein phantastisches und aussichtsloses Unternehmen, da die unfähigen, in Leppigkeit und Wohlleben verkommenen Schöpfer nur ihren persönlichen Vortheil verfolgen. Ihnen gegenüber hat Rom kein schweres Spiel. Der Feldherr Cerialis ist ein tapferer und fähiger, aber gewissenloser Mensch, der vor keiner Schande und Grausamkeit zurückschreckt, wenn es die Befriedigung seiner Lüste oder Gewinn gilt; er ist zum Tode verurtheilt, doch ist ihm Vergnadigung versprochen, falls er siegt. Die Gallier haben die Alpenpässe in wahrwüzigem Leichtsinne unbelegt gelassen: der gallische Kaiser Sabinus, der Gatte der frommen Christin Epponina, ergiebt sich den Freuden der Liebe mit Claudia Sacrata, der Gemahlin des Gutruat, anstatt seiner Feldherrnwürdigen zu gedenken. Cerialis zieht über Mainz, Bingen und Trier nach Langres, dem gallischen Hauptquartier. Hier kommt es zur Schlacht. Während der römische Feldherr, um zu einem Stelldichein mit der buhlerischen Claudia Sacrata zu eilen, den Oberbefehl abgegeben hat, bricht Civilis, der sein Heimatland von Feinden gesäubert und sich mit den Galliern vereinigt hat, in das römische Lager ein: er siegt, kann aber die zügellosen Truppen nicht zusammenhalten. Cerialis erscheint und besiegt in furchtbarem Kampfe die Gegner. Die Germanen fliehen, und das Verderben folgt ihnen. Civilis wird verwundet, und sterbend läßt er seinen Sohn Merovech schwören, Einheit und Zucht und

Gehorsam zu wecken und dann das tapfere Schwert des Vaters der Befreiung seines Volkes zu weihen. Veleba wird nach Rom geführt, daß sie im Triumphzuge als die besiegte Germania einherzöge; sie aber stürzt sich in die Wellen des Tiber, und der Strom trägt die Todte fort in's freie Meer.

Aus dieser kurzen Skizze mag man ersehen, mit wie großem Geschicke der Stoff bewältigt ist. Von der geschichtlichen Ueberlieferung weicht Dahm nur ab, wo es durchaus nothwendig ist: z. B. kann Claudius nicht in seiner historischen Größe erscheinen, weil damit das Interesse vom Helden Civilis abgelenkt würde. Je enger der Anschluß an die Geschichte, desto bewundernswürdiger ist die Composition. Sie ist mustergerichtig. Wenn uns hier und da die Anschläge und Kämpfe zu viel erscheinen wollen, so ist das nicht die Schuld des Dichters, sondern ein kleiner Nachtheil des großartigen Stoffes. Und wie die Composition, so ist auch die Ausführung im Einzelnen hohes Lobes werth. Nur einige wenige Kleinigkeiten habe ich auszuweisen: die Art und Weise, wie dem verwundeten Natwald die Kunde von den Vorgängen in Rom abgefragt wird, hat trotz der genügenden Begründung etwas Gemachtes; das Zwiegespräch zwischen Vespasian und Cerialis ist in mehreren Punkten, namentlich wo es sich um Hochverrath handelt, unwahrscheinlich; das Lagerleben der Bataver und Brinnobrand's Kampf gegen die Wurmmaschine sind etwas zu matt, zu gemüthlich dargestellt. Aber damit ist auch aller Tadel erschöpft. Im Ganzen wie im Einzelnen ist Leben und echte Poesie. Die Gestaltungskraft des Dichters hat Großes geleistet, indem sie aus dem kurzen Berichte über die Veleba ein herrliches lebensvolles Bild geschaffen hat; mit feinem Sinn ist die Erscheinung des jungen Tacitus geschildert; durch die Erzählung von der treuen Eponina ist ein wirkungsvoller Gegensatz zur Claudia gewonnen; ein Meisterstück ist die Zeichnung des Cerialis, des Tutor, des Brinnobrand. Dramatisches Leben herrscht in Allem, in den Charakteren und in der Scenerie. Die Schilderung des Alldings und des Tiusfestes enthält vielleicht mehr des Unwahrscheinlichen als des Glaubhaften, aber ich schätze sie dennoch hoch. Sie leistet im Kleinen, was die Gesamtheit der historischen Romane Dahm im Großen erreicht: sie weckt Liebe und Begeisterung für das deutsche Alterthum.

Den „Batavern“ sind einige Gedichte angehängt; sie zeigen, wie einzelne Gedanken und Gestalten des Romans schon in den Jugendballaden des Dichters auftauchen. Auf die gesammelten Jugendgedichte werden wir zurückkommen; die Fortsetzung dieser neuen Auflage wird uns auregen, das Werden des Dichters zu verfolgen. ts.

## Bibliographische Notizen.

### Deutsche Volks- und Kulturgeschichte für Schule und Haus.

Von Dr. Karl Biedermann. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann.

Dem Buche sind lobende Urtheile von berühmten Personen und Fachzeitschriften vorgebracht, denen wir uns im Allgemeinen gerne anschließen. In der Hand eines kundigen Lehrers kann es für Auswahl, Begrenzung und Behandlung des kulturgeschichtlichen Stoffes in der Schule ein vortreffliches Hilfsmittel sein; ob es aber zur Lectüre für selbst reifere Schüler geeignet ist, scheint zweifelhaft. Es dünkt uns, als ob David Müllers „Geschichte des deutschen Volkes“ in ihrer packenden, warmen und patriotisch erhebenden Darstellung immerhin mehr geeignet sei, die Herzen unserer Jugend für des eigenen Vaterlandes Entwicklung und Größe zu begeistern. — Wer jedoch, ohne besondere Fachkenntnisse zu besitzen, sich in aller

Kürze über eine Frage der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen unseres Landes in historischer Weise unterrichten will, wird bei der klaren Anordnung des Biedermann'schen Buches sich schnell und sicher belehren können. Somit wird es auch seinen weiteren Zweck, dem deutschen Hause zu dienen, gewiß erfüllen. wd.

**Aegypten und Assyrien.** Geschichtliche Erzählungen für Schule und Haus von Gaston Maspero. Uebersetzt von D. Birnbaum. Mit 190 in den Text gedruckten Abbildungen und Zeichnungen von Faucher-Gudin. Leipzig, Verlag von W. G. Teubner.

Der hervorragendste französische Forscher, der unter den bedeutendsten Aegyptologen der Gegenwart mit an erster Stelle genannt werden muß, hat in diesem Buche seine Forschungen über die ältesten Culturländer auch dem weiteren Publikum zu-

gänglich gemacht. Die Aegyptologie ist eine Domäne für einen nur kleinen Gelehrtenkreis, und der weitere Kreis der Gebildeten würde ohne die Übersichten Romane und — sit venia dicto — ohne Wilhelmine Buchholz vielleicht nicht viel von dem alten Nillande wissen.

Hier nun wird auf sicherem, wissenschaftlichem Hintergrunde ohne Romanform, aber in fesselndem Pseudotone das Leben der Aegypter und Assyrer geschildert, wie es sich in allen seinen Ausprägungen in Familie, Gemeinde und Staat, in Krieg und Frieden, in Trauer und Freude abgepielt haben muß. Das sind wirkliche, lebensvolle Gestalten, die vor unserem Geiste aufstehen, sie haben alles Mumienhafte abgestreift und machen uns begreiflich, daß sie Repräsentanten einer Kultur sind, von der selbst die Griechen ihre erste Anregung empfangen haben. — Das Buch sollte in keiner Büchersammlung für gereifere Schüler fehlen und wird auch jeder Familienbibliothek nur zur Zierde gereichen.

wd.

**Im Osten Berlins.** Ein sozialistischer Roman. Von Gust. Heinr. Schmedeck. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die sociale Frage zu lösen, indem man auf breite Schichten des Volkes durch die Literatur zu wirken versucht, dürfte wenig Erfolg verheißen. Vor Allem rechnet der Verfasser obigen Buches mit völlig veränderten Verhältnissen, unter denen er socialistische Literatur, welche das Volk zur gesunden Auffassung seiner Lage erziehen soll, verbreitet wissen will. Dann aber muß bemerkt werden, daß die Kost, welche der Verfasser bietet, eine recht schmale ist. Sein Können bleibt weit hinter seinem guten Willen zurück. Seine Schilderung ist verfehlt, seine Charaktere sind ohne Rückgrat, sprunghaft entwickelt, seine Menschenkenntniß ist mangelhaft, kurz, seine Erzählung verräth in Allem den unsicher tastenden Anfänger. Uebrigens ist der Roman nicht frei von Flüchtigkeiten. Als Tendenzwerk ist er gut gemeint, aber verfehlt, als Kunstwerk ungenügend.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Allgemeine Theater-Revue für Bühne und Welt.** Herausg. von Max Henze. 1. Jahrg. No. 1. Berlin u. Leipzig, A. H. Fried & Cie.  
**Bergmann, J.**, Geschichte der Philosophie. Erster Band. Die Philosophie vor Kant. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.  
**Blum, H.**, Auf dunklen Pfaden. Heltene und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. Berlin. Gebr. Paetel.  
**Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons.** Herausg. v. J. Winter u. A. Wünsche. Lieferung 4. Trier, S. Mayer.  
**Freie Kritik.** Heft 3. Ludwig Anzengruber: „Der Meinoidbauer“. Leipzig, Litor. Anst.  
**Fastenrath, J.**, Die Pyronien, Trilogie. Nach dem Catalanischen des Victor Balageur im Versmaß des Originals. Leipzig, C. Reissner.  
**Goncourt, E. de**, Die Brüder Zomganno. Roman aus dem Circusleben. Deutsch von Signor Domino. Berlin, S. Fischer.  
**Gwinner, W.**, Goethes Faustidee. Nach der ursprünglichen Conception aufgedeckt und nachgewiesen. Frankfurt a. M., Jos. Baer & Co.  
**Hamann, O.**, Entwicklungslehre und Darwinismus. Mit 16 Abbildungen. Jona. H. Costenoble.  
**Hayem, A.**, Wahrheit und Schön. Mit einem Briefe von Alexander Dumas. Aus dem Französischen. Leipzig, Duncker & Humblot.  
**Himmel und Erde.** Illustr. naturw. Monatschr. IV. Jahrg. Heft 6 u. 7. Berlin. H. Paetel.  
**Hopfen, H.**, Helga. Schauspiel in fünf Acten. Berlin, Gebr. Paetel.

**Jaensch, Th.**, Aus Urdas Rom. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebensforschung. Berlin, Verein der Bücherfreunde.  
**Koehle, B.**, Aus einsamen Stunden. Dichtungen. Grossenhain und Leipzig. Baumert & Ronge.  
**Kohlrausch, E. u. A. Marten**, Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten. 4. Aufl. Hannover, C. Meyer.  
**Meyers kleiner Hand-Atlas.** Mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Konversations-Lexikon, zusammengestellt in 100 Kartenblättern und 8 Textbeilagen. Lieferung 1. Leipzig, Bibliogr. Institut.  
**Nöldeke, Th.**, Orientalische Skizzen. Berlin, Gebr. Paetel.  
**Rehstab, H. F. L.**, 1812 oder die Hächer des Kaisers. Roman. Heft 23-29. Weimar, Schriftenvortriebsanstalt.  
**Schillers Briefe.** Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale. Herausg. und mit Anmerkungen versehen von Frau Jonas. Lieferung 1-3. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.  
**Spitta, Ph.**, Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. Merlin, Gebr. Paetel.  
**Torresani, C.**, Baron, Schwarzgelbe Reitergeschichte. Zweite vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson.  
**Troll-Borostyáni, J. v.**, Aus der Tiefe. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleffische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892<sup>er</sup>. Frische Füllung. 1892<sup>er</sup>.

Täglicher Versand

## Quellen

und  
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 <sup>20</sup> R
Mühlbrunn .	40
Schlossbrunn	41 <sup>8</sup>
Theresienbrunn	47 <sup>1</sup>
Neubrunn . .	47 <sup>3</sup>
Marktbrunn .	34 <sup>5</sup>
Felsenquelle .	47
Kaiser-Karl-Qu.	33 <sup>4</sup>
Kaiserbrunn .	39 <sup>1</sup>

— † —

Karlsbader  
**TRINKKUR**  
im  
**Hause**

## Quellen- Producte

KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisirt.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Selze.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

## Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

---

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen  
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und  
Krügen:—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.







YD 07281

748122

AP30

NS

121211

**THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY**

